Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Ein-und-zwanzigster Jahrgang.

1836.

BIBLIOTH. BREMENSIS

Bremen,
gedruckt und verlegt bei Georg Jöntzen, Catharine-Straße Nro. 36.

Universität Bremen
Bibliothek

Fc 9431 – 1834

Inhalt.

Nro. 1. Ausprägung. — Der Untergang eines Schooners. — Ueber den Wechsel der theologischen und philosophischen Systeme (Fts.). — Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte. — Schwere Wahl. — Polarthiere. — Grübeln. — An die geistigen Wucherer.

— 2. Gebet. — Der Untergang eines Schooners (Frts.). — Natur- u. gewerbw. Berichte. — Ueber den Wechsel der theol. u. philos. Systeme. (Forts.). — Nachruf an Freund K. — Bremens See-Schiffe. — Zu beherzigende Wünsche.

— 3. Schwertfeger-Lied. — Der Untergang eines Schooners (Forts.). — Die junge Literatur. — Theaterbau. — Warnung. — Hanseatische Nationalflagge. — Anfragen. — Es bleibt nicht so. — Schauspielhaus.

— 4. Männerstolz. — Der Untergang eines Schooners (Forts.). — Ueber den Wechsel der theol. u. philos. Systeme (Forts.). — Natur- und gewerbwiss. Berichte (Forts.). — Die junge Literatur (Forts.). — Polarthiere.

— 5. Liebesschmerz und Linderung. — Der Untergang eines Schooners (Beschluß). — Ueber den Wechsel der theol. u. philos. Systeme (Beschl.). — Die junge Literatur (Frts.). — Auch ein Wort zur Beherzigung, das neue Schauspielhaus betreffend (als Beilage).

— 6. Die Arme. — Jussuf-Bey. — Natur- und gewerbwiss. Berichte (Forts.). — Die junge Literatur (Fts.). — Börne über Göthe. — Die Quittung in Versen. — Rhapsodien. — Korrespondenz-Nachricht.

— 7. Die Weissagung des Chiliasten. — Jussuf-Bey (Beschluß). — Natur- und gewerbwiss. Berichte (Forts.). — Die junge Literatur (Forts.).

— 8. Autor-Klage. — Der Bremische Bürgermeister Lüder von Bellmer. — Natur- und gewerbwiss. Berichte (Fts.). — Die junge Literatur (Fts.). — Seltner Künstler-Lohn. — Druckfehler, die Treffer sind. — Miscellen.

— 9. Der vaterlose Knabe. — Der Bremische Bürgermeister Lüder von Bellmer (Beschl.). — Die junge Literatur (Forts.). — Ueber ein neues Schauspielhaus. — Miscellen.

— 10. Friede sey mit euch. — Natur- und gewerbwiss. Berichte (Beschluß). — Die junge Literatur (Forts.). — Die Polargegenden. — Zur Etymologie.

— 11. Die Hoffnung. — Der Bremische Bürgermeister Johann Esich, auch Hesychius genannt. — Die Polargegenden (Beschl.). — Ueber das alte Schauspielhaus.

— 12. Ein neues Lied über ein altes Thema. — Die junge Literatur (Forts.). — Ueber das alte Schauspielhaus (Forts.). — Kanzel-Poesie aus dem Jahre 1755. — Eine Hof-Kapelle im Jahre 1627. — Bemerkung. — Gedanken. — Schmetterlinge und Bienen. — Allerlei.

— 13. Eines Reisenden Erzählung und Bemerkung. — Der Bürgermeister Dethmar Kenkel. — Die junge Literatur (Forts.). — Ueber das alte Schauspielhaus (Forts.). — Freundschaftliche Zurechtweisung. — Anfrage. — Verlobungsanzeige. — Ungläubigkeit.

Nro. 14. Das Irrlicht. — Der Bürgermeister Dethmar Kenkel (Beschl.). — Die junge Literatur (Frts.). — Ueber das alte Schauspielhaus (Fts.). — Die nordwestliche Durchfahrt. — Die Töpfer-Glasur.

— 15. Der Schwanenring. — Die junge Literatur (Forts.). — Ueber das alte Schauspielhaus (Beschluß). — Curiosa. — Miscellen.

— 16. Seligkeit. — Die junge Literatur (Beschl.). — Der Firsternhimmel. — Lacenaire. — Gegenseitige Täuschung. — Neue Auflage von einer Anzeige. — Die Ruhe der Griechen. — Zur Etymologie. — Miscellen. — Glosse.

— 17. Drei biblische Allegorien. — Der Firsternhimmel (Forts.). — Die Siamesischen Zwillinge. — Thurmuhren. — Anekdoten. — Korrespondenz-Nachricht.

— 18. Bergmanns Neujahrswunsch. — Erinnerungen aus Algier. — Der Firsternhimmel (Forts.). — Diaphorama. — Fetischismus. — Geschichtliche Aphorismen. — In aller Welt Stammbuch.

— 19. Lord Byron's letzte Zeilen. — Erinnerungen aus Afrika. — Der Firsternhimmel (Fts.). — Seeungeheuer in den Indischen Meeren. — Artesische Brunnen. — Die Windmühle. — Schauspielhaus. — Modern. — Aphorismen. — Korrespondenz-Nachricht.

— 20. An die Natur. — Erinnerungen aus Afrika. — Der Firsternhimmel (Forts.). — Gemeindewesen. — Morgengedanken. — Aphorismen. — Räthsel. — Bitte.

— 21. Macht der Gedanken. — Der Bremische Syndicus Gerlach Buxtorf. — Der Firsternhimmel (Forts.). — Gemeindewesen (Frts.). — Bredenstraße. — Diaphoramen. — Glosse.

— 22. Sonne und Leben. — Der Bremische Syndicus Gerlach Buxtorf (Forts.). — Der Firsternhimmel (Beschl.). — Gemeindewesen (Forts.). — Miscellen.

— 22. Sonne und Leben. — Der Bremische Syndicus Gerlach Buxtorf (Forts.). — Der Firsternhimmel (Beschl.). — Gemeindewesen (Forts.). — Miscellen.

— 23. Allgemeines Zwiegespräch. — Der Bremische Syndicus Gerlach Buxtorf (Forsetzg.). — Der Unstern. — Gemeindewesen (Beschluß). — Der Arthesische Brunnen zu Bremerhafen. — Dampf.

— 24. Die Thräne. — Der Bremische Syndicus Gerlach Buxtorf (Fortsetz.). — Der Unstern (Forts.). — Ein Alibi. — Tod des Helden von Waterloo. — Vorschlag.

— 25. Die Hoffnung. — Der Bremische Syndicus Gerlach Buxtorf (Beschl.). — Der Unstern (Fts.). — Statistische Notizen über Newyork. — Oberweser-Dampfschifffahrt. — Glossen. — Miscellen.

— 26. Epistel an meinen Freund J. Xylander. — Der Unstern (Forts.). — Die dreifarbige u. die weiße Cocarde. — Mäßigkeits-Verein. — Dampfboot Friedrich Wilhelm. — Anekdote.

— 27. Platen's Epistel an J. Xylander (Beschluß). — Der Unstern (Forts.). — Mittel gegen Erstickung in Minen u. brennenden Häusern. — Union. — Thorsperre. — Maria Magdalena.

— 28. Gefühl. — Der Unstern (Forts.). — Kann die Kirche leichter ohne Theilnahme ꝛc. — Kritik. — Duelle. — Gedanken. — Rhapsodie. — Maßstab der Bildung in den Volksklassen. — Miscellen. — Erinnerung.

— 29. Zuruf. — Der Unstern (Fortsetz.). — Kann die Kirche leichter ohne Theilnahme ꝛc. (Forts.) — Mittel gegen die Erstickung ꝛc. (Beschl.). — Kritik (Beschl.). — Miscellen.

— 30. Frühlingslieder von Julius Mosen. — Der Unstern (Forts.). — Kann die Kirche ꝛc. (Fortsetz.). — Abstecher nach Mollen und Apologie Eulenspiegel's. — Ueber Thurmuhren. — Die Zölle und Zoll-Linien. — Frage. — Miscellen.

— 31. Frühlingslieder von J. Mosen (Beschl.). — Der Unstern (Forts.). — Kann die Kirche leichter ohne Theilnahme ꝛc. (Beschl.). — Theaterbau. — Zwei noch ungedruckte Briefe Wallenstein's. — Panorama der Universalgeschichte ꝛc. — Miscellen. — Distichon.

— 32. An eine weiße Hyazinthe. — Aeltermann Burch. Lösekannen — Der Unstern (Fts.). — Die heiße Quelle von Aix. — Verstehet ihr auch, was ihr leset? — Schmetterlinge und Bienen. — Miscellen. — Die Originale. — Literatur.

— 33. Ergebung. — Aeltermann Burchard Lösekannen (Forts.). — Der Unstern (Forts.). — Abermalige Hinweisung auf einen von allen Seiten gefühlten Uebelstand. — Antikritik. — Panorama der Universalgeschichte ꝛc. — Miscellen.

Nro. 34. Das Lied. — Aeltermann Burchard Lösekannen (Beschl.). — Der Unstern (Fortf.). — Antikritik (Fortf.). — Erwiederung. — Anzeige.
— 35. Was uns stärkt, stillt und tröstet. — Nachtrag zu der Geschichte des Aeltermann Burchard Lösekannen. — Der Unstern (Fortf.). — Versteht ihr auch, was ihr leset? — Antikritik (Fortf.). — Freundliches Gesuch.
— 36. Der Muse Ausspruch. — Der Unstern (Fortf.). — Antikritik (Fortf.). — Schlußbemerkung. — Buchstaben-Räthsel.
— 37. Mai-Lied. — Der Unstern (Fortf.). — Missions-Wesen. — Verstehet ihr auch, was ihr leset? — Beachtungswerthes für Chemiker. — Notiz. — Frage. — Antikritik (Beschl.).
— 38. Am Himmelfahrtsfeste. — Der Unstern (Fortf.). — Die Todtengewölbe in Cöln. — Einige Bemerkungen zu dem in der Nro. 28—31 d. Bgfds. enthaltenen Aufsatze: Kann die Kirche ꝛc. — Kunst-Anzeige. — Dreisylbige Charade. — Aufl. d. B.-R. in Nr. 36.
— 39. Danklied im Frühlinge. — Der Unstern (Beschl.). — Einige Bemerkungen ꝛc. (Beschl.). — Der Wallfischfang. — Zwiefaches Plagiat. — Anekdote von Peter dem Großen. — Bitte. — Miscellen. — Die neun bekannten Brüder.
— 40. Männer-Trotz und Weiber-Eigensinn. — Welcher Art sollten die Lesebücher in unsern Volksschulen seyn? — Alt-England und der Französische Gesandte. — Miscellen. — Flocken. — Auflösung der dreisylbigen Charade in Nro. 38.
— 41. Pfingst-Lied. — Die Rheinfahrt. — Welcher Art sollten die Lesebücher ꝛc. (Beschl.). — Ist es so zu erklären. — Gaunerstreiche. — Erstes und letztes Wort. — Hymne an den Frühling. — Dem Verdienste seine Kronen. — Viersylbige Charade. — Auflösung der dreisylbigen Charade in Nro. 38 und des Räthsels in Nro. 39.
— 42. Meiner trauernden Freundinn D. K. — Die Rheinfahrt (Fortf.). — Ueber einige Strömungen des Ozeans. — Die Bibel Karl's des Großen. — Die Dampfboote auf dem Mississippi. — Gedanken aus dem rothen Tagebuche. — Miscellen. — Auflösung der viersylbigen Charade in Nro. 41.
— 43. Die Gedächtnißfeier. — Die Rheinfahrt (Frtf.). — Ein Geniestreich. — Miscellen. — Nachruf an die fremden Sänger.
— 44. Gedichte von A. Krüer. — Der Schützenhauptmann. — Die Rheinfahrt (Fortsetz.). — Das Recht der Fremden in Frankreich. — Ehrenwerthes Handeln. — Scharfrichterbesoldung in Basel in den Jahren 1400 — 1500. — Immer weiter. — Miscellen. — Der Greis.
— 45. Gedichte von A. Krüer. — Der Schützenhauptmann (Ftf.). — Die Rheinfahrt (Ftf.). — Ueber die Entstehung des sogenannten Höhenrauchs. — Korrespondenz-Nachricht.
— 46. Gedichte von A. Krüer. — Der Schützenhauptmann (Fortf.). — Die Glockenspieler in England. — Die Rheinfahrt (Fortf.). — Englische Niederlassung am Columbiafluß. — Neue Feuerwaffen. — Miscellen. — Nachruf an Fräulein Marie Wolf.
— 47. Gedichte von A. Krüer. — Der Schützenhauptmann (Beschluß). — Die Rheinfahrt (Fortf.). — Soll eine Eisenbahn von Hamburg und Bremen aus durch das Königreich Hannover geführt werden? — Bitte. — Miscellen.
— 48. Gedichte von A. Krüer. — Bild der Armuth. — Soll eine Eisenbahn von Hamburg ꝛc. (Fortf.). — Die Republik Babin. — Glasarbeiten.
— 49. Gedichte von A. Krüer. — Bild der Armuth (Fortf.). — Die Rheinfahrt (Beschl.). — Soll eine Eisenbahn von Hamburg ꝛc. (Beschl.). — Miscellen.
— 50. Sonnenaufgang. — Bild der Armuth (Fortf.). — Niederländische Chroniken — Ein junger Orangutang. — Der Stein der Weisen im Flusse Soan. — Eine empfehlenswerthe Methode aus Marokko. — Glosse. — Miscellen.
— 51. An meine Lieder. — Bild der Armuth (Fortf.) — Der alte böse General. — Bemerkung. — Zerstreuungen. — Curiosum. — Zeitbilder. — Räthsel. — Korrespondenz-Nachricht.
— 52. Kindesglück. — Bild der Armuth (Beschl.). — Würdige Feier. — Ein merkwürdiges Testament. — Du sollst den Sabbath heiligen. — Türkische Gastfreundschaft. — Korrespondenz-Nachricht.
— 53. Die Bettlerinn. — Die Liebe im Sarge. — Irische Mährchen. — Plötzliches Aufhören von Taubheit. — Der Mundkoch.

Nro. 54. Die alte Jungfrau. — Die Liebe im Sarge (Fortſ.). — Iriſche Mährchen (Beſchl.). — Ueber die Begrüßungsweiſe verſchiedener Völker. — Wollmarkts-Betrachtungen. — Curioſum. — Sprüchwörter.
— 55. Zur Feier einer Silber-Hochzeit. — Die Liebe im Sarge (Fortſ.). — Ueber den Arbeitslohn und die gegenwärtige Lage der induſtriellen Claſſen Englands. — Geſchichtliche Aehrenleſe. — Miscellen. — Die drei Blinden. — Freude und Schmerz. — Klage über Noth.
— 56. Des Greiſes Antwort. — Die Liebe im Sarge (Beſchl.). — Ueber den Arbeitslohn ꝛc. (Fortſ.). — Der Dichter Santeuil und Dominico. — Waſſerlöſe. — Aufforderung.
— 57. Der Streit der Elemente. — Denkwürdigkeiten des Titularraths Tſchuchin. — Ueber den Arbeitslohn ꝛc. (Beſchl.). — Verein zur Verhütung des Lebendigbegrabenwerdens.
— 58. Das Weltgeheimniß. — Denkwürdigkeiten ꝛc. (Fts.). — Der Schiffbruch des „Francis Spaight". — Schlauer Betrug. — Brief eines Vormundes an ſeine Mündel.
— 59. Hymne. — Denkwürdigkeiten ꝛc. (Fortſ.). — Der Schiffbruch ꝛc. (Beſchl.). — Anekdote von Kosciuszko. — Warnung. — Aus der Theaterwelt. — Charade.
— 60. Welt und Herz. — Denkwürdigkeiten ꝛc. (Fortſ.). — Was hat die Kirche zu thun, um die Theilnahme der Gebildeten zu gewinnen. — Die Sagen von der Hautſee. — Miscellen. — Auflöſung der Charade in Nro. 59.
— 61. Das Leben im Freien. — Denkwürdigkeiten ꝛc. (Fortſetz.). — Was hat die Kirche ꝛc. (Fortſ.). — Die Spielhäuſer in Paris. — Gemeinnütziges. — Gnome.
— 62. Regel für die Reiſe durchs Leben. — Denkwürdigkeiten ꝛc. (Fortſetz.). — Was hat die Kirche zu thun, ꝛc. (Fortſ.). — Die Orangen von Hyeres. — Miscellen. — Charade.
— 63. Blumendeutung. — Denkwürdigkeiten ꝛc. (Fortſ.). — Was hat die Kirche zu thun, ꝛc. (Beſchluß). — Kein gewöhnlicher Soldat.
— 64. Die erwachte Roſe. — Denkwürdigkeiten ꝛc. (Fortſ.). — Das große Linienſchiff Pennſylvania. — Mittel gegen den Stein. — Aus dem Tagebuche eines Einſamen. — Schmetterlinge und Bienen. — An die Pädagogen. — Sprüche. — Weltweisheit. — Miscellen. — Korreſpondenz-Nachricht.
— 65. Huldigung. — Denkwürdigkeiten ꝛc. (Fts.). — Napoleon u. der Herzog von Vicenza. — Rheinweſer-Eiſenbahn. — Der Brand der Cathedrale von Chartres.
— 66. Die Unſchuld. — Denkwürdigkeiten ꝛc. (Fortſ.). — Napoleon und der Herzog von Vicenza (Fortſ.). — Der Brand der Cathedrale von Chartres (Beſchl.). — Auvergnatenſitte. — Aus dem Tagebuche eines Einſamen. — Räthſel.
— 67. Der König und der Landmann. — Denkwürdigkeiten ꝛc. (Fortſ.). — Napoleon und der Herzog von Vicenza (Fortſ.). — Gasbeleuchtung der Schiffe. — Aus dem Tagebuche eines Einſamen. — Miscellen. — Rhein-Weſer-Eiſenbahn.
— 68. Jenſeits der Berge. — Denkwürdigkeiten ꝛc. (Fortſetz.). — Napoleon und der Herzog von Vicenza (Fortſ.). — Mozart. — Entdeckung an Arthur's Sitz. — Miscellen. — Das wattirte Zeitalter. — Korreſpondenz-Nachricht.
— 69. Dumpfheit. — Denkwürdigkeiten ꝛc. (Fortſ.). — Napoleon und der Herzog von Vicenza (Fortſ.). — Das Denkmal der 14 vor Braunſchweig erſchoſſenen Schill'ſchen Krieger. — Etabliſſement.
— 70. Erdenfragen. — Denkwürdigkeiten ꝛc. (Fortſ.). — Nachtrag zu der Geſchichte des Aeltermann Burch. Löſekannen. — Wie hat die Zeit geantwortet? — Miscellen. — Etabliſſement.
— 71. Eiſenbahn-Lied. — Denkwürdigkeiten ꝛc. (Fortſ.). — Napoleon und der Herzog von Vicenza (Fortſ.). — Skizzen aus Paris. — Bunte Steine. — Miscellen.
— 72. Beim Gewitter. — Denkwürdigkeiten ꝛc. (Beſchl.). — Napoleon und der Herzog von Vicenza (Fortſ.). — Materielle Philoſophie. — Anekdoten. — Miscellen. — Korreſpondenz-Nachricht.
— 73. Des Deutſchen Schiffers Heimweh. — Napoleon und der Herzog von Vicenza (Fts.). — Geſpräch über Eiſenbahnen. — Napoleon in Brüſſel. — Naritäten. — Reflexion. — Bitte. — Anekdote. — Das böſe Wort — Korreſpondenz-Nachricht.
— 74. Im Herbſt. — Die Belagerung von Jeruſalem. — Napoleon und der Herzog von Vicenza (Fortſ.). — Bemerkung. — Lückenbüßer. — Korreſpondenz-Nachricht (Beſchluß).

Nro. 75. Krank und gesund. — Die Belagerung von Jerusalem (Forts.). — Napoleon und der Herzog von Vicenza (Forts.). — Brittische Disciplin. — Merkwürdige Heilung der Wasserscheu. — Miscellen.

— 76. Der ausgewanderte Dichter. — Die Belagerung von Jerusalem (Forts.). — Napoleon und der Herzog von Vicenza (Fortsetz.). — Gesuch eines Buchhandlungsgehülfen. — Wunsch. — Empfehlung.

— 77. Der ausgewanderte Dichter (Beschl.). — Die Belagerung von Jerusalem (Fortsetz.). — Napoleon und der Herzog von Vicenza (Forts.). — Merkwürdige astronomische Uhr. — Miscellen.

— 78. Erscheinungen. — Die Belagerung von Jerusalem (Forts.). — Napoleon und der Herzog von Vicenza (Forts.). — Todesfall durch Arznei-Mißbrauch. — Die zerschossene Predigt. — Anfrage. — Miscellen.

— 79. Gedichte von A. Krüer. — Die Belagerung von Jerusalem (Forts.). — Napoleon und der Herzog von Vicenza (Forts.). — Statistische Angaben über den Russischen Handel. — Milton's Uhr. — Reminiscenz. — Die Kinder des St. Petri Waisenhauses am Grabe ꝛc. —

— 80. Gedichte von A. Krüer. — Die Belagerung von Jerusalem (Forts.). — Napoleon und der Herzog von Vicenza (Fortsetz.). — Der Pariser Orangutang. — Entstehung der Wörter Hahnrei und Hörnerträger. — Hülfs-Verein bei Feuersgefahr. — Heinrich's IV. Versprechen an Frankreichs Bauern.

— 81. Gedichte von A. Krüer. — Die Belagerung von Jerusalem (Forts.). — Napoleon und der Herzog von Vicenza (Forts.). — Bremens Landbewohner. — Miscellen. — Korrespondenz-Nachricht.

— 82. Gedichte von A. Krüer. — Die Belagerung von Jerusalem (Forts.). — Napoleon und der Herzog von Vicenza (Forts.). — Die Wahl Danton's zum Deputirten von Paris im Jahre 1791. — Die homöopathische Hausapotheke als Frühstück. — Vorläufige Anzeige. — Walzermusik. — Anzeige.

— 83. Gedichte von A. Krüer. — Die Belagerung von Jerusalem (Forts.). — Napoleon und der Herzog von Vicenza (Forts.). — Englischer Gaunerkniff. — Klänge aus der Zeit. — Geistesgegenwart. — Zahl der Bierbrauer in England. — Miscellen. — Der Direktor Alexander Guerra aus Rom.

— 84. Die wachsende Kirche. — Die Belagerung von Jerusalem (Forts.). — Napoleon und der Herzog von Vicenza (Forts.). — Klänge aus der Zeit. — Die Vermählung des Dogen. — Neujahrsgratulanten. — Schmetterlinge und Bienen. — Anzeige.

— 85. Mathilde'ns Grab. — Die Belagerung von Jerusalem (Forts.). — Napoleon und der Herzog von Vicenza (Forts.). — Neunhundert Dollars für eine Frau. — Bemerkung. — Wachsfiguren-Cabinet. — Notiz. — Schmetterlinge und Bienen.

— 86. Gottes Stimme zu uns durch die Natur. — Die Belagerung von Jerusalem (Fts.). — Napoleon und der Herzog von Vicenza (Forts.). — Ein Sturm in den Orkneys. — Shetländ. Pferde. — Schmetterlinge u. Bienen. — Miscell. — Gemeinnützige Anzeige.

— 87. Erkennen. — Die Belagerung von Jerusalem (Forts.). — Napoleon und der Herzog von Vicenza (Fts.). — Mechanische Fertigkeit eines gemeinen Russen. — Euthanasia. — Korrespondenz-Nachricht.

— 88. Die Schifferinn. — Die Belagerung von Jerusalem (Fortsetz.). — Napoleon und der Herzog von Vicenza (Forts.). — Sendschreiben des Hundes von Aubri an die Affen. — Schlächter zu Paris.

— 89. Der zürnende Weltgeist. — Die Belagerung von Jerusalem (Forts.). — Napoleon und der Herzog von Vicenza (Forts.). — Fabrik zur Verwendung thierischer Ueberreste. — Der alte Soldat. — Gehorsamer Diener. — Aus dem Leben. — Miscellen.

— 90. Die Modernen. — Die Belagerung von Jerusalem (Forts.). — Napoleon und der Herzog v. Vicenza (Fts.). — Zeitblicke. — Bad u. Quelle. — Nordw. Durchfahrt. — Perlen.

— 91. Der alte Jude in Palästina. — Die Belagerung von Jerusalem (Forts.). — Napoleon und der Herzog von Vicenza (Forts.). — Klänge aus der Zeit. — Der schnellste Richter seiner Zeit. — Bäder in Stockholm. Wasserlauf. — Miscellen.

Nro. 92. Das „Du" der Liebe. — Die Belagerung von Jerusalem (Fortsetz.). — Napoleon und der Herzog von Vicenza (Beschl.). — Mittel, Bremen gegen hohes Wasser zu schützen. — Wechselstempel. — Holzpflasterung. — Lafayette's letzte Leidenschaft. — Miscell. — Vaterhand.
— 93. Morgenlied des Predigers am Sonntage. — Die Belagerung von Jerusalem (Forts.). — Arrowsmith. — Wasserstand. — Die philosophischen Trinker. — Das Klima des Kaps. — Lügen. — Seifenblasen. — Miscellen. — Perlen.
— 94. Dichten. — Die Belagerung von Jerusalem (Forts.). — Arrowsmith (Forts.). — Was bedeutet die Inschrift über dem Eingange des Hauses Seefahrt ꝛc. — Vermischtes. — Miscellen. — Sprüche und Sprüchwörter.
— 95. Die Rose. — Die Belagerung von Jerusalem (Forts.). — Arrowsmith (Beschluß). — Die Luther's Waisen. — Recht dringende Bitte an alle Menschenfreunde. — Der Ursprung des Hauses Metternich. — Anekdote. — Miscellen.
— 96. Das Nordlicht am 18. Oktober 1836. — Die Belagerung von Jerusalem (Forts.). — Zur Archäologie der Erde. — Die Audienz bei dem Papste. — Buntes. — Gondelfahrt.
— 97. Abendlied. — Die Belagerung von Jerusalem (Forts.). — Zur Archäologie der Erde (Forts.). — Ein Bild aus den Wildnissen Nordamerika's. — Auszug aus meinem Tagebuche. — Wasserableitung. — Mauromichalis.
— 98. Dankespflicht. — Die Belagerung von Jerusalem (Forts.). — Zur Archäologie der Erde (Forts.). — Ein Bild aus den Wildnissen Nordamerikas (Beschl.). — Ein Berliner Figaro im Jahre 1760. — Klänge aus der Zeit. — Aus meinem Merkbuche. — Miscellen. — Alte Sprüche.
— 99. Die wilden Thiere im Zwinger. — Die Belagerung von Jerusalem (Fortsetz.). — Zur Archäologie der Erde (Beschl.). — Blicke gerade aus und zur Seite. — Zur Beherzigung. — Zur Warnung für die Herren Pfarrer, damit sie die heilige Taufe ꝛc.
— 100. Die wilden Thiere im Zwinger (Beschl.). — Die Belagerung von Jerusalem (Ftf.). — Aus meinem Tagebuche. — Eisen und Eisenbahnen. — Wasserhosen. — Bemerkung. — Miscellen. — An den Pegasus. — Korrespondenz-Nachricht.
— 101. Epistel an einen Freund. — Die Belagerung von Jerusalem (Forts.). — Mondfinsternisse im Jahre 1837. — Schlagbaum. — An den Verfasser des Gedichtes „Die wilden Thiere im Zwinger". — An Herrn St. nach dem Brande am 14. Dezember. — Korrespondenz-Nachricht (Beschl.). — Anzeige.
— 102. Licht. — Die Belagerung von Jerusalem (Forts.). — Die Sandinsel. — Die Luftfahrt des Herrn Green. — Ausfuhr des Tabacks in Nordamerika. — Oeffentlicher Dank. — Unzerstörbare Dinte. — Guter Rath. — Korrespondenz-Nachricht. — Anzeige.
— 103. Nachtlied. — Die Belagerung von Jerusalem (Forts.). — Was hieß zu Ludwig XVI. Zeit eine herrliche Rouerie? — Der gereimte Taufschein. — Gemälde. — Die Jagd. — Moor-Kanal. — Miscellen. — Tagen baren Bremer Schnack. — Alte Sprüche und Sprüchwörter. — Räthsel.
— 104. Ihr Sieg. — Die Belagerung von Jerusalem (Fortsetz.). — Was hieß zu Ludwig ꝛc. (Beschl.). — Um Aufklärung wird gebeten. — Man lese. — Dem Einsender „Lesefrüchte Nro. 101". — An den Herrn B., de den tagen baren Bremer Schnack makt hett. — Alte Sprüche und Sprüchwörter.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 1.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 3. Januar 1836.

Ihr treibt doch Alchymie! macht Gold aus dem!

Shakespeare.

Ausprägung.

Ist der Mensch nicht ein Metall,
Durch die Welt erst auszuprägen,
Daß es gelte überall
In des Lebens raschem Regen?
Der als Gold auf hohem Thron,
Der als Silber in der Mitte,
Kupfer der für kargen Lohn
In der kleinen, niedern Hütte.

So kommt Jeder ins Verkehr,
Kann in seinem Kreise wirken,
Und selbst minder oder mehr
In benachbarten Bezirken,
Rascher Wechsel bringt Gewinn,
Macht behende und geschliffen,
Nur sey das Geprägʼ darin
Nu zu sehr nicht abgegriffen.

Wunderbar doch trifft sich's oft
Unterm Prägstock dieses Lebens:
Der hat Geltung unverhofft,
Jener strebt danach vergebens,
Nur der ew'ge Münzwardein
Weiß die Stempel zu beschicken,
Daß ein Jeder das soll seyn,
Was das Ganze muß beglücken.

Eins nur zeigt sich wohl manchmal
In dem regen Wechseltreiben,
Daß, ob mit, ob ohne Wahl
Manche nicht beim Gleichen bleiben.
Der als Thaler ausgeprägt,
Giebt sich aus in kleinen Sorten,
Weil er Werth darein gelegt,
Daß er Vielen Vieles worden.

Thaler bleibt er aber doch
Bei dem großen Welt-Exempel;

Selbst die kleinste Münze noch
Zeigt des Urgepräges Stempel,
Und sein unscheinbarster Deut
Wird einst schwerer dort gewogen
Als das Blei, durch Wahn und Zeit
Bis zum Golde aufgelogen.

Th. Hell.

Der Untergang eines Schooners.

Erzählt vom Kapitän Chamier.

Ich kenne nicht Wenige, welche lange Jahre auf der Flotte gedient, und unberührt von einem Feinde, unbeschädigt durch Unglück, das rauhe Seemannsleben mitgemacht haben. Doch wie wahr ist es, — „daß wir mitten im Leben in des Todes Nähe sind!“ — daß vielleicht gerade der Augenblick der berauschendsten Lust der letzte unseres Daseyns, die Stunde der vermeint größesten Sicherheit unsere Todesstunde ist! Wie vergeblich sind alle unsere Schutz- und Vorsichtsmaßregeln gegen die nie fehlende Hand des Geschicks!

Die Elster, ein kleiner Schooner, unter dem Kommando des Lieutenants Smith, eines thätigen, einsichtsvollen Offiziers, erhielt den Befehl, zwischen Havannah und den Colorados, einer an der westlichen Spitze der Insel Cuba liegenden Untiefe, zu kreuzen, um einen Seeräuber zu fangen, welcher unzählige Räubereien sowohl am Lande als auf der See begangen, den jedes Handelsschiff gesehen hatte, keins aber genau beschreiben konnte.

Der Auftrag war von größter Wichtigkeit, da das Seeräuber-Schiff höhere Versicherungen nothwendig machte. Die Handelsschiffe wagten nicht, ohne Konvoy in See zu gehen, und die Kriegs-Schiffe waren anderwärts unentbehrlich, in allen Theilen von Columbia und Mexiko, um die Kaufleute gegen die Raubsucht der verschiedenen Regierungen, oder bei den fortwährenden Revolutionen zu beschützen, welche die Schwachen gänzlich in die Gewalt der Stärkeren geben.

Die Elster segelte nach ihrer Bestimmung ab, und blieb, in der Hoffnung, des Piraten habhaft zu werden, auf ihrer Station.

Eines Abends, als der Seewind sich gelegt hatte, und die Windstille eingetreten war, welche dem Landwinde vorherzugehen pflegt, lag der Schooner bewegungslos auf den ruhigen Wogen, das Vordertheil der Küste zugekehrt, und ungefähr acht Meilen von den Colorados entfernt.

Smith, der mit seinem Fernglase von dem Mastkorbe seines Fahrzeugs aus den Horizont ringsumher beobachtet hatte, bis die Dämmerung in Dunkelheit übergegangen war, befand sich in seiner Kajüte, der Steuermann auf dem Deck, die Mannschaft schwatzte, und Alles hatte den Anschein der größten Sicherheit, als sich ein Vorfall ereignete, welchen ich, wie ich mir sehr wohl bewußt bin, mit den glühenden Farben nicht zu schildern vermag, die der herzzerschneidenden Geschichte angemessen wären.

Es muß hier (für sachkundige Leser) bemerkt werden, daß der Schooner sein Vor-Mars-Segel beigesetzt hatte; die Raae war nach den Halsen am Steuerbord gebraßt, das Fock-Segel hing in den Gei-Tauen, und das große Segel hing, am Halse aufgebunden, herunter.

Nach der Seite des Backbord-Bugs hatte eine kleine schwarze Wolke über dem Lande gehangen, und in den trockenen Himmelsstrichen ist es ein fast untrügliches Zeichen, daß der Landwind im Begriff sich aufzumachen ist, wenn die Wolken sich um die Hügel lagern.

Viele meiner Leser sind wohl nie unter diesen Himmelsstrichen gewesen, wo die Wohlthat des kühlenden Nachtwinds außerordentlich groß ist. Gewöhnlich kommt der Landwind in leichten Stößen, bis er seine ganze Stärke an-

nimmt, welche selten genügt, um eine Fregatte ünf Knoten die Stunde fortzutreiben.

Man kann sich kaum vorstellen, mit welcher Ungeduld der Schiffer, welcher den ganzen Tag gegen den Seewind und die Strömung angekämpft, diesen köstlichen Landwind mit seinem kühlenden Hauche erwartet, der ihn gleichsam mit einem neuen Leben durchdringt, und ihn seinem Hafen zuführt. Er ist eine heiß ersehnte und herzlich willkommene Wohlthat.

Die Wolke, welche anfangs nur von geringem Umfange zu seyn schien, wurde allmälig größer, und der glänzend und klar gerade über der Dunstmasse hängende Mond ließ sie vielleicht schwärzer erscheinen, als sie in Wirklichkeit war. Der Steuermann beobachtete die zunehmende Schwärze ohne Furcht, obgleich eine Ahnung herannahenden Unheils ihn unruhig zu machen und mit einer unheimlichen Empfindung zu erfüllen schien.

„Herr Smith“, rief er in die Luke hinunter, — „ich glaube, der Landwind wird etwas stark, Sir; die Wolken sehen sehr schwarz aus.“

„Gut“, — erwiderte Smith, — „gebt genau Acht, ich werde sogleich selbst auf dem Deck seyn.“

Wer Unglücksfälle erzählt, sollte immer zeigen, wie dieselben durch sorgfältige Aufmerksamkeit hätten vermieden werden können.

Als der Steuermann die zunehmende Schwärze und Dichtigkeit der Wolke bemerkte, hätte er die Fock-Raaen beim Winde brassen müssen, so daß der Schooner nicht hätte rückwärts getrieben werden können; denn keine Art von Fahrzeugen ist so kitzlich (wie wir es nennen), als Schooner, und keine Raaen sind bei einer Bö so schwer zu handhaben, als die langen, vorragenden des Vor-Mars-Segels eines Schooners. Wäre dieses unbedeutende Manöver ausgeführt, so hätte den entsetzlichen Folgen, welche eintraten, vorgebaut werden können, und auf jede Weise hätten die Leute auf Alles gefaßt, in Bereitschaft seyn, und jede Vorbereitung getroffen werden sollen, um allen möglichen Umständen zu begegnen.

Sonderbar war es, daß die Mannschaft, welche bis fünf Minuten vor der Katastrophe in eifriger Unterhaltung über wunderbare Vorfälle aller Art begriffen gewesen war, plötzlich in ein unheimliches Stillschweigen verfiel. Nicht ein Wort wurde mehr gehört. Es war, als wenn eine zum Tode vorbereitende Stille, eine ehrfurchtsvolle Scheu vor seinem Herannahen eingetreten wäre.

Es schien eine Bö, welche furchtbar stark gewesen seyn muß, aus der Wolke gegen den Schooner heranzustürmen. Sie erreichte ihn, ehe der Steuermann die Wache in Thätigkeit bringen konnte. Das Schiff wurde rückwärts getrieben, und als Herr Smith seinen Fuß auf die letzte Sprosse der Leiter setzte, war sein Schooner umgestürzt, und er hatte kaum noch Zeit, auf das Deck zu gelangen, bevor jener sank, um nie wieder gesehen zu werden.

Zu der Zeit war die Mannschaft, welche in Allem aus vier und zwanzig Mann bestand, auf dem Verdeck, mit Ausnahme von zweien der Leute, welche im Schooner ertranken. Sie sah sich einmal im Wasser, mit den Wellen kämpfend, ihre Wohnung — das Schiff — und ein Paar von ihren Kameraden für immer verloren.

Der Aufschrei des Erstaunens und Schreckens von Einigen, der verzweifelte Hülfruf Anderer schien den Wind selbst mit in das Meer zu versenken; denn kaum war er, gleichsam von der Vorsehung gesendet, um nur dieses einzige Ereigniß zu bewirken, herangestürmt, und der Schooner gesunken, als er sich gänzlich legte, eine vollkomme Stille eintrat, und die glänzenden Strah-

len des Mondes die nassen Gesichter der Mannschaft im Wasser wieder beleuchten: — sehr zum Glück, wie Einige denken mochten, in der That aber zum bittersten Unglück, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über den Wechsel der theologischen und philosophischen Systeme.

(Fortsetzung.)

In der Philosophie ist es nun jenes Bleibende, was zur Beurtheilung der geoffenbarten Theologie angewendet werden darf, aber auch angewendet werden muß. Es kann meine Absicht nicht seyn, die Befugniß zu dieser Anwendung hier zu erhärten, da dieß bereits genügend von Anderen geschehen ist *). Denn unstreitig muß eine Summe von Wahrheiten, die von dem Vollkommenen, Gott, abzustammen behauptet, in keinem Widerspruche stehen mit den Ideen, oder dem Vollkommenen, was Gott in unsere Vernunft gelegt hat, und die wir nicht fallen lassen können, wenn wir es auch einer Autorität zu Liebe wollten. Nachdem Galiläi einmal die mathematische Gewißheit des Copernikanischen Weltsystems anerkannt hatte, so war es vergebens, daß man ihn zwang, seine Ueberzeugung abzuschwören. Sein unwilliges „e pur si muove", das er bei der Abschwörungsacte verstohlen murmelte, wird sich stets wiederholen, wenn die Vernunft ihren Gesetzen um einer Autorität willen untreu werden soll.

Wenden wir uns nun zur geoffenbarten Theologie selbst, so finden wir, daß auch ihre Gestaltungen ungefähr denselben Werth haben, welcher den philosophischen zukommt. Das Wesen aller Religion und Theologie, auch der geoffenbarten, sind die religiösen Ideen und deren Darstellung in der heiligen Schrift und in Christo. Denn wenn man die ganze Geschichte der christlichen Theologie in großen Umrissen auffassen will, so findet man, daß alle richtige dogmatische Veränderungen auf religiöse Ideen zurückkommen, daß in den ersten vier Jahrhunderten die Idee von Gott, seinen Werken und seinem Verhältnisse zur Welt der Mittelpunkt aller Bewegungen war; daß aber im fünften Jahrhunderte durch Augustin die praktische Idee des Sittengesetzes, des Guten und Bösen die Geister bewegte; daß dann die Bearbeitung der Idee der Kirche, des Reiches Gottes, der Theologie, die vorherrschende wurde und das Pabstthum gründete; daß die Reformation gerade diese Ideen von Kirche, Priesterthum, Theokratie ꝛc. hauptsächlich betraf, und daher zu der Theorie von der Idee einer Offenbarung, deren Codex die heilige Schrift sey, führte, und daß eben deßwegen endlich die neuere Theologie ihr eigentliches Wesen darin hat, die Idee der mittelbaren, in der Schrift niedergelegten Offenbarung entweder zu bestreiten oder näher zu bestimmen, und die Idee der allgemeinen Offenbarung in der Weltschöpfung und im menschlichen Geiste an die Stelle jener zu setzen. Da nun auch in Wahrheit Nichts zur Religion gehören kann, was nicht zu den religiösen Ideen gehört, so kann auch das Geschäft der Theologie, mag sie sich auch gestalten, wie sie will, eigentlich kein anderes seyn, als diese Ideen aus der Bibel zu entwickeln, ihre Geschichte aus derselben darzulegen, sie unter einander zu vergleichen, von Irrthümern zu reinigen und zu Einem Ganzen zu verbinden, und endlich daraus andere Wahrheiten durch richtige Schlußfolge abzuleiten.

Nur kannte leider die christliche Theologie die Einfachheit ihres Bedürfnisses nicht immer. Da sie einmal die Bibel als Codex der Offenbarung

*) Vergl. auch mein Handbuch der Dogmatik, 3. Auflage, 1r Th. S. 134 ff.

verehrte, so glaubte sie, Alles, was sie in der Bibel fand, auch zur Summe göttlicher Wahrheiten rechnen zu müssen, und hielt den geringsten Zweifel an irgend einem Dogma, das sie der Bibel entnommen hatte, ja schon einen Zweifel an der Kirchensatzung für ein Hinderniß der ewigen Seligkeit. Hätte die christliche Theologie sich hierin an die Aussprüche Christi gehalten, wie sie dieß denn hätte thun sollen, so würde sie erkannt haben, daß das Wesentliche, wovon Christus das ewige Leben abhängig macht, etwas sehr Einfaches ist. Denn in Glaubenssachen haben wir seinen Ausspruch Joh. 17, 3: „das ist das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und Jesum als den von dir gesendeten Christus erkennen.“ Nichts also wird in theologischer Beziehung für den Zweck der christlichen Religion erfordert, als die gläubige Anerkennung der Einheit und Realität der Idee der höchsten Vollkommenheit, und die gläubige Anerkennung, daß Jesus der von Gott gesendete Christus, d. i. der providentielle Dollmetscher der religiösen Wahrheit und der Verkündiger und Stifter des Reiches Gottes auf Erden sey. In der Sittenlehre aber haben wir seine einfachen Aussprüche: „ihr sollt vollkommen seyn, wie euer Vater im Himmel. Es werden nur die ins Reich Gottes kommen, die den Willen thun des himmlischen Vaters. Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie sollen Gott schauen.“

Es ist nun aber doch gewiß ganz pflichtgemäß, in der Beurtheilung dessen, was Wesentliches und zur Seligkeit Nothwendiges sey, den göttlichen Stifter unserer Religion selbst zu hören, und nicht mehr zu verlangen, als er selbst ausdrücklich fordert. Wir tadeln mit Recht, daß die Katholiken Alle verdammen, welche nicht an den Primat des Papstes, die sieben Sakramente ꝛc. glauben; aber eben so müssen wir die Theologen unserer Kirche tadeln, welche das Christenthum und die Seligkeit abhängig machen vom Bekenntnisse der Augsburgischen Confession, des Athanasianischen Symbolums und der Theologie Luther's. Soll endlich den endlosen Parteiungen und dem immer zunehmenden Sectenwesen in der Christenheit ein erwünschtes Ziel werden, so müssen die großen christlichen Gesellschaften aufhören, das Christenthum in das Bekenntniß ihrer großen, weitläufigen Glaubensformeln zu setzen und davon die Seligkeit abhängig zu machen, sondern sie müssen zur Einfachheit unseres Meisters zurückkehren, und Jeden als Christen und Mitglied ihrer Kirche anerkennen, der an einen wahren Gott, an Jesum als seinen Gesandten an die Menschheit und Stifter des wahren Reiches Gottes, und im Praktischen an die Verbindlichkeit, das Bild Gottes zu werden und reines Herzens zu seyn, glaubt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte. *)

Von Dr. Nürnberger.

(Im November geschrieben.)

Ich muß meinen heutigen naturwissenschaftlichen Bericht schon wieder mit dem Halley'schen Kometen eröffnen, da derselbe fortfährt, alle Augen auf sich zu ziehen. Gleichwohl verdient er die Aufmerksamkeit mehr nur durch die Genauigkeit, mit welcher er die berechnete Bahn verfolgt, als durch den Glanz, den er dabei entwickelt: denn bis jetzt entspricht sein Schweif dem früheren Rufe und den Erwartungen keineswegs, und meine dießfalsige, auf Vermuthungen über die physische Natur dieser Himmelskörper gestützte Vorhersagung hat sich vollkommen bestätigt. Ich werde unten darauf zurückkommen. Die sorgfäl-

*) Vergl. den vorletzten dieser Berichte in Nr. 84 u. 85 des Bürgerfreundes.

tigsten, über den bisherigen Verlauf der Erscheinung gemachten Beobachtungen (besonders zu Dessau und Königsberg in Preußen) lassen sich folgendergestalt zusammenfassen.

Im September erschien der Komet bei dreißigmaliger Vergrößerung eines guten Frauenhofer als ein fast runder Lichtnebel, der, etwas außerhalb seiner Mitte, nach der Sonne zugekehrten Seite einen fixsternähnlichen Punkt mit flimmerndem Lichte zeigte. Dieser Lichtpunkt blieb bis zum 29sten, bei angebrachter stärkerer Vergrößerung des Fernrohrs, sichtbar, und es trat im Ansehen des Kometen überhaupt keine weitere wesentliche Veränderung ein, als daß er nun an Größe und Deutlichkeit zunahm, und daß seine ovaler werdende Gestalt auf Bildung eines, wie gewöhnlich von der Sonne abgekehrten *) Schweifs schließen ließ. Am 2ten Oktober ward der Komet, des Mondscheins ohnerachtet, scharfsichtigen Personen mit unbewaffnetem Auge sichtbar; dreißigmalige Vergrößerung zeigte ihn als eine ziemlich scharf begränzte, hell glänzende planetarische Scheibe mit schwacher Lichthülle, welche Scheibe sich aber bei weiterer Vergrößerung in stark verdichteten Lichtnebel auflöste, in dessen Mitte das oben erwähnte Lichtpünktchen immer zu erkennen blieb. Am 5ten Oktober ward eine deutliche Spur des Schweifes erkannt, und in der Mitte des Kopfes zeigte sich fortwährend der fixsternähnliche Punkt. Am 7ten Oktober, bald nach Mitternacht, erschien der Komet sehr glänzend; das Daseyn jenes Lichtpünktchens fing an, ungewiß zu werden. Zum ersten Male zeigte die Lichthülle heut ungleiche Helligkeit, indem sich vom Mittelpunkte des Kopfes aus ein fächerförmiges, stärkeres Licht nach der Sonne zu erstreckte; es hatte den Anschein, als besäße der Komet, außer dem gewöhnlichen, von der Sonne abgewendeten Hauptschweif, noch einen zweiten kürzeren, der Sonne zugewendeten Nebenschweif. Beide Schweife traten am 10ten Oktober deutlicher hervor. Der Mittelpunkt des Kopfes zeigte keinen Kern, sondern nur einen sich plötzlich verdichtenden Lichtnebel von flimmerndem Glanze. Am 19ten Oktober war der Komet der Erde bei seinem dießmaligen Umlaufe am nächsten gekommen; *) seine damalige Entfernung von ihr betrug wenig über drei Millionen Meilen. Sodann entfernte er sich von uns, um dem Punkte seiner Sonnennähe zuzueilen, durch welchen er, nach der Rechnung des Professors Rosenberger zu Halle, am 13ten November, nach den Angaben unseres Bessel zu Königsberg in Preußen aber erst zwischen dem 14ten und 15ten November geht. Alsdann wird er uns für einige Zeit im Glanze der Sonnenstrahlen unsichtbar, und erst nach seinem Wiederaustritte aus denselben werden wir wieder über ihn referiren können.

Uebrigens gehört die Ehre der dießmaligen ersten Auffindung dieses Kometen, was wir in unserm vorigen Berichte noch in einigen Zweifel ließen, wirklich Italienischen Astronomen an. Allen bisher eingegangenen Nachrichten zufolge hat ihn von den Deutschen Astronomen Niemand vor der Nacht vom 21. auf den 22. August erblickt; die damalige Mondstellung war Ursache, daß er nur in den ersten Tagen des August, oder

*) Der Kometenschweif ist stets von der Sonne abgekehrt; er folgt dem Kopfe nach, wenn der Komet zur Sonne geht, und geht voran, wenn der Komet zurück kömmt. Die Gründe dieser eigenthümlichen Erscheinung sind noch nicht vollkommen aufgeklärt. Vergleich: Piazzi's merkwürdige Schrift: Della cometa dell' anno 1811. R.

*) Andere Astronomen, z. B. der verdienstvolle Boguslawski in Breslau, lassen den Kometen seine größte Erdnähe schon am 12ten Oktober erreichen. Ein Tag Differenz in Annahme des Durchgangs durchs Perihel macht dabei schon viel aus. R.

im letzten Drittel dieses Monats gesehen werden konnte. Die in unserm vorigen Berichte gegebene Nachricht, daß er bereits am 5ten August zu Rom beobachtet worden sey, mußte aber um so auffallender erscheinen, als er damals noch gegen zwölf Millionen Meilen von der Erde stand, und am 22sten August, wo seine Entfernung doch bedeutend abgenommen hatte, auf den Deutschen Sternwarten nur mit den stärksten Instrumenten gefunden wurde, daher man auch schon glaubte, die Sache aus einer Verwechslung mit dem bekannten schönen Nebelfleck bei ζ im Stier erklären zu müssen. Allein eine nähere Prüfung zeigt, daß die von den Astronomen des Collegio Romano bekannt gemachte Position mit den nun vorliegenden genauen Beobachtungen vollkommen übereinstimmt, und man also den Kometen wirklich bereits am 5ten August zu Rom gesehen hat, wobei noch ausdrücklich bemerkt werden muß, daß in der Römischen Nachricht des oben angeführten Nebelflecks besondere Erwähnung geschieht. Die Ursache dieser früheren Auffindung in Italien mag in dem bei weitem reineren dortigen Himmel, *) oder vielleicht auch in einer andern Zufälligkeit liegen. Wir verdanken diese Berichtigung dem Wiener Astronomen Littrow, welcher sich um unsern Kometen schon außerdem durch eigne Schriften ein Verdienst erworben hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schwere Wahl.

Im siebenten Jahrhundert gehörte der größte Theil des Landes an dem Flusse Etrik dem Scotten Handon, welcher seinen Sitz zu Bakewood Tower hatte. Es war ein stark befestigtes Gebäude, dicht an dem Flusse. William Scott (nachmals Sir William), das Haupt dieser Familie, unternahm einen Raubzug wider die Murrays von Elikank, deren Besitzungen nur einige Meilen entfernt waren. Er fand aber seine Feinde auf ihrer Hut; — er wurde in die Flucht geschlagen und gerieth selbst in Gefangenschaft. — Sir Gideon, das Oberhaupt der Murrays, führte seinen Gefangenen in die Burg; die Gemahlinn des Siegers empfing diesen mit Glückwünschen und fragte ihn dann, was er dem Gefangenen zugedacht habe?

Den Galgen! — erwiderte Sir Gideon — an den Galgen mit diesem Räuber.

Nicht also! — sprach sie — Warum das? — Warum den jungen Lord von Handon aufknüpfen, da Ihr drei nichts weniger als hübsche Töchter zu verheirathen habt?

Du hast Recht! — versetzte Gideon — Der Einfall gefällt mir. Er soll die großmäulige Meg heirathen oder zappeln.

Als dem Gefangenen die Wahl gelassen wurde, zog er es anfänglich vor, sich aufknüpfen zu lassen, als die großmäulige Meg (ihr wahrer Name war eigentlich Agnes) zu ehelichen. Aber da er die Vorkehrungen zu seiner Hinrichtung sah, änderte er seinen Vorsatz, er widerrief seine ungalante Weigerung und zog das symbolische Band der Ehe dem wirklichen Stricke von Hanf um den Hals vor.

Die Ehe wurde vollzogen und, was nicht unerwähnt bleiben darf, sie war, obschon so gewaltsam erzwungen, nichts weniger als unglücklich. Das Paar lebte in Liebe und Eintracht mit einander und zählte viele Nachkommen. William Scott kam dadurch in den Besitz sehr

*) Wahrscheinlich ist dieß der Grund, denn, wie wir oben erfahren, ist der Komet auch mit bloßen Augen zuerst in Italien, nämlich zu Florenz in der Nacht auf den 19. Sept. wahrgenommen worden. Professor Gruithuisen zu München, welcher eine große Gesichtsschärfe besitzt, will ihn am 21. Sept. mit bloßen Augen wahrgenommen haben; in Breslau ward er so am 27. Septbr. Abends gesehen. R.

ansehnlicher Güter, die von ihm immer auf den Aeltesten der Familie vererbt worden sind. —

K. Müchler.

Polarthiere. *)

Der Polar-Bär. Während unseres Aufenthalts an der Fury-Bai besuchten uns viele dieser Thiere, von denen wir mehrere erlegten. Damals litten wir glücklicherweise keinen Mangel an Mundvorrath, aber dennoch ließen sich Einige von uns durch das lockende Aussehen des Fleisches von dem zuerst geschossenen Thier dieser Art verführen, eine tüchtige Mahlzeit zu halten. Alle, welche daran Theil genommen hatten, klagten bald darauf über heftiges Kopfweh, das bei Einigen zwei, auch drei Tage anhielt, worauf sich dann die Haut von Gesicht, Armen und Händen abschälte. Bei Einigen, welche wahrscheinlich mehr von dem Fleisch zu sich genommen hatten als die übrigen, schälte sich die Haut am ganzen Körper ab.

Etwas Aehnliches erlebte ich bei einer früheren Gelegenheit auf Sir Eduard Parry's Polarreise, wo man mehrere Tage ausschließlich von dem Fleische zweier geschossener Bären lebte, und auf dessen Genuß sich bei vielen von der Gesellschaft die Haut von den Armen, Schenkeln und Füßen abschälte. Man schrieb diese Erscheinung damals mehr der genossenen Quantität als der Qualität des Fleisches und dem Umstand zu, daß man vorher längere Zeit Mangel an Lebensmitteln gelitten hatte.

*) Aus dem Anhang zur zweiten Reise des Kapitän Roß, um eine nordwestliche Durchfahrt zu suchen.

* Grübeln.

Tief liegt der Wahrheit Schatz,
Und tief mußt du d'rum graben;
Wer Nichts als grübeln kann,
Kommt nicht zu seinen Gaben.

H. Wilhelm.

* An die geistigen Wucherer.

Also Ihr sehet es gern, wenn Euch die Menschen nicht lohnen?
Ah! die fordern Rabatt; aber den gebt Ihr nicht gern.
Lieber laßt Ihr dereinst von Gott Euch Alles auf einmal,
Zinsen auf Zinsen bezahl'n. Was sind die Frommen doch klug!

H. Wilhelm.

Gottesdienst.

Sonntag, den 3. Januar.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Past. Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr.
Hr. Candidat Menken....	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Candidat Pralle.....	St. Ansgarii	9 „
Hr. Dr. Böckel	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Dr. Pleyer.....	— — —	1 „
Hr. Pastor v. Hauffstengel	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor Iken.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Toel.....	— — —	1 „
Hr. Candidat Freerichs....	St. Michaelis	9 „
Hr. Pastor Meinertzhagen.	Armenkirche	9 „
Hr. Pastor Wemer.....	St. Johannis	7 „ Messe
Hr. Pastor Probst.....	— — —	9 „ Hochamt
Hr. Pastor Wemer.....	— — —	10 „ Predigt
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8½ „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

Verantw. Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöngen, Catharinenstraße № 26.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreund Nro. 1.

Bremen, Sonntag den 3. Januar 1836.

Gestorben:

Den 28. Dezember. Des verst. Lieutenants in hies. Diensten Heinr. Rading Wittwe, geb. Gauer, 82 Jahr; Fedelhören Nro. 2.

Den 29. — Anna Christina Querenstedt, 80 Jahr; hinterm Heerdenthorswall Nro. 21.

Den 30. — Der Schneidermeister Christ. August Gottlieb Reinemund, 67 Jahr; Fetten-Gang Nro. 13.

Den 30. Dezember. Des Schneidermeisters Johann Justus Lindemann Sohn, gleich nach der Geburt gestorben; große Sottillenstraße Nro. 9.

Den 30. — Der Nadelmacher Christ. Friedrich Weitsch, 76 Jahr; Degen-Gang Nro. 10.

Den 30. — Der Arb. Georg Bischof, 38 Jahr; Sielpfad Nro. 8.

Geburten:

Den 27. Dezember. Des Kartenmachers Lüder Heinrich Behnken Ehefr., geb. Peetz, gr. Barkhof Nro. 5 X; von einem Mädchen.

Den 27. — Des Arb. Hinrich Drewes Ehefrau, geb. Lange, Hastedt Nro. 88; von einem Mädchen.

Den 27. — Des Buchhalters Joh. Martin Tolle Ehefr., geb. Bielefeld, Molkenstr. Nro. 48; von einem Knaben.

Den 28. — Des Lohndieners Conrad Klocke Ehefrau, geb. Behrens, hinterm Abbenthorswall Nro. 48; von einem Mädchen.

Den 28. — Des Hökers Joh. Wilh. Lippoldt Ehefr., geb. Barlach, Stavendamm Nro. 9; von einem Mädchen.

Den 28. — Des Strumpfwebers Johann Jacob Daniel Meyer Ehefr., geb. Sonnenberg, Kirchenstr. Nro. 20 (Neust.); v. e. Mädchen.

Den 28. — Des Schneidermeisters Joh. Julius Lindemann Ehef., geb. Fuchs, gr. Sottillenstr. Nro. 9; von einem Knaben.

Den 28. — Des Arb. Johann Wilckens Ehefrau, geborne Sivers, Hastedt; von einem Knaben.

Den 28. — Des Arb. Joh. Gottlieb Hermann Ehefr., geb. Meyer, Grünenstr. Nro. 3; von einem Mädchen.

Den 29. Dezember. Des Reepschlägers Christoph Schröder Ehefr., geb. Cordes, Schweinestraße Nro. 9; von einem Knaben.

Den 29. — Des Küpers Joh. Christ. Eckenberg Ehefr., geb. Bruns, Charlottenkamp Nr. 4; von einem Mädchen.

Den 29. — Des Schneidermeist. Joh. Heinrich von Horn Ehefr., geb. Schütte, kl. Rosenstr. Nro. 8; von einem Knaben.

Den 29. — Des Arb. Joh. Hinr. Gercken Ehefr., geb. Nordhoff, Buntenthorssteinweg Nr. 67; von einem Knaben.

Den 29. — Des Kaufmanns Joh. Diedr. Ellinghausen Ehefr., geb. Ehlers, Faulenstr. N. 31; von einem Mädchen.

Den 29. — Des Arb. Hinrich Wilhelm Ludwig Sturm Ehefr., geb. Kompff, Eckhardts-Gang Nro. 3; von einem Mädchen.

Den 29. — Des Maurergesellen Joh. Friedrich Wilh. Liebich Ehefr., geb. Pflüger, Lingen-Gang Nro. 1; von einem Mädchen.

Den 29. — Des Arb. Johann Hinrich Meyer Ehefr., geb. Gohen, Hastedt Nro. 41; von einem Knaben.

Den 31. — Des Uhrmachers Carl Friedrich Eulhardt Ehefr., geb. Liemann, Pelzerstr. N. 40; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Der Handschuhmacher Aloisius Wranna hies. und Helena Catharina Poppehusen zu Tungler-Moor, Herzogthum Oldenburg.

Der Schuhmacher Joh. Martin und Anna Maria Catharina Vieladen, Beide von hier.

Der Schuhmacher Joh. Justus Wogenfeldt und Anna Bullwinkel, genannt Uttu, hieselbst.

Der Küper Joh. Philipp Diederich Neitmann und Betha Beesemann, gen. Wehmann, Beide von hier.

Der Arb. Joh. Heinr. Otten, gen. True, und des verst. Arb. Joh. Heinr. Friedr. Wilh. Kruse Wittwe, Anna Sophia Gunda, geb. Borcherding, am Buntenthorssteinwege.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 2.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 7. Januar 1836.

Du weißt, was Jedem unter uns gebricht,
Du hörest unsrer Seele stilles Flehen;
Mehr thust du, als wir bitten und verstehen,
Wer dir vertrauet, den verläßt du nicht.

* Gebet,

nach der Neujahrspredigt gesprochen.

Zu dir, des Lichtes Urquell, Geber guter,
Vollkomm'ner Gaben, Vater unsers Herrn,
Durch ihn auch unser Vater, schwingt sich betend
Jetzt unser Geist empor. Wir leben, weben
Und sind in dir; denn Alles, was wir haben,
Das Leben selbst ist deiner Huld Geschenk!
Erbarme deiner Kinder, wie bisher,
Dich ferner, und verleihe jedem, was
Zu seinem wahren Heil ihm nöthig ist.
Des Krieges Schwert zerbrich, und laß in Frieden
Die Menschheit säen und in Frieden ärnten.
Der Wahrheit Licht, des Glaubens milden Glanz,
Der Hoffnung Trost, der Liebe reine Gluth,
Die Segnungen des Evangeliums
Laß immer weiter sich und herrlicher
Verbreiten, daß des Himmels heil'ger Vorhof
Die Erde sey. Das Band, das Unterthanen
Und Fürsten eint, laß unauflöslich seyn,
Daß auf der Eintracht und der Ordnung Grunde
Der Völker Wohlfahrt unbeweglich ruhe.
Auch unserm Freistaat bleibe segnend nah,
Daß er ein Schauplatz der Gerechtigkeit,
Der Frömmigkeit und Bruderliebe werde.
Nach deinem Reiche lehr' uns ernstlich trachten;
Dann fällt, was sonst uns nützen mag und frommen,
Uns aus dem Reichthum deiner Gnade zu.
Gieb unsern Obern Weisheit, Gott, und Kraft,
Des Bösen Schrecken und des Guten Schutz
Zu seyn, und deinen Willen überall
Mit dir gefäll'gem Eifer zu vollbringen.
Auf wessen Schultern eines Amtes Pflichten
Du hast gelegt, dem schenke frohen Muth,
Was du gebeutst, mit treuem Ernst zu üben,
Und eine reiche Aernte seiner Saat.
In deine Obhut, Vater, nimm die Kirche;
Laß überall dein Wort in Lauterkeit

Und Kraft verkündigt werden, und die Hörer
Auch in des Glaubens Einfalt Thäter seyn.
An der Gemeine, die in diesen Tempel
Dich anzubeten kommt, verherrliche
Sich deine Gnade immer mehr von Jahr
Zu Jahr. Den theuren Männern, die ihr vorstehn,
Gelinge, was sie thun in deinem Geist;
Der Lehrer Predigt sind' ein offnes Ohr
Und Herzen, die der Wahrheit willig folgen;
Der Armenpfleger liebevolles Walten
Erleicht're schwer geprüfter Dulder Loos;
Vergelter bist du Allen, die ihr Amt
Auch unbelohnt mit edlem Eifer üben.
In unsern Schulen laß den guten Samen,
Den treue Hände streuen, Früchte tragen
Für Zeit und Ewigkeit, daß unsre Jugend
Dereinst des Vaterlandes Zierde sey,
Und eine beßre Zeit ins Leben rufe.
Im Leiblichen gieb, was uns wahrhaft nützt.
Dem Handel gieb Gedeihen und der Schifffahrt,
Die über Meereswogen Brücken baun,
Die Süd und Nord und Ost und West vermählen,
Und fest das heil'ge Band der Menschheit knüpfen.
Dein Segen kröne jegliches Gewerbe,
In dem zum allgemeinen Besten sich
Die Kräfte üben; der Geringste auch
Im Volke ärnte seines Fleißes Lohn.
Auf unsern Hausaltären laß die Flamme
Der Lieb' und Treue lodern, rein und hell,
Daß aus dem stillen Heiligthum des Hauses
Dein Friede sich durch Stadt und Land verbreite.
Der Glückliche sey dankbar und genieße,
Was du ihm gabst, mit weiser Mäßigung.
Den Leidenden erquicke deine Gnade
In bangen Stunden und der Hoffnung Trost.
Die sich in Fülle ungeschwächter Kraft
Des Lebens freun, Herr, lehre sie bedenken,
Daß sie der Rechenschaft entgegen schreiten;
Und denen, die das Grab geöffnet sehen,
Erleicht're, Vater, du den letzten Kampf,
Und laß der Sieger Krone sie erblicken.
Du weißt, was Jedem unter uns gebricht,
Du hörest unsrer Seele stilles Flehen;
Mehr thust du, als wir bitten und verstehen,
Wer dir vertrauet, den verläßt du nicht.
Wir gehn dahin und streun auf Hoffnung Samen,
Und durch Gewitter, Regen, Sonnenschein
Und Stürme giebst der Aussaat du Gedeihn;
Wir preisen dich in frommer Demuth. Amen.

Dr. Böckel.

Der Untergang eines Schooners.

(Fortsetzung.)

Das Boot des Schooners hatte sich losgelöst, und die Unglücklichen sahen es in einiger Entfernung auf den Wellen treiben. Es schien zu ihrer Rettung bereit zu seyn. Die Arche war groß genug, um die zwei und zwanzig Mann aufzunehmen, welche sogleich auf sie zuschwammen. Sie waren jedoch so im Schrecken, daß sie der Klugheit vergaßen. Indem acht bis neun von ihnen hastig hinein zu klettern sich bemühten, und zwar Alle an einer Seite, schlug das halb mit Wasser angefüllte Boot um, und Mehrere waren nahe daran, schon hierbei ihr Leben zu verlieren.

Smith, der die vollkommenste Selbstbeherrschung und Kaltblütigkeit besessen haben muß, stellte seinen Leuten vor, daß Rettung unmöglich sey, wenn sie das Boot nicht aufzurichten suchten. Diejenigen, welche sich auf den Kiel hinaufgeschwungen hatten, mußten bald hinunter gleiten, und Anstrengung und Ermüdung eben sobald die Andern nöthigen, gleichfalls loszulassen, woran sie sich fest hielten, oder zu versuchen, mit Gewalt die obenauf Sitzenden von ihren Plätzen zu verdrängen. Er wies dringend auf die Nothwendigkeit hin, das Boot aufzurichten. Nur zweien dürfe gestattet werden, hineinzusteigen, um dasselbe auszuschöpfen, während die Uebrigen, von dem Dolbord unterstützt, welchen sie im Gleichgewicht erhielten, im Wasser bleiben müßten, bis das Boot im Stande wäre, abermals zwei, und sodann endlich die ganze Mannschaft aufzunehmen.

Selbst in diesen Augenblicken der Todesgefahr behauptete die Disciplin der Flotte ihre Herrschaft.

Sobald der Lieutenant den auf dem Kiele Sitzenden befahl, ihre Plätze zu verlassen, gehorchten dieselben augenblicklich. Das Boot wurde umgekehrt, und der Anfang gemacht, den Vorschlag in das Werk zu richten. Doch vergeblich. Denn kaum hatten die beiden hinein gestiegenen Leute angefangen, mit ein Paar Hüten auszuschöpfen, kaum begann die Möglichkeit der Rettung aufzudämmern, als einer von den Leuten erklärte, daß er die Floßfeder eines Haies sähe.

Keine Sprache vermag den Schrecken auszudrücken, welcher die um das Boot herumschwimmenden Matrosen ergriff. Ein Hai ist jederzeit ein Gegenstand der Furcht für Seeleute; und nur Diejenigen, welche den furchtbaren Rachen dieses gefräßigen Fisches gesehen haben, seine ungeheure, fast unglaubliche Stärke, seinen Blutdurst, und seine nichts achtende Verwegenheit kennen, wo es gilt, denselben zu befriedigen: — nur sie können sich eine Vorstellung von den Empfindungen machen, welche bei Schwimmenden der Ruf: „ein Hai! ein Hai!“ hervorbringt.

Jetzt trachtete Jeder nur darnach, für den Augenblick Sicherheit zu gewinnen. Sie wußten Alle sehr wohl, daß die Jackals der Haien, die stets umherschwärmenden Lootsen *), jeden Blutstropfen wittern würden, und daß ihr Verderben unvermeidlich war, wenn eins der Ungeheuer das reiche Mahl entdeckte, oder durch den kleinen raschen Spürhund zur Entdeckung desselben geführt wurde.

Jetzt war es mit aller Disciplin vorbei. Das Boot wurde abermals umgeworfen, so daß der Kiel emporstand. Nur Einer gelangte sicher hinauf, um von Anderen wieder hinunter gestoßen zu werden, und so begannen in Folge der unablässigen langen Anstrengung Allen die Kräfte zu schwinden.

Doch der so sehr gefürchtete Feind erschien nicht. Smith drang daher zum zweiten Male darauf, daß das einzige Rettungsmittel ergriffen werden möchte. Da er jedoch wußte, daß er die Unruhe und Furcht der Leute nur vergrößern würde, wenn er den Versuch machte, sie zu überreden, daß sich in dieser Gegend nicht viele Haien aufzuhalten pflegten, befolgte er den weisesten Plan, indem er denjenigen, welche sich am Dolbord festhielten, befahl, mit ihren Beinen im Wasser zu plätschern, um die Ungeheuer, durch welche sie in einen solchen Schrecken versetzt waren, hinwegzuscheuchen.

Noch ein Mal begann die Sonne der Hoffnung aufzugehen. Das Boot war bis an die Dostbalken ausgeschöpft, vier Leute befanden sich darin, und arbeiteten tapfer. Noch ein wenig Ausdauer und Folgsamkeit, und Alle waren gerettet.

Plötzlich, indem die im Wasser sich Befindenden ihre Kameraden im Boote ermunterten, mit dem Ausschöpfen ohne Zaudern oder Nachlassen fortzufahren, — plötzlich wurde ganz in der Nähe ein Geräusch gehört, und ungefähr funfzehn Haie kamen gerade auf die Unglücklichen los.

Der Schrecken war jetzt noch zehn Mal größer als vorhin. Bei dem Versuche, der Gefahr zu entgehen, wurde das Boot abermals umgeworfen, und die zwei und zwanzig Seeleute waren wiederum dem Verderben geweiht.

Anfangs schienen die Haie sich ihrer Beute nicht bemächtigen zu wollen, sondern schwammen zwischen den Leuten umher, spielten im Wasser, sprangen und rieben sich an ihren Opfern.

Dieses war jedoch nur von kurzer Dauer. Der laute Aufschrei eines der Leute verkündete den Schmerz, welchen derselbe plötzlich empfand. Ein Hai hatte eins von seinen Beinen gepackt,

*) Ein zum Geschlecht der Stichlinge gehörender Fisch. Anmerk. des Uebersetzers.

und es augenblicklich abgebissen. Kaum war Blut gekostet, als der lange gefürchtete Angriff begann. Jeder neue Schrei bezeichnete den Verlust von Gliedern. Einige wurden von dem Boote hinweggerissen, an welchem sie vergeblich sich festzuhalten suchten, — Andere versanken lediglich vor Furcht, wie es schien — Alle waren in schrecklicher Gefahr.

Selbst in diesem Moment, als die schauderhafteste von allen Todesarten ihn zu erwarten schien, ertheilte Smith seine Befehle mit vollkommener Einsicht und Geistesgegenwart, und fand — zum unvergänglichen Ruhme der unglücklichen verlorenen Mannschaft sey es gesagt — Gehorsam. Noch einmal wurde das Boot umgekehrt, und abermals stiegen zwei von den Leuten hinein. So unglaublich es scheinen mag, ist es doch wahr: das Wort des Offiziers wurde mitten in der Gefahr und Verwirrung gehört und beachtet. Die Ueberlebenden klammerten sich an den Dolbord wie vorhin, und hielten das Boot aufrecht. Smith selbst war am Hintertheil, und ermunterte und belobte seine Leute.

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Fragt man nunmehr nach den Gründen, aus denen die Erscheinung des Kometen dießmal den davon gehegten Erwartungen durch Ausdehnung des Schweifes und besonderen Glanz nicht entspricht, so glaube ich darauf durch eine Betrachtung über die physische Natur dieser Himmelskörper befriedigend antworten zu können. Der geringe Gehalt der Kometen an Materie ist nämlich ein Umstand, welcher durch Beobachtungen über die Unbemerkbarkeit ihres Gravitationseinflusses auf andere Himmelskörper, selbst bei großer Nähe, außer allen Zweifel gesetzt zu seyn scheint.*) Erfährt also ein Komet in seiner Sonnennähe durch Bildung eines mächtigen Schweifes einmal eine große Ausdehnung jener ohnedieß geringen Masse, so muß es ihm an Schwerkraft gebrechen, um die so weit zerstreuten Partikeln seiner Materie wieder an sich zu ziehen, und dieselben werden sich also im Weltenraum verlieren. Nun weiß man aber geschichtlich, daß unser Komet bei seiner Erscheinung im Jahr 1456 eine solche ganz außerordentliche Schweifausdehnung erfahren hat, indem dieser Schweif damals der Länge nach den dritten Theil des Himmels einnahm **). Nimmt man mit mehreren neuern Astronomen auch wirklich an, daß die Kometen nach einem solchen, in der Sonnennähe erlittenen Verluste an Materie, in der Sonnenferne, wo jener Einfluß aufhört, eine Art von Ersatz durch Wiederverdichtung ***) ihrer Materie und Aufnahme der im Weltenraume zerstreuten Bildungsstoffe bekommen, so läßt sich doch bei dem heutigen Zustande der Wissenschaft, nicht entscheiden, wie viel Zeit die Kometennatur erfordere, um eine solche Ausgleichung für sich zu bewirken; und es besteht also immer große Wahrscheinlichkeit, daß ein Komet nach ein-, oder vielleicht auch mehrmaliger bedeu-

*) Die lockere Beschaffenheit des Kometenstoffes folgt noch aus anderen Umständen. Auf der Sternwarte zu Mailand beobachtete man am 7. Okt. die Bedeckung eines kleinen, aber lebhaft glänzenden Sterns im Buchs durch den Halley'schen Kometen, und erblickte, zum unzweifelhaften Beweise jener leichten Natur, den Stern nicht bloß durch den Schweif, sondern selbst durch den Kern des Kometen.

**) Der Komet zeigte sich in jenem Jahre im Monat Juni zwischen den Zeichen des Stiers und des Löwen furchtbar prächtig, und sein Schweif hatte eine Länge von beinahe 60 Graden.

***) Der eben in meine Hände kommende, vom Pariser Astronomen Nicollet herrührende lesenswerthe Artikel Comète in der Encyclopédie moderne sagt wesentlich dasselbe. Die Bildung der Schweife wird daselbst außerdem von einer fortstoßenden Kraft abhängig gemacht, welche die Sonnenstrahlen fähig sind, auf leichte Dünste auszuüben, wie diejenigen sind, welche den Kometenkern meistens umgeben.

tender Schweifentwickelung mehrmals in die Sonnennähe kommen könne, ohne neuerdings zu demselben Prozesse geschickt zu seyn. Wenn unser Komet also auch nach seinem dießmaligen Wiederaustritte aus den Sonnenstrahlen noch immer fortfährt, klein und schwächlich, wie bisher, zu erscheinen, so haben die Leser wenigstens eine, aus der eigensten Natur dieser Weltkörper geschöpfte Vermuthung über die Gründe, weßhalb dem so seyn könne, womit ich indeß in einer so delikaten Materie lange noch nicht gesagt haben will, daß dem nun auch schlechterdings so seyn müsse.

Eines andern diesen Kometen betreffenden, eben zu meiner Kenntniß kommenden, sehr interessanten Umstandes muß ich schließlich noch Erwähnung thun. Arago zu Paris beobachtete nämlich am 15ten Oktober mit sehr starker Vergrößerung auf dem Kometen, dem Schweife gegenüber, einen leuchtenden Abschnitt, welcher durch zwei Strahlen vollkommen begränzt war. Am andern Morgen ward ein ähnlicher Abschnitt bemerkt. Alex. von Humboldt und andere Gelehrte sahen diese Erscheinung mit an. Wenn dergleichen ausgezeichnete Flecke, bemerkt Arago, auf der Kometenoberfläche dauernd wären, so könnten sie vielleicht dazu dienen, zu entscheiden, ob diese Himmelskörper eine Rotation gleich Planeten und Sonne haben, gleichwie man die Sonnenflecke benutzt, die Rotation der Sonne zu bestimmen.

Von diesem, wie die Leser bemerkt haben werden, noch immer ziemlich hypothetischen Kometengebiete begeben wir uns jetzt auf ein etwas sichereres astronomisches Feld, nämlich zu der, in unsern Berichten schon mehrmals mit verdientem Lobe erwähnten Mondkarte von Wilhelm Beer und Dr. Mädler, von welcher der eben erschienene dritte Quadrant vor uns liegt. Wir dürfen diese solchergestalt zu Dreivierteln vollendete Karte um so unbedenklicher empfehlen, da wir gewiß wissen, daß der allein noch übrige Quadrant in der Zeichnung ebenfalls bereits vollendet ist, und das Ganze also in ganz kurzer Zeit vollständig vor unsern Augen stehen wird. Das vorliegende Blatt stellt das nordöstliche Viertel der uns zugewendeten *) Mondhalbkugel dar, also gerade denjenigen Theil, welcher an den bevorstehenden Winterabenden am besten sichtbar ist, und also zu Vergleichungen auch die beste Gelegenheit bietet. Was die technische Ausführung betrifft, so steht diese Sektion der frühern wo möglich noch voran, und läßt an Klarheit und Genauigkeit nichts zu wünschen übrig. Die hier vorgestellten Hauptgegenden sind das Mare imbrium, der Oceanus procellarum und der Sinus aestuum (welche die Leser auf der ihnen zu Gebot stehenden Tobias Mayer'schen Mondkarte in eben der Ordnung unter den Buchstaben Q. P. L. verzeichnet finden, wonach die Vergleichung der beiderseitigen Leistung erleichtert wird), und die bedeutenden Einzelgebilde: Plato, Archimedes, Timochoris, Eratosthenes, Aristarch mit der merkwürdigen Strahlenumgebung, Kopernikus, Kepler u. s. w. (die die Mayer'sche Karte sämmtlich unter eigenen Nummern auch angiebt).

(Die Fortsetzung folgt.)

Über den Wechsel der theologischen und philosophischen Systeme.

(Fortsetzung.)

Es kommt sonach nach Jesu eigenem Ausspruche beim Christenthume Nichts darauf an, wie man über die Inspiration der heiligen Schrift denke oder über die Kanonicität des einen oder des anderen Buches; oder wie man etwa diese oder jene

*) Ich darf daran erinnern, daß der Mond der Erde immer die nämliche Hälfte zukehrt, wie Jemand, der um einen Baum oder Tisch geht, diesem immer dieselbe Wange zuwendet. Letzteres ist das deutlichste Bild des Vorgangs.

Stelle der Schrift auslege; oder wie man die Mosaische Schöpfungsgeschichte, das Paradies, den Thurmbau zu Babel, die Noachische Völkertafel, die Wunder Mosis in Aegypten, ... versteht und würdige. Da Jesus selbst im Theoretischen nur den Glauben an den Einen wahren Gott und an Jesum als seinen Christus verlangt, so kann in Hinsicht des letzten Zweckes des Christenthumes Nichts darauf ankommen, ob man auch die Lehre der späteren Concilien . . . . . annimmt, oder von Taufe, Abendmahl, u. s. w. eine andere, als die in der Kirche sanctionirte Vorstellung festhält. . . . . Und wenn Jesus im Praktischen die Aufbildung des Menschen zum Bilde Gottes für die Hauptsache erklärt, so wäre es schlechthin eine Negation der sittlichen Idee, wenn man mit Augustin den Menschen für des Teufels Eigenthum und für untüchtig zu allem Guten halten wollte. . . . . .

Der Streit zwischen Supernaturalismus und Rationalismus, oder besser, zwischen der symbolischen und der neueren wissenschaftlichen Theologie ist daher Nichts, was dem Wesentlichen des Christenthumes, wie es Jesus selbst bestimmt, gefährlich werden könnte. Denn auch die sogenannten Rationalisten erkennen, so gut als ihre Gegner, den Einen wahren Gott, als den Schöpfer und Regenten der Welt, wenn sie sich auch den Hergang der Schöpfung anders, als Moses erzählt, vorstellen, und die Weltregierung nicht durch Engel und Mittelspersonen führen lassen, Sie erkennen eben so, wie ihre Gegner, in Jesu den großen Gesandten Gottes an die Menschen und den Stifter des Gottesreiches, wenn sie ihm auch nicht eine doppelte Natur zuschreiben, die evangelischen Erzählungen von Wundern nicht immer buchstäblich für historische Wahrheit anerkennen, von Jesu Tode keine übernatürliche Wirkung auf Gott, sondern nur eine moralische Wirkung auf den Menschen erwarten, und über Taufe und Abendmahl anders denken, als Luther. Sie erkennen endlich eben so gut, oder vielmehr noch weit besser und reiner die praktischen Ideen des Christenthumes an, indem sie die Kirchendogmen von der Erbsünde, von dem gänzlichen Verderben des Menschen, von der Tilgung der Schuld durch ein speculatives Glauben von sich weisen, und dem Sünder sagen, er könne und solle sich bessern, womit sie in ihm den moralischen Muth zur Besserung wecken und den Mangel derselben ihm aufs Gewissen legen.

Das Christenthum, wie Jesus selbst sein Wesen bestimmt hat, ist daher bei den verschiedenen Gestaltungen der Theologie, und am wenigsten bei der wissenschaftlichen Theologie, nicht gefährdet. Würde Jesus jetzt selbst in den christlichen Ländern herumwandeln und die aufsuchen, welche er für die Seinen erkennen könnte, so würde er nur fragen: glaubst du an den Einen wahren Gott und an mich als seinen Gesandten, und willst du vollkommen zu werden trachten, wie dein Vater im Himmel ist und dessen Gebote erfüllen? — Nimmermehr aber würde er fragen: glaubst du auch an das Athanasianische Symbolum, an die Augsburgische Confession, an den Heidelberger Katechismus, an die Synoden zu Trident oder Dortrecht, an Augustin's, Luther's und Calvin's Theorie vom Sündenfalle, oder an Anselm's Dogma von der Genugthuung durch einen Gottmenschen? —

Wollen wir uns daher nicht geradezu über Jesum erheben, und Forderungen aufstellen,

die weit über das von Jesu selbst Verlangte hinausgehen, so ist und muß dasjenige, was Jesus selbst für genug zum ewigen Leben erklärte, das seyn, worauf sich die Forderungen der Kirche an das Bekenntniß ihrer Glieder, die Forderungen des Staates an die Theologen und die Ansprüche der Laien an die Einheit der Lehre bei den Kirchenlehren beschränken müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Nachruf an Freund K.

Kein Fleh'n zum Herrn, nicht Menschenhülf' und Rath,
Vermochte Dich, o Freund! uns zu erhalten;
Du solltest nicht auf Deinem Erdenpfad'
Die reiche Kraft, die geistige, entfalten.
Schon früh vollendete Dich Gott hienieden,
Da er ein höh'res Wirken Dir beschieden.

Du starbst, o Freund! als Du der Gattinn Herz,
Kaum ihren Liebeshimmel aufgeschlossen.
Wer fühlt, wie sie, der bittern Trennung Schmerz;
Wer hat der Thränen mehr um Dich vergossen?
Ach, vor dem tiefen Gram' verwaister Gatten,
Tritt jeder Freundschaft Mitgefühl in Schatten!

Doch, daß uns nicht das Herz vor Wehmuth bricht,
Laßt um so inniger den Herrn uns bitten:
Verlaß, o Gott, mit Deinem Troste nicht,
Die, die so jung, so viel und schwer gelitten.
Schenk' Du ihr Kraft, laß sie in lichten Höhen,
Bei Dir verklärt, den Freund einst wiedersehen!

---

* Bremens Seeschiffe

bestanden Anfangs des Jahres 1835 in:

17 Fregatten,	zusammen an Größe	circa	3720	Rocken-Lasten
20 Barquen	" " "	"	3637	—
36 Brigs	" " "	"	4546	—
3 Brigantinen	" " "	"	285	—
7 Schooner	" " "	"	580	—
2 Schooner-Brigs	" " "	"	165	—
31 Gallioten	" " "	"	2526	—
9 Schooner-Gallioten	" " "	"	680	—
8 Kuffe	" " "	"	365	—
1 Galleasse		"	40	—
1 Smack		"	40	—
3 Heerings-Buysen	" " "	"	150	—
138 Seeschiffe, zusammen haltend		circa	16734	Rocken-Lasten.

Im Laufe des Jahres kamen noch hinzu:

2 Barquen	zusammen	circa	345	Rocken-Lasten
2 Brigs	"	"	255	—
1 Schooner-Brig		"	70	—
1 Kuff		"	40	—
1 Galleasse-Ever		"	45	—
		circa	755	—
145 Seeschiffe, zusammen haltend		circa	17489	Rocken-Lasten.

Davon gehen ab:

a. Im Auslande sind verkauft:

1 Barque von	. . . . .	circa	125 Rocken-Lasten	
1 Schooner "	. . . . .	"	70 —	
1 Kuff "	. . . . .	"	30 —	
3				circa 225 Rocken-Lasten.

b. Geschloopt werden:

1 Fregatte . . von	. . . . .	circa	165 Rocken-Lasten	
1 Barque . . "	. . . . .	"	120 —	
1 Brigantine . "	. . . . .	"	80 —	
1 Heerings-Buyse "	. . . . .	"	50 —	
7				415 —

c. Verloren sind jetzt für bestimmt anzunehmen:

1 Fregatte von	. . . . .	circa	160 Rocken-Lasten	
2 Gallioten, zusammen	. . . . .	"	100 —	
1 Kuff von	. . . . .	"	35 —	
				circa 295 —
11 Seeschiffe, zusammen haltend	. . . . .			circa 935 Rocken-Lasten.

Mithin bleibt der Bestand Anno 1836:
134 Seeschiffe von ca. 16554 Rock.-Last. Sbr.

* Zu beherzigende Wünsche

für das Jahr 1836.

Möchte doch die Actien-Gesellschaft für den Bau eines neuen Schauspielhauses, sich nach einem passendern Platze für ein solches Haus umsehen, als dem am Heerdenthore, wo dasselbe das Publikum auf alle Weise beeinträchtigen und den freien Verkehr, an diesem lebhaftesten aller Thore, hinderlich werden wird! Möchte auch auf die Stimmen derjenigen Bürger, die nicht zu den Convents-Verhandlungen hinzugezogen werden, in dieser Angelegenheit gehört werden, damit nicht im Jahre 1836, dem Gesammtwesen ein Nachtheil durch dieses Unternehmen erwachse, welches sich für die nächste Zukunft nicht wird wieder gut machen lassen, und das unsere Nachkommen, im Jahre 1936, gewiß noch bitter tadeln werden!

Möchte es doch Manchem gefallen, dieses Unternehmen in dem Blatte, welches so oft die Angelegenheiten, die das Wohl unserer Stadt betreffen, zur Sprache bringt — dem Bürgerfreunde, einer ruhigen Prüfung zu unterwerfen, damit auch der jetzigen Generation die Nachtheile vor Augen gelegt werden, welches jenes Unternehmen für unsere Nachkommen haben muß und wird!

Möchte es denn endlich unter den Mitgliedern der Actien-Gesellschaft recht viele geben, die diese Nachtheile berücksichtigend und erkennend, ihr eigenes augenblickliches Interesse, dem Wohle des Ganzen und der Nachkommen aufopfern, und darauf antragen, daß das Haus an einer passendern Stelle, wo es der Stadt zur Zierde und nicht zum Nachtheile gereicht, errichtet werde, wodurch sie sich sicherlich den Dank des größeren Theils ihrer Mitbürger erwerben, und gewiß zu einer regern Theilnahme für das Unternehmen wirksam seyn werden. Mehrere Bürger.

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daveys, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreund Nro. 2.

Bremen, Donnerstag den 7. Januar 1836.

Gestorben:

Den 30. Dezember. Des Seilers Christ. Lürßen Ehefr., geb. Lampe, 80 Jahr; Hastedt N. 3.

Den 31. — Der Strumpfweber Joh. Hinrich Reiners, 79 Jahr; Armenhaus.

Den 31. — Des Arb. Friedrich Wilhelm Dierks Ehefr., geb. Wessels, 78 Jahr; Neustadtswall Nro. 3.

Den 31. — Des verst. Schneiders Friedr. Müller Wittwe, geb. Mattfeld, 82 Jahr; Kimmelkamps-Gang Nro. 6.

Den 31. — Des Arb. Daniel Diedr. Jacob Georg von Schultz Tochter, 5 Monat, hinterm Heerdenthorswall Nro. 43.

Nro. 1. Den 1. Januar 1836. Der Kaufmann Hinrich Krack, 24 Jahr; am Dom Nro. 10.

— 2. Den 1. — Des Steuermanns Carsten Hinrich Steffens Tochter, 6 Monat; Kleinenstraße.

— 3. Den 1. — Des Cigarrenmachers Cord Hinrich Meyer Sohn, 18 Wochen; kl. St. Annenstraße Nro. 22.

— 4. Den 1. — Die Dienstmagd Dorothea Stutz, 23 Jahr; Weders-Hof Nro. 6.

— 5. Den 1. — Des Landmanns zu Osterholz Lür Oemers Ehefrau, geborne Lampe, 57 Jahr; Catharinenstraße Nro. 26.

— 6. Den 1. Januar. Des Arb. Daniel Warnken Sohn, 3¼ Jahr; Bernekers-Gang Nro. 4.

Nro. 7. Den 2. — Des Zimmermeisters Werner Frese Ehefrau, geb. Behrens, 68 Jahr; auf dem Häfen Nro. 27.

— 8. Den 2. — Der Kaufmann Matthias Förstner, 30 Jahr; an der Viehweide Nro. 4.

— 9. Den 2. — Der Strumpffabrikant Johann Peter Heidenreich, 61½ Jahr; gr. St. Johannisstraße Nro. 5.

— 10. Den 2. — Der Bürstenmacher Carl Joh. Oelschläger, 26 Jahr; aus Straßburg, im Krankenhaus.

— 11. Den 4. — Des Cigarrenmachers Joh. Wilhelm Christ. Sievers Sohn, 1 Jahr; Rembertistraße Nro. 41.

— 12. Den 4. — Des Kaufmanns Engel Carl Angelrodt Sohn, gleich nach der Geburt gestorben; Hohenstraße.

— 13. Den 4. — Cunigunda Maria Therese Carlsen, 3 Wochen; hinterm Heerdenthorswall N. 56.

— 14. Den 4. — Des verst. Pfropfschneiders Johann Meyer Wittwe, geb. Sanders, 85 Jahr; gr. Payeken-Gang Nro. 4.

— 15. Den 5. — Des verst. Bürstenmachers Georg Lehnert Wittwe, geb. Bähr, 65 Jahr; große Krankenstraße Nro. 3.

Geburten:

Den 29. Dezember. Des Arb. Franz Heinrich Potthas Ehefr., geb. Wehmeyer, Ellhornstr. Nro. 12; von einem Knaben.

Den 30. — Des Arb. Jacob Bratenstahl Ehefr., geb. Stürcken. a. d. Kuhlen Nro. 2; von einem Mädchen.

Den 30. — Des Küpers Joh. Friedrich Wiese Ehefr., geb. Martens, Grünenstr. N. 117; von einem Knaben.

Den 30. — Des Buchdruckers Johann Heinrich Lauterbach Ehefr., geborne Steinforth, alten Steinweg Nro. 31; von einem Knaben.

Den 31. — Des Landmanns Michael Martens Ehefr., geborne Blume, Hastedt; von einem Mädchen.

Den 31. — Des Mobilienhändlers Joh. Friedr. Berje Ehefr., geb. Christiani, Doventhorsstr. Nro. 1; von Zwillings-Knaben.

Den 31. — Des Steuermanns Johann Diedrich [illegible] Ehefr., geb. Hashagen, o[illegible]

Nro. 2. Den 1. Januar. Des Hausmeisters im Stadthause Joh. Bernhard Grimm Ehefr., geb. Gronau; von einem Mädchen.

— 3. Den 1. — Des Arb. Herm. Heinr. Wichelmann Ehefr., geb. Windhorst, hinterm Osterthorswall Nro. 13; von einem Knaben.

— 4. Den 1. — Des Arb. Hinr. Flömer Ehefr., geb. Falldorff, Buntenthorssteinweg Nro. 100; von einem Knaben.

— 5. Den 2. — Des Stuhlmachers Joh. Christ. Hohn Ehefr., geb. Fasmers, Diepenau Nro. 4; von einem Mädchen.

— 6. Den 2. — Des Buchhalters Ernst Friedr. Backhoff Ehefr., geb. Hackmann, Buntenthorssteinweg Nro. 183; von einem Mädchen.

— 7. Den 3. — Des Reepschlägermeisters Herm. Gätjen Ehefr., geb. Kohlhoff, Muggenburg N. 28; von Zwillings-Töchtern.

— 8. Den 4. — Des Kaufmanns Ernst Carl Angelrodt

Einundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 3.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 10. Januar 1836.

Das Eisen wird zur Wehr,
Des Mannes Heil und Freude;
Als Schwert, als Dolch, als Speer,
Als festes Brustgeschmeide

Macht es den Tritt der Braven
Den Knechten fürchterlich:
Wir wären Alle Sklaven,
O Eisen, ohne dich.

*) Schwertfegerlied. *)

Mit fröhlichem Sinn
Bereite, erschaffe
Die eiserne Waffe
Zum reichen Gewinn.

Es wälzt der Eroberer mit keckem Muth'
Den Krieg in friedliche Auen,
Den Völkern zu rauben der Freiheit Gut,
Sich fremde Throne zu bauen;
Mit eherner Waffe der Wüthrich sicht,
Doch ihm, bei Gott! ihm schmied' ich sie nicht;
Eh' wollt' ich den Hammer ins Meer ja werfen,
Ihm mag seine Waffen ein Anderer schärfen.

Auf! bringt geschwind
Die eisernen Stäbe!
Noch stärker belebe
Die Gluthen der Wind!

Auch Manchen das Schwert zum Ueberfluß ziert,
Gar unnütz hängt's an der Seite,
Er es nimmermehr aus der Scheide führt,
Als höchstens im albernen Streite
Um Narrheit und Hochmuth und eitlen Tand.
Er soll es nicht haben von meiner Hand!
Zu theuer sind mir die heiligen Waffen,
Er mag zum Tand sie selber erschaffen!

Die Hämmer jetzt her!
Das Feuer, es sprühet,
Das Eisen, es glühet,
Jetzt schmiedet die Wehr!

Nun, so sprich: wem schmiedest die Waffen du?
Ihr Männer, ich will es euch künden:
„Die Waffen bereit ich dem Volke zu,
„Der Knechtschaft sich kühn zu entwinden,

*) Der Verfasser dieses, unsers Wissens noch vorher nicht gedruckten Gedichts war Lieutenant in Preußischen Diensten und starb, von einer Cartätschenkugel getroffen, den Heldentod, bei dem Entsatze von Berlin im Jahre 1813.
Die Red.

„Daß sie falle, des Welschen Tyrannenmacht!
„Die Waffen bereit ich zur Hermannsschlacht,
„Daß des Wüthrichs ehernes Scepter vergehe,
„Daß auf Deutschem Boden die Freiheit erstehe!"

Zuvörderst ein Schwert
Uns lasset bereiten!
In stürmischen Zeiten
Hat's goldenen Werth.

Das Schwert ist des Mannes eiserne *) Braut,
Vermählt ihm mit heiligen Banden.
Wer Gott, seiner Sach' und dem Schwerte vertraut,
Wird nimmer, das glaubt mir, zu Schanden.
Wie die Sichel durch wankende Halme geht,
So das Schwert die Haufen hernieder mäht.
Mag mit Blitz und Donner der Wüthrich fechten,
Ich führe das Schwert in der nervigen Rechten.

Die mächtigste Wehr
Laßt dann uns erschaffen,
Den König der Waffen,
Den schrecklichen Speer!

Wohl nenn' ich der Waffen König den Speer,
Ihm jede and're muß weichen,
Er bricht durch Reihen und Glieder daher,
Thürmt blutige Berge von Leichen,
Hemmt trotzend Rosses und Reuters Macht,
Trifft sicher in regniger Sturmesnacht,
Wo zu Schanden werden des Wüthrichs Blitze,
Da ruht nur der Sieg auf der eisernen Spitze.

Zum Schlusse dann folg'
Die letzte der Wehren!
Nicht soll man entbehren
Den blinkenden Dolch.

Der Dolch ist dem Manne ein treuer Hort
In mancherlei Nöthen und Engen,
Auf blutigem Felde, wenn hier und dort
Wildringend die Haufen sich drängen;
Ein Löser aus schimpflicher Knechtschaft Noth,
Ein Retter vom schmählichen Henkertod,
Der ewigen Treue Siegel und Wache,
Ein Schreck des Verräthers an heiliger Sache.

Mit fröhlichem Sinn
Ich hab' sie erschaffen
Die eisernen Waffen
Zum Freiheitsgewinn.

Geschmiedet sind sie mit fröhlichem Muth'
Für die Teutsche, die heilige Sache.
Geschmiedet, daß von des Feindes Blut
Sie triefen zu heiliger Rache.
Drum schuf ich sie stark, drum schuf ich sie blank,
Und glaub', deß zu haben reichlichen Dank,
Und wer ihm mag andere Waffen schmieden,
Ha! dem sey ewige Knechtschaft beschieden!

Alexander v. Blomberg.

*) Veranlaßte Theodor Körner zu seinem Schwertliede, welches leider sein Schwanengesang wurde.

Der Untergang eines Schooners.

(Fortsetzung.)

Die Haien hatten Blut geschmeckt, und ließen sich nicht vertreiben. Smith hörte einen Augenblick auf zu plätschern, um in das Boot hinein zu sehen und sich von dem Erfolge des Ausschöpfens zu überzeugen, als ein Hai seine beiden Beine packte, und sie gerade über den Knien abbiß.

Es ging über die Kräfte der menschlichen Natur, den ungeheuren hierdurch verursachten Schmerz ohne ein Aechzen zu ertragen. Indeß versuchte Smith, sein Unglück zu verheimlichen. Doch die Natur, sich selber treu, widerstand dem Versuche; — er seufzte tief und hörbar auf.

Die Mannschaft hatte ihren tapfern Offizier seit langer Zeit hochgeachtet, kannte seinen Muth wie seinen Werth. Als sie ihn daher seinen Schmerz ausdrücken hörte, und ihn loslassen und sinken sah, ergriffen ihn zwei von den Leuten und hoben ihn hinten in das Boot.

Selbst jetzt, bei fast unerträglichen Schmerzen, vergaß der Wackere seiner eigenen Qualen, und dachte nur darauf, die wenigen noch Uebrigen von dem frühen sie erwartenden Grabe zu erretten. Er wies noch ein Mal auf ihre einzige Hoffnung hin, beklagte ihre gefahrvolle Lage, und schloß mit den Worten: — „Wenn Einer von Euch diese

unheilvolle Nacht überlebt, und nach Jamaika zurückkommt, so sag' er dem Admiral (Sir Laurence Halsted), daß ich im Aufsuchen des Seeräubers begriffen gewesen wäre, als dieser traurige Vorfall sich zugetragen; er sage ihm, daß ich stets meine Schuldigkeit gethan, und daß ich —"

Hier senkte sich das Boot, in Folge des Versuchs Einiger hineinzusteigen, nach einer Seite; die Leute, welche den armen Smith hielten, ließen einen Augenblick los, er taumelte über Bord und ertrank. Seine letzten Worte verloren sich in dem Geschrei seiner Gefährten, — er sank, um nicht wieder gesehen zu werden.

Hätte er gerettet werden können, so würde sein Leben traurig genug gewesen seyn. Abgesehen von dem Werthe der Zeit, welche die Besten selbst sich wünschen, um wegen der Fehler und Sünden ihrer Jugend Buße zu thun, ihre reuigen Gebete zu dem Throne der göttlichen Gnade hinaufzusenden, die Vergebung zu erflehen, welche wir Alle hoffen, und auf die Keiner Anspruch hat: — abgesehen von dem Werthe dieser Zeit war es besser für ihn, daß er, so wie es geschah, seinen Tod fand, als zu leben, um abhängig von Andern zu seyn, um das Klagen und Murren seiner Gefährten zu hören, oder nach Freuden zu seufzen, welche er niemals genießen, nach Lebensgenüssen, die er nie erlangen konnte.

Mit ihm starb jegliche Hoffnung. Zwei ausgenommen, brachen Alle in laute Verwünschungen aus. Einige, welche durch die Ungeheuer des Meeres nicht stark beschädigt waren, versuchten auf den Kiel des Boots zu gelangen, welches abermals umgestürzt wurde. Sie gaben jedoch, ganz abgemattet oder vor Schmerz, den letzten Rettungs-Versuch auf, und wurden entweder augenblicklich von den Haien verschlungen, oder suchten den Tod, welcher unvermeidlich schien, stürzten sich selbst verzweifelnd in die Tiefe und ertranken.

Um acht Uhr Abends sank die Elster. Nach der Berechnung der beiden Ueberlebenden, waren um neun Uhr alle ihre Kameraden todt. Die Haie schienen für den Augenblick gesättigt zu seyn, und die zwei Beherzten beschlossen, die köstliche Zeit zu ihrer Rettung zu benutzen. Sie richteten das Boot wieder auf, Einer stieg am Bug, und der Andere am Hintertheil hinein.

Sie waren fast ganz erschöpft, doch am Leben, und verhältnißmäßig, wohlbehalten. Sie begannen die Arbeit des Ausschöpfens und erleichterten bald das Boot hinreichend, um ziemlich außer Gefahr zu seyn, daß es abermals umgestürzt würde. Hierauf setzten sie sich um auszuruhen.

Die Rückkehr der Haien war das Signal, ihre Arbeit fortzusetzen. Die gefräßigen Ungethüme suchten das Boot umzuwerfen; sie schwammen um dasselbe in offenbarer Gier nach ihrer Beute herum, entfernten sich jedoch nach einiger Zeit. Die beiden Seeleute sahen sich von ihren unersättlichen Feinden befreit, und glaubten sich mit Gottes Hülfe gerettet!

Ermüdet, wie sie waren, setzten sie ihre Arbeit fort, bis das Boot fast trocken war. Hierauf legten sie sich zum Schlafen nieder; der Eine vorn, der Andere hinten. Die Furcht hatte so stark auf ihre Gemüther eingewirkt, daß sie sich nicht einmal von der Stelle zu bewegen wagten, indem sie besorgten, daß das Boot durch einen unvorsichtigen Schritt nochmals umschlagen könnte. Trotz der Schrecken, welche sie erlebt hatten, fielen sie bald in einen tiefen Schlaf, und der Tag war angebrochen, ehe sie zu furchtbaren Betrachtungen und, nach allem Anschein, noch schlimmeren Gefahren erwachten.

Die Sonne stieg an einem klaren und wolkenlosen Himmel empor. Der kühlen Meeres-Stille der Nacht folgte die Schwüle des Mor-

gens; und Hunger und Durst, Hitze und Ermüdung überfiel die durch die Vorsehung und ihre Anstrengungen aus dem Rachen eines schaudervollen Todes erretteten Unglücklichen.

Sie erwachten und sahen einander an — mit einem entsetzlichen Blicke der Verzweiflung. So weit das Auge reichte, war kein Gegenstand zu entdecken. Der glänzende Morgennebel trug noch zur Erhöhung der starken Strahlenbrechung bei. Eine endlose ebene Fläche, ein unermeßlicher Ocean, ein wolkenloser Himmel und eine brennende Sonne war Alles, was ihren Blicken sich darbot. Das Boot lag da, einzig und einsam in einer Welt, gleich Noah's Arche! Sie hatten kein Ruder, keinen Mast, kein Segel, — nichts als die nackten Bretter und sich selbst, und weder Trinkwasser noch Speise oder Kleidung. Hoffnungslos, freundlos, elend lagen sie auf dem ruhigen Ocean da. Es waren Augenblicke der angstvollsten Spannung. Ihre Augen ruheten auf einander in schweigendem, mit Furcht gemischtem Mitleid. Beide kannten die schreckliche Doppelwahl, zu welcher der Trieb der Lebenserhaltung sie drängen würde. Der Kannibal war schon in ihren Blicken, und schrecklich würde der erste Angriff, von welcher Seite er auch hätte kommen mögen, gewesen seyn; denn Beide waren beherzte und kräftige Männer, und an Stärke und Muth sich gleich.

„'S ist ein böses Ding, Tom", — nahm der Mann am Bug das Wort, — „eine sehr böse Klemme, wahrhaftig; und ich wollte fast, daß ich mit den andern armen Schelmen von den Haien gefressen wäre; ich würde dann von dem Jammer dieses Augenblicks nichts wissen."

„Ich habe", — erwiderte Tom, — „manche arge Bö erlebt, aber nie bin ich in einer solchen Kühlte gewesen, als jetzt — keine Hoffnung, keine Hoffnung, Jack! Wir sind verdämmt, hier vor Hunger und Durst zu verschmachten und zu sterben, — nichts zu essen, Du weißt es, Tom, nichts, gar nichts!"

Tom sprach das Wort, „Nichts", nach, und setzte nach einer Weile die Unterhaltung fort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die junge Literatur.

Il faut faire aux méchans guerre continuelle.
La paix est fort belle de soi,
J'en conviens; mais de quoi sert-elle
Avec des ennemis sans foi?

Wir haben im vorigen Jahre eine Erscheinung an uns vorübergehen sehen, von der wir noch nicht wissen, welche Nachwirkungen sie in Literatur und Leben zurück lassen wird. Sie ist eben so bedeutungsvoll durch sich selbst, als durch die außerordentlichen Maßregeln, welche sie hervorgerufen hat.

Die unter dem Namen der jeune Allemagne oder der jungen Literatur bekannte Coterie hat verdammliche Lehren ausgebreitet und ist von der Kritik deßhalb zurecht gewiesen worden. Man erkannte, daß diese Lehren zugleich staatsgefährlich seyen, sofern sie eine entschieden antinationale, Französische Tendenz hatten und die Grundlage aller Staaten, Religion und Sitte, zu untergraben trachteten, und nun zog der Staat die Sache vor sein Forum. Wenn wir ein strenges Preßgesetz hätten, durch dessen Strafbestimmungen solche Frevel gegen Religion und Sitte und gegen das vaterländische Interesse in Schranken gehalten würden, so wäre das Publikum, so wären die Literatoren in dieser Sache beruhigt, so würde es Niemand einfallen, die Straffälligen zu bemitleiden. Da wir aber eine Censur, Interdikte künftiger Schriften, vorbeugende Maßregeln ohne bestimmte Normen haben, die leicht den Unschuldigen mit dem Schuldigen gefährden können, die nur einen politischen, nicht einen juridischen Maß-

stab anlegen, so ist auch umgekehrt die Eifersucht, welche die Freiheit der Presse bewacht, irritirt und wieder ihrerseits geneigt, um des Princips willen den Schuldigen mit dem Unschuldigen zu schonen. Wenigstens suchen die zahlreichen Anhänger der jeune Allemagne ihre schlechte Sache jetzt mit der Sache der Preßfreiheit zu identificiren und indem sie alle Aufmerksamkeit auf das Formelle des Prozesses hinlenken, das Materielle darüber vergessen zu machen.

Unter diesen Umständen ist es doppelte Pflicht, klar zu unterscheiden, das Wahre in dieser Sache festzustellen, und Jeden, der sich etwa von seinem einseitigen Interesse verleiten ließe, zu weit zu gehen, davon zu überzeugen, daß er alsdann gerade gegen sein Interesse handeln würde.

Der Staat würde gegen sein eigenes Interesse handeln, wenn er um einiger nichtswürdiger Autoren willen die Besorgnisse der bessern Autoren erregte, und der von Rechtswegen unterdrückten schlechten Partei dadurch erst Theilnahme und heimliche Bundesgenossen erweckte.

Die Freunde der Preßfreiheit würden aber nicht weniger gegen ihr eigenes Interesse handeln, wenn sie sich durch irgend eine Sympathie für die Schlechten gemein machen wollten, da sie nur über sie zürnen sollten, denn was hindert mehr die Befreiung der Presse, als ein solcher Mißbrauch derselben.

Vor Allem muß das Formelle des Streits vom Materiellen getrennt, es muß bewiesen werden, daß die jeune Allemagne als eine vaterlandsverrätherische, gottlose, unsittliche, in jeder Beziehung nichtswürdige Partei keinerlei Sympathie werth, und daß es eine unverzeihliche Taktlosigkeit seyn würde, um ihretwillen höhere, allgemeinere Interessen des Vaterlands und der Literatur zu gefährden.

Zugleich muß bewiesen werden, daß das Uebel, von dem es sich handelt, ein moralisches und intellektuelles ist, das durch keine physische Gewalt, sondern wieder nur durch den Geist, durch die öffentliche Meinung, durch das Nationalgefühl und durch die Presse, in welcher sich dieser bessere Geist ausspricht, vernichtet werden kann. Die schlechte Presse kann nur durch die gute besiegt werden.

Gutzkow nennt in seiner letzten Schrift die Deutsche Literatur „miserabel und einen Skandal für Europa.“ Das würde sie in der That seyn, wenn sie sich nicht aus eigener geistiger Kraft der Pest, die Herr Gutzkow und seine Gefährten in sie hineingebracht haben, erwehren könnte. Sie bewähre diese Kraft, sie vernichte die Nichtswürdigen durch die Gewalt der Wahrheit allein, durch das Licht der Oeffentlichkeit, das nie helter leuchten sollte, als wenn es sich um die heiligen Interessen des Vaterlandes handelt.

Auch Französische Blätter haben sich schon um die „jungen Deutschen“ bekümmert und sie als Märtyrer begrüßt. Die Franzosen muß man fragen: was würdet ihr thun, wenn es in euerm Volk noch alte böse Sympathien für ein mächtiges und gefährliches Nachbarvolk gäbe und eure Jugend machte Partei mit diesem Volk und verachtete euer Vaterland, eure Sitte, eure heiligsten Interessen? Ich traue euch zu, daß ihr in einen edeln Zorn gerathen würdet, und wehe einer so verworfenen Französischen Jugend, ihr würdet sie zu züchtigen wissen, denn ihr seyd eine Nation und habt das Ehrgefühl und den Stolz einer Nation!

Nun denn, erlaubt uns zu thun, was ihr im gleichen Falle thun würdet!

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Theater-Bau.

Das letzte Blatt des Bürgerfreundes spricht den Wunsch aus, daß das neue Schauspielhaus an einer anderen Stelle des Walls, als auf dem freien Platze vor der Heerdenthors-Wache, aufgeführt werden möge, und fordert zu einer ruhigen Besprechung dieses Gegenstandes im Bürgerfreunde auf.

Jener Wunsch, wie diese Aufforderung scheinen so gerecht und verständig, daß der Einsender dieses, der zum Vereine gehört, wohl keiner besonderen Apologie bedarf, wenn er hier einen kleinen Beitrag zu solcher Besprechung zu liefern wagt.

Die „Mehreren Bürger", welche die letzte Nro. dieses Blattes, jenen Wunsch aussprechen läßt, mögen die beste Absicht und den besten Willen bei ihrem Wunsche haben, die beste Kunde, ja die allernothwendigste Kunde von der Lage der Sache muß ihnen abgesprochen werden.

Es hat wahrscheinlich nicht an „Umsehen der Actien-Gesellschaft nach einem passenderen Platze" — gefehlt, man darf gewiß sagen, daß alle Actionaire sich recht sehnsüchtig danach umgesehen haben, und da der liebe Gott den Meisten gesunde Augen, und jedem eine Portion Urtheilskraft gegeben hat, so dürfte es sich wohl von selbst verstehen, daß die Existenz besserer Plätze ihnen nicht entgangen seyn könne, deren es am Wall mehr als einen giebt (namentlich der Tempelberg).

Von allen Plätzen des Walls wurden dem Vereine durch die Deputation, welche Rath und Bürgerschaft ernannt hatten, nur die zwei Plätze, der in Frage stehenden am Heerden-Thore und ein zweiter hart am Oster-Thore, als möglicher Weise erreichbar, bezeichnet. Daß unter diesen beiden der Heerdenthors-Platz unbedenklich den Vorzug verdiente, liegt nach Beschaffenheit und Localität des Bodens am Tage. Wer daher dem Vereine es zum Vorwurfe macht, nicht den besten Platz gewählt zu haben, der thut ihm sehr unrecht; und der hundertjährige Tadel, mit welchem ihnen gedroht wird, trifft nicht den Verein.

Einsender dieses hatte nicht die Ehre zu jener Deputation zu gehören, und könnte es daher derselben überlassen, daß sie, wenn sie es passend findet, über ihren Antheil an der Wahl sich ausspreche. Es fordert indeß die Gerechtigkeit, zu erwägen, daß bei der Stimmung, die im Publico über die Frage, ob überall ein Platz auf dem Wall von Seiten des Staates herzugeben sey, und bei dem erregten Geschrei, wie unrecht es seyn würde, auch eine zweite Bastion des Walls für ein Schauspielhaus zu opfern, die Deputation sehr weise scheint gehandelt zu haben, daß sie den Gedanken an eine Bastion von vorn herein, aufgab, da die Wahl irgend einer derselben höchst wahrscheinlich dahin geführt hätte: den ganzen Antrag durch Rath und Bürgerschaft verworfen zu sehen.

Sie, wie der Verein, waren gedrängt, nach einem Raume zu suchen, der die kleinste Beschränkung der Spaziergänge herbeiführte, um dadurch den Gegnern des Unternehmens eine Waffe zu rauben, die den Schein der Popularität für sich hat. — Sonst wäre sicher der Tempelberg gewählt.

Nicht den Verein, noch die Beförderer und Freunde des Unternehmens, trifft also der Vorwurf, den bessern Platz nicht gewählt zu haben, und nicht die Actionäre sind es, welche die Geschichte einst deßhalb anklagen kann.

Es verräth übrigens ein unverdientes Mißtrauen in die Einsicht der Finanz-Deputation — welche bekanntlich den Riß zu dem Gebäude erst approbiren muß, — so wie in den guten Willen und das Urtheil der Sachkundigen und des Vereins, wenn man bezweifelt, daß auch das Aeussere, so wie Lage und Richtung des Gebäudes,

den billigen Forderungen der Localität und der Rücksicht auf die Anlagen entsprechen werde.

Eine „Gefahr für nachfolgende Generationen“, womit gedrohet wird, vermag der Einsender dieses von dem Unternehmen nicht einzusehen, und die Behauptung, daß eine solche Gefahr existire, und bisher nicht beachtet sey, ist nicht eine Anklage gegen den Verein, sondern gegen diejenigen Ehrenmänner, welche durch den Auftrag von Rath und Bürgerschaft berufen waren, amtlich und gründlich zu prüfen, ob das Unternehmen gut oder tadelnswerth sey. Es ist ein Vorwurf, gegen den Rath wie gegen die Bürgerschaft, die doch Jeder auch ihrerseits berufen waren, vor der Bewilligung zu prüfen, ob unsern Nachkommen aus dem Unternehmen Gefahr drohe, und die bekanntlich alle drei der Ansicht waren, daß das Unternehmen an sich, den Vortheil nicht der Actionaire, sondern unserer Nachkommen und die Abwendung von Uebelständen bezwecke, die auf unsern Vorfahren wie auf uns zu Gunsten einzelner Individuen laste und deren Gefahr von unsern Nachkommen abgewendet werden solle.

* Warnung.

Es geschieht jetzt so häufig, ja zum Theil wird es gebräuchlich, neu zu bauende Häuser mit einem Handwerker, nämlich Maurer- oder Zimmermeister zu veraccordiren. Diese setzen sich gegenseitig die Preise so herunter, daß sie die andern Handwerker, welche noch an Gebäuden mitarbeiten, so bedingen, daß solche unmöglich gute Arbeiten liefern können, denn ein Jeder hat seinen Accordpreis in Gedanken und richtet danach seine Arbeit so ein, daß er nur eben sein Brod dabei hat. So z. B. machten die Tischler früher dauerhafte und gute Arbeiten, jetzt aber wird die Arbeit nach dem Accord eingerichtet; es wird nicht mehr so sehr auf trocknes Holz gesehn; früherhin wurde der Splint am Eichenholze weggeschnitten, jetzt aber wird Alles, Splint und schlechtes Holz, zu Fensterrahmen mit verarbeitet, daher solche Rahmen in einigen Jahren verfaulen, oder sich so ziehen, daß sie nicht auf und zu zu machen sind; so auch mit Stubenthüren. Die Lamperien und Fußleisten werden von ordinärem, leichtem Holze, zum Theil ganz Splint, gemacht, an feuchten Wänden angebracht und sticken sich sehr bald; dann entsteht der bekannte Schwamm, welcher sich bald dem gesunden Holze mittheilt und sich so im ganzen Hause verbreitet. So ist auch das schnelle Bauen schädlich, indem die Balken, wenn sie nicht gehörig ausgetrocknet, von allen Seiten bekleidet werden, sich leicht sticken und so den Schwamm verursachen.

Wer sich daher ein gutes, dauerhaftes Haus bauen lassen will, thut am besten, mit jedem Handwerker selbst zu accordiren, und nicht auf die allerbilligsten Preise zu sehen; denn wohlfeil und gut ist selten zusammen. Ein Tischler.

* Hanseatische Nationalflagge.

In Nr. 104 d. Bl. 1835 wird es für zweckmäßig gehalten, wenn die drei Hansestädte Bremen, Hamburg und Lübeck sich vereinten, eine gemeinsame Flagge zu führen, welche weiß, in der Mitte mit einem rothen Kreuze geziert, seyn könne. Kaum ist dieß ausgesprochen, so wird der Vorschlag gemacht, Bremen könnte zum Abzeichen seine rothen und weißen Würfel — warum nicht dessen Wappen? — Hamburg und Lübeck ihre Wappen darin anbringen. Dadurch ist die ursprüngliche Einheit wieder aufgehoben. Jedem Sachkundigen ist die Flagge der Hansestädte bekannt, dazu bedarf es keines Kreuzes, um zu zeigen, daß die Flagge einer der Hansestädte zugehört. Soll eine Hanseatische Nationalflagge existiren, so muß sie alle drei Hansestädtische Wappen in sich vereinen. Zu deren

Grunde müßten die rothen und weißen Streifen gewählt werden, lediglich in der Hinsicht, weil diese Farbenvereinigung sowohl bei heller als trüber Witterung in der Entfernung am ersten und besten sichtbar ist. Das Wappen, welches die Stadt führt, dem das Schiff gehörte, würde oben gesetzt und dadurch die Schiffe in Ansehung der Städte unterschieden.

* Anfragen.

Vor längerer Zeit ward die Errichtung einer neuen Thurmspitze auf St. Stephani Kirche in Anregung gebracht, ohne daß man davon gehört, was aus diesem projectirten Bau geworden ist. Sehr zu bedauern wäre es, wenn derselbe nicht in Ausführung kommen sollte. In Zeiten, wo bedeutende Summen zur Errichtung eines Gebäudes, welches wir nicht bedürfen, und welches unsern Wall verunzieren würde, zusammengebracht werden, sollte doch auch dieses Unternehmen, welches der Stadt zur Ehre und wahren Zierde gereichen würde, wieder in Anregung gebracht werden und stände es zu erwarten, daß dasselbe eine günstigere Aufnahme finden würde als früherhin.

Eben so ist bereits öfters die Wichtigkeit und Nützlichkeit eines Leichenhauses für Bremen im Bürgerfreunde nachgewiesen worden, ohne daß dieses Unternehmen einen allgemeinen Anklang gefunden hätte. Eine solche Anstalt ist ebenfalls für Bremen ein Bedürfniß und haben wir sie in der Cholerazeit sehr entbehrt. Sollte daher nicht auch in dieser Zeit, in welcher man sich für ein unserer Stadt durchaus überflüssiges anderes Schauspielhaus so warm interessirt, die Errichtung einer segensreichen, für den Reichen und Armen gleich beruhigenden Anstalt ein geneigtes Ohr bei uns finden? Zu wünschen wäre es, daß diese Sache ebenfalls wieder in Anregung gebracht würde, und ließe sich erwarten, daß ein so wohlthätiges und nützliches Unternehmen, weit mehr Theilnahme finden würde, denn früher.

* Es bleibt nicht so.

In Worten sucht man jetzt Verfeinerung, aus Gesellen sind Gehülfen, d. h. Handlanger geworden, aus Knechten: Gesellen, als Müller-, Bäcker-, Schumacher- und Fleischergesellen. Als jüngst ein Mädchen von ihrer Herrschaft gefragt wurde, was ihr Bräutigam sey, antwortete sie stolz: ein Bockgeselle. Daher haben sich die Bockknechte nun auch in Gesellen umgemodelt. Die Müller nennen sich Mühlenbesitzer, mit gleichem Rechte könnten sich die Soldaten Degen-, Säbel-, Gewehr-, Kanonen- oder Mörserbesitzer nennen.

* Schauspielhaus.

Am ersten März d. J. soll der Bau eines neuen Schauspielhauses auf dem Platze beginnen, wo van Aken seine Menagerie zur Schau aufgestellt hatte. Künftig werden wir statt der wilden Thiere Schauspieler, statt der Vögel Sänger, und statt der Antilope und Springhaasen Tänzer zu Gesicht bekommen.

Gottesdienst.

Sonntag, den 10. Januar.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Past. Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr.
Hr. Pastor Copelle.....	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Past. Prim. v. Aschen	St. Ansgarii	9 „
Hr. Dr. Krummacher.....	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Pastor Mallet.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Iken.....	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor v. Hanffstengel	— — —	1 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Toel.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Hr. Pastor Meinertzhagen.	Armenkirche	9 „
Hr. Pastor Wemer.....	St. Johannis	7 „ Messe
Hr. Pastor Probst.....	— — —	9 „ Hochamt
Hr. Pastor Wemer.....	— — —	10 „ Predigt
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8½ „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreund Nro. 3.

Bremen, Sonntag den 10. Januar 1836.

Gestorben:

Nro. 25. Den 5. Januar. Des Küpers Johann Hinrich Becker Tochter, 6 Jahr; Neuenstraße N. 65.

— 26. Den 6. — Des Tischlergesellen Ludwig Schulze Sohn, 8 Wochen; Doventhorsstraße Nr. 11.

— 27. Den 6. — Des Arb. Heinr. Bothe Sohn, 1¾ Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 137.

— 28. Den 6. — Des verst. Kaufmanns zu Weimar Heinr. Carl Friedr. Helmershausen Wittwe, geb. Salzmann, 81 Jahr; hinterm Heerdenthorswall Nro. 48.

Nro. 29. Den 7. Januar. Der Soldat Johann Heinrich Stratmeyer, 32 Jahr; im Hospital.

— 30. Den 7. — Des verstorbenen Arb. Johann Diedrich Luhe Wittwe, geborne Junker, 67 Jahr; Schweinestraße Nro. 22.

— 31. Den 8. — Des Arb. Johann Diedrich Friedrich Görttmüller, 34 Jahr; auf dem Häfen Nro. 24.

Geburten:

Nro. 20. Den 4. Januar. Des Schneidermeist. Franz Anton Lindner Ehefr., geb. Engelken, Grützmacherstraße Nro. 18; von einem Mädchen.

— 21. Den 5. — Des Tonnenmachermeist. Joh. Hinr. Tons Ehefr., geb. Wilkens, gr. Fuhrleutestr. Nr. 4; von einem Mädchen.

— 22. Den 6. — Des Schiffskapit. Heinr. Erichs Ehefr., g. Greve, a. d. Stephanikirchhof; v. e. K.

Nro. 23. Den 7. Januar. Des Schneidermeisters Johann Friederich Blomer Ehefrau, geborne Gröning, Knochenhauerstraße Nro. 9; von einem Knaben.

— 24. Den 7. — Des Küpers Johann Heinrich Hencke Ehefr., geb. Siems, am Neuenmark N. 18; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 6. Der Steinhauer Adam Friederich Bohne und des verst. Gastwirths Albert Meyer Wittwe, Adelheid Catharina geborne Otten, hieselbst.

— 7. Der Krankenwärter Andreas Martin Heinr. Metsch und Johanna Henriette Ast hieselbst.

— 8. Der Schiffszimmermann Henrich Brüning und Regina Dorothea Maria Grube, Beide v. h.

Nro. 9. Der Höker Ludwig Friedrich Heinr. Schulze und Cathar. Margar. Reichenbach hieselbst.

— 10. Der Bierbrauerknecht Joh. Hinr. Schröder hies. und Beke Margar. Voß vom Neuenkrug bei Heiligenrode.

— 11. Der Uhrmacher Joost Heinr. Abbes und Susanna Elise Gesina Cathar. Vogemann, Beide v.h.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 4.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 14. Januar 1836.

Er geht und steht in Herrlichkeit,
Und fleht um nichts; denn er gebeut!
Und dennoch schaut, wo er sich zeigt,
O schaut, wie ihm sich Alles neigt! Bürger.

* Männerstolz.

Vor einem Mädchen winselnd knieen,
Um Liebe und Erbarmen flehn,
Dazu kann ich mich nie verstehn,
Und sollten sie mich Alle fliehen.

Ich bin ein Mann! Mit stolzer Freude,
Ja, sprech' ich's aus: ich bin ein Mann.
Dem Schlag des Pulses fühl' ich's an,
Nicht seh' ich's nur an meinem Kleide.

Zu Fordern ward ich, nicht zum Bitten;
Mein ist das Wollen, nicht das Flehn!
D'rum will ich die entzündet sehn,
Die ich mir Andern abgestritten.

Stolz muß sie seyn, daß ich sie wählte,
Stolz, daß ein stolzer Mann sie liebt,
Und trau'n dem Worte, das er giebt,
Das nie ein stolzer Mann verfehlte.

H. Wilhelm.

Der Untergang eines Schooners.

(Fortsetzung.)

„Hör', Junge, es passirt manches Schiff durch den Golf von Florida, und es muß eins so nahe kommen, daß wir's anrufen können; so daß, wenn wir, oder wenn Einer von uns nur noch eine Zeit lang lebt — und ich denke wir können zu essen für Einen finden — so daß doch, siehst Du, die ganze Geschichte erzählt werden kann, und das ist wenigstens etwas —"

„Zu essen für Einen“, wiederholte der Andere, und näherte sich mit einem Blick wilder Entschossenheit seinem Kameraden ein wenig.

Beide verstanden die Anspielung. Es war außer Zweifel, daß sie den Tag nicht überleben konnten, ohne zu dem letzten Rettungsmittel zu greifen; aber erschreckt vor einander, standen sie sich gegenüber. Beide waren mit Messern versehen; denn Matrosen haben diese Instrumente stets an einem starken weißen Leinenstreifen, welchen sie eine Taljereepe nennen, am Halse hängen. Obgleich sie noch nicht zu der schrecklichen That schritten, empfanden sie doch das Entsetzliche voraus. Sie wußten, daß sie nicht lange mehr in der furchtbaren Lage verharren konnten, in welcher sie sich befanden. Wenn binnen vier und zwanzig Stunden kein Schiff sich zeigte, so blieb keine andere Wahl als die, den Einen zu morden, um den Andern zu retten.

In allen Stunden der Plage und Gefahr wenden die Menschen ihre Gedanken zu Gott, und erflehen den Beistand, welchen sie bei Gesundheit und Sicherheit zu erbitten unterließen. Eine entzückende Ruhe pflegt die Gemüther der Verhärtetsten zu erfüllen, wenn sie um Rettung und Verzeihung zu beten sich angetrieben fühlten, und nur Wenige, die einmal die Tröstungen der Religion kennen gelernt, verachten sie späterhin.

Den beiden Unglücklichen mangelte bei ihrer Lage sogar die Annehmlichkeit, sich beschäfftigen zu können. Alles, was sie vornehmen konnten, war gethan, oder ließ in einer Sekunde sich thun, — nämlich eine Jacke im Bug aufzustecken, als der Seewind sich erhob, und vor dem Winde zu lenzen. Gelang dieses, so konnten sie, wenn sie im Stande waren, noch vier oder fünf Tage zu leben, die westliche Küste des Meerbusens von Mexiko erreichen.

Der Matrose im Vordertheil fiel auf seine Knie, erhob seine gefalteten Hände zum Himmel, und begann schweigend zu beten. Die Gewalt der Religion ergriff auch das Herz seines Kameraden, der dem einzigen menschlichen Wesen, das er nach aller Wahrscheinlichkeit noch jemals auf Erden schauen sollte, sich zu nähern fürchtete. Auch er kniete schweigend nieder, und sendete sein Gebet um Hülfe und einen glücklichen Ausgang aller ihrer Leiden zum Himmel empor.

Es war jetzt ungefähr halb sieben Uhr Morgens. Die Sonne fing an, ihre sengende Kraft zu entwickeln, die See war so glatt als ein Spiegel. Nur dann und wann kräuselte ein leiser Lufthauch die Oberfläche des Wassers auf einige Schritte weit. Dann war Alles wieder ruhig und still. Vergeblich strengten sie ihre Augen an — wendeten sich vergeblich von einer Seite auf die andere, um den glühenden Sonnenstrahlen zu entgehen. Sie konnten nicht schlafen; denn Furcht und Angst erhielt Beide wach und auf ihrer Huth. Sie wagten es nicht, den Schlaf zu suchen; denn er hätte ihr letzter Schlummer werden können. Einmal waren sie nahe daran, Streit zu beginnen, doch ihre besseren Gefühle gewannen über die Reizungen der Verzweiflung die Oberhand.

Der Matrose im Bug hatte lange über Durst geklagt, oft seine Hand in das Wasser getaucht, und die Finger abgesogen. Dieses geschah stets in Hast, denn alle Schrecken der Nacht schwebten noch immer Beiden vor, und nicht selten sahen sie unfern vom Boote die scharfe Floßfeder eines Haies. Eben, als der erst Genannte, furchtbar vom Durst gequält — Qualen, welche durch das Salzwasser und das reizbare Temperament des Bugmannes noch erhöht wurden — ungeduldig seinen Fuß auf den Boden stieß und wüthend sein Haar zerraufte, hielt er plötzlich in diesen Ausdrücken seiner

Verzweiflung inne, und rief aus: „Bei Gott, da ist ein Segel!“

Ihre Freude glich jetzt an Uebermaß ihrer vorigen Verzweiflung. Sie fielen sich in die Arme — sie lachten und weinten mit einander.

Es war ein Segel — eine Brigg, welche mit leichtem Winde segelte, und gerade in ihrer Richtung steuerte.

Nun wurden auf jede mögliche Weise Signale gegeben. Der eine stellte sich auf die Dost und warf seine Jacke in die Höhe; während der Andere das Schiff anrief, obgleich es meilenweit entfernt war. Bisweilen erhoben Beide zu gleicher Zeit ihre Stimmen, damit dieselben um so lauter schallen möchten; dann standen sie wieder zugleich auf, um irgend ein Signal zu machen. Ihre Blicke waren fortwährend auf die Brigg gerichtet. Sie dachten nicht mehr an die brennende Sonne, an Hunger und Durst. Rettung war nach kurzer Zeit zu hoffen, zum wenigsten schmeichelten sie sich damit, und nichts ging über die Entzückungen dieser Augenblicke.

Während sie schweigend dastanden, und beobachteten, wie die Brigg sich näherte, welche langsam über die Wogen dahinglitt, — gerade in dem Moment, als sie ihre Ueberzeugung gegen einander aussprachen, daß sie gesehen wären, und daß das Schiff vorsätzlich die Richtung hielte, in welcher es steuerte, um zu ihnen zu gelangen, — zerstörte eine Sekunde das Luftschloß ihrer Hoffnung gänzlich. Die Brigg gab dem Winde ungefähr drei Punkte nach, und begann mehr Segel beizusetzen.

Es war ein furchtbarer Augenblick für die Aermsten. Sie erblaßten, und düster wurden ihre Blicke, indem sie einander ansahen. Denn vergeblich riefen sie — vergeblich warfen und schwenkten sie ihre Jacken: — es war offenbar, daß sie nicht gesehen waren, und daß die Brigg in einer andern Richtung steuerte.

Jetzt versuchten sie, eine der Dosten loszubrechen; allein obgleich sie, wie man sich leicht vorstellen kann, jede Muskel anstrengten, und alle Kraft, welche die Natur ihnen verliehen, bis zur Erschöpfung aufboten: es wollte nicht gelingen. Sie hatten gedacht, zwei von den Dosten als Ruder zu gebrauchen, und den Lauf der Brigg in einem Winkel abzuschneiden, um doch zum wenigsten so nahe zu kommen, daß sie gesehen oder gehört werden mußten.

Hieran schien freilich kaum gedacht werden zu können; aber wie ächte Seeleute wollten sie sich der Verzweiflung nicht hingeben, so lange noch irgend zu hoffen vergönnt war. Sie versuchten das Boot mit ihren Händen fortzutreiben, indem sie es nach einer Seite schief legten; bald aber fühlten sie sich gänzlich abgemattet, und sahen sich genöthigt, den Versuch aufzugeben. Denn abgesehen davon, daß er unmöglich gelingen konnte, waren sie dabei vom Schiffe aus um so weniger gut zu sehen.

Der Matrose im Hintertheil, nachdem er tief aufgeseufzt, einen Strom von Thränen aus den Augen gewischt, und einen schmerzlichen Blick nach dem jetzt etwa zwei und eine halbe Meile entfernten Schiffe geworfen, brach in lautes Jammern über die Hülflosigkeit ihrer Lage, wenn sie nicht gesehen würden, aus. Sie beklagten sich, daß die Brigg absichtlich ihren Lauf geändert habe, um sie zu meiden — sie glaubten einen Mann im Takelwerk deutlich zu sehen: — aber vergeblich schwenkten sie ihre Jacken, und verstärkten durch Rufen das Signal.

Die Zeit verging, und wenn sie sich einmal erst hinter der Brigg befanden, so mußte jede Se-

kunde die Wahrscheinlichkeit, gesehen zu werden, vermindern; und außerdem konnte der Seewind sich aufmachen, und dann war sie in einer Viertelstunde so weit entfernt, daß es thöricht gewesen wäre, noch weitere Hoffnung zu hegen.

(Der Beschluß folgt.)

Über den Wechsel der theologischen und philosophischen Systeme.

(Fortsetzung.)

Somit ist auch der Vorwurf der Katholiken auf seinen wahren Werth zurückgebracht, daß bei uns keine Einheit der Lehre sey; daß daher der Protestant am besten thue, er werfe sich der katholischen Kirche in die Arme, die ihren Lehrtypus unveränderlich festhalte. Auf dem Papiere hält sie ihn wohl fest, aber nicht in den Seelen ihrer Glieder. Auf dem Papiere der symbolischen Bücher steht auch unser Lehrtypus fest und unveränderlich. Der Unterschied zwischen beiden Kirchen ist nur der, daß der Katholik es nicht sagen darf, wenn er anderer Meinung ist, als die Kirche, daß aber dieß dem Protestanten erlaubt ist, und daß der Katholik ein viel künstlicheres, weiter greifendes und dabei tyrannischeres System der Theologie hat, der Protestant aber ein viel einfacheres, ihm Freiheit des Glaubens und des Gewissens gewährendes. Es kann daher nur Mitleid erregen, wenn mancher Convertit sagt: er habe die evangelische Kirche darum verlassen, um sich aus dem Conflicte theologischer Meinungen in die ewig feststehende Lehre des Katholicismus zu retten, und die bei den Protestanten fehlende Einheit des Glaubens zu finden. Wer sollte nicht den bedauern, der sich in einer ganzen Bibliothek von Kirchenvätern, Concilienbeschlüssen, Decretalbüchern ꝛc. die Ruhe erlesen will, weil ihm sein Hausvorrath von einem Dutzend Büchern den Kopf verwirrt hat? Oder wer wird, weil ihm ein Binnensee zu uferlos ist, in den Ocean springen, um Gränzen zu finden?

Dem Laien, dem der Kopf wirr wird vom Conflicte theologischer Streitigkeiten, ist daher zu rathen, daß er sich lieber an Ein Buch halte, — sein Neues Testament. Hat er aber an dem, nach seinem ganzen Inhalte, noch zuviel, und kann er sich z. B. nicht in die gelehrten Disputationen des Apostel Paulus, oder in die Visionen der Apokalypse, oder bei den Reden Jesu nicht in die Erklärung der Wechselreden Jesu und der Juden im Evangelium Johannis, oder in das 24. Capitel des Matthäus, oder in der Lehrerzählung vom ungerechten Haushalter, finden, so ist ihm zu rathen, daß er sich überall an das Verständlichste und Einfachste halte, daß er am besten verstehen kann, das Schwere aber an seinen Ort gestellt seyn lasse. Kann z. B. der Laie den Streit der Gelehrten nicht entscheiden, ob Röm. 3, 20. 28. die Werke des Gesetzes, welche der Apostel für unwirksam zur Seligkeit erklärt, die Ceremonien des Mosaischen Gesetzes, oder die tugendhaften Handlungen nach dem Sittengesetze seyn sollen, so lasse er den Streit auf sich ruhen, und halte sich an die Worte Röm. 2, 6: „Gott wird vergelten einem Jeden nach seinen Werken, nämlich Preis, Ehre und unvergängliches Wesen denen, die mit Geduld (mit standhaftem Anhalten) in guten Werken trachten nach dem ewigen Leben“, und an die Worte Röm. 2, 13: „die das Gesetz thun, werden gerecht seyn.“ Denn hier ist es außer allem Streite, daß der Apostel vom Sittengesetze und den Werken der Tugend spricht, und versichert, daß sie mit ewigem Leben belohnt werden sollen.

Findet aber der Laie in den apostolischen Schriften Vieles, was ihm zu hoch ist, und wo

er die Gelehrten streiten sieht, so halte er sich unbedingt an die klarsten Aussprüche Jesu allein, in denen gewiß Alles enthalten ist, was der Christ zu seiner Seligkeit zu glauben und zu wissen hat. Weiß er z. B. nicht, wie es wohl Paulus Röm. 5, 12 ff. gemeint haben mag mit dem Sündenfalle und der auf uns gekommenen Schuld Adam's, so halte er sich an den einfachen Ausspruch Jesu, der die Kindlein für unschuldig erklärte und ausrief: so ihr nicht werdet wie die Kindlein, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Oder weiß der Laie sich nicht in die gelehrten Streitigkeiten über den stellvertretenden Opfertod Jesu zu finden, und giebt ihm das, was der Brief an die Hebräer, der Brief an die Römer und andere Stellen besagen, keine genügende Auskunft, nun so lese er zu seiner Beruhigung die Erzählung vom verlorenen Sohne Luk. 15, 10 ff., den der Vater auf bloße Reue, ohne Genugthuung eines Dritten, wieder zu Gnaden annimmt, oder die Worte des Herrn (Luk. 7, 47.) über die Sünderinn, welche ihm die Füße salbte; oder er erinnere sich nur an die fünfte Bitte im Gebet des Herrn: vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern.

Doch, wie viel aber oder wie wenig auch der Laie von theologischen Meinungen Notiz nehmen will, so vergesse er wenigstens nie, daß unser Herr und Meister für das ewige Leben Nichts fordert, als den Glauben an den Einen wahren Gott und an Jesum als seinen Gesandten, und den kindlichen Gehorsam, der die Gebote des Vaters im Himmel redlich zu halten strebt. Kommt ihm nun da ein Priester, und spricht zu ihm: du mußt auch an den Papst, an die Concilien, an die sieben Sakramente, an das Fegfeuer, an die Kraft der Messe ꝛc. glauben, wenn du willst selig werden; oder kommt ihm ein evangelischer Theolog, und spricht: du mußt auch an die Verderbniß deiner Vernunft, an den Verlust des Ebenbildes Gottes, an die Verdammlichkeit der menschlichen Natur, an die stellvertretende Genugthuung Christi, an die Rechtfertigung durch den Glauben allein, mit Einem Worte, an des großen Luther's Theologie und die Dogmen der symbolischen Bücher ꝛc. glauben, sonst wirst du nimmermehr Theil haben an Christus und seinem Heile; so spreche er: Lieber! wenn dir dein Glaube ein Bedürfniß ist, so lasse ich ihn dir. Für mich ist er keines. Du hältst dich an den Papst oder an die Priesterschaft, oder an Luther, oder an Calvin; — ich will mich aber an Christus halten. Dieser sagt mir: wenn ich an den Einen wahren Gott und an Jesum als seinen Gesandten glaube, und Gottes Gebote redlich zu erfüllen trachte, so sey ich sein, und ein Erbe des ewigen Lebens. Daran will ich mich begnügen lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Die Mondapenninen und Alpen, wie sich ein kompetenter Berliner Kunstrichter dieser schönen Karte ausdrückt, setzen in der vorliegenden Sektion fort, die Mondkarpaten zeigen sich vollständig. Die großen Gebirgspartien bilden vortreffliche Gruppen und erleichtern das Orientiren und das Auffinden der Einzelheiten, welche die Karte angiebt, beim Vergleichen mit der Mondfläche selbst außerordentlich. Unbeschreiblich reich an Detail erscheint namentlich die weite Landschaft im Süden des schon oben hervorgehobenen Mare imbrium mit den gränzenden Ringgebirgen; *) eine übergroße Menge kleiner, kurzer Ge-

*) Diese „Ringgebirge" des Mondes, von denen die Erde nichts Aehnliches zeigt, haben etwa die

birgsrücken steigen darin auf einem Grunde von ungemein verschiedener Färbung empor. Sonderbar kontrastirt damit die gleichförmig helle Färbung der benachbarten Fläche des Sinus aestuum mit ihren einzelnen, langgedehnten Höhenzügen. Zwischen den Punkten der Mondoberfläche, welche die Namen Gambert, Kopernikus und Reinhold führen, zeigen sich streifen- und fleckenweis wunderbar dunkle Färbungen des Bodens, und der Phantasie ist hier der weiteste Spielraum gestattet, da der Refraktor nicht vermag, tiefer in die eigentliche Natur dieser überraschenden Erscheinung einzudringen. Der eben genannte Punkt Reinhold ist ein prächtiges Ringgebirge, wie wir diese Ringgebirge eben beschrieben haben, mit hohem, starkem, fast regelmäßigem Walle und einem Centralrücken. Auch der Kopernikus, mit terrassenförmig aufsteigendem Walle, besonders an der Ostseite, ist ein sehr merkwürdiger Gegenstand. Ihn umringen, theils koncentrisch, theils radienartig auslaufend, eine Menge kleiner Gebirgsäste. Ueberhaupt findet man die größten Bergadern auf der ganzen, uns zugewendeten Mondhalbkugel eben beim Kopernikus, Kepler und Tycho: eine große Bergesmasse thürmt sich hoch über die Mondfläche auf, und von derselben stürzen nach allen Seiten, gleichsam wie Lichtstrahlen aus der Sonne, ganze Ströme von Gebirgen in die umliegende Landschaft herab. Zwischen dem Kopernikus und dem Eratosthenes, einem andern Ringgebirge, zieht sich eine höchst merkwürdige Reihe kleiner, dicht an einander gedrängter „Circellen“ (eigenthümlicher, ringförmiger Mondgebilde) auf einem Bergrücken hin, welchem in der angränzenden Ebene kürzere Reihen ähnlicher Gebilde zur Seite laufen. Die äußerste dieser Circellen im Norden, welche schon in der Fläche des Mare imbrium liegt, zeigt eine wunderbare Eigenthümlichkeit: von ihr aus nämlich läuft, genau in der Richtung von Nord nach Süd, in gerader Linie eine sechs Meilen lange Vertiefung, auf beiden Seiten mit schnurgeraden Rädern, welche an eine Rennbahn mahnt, und bei deren genaueren Betrachtung man sich überrascht fragt, ob man dieß für ein Werk der Kunst oder der Natur zu halten habe? Bemerkenswerth ist ferner das Ringgebirge, welchem auf dieser Karte der Name des Berliner Astronomen Encke beigelegt worden ist. Ein Gebirgsrücken setzt der Queere nach hindurch vom umgebenden Ringwalle an bis wieder zu demselben, ja sich nordwärts sogar noch verlängernd; eine Erscheinung, welche man auf dem Monde selten beobachtet. Prächtig erscheint in der Nähe das Ringgebirge Kepler mit seinem Centralberge, nicht bloß wegen seines Baues, worin es den übrigen Mondringgebirgen ähnelt, sondern weil es auf einer glänzend beleuchteten Fläche liegt, von welcher aus sich unzählige glänzende Lichtadern weit hin verbreiten. Aehnliches zeigen eine Menge anderer Mondspunkte, und höchst räthselhaft sind und bleiben diese über Berg und Thal fortziehenden und ungemein weit verbreiteten Lichtadern. Aus irdischen Phänomenen kann ihre Natur nicht begriffen werden; sie zeigen vielmehr nur im Allgemeinen, daß, wenn die Mondfläche einerseits zwar allerdings eine Menge von Analogien mit dem Bau der Erde darbietet, ihr andernseits doch auch vielfache Eigenthümlichkeiten beiwohnen, bei deren Anordnung die Absicht der Vorsehung, wie namentlich bei diesen Glanzflächen und Lichtadern, offenbar dahin gegangen ist, die Mondfläche zu ihrem Hauptzwecke, der

---

Gestalt von kreisförmigen, ausgetrockneten Teichen und sind rings mit einem erhabenen Walle umgeben, während ihre innere, ebene, oft viele Quadratmeilen große Fläche in ihrer Mitte gewöhnlich einen kegelförmigen Berg trägt. Man kann bei ihrem bloßen Anblicke kaum zweifeln, daß sie vulkanischen Ursprungs sind.

Erleuchtung der Erdnächte, geschickter zu machen. Man kann die Spuren davon nicht ohne Bewunderung verfolgen. — Aristarch, noch ein anderes Ringgebirge, zeigt den gewöhnlichen Terrassenbau derselben in hohem Grade ausgezeichnet und einen sehr regelmäßigen Centralberg; sein überaus glänzendes Licht bildet einen seltsamen Gegensatz zu der dunkeln, nahe daran gelegenen Fläche des Ringgebirges Herodot, dessen Wallumgebung mit einem engen, tiefen, stark gekrümmten Thale endigt, und von welcher sich eine, immer schmaler werdende Bergkette in höchst auffallendem Zickzack abbiegt. Einen schönen Terrassenbau zeigt ferner Archimedes, zu welchem Ringgebirge sich eine lange Rille (kanalähnliches Mondgebild) hinzieht, die sich südlich in eine queer vorliegende, ähnliche Rille öffnet. Keine der Ringgebirgsflächen in diesem Theile der Mondhalbkugel aber hat einen so tief dunkeln Grund als die große, an dreißig Meilen im Durchmesser haltende Fläche des Plato, dessen ganzes Gebiet eine große Mannichfaltigkeit an Berggruppirungen enthält. Im Süden davon steigt ganz frei und steil der sehr hohe Pico empor. Ungemein tief gesenkt ist die große Grube des Helikon und einer zweiten neben diesem gelegenen. Der östliche Theil der Mondalpen ist ebenfalls besonders fleißig dargestellt, und es zeigen sich darunter schöne Gruppen, namentlich finden sich die Vorgebirge, welche für das vergleichende Auffinden so wichtig sind, sehr charakteristisch dargestellt. Im Norden dieser Bergkette liegt das Ringgebirge Fontenelle, welches durch eine Sonderbarkeit ausgezeichnet ist, die wir schließlich ausdrücklich hervorheben müssen. Von dem ringförmigen Walle nämlich zieht sich ein überaus schmaler, hoher Gebirgsrücken in genau gerader Linie nach Südwest. In ansehnlicher Entfernung davon läuft ein zweiter, breiterer, hoher Gebirgskamm damit streng parallel, und auf der dazwischen liegenden Ebene erheben sich kleinere Rücken, welche, ohne mit jenen ersteren verbunden zu seyn, genau rechtwinklig darauf streichen, ja einer derselben wendet sich sogar, um seine Fortsetzung parallel mit den andern zu machen. Befreit man die Zeichnung vom Einflusse der Perspektive, so geht aus diesem merkwürdigen Gebilde ein genaues, geradliniges Viereck hervor, zu regelmäßig, um dasselbe unbedingt für ein Werk aus den bloßen Händen der Natur, zu gigantisch, um es für eine Anlage der Seleniten zu erklären. Aber was ist es nun? — Mit dieser Frage, welche den Fragenden unwillkürlich nöthigt, immer und immer wieder zur genaueren Beschauung einer so eigenthümlichen Schöpfung zurückzukehren, endigen wir unsere dießmalige topographische Wanderung durch das nordöstliche Viertel der der Erde zugewendeten Mondhalbkugel, überzeugt, daß es keinen Leser giebt, welcher uns auf dieser, an anziehendem Detail so reichen Wanderung nicht gern begleitet hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die junge Literatur.

(Fortsetzung.)

In der kleinen Schrift:

Die Jeune Allemagne in Deutschland. Stuttgart, Liesching, 1836,

wird der nationelle Standpunkt, als der wichtigste, festgehalten. Wer nicht ganz verblendet ist, wer die geheime und unwiderstehliche Gewalt kennt, mit welcher die Literatur auf das Leben wirkt, der kann nicht gleichgültig bleiben, sieht er einen namhaften Theil unsrer jüngern Literaten die Französische Fahne aufpflanzen, und nicht allein in Bezug auf Geschmack, Styl und Manier, Poesie und Sitte, sondern auch in Bezug auf religiöse und politische Tendenzen ein Französisches Interesse geltend machen.

Wir brauchen nur an die ältere Gallomanie zurückzudenken. Was hat sie uns für Früchte getragen, jene Sucht, die Franzosen nachzuäffen? Als unschuldige Modesache, als Galanterie, als Belletristik, als geistreiche Manier schlich sie sich im Jahrhundert Ludwig XIV. ein, und fraß nach und nach so um sich, daß sie unsere Nationalität von innen aushöhlte, unser Reich zertrümmerte, unsere ganze politische Existenz eine Zeitlang in Frage stellte und uns unermeßliche Opfer kostete, bis die Ermannung unseres Nationalgefühls, die Deutsche Begeisterung von 1813, uns von jenem fremden Joch befreite und mit der Wirkung auch zugleich die Ursache für immer zu vernichten schien. Aber diese Ursache so verhängnißvoller und langer Schmach, jene Gallomanie, die Entfremdung von der Deutschen Natur und die Adoption fremder Gesinnungen, der Dienst fremder, uns von jeher verderblicher Interessen, hat noch nicht aufgehört. Von Neuem, und zwar im Schooß unsrer Jugend bricht die alte materia peccans aus.

Die frühere Gallomanie schmeichelte den Höfen und der Aristokratie mit dem Glanz und den Wollüsten der Herrschaft. Ist die neue etwa minder gefährlich, weil sie den Völkern mit der Republik St. Simons schmeichelt? Frankreich wollte die hohe Deutsche Reichsaristokratie entzweien, unterjochen und ausplündern, indem es ihr schmeichelte. Will es mit dem Deutschen Volk, indem es ihm schmeichelt, etwas Anderes? Sein Aushängeschild sey der Wahlspruch: l'état c'est moi! oder „die Republik der Glücklichen", es ist immer nur ein Aushängeschild, hinter dem sich die alte Französische Eroberungspolitik verbirgt.

Daher gebührt dem Verfasser der vorliegenden kleinen Schrift der Dank des Vaterlands dafür, daß er mit so klaren und unwiderleglichen Worten sagt, was zu sagen ist:

„Der Kern Europas beginnt sich unter dem Neigen und Steigen der vorhandenen Kräfte als Schwerpunkt auszubilden, und die Begünstigung eines starken nationalen Deutschlands wird zur unabweislichen Aufgabe einer gesunden Politik. Hier tritt die ernste, unsern Lebensnerv erreichende Frage hervor über jene schon so oft erörterte Hülfe oder Einmischung Frankreichs, das nach Innen und Außen eine Initiative der Negation geltend gemacht, deren Gewicht je näher desto drückender werden muß. Seine Einmischung und durch dieselbe neue Erschütterungen, oder Deutsche Nationalität und durch sie Befestigung der Civilisation — dieß sind die beiden Punkte, um die sich die Parteien lagern, und je nach ihrer Stellung, ihrer Bildungsstufe und ihrer Gesinnung — nicht allein in dem Gebiet der Politik, sondern auch in der Literatur und in den Bewegungen des socialen Lebens — einen Einfluß begründen oder anregen, dessen Mannichfaltigkeit und dessen Richtungen die strengste Unterscheidung fordern."

(Die Fortsetzung folgt.)

Polarthiere.

Der Vielfraß der Hudsons-Bai. In der Mitte des Winters, zwei oder drei Monate, bevor wir das Schiff verließen, wurden wir durch den Besuch eines dieser Thiere überrascht, das, vom Hunger getrieben, den Schneewall, der unser Schiff umgab, überstieg und auf das Verdeck kam, wo die Matrosen umherliefen, um sich Bewegung zu machen. Nichts weniger als schüchtern über die Anwesenheit von 12 oder 14 Menschen, stürzte das Thier auf einen Korb los, in welchem sich etwas Fleisch befand, und war so begierig auf den Fraß, daß ich ihm ungehindert eine Schlinge über den Kopf werden konnte, mit der es erdrosselt wurde.

Der Wolf. Eine merkwürdige Thatsache ist es, daß ein einzelner Wolf unter eine ganze Heerde Eskimo-Hunde geht, um sich einen herauszuholen, ohne daß die übrigen den geringsten Versuch machen, den Räuber anzugreifen. Ihre Furcht vor dem Wolf ist vielmehr so groß, daß sie zittern und jämmerlich zu heulen anfangen, sobald sie einen derselben in der Nähe bemerken.

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 86.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreund Nro. 4.

Bremen, Donnerstag den 14. Januar 1836.

Gestorben:

Nro. 32. Den 8. Januar. Des verst. Schweineschlachters Wilh. Joh. Schnepel Wittwe, geb. Wilckens, 66 Jahr; Kirchenstr. Nro. 14 (Neustadt).

— 33. Den 8. — Des verst. Tabacksarbeiters Hinr. Buch Wittwe, geb. Reinhold, 70 Jahr; gr. Fuhrleutstraße Nro. 10.

— 34. Den 8. — Des verst. Drechslers Joh. Friedrich Meyne Wittwe, geb. Meyne, 51 Jahr; Altutenstraße Nro. 3.

— 35. Den 8. — Der Küper Joh. Geithe, 54 Jahr; auf dem Häfen Nro. 36.

— 36. Den 9. — Des Dienstknechts Hinrich Rauers Sohn, 5 Monat; Schwachhausen Nro. 6.

— 37. Den 9. — Der Schiffszimmermeister Cord Ellmers, 45 Jahr; Theerhof Nro. 18.

— 38. Den 9. — Des verstorb. Zimmergesellen Lorenz Herzog Wittwe, geb. Alders, 57 Jahr; gr. St. Johannisstraße Nro. 39.

— 39. Den 9. — Heinr. Grieß, 6 Jahr; Punken-Deich Nro. 47.

— 40. Den 9. — Des Arb. Jacob Bratenstahl Tochter, 9 Tage; auf der Kuhlen Nro. 2.

Nro. 41. Den 9. Januar. Des verst. Arb. Joh. Friedr. Carl Koch Wittwe, geb. Siedenburg, 63 Jahr; Neuenstraße Nro. 70.

— 42. Den 9. — Die Näherinn Margarethe Elisabeth Lürßen, 41 Jahr; Kaufmanns-Mühlenkamp Nro. 4.

— 43. Den 11. — Der Schneidermeister Johann Heinrich Bringmann, 65 Jahr; gr. Rosenstraße Nro. 24.

— 44. Den 11. — Des Commissionairs Joost Hinrich Katz Ehefrau, geborne Meyerdirks, 63 Jahr; große Sanct Johannisstraße Nro. 191.

— 45. Den 11. — Maria Elisabeth Schröder, 40 Jahr; Langenstraße Nro. 22.

— 46. Den 11. — Der Knochenhaueramtsmeister Joh. Christ. Diedr. Goosmann, 39 Jahr; Grafenstraße Nro. 26.

— 47. Den 11. — Des Arb. Joh. Friedr. Wilh. Everding Ehefr., geborne Esselmann, 46 Jahr; Schüsselkord Nro. 20.

Geburten:

Nro. 25. Den 6. Januar. Des Schneiders Johann Hinrich Bornemann Ehefrau, geborne Eggersiek, Obernstraße Nro. 22 (Vorstadt); von einem Knaben.

— 26. Den 7. — Des Küpers Diedrich Wilhelm Heitmann Ehefrau, geborne Horstmann, Stephanithorssteinweg Nro. 8; von einem Knaben.

— 27. Den 7. — Des Lohnkieners aus Hannover August Heinrich Bartels Ehefrau, geborne Gewecke, hinterm Abbenthorswall Nro. 61; von einem Mädchen.

— 28. Den 7. — Des Detaillisten Bernhard Adolph Münster Ehefr., geb. Gurth, Westerstraße Nro. 54; von einem Knaben.

— 29. Den 8. — Des Kaufmanns Hermann Bernhard Gellermann Ehefr., geb. Schreiber, Geeren Nro. 46; von einem Mädchen.

Nro. 30. Den 9. Januar. Des Cigarrenmachers Friedrich Wilh. Eildermann Ehefr., geb. Meyer, auß. Steinthore Nro. 16; von einem Mädchen.

— 31 ein Mädchen.

— 32. Den 9. — Des Tischlergesellen Johann Wilhelm Delvendahl Ehefr., geb. Köster, Marterburg Nro. 53; von einem Mädchen.

— 33. Den 11. — Des Syndicus August Arnold Ferdinand Iken Ehefr., geb. Karsten, am Wall Nro. 83 A; von einem Mädchen.

— 34 ein Mädchen.

— 35. Den 11. — Des Maurermeisters Joh. Hinrich Schröder Ehefr., geb. Meyer, Osterthorssteinweg Nro. 65; von einem Knaben.

— 36. Den 11. — Des Tabacksfabrikanten Anton Lange Ehefr., geb. Wiechmann, kl. St. Annenstr. Nro. 18; von einem Knaben.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 5.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 17. Januar 1836.

Es übertäubt des Tags Gewühl
Des Herzens leises Saitenspiel,
Das nur im Stillen klinget.

Denis.

* Liebesschmerz und Linderung.

Wenn ich in der Liebe Schmerz
Jede Menschennähe fliehe,
Daß mein tiefdurchgrab'nes Herz
Wieder sich zusammenziehe:
Dann wird Balsam mir die Wildniß,
Das empörte Leben weilt
Und es steigt ein sanftes Bildniß
Still herauf und kühlt und heilt.

Einsam ist und öd' die Haide,
Menschenleer und darum kalt;
Aber doch dem innern Leide
Ein gar theurer Aufenthalt.
Tauch' ich mich in ihre Kühle,
Wird's im Busen wieder fest:
Den die zehrend heiße Schwüle
Nur zu oft mir schmelzen läßt.

H. Wilhelm.

Der Untergang eines Schooners.

(Beschluß.)

Und gerade jetzt schien der, der eben noch sein Geschick so laut bejammert hatte, plötzlich von neuer Hoffnung und frischem Muthe erfüllt zu werden. Er sah bedeutungsvoll nach seinem Kameraden hin, und sagte: — „Beim Himmel, ich thu' es; wir sind sonst verloren!“

„Was thun?“ fragte der Andere.

„Obgleich es“, — nahm der Erstere wieder das Wort, — „keine Kleinigkeit ist, nach dem was wir gesehen haben und wissen: ich will es doch versuchen; denn was können wir thun, wenn uns die Brigg aus dem Gesichte kommt? Ich sage Dir, Jack, ich will hinschwimmen, und wenn ich glücklich hinkomme, so bist Du gerettet, — wo nicht, warum sollte ich nicht sterben, ohne zu

meinen Vergehungen vielleicht noch einen Mord hinzuzufügen?"

„Was? über Bord springen, und mich ganz allein lassen?" — erwiderte Tom, — „sieh, sieh den Hai da, der uns die ganze Nacht verfolgt hat — ach, er wartet nur darauf, daß Du im Wasser bist, um Dich zu verschlingen, wie er vielleicht mit der Hälfte unsrer Kameraden gethan hat: — nein — nein wart', warte, vielleicht zeigt sich ein anderes Schiff; und ich kann auch nicht halb so weit schwimmen, und fürchte mich allein zu bleiben. Tom — denk' an die Haien und an die vergangene Nacht!"

Der beherzte Tom wurde hierdurch in seinem Entschlusse wankend gemacht. Ungefähr zwanzig Ellen vom Boote glänzte die Floßfeder eines Haies, und dann und wann wurden mehrere derselben sichtbar. Er blickte auf seine Feinde, dann wieder auf sich selbst. Gewisser Tod, der vielleicht durch ein Verbrechen noch schrecklicher wurde, erwartete ihn im Boote, — in der See war der Tod weniger gewiß; dort hatte er die Hoffnung zur Stütze. Die Zeit entfloh, der Wind hatte angefangen, sich ein wenig zu verstärken, die Brigg rückte rasch weiter, und mit ihr entschwand, wenn er im Boote blieb, die Hoffnung mit jeder Minute in immer größerer Ferne.

„Jack", — sagte er — „Du siehst, die Sache steht so, daß wir sterben müssen, wenn wir noch säumen; wenn ich die Brigg erreiche sind wir gerettet. Wenn die Haien — Gott beschütze mich!" — fuhr er fort, indem ihn bei dem Worte „Haien" ein Schauder überlief, — „mich packen sollten, und Du bleibst am Leben, so weißt Du, wen Du von mir zu grüßen hast. Ich sage Dir, Jack, es ist nichts, Furcht vor dem Tode zu haben, wenn uns doch nur der Tod bevorsteht. Komm, gieb mir Deine Hand, mein letzter Kamerad. Ich will es thun, weil es seyn muß. Leb' wohl! — und wenn Du die Teufel mich verfolgen siehst, so plätsch're, oder mach' sonst Lärmen, um sie zu verjagen; aber sag's mir nicht, wenn Du sie kommen siehst. — Noch Mal Deine Hand, Jack! Laß kein Auge von mir, und gieb der Brigg Signale: — da", — setzte er hinzu, — „nimm mein Messer; es könnte Dir von Nutzen seyn." —

Hierauf sank er auf seine Knie, sprach: — „Gott beschütze mich!" — und sprang mit so viel Ruhe über Bord, als ob er sich in vollkommener Sicherheit baden wollte.

Kaum hatte er angefangen, in der Richtung nach der Brigg fortzuschwimmen, als sein Kamerad sich nach den Haien umsah. Die Floßfedern waren verschwunden. Offenbar hatten sie das Geräusch beim Hineinspringen gehört, und standen gewiß nicht lange an, ihre Beute zu verfolgen. Schwer möchte zu sagen seyn, welcher von Beiden die größeste Angst ausstand. Der im Boote Zurückgebliebene ermunterte seinen Kameraden durch Zuruf, heftete seine Blicke auf die Brigg, und schwenkte fortwährend seine Jacke, sah dann wieder nach den Haien, — und man kann seinen Schrecken und Schauder sich vorstellen, als er drei der fürchterlichen Ungeheuer an dem Boote vorbeischimmen, und gerade die Richtung nach seinem Gefährten nehmen sah. Er schlug mit seiner Jacke in das Wasser, um sie zu verscheuchen; sie schienen indeß die Ohnmacht seiner Angriffe sehr wohl zu kennen, und verfolgten langsam ihren Lauf.

Der Andere schwamm gut und rüstig. Es war außer Zweifel, daß er nahe genug kommen würde, um die Brigg anrufen zu können, wenn nur die Haien keinen Querstrich machten. Er wußte, daß sie ihm bald genug folgen würden, trat und schlug daher das Wasser im Schwimmen.

Kein Fisch ist furchtsamer, und doch zugleich blutgieriger und wilder, als der Hai. Ich habe einen gesehen, der zwei Mal harpunirt war, einen Haken im Rachen hatte, und doch nach einem frischen Köder kam. Indeß lassen sie sich durch das mindeste Geräusch verscheuchen, und fassen ihre Beute nicht leicht an, wenn dieselbe sich nicht wollkommen ruhig verhält. Gewöhnlich bietet jede von Felsen umgebene Stelle, wo die Brandung sich bricht, vor den Haien Sicherheit dar.

Der Schwimmer wurde erst, nachdem er eine beträchtliche Strecke zurückgelegt hatte, seiner Gefahr inne. Er sah eins der schrecklichen Ungethüme an seiner Seite. Aber weiter und weiter schwamm er wacker, und trat fortwährend um sich. Er war auf das Schlimmste gefaßt und hatte die Hoffnung fast aufgegeben.

Inzwischen war der Wind allmälig stärker geworden, und die Brigg durchschnitt mit größerer Schnelligkeit die Wogen. Jeder Flicken Segeltuch war ausgebreitet. Indem er seine Kräfte auf das Aeußerste anstrengte, um das Schiff abzuschneiden, schien ihm der Gischt am Bug hinaufzusprützen, und die Brigg über die See zu fliegen.

Er war jetzt nahe genug, um hoffen zu dürfen, gehört zu werden, — aber vergeblich rief und rief er. Keine Seele war auf dem Verdeck zu sehen. Der Steuermann achtete zu aufmerksam auf sein Geschäft, um den Hülfschrei zu vernehmen. Die Brigg glitt vorüber, und entfernte sich mit jeder Sekunde weiter. Alle Hoffnung war entschwunden, die glanzstrahlende Göttin warf keinen Blick mehr nach dem verlorenen Schwimmer zurück. Er war fast gänzlich erschöpft, und die Haie lauerten nur darauf, daß er einen Augenblick ausruhete, um ihr Opfer zu verschlingen.

Nach dem Boote zurückzukehren war nicht mehr möglich. Er hätte es nicht erreichen können, und sein Kamerad war außer Stande, ihm Beistand zu leisten. Er dachte an sein letztes Gebet, um sich, nachdem er es beendet, den Wellen und den Haien hinzugeben, und in demselben Augenblicke sah er einen Mann über die Windviering der Brigg schauen. Er hob seine beiden Hände empor, sprang im Wasser in die Höhe, und erregte glücklicherweise durch das Auffallende seiner Bewegungen Aufmerksamkeit. Ein Fernrohr ließ den Gegenstand bald deutlich erkennen, die Brigg wurde umgelegt, ein Boot ausgesetzt, und der Schwimmende aufgenommen. Er benachrichtigte die Mannschaft sogleich von dem Boote der Elster, bald war dasselbe erreicht, und so wurden Beide durch die Anstrengung eines so braven Mannes, als jemals einer lebte, aus ihrer gefahrvollen Lage errettet.

Anfänglich bezweifelte man die schreckliche Geschichte, und der Amerikanische Kapitain war geneigt, die beiden Erzähler für ein paar Piraten zu halten, welche um einem noch gewisseren Tode zu entgehen, sich in einem Boote ohne Ruder, Mast und Segel auf die See begeben hätten. Sie wurden in Havannah an das Land gesetzt, und darauf mit dem ersten Kriegsschiffe nach Port-Royal geschickt.

Das waren die Leiden und der fast gänzliche Verlust der Mannschaft der unglücklichen Elster. Die hier erzählten Thatsachen wurden den Offizieren berichtet, welche das Kriegs-Gericht bildeten, vor welches man die beiden am Leben gebliebenen Leute stellte. Die Geschichte wurde mit unerkünstelter Bescheidenheit vorgetragen, und Der, welcher auf eine so edle Weise sein Leben gewagt hatte, um seinen Kameraden zu retten, war nicht zu bewegen, die lediglich ihn selbst betreffenden Umstände zu erzählen. Als aber Alles

herausgebracht war, und sein Kamerad seiner heldenmüthigen That volle Gerechtigkeit hatte widerfahren lassen, brachen beide Angesichts der Richter in Thränen aus, und stürzten sich einander in die Arme. Und es war Keiner unter allen Anwesenden, der nicht bewiesen hätte, wie schnell Seemanns-Herzen zu rühren, und wie empfänglich dieselben sind, das Großmüthige und Männliche einer That zu empfinden und zu würdigen.

Beide Ueberlebende wurden kräftigst zur Beförderung empfohlen und nicht vergeblich. Nach ein Paar Monaten erhielten sie Offiziers-Patente, und als ich diese Station verließ, hatten sie das Vertrauen und die Achtung ihrer Vorgesetzten, welche ihnen das Lob der Mäßigkeit, Aufmerksamkeit und Gewissenhaftigkeit in Erfüllung ihrer Pflichten ertheilten, in hohem Maaße gewonnen. So sind oft die unglücklichsten Umstände der beste Weg zur Beförderung und zum Glück.

Über den Wechsel der theologischen und philosophischen Systeme.

(Beschluß.)

Und fürwahr, auch wir Theologen sollten endlich aufhören, einander um der Verschiedenheit unserer theologischen Ueberzeugungen willen zu verlästern, zu verketzern und für Unchristen zu erklären. Auch wir sollten uns lieber an die einfachsten und klarsten Aussprüche Christi halten, als an die gelehrten Disputationen eines Paulus, so zweckmäßig und wirksam diese für diejenigen waren, an welche er seine Briefe richtete. Wir sollten den Laien nicht eine Masse von Theologumenen, als nothwendig zur Seligkeit und dem Christenthume wesentlich, aufzudringen versuchen, welche immer in der Kirche streitig gewesen sind, deren spätere Entstehung in der Kirche wir nicht abläugnen können, und durch deren leidenschaftliche Verfechtung wir nur die Trennungen in der Kirche befestigen und vermehren. Wahrlich, wenn wir uns in Liebe vertragen, den Glauben einfacher lehren, uns mehr an Christus, als an das Kirchensystem halten, einander selbst Lehrfreiheit zugestehen, und auf das, was bessert, mehr Werth legen wollten, als auf Sophismen über unergründliche Lehren und speculative Dogmen: so würden nicht nur wir an Achtung, Vertrauen und Einfluß bei den Laien gewinnen, sondern das Christenthum selbst würde auch allgemeiner geschätzt, das christliche Volk besser berathen seyn, die Kirchen aber würden doch endlich einmal ihren sectirischen Character verlieren und aufhören, den Schein zu haben, als ob sie bloße Zwangsanstalten zur Aufrechthaltung theologischer Systeme und gewagter Hypothesen seyen. Freilich ist gegenwärtig dazu noch wenig Hoffnung vorhanden, indem die Priesterschaft der Römischen Kirche mehr auf Erhaltung, als auf Entfernung der schroffen Unterschiede, welche sie von allen andern Religionsgesellschaften trennen, bedacht ist, in unserer Kirche aber die recht evangelisch, wo nicht ausschließlich christlich seyn wollenden Theologen nicht aufhören, alle Abweichungen von ihrer sehr künstlichen Theologie als Verrath am Christenthume, und zugleich als eine Nährung des revolutionären Geistes zu verschreien.

Indessen ist es doch gerade jetzt an der Zeit, auf die Nothwendigkeit einer größeren Einfachheit der Theologie und einer größeren Verträglichkeit aufs Nachdrücklichste hinzuweisen. Denn wenn die Theologen mit ihrem ewigen Kriegsgeschrei nicht aufhören, so wird endlich die Verständigkeit der Laien die Theologen zu nöthigen wissen, sich zu vertragen und zum Einfachen und Praktischen zurückzugehen. Die Zeit scheint eben nicht fern zu seyn, wo wir dieß zu erwarten haben. Schon

sind die Laien der theologischen Zänkereien müde; schon fangen die Regierungen an, einzusehen, wie gefährlich es ist, den Fanatismus für Religionsmeinungen ins Volk zu bringen. Wollen denn die Theologen warten, bis sie, die Lehrer, von den Laien, ihren Jüngern, zur Mäßigung und Verträglichkeit genöthigt, und auf das Einfache und Nothwendige im christlichen Glauben hingewiesen werden? — Man verläßt sich auf die Folgsamkeit der Laien; aber wir mögen es nur erkennen, daß die Zeit vorüber ist und nicht wieder kommt, wo der Laie sein Urtheil unter dem Gehorsam gegen die Priester gefangen nahm und nur durch dessen Augengläser zu sehen gewohnt war. Es ist auch vergebens, daß man sich schmeichelt, einen solchen neuen Gehorsam durch eine auf Feststellung der alten Theologie systematisch gerichtete Erziehung der Jugend und Bearbeitung der Erwachsenen von den Kanzeln hervorzubringen. Die Wirkung davon könnte nur dann eine bleibende seyn, wenn die Richtung, welche man den Menschen zu geben sucht, auch wirklich für den dermaligen Weltzustand paßte und vom Leben selbst erhalten und getragen würde. Da dieß aber nicht der Fall ist, so wird das Leben die ihm aufgedrungene unpassende theologische Form doch wieder abwerfen, und nur zu einem Zustande religiöser Ungebundenheit führen, der wirklich gefährlich werden kann. Denn Nichts bestraft sich gewisser und empfindlicher, als wenn man den Menschen das Brauchbare und ihnen in ihrer Lage Nöthige vorenthält, und ihnen Unbrauchbares für ihre Verhältnisse darreicht. Das, was jetzt die Welt bedarf, ist nicht das Dogma von der Inspiration, der Erbsünde, Adam's Fall, der Rechtfertigung ohne Werke, der stellvertretenden Genugthuung ꝛc., auch nicht das Dogma vom Primate des Papstes, der Inspiration der Priester, dem Fegfeuer, der Messe, den sieben Sakramenten ꝛc., sondern es ist der Glaube an Gott, die Ehrfurcht vor dessen heiligem Walten, die Kraft zur christlichen Tugend, die Achtung vor den Gesetzen und die Ueberzeugung von einer göttlichen Vergeltung. Dieß ist es, was fehlt, und dessen Mangel sich besonders in den frevelhaften politischen Bestrebungen der Zeit kund thut.

Was kann es also helfen, wenn man der Jugend noch so eifrig das theologische System einprägt, und es den Erwachsenen fort und fort von den Kanzeln verkündigt, da es kein Leben hat in unserem dermaligen Weltzustande? — Den letzteren zu ändern, steht in keines Menschen Macht, geschweige denn in der Macht eines alttheologischen Katechismus oder der Tractätchen, welche man unter die Erwachsenen austheilt. Die, welche glauben, damit die Menschheit nach ihren Absichten leiten zu können, kommen mir eben nicht weiser vor, als ein Lehrer, der seine Schüler nur nach einer altorthodoxen Geographie, etwa der eines Hübner's, unterrichten, und ihnen zu ihrer Befestigung das Buch bei der Entlassung aus der Schule mitgeben wollte. So gläubig auch die Schüler den Unterricht aufgenommen haben möchten, so würden sie doch durch das Leben selbst gar bald erkennen, daß ihr geographisches System auf die jetzige Welt nicht mehr passe, und das Buch und der Lehrer würden in ihrer Achtung unendlich verlieren.

Es ist vergeblich, sich das, was ist, verbergen zu wollen, oder es abzuläugnen, oder es zu beklagen und zu verwünschen. Es ist darum nicht weniger, und bleibt nicht weniger. Und so müssen wir denn erkennen, daß die Achtung und Macht des Lehrerstandes fortan nur darauf beruhen kann, daß sich das, was wir lehren, auch im Leben als wahr und für die menschliche Gesellschaft wohlthätig erweist.

Die junge Literatur.

(Fortsetzung.)

„War für jetzt auch die Frage über einen Krieg mit Frankreich vertagt, fand sein Liberalismus in Deutschland besonnenere Ansichten, traten leise Spuren eines nationalen Ehrgefühls an die Stelle schimmernder aber gehaltloser Lehren, die uns an die Schmach einer auf fremden Schilden ruhenden Freiheit gewöhnen sollten, wurde man weniger feindselig gegen den durch Jahrtausende geheiligten Grundsatz, daß diese Freiheit überall nur ein Kind der eigenen Heimath seyn könne, so blieb der weit gefährlichere Feind, der Einfluß fremder Sitte in den Schranken, und die in einer thatlosen und entnervten Gegenwart wuchernde Waffenruhe trieb ein Convulut luxurirender Talente auf die Arena der ästhetisirenden Literatur, unter deren seidenem Mantel Deutsches Princip und Ernst der Gesinnung gegen Französischen Flitter escamotirt und die Freiheit durch das Bestehende, dieses durch Jene betrogen werden sollte. — Seltsames Verhängniß, das sich wie ein Schwefelfaden durch unsere Geschichte brennt — von einer Epoche zur andern mußte uns gallisches Gift als Arznei dienen und der Deutsche Körper nach einer glücklichen Ausstoßung fester und empfänglicher werden für die hohe Aufgabe, die ihm eine wohl nicht ferne Zukunft vorbehält. Noch ehe aber ein wiederholter Stoß von Westen — möge es der letzte seyn — die innerste Natur der Deutschen aufregt, und nach kurzer Täuschung das Zarteste, ja das verletzt, was ein Volk zum Volke macht, seine öffentliche Ehre — noch ehe sich Frankreich abermals entschließt, Europa zu erobern, „um ihm die Freiheit zu geben“ — noch ehe, nicht die Freundschaft, sondern die aus ihr geborne Feindschaft, die nur jene Civilisation wieder sühnen kann, für deren Höhe wir noch nicht gereift sind — uns das einzige Nothwendige gründen und erhalten läßt: Deutsche Nationalität — kurz ehe sich Frankreich und Deutschland noch einmal auf dem Schlachtfelde begegnen, macht sich eine hysterische Propaganda der gallischen Sitte auf, um die schmutzige Wäsche aller moralischen Selbstmörder, die sich drüben verblutet, in dreifarbiges Linnen gepackt, auf Deutschem Boden zu vertrödeln. Bahn bereitet hatte die Französische Literatur in ihrer Journalistik, in ihren krankhaft reizenden Bühnenstücken, in ihren verdorbenen Romanen und ihrer Conduite, während die Dictatur der Mode und jene Sprache, „erfunden um die Gedanken zu verbergen,“ sich mehr und mehr und in einer Weise ausbreitete, wo sie aufhört, Bildungsmittel zu seyn. Ein unüberwindliches Hinderniß jedoch mußte dem Einwurzeln Französischen Geistes und Französischer Sitte bei einem Volke entgegentreten, bei dem sich als Grundzug seines Wesens ein mit dem Gedanken eng verbundenes Gemüth offenbart — einem Volke, das in steter Sehnsucht nach einer über dem Leben und seinen Wechseln ruhenden unwandelbaren Idee sich zwar einer oft überschwenglichen Spekulation hingegeben, durch seine tiefe Religiösität aber auch einen festen Anker für seine innere und äußere Haltung, für seine Geschichte, seine Politik, für seine nationale Eigenthümlichkeit findet. Was im peinlichsten Gegensatze zu ihr der Mangel jener, alles Bessere im Leben erzeugenden Religiösität in Frankreich hervorgebracht, schildern die Annalen seiner letzten hundert Jahre, schildern die Edlen seiner Nation selbst in Zügen, welche die ihr inwohnende rastlose Verneinung in ihrer ganzen Furchtbarkeit herausstellt. Konnte aber die fernste Hoffnung vorhanden seyn, die giftige Hinterlassenschaft einer moralischen Stagnation nach Deutschland zu verpflanzen, so galt es vor Allem, Sitte und Christenthum zu untergraben und mit jener

unerbittlichen Charakterlosigkeit, mit jener einschmeichelnden Sünde, mit jener Stirne aufzutreten, die, über die Schlange im Busen, heiteres Wohlwollen, Humor und die Blumen eines Witzes zur Schau trägt, der die Furchen innerer Zerrissenheit bedecken, die fressende Krankheit des Herzens verstecken sollte. — Die Gelegenheit schien günstig. Befürchtete oder gehoffte Ereignisse waren gebannt; statt eines männlichen Ernstes, einer Einkehr bei sich selbst, drang gleich dem bösen Fieber, eine maßlose Genußsucht durch die Hallen des gesellschaftlichen, durch die Gemächer des häuslichen Lebens. Nirgends organische, überall auflösende Elemente, der Kraft ermangelnd, einen großen — gleichviel ob unheil- oder segensvollen Charakter zu schaffen; ein vages, unruhiges Streben in die Außenwelt, eine bittere Unbehaglichkeit gegen die Forderungen der Humanität, unverholener Haß gegen die Opfer, die sie auferlegt, aber der höchste Reiz für das Sinnliche, Pikante, Lüsterne, desto anziehender, wenn mit Geist, desto willkommener, wenn die Keckheit gewürzt: und dennoch eine verschämte, kokettirende Anerkenntniß moralischer Autoritäten, ein instinktartiges Sehnen nach einem öffentlichen Haltpunkt, auch dem Widerstrebenden das Bekenntniß abzwingend, wie unhaltbar der Boden sey, auf dem man sich bewege. Bei den Massen endlich ein wärmer wiederkehrendes Bedürfniß für Religion, ihnen gegenüber ein raffinirtes Begriffsspiel mit dem Heiligsten, und in der Mitte das Siechthum der Kirche, die Zuckungen ihrer Theologie und der Ungehorsam ihrer Diener. Nicht ohne Gefahr hatte man angefangen, in „das Praktische“ überzugehen und den Streit zwischen Grundsätzen und Interessen auf das Leben zurückzuführen. Die junge Generation, unbefriedigt, heftig, und durch getäuschte Hoffnungen wenigstens für literarische Wagnisse gestimmt, wenn gleich weniger thätig als empfänglich, haftete an jeder Erscheinung, die ihr in Literatur und Leben entgegentrat, trug sie statt der veralteten Fahne des Bestehenden irgend nur ein falsches oder wahres Zeichen des Kommenden, sprach sie irgend nur in Lauten, die sie aus der Langenweile der Gegenwart erwecken konnten. — Welch ein Feld, nach solcher Ueberschauung, für verrätherische Propheten der Zukunft, die, aus dem Allerheiligsten, ja aus dem Tempel selbst gepeitscht, auf den Straßen umherirrten, und in den eigenen Schmutz die wohlfeil erhandelten Lumpen fremden Lasters mischend, geld- und ruhmbegierig nach Käufern geizten! Wer konnten sie seyn, diese heimathscheuen Zwitter, denen Alles feil, auch die Seele, denen Nichts zu niedrig war, auch der Preis nicht, um den sie loszuschlagen „die Tugend“ hatten? Etwa Deutsche? Nein, dieses Volk unter Völkern hatte in seiner bespotteten Armuth noch den Reichthum der Schaam, in seiner Vielheit des Gedankens noch die Einheit des Gewissens, in dem Wirren des äußern noch das Gefühl des innern Rechts bewahrt. — Franzosen? Es war zu bald. Sie mußten unsere Sprache, unsere Literatur, unser Jetzt verstehen lernen, um uns in Masse heimzusuchen, und das Vergangene an dem Künftigen zu rächen. Nein, es sollten Menschen seyn, denen Pflicht und Humanität das Bürgerrecht erworben, denen eine durch die bittersten Schicksale gestählte Ausdauer, ein durch zahlreiche Kämpfe raffinirter Scharfsinn, eine lauernde Gewandheit, und ein tausendfarbiges Talent Alles möglich gemacht, nur das nicht, was ihnen eine schwer errungene Emancipation auferlegt: — sich zu entnationalisiren, das nicht mehr zu seyn, was ihre Geschichte, ihre Religion, ihre innerste Natur, ihre Zukunft fordert — Juden. Ihr hervorspringender Charakter, erklärbar durch die Verfolgungen, die wir an ihnen verschuldet, ist verneinend, und darum

treibt sie eine unwiderstehliche Neigung in die Aehnlichkeit des Volks, dem Deutschland seine Irrthümer, dem es seine Täuschungen verdankt. Franzosen und Juden schüren an dem unheiligen Feuer, das unsere besten Säfte aufzehren, das stille Erbtheil unserer inneren Nationalität, ein reines Gemüth vergiften und jenen ätzenden Verstand zum alleinigen Richter unserer Gedanken machen soll, den Gott schon in der Urwelt verworfen als die Schlange, die sich um unser Gewissen ringelt. In Besitz großer Mittel, die ihnen ein dämonisches Wittern edler Metalle, die ihnen jüngsthin die Zaubergabe verliehen, aus Papieren Gold zu schaffen, rekurrirt der Israelite in dem klaren Bewußtseyn, nur den Namen, nie das Wesen einer andern als seiner Nationalität in sich aufzunehmen, zu dem Princip der Eroberung, nicht durch Eisen, das nur ganze Männer begeistert, sondern einer Eroberung durch die Contrebande eines großartigen moralischen Betrugs. Ohne Vaterland, muß ihnen Vaterlandsliebe eine Thorheit seyn, und so wird ihnen politisches Princip, gleichviel welches, nie zur politischen Gesinnung, sondern zu einem mehr oder weniger eigennützigen Spiel des Geistes, je mit der Farbe, in der man, wo die Vaterlandsliebe Opfer erheischt, wo die Principien auf den Kampf der Ehre gefordert, wo die moralische Sonde und die Feuerprobe der Oeffentlichkeit angewendet werden — gegen ein Billiges durch die Hinterpforte entschlüpft. Darum erblickt man sie in das Gewand des Neuesten geworfen, stets in den Wechseln des Anfangs, dem entscheidenden Ende aber, bald mit dem Rücken, bald mit dem Gesichte, nur dann zugekehrt, wenn die Gesinnung verschwunden ist und das Schlachtfeld geplündert wird. Kaum war der bewaffnete Republikanismus aus dem Felde geschlagen, so hing man sich lächelnd die zahme Toga des unbewaffneten um, und zog mit Cymbeln des Tanzes und dem süßen Ton der Flöten heraus aus der Gefahr auf den Boden, der nur das Klirren der Honorare und die Spitze der Feder kennt. Hier ward Rath gehalten und der Geist des alten Propheten heraufbeschworen, um die Könige — der Geist der Lüge gebeten, um die Völker zu narren. Lodernd schlug die Flamme hinter den Coulissen auf, und beleuchtete den Ort, von wo die unbekannte Göttinn den Gott des Christenthums vertilgen und der Sklaverei der Geister die Freiheit des Fleisches in den Kauf gegeben werden sollte. Die Bude wurde aufgeschlagen und Worte des Ernstes wurden in jenen Honig getaucht, dem Israel schon in alten Tagen so manchen leichten Sieg verdankte. Keck durfte man sich anschicken, als Märtyrer der Gegenwart zu sterben; wußte man ja doch die Stunde, wo die Lampe erlöschen und der Schauspieler bei Wein und Dirnen den Triumph eines gut gespielten Todes feiern konnte. War nur die Kasse gefüllt und das Gift mit Beifall ausgegeben, so kam die Polizei zu spät, und man hatte Zeit genug, in dem Reichthum der Garderobe unsichtbar zu werden. — Ein unerwartetes Bonheur allemand spann seinen Schutz um die „Verdächtigen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Gottesdienst.

Sonntag, den 17. Januar.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Past. Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr.
Hr. Pastor Pauli	— — —	1 =
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 =
Hr. Candidat Freerichs....	St. Ansgarii	9 =
Hr. Dr. Böckel	— — —	12 =
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 =
Hr. Dr. Pletzer.....	— — —	1 =
Hr. Pastor v. Hanffstengel	St. Pauli	9 =
Hr. Pastor Iken.....	— — —	1 =
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 =
Hr. Pastor Toel.....	— — —	1 =
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 =
Hr. Pastor Meinertzhagen.	Armenkirche	9 =
Hr. Pastor Probst	St. Johannis	7 = Messe
Hr. Pastor Wemer.....	— — —	9 = Hochamt
Hr. Pastor Probst	— — —	10 = Predigt
	St. Petri Dom	6 =
	— — —	8½ =
	— — —	12 =
	— — —	2 =

(Hierbei eine Extra = Beilage.)

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Beilage zu Nro. 5 des Bürgerfreundes.

Sonntag, den 17. Januar 1836.

* Auch ein Wort zur Beherzigung,

die Wahl eines Platzes für ein neues Schauspielhaus betreffend.

Zunächst in Beziehung auf die in №. 2 u. 3 des Bürgerfreundes enthaltenen Aufsätze.

Sollte dem Verfasser des Aufsatzes in Nro. 3 (Theaterbau) wirklich die Gefahr nicht einleuchten, die mit der Aufführung des Theaters für die folgenden Generationen mit Bedacht bereitet wird, wenn von den in Vorschlag gebrachten Wallplätzen gerade der gewählt wurde, dessen durch die Wahl selbst nun factisch ausgesprochene Zweckdienlichkeit, in der Meinung der Mehrheit, der Betheiligten wie der Unbetheiligten, den allgemeinsten Widerspruch findet? — Davon können wir uns nicht überzeugen, denn des Verfassers Kunde des Gegenstandes spricht sich aus dem Inhalte allenthalben aus, und darum ist nicht zu erwarten, daß er den Uebelstand verkannt haben werde, den die Errichtung des Schauspielhauses an dem ausgewählten Platze mit sich führen, und der für die Zeitgenossen, wie für die Nachkommen den empfindlichsten Conflict mit anderen Zuständen veranlassen wird.

Es ist angenehm zu bemerken, mit welcher Bescheidenheit und Milde der Verfasser der „Wünsche" in Nro. 2 den Gegenstand in Anregung bringt und die Lebhaftigkeit vermeidet, die sonst bei derartigen Erörterungen so unangenehm aufgefallen.

Wir haben in jenen „Wünschen" höchstens eine „Klage" vernommen, entsprossen aus einer gerechten Besorgniß, nicht aber eine „Anklage" gegen irgend Jemand, wer es auch seyn möge. Dennoch scheint sie der Verfasser in Nro. 3 dem Vorgänger als Vergehen anzurechnen, wodurch ein Vorwurf wider den Verein, wider die Deputation und gegen Rath und Bürgerschaft selbst an den Tag gelegt wäre, und so wird der Wünschende in Schrecken gesetzt, als ob er Alle zusammen beleidigt hätte, und ein etwas pikirter Ton damit gerechtfertigt. Diese Wendung der Sache sollte bei einer gemeinsamen Berathung möglichst streng vermieden werden, und wir finden in jenen bescheidenen Wünschen so wenig eine Anklage gegen den Verein, als Mißtrauen gegen die Deputation oder gar einen Vorwurf gegen Rath und Bürgerschaft, wie es der Verfasser in Nro. 3 darstellt, sondern eine bescheidene Bitte um Beherzigung von Bedenken, von denen der Ununterrichtete nicht erkennen kann, ob deren Prüfung bei der Berathung, ihrem vollen Gewicht nach, dem Beschlusse vorangegangen, weil außer dem Resultate an sich, der Gang der Verhandlungen selbst, weder vollständig noch zuverlässig zur Oeffentlichkeit gelangt ist.

Auch diese Bemerkung wolle aber der Verfasser des Aufsatzes in Nro. 3 nicht als Vorwurf für ihn, sondern als eine Bitte um fortgesetzte Schonung ansehen und eine so gutgemeinte Anregung, wie die in Nro. 2 ausgesprochenen „Wünsche" nicht in schlimmen Verdacht bringen.

Zur Vermeidung einer zweckwidrigen Richtung in der Berathung dürfte es sich aber empfehlen, bloß das Resultat der Verhandlungen, nämlich: „die Wahl des Platzes an sich" und dessen Zuträglichkeit vor anderen in Erwägung zu ziehen, ohne sich mit Muthmaßungen zu befassen, wie und wodurch die Wahl so ausgefallen, wie sie das Publikum erkennt.

Damit würde allen Erörterungen über den Gang der Verhandlungen im Verein, in den Deputationen und in Rath und Bürgerschaft, und über die Einwirkungen Einzelner dabei, vollständig vorgebeugt seyn.

Der Verfasser in Nro. 3 versichert: „daß der Verein und die Deputation weise gehandelt hätten: die Idee von Bewilligung einer Bastion, von Born herein aufzugeben, um Gegner zu entwaffnen, die durch Anfechtung solch einer Aufopferung den Schein der Popularität für sich gehabt haben dürften. Sonst wäre sicher der Tempelberg gewählt. Dieser Beweis von Achtung für die Popularität, selbst da, wo diese nur den Schein für sich hat, — verdient gewiß die aufrichtigste Anerkennung. Dagegen aber ist es nicht zu verhehlen, daß durch die Wahl des Platzes am Heerdenthore, die Popularität, und nicht bloß der Schein derselben, factisch vollkommen verfehlt ist, und zunächst bei Zusammenstellung dieses Platzes mit dem allenthalben in Frage kommenden Tempelberg.

So lange die Frage: ob der Staat einen Platz zum Schauspielhause abtreten, und wo der Bau sich erheben werde, unentschieden war, mochte Referent sich nicht erlauben, der freien Verhandlung in den Weg zu treten. Jetzt aber, da die Entscheidung vorliegt, und ein augenscheinlicher Fehlgriff in der Wahl des Platzes offenbar geworden, dürfte es an der Zeit seyn, Vorstellungen zur Berücksichtigung zu empfehlen, ehe der Beginn des Baues den Vorwurf einer Verspätung der etwaigen Bedenken rechtfertigen würde.

Drei Plätze sind bekanntlich im Publico in Betracht gezogen für den angeregten Zweck; der Platz an der Nordwestseite des Heerdenthorsteinwegs vor der Wache, der gegenüber liegende an der Südostseite und der Platz der vormaligen Bischofsbastion, (der Platz am Osterthore hat immer sehr wenig Anklang gefunden). Obgleich mit der

Wahl des Ersten die mehrsten Unzuträglichkeiten verbunden sind, haben dennoch die Beschlüsse gerade für diesen entschieden.

Der nunmehr bestimmte Platz ist der engste und beschränkteste unter allen in Frage gekommenen; er ist am niedrigsten gelegen und vor der Hand noch unentschieden, ob nicht ein kostbares Pfahlwerk den Grund sichern müsse, weil der außerm Heerden- und Ansgariithore zu Tage liegende Moorgrund und ein ausgefüllter Theil des Stadtgrabens muthmaßlich bis in den Umfang dieses Flecks fortsetzen. Die Lage am Heerdenthore, dem frequentesten der Altstadt, collidirt unmittelbar mit der lebhaften Passage durch dieß Thor und muß Aufenthalt, Störungen und Zusammentreffen herbeiführen, gleich schädlich für den Nahrung suchenden und bringenden Bewohner der Vorstadt und der Umgegend, wie für den, der Erheiterung zueilenden Bühnenfreund. Der Flächenraum von 12000 □ Fuß, den das Gebäude an sich einnehmen wird, verengt den ohnehin unregelmäßigen Platz ungebührlich an einer der besuchtesten Wallgegenden und wird auch für das Auge einen Uebelstand bilden, wenn die rechtwinklichten Linien des Gebäudes, den Krümmungen des Ufers nahe gebracht, von diesem schroff abstechen, — die Seiten des Gebäudes der Häuserreihe zu nahe liegen und die Hinterseite den angränzenden Bastionsplatz verunstaltet. — Zudem ist der Zugang durch die Krümmungen und Verengungen der Sögestraße und durch die Hemmungen, die das lebhafte Fuhrwesen in dieser unvermeidlich macht, gewiß der allerunpassendste, der gewählt werden konnte und die Discretion angetrunkener Kutscher wird nie dahin zu bringen seyn, den kürzeren Weg durch die Sögestraße aufzugeben. Manche mit dem Ein- und Ausgang zunächst in den Zwischenacten verbundene Uebelstände treffen hier das Auge näher und empfindlicher als an den andern Plätzen, die zweckmäßigen Vorkehrungen Raum geben und dem Mittelpunkte der Spaziergänge weniger nahe liegen als hier. Die Kostenmehrung, die mit dem Abbrechen und dem Neubau der Wache und mit der Sicherung des Grundes verbunden ist, bleibt Privatangelegenheit der Bau-Interessenten, und somit hier, wo nur vom Interesse des Publicums die Rede ist, außerhalb der Erwägung, obgleich die daher entstehende Beschränkung der für den Bau disponiblen Summe, auch dem Auge des Publicums bemerkbar werden dürfte.

Treffen nun auf den gegenüber liegenden zweiten Platze dieselben Bedenklichkeiten zu, die durch die Nähe des lebhaften Thors und die Unbequemlichkeit der Anfahrt durch die Sögestraße sich aufdringen, so ist doch der Platz an sich demjenigen weit vorzuziehen, für den die Wahl entschieden hat. Wenn dieser in der Tiefe, muthmaßlich im Umfange der alten Moorfläche, im Nacken der Batterie, am niedern Fuß der Courtine, im Niveau des Wasserspiegels des nahen Stadtgrabens, der Grund sogar tiefer als dieser gelegen ist, — so liegt der südliche Platz auf der Höhe einer geräumigen Batterie, in größerer Entfernung von den Häusern und der Mühle, auf festem, hohem, vor mehr als dreihundert Jahren aufgefahrenem und durch die Zeit festgesenktem Grunde, weniger nahe dem Stadtgraben, unschädlich für die Verunstaltung eines größeren Platzes, weil der Bau des Theaters die Fläche so weit einnehmen würde, daß größere Anlagen in ihrem Umfange oder in ihrer Wirkung für das Auge dadurch nicht leiden würden.

Alle diese Inconvenienzen bleiben ganz oder größtentheils vermieden oder verringert, wenn die Batterie im Süden der Bischofsnadel gewählt wird. Sie ist hoch genug gelegen, um im Grunde ein Pfahlwerk entbehren zu können; der Umfang derselben ist genau und vollkommen hinreichend, um das Gebäude aufzunehmen, zumal wenn durch wenig kostspielige Abtragung der nach dem Bischofsthore zu befindlichen Erhöhung, die Spitze des Platzes an Breite und Ausdehnung gewinnt. Das Gebäude mit Zubehör würde den Platz und die Wallparthie füllen, ohne sie zu überfüllen, eine größere Parthie der Anlagen würde dadurch nicht beschränkt noch zerrissen werden und weil durch die Biegung des Walles an dieser Stelle die Batterie einen Vorsprung bildet, würde der neue Bau, wenn er nicht architectonisch oder perspectivisch verfehlt wird, vom Heerdenthore her wie von der Osterthorsseite und der Contrescarpe aus betrachtet, einen verschönernden Augenpunkt gewähren. In der Wandelbahn entsteht keine Unterbrechung, wenigstens eine ungleich weniger störende als am Heerdenthore, weil der Fleck vom besuchtesten Mittelpunkte der Promenade entfernter belegen und die lästige Annäherung an die Häusereihen der Anwohner vermieden werden kann. Als Hauptsache aber entscheidet dafür, daß für den Zugang und für die Anfahrt unfehlbar die größten Bequemlichkeiten zusammentreffen, die für irgend einen Platz in der Stadt auszumitteln sind. — Der Domshof und der Wall gewähren breite Fahrstraßen zum Ausweichen für die Kutscher und völlig getrennt von festen und geräumigen Wegen für die Fußgänger. — Die Bischofsnadel ist an sich breiter als die Sögestraße, mit einem sichernden Trottoir versehen und überdieß so kurz, daß von beiden Enden und durch die ganze Straße hin ein einfahrender Wagen früh genug bemerkt werden kann, um bequem und zeitig genug ausweichen zu können, und dem Uebelstande während der Zwischenacte könnte durch gemessene Vorschriften zu zweckmäßigen Vorrichtungen beim Neubau vollkommen abgeholfen werden.

Sind diese Vorzüge allgemein bekannt und erwogen, hier aber nicht, um etwas Neues zu sagen, sondern nur, um eine bequemere Uebersicht zu gewähren, zusammengestellt, so dringt sich die Frage auf,

„ob denn schon alle Aussicht verschwunden sey,

eine Aenderung in der Bestimmung des Platzes für den Neubau zu erlangen, und ob denn die Bewilligung der vormaligen Bischofsbastion für den Neubau des Schauspielhauses schlechterdings so unerreichbar sey, wie sie der Verfasser des Aufsatzes in Nro. 3 des Bgfrds. zu befürchten scheint."

Ueber die augenscheinliche und ohne Vergleich überwiegende Zweckdienlichkeit dieses Platzes für den Neubau, im Gegensatze mit dem, vor der Hand dazu freigestellten, mit dem Verfasser in Nro. 3 des Bgfrds. stillschweigend einverstanden, kann Referent der Hoffnung nicht sofort entsagen, eine Aenderung in den bisherigen Beschlüssen, immer noch für möglich zu halten, und selbst nicht für so schwierig, wie sie einer flüchtigen Betrachtung auf den ersten Blick erscheinen mag.

Ein Fingerzeig des Verfassers in Nro. 3 weist auf die Besorgniß hin,

„daß die Wahl irgend einer Bastion wahrscheinlich dahin geführt hätte, den ganzen Antrag durch Rath und Bürgerschaft verworfen zu sehen, und daß die, zur Prüfung aus Rath und Bürgerschaft ernannte Deputation durch das erregte Geschrei, daß es unrecht sey, eine zweite Bastion? des Walls für ein Schauspielhaus zu opfern, bewogen sey, den Gedanken daran von Vorne herein aufzugeben. —"

Von welcher Seite mag denn wohl das Geschrei rühren, das so bedeutenden Zwang oder wenigstens Einfluß übt, auf die Beschlüsse einer aus Rath und Bürgerschaft zur Berathung niedergesetzten Deputation? — Allgemein ist es nicht, — nicht einmal vorherrschend im Publico durch Mehrheit, und gewiß nur erhoben von einer sehr kleinen Anzahl unmittelbar Betheiligter, denen der Neubau eines Schauspielhauses ein Dorn im Auge ist. — Auf was für Gründen beruht denn wohl der Widerwille gegen die Abtretung einer zweiten? Bastion für den besprochenen Zweck, — der den Vorwand leihet für das erhobene Geschrei? — Dieser Vorwand, der als der einzig erkennbare Anlaß zur Bestimmung des ausgewählten Platzes erscheint, bedarf wohl einer näheren Beleuchtung.

Als das gegenwärtig benutzte Schauspielhaus in der vormaligen Junkerbatterie erbaut ward, bildete der Platz einen Theil der Festung und zwar einer unmittelbaren Reichsfestung, deren Erhaltung der Reichsverfassung gemäß, der Stadt als Verpflichtung oblag, und die die Notiwehr bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts als Pflicht der Selbsterhaltung uns auflegte. — Bewilligungen für Privatbauten außerhalb der Stadtmauer wurden damals nur unter scharf beschränkten Bestimmungen ertheilt, — in den Batterien aber nur Kornmühlen geduldet, als unentbehrliche Anstalten zum täglichen Bedarf für den Unterhalt. —

Erst in späteren Zeiten und nur im tiefen Frieden ward Kunstreitern, Feuerwerkern und zu ähnlichen Zwecken die Errichtung einer Bude auf kurze Zeit, für wenige Wochen, bewilligt und die für den Bau des jetzigen Schauspielhauses ertheilte ursprüngliche Concession gestattete ausdrücklich nur die Errichtung einer Bude zu Schauspielvorstellungen auf fünf Jahr, wie denn das ganze Gebäude größtentheils von Holz, in leichten Fachwerkmauern auf fünfjährige Dauer errichtet ward. —

Der Gedanke und Zweck einer Festung ist aber längst und so definitiv aufgegeben, daß es wohl Niemandem mehr einfallen wird, von der Erhaltung eines Festungsterrains den Grund zu entlehnen, um die Verwendung einer Batterie zu gemeinnützigen Zwecken zu hintertreiben. Darum ward es denn auch nicht gehindert, als statt der verfallenen Fachwerkmauern in der Folge Brandmauern errichtet und dem Bau eine Ausdehnung gegeben wurde, welche die Gränzen der ursprünglichen Concession, so unendlich überschritten, daß späterhin bei Veränderungen in der Person der Besitzer die Bestimmungen der ursprünglichen Bewilligung ganz außer Acht gelassen wurden und ungeachtet aller wohlbegründeten Ansprüche der Gemeinheit an den Grund des bestehenden Theaters und ohne alle Rücksicht auf die Unterbrechung des schönsten Theils der Promenade, die Entbehrung der Batterie nun schon das fünf und vierzigste Jahr ihrer Dauer angetreten hat. —

Hat Rücksicht auf das Interesse des Publicums für das Schauspiel, und Nachsicht für die Besitzer des einzigen Locals für diesen Zweck bisher dazu geführt, keinen Anstand zu nehmen bei Bewilligungen, die den Rückfall jener, für die Verschönerung des Walls sich ausgezeichnet eignenden Batterie, für den jetzigen Gesammtzweck der Wallfläche, weiter entfernen mußten, so ist nicht abzusehen, woher jetzt erheblichere Gründe entstehen sollten, wider die Bewilligung einer, weit leichter zu entbehrenden und für den Zweck einer Schaubühne unendlich bequemer gelegenen, gegen die bisher entbehrte eigentlich nur auszutauschenden Bastion.

So gewiß es ist, daß eine Abtretung von Bastionsplätzen für die Benutzung und Bebauung Einzelner, zu Privatzwecken schlechterdings nicht gestattet werden sollte, so ist doch bei dem Ansuchen des Vereins zum Neubau des Theaters nicht davon die Rede, und die Frage stellt sich so heraus:

„ob einem Vereine, der sehr viele der geachtetsten Namen in sich faßt und zu einer namhaften Aufopferung sich bereit erklärt, um durch den Neubau eines Theaters, dem dafür gestimmten, sehr ansehnlichem Theile des Publicums, die Unterhaltung durch ein gutes Schauspiel zu sichern, zu vervollkommnen und gegen bisherige — jeden Unternehmer ruinirende ungeeignete Verwendungen in Schutz zu nehmen, ob diesem Vereine, eine den Zweck bei weitem vollkommener erfüllende und für die Integrität der Anlagen viel eher zu entbehrende Bastion abzutreten sey? — oder aber: ob die unbekann-

ten Speculanten, die im Vertrauen auf bisher erfahrene Nachsicht und auf den Mangel einer gewichtigen Concurrenz bauend, ein unbedeutendes Capital gewagt haben, um mit geringer Aussicht auf Einbuße und mittelst Ausübung eines, das Institut empfindlich drückenden Zwangs, durch den Ankauf und Besitz des bisherigen Schauspielhauses, sich eine einträgliche Rente erworben und für die Folge zu sichern bemüht sind, Freiheit und Mittel erhalten werden sollen, den bisher inne habenden Platz der Wiedereinverleibung in die Anlagen möglichst lange entziehen zu dürfen? —"

Was das Publicum vom Vereine zum Neubau zu erwarten oder zu besorgen habe, kennt Jeder und bedarf keiner Erörterung oder Lobhudeley. —

Der Erfolg der im Finstern schleichenden Operationen der Besitzer des Schauspielhauses, die lichtscheu, sich nicht einmal zu nennen, noch ihre Absichten oder Vorschritte öffentlich kund zu geben wagen, liegt gleichfalls zu Tage, und hat den Verein und dessen Thätigkeit für die Abhülfe hervorgerufen. — Dem Unbetheiligten und Unbefangenen kann es daher nicht schwer fallen, ein Urtheil zu fassen, wenn es eine Entscheidung gilt, wem von beiden er seine Wünsche für den Erfolg zuwenden wolle. Haben wir daher wirklich einem Geschrei den Fehlgriff in der Wahl des Platzes zuzuschreiben, so ist es gewiß, daß es nicht vom Actienvereine ausgegangen, der allein dadurch in seinem Vorhaben aufgehalten ward. — Ebensowenig trifft die Deputation aus Rath und Bürgerschaft irgend ein Mißtrauen, wie der Verfasser in Nro. 3 besorgt; — ihre Zusammensetzung und ihre bisherige Bereitwilligkeit, muß jeden Verdacht der Art völlig entkräften. — Der Rath hatte die unbeschränkte Alternative seine Einwilligung zu ertheilen oder zu verweigern. Die Bewilligung des Platzes der bereits dem Vereine überlassen ward, ist eine Thatsache, die seine Bereitwilligkeit außer Zweifel setzt und die Furcht aufhebt, daß er einem angemessenen Austausch seine Beistimmung versagen werde. Gleiche Willfährigkeit hat auch der Convent gezeigt durch die Majorität, wodurch die Abtretung entschieden ward. Von der Ansicht des Publicums ist keine Abneigung zu erwarten, Dieß muß Jedem einleuchten, der sich die Mühe genommen sie — frei von Vorurtheil — zu erforschen.

Woher nun das Geschrei rühre, das hier störend eingewirkt haben mag, ist leicht zu erkennen und eben darum auch leicht zu ermessen, ob es Anspruch habe, gehört zu werden, gegen die gewichtigeren Stimmen, die es zu übertäuben wagt.

Zu wünschen ist daher, daß der Verein die Bemühung, einen zweckdienlicheren Platz zu erlangen, nicht aufgeben möge.

Da er einmal durch Abtretung von Rath und Bürgerschaft einen Platz erworben, den er jeden Augenblick zum Neubau verwenden oder zurückgeben kann und dessen Mängel in die Augen fallen, so darf die Besorgniß nicht Raum gewinnen, daß die Bewilligung einer Bastion für einen gemeinsamen Zweck eine so lebhafte Abneigung erfahren werde, als hie und da glaublich gemacht ist.

Der Umstand, daß ein Platz wieder zurückfällt, der die Integrität der Wallanlagen weit nachtheiliger unterbricht, als die außer dem Bereich der Wege belegene Bischofsbastion, die aller Collision mit der Gewerbthätigkeit an einem der Hauptthore entzogen liegt, und die Gewißheit, daß daneben allein aus der Realisirung der Absichten des Vereins die Aussicht zu gewinnen ist, daß die vom jetzigen Schauspielhause so unangenehm occupirte Bastion den Anlagen wieder einverleibt werden könne, sind augenscheinlich geeignet, sein Bemühen zu begünstigen.

Der bisherige Erfolg muß ihn überzeugen, daß starrsinnige Befangenheit in grundlosen Vorurtheilen seinen wohlgemeinten Absichten nicht entgegenstehe. Die vorstehende Erörterung der zunächst in Frage kommenden Beziehungen macht keinen Anspruch auf Erschöpfung des Materials, vielweniger auf Einwirkung bei der Entscheidung der concurrirenden Behörden. Nur eine Zusammenstellung der erheblichsten Umstände für die Erleichterung der Berathung und Uebersicht, und eine Ausscheidung aller störenden Momente bei der Verhandlung ist damit beabsichtigt, und dann auch Abwehrung alles Mißtrauens und aller Vorwürfe von Seiten Befangener oder Betheiligter. Dazu den Weg zu bahnen und einem in der Folge unvermeidlich fühlbaren Fehlgriff, durch Benutzung des für den Verein vor der Hand allein disponiblen Platzes, wo möglich vorzubeugen, dieß sind die alleinigen Bestrebungen des Referenten, eines völlig

Unbetheiligten.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreund Nro. 5.

Bremen, Sonntag den 17. Januar 1836.

Gestorben:

Nro. 48. Den 12. Januar. Der Holzhändler Johann Bernhard Uhlhorn, 79 Jahr; Großenstraße Nro. 12.

— 49. Den 12. — Der Schuhmacher Joh. Diederich Hennings, 40 Jahr; aus Warfleth, Herzogthums Oldenburg.

— 50. Den 12. — Des Arb. Hinrich Nicolaus Frahm Tochter, ¾ Jahr; Töferbohmstr. Nro. 7.

Nro. 51. Den 13. Januar. Des Cigarrenmachers Conrad Loges Tochter, 1 Jahr; Blumenstr. Nr. 8.

— 52. Den 13. — Des Arb. Hinr. Schlüther Ehef., g. Fangmeyer, 47 Jahr; kl. Krummenstr. Nro. 32.

— 53. Den 14. — Des Küpers Hinr. Rudolph Grodbrugge Sohn, 1¾ Jahr; Schwanenstr. Nr. 39.

— 54. Den 14. — Emma Elisabeth Tamsen, 23 Jahr; Buchtstraße Nro. 25.

Geburten:

Nro. 37. Den 11. Januar. Des Arb. Nicolaus Hermann Wagener Ehefr., geb. Lies, Hastedt; v. e. M.

— 38 ein Knabe.

— 39. Den 11. — Des Conditors Carl Jacob Ludolph Lampe Ehefr., geb. Heupel, kl. St. Annenstr. Nro. 4; von einem Knaben.

— 40. Den 11. — Des Landmanns Herm. Buse Ehefr., geb. Hagens, Schwachhausen Nro. 29; von einem Knaben.

— 41. Den 12. — Des Hökers Diedr. Wilh. Frevert Ehefr., geb. Caspers, Balgebrückstr. Nr. 21; von einem Knaben.

Nro. 42. Den 13. Januar. Des Dr. juris und Notars Hermann Theodor Castendyk Ehefr., geb. Migault, Buchtstraße Nro. 16; von einem Mädchen.

— 43. Den 13. — Des Krameramtsgenossen Joh. Gottlieb Ehmck Ehefr., geb. Schnackenberg, Obernstr. Nro. 23; von einem Knaben.

— 44. Den 13. — Des Arb. Anton Friedrich Castens Ehefr., geb. Tietjen, Marterburg N. 24; von einem Mädchen.

— 45. Den 15. — Des Portraitmalers Joh. Eberhard Feilner Ehefr., geb. Pansing, Hasenpforte N. 1; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 12. Der Steinhauer Adam Friederich Bohne und des verstorb. Gastwirths Albert Meyer Wittwe, Adelheid Catharina, geb. Otten, hieselbst.

— 13. Der Schiffskapitän Herm. Fägels und Anna Metta Havemann, Beide von hier.

— 14. Der Arb. Wohler Frese und Catharina Margar. Elisab. Geeber, genannt Gevert, hieselbst.

— 15. Der Maurergesell Herm. Vollers, gen. Borcherding, und Maria Elisabeth Lohmann, Beide von hier.

Nro. 16. Der Tischler Diedr. Weihusen zu Vahr und Margaretha Junge zu Schwachhausen.

— 17. Der Seidenhutfabrikant Justus Wilh. Köhler hieselbst und Selli Wilhelmine Regina Dassel zu Lehe.

— 18. Der Küper Diedrich Wilhelm Müller und Jane Hill aus Barton, in England.

— 19. Der Goldschmied Diedrich Reinhard Christopher Filmers und Hermanna Christina Schulze, Beide von hier.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 6.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 21. Januar 1836.

Der eine strebt die Ferne zu erlangen,
Der and're will nur nahes Glück umfangen.

* Die Arme.

Zu Thaten spannt mit ewig neuem Drange
Des rechten Armes Sehne stets sich an;
Er möchte weiter greifen, als er kann,
Und kraftvoll sich entwinden allem Zwange.

Der linke aber drückt mit süßem Hange
Ans nahe Herz, was Liebes er gewann;
Er hegt es treu, am treuen Busen dann,
Und bietet Glück und Kuß auf schöner Wange.

Der rechte sucht das Glück in fernen Weiten,
Und stolz verschmäht er jeglichen Genuß:
Der linke bricht die Früchte aller Zeiten,

Und giebt das Glück in einem Liebeskuß.
Der kann mich fördern, dieser süß mich laben,
Drum sind sie beide mir geschätzte Gaben.

H. Wilhelm.

Jussuf-Bey.

Jussuf-Bey, gegenwärtig Kommandant der eingebornen Truppen zu Bona und Französischer Schwadronschef, ist 25 Jahre alt, von mittlerer Größe, aber ausgezeichnet durch das elegante Verhältniß seines Baues. Sein Gesicht ist regelmäßig schön; seine Physiognomie drückt Stolz und Thatkraft aus, Jussuf-Bey lenkt sein Pferd mit einer selbst bei den Arabern seltenen Geschicklichkeit. Er soll mit einer außerordentlichen Stärke begabt seyn; allein die Eigenschaft, welche bei ihm alle übrigen beherrscht, ist der Muth. Jussuf ist ein geborner Franzose; in zarter Jugend ward er an den Küsten der Provence von Afrikanischen Seeräubern geraubt. Obgleich er sich weder seines Geburtslandes, noch sei-

ner Familie erinnert (er war erst 5 Jahre alt), so blieb ihm doch ein dunkles Andenken an die Gewaltthat, deren Opfer er ward, und der guten Behandlung, welche bald darauf folgte, sobald man auf dem Raubschiffe den guten Fang gewahrte, den man gemacht hatte, denn Jussuf war ein herrlicher Knabe.

Einige Tage später lief das Raubschiff in die prachtvolle Bucht von Tunis ein, und vom Schiffe aus gewahrte das Kind das schöne Schloß, welches die Stadt beherrscht. Die Seeräuber sagten ihm, dort würde seine Wohnung seyn, allein das Kind glaubte es nicht. Und dennoch kam es so. Der Knabe ward für den Bey gekauft und nach dessen Palast gebracht. Der Bey nahm ihn freundlich auf und sendete ihn in sein Serail, wo er unter den Frauen aufgezogen ward. Auf solche Weise verstrichen die ersten Jahre seiner Gefangenschaft. Unterdessen wuchs Jussuf heran und der Bey gewann ihn lieb; er ward sorgfältig erzogen, lernte schreiben, zeichnete sich in allen körperlichen Uebungen aus, und machte bald tiefen Eindruck auf die Tunischen Odalisken. Der Bey ernannte ihn zum Sekretär seines Schatzmeisters, und nahm ihn bald darauf unter seine Mameluken auf. Diese Miliz bildet, wie bekannt, die Leibwache des Afrikanischen Bey's; sie besteht größtentheils aus freigelassenen Sklaven, Waisen und geraubten Kindern, welche allein auf der Erde stehen, und sich unwiderruflich an ihren Herrn anschließen.

Jussuf hatte sich bereits in seine Lage geschickt; als Mameluk besaß er ein schönes Pferd, war Tafelgenosse des Beys, und verliebte sich überdieß in die Prinzessinn Cabura, die Tochter desselben, die ihn mit Gegenliebe lohnte. Er war damals noch sehr jung, und so kühn und unklug, daß er sich von einem Palastdiener, einem Griechen von Geburt, eines Tages in den Zimmern der Prinzessinn überraschen ließ. Der Grieche überhäufte die schöne Cabura mit Vorwürfen und Schmähworten, bedrohte Jussuf mit dem ganzen Zorne des Beys, und wollte eben das Zimmer verlassen, um ihn anzugeben, als Jussuf ihn zurückhielt, und ihm Geld versprach, wenn er schwiege. Man kam wegen der Summe überein; zur Sicherheit gab die Prinzessinn ihre Diamanten her, welche der Grieche mit sich nahm. Nach Verlauf einiger Tage hatte der Bey den unglücklichen Gedanken, ein Fest zu begehen. Cabura sollte mit ihren Diamanten dabei erscheinen. Es galt, dieselben so schnell als möglich einzulösen. Jussuf beschied den Besitzer der Diamanten auf sein Gemach, wo dieser sein Gold in Empfang zu nehmen hoffte: statt dessen erhielt er einen Dolchstich ins Herz. Jussuf brach die Steinplatten seines Bodens auf, versenkte den Leichnam und schloß das Grab wieder über demselben. Sofort sendete er der Prinzessinn die sehnlichst erwarteten Diamanten, und überdieß ein wohlverschlossenes Paket; es enthielt eine Hand, ein Auge und die Zunge des Griechen, mit den Worten: „ich sende dir die Hand, die dich berührt, die Zunge, die dich geschmäht, das Auge, das gesehen hat, was kein Sterblicher sehen sollte.“ Jussuf hatte sich gerächt und Cabura konnte dem Feste beiwohnen.

Jussuf's Mordthat kam nicht an den Tag. Wenn er gestraft wurde, so war es dadurch, daß er mehrere Monate lang den Verwesungsgeruch des Griechen, den er unter seiner Lagerstätte begraben hatte, einathmen mußte; allein Niemand dachte daran, ihn wegen des Verschwindens des Sklaven anzuklagen.

Einige Monate verflossen. Jussuf nahm an einigen raschen und glänzenden Zügen gegen den Bey von Constantine Theil, und kam mit Ruhm bedeckt zurück, wodurch er in der Liebe der Prin-

zessinn Cabura noch mehr stieg. Schon schmeichelte er sich, ihre Hand dereinst von dem Vertrauen des Bey's zu erhalten, das gleich der Liebe seiner Tochter zunahm, als der Bey plötzlich von dem Verhältnisse in Kenntniß gesetzt wurde, das zwischen seinem Mameluken und der Prinzessinn bestand. Sobald er sich von der Wahrheit der Angabe überzeugt hatte, gerieth er in großen Zorn, und befahl, Jussuf zu verhaften. Allein dieser ward noch zu rechter Zeit von einigen ihm ergebenen Kameraden benachrichtigt, und ergriff mit diesen die Flucht. Eine Französische Brick, der Adonis, lag auf der Rhede und sendete eben ein Boot gegen die Küste ab; Jussuf wendete sich nach dieser Seite, ward aber bald von den Soldaten des Bey's eingeholt. Am Ufer kam es zum Kampfe, die Gefährten Jussuf's wurden getödtet, er selbst, bis ins Meer hineingedrängt, vertheidigte sich tapfer, allein er konnte nicht schwimmen, und das Boot war noch weit entfernt. Gleichwohl setzte er mitten im Wasser den Kampf fort, bis das Boot anlangte und ihn aufnahm.

(Der Beschluß folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Bei solchen Leistungen der beobachteten Astronomie wird es doppelt interessant, zu erfahren, daß außerordentliche Summen angewiesen sind, um die, in unsern frühern Berichten wiederholt erwähnte neue kaiserliche Sternwarte bei Petersburg mit den allervortrefflichsten Instrumenten zu versehen. Wir vernehmen, daß die Munificenz des Kaisers Nikolaus dazu gegen 200,000 Rubel angewiesen hat. Für diese Summe sind bestellt: ein nach neuer Angabe unseres Struve zu Dorpat konstruirtes Mittagsfernrohr, welches in der Werkstatt von Repsold zu Hamburg angefertigt wird und mit 21,000 Rubel bedungen ist; ein großes Passageinstrument und ein Vertikalkreis bei Ertel in München um 22,000 Rubel; ein großes Passageinstrument, als Zenithsektor zu gebrauchen, für den Mittelsaal des Observatoriums, von Repsold, zu 10,000 Rubel; ein großer Refraktor, den Dorpater sogenannten „Riesenrefraktor" noch übertreffend, bei Utzschneider in München, zu dem ungeheuren Preise von 70,000 Rubel; ein dialytisches Fernrohr bei Plössl in Wien, um 8000 Rubel; ein Heliometer, ebenfalls bei Utzschneider, für 30,000 Rubel. Hierzu kommen zwei Kometensucher, vier astronomische Pendeluhren, drei Chronometer und eine Menge kleinerer Instrumente und Apparate. — Was läßt sich auf einer so ausgerüsteten Sternwarte von geschickten und fleißigen Observatoren erwarten, und wie viel tiefer als Beer's und Mädler's eben gerühmte Bestrebungen dürften dergleichen Riesenwerkzeuge z. B. in das Detail einer Mondlandschaft eindringen.

Gegen so außerordentliche Anstrengungen der Astronomie scheinen uns die Leistungen der Physik zurück zu stehen. Wir finden auf dem Felde derselben für ein größeres Publikum nur eine einzige Blume zu pflücken: einen Bericht, den der Französische Physiker Pelletier der Pariser Akademie über atmosphärische Elektrizität abgestattet hat. Nach den darin mitgetheilten Beobachtungen raubt die auf dem Erdboden verbreitete Feuchtigkeit demselben bei ihrer Verdunstung die positive Elektrizität, und läßt ihm nur die negative. Etwa um zwei Uhr Nachmittags besitzt diese negative Elektrizität des Bodens in der Regel die größte Intensität, so daß, bei trockener, warmer Witterung, alsdann selbst die höchsten Gebäude eine solche, sehr starke negative Elektrizität zeigen. Bilden sich Wolken, deren Elektrizität

gewöhnlich positiv ist, so erhöhen diese, durch Vertheilung *) noch die negative Elektrizität der Luftschicht am Boden, und halten sie darin fest. Aber schon die ersten Tropfen Regen, welche herabfallen, neutralisiren durch die positive Elektrizität, die sie mit herabführen, die negative Elektrizität des Bodens, und es entsteht daraus eine elektrische Strömung, welche durch die zur Beobachtung solcher Strömungen eingerichteten Instrumente sehr deutlich angezeigt wird. Diese starke elektrische Strömung bei Beginn eines Regens erklärt das Unbehagen, welches man vor gewissen Regen, besonders im Sommer, wo die Energie der elektrischen Prozesse überhaupt größer ist, empfindet. Diese Beobachtung von Pelletier ist mir darum so besonders wichtig vorgekommen, weil sie neuerdings auf den innigen Zusammenhang zwischen dem Befinden des thierischen Körpers, und namentlich den elektrischen Prozessen der Atmosphäre hinweist. Eine der Thätigkeits-Aeußerungen des Normalzustandes (der Gesundheit) besteht darin, dergleichen Störungen weniger oder gar nicht zur Perzeption gelangen zu lassen; bei krankhafter Reizbarkeit ist man geneigter dazu, und es giebt Personen, welche unglücklich genug sind, ein jedes solches atmosphärisch-elektrisches Leiden mit zu empfinden, ja oft stundenlang vorhersagen zu können.

In der Chemie, als demjenigen Theile der Naturwissenschaften, welcher sich den Bedürfnissen der bürgerlichen Gesellschaft gewöhnlich noch genauer anschließt, stoßen wir zunächst auf die Entdeckung einer neuen Art von Gas. Der Englische Generalkommissär der Jonischen Inseln hatte nämlich anfangs vorigen Jahres eine Quantität ausgepreßter Olivenkerne an einige Chemiker zu London gesendet, um einen Versuch zu machen, ob diese Reste, welche bis dahin nur zum Verbrennen angewendet worden sind, nicht zur Darstellung eines brennenden Gases geschickt seyen. Die Englischen Chemiker Coltam und Hallen haben der Jonischen Regierung hierauf einen Bericht erstattet, in welchem sie die Resultate ihrer dießfallsigen Versuche angeben. Diesem Berichte zufolge waren jene alten Olivenkerne in einem Gasapparat probirt worden, und hatten mit Leichtigkeit ein vortreffliches Gas gegeben. Die Tonne lieferte 13 bis 14,000 Kubikfuß, d. h. 3 bis 4000 Fuß mehr, als man von Steinkohlen erhält. Ueberdieß gewährt die Leichtigkeit, mit welcher sich dieses Gas entwickelt, eine große Ersparniß an Brennmaterial bei Heizung der Retorten. Das mit diesem Gas hervorgebrachte Licht ist mindestens eben so hell, als das Licht von Steinkohlengas, und wird weniger schnell konsumirt.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Wir dürfen die Leser zur Erklärung dieses vielleicht nicht ganz wohl gewählten Ausdrucks daran erinnern, daß jeder elektrisirte Körper in denjenigen andern Körpern, welche in seine elektrische Atmosphäre kommen, eine, der seinigen entgegengesetzte Elektrizität zu erwecken strebt. Diese Wirkung heißt „Vertheilung". Eine positiv elektrische Wirkung erregt und erhält also in den benachbarten, zur Mittheilung noch zu fernen Körpern negative Elektrizität.

Die junge Literatur.

(Fortsetzung.)

„Die Partei einer leichtsinnigen Jugend ward durch die Thorheiten des Alters verstärkt, und das Publikum nahm, wie die Kinder, die Komödie für Wahrheit. Gewohnt, die Interessen des Theaters über die Interessen des öffentlichen Wohls, das Schicksal eines „Mimen" über das Schicksal eines Patrioten zu stellen, war man doppelt entschuldbar in einer Illusion, wo „Notabilitäten" sich mit dem Paradies begnügten, um von dort aus die neue Erscheinung als eine Aegide zu begrüßen. Wurde doch dem Geschmack der Zeit gehuldigt, wurde ja

mit Geist, mit Talent, mit einer bestechenden Darstellung gespielt — hatte man ja die lästigen Mahner der Sitte, die Stachel der Religion, die Zudringlichkeiten der Ehre desavouirt, und — wo es galt, ihre Stimmführer mit dem ganzen Apparat der Bühne ins Lächerliche zu ziehen, das Publikum mit Kitzel zu unterhalten, statt es zu überzeugen — die Autorität der Pariser Muster für sich, und das Alles neben einem Polichinell Deutscher Nationalität, der, die Französische Hahnenfeder auf der Mütze, den Glauben an Vaterland und Heimath mit einer Zote charakterisirt. So waren Franzosenthum und Judenthum glücklich verschmolzen in jene Karrikatur, welche man den Deutschen als das Symbol ihrer Zukunft bot, auf dem Fußgestell der unbekannten Göttinn, die — wenn gleich eine Hetäre — in den Salons und Soireen der Apostel des Fleisches hoffähig geworden war und den alten Reputationen weiß gemacht hatte, daß sie noch jung — den jungen, daß sie ebenbürtig seyen. — Eine feindselige Sage aus dunkler Zeit erzählt, die Brunnen seyen vergiftet worden durch Juden, und Tausende derselben gefallen als Opfer der Sache des Volks. Die Lüge sollte wahr werden. Eine keimende Nationalität, heute bedroht von den Stürmen einer bewegten Zeit, morgen von dem Sirocco einer üppigen Kultur, und wagnißvoll gestellt zwischen den gleisnerischen Westen und den hereinbrechenden Norden — diese Nationalität zu vergiften, das Höchste, das Erhabenste, das allen Parteien imponirt, einer ausgenommen — der orientalischen — heißt die Quellen vergiften, die Quellen, aus der die Väter, um Helden zu erziehen, aus der die Mütter schöpfen, um Zucht und Ehre ihrer Kinder zu bewahren, aus der das Land die heiligsten Gefäße füllt, um seine Vertheidiger zu erfrischen — die Quellen alles Schönen und Heilsamen in Leben, Kunst und Literatur, vergiften durch das treulose Facsimile von Histrionen, die mit wahnsinnigem Frevel ihren einzigen Schutz, das Christenthum der Liebe, die treueste Bürgschaft ihrer vertrauungsvollen Aufnahme in den Schooß der bürgerlichen Gesellschaft, in das oft verrathene Asyl ihrer Existenz, zu zerstören bereit und willig sind. Ihre Schriften, geschrieben in dem plauderhaften Memoirenstyl liederlicher Weiber, und nicht einmal durch ihr Talent, sondern einzig nur durch die moralische Unfruchtbarkeit einer Epoche gehoben, deren Hunger auch die schlechtesten Nahrungsmittel nicht verschmäht, wandern unter den Freibriefen der „guten Gesellschaft“ und unter dem Fluch der öffentlichen Ehre von einer Hand in die andere, bis die starke Natur des Deutschen sich ihrer wieder entledigt und für das heillose Medikament von den entlarvten Aerzten Rechenschaft fordert.“

Eine andere Flugschrift:

An die moderne Belletristik und ihre Söhne und die Herren Gutzkow und Wienbarg insbesondere. Zwei Sendschreiben von Fr. Rohmer. Stuttgart, Hallberger, 1836.

geht mehr vom wissenschaftlichen und ästhetischen Standpunkt aus, gelangt aber zu demselben Resultate:

„Schreit, wenn ihr schreien wollt. Aber nehmt dennoch in Euren kleinen Mund nicht Brocken, die nur ein . . . . . Maul fassen und schlucken kann — sonst bleiben sie stecken und ihr steht mit der Mundsperre vor Eurem Publikum.“

„Der Wahrheit sich zu opfern in dieser Zeit — dazu gehört ein großer Verstand, der die Wahrheit sieht, und ein großes Gemüth, das die Wahrheit fühlt — von diesen Erfordernissen aber ist nichts in dem Talent zu finden, von dem ich spreche (Gutzkow).“

„Und wem hat er das gesagt? — Einer großen Zeit und darin besonders einem Volke,

welches das verständigste ist. — Aber wenn das Wort aus der gränzenlosen Einbildung einer Persönlichkeit hervorgegangen wäre, hätte es noch psychologischen Werth. So ist es nichts als die trostlose Erscheinung einer Zeit, die alle Mittelmäßigen von Haus aus verdirbt und darum nur betrübend. — Ich gehe über zu dem, was ihr Objektives geleistet habt. Dazu muß ich das Paar trennen, das sich zu so großem Beginnen vereinigt hat. — Fange ich mit dem renomirtesten Erzeugniß des Ersten der Weltwillen-Aussprecher an, mit seinen Characteren in der allgemeinen Zeitung, so muß ich in diesen eine große Fertigkeit bewundern. Wer sie nämlich irgend gelesen, sollte sie halten für eines sehr Eingeweihten Herzenserleichterungen und staunen vor der tiefen Kenntniß Talleyrand'scher und Mahmud'scher Gemüther. Und es liegt in der Natur vieler gutgearteter Herzen, zu glauben, was ein Mensch, der einigen Werth hat, zuversichtlich und geradezu ausspricht. Wie leid thut es mir, diese Eigenschaft nicht zu haben, und darum sagen zu müssen, daß die Leichtfertigkeit, mit der hier über die schwierigsten Verhältnisse abgeurtheilt ist und große und räthselhafte Charaktere geschult werden, ohne alle Einsicht in die inneren Verwicklungen der Zeit, der sie angehören, nur schlecht vermummt von gewandten Redensarten, der schärfsten Geißel würdig ist. — Denn die Geschichte ist ernster als die Belletristik und wer nicht als Mann und heiligen Willens an sie geht, muß zurecht gewiesen werden als ein Knabe. — Nach diesen Erzeugnissen werden seine poetischen ihr Urtheil verlangen. Ich finde hier Veranlassung, einen eingewurzelten und allgemeinen Fehler unserer Zeit zu rügen, der sich aber bei Euch besonders vordrängt, Jeder einigermaßen mit Verstand und Phantasie Begabte glaubt nämlich schon darum Alles zu seyn und treiben zu können, was man irgend in Wissenschaft und Kunst seyn und treiben kann. Und es ist kein Zweifel mehr in diesem verwirrten Jahrhundert, daß ein Publicist, der einen pikanten Artikel geschrieben, gleich auch eben darum Novellen und Dramen schreiben und jeder Kunst sich bemächtigen könne. Jene beiden ewig getrennten Sphären, Kunst und Wissenschaft, werden mit Gewalt in einandergezwängt und verwechselt — von der Unnatürlichkeit dieser Vermählung zeugen die Mißgeburten des Marktes. Ach, es will sich Keiner mehr bescheiden und in dem Kreis halten, den ihm sein Wesen anweist — wohin soll es noch anders mit dieser allgemeinen Amalgamirung der fremdesten Wesen und Interessen kommen, als zu einer Babylonischen Denk- und Dichtverwirrung, die ärger ist als das Babylonische Sprachkauderwelsch."

„Von geringerem Gehalt in jeder Beziehung ist sein Gefährte, dessen Verdienst nur in schönen, blumigen Worten liegt, hier und da durchwebt von Heine'schen Witzen, dessen Verstand aber zu den Irrlichtern gehört, welche keinen Schritt gerade aus machen können, ohne sechs seitwärts zu thun. Die Verrichtungen der Logik und Dialektik, so wie, wenn es nöthig werden sollte, der Methaphysik wird Wienbarg seinem Gesellen ganz überlassen müssen und da er somit auf Redensarten beschränkt ist und Bilder, so verliert er alle Bedeutung eines Gesellen und wird nur als Handlanger zu betrachten seyn. — Das ist das Paar, welches sich an die Spitze unserer Jugend gesprochen hat. — Aber diese Jugend gehört Euch nicht ganz und wie die von ihnen, welche der Himmel mit schärferem Verstand und tieferem Gemüth ausgerüstet hat, nicht dulden werden, daß ihr Euch an eine Stelle drängt, die Euch nicht gehört, so werden viele von denen, welche auf gleicher Stufe geistiger Anlagen mit Euch stehen, Euren Leichtsinn im Denken und Fühlen abweisen; denn es

ist viel Kraft in Deutschland und es giebt Jünglinge, welche sich über die Lauheit und die Französischen Laster, welche die Jugend in dieser Zeit locken, gehoben haben und von ernstem Sinne sind und ihr Deutsches Wesen nicht geopfert, das Erbrecht ihrer glorreichen Ahnen nicht für ein Linsengericht verkauft haben.“ —

(Die Fortsetzung folgt)

Börne über Göthe.

Bei Beurtheilung des Buches „Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde“ im „Morgenblatte,“ sagt Börne folgende schöne, geistreiche Worte über Göthe:

„Göthe hat nur verstanden, was todt war, und darum tödtete er jedes Leben, um es zu verstehen. Nicht die Natur, nicht den Menschen faßte er. Er zerstückelte das Leben in seine Glieder, in seine einzelne Organe und zeichnete sie sehr richtig, wie in den besten anatomischen Kupfertafeln. Freilich findet ihr Alles in seinen Schriften, Hand und Fuß, Rumpf und Schädel, Herz und Nieren; aber setzt sie nur zusammen, macht einen lebendigen Menschen daraus, wenn ihr könnt! Ihr findet freilich Sterne und Götter in seinen Dichtungen, aber gerissen aus ihrer Liebesbahn, ihr macht nie einen Himmel daraus. Göthe lebt nur in seinen Liedern, da allein ist er ganz und vollständig, denn das Lied ist die Scheidemünze der Poesie, die sich nicht mehr theilen läßt, die nicht mehr gewechselt werden kann.

Göthe wagte sich nicht zu berauschen im Weine der Begeisterung. Er hätte Wasser in den Nectar selbst gemischt und ihn wie in Arznei getrunken in Maß und Zeit.

Die Biene erquickt uns nicht bloß mit Honig, sie spendet uns auch das Licht der Nacht. So soll auch der Dichter seyn: süß dem Freudedurstigen, leuchtend in der Dunkelheit der Trauer. Göthe war nur das erstere, der Dichter der Glücklichen, er war nicht der Dichter der Menge. Keiner weint an seinem Grabe, denn nur die Unglücklichen haben Thränen.

Göthe hat nur immer der Selbstsucht, der Lieblosigkeit geschmeichelt, darum lieben ihn die Lieblosen. Er hat die gebildeten Leute gelehrt, wie man gebildet seyn könne, freisinnig und ohne Vorurtheile, und doch ein Selbstling, wie man alle Laster haben könne ohne ihre Rohheit, alle Schwächen ohne ihre Lächerlichkeit; wie man den Geist rein erhalte von dem Schmutze des Herzens, mit Anstand sündige, und den Stoff jeder Nichtswürdigkeit durch eine schöne Kunstform veredle. Und weil er sie das gelehrt, verehren ihn die gebildeten Leute.“

Und weiter sagt Börne: „Er hätte gern die Zeit an den Raum festgenagelt. Das gelang ihm nicht, aber es gelang ihm, sein Volk aufzuhalten, da er lebte und noch nach seinem Tode; denn über seine Leiche muß es schreiten, will es zu seinem Ruhme und seinem Glücke kommen.“

Die Quittung in Versen.

Ein armer Dorfpfarrer erkrankte und wurde von einem Arzt aus der nahen Residenz behandelt, der nach sechs Besuchen sechs Dukaten Honorar forderte. Der Pfarrer ging, sobald er es vermochte, nach der Stadt und sprach dem Arzt ins Gewissen, indem er ihm offen gestand, daß von einer solchen Summe er und seine Familie zwei Monate hindurch leben müßten, so gering sey das Gehalt bei seinem Amt. Der Arzt wollte aber nicht von seiner Forderung lassen, wie oft auch der Pfarrer einsprach, seine Vorstellungen zu wiederholen; zuletzt wurde Jener unhöflich. Darauf schickte ihm der Pfarrer folgende Zeilen:

„Du machtest sechs Besuche meinem Leibe,
Und sechs Besuche macht' ich deinem Herzen;

Ich armer Pfarrer sprach dir von den Schmerzen
Des Mannes, dem nach wenigem Geschreibe
Du eine solche Zahlung auferlegt,
Daß er vor Schreck schon neue Krankheit hegt.
Du bliebest hart; doch für mein Rathen
Zum Heil empfang' ich gleichfalls sechs Dukaten,
Und wir sind quitt, wird dir der Schein gebracht:
„Durch Gegenrechnung richtig abgemacht."

Th. Daun.

* Rhapsodien.

„Der gerade Weg ist der beste" pflegte man sonst zu behaupten, und diese Ansicht äußerte sich nicht nur in dem Thun und Handeln der Menschen, sondern sprach sich auch in den Park- und Gartenanlagen unverkennbar aus. Wollte man aber jetzt von den Letzteren auf das Erstere schließen, so müßte der Satz „der krumme Weg ist der beste" lauten.

Wie der Sturm sich legt, wenn die Wolke ihren Schooß öffnet, so löst sich auch der erste, furchtbare Schmerz, wenn dem Auge die Thräne entquillt.

Korrespondenz-Nachricht.

London, Dezember 1835.

Kürzlich ereignete sich hier Folgendes: Ein Knabe von vierzehn Jahren, der mit seinem älteren Bruder baden gegangen, hatte bei dieser Gelegenheit seinen Tod gefunden. Bei der Leichenschau trat ein sechzehnjähriger Bursche als Zeuge auf. Er erzählte — und Andere bestätigten die Angabe — er habe den Verunglückten nur wenige Minuten, nachdem er gesunken, aus dem Wasser geholt, er sey aber trotz dieses kurzen Verzugs nicht mehr zu beleben gewesen. Der Zeuge nannte sich auf Befragen Kapitän Fifex. Sehr natürlich begehrte der Coroner zu wissen, mit welchem Rechte er sich einen Titel beilege, der weder zu seinem Alter, noch zu seiner übrigen Aeußerlichkeit passe, und ohne Zögern erwiderte der Bursche, man habe ihm in der Nachbarschaft diesen Titel verliehen, weil er so glücklich gewesen sey, zwei Menschen aus dem Wasser zu retten und drei herauszuholen, zu deren Rettung er zu spät gekommen. Einige Anwesende bewahrheiteten dieß, und der Coroner lobte nicht bloß den braven Jungen wegen dessen, was er früher und was er neuerdings gethan, sondern sagte ihm auch, wenn es ihm je wieder beschieden seyn sollte, der Retter eines Menschenlebens zu werden, solle er sich unmittelbar an ihn wenden, und dann von seiner Seite gewiß alles Mögliche geschehen, ihm zu einer der von der Royal-Humane-Society für solche Fälle ausgesetzten Belohnungen zu verhelfen. Der Bursche dankte, und hatte eben seine abgebrochene Erzählung wieder aufgenommen, als Jemand die Nachricht überbrachte, daß vor wenigen Augenblicken ein Mann ins Wasser gefallen sey. „Ich werde gleich wieder hier seyn," rief der Bursche, schleuderte seine Jacke von sich, und während die Versammelten sich noch gegenseitig verwundert ansahen, stand er bereits am Ufer. In größter Eile folgten der Coroner, die Geschwornen, alle Anwesende. Es war zehn Uhr Abends, Alles dunkel, und der Strom gerade in dieser Gegend höchst gefährlich. Also rief man dem Burschen zu, sich nicht tollkühn in den Fluß zu werfen, sondern die Ankunft weiterer Hülfe zu erwarten. Aber Fifex wartete nicht, und als die Rufenden mit Lichtern und Fackeln herbeikamen, sahen sie ihn einen Mann und ein Kind an das Ufer ziehen, die Beide durch sofort angewendete Mittel ins Leben zurückgebracht wurden. Der Mann war betrunken gewesen, und hatte, das Kind auf der Schulter, den Weg verfehlt. Sobald die Geschwornen wieder in ihrem Sitzungszimmer waren, trat Fifex ein, seine ganze Kleidung noch triefend, und sagte sehr ruhig: „Nun, mein Herr, da bin ich; statt Eines Lebens habe ich zwei gerettet; darf ich jetzt um das versprochene Zeugniß bitten?" — Es versteht sich, daß ihm solches unverzüglich ausgefertigt wurde. Ich zweifle nicht, daß er die Belohnung erhalten hat. Verdient aber so kühne Entschlossenheit nicht einen dauernden Lohn?

W. S.

Auflösung der dreisylbigen Charade in Nro. 105 von 1835:

Sylvester.

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreund Nro. 6.

Bremen, Donnerstag den 21. Januar 1836.

Gestorben:

Nro. 55. Den 14. Januar. Dorothea Heidmann, 35 Jahr; große St. Johannisstraße Nro. 33.

— 56. Den 15. — Der Cigarrenfabrikant Louis Wilh. Burdorff, 30 Jahr; Westerstraße Nro. 91.

— 57. Den 15. — Geerken (todtgeborner Knabe); große St. Johannisstraße Nro. 78.

— 58. Den 16. — Des Küpers Gottfr. Hirdes Tochter, 7 Wochen; Jakobikirchhof Nro. 1 A.

— 59. Den 16. — Des Arb. Johann Gottfr. Brendel Sohn, 1 Jahr; Degen-Gang Nro. 10.

— 60. Den 16. — Des Arb. Diedr. Schriever Sohn, 12 Jahr; Lichnamstraße Nro. 1.

— 61. Den 17. — Der Knochenhaueramtsmeist. Herm. Falkenburg, 69 Jahr; Sandweg Nr. 1 B.

— 62. Den 17. — Des Arb. Peter August Balthaser Hackmann Sohn, 15 Wochen; Brüggemanns-Gang Nro. 1 (Neustadt).

— 63. Den 17. — Des Privatmanns Julius Gottlieb Hemmelmann Sohn, 2 Tage; Neustadtswall.

— 64. Den 17. — Der Krameramtsgenosse Joh. August Christ. Meyer, 61 Jahr; Obernstr. Nr. 7.

— 65. Den 17. — Gesina Wilkens, 16 Jahr; Doventhorssteinweg Nro. 22.

— 66. Den 17. — Der Weinhändler Christian Evers, 87 Jahr; Langenstraße Nro. 75.

Nro. 67. Den 17. Januar. Der Schuhmacher Ferdinand Köster, 65 Jahr; Armenhaus.

— 68. Den 18. — Des verst. Raschmachers Peter Bohne Wittwe, geb. Christiani, 75 Jahr; gr. St. Johannisstraße Nro. 178.

— 69. Den 18. — Der Kaufmann Justus Jesengarth, 76 Jahr; Obernstraße Nro. 39.

— 70. Den 18. — Des Glasers Heinr. Wilh. Neddermann Sohn, 9 Wochen; gr. Krankenstr. Nr. 8.

— 71. Den 18. — Die Näherinn Friederike Meyerholz, 27 Jahr; Hohenthor Nro. 6.

— 72. Den 18. — Der Schlachtergesell Wilh. Heinr. Christ. Grönhagen, 24 Jahr; Buntenthorsstw. N. 76.

— 73. Den 18. — Bernhard Eggers, 1½ Jahr; Sandersdeich Nro. 1.

— 74. Den 18. — Die Putzhändlerinn Elisabeth Behrmann, 40 Jahr; Hankenstraße Nro. 6.

— 75. Den 18. — Des verst. Kaufmanns Oettmar Sekamp Wittwe, g. Meier, 71 Jahr; Wulwesstr. N. 11.

— 76. Den 18. — Des Arb. Wilh. Gorling Tochter, 8 Mt.; große St. Johannisstraße Nro. 19.

— 77. Den 19. — Der Straßenmacher Hermann Rauer, 37 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 164.

— 78. Den 19. — Des Schuhmachers Hinr. Wiethorn Sohn, 18 Wochen; gr. St. Johannisstr. Nr. 26.

Geburten:

Nro. 46. Den 14. Januar. Des Zimmergesellen Bernhard Appelstedt Ehefrau, geb. Oehle, Klosterstraße Nro. 13; von einem Mädchen.

— 47. Den 15. — Des Arb. Johann Heinrich Ludolph Wehrmann Ehefr., geb. Rosemann, Catharinenstraße Nro. 2; von einem Knaben.

— 48. Den 15. — Des Küpers Joh. Phil. Stolze Ehefr., geb. Vagt, Obernstr. Nro. 24 (Vorstadt); von einem Mädchen.

— 49. Den 16. — Des Arb. Bernd Hinr. Böge Ehefr., geb. Heitmann, Buntenthorssteinw. N. 239; von einem Knaben.

— 50. Den 16. — Des Wundarztes Joh. Friedr. Carl Gustav Meyer Ehefr., geb. Hasche, Sandweg Nro. 4; von einem Mädchen.

— 51 ein Mädchen.

Nro. 52. Den 16. Januar. Des Zimmergesellen Herm. Diedr. Alders Ehefr., geb. Barmann, a. d. Häfen Nro. 3; von einem Mädchen.

— 53. Den 16. — Julius Gottlieb Hemmelmann Ehefr., geborne Jatho, Neustadtswall; von einem Knaben.

— 54 ein todtgeborner Knabe.

— 55. Den 16. — Des Schiffskapitäns Joh. Hinrich Gäljen Ehefr., geb. Graue, hint. Stephanithorswall Nro. 15; von einem Mädchen.

— 56. Den 17. — Des Amtsfischers Conr. Klevenhusen Ehefr., geb. Evers, Großenstr. Nr. 22; von einem Mädchen.

— 57. Den 18. — Des Kaufmanns Johann Carl Frey Ehefr., geb. Schrader, Martinistr. Nr. 44; von einem Mädchen.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 7.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 24. Januar 1836.

Sollte selbst das Jahr 1836 ohne merkliche Veränderung vorbeistreichen, so wäre freilich ein Hauptfehler in meinem System, und man müßte eine Ueberlegung anstellen, wo er stecke?

Joh. Albr. Bengel.

Die Weissagung des Chiliasten.

1740.

Tiefstill ist's in der nächt'gen Stube,
Wo nur das Herz des Forschers schlägt,
Wie in der öden Eisengrube
Des Bergmanns Hammer nur sich regt.
Zum Stumpf gebrannt nickt schon die Kerze,
Sie leuchtet schwach der dunklen Schrift,
Da wo sein Geist im Wort von Erze
Der Offenbarung Räthsel trifft.

Vergangenheit ruht ausgebeutet
In der Geschichte hellem Schatz,
Allein die Zukunft, ungedeutet,
Liegt schwer im Finstern, Satz an Satz.
Vergebens bohren sich die Blicke
In ihre Dämmerschichten ein:
Nicht klarer werden die Geschicke —
Und jetzt erlischt der Kerze Schein.

Doch wie der äußre Schimmer schwindet,
Tritt seiner Seele Licht hervor;
Sein Aug', am Lampentag erblindet,
Geht auf; es wacht sein inn'res Ohr.
Wie Feuer schau'n beseelte Lettern
Mit wunderbarem Sinn auf ihn;
Fernher Gerichtsposaunen schmettern,
Die Wände seiner Kammer fliehn.

Nicht weiß er, ist es Süd, ist's Norden,
Ist's West, ist's Ost, wohin er schaut;
Nur, daß die Welt ist zeitig worden,
Nur, daß der Gottesmorgen graut.
Nicht bloß das Schlechte schießt in Aehren,
Das Gute selbst ist erntereif,
Ein Engel hält, ihn zu belehren,
Das Buch ihm vor und spricht: „begreif!"

Da sieht er Zeit, die weithin ackert,
Er sieht der Erde breite Saat;

Wie von Vulkanenglut beflackert,
Glänzt Volk um Volk, und That um That.
Bald hat die Nacht das Licht verschlungen,
Bald quillt's empor aus ihrem Schooß;
Und von Verständniß jäh durchdrungen,
Wird auch des Sehers Zunge los:

„Ruh' ist's umher, die Völker schleichen,
Doch diese Ruhe währt nicht lang;
Bald gibt die Weltuhr ihre Zeichen,
Die jetzt noch stöhnt im leisen Gang.
Im Schooß der Erde nur ist Brausen,
Und unter Hefe gährt der Wein;
Bald springt sein heller Strahl mit Sausen
Hoch in des Zornes Kelch hinein."

„Dort flammt's — o Stätte der Empörung!
Bist du Jerusalem, bist Rom?
Es bricht die Gährung, die Zerstörung
Aus dir mit ihrem Lavastrom!
Die Kronen von den Herrscherwarten
Und die Gesetze schwemmt er fort;
Verwandelt euch, ihr Länderkarten,
Umstalte dich, gewohntes Wort!"

„Und ein Jahrhundert, wechseltrunken,
Erwacht; vom Sturze dröhnt die Luft.
Dich sucht mein Blick — du liegst versunken,
Uraltes Reich, tief in der Gruft.
Dem Schutt entsteigt ein bleicher Schemen,
Die Zauberzahl benennt ihn mir:
Er steht erhöht auf Diademen,
Und „Gallus Cäsar" schimmert's hier."

„Und Boten über Boten fliegen,
Sie theilen Schreckenskunden mit;
In wilder Fieberzuckung liegen
Die Länder unter Hufetritt.
Es geht vorüber; tiefe Stille;
Vergess'ner Sturm, vergess'ne Noth.
Dem Fleisch geschieht, wie vor, sein Wille,
Der Fromme nur ißt Thränenbrod."

„Und doch ist seine Hoffnung Wahrheit,
Und Gottes Reich kommt doch herbei;
Bald wird aus Ahnungsdunkel Klarheit,
Und Frühling aus der Wüstenei.
Der Schnee umhüllt mit kalter Binde
Die schlummernde, begrab'ne Zeit,
Doch aus der eisgeborstnen Rinde
Blinkt hier und dort das grüne Kleid."

„Thauwetter weht, die Winde jagen,
Das Thier ist aus dem Abgrund los,
Es tobet Kampf, die Völker zagen
Bei Harmageddons Schlachtentos.
Getrost, die Schlange wird gebändigt;
Erschienen ist das große Jahr,
Das erst mit tausend Jahren endigt,
Eins wie das andre sonnenklar."

„Welch sanftes Licht bescheint die Matten!
Wie unabsehbar blüht das Feld!
Was Heiden je gesungen hatten
Von alter, gold'ner Zeit der Welt,
Von seligen Vergangenheiten,
Von einem Gottesfriedenstraum:
Das lag im Reich der Künftigkeiten
Und leiblich jetzt erfüllt's den Raum!"

„Welch sanftes Licht scheint in den Seelen!
Der Hirte Gottes weidet sie!
Da hört man keine Treiber schmälen,
Kein Seufzer steigt zum Himmel nie!
Wohl giebt es Fürsten, Unterthanen,
Doch alle sind sie Brüder nur,
Die Geister gehn in ihren Bahnen
Wie sich're Stern' auf gold'ner Spur." —

So sang der Greis mit Sehermuthe,
Der aus dem off'nen Buch ihm quoll;
Fern, fern glaubt' er die Scythenruthe,
Die Gog und Magog binden soll.
Das Jahr, den Enkeln zubeschieden,
Stand vor ihm knospend, rosengleich.
Er selbst ging ein zu Jesu Frieden
Ins mehr als tausendjähr'ge Reich.

Gustav Schwab.

Jussuf = Bey.

(Beschluß.)

Der Adonis gehörte zu dem Geschwader, das 1830 die Französische Expeditionsarmee nach Afrika transportirte. Jussuf hatte sich tapfer ge-

halten, und fand bald Anklang. Er landete mit den Französischen Truppen an der Küste von Algier, machte den Feldzug mit, und trug nicht wenig zu dem Erfolge desselben bei. Sein ausgezeichneter Muth, der sich bei jeder Gelegenheit kund gab, erregte die Bewunderung der Franzosen.

Einige Monate später ward Jussuf zum Rittmeister ernannt, und an die Spitze einer Schwadron von Eingebornen gesetzt. In dieser Stellung befand er sich, als man zu Algier erfuhr, daß die Citadelle von Bona, in welcher sich einige Franzosen befanden, von den Türken wieder genommen worden sey, und daß Ibrahim-Bey, nachdem er die Französische Besatzung über die Klinge hatte springen lassen, Anstalten treffe, sich daselbst zu vertheidigen. Sein Corps bestand aus 7 — 800 Türken und Arabern. Auf diese Kunde begab sich Jussuf zu dem Französischen Obergeneral, und erhielt von diesem die Erlaubniß, nebst dem Kommissär Darmandy und 16 Mann auf einem Fahrzeuge sich nach Bona zu begeben. Vor der Citadelle angelangt, dringt er auf eine Unterhaltung mit Ibrahim, und ward nebst seinen Gefährten auf den Wall der Citadelle gebracht. Die Vorschläge, welche er Ibrahim machte, waren nicht minder kühn als sein bisheriges Betragen: Jussuf verlangte, er solle die Citadelle den Franzosen zurückgeben, und sie, ohne einen Schuß zu thun, jedoch mit allen Kriegsehren räumen. Ibrahim befand sich damals in einer mißlichen Lage, denn während ihn Jussuf auf solche Weise von der einen Seite zum Abzuge aufforderte, belagerte Ahmed, der Bey von Constantine, die Stadt auf der andern Seite; er verlangte daher einige Tage Bedenkzeit. Jussuf ließ diese nicht unbenutzt verstreichen; er bearbeitete die Gemüther der Türken, und suchte sie gegen Ibrahim einzunehmen, indem er ihnen Furcht vor den Arabern unter Ahmed einzuflößen sich bemühte; eben so suchte er sie durch die Drohung vor der furchtbaren Rache der Franzosen zu schrecken, während er ihnen im andern Fall goldene Berge versprach, und Alles zu einer Empörung vorbereitete, falls sich die Unterhandlung zerschlagen sollte. Unterdeß verfloß die festgesetzte Zeit; den Tag vorher versammelte Ibrahim die ganze Besatzung auf dem Waffenplatze der Citadelle und richtete folgende Worte an sie: „Was haben zwei Männer verschuldet, welche ich unter der parlamentarischen Fahne in diese Festung einließ, und die mein Zutrauen zur Verführung meiner Truppen mißbrauchten?“ — „Den Tod!“ riefen mehrere Stimmen. — „Wohlan, so rächet mich!“ rief Ibrahim aus, indem er den Säbel zog. Jussuf hielt, unterstützt von Darmandy, mit dem Säbel in der Hand die auf ihn Eindringenden ab, während er die Wankenden durch große Versprechungen auf seine Seite zu bringen suchte. Den Einen versprach er höhere Stellen, den Andern schöne Waffen, Allen doppelten Sold. Dadurch gelang es ihm, die Türken auf seine Seite zu bringen; die Araber dagegen blieben Ibrahim treu. Es entspann sich ein hartnäckiger Kampf, der mehrere Tage dauerte. Ahmed setzte unterdessen die Belagerung lebhaft fort, so daß sich Ibrahim zwischen zwei Feuern befand. Endlich willigte er ein und verlangte freien Abzug, der ihm gestattet wurde. Auf solche Weise blieb Jussuf nebst dem Kommissär Darmandy und den zu ihm übergegangenen Türken Herr der Citadelle.

Allein auch jetzt noch war die Lage Beider sehr gefährlich, indem die Türken die Erfüllung der ihnen gemachten Versprechungen verlangten. Jussuf drang daher bei dem Kommandanten des Französischen Fahrzeugs darauf, er solle alle Mannschaft, die er entbehren könne, in die Citadelle schicken. Dadurch verstärkte er sich um 12 Mann; hierauf pflanzte er die dreifarbige Fahne auf dem Wall auf, bei welchem Anblick der Bey von Con-

stantine die Belagerung von Bona aufhob und sich zurückzog.

Jussuf ließ den Kommissär Darmandy mit den Französischen Matrosen in der Citadelle zurück und besetzte mit den Türken die Stadt. „Falls sie mich tödten, so bleibt doch die Citadelle gerettet,“ sagte er zu seinen Gefährten. Zwar tödteten sie ihn nicht, um aber sein Leben zu retten, war er genöthigt, einige derselben hinrichten zu lassen. Bald darauf kam eine Abtheilung Französischer Truppen unter dem General Uzer zu Bona an, und nahm Besitz von der Stadt und der Citadelle. Jussuf ward von dem Französischen Obergeneral im Kommando über die Truppen, welche er auf so kühne Weise in den Dienst Frankreichs übergeführt hatte, bestätigt, zum Schwadronchef und Ritter der Ehrenlegion ernannt und behielt das Kommando der Stadt Bona unter dem Oberbefehl des Französischen Generals. Hier befand er sich noch, als in den letzten Tagen der Herzog von Orleans ihn ins Hauptquartier nach Mascara berief.

Jussuf's Ergebenheit für die Sache der Franzosen ist ohne Gränzen. Die Araber wissen dieß wohl, daher hassen sie ihn auch von ganzem Herzen, und legen ihm alle mögliche Schlingen. Vor noch nicht langer Zeit gelang es dem Bey von Constantine, einen Soldaten Jussuf's zu bestechen. Dieser drang eines Tages in sein Zelt. „Was willst du?“ fragte ihn Jussuf mit jenem Tone der Entschlossenheit, der ihm eigen ist. Der Soldat gab keine Antwort und schien verlegen. „Man durchsuche ihn,“ befahl Jussuf, nachdem er seine Wache herbeigerufen hatte. Der Soldat ward verhaftet, man fand einen Brief Ahmed-Bey's bei ihm, worin ihm dieser im Voraus für das Verbrechen dankte und ihm eine reiche Belohnung versprach. Jussuf ließ dem Verräther 500 Sohlenstreiche geben, „damit,“ so sagte er, „wenn General Uzer ihm etwa das Leben schenke, er doch wenigstens diese Strafe erhalten habe.“ Allein General Uzer sah wohl ein, wie wichtig es für Jussuf und ihn selbst sey, ähnliche Komplotte, welchen die Sitten der Afrikaner nur allzu günstig sind, streuge zu bestrafen. Jussuf hielt auf freiem Felde mit seinen Offizieren einen Kriegsrath, in welchem der Verräther einstimmig zum Tode verurtheilt wurde; eine Viertelstunde darauf ward ihm der Kopf abgeschnitten.

Man würde Jussuf jedoch unrichtig beurtheilen, wenn man ihn für grausam hielte. Sein Character ist voll Adel und Großmuth. Die Erinnerung des Guten, das man ihm erwiesen hat, erlischt nie; an seinen Freunden hängt er mit Treue, und in der Liebe zeigt er eine Beständigkeit, die an das Ritterliche gränzt. Eines Tages befand sich der Obrist ***, der uns diese nähern Umstände seines Lebens mitgetheilt hat, in dem Zelte Jussuf's. Der Türke zeigte ihm einen kleinen Hund, den ihm die Prinzessinn Cabura gesendet hatte, und den er aus diesem Grunde zärtlich liebte. Im Verlaufe der Unterhaltung spielte der Obrist mit dem Hunde, und gab ihm in der Zerstreuung den Namen Cabura. Im Augenblicke sprang Jussuf auf und griff, glühend vor Entrüstung, zu seinem Dolche mit den Worten: „Herr Obrist, sie sind der einzige Mensch, dem ich einen solchen Scherz unter meinem Zelt erlaube!“

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Es können, nach einem Ueberschlage, bloß die Jonischen Inseln jährlich gegen 4000 Tonnen solcher Olivenkerne liefern; was bieten Frankreich, Italien, Spanien u. s. w. von diesem sonst ganz unbenutzt gebliebenen Reste der Oelproduktion dar! Und wie interessant wird die Sache selbst für Deutschland, wenn sich das nämliche Verfahren

auch auf die Ueberbleibsel anderer Oelfabrikation anwenden läßt. Je mehr die Erde altert und also mit einer Erschöpfung ihrer Urproduktionen, wie hier z. B. der Steinkohlen, droht, um so wichtiger wird die Auffindung eines jeden Surrogats, namentlich aber solcher Surrogate, welche aus dem Kreislaufe des vegetabilischen Erdlebens selbst hervorgehen und sich alljährlich erneuern.

Unter diesem Gesichtspunkte, dessen ganzen furchtbaren Ernst erst die kommenden Generationen noch recht begreifen lernen werden, erscheint denn auch die (Englische oder Deutsche?) *) Erfindung der Schmelzöfen mit warmer Luft, von welcher in unseren früheren Berichten ebenfalls schon wiederholt die Rede gewesen ist, immer wichtiger. Wir erinnern zuvörderst daran, daß es hierbei in der Hauptsache nur darauf ankommt, statt der kalten Luft, welche man zur Unterhaltung der Flamme sonst in den Ofen strömen ließ, schon erwärmte (in einem besondern Behälter mit geringerem Aufwande von Brennmaterial erhitzte) Luft dazu anzuwenden. Von welch außerordentlichem Einflusse letzteres Verfahren gegen das frühere, in Bezug auf Ersparung an Holz und Kohlen, und gleichwohl erzieltes besseres Produkt sey, davon liefert das nachstehende, zu unserer Kenntniß gebrachte Beispiel einen höchst auffallenden Beweis. In den Eisenwerken an der Clyde in Schottland wurden, vor Einführung der „Schmelzöfen mit warmer Luft", jährlich 6000 Tonnen Eisenerz ausgeschmolzen; zur Bereitung jeder Tonne (2000 Pfund) Eisen waren 8 Tonnen Kohlen und 15 Tonnen Kalk erforderlich. Im Jahre 1833, wo die Schmelzung mit warmer Luft eingeführt wurde, machte dieselbe Dampfmaschine 12,000 Tonnen Eisen, wovon jede nur 3 Tonnen Kohlen und 8 Tonnen Kalk, also noch nicht die Hälfte des sonstigen Bedarfs an Brennmaterial, erforderte. Außerdem ging die Arbeit, wie man aus der Menge des gewonnenen Produkts sieht, viel schneller von Statten, und das erzeugte Eisen war von der besten Beschaffenheit. Hierbei ist zu bemerken, daß das Verfahren immer günstigere Resultate in jeder Hinsicht liefert, je mehr man die Luft erhitzt, welche in den Schmelzofen gelassen wird. Bei den letzten uns beschriebenen Versuchen mit Neilson'schen Schmelzöfen war die Luft in den Erhitzungsapparaten auf eine Temperatur von 105 Grad Reaumur gebracht worden, also 25 Grad über die Siedhitze des Wassers, und die Arbeit ging dabei mit unbeschreiblicher Leichtigkeit von Statten. Nun werden in ganz Großbritannien jährlich ungefähr 700,000 Tonnen Eisen geschmolzen, und wenn die neue Methode erst allgemein eingeführt seyn wird, so darf man auf eine Ersparniß von weit über eine Million Tonnen Kohlen zum Geldwerthe von mehr als einer halben Million Pfund Sterling rechnen. Dieser Geldwerth ist aber hierbei noch das Wenigste, da, wie wir oben angedeutet haben, die alternde Erde an Kohlen endlich erschöpft werden könnte, und eine Ersparung dieses Naturvorraths, mit dem man nicht haushälterisch genug umgehen kann, indem der Ersatz erst von einer neuen gänzlichen Erdumformung zu erwarten steht, täglich dringendere Pflicht wird. Die Vortheile dieses wirklich bewundernswürdigen Verfahrens beschränken sich aber gar nicht auf die Eisengewinnung: der Gießer kann, bei Anwendung desselben, seine Eisengußwaaren in der Hälfte der sonst angewendeten Zeit und mit der Hälfte des früher erforderlichen Brennmaterials liefern, und gleichergestalt kommt es dem Grobschmied zu gute. Wir erfahren noch während Bearbeitung des gegenwärtigen Berichts, daß der Lehrschmied Groß zu

*) Ein Engländer, Neilson, hat ein Patent darauf, wir wissen aber, daß das Verfahren, namentlich in den Sächsischen Bergwerken, auch schon seit längerer Zeit angewendet wird.

Stuttgart solche Gebläse mit heißer Luft für seine Handthierung auf die zweckmäßigste und sinnreichste Art angeordnet hat, und der ganze Werth der Entdeckung, aus welcher der Industrie so unermeßliche Vortheile hervorgehen, bethätigt sich erst recht in dem Maße, als das darauf begründete Verfahren auch in der kleinsten Werkstatt seine Anwendung findet. Ehrwürdiger, wie wir dieß so oft gesagt haben, erscheint die Wissenschaft nie, als wenn sie sich der Bedrängniß Aller und eines Jeden annimmt.

Dieselbe wohlthätige Tendenz, aber, wie es mir wenigstens scheint, nicht mit demselben glänzenden Erfolge, entwickelt sie bei ihrem neuesten Vorschlage, eine weitere Ersparung an Brennmaterial dadurch zu bewirken, daß bei Destillationen, Abdampfungen u. s. w. die Operation im (sogenannten) luftleeren (d. h. durch eine Luftpumpe oder ähnliche Vorrichtungen von Luft möglichst entleerten) Raume vorgenommen werde, indem allerdings die Verdampfung von Flüssigkeiten, unter vermindertem Luftdrucke, auch bei niedriger Temperatur erfolgt. Auf den Grund dieses Vorschlags sind in der letzten Zeit eine Menge von Apparaten nach dieser Idee ausgeführt worden, und namentlich bringt man in der Runkelrübenzuckerfabrik zu Königsaal bei Prag über dem abzudampfenden Syrup durch Luftpumpen einen solchen luftleeren Raum in der Hoffnung hervor, solchergestalt nun auch an Brennmaterial zu sparen. Allein diese Voraussetzung erscheint uns irrthümlich; denn gleiche Gewichte Dampf von beliebiger Temperatur enthalten gleiche Mengen Wärmestoff. Wenn daher in der gedachten Fabrik, durch Anwendung des neuen Verfahrens, der Syrup unter einem entsprechenden Luftdrucke von $3/_{500}$ Pariser Zoll Quecksilber, statt des gewöhnlichen Barometerstandes von 28 Zoll, auch wirklich schon bei 40 Grad Reaumur, statt sonst bei 80 Grad, siedet, so ist doch nichtsdestoweniger zur Verdampfung eines jeden Pfundes Flüssigkeit, welches aus dem Rübensafte entfernt werden soll, eben so viel Brennmaterial erforderlich, als wenn die Versiedung unter dem gewöhnlichen Luftdrucke erfolgte, eben weil, wie gesagt, ein jedes Pfund Dampf gleich viel Wärmestoff, und also gleich viel Brennmaterial erfordert, um auf den nämlichen Grad der Temperatur erhoben zu werden. Die Vorzüge dieses neuen Verfahrens, wenigstens in Absicht auf reale Ersparung an Brennmaterial, erscheinen daher problematisch, wiewohl ich mich bescheide, daß vielleicht andrerseits eine Ersparung an Zeit und Arbeit eintreten könne, in welchem Bezuge mir noch die praktische Erfahrung mangelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die junge Literatur.

(Fortsetzung.)

Es ist eine durchaus erfreuliche Erscheinung, daß sich eine solche Stimme in der Jugend selbst erhebt.

Ich habe diesen neuen Werken nur noch einige nähere Erläuterungen hinzufügen.

Das junge Deutschland schwört nicht höher als bei dem Namen Heine, und allerdings ist es dieser geniale, aber leider auch eben so frivole, als geniale Heine, von dem der ganze Unfug ausgegangen ist. Von Geburt Jude, durch die Sympathien seines Talentes und durch die Zufälle seines Lebens in Paris heimisch geworden, hat er dort zuerst den Ton angestimmt, der ein so vielstimmiges Echo in dem jungen Deutschland fand. Er konnte freilich nicht wissen, daß man ihn in diesem Grade bewundern und nachahmen und sogar übertreiben würde, und insofern bin ich weit entfernt, ihm alle Sünden seines Anhangs aufzubürden; doch hat er den Ton angegeben. Er

zuerst, von jüdischen Antipathien und Französischen Beispielen verlockt, machte die Verspottung des Christenthums und der Moral, der Deutschen Nationalität und Sitte, die Vorschläge, das Fleisch zu emancipiren, die liederlichen Prahlereien, die Debauchen des jungen Frankreich, das Kokettiren mit der Republik, die Affektation, an die große Revolution der Zukunft zu appelliren, zu dem fruchtbaren Thema, das seitdem die jungen Deutschen in allen Variationen durchgespielt haben.

Die Theilnahme, die man dem glänzenden Talente dieses Schriftstellers zollte, brach auch seinen Ideen Bahn, und die Jugend, die seinen Styl nachzuahmen trachtete, glaubte, was ihr dabei mißlang, durch Uebertreibung seiner Lehren ersetzen zu müssen. Wer fühlte, daß er nicht so witzig sey, als Heine, suchte ihn desto mehr an Kühnheit der Ideen zu übertreffen. So wurde Heine, ohne daran gedacht zu haben, aus einem Dichter, der er ist, in einen großen Philosophen und Reformator der gesammten heutigen Weltansicht umgewandelt, wozu ihn wenigstens Wienbarg gemacht hat.

Die neue in Heine versammelte Gemeinde übernahm das Apostelamt, und während Wienbarg das System der neuen Lehre in seinen „ästhetischen Feldzügen" abrundete, wurde die ausgedehnteste äußere Verbreitung derselben durch kritische Schriften und Romane, vorzüglich aber durch den mächtigen Hebel des Journalismus vorbereitet, dessen Organe sie sich mit überraschender Schnelligkeit zugänglich machten. Heine selbst hat in seiner jüngsten Schrift über die romantische Schule ausdrücklich „den apostolischen Eifer des jungen Deutschland" gepriesen und seinen Anhängern nicht nur alles mögliche Talent nachgerühmt, sondern insbesondere auch von ihren Fortschritten in der öffentlichen Meinung, von dem „guten Klange", den ihre Namen bereits in Deutschen Landen hätten, mit einer gewissen angenommenen Würde, als ihr Altmeister gesprochen. Ich vermuthe, er hat sich von ihrem Lobe verführen lassen, weiter zu gehen, als es ihm die Grazien hätten erlauben sollen.

In Deutschen Blättern stimmen die anonymen Anhänger der Partei jetzt einen sehr bescheidenen, ja sogar gleichgültigen Ton an. Da heißt es, die jungen Leute seyen höchst unbedeutend, es sey nicht der Mühe werth, von ihnen zu reden, es sey ein ganz unnützer Lärm über sie aufgeschlagen worden. So charakterisiren sich die Leute selbst, das heißt jetzt, aus sehr begreiflichen Gründen. Wir haben aber noch nicht vergessen, wie sie sich vor wenig Monaten charakterisirten, in welchem hohen Ton sie sprachen, welche ausschweifende Hoffnungen sie von sich selbst erweckten, mit welchem zahlreichen Anhang sie damals nicht nur prahlten, sondern welchen sie wirklich besaßen. Sie haben sich in der allgemeinen Zeitung öffentlich gerühmt, im Besitz der einflußreichsten Journale zu seyn, und dieß waren sie wirklich. In diesem Punkte haben sie nicht gelogen. Durch Zusammenhalten, Korrespondiren und Intriguiren, Terrorisiren der Schwachen, Diplomatisiren mit den Verlegern, kleinen Schmeicheleien rc. haben sie im Gebiet der Journalistik schon weit um sich gegriffen, wobei ihnen der Spekulationsgeist der Verleger, die Hoffnung einiger alten Schulen, an ihnen eine neue Stütze und muthige Vertheidiger zu bekommen, die versteckte Frivolität so vieler Zeitgenossen, die Französischen Sympathien und endlich der unbestimmte Drang der Jugend von den verschiedensten Seiten her Vorschub leistete.

Sie rechneten bereits auf einen solchen Anhang in der Literatur und auf einen solchen Hinterhalt im Publikum, daß sie eine vollständige Reform der Literatur ankündigten, und die gesammte

Jugend in die Waffen riefen, die Vergangenheit niederzukämpfen, die verheißene goldene Zukunft erobern zu helfen. Schon sahen sie sich im Besitz der höchsten literarischen Autorität und dekretirten den Ruhm. Was irgend verdienstvoll, würdig, edel und heilig in unserer Literatur war, das wurde mit einer früher unerhörten Taktik verhöhnt, verkleinert, lächerlich gemacht. Dagegen wurde jedem, der zu ihrer Fahne schwören würde, sey er auch noch so unbedeutend, die Unsterblichkeit verassekurirt. Sie fuhren mit einem „Omnibus“, den der Jude Löwenthal kutschirte, durch ganz Deutschland, um die kampf- und ruhmbegierige Jugend jauchzend und in Masse aufzuladen.

Gutzkow hält, während seine Anhänger jetzt sehr klein thun, die alte Fiktion fest. In der „Appellation“, die er erst vor wenig Tagen ausgegeben, macht er sich noch immer die bescheidene Schmeichelei, er sey berufen, das ganze reiche Erbe unseres Wissens, die unermeßlichen Schätze unseres Denkens und Dichtens wie mit einem Schlage zu vernichten und seine junge Literatur an ihre Stelle zu setzen. Ja er droht uns, wenn wir den alten Plunder von Literatur, den er miserabel und einen Skandal für Europa nennt, noch länger hüteten und nicht fahren lassen wollten, so würden wir über diesen vermeintlichen Schätzen vielleicht die unschätzbare Zukunft, die er uns bieten will, verlieren. Außer ihm hat noch ein junger Deutscher, der sich früher seiner verwirrten Gedanken in der eleganten Zeitung zu entledigen pflegte, in der Allgemeinen erklärt, das junge Deutschland habe zu viel Geist um von der gemeinen Welt verstanden zu werden. Sonderbar, es war doch bisher nicht von Geist, sondern immer nur vom „Fleisch“ die Rede, und man hatte zum Ueberfluß durch Nuditätenmalerei und durch die frechste Sprache die Sache so deutlich als möglich gemacht. Diese Zuflucht des Fleisches zum Geiste ist genau so viel werth als die hochmuthige Verzweiflung des Diebes, der, als man ihn einfing, mitleidig sagte: ihr begreift mein Genie nicht.

Aber das Kleinthun der Compromittirten und das Großthun derer, die nichts mehr verlieren zu können glauben, ändern am wahren Stand der Sache nicht das Mindeste. Die Lehren, welche das junge Deutschland gepredigt hat, haben nichts Geheimnißvolles, nichts Zweideutiges. Es sind alte bekannte Lehren, deren Wiederaufwärmung dem Geist der jungen Leute, die sie versuchen, keinerlei Ehre macht und sich höchstens durchs Fleisch entschuldigen läßt. Es sind Lehren, die schon mehr als einmal Bankerott gemacht haben, die zu dumm sind, als daß man ihre Wiederkehr nur hätte erwarten sollen, die aber noch mehr böse, als dumm sind, und die, da sie doch wirklich wieder aufgewärmt wurden, wegen ihrer Bösartigkeit die hippokratische Kur verdienen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gottesdienst.

Sonntag, den 24. Januar.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Past. Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr.
Hr. Pastor Capelle.....	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Candidat Pralle.....	St. Ansgarii	9 „
Hr. Dr. Krummacher.....	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Pastor Mallet.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Iken.....	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor v. Hanffstengel	— — —	1 „
Hr. Pastor Toel.....	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Hr. Pastor Meinertzhagen.	Armenkirche	9 „
Hr. Pastor Wemer.....	St. Johannis	7 „ Messe
Hr. Pastor Probst.....	— — —	9 „ Hochamt
Hr. Pastor Wemer.....	— — —	10 „ Predigt
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8½ „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreund Nro. 7.

Bremen, Sonntag den 24. Januar 1836.

Gestorben:

Nro. 79. Den 19. Januar. Des Mobilienhändlers Joh. Friedr. Berje Sohn, 20 Tage; Doventhorsstraße Nro. 1.

— 80. Den 19. — Der Arb. Albert Rieke, 41 Jahr; Schwachhausen Nro. 18.

— 81. Den 19. — Der Maurergesell aus Neustadt, Grafschaft Hohenstein, Johann August Graßnick, 25 Jahr; große St. Johannisstraße.

— 82. Den 20. — Der Goldschmied Daniel Drewes, 43 Jahr; Langenstraße Nro. 1.

— 83. Den 20. — Der Arb. Julius Johannes, 56 Jahr; kleine Helle Nro. 7.

Nro. 84. Den 20. Januar. Des Tischlers Johann Heinr. Meyer Tochter, 2 Jahr; Buntenthorssteinw. Nro. 202.

— 85. Den 21. — Des Blechenschlägermeist. Christian Friedr. Kahrweg Tochter (todtgeboren); Papenstraße Nro. 22.

— 86. Den 21. — Der Tuchmacher Hinrich Rohde, 67 Jahr; Armenhaus.

— 87. Den 21. — Der Tabacksarbeiters Eduard Friedr. Fouckhardt, 68 Jahr; kleine Sortillenstraße Nro. 15.

Geburten:

Nro. 58. Den 18. Januar. Des Zimmergesellen Gottfried Vogot Ehefr., geb. Jording, kl. Fuhrleutestr. Nro. 11; von einem Knaben.

— 59. Den 19. — Des Wundarztes Georg Friedr. Lang Ehefr., geb. Jahn, am Wall Nro. 28; von einem Mädchen.

— 60. Den 19. — Des Gastwirths Albrecht Knoche Ehefr., geb. Christiane, Domshof Nro. 20; von einem Mädchen.

— 61. Den 19. — Des Schlossermeisters Conrad Fehrmann Ehefrau, geb. Fehrmann, Jacobistraße Nro. 14; von einem Knaben.

— 62. Den 19. — Des Schuhmachermeisters Christian Diedr. Rahms Ehefrau, geb. Deimel, kleine Hundestraße Nro. 6; von einem Knaben.

— 63. Den 19. — Des Malers Joh. Gottl. Lühmann Ehefr., geb. Neddermann, große Fischerstraße Nro. 10; von einem Knaben.

— 64. Den 19. — Des Kahnschiffers Franz Gesselmann Ehefr., geb. Hirdes, hint. Stephanithorswall Nro. 24; von einem Knaben.

— 65. Den 19. — Des Kleidersellers Hinrich Wilhelm Vollbracht Ehefr., geb. Mittag, Kochs-Gang Nro. 5 (Neustadt); von einem Knaben.

— 66 ein Knabe.

Nro. 67. Den 19. Januar. Des Detaillisten Joh. Friedr. Hinrichs Ehefr., geb. Münch, Neuenstraße Nro. 43; von einem Knaben.

— 68. Den 20. — Des Küpers Joh. Peter Koch Ehefr., geb. Niemeyer, kl. Krummenstraße Nro. 5; von einem Knaben.

— 69. Den 20. — Des Arb. Johann Hermann Friedr. Fuhlhogen Ehefr., geb. Voges, kl. Hundestr. Nro. 1; von einem Mädchen.

— 70. Den 20. — Des Eisenkrämers Johann Heinrich Otten Ehefrau, geb. Warneken, Brautstraße Nro. 6; von einem Knaben.

— 71. Den 20. — Des Arb. Johann Hinrich Buck Ehefrau, geborne Winters, hinterm Stephanithorswall Nro. 27; von einem Knaben.

— 72. Den 21. — Des Tischlers Gottlieb Bathmann Ehefr., geb. Rogay, Böttcherstr. N. 15 B; von einem Mädchen.

— 73. Den 21. — Des Schlossermeist. Reinh. Joh. Vintzens Ehefrau, geborne Wendeburg, Stavendamm Nro. 25; von einem Knaben.

— 74. Den 21. — Des Blechenschlägermeisters Christian Friedrich Kahrweg Ehefrau, geborne Grahl, Papenstraße Nro. 22; von Zwillings-Töchtern.

Proclamirt sind:

Nro. 20. Der Weißbäcker Ulrich Janssen zu Vegesack und Gesche Dodt, genannt Dootken, hieselbst.

— 21. Der Cigarrenmacher Albert Heinrich Jacob Greve und Ludolphine Walter, Beide von hier.

— 22. Der Sattler und Tapezierer Friedr. Wilh. Peckhaus zu Bremerhaven und Lucia Wildenhaus, genannt Wildenhus, hieselbst.

Nro. 23. Der Cigarrenmacher Georg Heinr. Stiring hieselbst und Anna Elisabeth Vette aus Amsterdam.

— 24. Der Arb. Joh. Friedr. Schur, gen. Schoor, und des verstorbenen Arb. Conr. Albrecht Bremer Wittwe, Johanna geborne Borchers, Beide von hier.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 8.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 28. Januar 1836.

Unglückliches Geschenk, das die empfangen,
Unglücklich Loos, das dir daraus entsprungen!

Zedlitz.

Autor-Klage.

Hin zum Verleger bracht' ich
Nun endlich den Roman;
Er jauchzt vor Freude, dacht' ich,
O weh, wie kam ich an!
„Drei Bände, Gott bewahre!
In's Herz fuhr mir ein Ruck; —
Ich stürb' am Honorare,
Wo bleibt Papier und Druck!"

Da schlich ich trüb' nach Hause
Und nahm ein Drama vor —
Ich hatt' in meiner Klause
Für sonst nichts Aug' und Ohr.
In Glut und Drang wird's fertig,
Mein Held war glücklich todt,
Das Manna mir gewärtig
In meiner Hungersnoth.

„Ei, Freund, ich kann nicht dienen!"
Sprach mein Verleger nun;
„Hier müssen unsre Bühnen
Die ersten Schritte thun.
Ein Stück, was aufgeführet,
Bringt uns die Kosten kaum;
Wird's dort nicht angerühret,
So füllt's mir nur den Raum!"

Ich schrieb für Direktoren
Mein Werk — es mußte seyn!
Da schien es wie verloren,
Denn Antwort ging nicht ein.
Doch half ich mir mit Treiben,
Und sprach: ich borgte d'rauf!
Nun endlich bracht' ein Schreiben —
Kritik mir ohne Kauf.

Jetzt sucht' ich noch Gedichte
Ein Bändchen mir herbei,

Ob's besser im Gerichte
Des Herrn Verlegers sey.
„Das ist der schlecht'ste Posten!"
So rief er, wie im Graus;
„Sie zahlen alle Kosten
Und kriegen nichts heraus." —

So beicht' ich Ihnen treulich,
Mein werther Redacteur;
Sie nah'n mir wohl erfreulich
In Sorgen und Malheur.
Ich schrieb in kalter Kammer
Mein Elend bitterwahr,
Und zieh' aus meinem Jammer
Ein kleines Honorar.

H. Gihl.

---

* Der Bremische Bürgermeister Lüder von Bellmer.

Eine biographische Skizze

von

Senator Dr. Deneken.

Durch die günstigen Aeußerungen, welche ich von mehreren meiner Freunde und Bekannte über meine kleine Schrift: „Die Bremischen Bürgermeister D. von Büren" — vernommen habe, fühl' ich mich ermuthigt, noch einige Versuche ähnlicher Art zu unternehmen und durch solche fortgesetzte Forschungen in unserer Bremischen Geschichte, wenn sie mir gelingen und den Beifall meiner geliebten Mitbürger erhalten möchten, mir mein Alter zu erheitern.

Ich habe die Absicht, biographische Skizzen von einigen in der früheren Geschichte Bremens ausgezeichnet merkwürdigen Männern zu entwerfen, und diese von Zeit zu Zeit in den „Bürgerfreund" einzurücken.

Den Anfang werd' ich mit den Biographien der drei gleichzeitigen Bürgermeister Bellmer, Esich und Kenkel machen, welche in der Mitte des 16. Jahrhunderts an der Spitze der Gegner des Dr. Hardenberg und des Bürgermeisters von Büren standen. Alle drei waren treffliche, edelgesinnte Männer, welche mit patriotischem Eifer zum Wohle des Staats, an dessen Ruder sie sich befanden, unermüdet gewirkt und sich hohe Verdienste erworben hatten, bis sie durch die Streitigkeiten über unnütze theologische Subtilitäten und durch die daraus entstandenen inneren Unruhen, sich von der ruhigen Bahn eines wahrhaft nützlichen und ruhmvollen Geschäftlebens ablocken ließen, und mit leidenschaftlicher Heftigkeit, als unversöhnliche Gegner Hardenberg's und ihres vormals hochgeschätzten und sogar aufrichtig geliebten Collegen, Bürgermeisters von Büren, auftraten, und, wie die Partei der Letzteren die Oberhand gewann, aus der Stadt entwichen, in der Fremde umherirrten, durch ihre feindseligen Bestrebungen Bremen an den Rand des Verderbens brachten, und, wie endlich nach vieljährigem, schwerem Kampf diese Streitigkeiten durch einen Vergleich beigelegt und gänzlich beendigt wurden, doch nie wieder zu dem Besitz ihrer verlornen Bürgermeister-Würde gelangten; indem Bellmer und Esich im Auslande und Kenkel nach seiner Rückkehr hieselbst im Privatstande gestorben sind.

Ich beziehe mich auf die in meiner Schrift, „Die Bremischen Bürgermeister D. von Büren", ausführlich dargestellte Geschichte der sogenannten Hardenbergischen Unruhen, und beginne nun mit der Biographie des

Bürgermeisters Lüder von Bellmer.

Dieser — dessen Vater, aus dem Dorfe Bellmer in der Grafschaft Hoya gebürtig, sich in Bremen niedergelassen und ein bedeutendes Vermögen erworben hatte — war in Stade geboren, und in seiner frühen Jugend nach Bremen gekommen. Hier hatt' er Gelegenheit gefunden, seine natürlich-glücklichen Anlagen durch einen guten Schulunterricht auszubilden. In der Folge zeichnete er sich

in Allem, was er unternahm, durch Kenntniß und Fleiß so vortheilhaft aus, daß ihm einige öffentliche Geschäfte anvertraut wurden, welche er mit solch einer Geschicklichkeit und gewissenhaften Treue verwaltete, daß er nach und nach mehrere Ehrenstellen erhielt, in denen er sich so hoch emporschwang, daß er im Jahre 1539 in den Rath gewählt wurde, welches nach dem 3. Statut nicht hätte geschehen dürfen, wenn es bekannt gewesen wäre, daß er ein Leibeigner des Grafen von der Hoya sey. Indessen wurde er von seinem Collegen, dem Rathmann Sterken, welcher viel bei dem Grafen galt, mit etlichen Portugalesern freigekauft.

In dem schrecklichen Kriege, den die Bremer, — während den Jahren 1534 bis 1540, mit dem furchtbaren Junker Balthasar von Esens und Wittmund, führten, worin Rathmänner und Aelterleute im Lager vor Esens sich befanden, und der Stadthauptmann, Bürgermeister Hoyer, die Belagerung kommandirte, und der größeste Theil der Stadt Esens in Brand geschossen wurde, — in diesem Kriege hat Bellmer seine große Klugheit und Tapferkeit, auf mannigfache Weise bewiesen, insbesondere, wie nach Balthasar's Tode, *) sich beide Schlösser den Bremern ergaben, und der Rath den Schwestersohn Balthasar's, den jungen Grafen Johann von Rietberg, gegen eine bedeutende, aber dennoch für die Kriegskosten unzureichende Summe damit belehnte.

Bellmer und der Rathmann Lüder von Rheden, führten den Grafen von Rietberg, feierlich in die ihm zum Lehn gegebene Herrlichkeit ein, und nahmen den dortigen Einwohnern den Eid ab. *)

(Der Beschluß folgt.)

*) Renner erzählt: „Do he (Balthasar) vermerkte, dat he sterven moste, do sprak he: Nu wolde ick, dat ick myn Land konde in den Afgrund treden, uptadt edt den Bremern nich tho Deele wurde. Dat was syne Andacht. Dormit fohr he von hier. Do gaff sick Esens den Bremern."

*) Renner erzählt in der Chronik: „der Graf sey noch so kindisch gewesen, daß er in Scharhors Hause auf der Obernstraße, worin er und seine Mutter logirt waren, sich mit gemeinen Jungen in der Winde geworfen habe. Als er aber zu Jahren gekommen, sey er ein böser Mensch und der Stadt abspenstisch geworden."

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Höchst beachtenswerth für das Gewerbe erscheint uns dagegen der Vorschlag des Französischen Artillerieкapitäns Thomassin, die Eisenbahnstraßen statt der bisher angewendeten Eisenschienen mit einem von ihm erfundenen Gemisch hydraulischen Mörtels und Steins, welches er Béton nennt, zu belegen. Nach den vom Erfinder gemachten Versuchen soll dieser Ueberzug die Wege so dauernd fest und glatt erhalten, daß derselbe sogar den Vorzug vor den bis jetzt angewendeten Eisenschienen verdient, indem bei seiner Anwendung überdieß alle Seitenreibung, welche die letzteren verursachen, vermieden wird. Thomassin hat sein Verfahren in einer eigenen Schrift: De la supériorité de chemins de Béton sur les chemins de fer. Par F. Thomassin Capitaine d'Artillerie. Strasbourg 1835, beschrieben, und, nach dem darüber vor uns liegenden Berichte, verdient die Sache allerdings wenigstens weitere Prüfung.

Letztere erscheint ohnedieß um so dringender, da zu den sehr großen Inkonvenienzen der Eisenbahnen das Holpern und Rütteln gehört, welches man, wenn die Bahnen erst ausgelaufen sind, an den Punkten erleidet, wo die Schienen an einander gefügt sind. Nach den Mittheilungen eines

Freundes, der die Erfahrung selbst gemacht hat, ist dieß Rütteln, wenigstens auf der von ihm befahrenen Eisenbahn zwischen Brüssel und Mecheln (wie man dem Uebelstande in England, von woher wir ähnliche Klagen noch nicht vernommen haben, begegnet, ist uns unbekannt) rein unerträglich, und dem Stoßen auf dem schlechtesten Knüppeldamme vollkommen vergleichbar. Entspricht also Thomassin's »Béton« den davon erregten Erwartungen nur einigermaßen, so wird seine Anwendung als eine sehr wesentliche Verbesserung der Straßen für Dampfwagen zu betrachten seyn.

Uebrigens ist es wahrscheinlich vielen Lesern angenehm, auf diese Veranlassung aus der oben erwähnten Mittheilung und einem damit vergleichenen zweiten Berichte eines andern Augenzeugen, hier noch einige Notizen über Dampfwagenreisen zu finden, welche wenigstens dazu dienen mögen, mehrfache, fortwährend dagegen bestehende, anderweitige Vorurtheile zu berichtigen. Was zuvörderst die Schnelligkeit der Reise betrifft, so bemerken wir, daß die hier beispielsweise gewählte Tour von Brüssel nach Mecheln fünf Lieues, d. h. beinahe drei Preußische Postmeilen (zu 2000 Ruthen oder 24,000 Rheinländischen Fußen, und also wenig von der sogenannten geographischen Meile [23,642 Fuß] verschieden) beträgt, welche Entfernung mit dem Dampfwagen in 30 bis 36 Minuten *) zurückgelegt wird. Man macht die Preußische Postmeile also in 10 Minuten, wogegen die Schnellposten dazu 40 bis 50 Minuten brauchen, d. h. man fährt mit der Dampfpost etwa vier- bis fünfmal schneller, als mit der Schnellpost; der beste Englische Wettrenner läuft wenig schneller. Die Hauptbesorgniß hiernächst, welche man in Bezug auf diese Schnelligkeit von Ununterrichteten äußern hört, besteht darin: ob man dabei bequem athmen könne? In verschlossenen Wagen, deren Wahl jedem Reisenden freisteht, empfindet man vom Luftzuge natürlich gar nichts; auf offenen Wagen könnte er, bei gleichzeitigem Gegenwinde, oder andern erschwerenden Umständen, vielleicht beschwerlich werden; unser Reisender, welcher, um die Beobachtung genau anzustellen, einen solchen offenen Wagen gewählt hatte, will nur einen »angenehmen« Luftzug verspürt haben. Die Schnelligkeit der Bewegung selbst mißt man, nach seinem Vorschlage, am besten ab, indem man Sekunden zählt und dabei das Terrain vergleicht, welches der Wagen indeß gewinnt. Ackerbeete von beiläufig funfzehn Schritten Breite, welche die Straße durchschneidet, bieten dazu die beste Gelegenheit: mit jeder Sekunde ist man an einem neuen Beete und sieht solchergestalt die verschiedenen Fruchtarten, womit dieselben bestellt sind, in reißender Eile an sich vorüber gleiten. Ackerstücke von geringerer Dimension lassen sich nicht mehr zählen, sie sind dem Auge im Nu verschwunden. Dagegen scheint man entfernten Gegenständen nicht eben schneller vorbeizufliegen, als bei gewöhnlichem Fahren, weil die zurückgelegte Strecke schon ziemlich bedeutend seyn muß, wenn die Richtungslinien einen bemerkbaren Winkel einschließen sollen, und ferne Kirchthürme, Landhäuser u. s. w. können daher mit aller Muße betrachtet werden. — Die ökonomischen Details, als in einen naturhistorischen Bericht nicht eigentlich gehörig, übergehe ich hier. Da aber im Allgemeinen die Wohlfeilheit dieser Art von Beförderung beispiellos ist, so muß man sich, bei Mitbetrachtung der übrigen hier aufgezählten Vortheile, und in der Hoffnung der Anwendbarkeit des oben erwähnten »Béton«, allerdings für weitere Einführung des Dampfwagensystems erklären, was auch eng-

*) Der Elephant, der beste unter den auf jener Straße jetzt in Anwendung kommenden Dampfwagen, hat den Weg mit einer angehängten Reihe von Wagen, in denen sich 1500 Personen befanden, sogar schon in 22 Minuten zurückgelegt.

herzige Rücksichten irgend einer Art dagegen einwenden mögen.

(Der Beschluß folgt.)

Die junge Literatur.

(Fortsetzung.)

Erstens die Lehre von einer allgemeinen, jede Nationalität vernichtenden Menschheit. Sie erklären den Patriotismus für einen „thierischen Trieb des Bluts," zu verächtlich und barbarisch, um in unserer aufgeklärten Zeit noch Geltung zu haben. Sie nennen alles „Philister", was der neuen Lehre nicht huldigt. Sie verkündigen eine „Weltliteratur", durch die unsere bisherige Nationalliteratur verdrängt werden soll. „Alles sey unter der Kritik", sagt Wienbarg, was nicht dieser Weltliteratur angehöre. Wenn aber dieselbe je zu Stande käme, wer sieht nicht ein, daß sie rein Französisch seyn würde. Wenn wir Deutschen Lust hätten, unsere Philisterei abzustreifen und allgemeine Menschen zu werden, wer sieht nicht ein, daß wir Französische Heloten werden würden? Das ist die alte Leyer. Unter der Maske der allgemeinen Menschheit ist uns das Franzosenthum von 1792 gepredigt worden. Man will uns das Deutsche Kleid ausziehen, damit wir nackend als allgemeine Menschen dastehen; aber schon steht der Franzose hinter uns und bietet uns für unsere Blöße höflich — ein Hundehalsband.

Zweitens die Usurpation der Zukunft, die Appellation an die künftige Revolutionirung Europa's durch die Ideen St. Simons. Darein mischen sie aber aufs bestimmteste die Erinnerungen an die erste Französische Revolution, denn sie begnügen sich nicht, mit St. Simon eine allgemeine Berechtigung der Menschen zum Genuß durch das ihr entsprechende Maß von Arbeit zu erkaufen, das Recht durch eine Pflicht zu bedingen; sondern sie halten sich, wie die Franzosen von 1793, bloß ans Recht ohne Pflicht, an den Genuß ohne Arbeit, und ihr Ziel ist daher nicht eine Tugendrepublik, sondern eine Lasterrepublik, die Emancipation des Fleisches, die Herrschaft der Sinnlichkeit durch Aufhebung aller sie einschränkenden bürgerlichen, religiösen und Sittengesetze, was sie das allgemeine Menschenglück nennen.

Indem sich auf diese Weise hinter der Maske der Freiheit der gemeinste und niedrigste Egoismus versteckt, ahmen die jungen Deutschen nicht sowohl St. Simon, als vielmehr die verworfensten Jakobiner, die Maratisten und Hebertisten nach. Nur Marat, der wörtlich wie Gutzkow damit anfing, den „entzückenden Augenblick" als das Sakrament der neuen Naturreligion im Gegensatze gegen die Ehe zu empfehlen; nur Hebert, der in seinem Journal wörtlich wie Gutzkow die „Personen charakterisirte", d. h. jedem reinen Namen die unglaublichsten Verläumdungen anhing und die bodenloseste Unsittlichkeit und Gotteslästerung predigte, nur diesen Abschaum der Revolution nahmen sie zum Vorbilde. Sie fingen damit an, womit die höchste Krise jener Revolution aufhörte, mit der Abschaffung Gottes. Der alte Gott liegt in seinem Blute, schreit Heine triumphirend. Man hätte nie an ihn glauben sollen, bemerkt Gutzkow. Er ist die Erfindung des dummen Spiritualismus, des Systems, das die Völker zu Sklaven machte, und ihm muß „das Fleisch," der Materialismus als das System, das die Völker frei macht, entgegengesetzt werden, systematisirt Wienbarg.

Die Zweiflerinn, die sich in Gutzkow's Roman auf einem kleinen Theater in puris präsentirt, ist das Modell einer neuen Vernunftgöttinn, wie sie die Sansculotten damals einführten. Die Lehre vom höchsten irdischen Glück Aller könnte nur, wenn sie je aus der Literatur ins Leben träte, das Maximum, die allgemeine

Plünderung herbeiführen, wie damals in Frankreich. Wozu proklamirt man aber solche Grundsätze, wenn man sie nicht ins Leben einführen, oder sie wenigstens als einen Zunder in die Welt werfen will, um bei dem kleinen oder großen Brande, den sie erregen, egoistische Zwecke zu verfolgen?

Jenen Maratisten und Hebertisten war der republikanische Fanatismus nur eine Maske. Sie haßten und verfolgten die Tugend ohne Unterschied bei jeder Partei, ihre Verlogenheit, ihre schmutzige Verläumdung suchte sich die edelsten Opfer auf allen Seiten, hier den treuen Malesherbes unter den Royalisten, dort den ehrwürdigen Bailly unter den Constitutionellen, und nicht minder den tugendhaften Schwärmer Desmoulins unter den glühendsten Republikanern. Darum wurden sie auch endlich von allen Parteien verworfen und vernichtet, und die wahren Freunde einer vernünftigen Freiheit erkannten endlich, etwas spät, daß es keine gefährlichere Feinde dieser Freiheit jemals gab, als gerade diese wüthendsten, obwohl nur heuchlerischen Fanatiker für Freiheit.

Die jungen Deutschen haben, um die Sympathien der Zukunft gleichsam in Beschlag zu nehmen, die republikanische Maske vorgenommen. Gutzkow hat die Bescheidenheit, sich mit Rousseau zu vergleichen. Auch Marat war anfangs so bescheiden. Er hat ferner die Bescheidenheit, zu erklären, jetzt sey die Zeit für seine Republik noch nicht da, aber sie werde kommen. Er erklärt ausdrücklich, daß auch Rousseau habe warten müssen, und daß die Ideen desselben dennoch später, in der Französischen Revolution, realisirt worden wären.

Er hat Recht. In jeder Revolution, nicht nur in der Französischen, gab es einen Moment der äußersten Anarchie, in welcher jede Verworfenheit und Scheußlichkeit der menschlichen Natur, die sonst in den tiefsten Winkeln sich verbirgt, frech in die Mitte des Tages trat. Auch Deutschland ist in seinen frühern Krisen nicht ganz frei davon geblieben. Man erinnere sich der Wiedertäufer in Münster. Auch sie führten die Vielweiberei ein, auch sie wälzten sich öffentlich in den widerlichsten Orgien. Auch ihr Fanatismus ging in zügellose Wollust auf.

Die Unruhen in Böhmen zu Anfang des 15ten Jahrhunderts bieten einen ganz ähnlichen Fall dar. Von Frankreich her, durch den Priester Picard, wurde unter den Hussiten die Sekte der Adamiten gestiftet, die zur reinsten Menschheit und Paradiesesunschuld zurückzukehren vorgaben, sich alle Brüder und Schwestern nannten, nackend gingen und die skandalösesten Feste feierten. Uebersetzen wir aber diese adamitische Tendenz aus der etwas roheren Sprache des 15ten Jahrhunderts in die etwas zärtlichere des 19ten, so erhalten wir wörtlich, was Gutzkow sagt: „Warum diese Verhüllung des Menschen? Warum Zurückhaltung, du mein Bruder, du meine Schwester, da du doch gleichen Wesens mit mir bist? Diese Barrieren (die Kleider) müssen fallen. Wir sind ja Kinder ein und desselben Planeten. Und würden bei dieser echt philantropischen Vorstellung nicht gleich Alle als die schwachen Glieder der großen Wesenkette, im Gefühl, daß sie ja Alle vor der Wahrheit und Natur nackt, bloß und bemitleidenswürdig seyen, sich umarmt und geküßt haben? Wären die schwierigen Fragen der Societät nicht durch diese allgemeine Vorstellung im Nu gelöst gewesen?“

Allerdings erscheint es in unserer Zeit nur lächerlich, auf solche Ausschweifungen zurückzukommen. Die gebildete Welt ist längst darüber hinaus. Ist sie? Es sind erst vierzig Jahre, seitdem Gott in Frankreich abgeschafft wurde, und die

Sansculotten und Vernunftgöttinnen adamitische Orgien feierten, wie vor vier hundert Jahren in Böhmen.

Wir sehen ja gerade an der neuen unmoralischen Literatur der Franzosen und unseres jungen Deutschland, wie man das alte Laster dem modernen Kulturzustande, ja der geistigen Erudition des Jahrhunderts zu vermitteln strebt. Wenn man sich sicher glaubt, wenn man es für unmöglich hält, daß von den alten Barbareien eine Brücke bis in unsere civilisirte Zeit sich hinüberschlagen könne, so hat man hier die klaren Beweise, daß es möglich ist, und sieht die Bauleute am hellen Tage arbeiten.

Doch wir sprechen zunächst nur vom Deutschen Interesse gegenüber dem Französischen. Wir halten nur im Auge, welchen Vortheil Frankreich davon ziehen würde, wenn es dem „jungen Deutschland" gelänge, die Gemüther zu gewinnen und unsere Jugend, unser Volk auf den Französischen Ton zu stimmen. In dieser Beziehung liegt uns die Analogie vom Jahr 1792 sehr nahe. Damals wurde das erste Französische Heer unter Custine mit Jubel begrüßt; in den altgothischen Domen an unserm heiligen Rhein hielten Juden Spottpredigten, und mehr als eine Wally stand als Vernunftgöttinn auf den entweihten Altären. Ich sehe keinen größern Unterschied zwischen jener alten **république rhénane** und der **jeune Allemagne**, als daß bei jener die Einsicht erst hintennach kam, und daß sie bei dieser vorher kommt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Seltner Künstlerlohn.

Der reiche Lord Claredon hatte bei Antwerpen ein schönes Landhaus gekauft, das eine überaus reizende Lage hatte. Vanderveld, ein berühmter Flamändischer Maler, der es nach der Abreise des Besitzers besuchte, wurde davon so bezaubert, daß er dasselbe mit der umliegenden Gegend zu malen beschloß. Er miethete deßhalb im nächsten Dorfe eine Wohnung, und brachte eine seiner müsterhaftesten Landschaften auf die Leinwand.

Einige Zeit nachher reisete er nach London und nahm das Gemälde mit, um es dort für einen guten Preis zu verkaufen. Da er aber diesen nicht erhalten konnte, so ließ er es in einer Aukzion von Kunstsachen die eben gehalten wurde, versteigern, mit dem Vorsatze, es wieder an sich zu nehmen, wenn man nicht genug dafür bieten würde.

Lord Clarendon war unterdessen von seinen Reisen nach London zurückgekehrt. Zufällig war er bei dieser Versteigerung zugegen und als Vanderveld's schönes Gemälde ausgeboten wurde, erkannte er zu seiner freudigsten Ueberraschung auf den ersten Blick sein Landhaus. Fest entschlossen, dieß Bild zu erstehen, und um allem Ueberbieten vorzubeugen, rief er: „Ich gebe das Original für die Copie!"

Bei dem Worte „Copie" erstaunte Jedermann, denn allgemein hielt man es für ein Original-Gemälde, wofür es auch der Künstler ausgegeben hatte. Vanderveld trat erbittert hervor und fragte den Lord, ob er ein Kenner sey, um so etwas behaupten zu dürfen? —

„Ich bin," versetzte Claredon, „so sehr Kenner, daß ich es wiederhole: „Ich gebe das Original für die Copie!" —

„Sie irren sich, Mylord!" rief der Maler vor Unwillen außer sich. —

„Ich weiß wohl," fuhr Jener fort, „daß dies Gemälde von Vanderveld ist, „und ich biete ihn zum dritten Male das Original für die Copie." Und nun erst löste sich dem hocherfreuten Künstler das Räthsel. —

Beide setzten hierauf den Tauschcontract wirklich vor einem öffentlichen Notarius auf, und seit der Zeit wurde das Landhaus, das Vanderveld auf eine so unerwartete Art erworben hatte, der Lieblingsaufenthalt des Malers.

Druckfehler, die Treffer sind.

Dergleichen begegnen einem fleißigen Leser Deutscher Bücher, Journale und Zeitungen so häufig, daß man in der That aus ihnen allein schon die reiche Anlage unserer Sprache zu den sinnreichsten und treffendsten Wortspielen, die hier doch bloß der Mißverstand eines ignoranten Setzers hervorbringt, erkennen kann. So hat der Mittheiler Dieses sich unter Andern Folgende gesammelt:

Jean Paul's Vorschuhe (statt Vorschule) der Aesthetik. — Das Radschlagen (statt Rathschlagen) der ersten Kammer. — Das Passions- (statt Pensions-) Wesen der aufgehobenen Stifter. — Die angegerbte (statt angeerbte) Liebe der Völker. — Volksverräther (statt Vertreter). — Der dunst- (statt kunst-) verständige Rezensent. — Die sündliche (statt südliche) Halbkugel der Erde. — Uralische (statt moralische) Kräfte. — Stolze Erdenwürmer (statt Erdenstürmer). — Poetische Begeiferung (statt Begeisterung). — Die Jesuiten (statt Insekten) legen ihre Eier in faules Fleisch. — Der Wind- (statt Wund-) Arzt. — Die Zephyre der Westen- Luft (statt West-Luft). — Das sechspfündige (statt sechsstündige) Examen. — Der regulirte (statt relegirte) Student. — Die Theilnahme an den Lastern (statt Lasten) des Staats. — Die medicinische (statt mediceische) Venus. — Die Freß- (statt Preß-) Freiheit. — Der Wetterhahn (statt Veteran) B**. — Des Philosophen Salat Schrift: „Auch die Aufklärung hat irre gefahren" (statt ihre Gefahren). — u. s. w.

Der ergötzlichste aller Druckfehler jedoch ist mir selbst kürzlich in einem Aufsatz geschehen, den ich über das „junge Deutschland" und die „junge Literatur" geschrieben hatte. Der Setzer hatte gesetzt: „Ueber das Jungen-Deutschland und die Jungen-Literatur." Lassen sich beide wohl durch ein ganzes Buch treffender bezeichnen, als durch diesen einzigen Druckfehler?

Schütz.

Miscelle.

Der 15. Mai ist in astronomischer Beziehung der merkwürdigste Tag des Jahres, denn an ihm ereignet sich eine der größten Sonnenfinsternisse dieses Jahrhunderts. Sie beginnt in Bremen Nachmittags um 3 Uhr 2 Minuten mittlerer Zeit; der Mond rückt so weit vor die Sonne, daß nur eine Sichel sichtbar bleibt, deren Breite nicht viel mehr, als den zwölften Theil des Sonnendurchmessers beträgt. Um 4 Uhr 5 Minuten etwa ist die Finsterniß am größten und die glänzende Sichel am schmalsten. Die Tageshelle ist dann nur etwa ein Zwölftel von derjenigen, welche ohne diese Finsterniß herrschen würde. Um 5 Uhr 36 Minuten ist sie völlig vorüber. In einigen Ortschaften sieht man im Augenblicke der größten Verfinsterung von der Sonne nichts, als einen schmalen, glänzenden Ring; in anderer Nachbarschaft, wie in Königsberg, Danzig, Stolze, Lyk, Warschau, Thorn, Stargard, Stettin, Prenzlau, Gustrow, Schwerin, Lübeck, Hamburg, Bremen wird dieser Ring an einer Seite schmal, an der andern breit erscheinen, um so ungleicher, je weiter der Ort von der geraden Linie entfernt liegt. Ein Ring aus Sonnenlicht gewoben am blauen Frühlingshimmel der Erde, umschwirrt von Lerchengeton, hernieder leuchtend auf die neugestaltete, junge, sonntäglich prangende Blüthenwelt, — welch ein herrliches Zeichen giebt der Himmel liebewarmen Herzen in diesem Ringe! Wie viele goldene Träume können und werden sich an ihn ketten! Nach einem solchen Zeichen dürfen wir es dreist voraussagen: es werden in diesem Jahre viele Mädchen Bräute werden, selbst da, wo man nur ein Stück des Sonnenringes sieht, denn umsonst zeigt der Himmel den Goldarbeitern nicht dieses Modell, umsonst leuchtet der Stern der Liebe nicht, den gute Augen während der Sonnenfinsterniß wahrscheinlich am Himmel werden auffinden können.

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöngen, Catharinenstraße № 86.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreund Nro. 8.

Bremen, Donnerstag den 28. Januar 1836.

Gestorben:

Nro. 88. Den 21. Januar. Der Dienstknecht Heinr. Meyer, 22 Jahr; Polnischen Bock Nro. 10.

— 89. Den 22. — Des Küpers Joh. Friedr. Nordsieck Sohn, 22 Wochen; Molkenstraße Nro. 12.

— 90. Den 22. — Der Rentenier Mathias Carl Friedr. Estienne, 71 Jahr; Papenstraße Nro. 8.

— 91. Den 22. — Der Handelsmann Aron Hesekiel Abraham, 19¾ Jahr; Hastedt.

— 92. Den 22. — Der Arb. Lür Gieschen, 57 Jahr; Hastedt.

— 93. Den 22. — Des verstorb. Kaufmanns Friederich Wagenfeld Wittwe, geb. Wilde, 61 Jahr; Faulenstraße Nro. 19.

— 94. Den 23. — Des Arb. Joh. Hermann Friedrich Fuhlhage Tochter, 3 T.; kl. Hundestr. N. 1.

— 95. Den 23. — Des Gastwirths Joh. Albert Katz Ehefr., geb. Klingenhagen, 49 Jahr; Neustadts-Deich Nro. 63.

Nro. 96. Den 23. — Der Schuhmacher Johann Heinrich Georg Dethmers, 70 J.; Schnoor Nr. 10.

— 97. Den 23. — Der Steuermann Simon Hinrich Korff, 51 Jahr; Korfs-Deich Nro. 10.

— 98. Den 23. — Des Arb. Johann Friedrich Zufall Tochter, 2 Stunden; Hastedt Nro. 104.

— 99. Den 23. — Des Instrumentenmachers Johann Franz Kahl Sohn, 5 Wochen; Kirchenstraße Nro. 10 (Neustadt).

— 100. Den 23. — Der Maurergesell Johann Joachim Meyer, 33 Jahr; Grafenstraße Nro. 41.

— 101. Den 24. — Heinrich Christ. Friedrich Sudmann 5 Wochen; kl. St. Annenstr. Nro. 24.

— 102. Den 24. — Ein in Hastedt im Graben, die Feuer-Kuhle genannt, todt gefundenes Kind weiblichen Geschlechts.

— 103. Den 25. — Der Strumpfweber Johann Heinr. Cafahl, 80 Jahr; Gröplingerstraße Nro. 15.

Geburten:

Nro. 75. Den 21. Januar. Des Tabacksfabrikanten Friedr. Reinh. Waltjen Ehefrau, geb. Oehm, Neustadts-Deich Nro. 15; von einem Mädchen.

— 76. Den 22. — Des Cigarrenmachers Joh. Eddens Ehefr., geborne Jachtens, Kuhgang; von einem Mädchen.

— 77. Den 22. — Des Arb. Joh. Mich. Lotz Ehefrau, geb. Reiners, vor den drei Pfählen; von einem Knaben.

— 78. Den 22. — Des Sattlermeisters Johann Friedr. Christoph Meyne Ehefr., geb. Müller, Langenstr. Nro. 137; von einem Knaben.

— 79. Den 22. — Des Küpermeisters Joh. Kremelberg Ehefr., geb. Elfers, Grützmacherstr. Nr. 25; von einem Mädchen.

— 80. Den 22. — Des Steuermanns Daniel Jeremias Eggers Ehefr., geb. Becker, Obernstr. N. 63 B (Vorstadt); von einem Mädchen.

— 81. Den 23. — Des Steuermanns Gerhard Meensen Ehefr., geb. Trompf, Obernstr. (Vorstadt); von einem Knaben.

— 82. Den 23. — Des Tonnenmachermeisters Wessel Fiege Ehefr., geb. Klencke, Klosterstr. N. 8; von einem Knaben.

— 83. Den 23. Januar. Des Arb. Joh. Fridr. Zufall Ehefr., geb. Clausing, Hastedt Nr. 104 C; von einem Mädchen.

Nro. 84. Den 23. — Des Miethkutschers Joh. Heinrich Stradtmann Ehefr., geb. Eggers, Süsterstr. Nro. 24; von einem Mädchen.

— 85. Den 24. — Des Vergolders Joh. Friedr. Mennerich Ehefr., geb. Müller, Diepenau N. 7; von einem Knaben.

— 86. Den 24. — Des Arb. Johann Hinr. Heitmann Ehefr., geborne Rippe, Buntenthorssteinweg Nro. 25; von einem Mädchen.

— 87. Den 24. — Des Cigarrenmachers Arend Döhle Ehefr., geb. Uhlhorn, Punken-Deich N. 86; von einem Mädchen.

— 88. Den 25. — Des Krameramtsgenossen Carl Christoph Becker Ehefrau, geborne Lankenau, am Grasmarkt Nro. 4; von einem Knaben.

— 89 ein Mädchen.

— 90. Den 25. — Des Arb. Johann Adolph Hönking Ehefr., geb. Meyer, Gröplingerstr. Nr. 18; von einem Knaben.

Den 18. — Des Zimmergesellen Gottlieb Vogdt Ehefrau, geborne Jording, kl. Fuhrleutestr. Nro. 11; von einem Mädchen.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 9.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 31. Januar 1836.

Klein ward der Kreis! die Abendwolken senken
Sich tief herein;
Wer übrig blieb, muß manchem Angedenken
Schon Seufzer weihn. Salis.

* Der vaterlose Knabe.

Was weinst Du, Knabe? Komm, sag' es mir.
Was that man, Kleiner, zu Leide Dir?
Die Augen sind Dir so roth und wund.
Was fehlt Dir, Du Lieber? Thu' mir's kund.

„Den Vater haben sie weggebracht,
„Den Sarg, den haben sie zugemacht,
„Die Leute, die haben mir gedroht,
„Sie sagen: mein Vater ist nun todt.

„Er hat geschlafen, die Augen tief,
„Er hört' es nicht, als die Mutter rief;
„Da hat sie geweint, geseufzt so schwer:
„Mein Sohn, Du hast keinen Vater mehr.

„Sie hat mit Thränen ihn ganz bedeckt,
„Die Thränen haben ihn nicht geweckt;
„Sie hat ihn geküßt, geküßt so sehr,
„Mein Vater, ach! regte sich nicht mehr!

„Die Leute haben geläutet lang',
„Er hörte nicht, wie die Glocke klang;
„Sie thaten ihm alle Lieb' und Ehr',
„Mein Vater empfand es, ach! nicht mehr.

„Sie haben dort ihn in's Grab gelegt,
„Wo kalt der Wind sich im Laube regt.
„Ich irre verlassen nun umher,
„Ich habe ja keinen Vater mehr.

„Er hat mich immer so sehr geliebt,
„Drum bin ich auch ja so ganz betrübt.
„Wer wird mich nun lieben wie er, wie er?
„Ich habe ja keinen Vater mehr. H. Wilhelm.

* Der Bremische Bürgermeister Lüder von Bellmer.

(Beschluß.)

Während des Krieges Kaisers Karl V. mit dem Schmalkaldischen Bunde und der in der Folge

desselben im Jahre 1547 von den kaiserlichen Feldherren Jobst von Croning und Christoph von Wrisberg unternommenen Belagerung der Stadt Bremen, führte Bellmer das unter den damaligen Umständen höchst beschwerliche und mit der größten Verantwortlichkeit verbundene Amt des Stadt-Rheders oder Pfenningmeisters.

In der vom Herzog Erich von Braunschweig auf die ernstlichste Weise erneuerten Belagerung der Stadt, hatten die Bremer die Freude, daß von 12 Schüssen, die Erich aus schweren Geschützen nach der Stadt thun ließ, nur drei junge Katzen im Neste auf der Tiefer erschossen worden, welches den Feinden mit spöttischem Lobe ihres männlichen Muthes zugerufen wurde. Ein Schuß ging durch des Doms Thurmspitze. In der Stadt wurden durch alle Schüsse in der ganzen Belagerung nur eine Kuh und ein junger Mensch getödtet. Die Belagerung wurde aufgehoben, und die Schlacht bei Drakenburg, wobei die Bremer den größten Heldenmuth bewiesen und einen glänzenden Sieg erkämpften, befreite die Stadt vom Feinde.

Im Jahre 1549 ward Bellmer zum Bürgermeister erwählt. Er hat mit dem Rathsherrn Kenkel im Jahre 1551 die Kirchen-Visitationen auf dem Lande angeordnet, und die erste derselben zu Gröpelingen gehalten.

Oft ist er zu den Versammlungen der Hansestädte und im Erzstifte Bremen gesandt, in welchen er kräftig zum Wohle Bremens gewirkt hat.

Er besaß eine unermüdete, rastlose Thätigkeit, und durch seinen scharfen Beobachtungsgeist und hellen, richtigen Blick wußte er die verwickeltsten Angelegenheiten des Staats leicht zu entwirren und zu ordnen. *)

*) Kenkel sagt von ihm in der Chronik: Wenn wir in unsern Sachen (in den Rathsversammlungen) nicht übereinstimmten, so wußte Niemand den Mittelweg besser zu treffen, als Bellmer, und dieß mit solcher freundlichen Bescheidenheit, daß wir Alle ihm gern gehorchten.

Er pflegte oft auf einer Bank vor dem Rathhause zu sitzen, und sich mit den vorübergehenden Bürgern über ihre Angelegenheiten zu besprechen und ihnen seinen Rath zu ertheilen.

Es war an der Stelle, wo in der Folge — im Jahre 1680 — die Börse erbaut wurde, eine für die Börsenzusammenkünfte der Kaufleute bestimmte schöne breite Lindenallee, an deren Ende eine hölzerne Statue Kaisers Karl des Großen stand; dieser gegenüber befanden sich an beiden Seiten der Rathhausthüre steinerne Bänke, deren in mehreren Stellen der Chroniken erwähnt wird. So wird bemerkt, daß der ältere Bürgermeister von Büren mit noch einem andern Bürgermeister auf solch einer Bank vor dem Rathhause gesessen und einen vorübergehenden Lohgerber befragt habe; wie wol das der Stadt so gefährliche St. Paul's Kloster außer dem Osterthore am besten niedergerissen werden könnte, worauf dieser die Stadt in Bewegung gesetzt und es bewirkt hat, daß das Kloster in Einem Tage bis aufs Mauerwerk zusammen gerissen wurde.

Die hölzerne Statue Kaisers Karl des Großen ist bei dem Bau der Börse in den Rathskeller gebracht, und wahrscheinlich in der Folge daselbst vergraben oder auf irgend eine andere Weise abhanden gekommen. — Sie hat zu der ungegründeten Sage die Veranlassung gegeben, daß ein kleiner Roland im Rathskeller aufbewahrt werde, der sofort, wenn die Rolandssäule am Markte niedergerissen werden möchte, an der Stelle dieser aufgerichtet und die Freiheit Bremens retten solle.

Der Prediger an Martini Kirche Joh. Tiemann war Bellmer's vertrauter Freund, und wie dessen Buch Farrago sententiarum etc. erschien, wodurch die Hardenbergischen Streitigkeiten veranlaßt wurden, so erklärte Bellmer, daß er dafür sein Leben lassen und wenn seine Kräfte, solches zu vertheidigen, zu schwach wären, er andere zu

Hülfe nehmen wolle. Seine Frömmigkeit war nicht heiter, sondern sehr trübe und ängstlich, wie die Gebete und Gespräche beweisen, welche Kenkel in seinem Sendschreiben an die Rathsherren Lose und Vestorp wörtlich aufgezeichnet hat. Mit festem Glauben hing er an der strengen Lehre von der leiblichen Gegenwart Christi in dem Brode und in dem Wein bei dem Genusse des heiligen Abendmahls, und nur allein dieser Glaube konnte nach seinen Begriffen zur ewigen Seligkeit führen. Deßwegen stritt er mit ganzer Seele für denselben und brachte demselben alle seine irdischen Güter, seine Ehre, Ansehn, Gesundheit und Leben zum Opfer. Er verband sich mit den Gegnern Hardenberg's und des Bürgermeisters von Büren, und, als diese die Oberhand bekamen, entwich er am Montage in der Osterwoche 1562 aus Bremen, und begab sich zu seinem guten Freund Arend von Elberfeld, Droste in Delmenhorst, von dem er, nebst andern ausgewanderten Rathmännern, freundschaftlich aufgenommen, und auf Befehl des Grafen Anthon von Oldenburg und Delmenhorst während des ganzen Sommers anständig unterhalten wurde.

Der Rathsherr Hermann Baßmer wurde im Jahre 1562 in die Stelle des ausgewichenen Bellmer's zum Bürgermeister erwählt.

Bellmer hatte sich die Religionsstreitigkeit, welche er nach seinem frommen Eifer als eine Sache Gottes betrachtete, so sehr zu Gemüthe gezogen, daß er nach und nach in eine Melancholie verfiel, erkrankte und im Herbst des nämlichen Jahres sich mit seiner Ehefrau nach Oldenburg begab, wohin ihm sein treuer Freund Kenkel folgte, der ihn täglich zweimal besuchte. Ein damals berühmter Arzt Dr. Caspar Becker in Hamburg wurde zu Hülfe gerufen; allein dessen Bemühungen waren vergeblich: am 10. März 1563 erfolgte der sanfte Tod des frommen Mannes. Er wurde in Oldenburg in der Pfarrkirche, nicht weit von einem im Jahre 1442 daselbst verstorbenen ebenfalls ausgewanderten Bremischen Bürgermeister, Nicolaus G öning, begraben. Die entwichenen Bremischen Bürgermeister und Rathsherren, und selbst der Graf Anthon, welcher jene in dem Gefolge vorangehen ließ, begleiteten seine Leiche zum Grabe. Auf dem Grabstein stehen die Worte: Anno 1563 d. 10. Martii starf de Ehrbare Herr Lüder van Bellmer, Burgermeister tho Bremen, in sinem unschuldigen Exilio. Der Canonicus Eberhard Wedemeier hat in seinen Collect. ein von dem Rector David Ziegenhagen in lateinischer Sprache verfaßtes Epitaphium angeführt. Eine von Joachim Lecrinus in Niedersächsischer Sprache verfaßte Grabschrift ist neben jener lateinischen in Kenkel's Chronik aufgezeichnet. Der Inhalt beider Epitaphien ist zu weitläufig und hat zu wenig Interesse, als daß er hier angeführt werden konnte.

In seinem in Oldenburg errichteten Testamente hat Bellmer (wie die Worte lauten) den ausgewichenen Herrn zum Behuf und ehrlichen Verrichtung und zur Ausführung ihrer rechtmäßigen Sache 100 Joachims-Thaler vermacht.

Die junge Literatur.

(Fortsetzung.)

Man sollte es nicht für möglich halten, daß die Französische Eroberungspolitik, die uns schon so oft das Zuckerbrod der Freiheit hingehalten und uns einen Stein dafür gegeben, immer noch Thoren unter uns findet, die sich beschwatzen lassen. Und selbst wenn die Franzosen uns ein solches Geschenk im Ernste zugedacht hätten, müßte sich nicht unser Nationalstolz aufs innerste empören, ein Geschenk von ihnen anzunehmen und dadurch ihre Superiorität und unsere Imbecilität anzuerkennen? Man sollte nicht glauben, daß diese Wiegenlieder der Dummheit in Deutschland noch

Ohren finden können; aber wenn selbst junge Schriftsteller, in denen die Bildung der Nation mit dem Ehrgefühle der Nation noch in erster frischer Blüthe gepaart seyn sollte, das alte Lied immer wieder durch die Straßen singen, so muß man freilich immer noch die Gefahr für größer halten, als die Erfahrung, die sie vermeiden lehrt.

Und selbst, wenn wir diese Gefahr durch große Aufmerksamkeit vermeiden, muß sich nicht jeder Deutsche schämen, daß diese jungen Deutschen unsere Literatur gerade in einem Augenblick entehren, in welchem die Franzosen selbst angefangen haben, unsere früher mißkannte Sprache, Wissenschaft und Kunst zu bewundern. Was muß Frankreich von uns denken, sieht es gerade in diesem Zeitpunkte unsere Jugend nach dem gelüsten, was die bessern Franzosen bei sich selbst zu verachten anfangen? Wer ist nicht überzeugt, daß die Ursache, warum das Ausland unsere Literatur so hoch schätzt, nichts anderes ist, als unsere sittliche Würde, der tiefe und heilige Ernst aller unserer Bestrebungen, jene unverdorbene Urkraft, die unsern Denkern eine so wunderbare Gewalt des Geistes, eine andern Völkern erstaunenswürdige Leichtigkeit in der Behandlung der schwierigsten Probleme, und zugleich unsern Dichtern den unnachahmlichen Reiz der Seelengrazie, der Unschuld und Scham verleiht, und aus der auch im untergeordneteren Wirken der immer an uns bewunderte ausdauernde Fleiß hervorgeht, der da seine unermeßlichen Arbeiten anfängt, wo die Schöpfungen aufhören. Es wäre doch eine zu starke Zumuthung, daß der Augenblick, in dem das Ausland anfängt, diese unsere geistige Nationalkraft zu bewundern, ihr Ende bezeichnen sollte, und daß wir den Franzosen unser Bestes nur mittheilen sollten, um dafür ihr Schlechtestes einzutauschen.

Wären wir auch geneigt zuzugeben, daß die „jungen Deutschen“ wie Gelbschnäbel blind hineingetappt wären, daß sie bei der Verbreitung aller ihrer systematischen Diatriben gegen Vaterland, Religion und Sitte gar nichts Arges gedacht, daß sie bloß ganz unschuldig dem lustig pfeifenden Vogel Heine nachgepfiffen hätten; kurz sähen wir sie als unzurechnungsfähige Knaben an, so würde doch die Wirkung dieselbe bleiben. Wußtet ihr nicht, welch gefährliches Spielzeug ihr in die Hand nahmt, so hindert dieß nicht, daß es dennoch einschneidet und verletzt. Ihr kokettirt nur mit der Appellation an den Haufen und zieht euch gleich wieder in eure belletristische Vornehmigkeit zurück, aber eure Bücher sind geschrieben, die darin enthaltenen Lehren verbreiten sich, auch wenn ihr sie hinterdrein zurücknehmt. In solchen Angelegenheiten spielt man nicht. Welche erbärmliche Entschuldigung, wenn Gutzkow in seiner letzten „Appellation“ sagt, er sey ja ein ganz unpopulärer, folglich auch ungefährlicher Schriftsteller, er, der noch vor wenig Monaten sich in der Allgemeinen Zeitung rühmte, seine Ideen machten reißende Fortschritte in der öffentlichen Meinung, und der sogar noch in seiner Appellation mitten unter zahmen Entschuldigungen sich rühmt, seine Wally sey ins „Volk“ eingedrungen und uns droht, die ganze Deutsche Literatur immer noch vernichten zu wollen.

Die dritte Lehre der jeune Allemagne ist die der Irreligiosität.

Sie lehren den gröbsten Materialismus, daß es nämlich außer der Natur und Materie nichts gäbe, keinen Gott, keine unsichtbare Welt; und sie folgern daraus, daß das Christenthum als eine Religion des Geistes ein dummer Spiritualismus, ein bloßer Aberglaube, eine Lüge sey. Sie spotten darüber mit einer früher unerhörten Dreistigkeit und scheuen sich sogar nicht, die Person Christi und der Apostel mit gemeinen Schimpfwörtern

zu belegen. Indem sie aber eine völlige Abschaffung des Christenthums verlangen, wollen sie dagegen ihre neue Natur-Religion, einen neuen schönen Kultus der Sinnlichkeit, gleich dem Venusdienste der Alten, den Kultus „des Fleisches“, in einer zu konstituirenden allgemeinen Republik mit Weibergemeinschaft einführen.

So wunderlich eine solche Phantasie scheinen mag, steht sie doch in einem Kausalzusammenhange mit andern Zeiterscheinungen. In einer gewissen Entartung führt allerdings der St. Simonismus mit seinen Projekten einer allgemeinen materiellen Glückseligkeit zu diesem Extrem. Auf der andern Seite aber scheint dieses Extrem auch in Deutschland selbst hervorgerufen zu seyn durch ein ihm entgegengesetztes, was ihm vorherging.

Ich meine die Frömmelei, die schon früher in der ersten Schwärmerei für das Mittelalterliche und Romantische als Proselytenmacherei, als Sucht, katholisch zu werden, hervortrat und später im protestantischen Pietismus noch mehr überhand nahm. Die Zeitumstände haben dazu beigetragen. Vom öffentlichen Leben wenig in Anspruch genommen, für die vaterländischen Interessen erkaltet, fing man an, die zeitlichen Bestimmungen überhaupt für unwerth und nichtig zu achten, dachte desto mehr der ewigen Bestimmung nach und suchte jenseits ein anderes unverlierbares Vaterland. Daraus ging aber eine Krankheit hervor, die Flucht vor der Wirklichkeit, die Sucht des Unwirklichen. Den Vereinsamten erschienen Geister. Hätte man je geglaubt, daß noch einmal Gespenster im gebildeten Deutschland und im 19ten Jahrhundert spuken würden? Aber sie spukten nicht nur, sondern bedeutende Theologen und Philosophen benutzten diese krankhaften Phänomene sogar, um darauf eine neue Stütze für die sinkende Religiösität zu gründen. Die religiösen Conservativen verfehlten nicht, in diesen neuen Wunderzeichen äußere, unmittelbar göttliche Beurkundungen eines Glaubens zu suchen, dem schon wieder die innere Sympathie fehlte. Aber ihr wohlgemeinter Eifer war weit entfernt, der Sache zu nützen. Die Gespenster dienten vielmehr nur, den alten Glauben lächerlich zu machen.

Nur einem solchen Extrem gegenüber wurde das andere, das ihm in Kurzem folgte, möglich. Die Einen dachten nur noch an die unsichtbare Welt, die „hineinragt“ in die sichtbare. Da kamen Andere und läugneten, daß es überhaupt eine unsichtbare Welt gäbe, und proklamirten den alten Materialismus, eine Welt ohne Gott, ein Reich der ausschließlichen Sinnlichkeit.

Die Irreligiösität wurde aus der nämlichen Quelle geschöpft, wie der Vaterlandsverrath und von den nämlichen Menschen, und man kann daraus abnehmen, daß diese Menschen einiges Recht haben, sich eine Bedeutung im Entwicklungsgange der Zeit beizulegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Über ein neues Schauspielhaus.

Hierüber ist mündlich und schriftlich schon so Manches erörtert, daß es schon der Mühe lohnt, zu erwägen, ob es damit Noth thue, und ob überhaupt die Sache für eine Stadt, wie Bremen, und die wenigen sie besuchenden Fremden so wichtig sey.

Was die Noth betrifft, so läßt sich füglich darauf erwidern, daß diese nicht vorhanden ist, indem das jetzige erst seit Kurzem verstärkte Schauspielhaus für unsere Stadt groß genug ist, und wenn Mängel darin sind, als etwa die hölzernen Bogenpfeiler, eine zu kurze Bühne, keine gehörige Erwärmung, so lassen sich alle diese Mängel für 4 — 5000 Rthlr. heben, und schwerlich wird der Staat für einen kleinen Theil des Wallgrundes zur Vergrößerung der Bühne einen hohen

Kaufpreis fordern. Zwar werden die Bewohner der Neustadt und des untern Theils der Altstadt ferner über den weiten Weg klagen, allein die ersteren gewinnen durch die Lage am Heerdenthore nichts, und die letzteren werden sich diese kleine Unbequemlichkeit ferner gefallen lassen, wenn es ihnen klar wird, daß sie das Bestehen einer in Bremen ohnehin sehr schwachen Anstalt damit fördern können.

Die Wichtigkeit einer solchen neuen Anlage ist freilich sehr groß, aber nur in so fern dabei die Gefahr in Betracht kommen muß, daß sie hier nicht werde bestehen können. Man hat immer behauptet, eine Theaterdirection könne hier jährlich nicht 3000 Rthlr., ja selbst 2000 Rthlr. Miethe für das Schauspielhaus tragen, — (in früheren Zeiten klagte man, wie ich mich zu erinnern glaube, selbst über 900 Rthlr, jährliche Miethe) und doch will man ein neues Haus bauen, was nach allergeringster Berechnung nicht unter 2500 Rt. — 2000 Rt. jährlicher Miethe hingestellt werden kann.

Ich schlage den Neubau auf dem gefährlichen Grunde am Heerdenthore mit Anschaffung von Decorationen und Allem, was zu einem neuen Schauspielhause nach jetzigen Erwartungen und Ansprüchen nothwendig ist, an auf Rt. 70,000

dazu der Ankauf des Grundes . . .	"	6,000
Verlust an Zinsen in den ersten Jahren bis zur Beendigung des Baues und für unvorhergesehene Fälle	"	4,000
	Rt.	80,000
davon setze ich ab die vom Patriotismus unterzeichneten Actiengelder	"	30,000
bleiben	Rt.	50,000

Diese 50,000 Rt. zu 5 pCt. Zinsen, was bei einem solchen Hause, einschließlich der jährlichen Feuerversicherungs-Prämie, wol nicht zu hoch seyn dürfte, macht jährlich 2,500 Rt. Wäre dieser Anschlag in der Meinung der Baulustigen zu hoch, so rechne ich noch 10,000 Rt. ab, dennoch bleibt immer eine jährliche Miethe von 2,000 Rt. Glaubt man dadurch das Theaterunternehmen in Bremen besser zu stellen, und glaubt man wirklich, das ein neues Haus das Interesse fürs Theater bedeutend heben werde?

Ich fürchte, man verrechnet sich in beiden Fällen sehr; denn wenn ein neues Haus im neuen und vergrößerten Style dasteht, dann werden auch dem angemessene Vorstellungen erwartet. Bekanntlich aber können dergleichen Leistungen nur bei Bühnen geschehen, wo jährlich große Summen dem Director zur Unterstützung gegeben werden, und läßt sich dieses hier erwarten? Die Actionairs, welche ihre 30,000 Rt. als ein verlorenes Capital hergegeben haben, können nicht wohl noch jährlich angesprochen werden, und von Andern sind dergleichen jährliche, immer wiederkehrende Opfer nicht zu erwarten, da hier der Sinn für Clubs und Kartenspiel bei weitem den Sinn für das Theater überwiegt. Die Schöpfer der neuen Anlage haben dann dem Staat wahrlich keine Wohlthat, sondern eine Last erzeugt, und werden die Ursache, daß die Mäßigkeit in den Ansprüchen, so wie solche den Umständen nach für eine Stadt wie Bremen sich schickt, verloren geht, und nach Dingen gestrebt wird, welche für uns unausführbar sind, und welche wir großen Residenzen überlassen müssen.

Nach dem, was verlauten will, sind es zwei Motive, welche die Baulustigen treiben, die neue Anlage zu fördern, einmal, der Aerger darüber, daß der vormalige Theaterverein nicht den Entschluß faßte, das alte Schauspielhaus zu kaufen, daß ein Auswärtiger entschlossener war, und zweitens, daß es verdrießlich sey, einem Auswärtigen täglich den Vortheil einer hohen Miethe auf Ko-

sten des hiesigen Publicums zu geben. Das erste Motiv wäre noch sehr leicht zu beseitigen. Man kaufe das alte Schauspielhaus, nicht zu dem Preise, wozu es der jetzige Eigenthümer gekauft hat, sondern man bewillige ihm einen billigen Ersatz seiner gehabten Baukosten, und man dürfte es dann zu 14 — 15,000 Rt. vielleicht kaufen; dann lege man zur Erweiterung und Verschönerung desselben noch 5,000 Rt. an, so kostet die Anlage 20,000 Rt. — jährlich 1,000 Rt. Miethe, und man braucht kein Geld auf Handfesten zu nehmen.

Haben die jetzigen Actionärs wirklich den patriotischen Eifer, für das Theater ein bedeutendes Opfer zu bringen, so werden sie ihr Geld eben so gern in das alte Haus legen, als in eine neue große Anlage, welche nicht bestehen kann. Wäre denn die Ankaufs-Summe von 14 — 15,000 Rt. vielleicht auch 1 — 2,000 Rt. höher, als Sachverständige streng taxiren mögen, so macht das für einen so ansehnlichen Verein ja nichts, die ganze Sache wäre ehrenvoll beendigt, und das obige zweite Motiv zerfiele von selbst. Ehrenvoll möchte ich meine patriotischen Mitbürger aus dem Kampfe treten sehen, um überhoben zu seyn, jenen beiden Motiven noch ein drittes hinzufügen zu müssen, nämlich die jetzige Modesucht, immer nur etwas Neues zu schaffen, gleichviel ob es wesentlich frommt oder nicht.

Den verschiedenen Andündigungen nach sollte man glauben, es werde mit dem Bau der neuen Anlage nun bald der Anfang gemacht werden, aber nach meiner Ansicht ist man noch sehr weit vom Ziele.

Die Aufforderungen an Bauunternehmer, um Risse und Anschläge einzuliefern, welche letztere bei dem angezeigten Flächeninhalt die Summe von 30,000 Rt. nicht übersteigen dürfen, lassen mich noch wenig Harmonie und gepflogene Ueberlegung voraussetzen. Nach meiner Ansicht sollte wenigstens unter 4 bis 5 der vom Bau begeisterten Actionairs ein Plan im Allgemeinen, und deren Wünsche dabei besprochen seyn; das neue Haus müßte schon in ihrer Idee vor ihnen liegen, und dennoch müßten sie den Unternehmern die Instruction, begränzt auf 30,000 Rt., ertheilen, sonst werden die Unternehmer verlegen seyn, welches Schauspielhaus sie zu ihrem Modell nehmen sollen, denn etwas Schönes muß ein solches Haus doch in allen Beziehungen seyn, wenn hernach Niemand etwas zu tadeln finden darf. Bekanntlich hat das schöne neue Schauspielhaus in Mainz — über 100,000 Rt. gekostet.

Ich bin neugierig, wie die Bauunternehmer ohne weitere Instruction der Aufforderung genügen werden. Auf alle Fälle wird es den baulustigen Actionärs sehr schwer werden zu wählen, ohne Gefahr zu laufen, daß das Publicum sich in seinen Erwartungen getäuscht sieht, welches für den interessanten Platz am Heerdenthore, oder auch für einen sonstigen Theil der Wall-Anlage in den Neubau einen interessanten Ersatz erwartet. Sollte es nicht besser seyn, den ganzen Plan des Neubaus noch aufzugeben, um dadurch der Möglichkeit, ja der Wahrscheinlichkeit zu entgehen, daß künftig zwei Schauspielhäuser neben einander Vorstellungen geben wollen, wobei die neue Anlage im Nachtheil gegen die alte, viel wohlfeilere, bleiben wird.

Ein Bürger.

Miscellen.

Der Dichter Graf August von Platen ist in Syrakus gestorben. Er hatte von Neapel sich nach Sicilien gewandt, die Einen sagen der Cholera wegen, die Andern, um wenigstens, wenn ihn eine Krankheit befiele, den Italienischen Aerzten zu

entgehen, die bei ihm den bösesten Ruf hatten, und auch wirklich meist noch immer den in Opern und Schauspielen persiflirten Aerzten gleichen sollen. Platen wurde in Syrakus krank, behandelte sich selbst und starb. Ob er nun wirklich an seiner eigenen Behandlung so früh dahin sank, wie der endlich gerufene Sicilianische Doctor behauptet, läßt sich schwer ermitteln. — Schade um den geistreichen Dichter, der zwar in seiner Weise nie dem Volke selbst sich vertraut machen konnte, immer aber einen ehrenwerthen Namen in unsrer Literatur sich erworben hat. Durch alle seine Gaben zieht sich neben der Eigenthümlichkeit ein vornehmer Eigensinn, der ihn von der Popularität abwendete, und mit diesem Zuge stimmt auch wohl der Bericht über seinen Tod, obwohl wir zugeben, daß er nicht bloß den Aerzten, sondern der Menschheit überhaupt nicht sehr freundlich gesonnen war.

Die Naval und Military Gazette macht auf die zahlreichen Schiffbrüche aufmerksam, welche in der Englischen Handelsmarine vorkommen und so manches Leben gefährden: namentlich gab das Scheitern von zwei mit Deportirten beladenen Schiffen an der Küste von Vandiemensland dazu Veranlassung. Es wird deßhalb vorgeschlagen, in allen Seehäfen des Reichs geschworne Aufseher zu ernennen, welche jedesmal, ehe ein Schiff in See sticht, schriftlich ihre Meinung abgeben sollen, ob es seefähig ist oder nicht, da die Beispiele von notorischer Unseefähigkeit (unseaworthiness) nur allzu häufig seyen. Die zweite Vorsichtsmaßregel ist, daß Jeder, der die Stelle eines Schiffsführers (Master) oder Hochbootsmann annehmen will, vorher ein praktisches Examen bestehen müsse.

Der Eishandel von Nordamerika nach Indien dauert fort, und man ist gegenwärtig beschäftigt, diesem Handel eine gewisse Regelmäßigkeit zu geben. Ein seltsamer Umstand ereignete sich auf einem der Schiffe, welches Eis nach Calcutta führte. Der Calcutta Courier erzählt die Sache mit folgenden Worten: So seltsam es auch klingen mag, die Brick Apthorp wäre beinahe durch Feuer zerstört worden, und zwar wegen des Eises, mit dem sie beladen war. Als man die Verdeckthüren öffnete, fand man die Balken beinahe in Brand wegen der Hitze einer große Menge Stroh, womit das Eis eingehüllt war.

Gottesdienst.

Sonntag, den 31. Januar.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Past. Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr.
Hr. Pastor Pauli	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Candidat Frerichs....	St. Ansgarii	9 „
Hr. Dr. Böckel	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Dr. Pletzer.....	— — —	1 „
Hr. Pastor v. Hanffstengel	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor Iken.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Toel	— — —	1 „
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Hr. Pastor Meinerzhagen.	Armenkirche	8 „
Hr. Pastor Probst	St. Johannis	7 „ Messe
Hr. Pastor Wemer.....	— — —	9 „ Hochamt
Hr. Pastor Probst	— — —	10 „ Predigt
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8½ „
	— — —	12 „
	— — —	3 „

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 80.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreund Nro. 9.

Bremen, Sonntag den 31. Januar 1836.

Gestorben:

Nro. 104. Den 26. Januar. Des Gastwirths Hinr. Hagens Ehefr., geb. Wenzel, 21 Jahr; Westerstraße Nro. 86.

— 105. Den 26. — Der Stuhlmacher Conrad Theodor Holste, 50 Jahr; Schwanenstraße Nro. 30.

— 106. Den 26. — Der Fuhrmann Joh. Friedr. Wilh. Grundmann, 42 Jahr; hint. Heerdenthorswall Nro. 72.

— 107. Den 27. — Des Cigarrenmachers Peter Heinrich Jungmann Tochter, 1 Jahr; gr. St. Annenstraße Nro. 12.

— 108. Den 27. — Des verst. Schneidermeist. Christoph Greve Wittwe, geb. Fette, 76 Jahr; große Rosenstraße Nro. 32.

— 109. Den 27. — Des verst. Renteniers Matthias Carl Friedr. Estienne Wittwe, geb. Voget, 69 Jahr; Papenstraße Nro. 8.

Nro. 110. Den 27. Jan. Des Kaufmanns Joh. Friedr. Bockelmann Sohn, 4 Monat; am Markt Nro. 3.

— 111. Den 27. — Des Uhrmachers Anton Friedrich Pieper Sohn, 3¾ Jahr; beim Fangthurm Nro. 2.

— 112. Den 28. — Catharina Kruse, 62 J.; Wachtstr. Nro. 2.

— 113. Den 28. — Des Arb. Gerd Hinrich Garlichs Tochter, ¾ Jahr; Buntenthorssteinw. N. 101.

— 114. Den 28. — Der Maurermeister Hinrich Görcks, 36 Jahr; Bleicherstr. Nro. 57.

— 115. Den 29. — Des Hökers Johann Friedrich Tolle Ehefr., geb. Villmer, 71 Jahr; kl. Krummenstr. Nro. 45.

— 116. Den 29. — Des Arb. Gerd Heinrich Gräper Tochter, 2 Mt.; Eckhardts-Gang Nro. 4.

Geburten:

Nro. 92. Den 25. Januar. Des Schneidermeist. Carl Heinr. Friedr. Hoppenberg Ehefr., geb. Seedohm, Jakobikirchhof Nro. 6; von einem Mädchen.

— 93. Den 25. — Des Rademachers Johann Justus Kruse Ehefr., geborne Vöge, Schwachhausen Nro. 26; von einem Mädchen.

— 94. Den 25. — Des Kunstdrechslers Friedr. Wilh. Höch Ehefr., geb. Schmalz, Faulenstr. N. 63; von einem Knaben.

— 95. Den 27. — Des Landmans Arend Seekamp Ehefr., g. Hagens, Kohlhökerstr. Nro. 1; v. e. Knaben.

Nro. 96. Den 27. Januar. Des Kahnschiffers Ernst August Velter Ehefrau, geborne Thomsen, hinterm Stephanithorswall Nro. 34; von einem Knaben.

— 97. Den 28. — Des Schneiders Hinrich Ludwig Harmeyer Ehefr., geb. Prehn, Kiefstr. N. 3; von einem Knaben.

— 98. Den 28. — Des Knopfmachers Christian Friedr. Jacobsen Ehefr., geb. Meyer, Jacobistraße Nro. 13; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 24. Der Schiffskapitän Ratje Siedenburg hieselbst und Sophia Dorothea Holzmann zu Winsen an der Aller.

— 25. Der Arb. Joh. Friedrich Kracke und des verstorb. Schuhmachers Georg Ludwig Böhling Wittwe, Margaretha Hedewig Meyer hieselbst.

— 26. Der Schuhmacher Diedr. Christ. Gronemann, gen. Grönemann, und Philippine Lüders hieselbst.

— 27. Der Arb. Albert Buse und Adelheid Siemerling hieselbst.

Nro. 28. Der Krameramtsgenosse Johann Frieder. Köhnen hieselbst und Sophie Adolphine Mathilde Bertha Ludwig aus Münden.

— 29. Der Schuhmacher Johann Conrad Meincke zu Bröckel, Amts Eicklingen, und Christina Margar. Andreas Stockmann aus Zarnstorf bei Boitzenburg.

— 30. Der Zimmergesell Joh. Matthias Krüger hieselbst und Luise Christine Dorothee Dietz aus Hamersleben.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 10.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 4. Februar 1836.

Nicht mehr verfolgt wird Lehr' und Meinung,
Nicht gilt vor Gottesdienst ein Brauch;
Nur Lieb' ist aller Kirchen Einung,
Der Tempel und Moscheen auch. J. H. Voß.

Friede sey mit euch! *)

So lange sich die Christenheit noch trennet
In dieses oder jenes Kirchenreich,
Und nach so vielen Namen sich noch nennet,
Ist wohl nicht passend, „Friede sey mit euch!"

So lange noch der Lehrer warnt die Hörer
Vor andern Christen, die er Ketzer schilt;
So freut sich zwar der alte Friedensstörer,
Doch — „Friede sey mit euch!" bleibt unerfüllt.

So lange noch ein Katholik zu finden,
Ein Lutheraner, Quäker, Methodist,
Und and're Secten, nein, so kann nicht binden
Das „Friede sey mit euch!" den Christ an Christ.

So lang' der Unterschied nicht wird geschleudert
In Meereswogen der Vergessenheit;
Solch Unsinn nicht durch Gleichheit wird gesäubert,
Wär': „Friede sey mit euch!" Vermessenheit.

So lange man noch bildet Proselyten
In diesem oder jenem Glaubensbund;
Noch finst're Hirten finst're Heerden hüten,
Laßt „Friede sey mit euch!" noch aus dem Mund.

So lange Thoren ziehen nicht die Schleier
Von ihren Augen, die auf sie der Feind
Boshafter Weise warf, durch seine Geyer,
Das „Friede sey mit euch!" noch dunkel scheint.

Wenn aber herzlich bieten sich die Hände,
Die Lehrer alle, in der Christenheit;
Dann wird sich nahen aller Feindschaft Ende,
Und — „Friede sey mit euch!" die Liebe weiht.

Wenn sie vereint zum Grunde legen werden
Das Wort des Herrn, das lichte Bibelbuch,
Und sie als Boten predigen auf Erden
Das „Friede sey mit euch!" der Liebe Spruch.

*) Wir entlehnen das obige Gedicht der in Philadelphia erscheinenden Zeitschrift „Die alte und neue Welt". Erfreulich ist es, daß sich auch in dem Lande der Secten solche Stimmen erheben. Die Red.

So zieht zu Rathe neben Gottes Worte
Auch die Vernunft, ihr Lehrer jung und alt!
Vereinigt euch in Liebe an dem Orte
Wo — „Friede sey mit euch!" es laut erschallt.

Befolget streng des guten Hirten Sprache,
Wirkt unermüdet thätig fort und fort;
Bis sie errungen ist die heil'ge Sache,
Und „Friede sey mit euch!" tönt aller Ort.

Wenn eine Heerde ist in allen Welten,
Ihr Hirt der Stifter von dem Christenreich;
Dann wird als Losungswort den Schafen gelten
Der Gruß des Hirten: „Friede sey mit euch!"

A. Schwarz.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Beschluß.)

Diese Ansicht vertheidigte auch Dr. Lardner in einem vor dem Dubliner naturforschenden Verein am 12. August dieses Jahrs gehaltenen sehr sachreichen Vortrag über Dampfwagen und Eisenbahnen. Er bemerkte unter Andern, daß man gegen die letzteren den Einwurf ihrer Unanwendbarkeit auf hügeligen Wegen gemacht habe, und hob dagegen das Auskunftmittel der Tunnels hervor, indem er das Beispiel eines solchen Tunnel auf der Eisenbahn zwischen London und Birmingham anführte, der anderhalb Englische Meilen lang ist. Wenn man ferner wirklich annehme, daß die Kraft des Dampfes in ihrer Anwendung zur Forttreibung von Wagen jetzt schon auf das Maximum gesteigert sey, was er indeß durchaus nicht glaube, so könnten doch mit den Maschinen, wie man sie gegenwärtig konstruire, bei ihrer äußersten Anstrengung 60 Engl. Meilen (über 12 Deutsche, also das Doppelte der Schnelligkeit des Dampfwagens zwischen Brüssel und Mecheln) zurückgelegt werden, mit welcher Schnelligkeit er auf der Bahn zwischen Manchester und Liverpool selbst gereist sey. Die unermeßlichen daraus hervorgehenden Vortheile für alle Geschäfte des bürgerlichen Lebens brauche er nicht erst in das Licht zu setzen. Nächstdem ging Lardner's Vortrag auf einen sehr gründlichen Beweis der Vorzüge vollkommen wagerechter Bahnen ein, indem ein einziger Fuß Steigung auf 250 Fuß den zu überwindenden Widerstand gegen den Zug um das Doppelte vergrößere, eine Behauptung, deren genaueste Richtigkeit wir auf sich beruhen lassen. Manche andere Details dieses eben so gelehrten als praktischen Vortrags unterdrücke ich, um dem Gegenstande keinen unverhältnißmäßigen Raum zu schenken; aber ich gestehe, daß ich mich ungern davon losreiße. Die Anwendung der Dampfwagen und Dampfböte scheint mir für die merkantile Welt werden zu sollen, was die Erfindung der Buchdruckerkunst einst für die literarische gewesen ist: es wird sich eine ganz neue Aera von derselben an datiren, und Niemand wage zu bestimmen, wie weit und hell das Licht noch leuchten kann, welches dieser neue Prometheusfunken entzündet hat. Dennoch scheint auch die Kraft des Dampfes noch nicht das Aeußerste zu seyn, was der sinnende Menschengeist in dieser merkwürdigen Zeit zur Vervollkommnung der Lebenseinrichtungen aufgeboten hat, und wir erfahren beim Schlusse dieses Berichts von einer in diesen Augenblick in Frankreich gemachten, noch folgereicheren Entdeckung: Thilorier's Entdeckung nämlich, das kohlensaure Gas nicht nur in eine tropfbare Flüssigkeit, sondern in einen festen Körper zu verwandeln. Um zuvörderst das Mißtrauen gegen diese fast fabelhaft klingende Behauptung zu entfernen, führen wir an, daß die Pariser Akademie in ihren beiden letzten Sitzungen vorzugsweise mit Anhörung des Kommissionsberichts über diese verwundernswürdige Entdeckung beschäftigt gewesen ist, und daß der Vorsitzende der Kommission, der berühmteste unter den jetzigen Chemikern Frank-

reichs, Thénard, die Richtigkeit des Faktums anerkennt.

Wir dürfen daran erinnern, daß die Kohlensäure, d. h. die im freien Zustande bisher nur in Gasgestalt bekannt gewesene Verbindung von Kohlenstoff und Sauerstoff, einer der am allgemeinsten verbreiteten Stoffe in der ganzen Natur ist. Die Kohlensäure macht einen bedeutenden Theil unserer Atmosphäre aus; die Kohlensäure dampft uns bei allen Gährungen, aus dem moussirenden Biere, wie aus dem Champagner, entgegen, und sie bildet sich beim Verbrennen der Kohle und aller kohlehaltigen Körper unter dem Zutritt der Luft. Bis jetzt hat die Chemie dieses Gas an und für sich, wie gesagt, für eine Substanz ausgegeben, deren Luftform unter keinerlei Umständen und in keinerlei Temperatur verändert werden könne. Diese Luft nun verwandelt Thilorier in einen festen Körper; und die Mitglieder der oben erwähnten, zur strengsten Prüfung seiner Angaben niedergesetzten Kommission überzeugten sich durch den Augenschein von der unendlich merkwürdigen Thatsache, „daß,“ wie es im Bericht selbst heißt, „ein Stück Kohlensäure fest wie ein Stück Eis, in ihrer Hand verschwand und sich in kohlensaures Gas verwandelte.“ Durch diese Möglichkeit der Verdichtung und nachherigen Wiederverflüchtigung der Kohlensäure ist aber eine Expansionskraft gegeben, gegen welche die Wirkungen unsers Schießpulvers und unserer Dämpfe ganz unbedeutend erscheinen. Man kann ferner durch diese Verwandlung einen außerordentlichen Grad von Hitze und Kälte erzeugen, und es ist, was den Leserinnen vielleicht noch wichtiger erscheinen wird, dadurch ein großer Schritt zur künstlichen Darstellung der Diamanten geschehen, da der Diamant bekanntlich weiter nichts ist, als der reinste Kohlenstoff *) in fester Form. Bestätigt sich diese Entdeckung also, woran kaum zu zweifeln steht, in ihrem ganzen Umfange, so ist das Außerordentlichste gefunden, und ich erwarte nur nähere Mittheilungen, um augenblicklich darauf zurückzukommen.

*) Man verwechsle Kohlenstoff nicht mit der hier in Rede stehenden Kohlensäure. Die letztere entsteht aus dem ersteren erst durch Verbindung mit dem Sauerstoff. Der Diamant, eben als verdichteter Kohlenstoff, verbrennt in Sauerstoffgas ohne Rückstand, und das Produkt ist reines kohlensaures Gas. Letzteres aber verdichtet Thilorier.

Die junge Literatur.

(Fortsetzung.)

Sie verfuhren systematisch. Durch die Rückkehr zu Rousseau, Voltaire und zu dem Materialismus der Französischen Revolution suchten sie politische Sympathien zu gewinnen. Durch die Nachahmung der giftigen Neufranzösischen Romane und Trauerspiele suchten sie auf die belletristische Lesewelt zu wirken, durch den Wiederabdruck der Wolfenbüttel'schen Fragmente suchten sie sich ein wissenschaftliches Ansehen zu geben und wohl gar die Autorität des edeln Lessing für ihr lasterhaftes Treiben auszubeuten, und durch die Schmähung berühmter Gottesgelehrten (Schleiermacher) suchten sie die theologischen Autoritäten der Gegenwart zu untergraben. Sodann stellten sie Hegel und Goethe als die Propheten eines neuen Glaubens dem alten Christenthum entgegen und wußten die Sophistik des Einen so gut für ihren Materialismus zu benutzen, wie die poetische Frivolität des Andern. Ihre Operationslinie ist geschickt gewählt und sehr ausgedehnt, wie diese verschiedenartigen Positionen, von denen sie ausgehen, beweisen. Welche Jugend wäre fest genug, durch eine so vielseitige Sophistik nicht wenigstens gewaltige Perturbationen in ihrem noch elastischen Geiste zu erleiden?

Sie begnügten sich aber nicht damit, sich älterer und fremder Autoritäten zu bedienen, sie

wollten auch selbst originell, jeder dieser kleinen Leute wollte der neue Messias des Unglaubens seyn. Schon Heine, und er zuerst, nannte sich so. Ich lasse hier Börne sprechen: „Heine spielt den Antichrist, während Voltaire, dieser große Schriftsteller, nur Johannes den Täufer, den Vorläufer des Antichrists, gespielt hat. „Voltaire,“ sagt Hr. Heine, „hat nur den Leib des Christenthums verwundet.“ Allein ihm selbst, dem armen Manne, ist das beschwerliche Amt zu Theil geworden, das innere Wesen des Christenthums zu vernichten. „Die Grundidee des Christenthums,“ sagt ferner Hr. Heine, „ist die Vernichtung des sinnlichen Lebens.“ Er hat von der Vorsehung die Sendung erhalten, die Rechte des Fleisches wieder geltend zu machen. Danken wir der Vorsehung, daß sie, und zwar ganz ausdrücklich zu Gunsten des Hrn. Heine, einen neuen Lehrstuhl der Rechte geschaffen hat, um die Rechte des Fleisches zu lehren!

Aber es sind nicht allein die Rechte des Fleisches, welche Hr. Heine zurückfordert, er streitet auch noch für die Wiedereinsetzung der ganzen Materie. Hier ein Stück seiner prächtigen Rede: „Kant hat den Himmel im Sturme erobert, und „die ganze Garnison über die Klinge springen lassen. Da liegen die Leibgarden Gottes leblos „ausgestreckt; er selbst schwimmt in seinem Blute; „fortan kein göttliches Erbarmen, keine väterliche „Güte, kein Lohn der Zukunft für die Entbehrung „der Gegenwart mehr; die Unsterblichkeit der Seele „liegt in den letzten Zügen, man hört nichts als „Röcheln und Stöhnen.“

„Die Menschheit seufzt nach derberen Gerichten, als nach dem Blute und dem Fleische des „Herrn Christus. Die Menschheit lächelt mitleidig über die Träume ihrer Jugend . . . und sie „wird männlich praktisch. Die Menschheit opfert „jetzt dem Systeme der irdischen Nützlichkeit . . . „und dann, muß man der Materie große Sühnopfer darbringen, damit sie die alten Beleidigungen vergißt. Es wäre sogar nicht übel, wenn „man Feste der Sinnlichkeit anstellte, und die „Materie für ihre vergangenen Leiden entschädigte, „denn das Christenthum, unfähig sie zu vernichten, „hat sie bei jeder Gelegenheit entehrt. Es hat „die edelsten Genüsse herabgewürdigt, die Sinnen „wurden zur Heuchelei gezwungen, und überall „war nichts als Lüge und Sünde. Man muß „unsere Frauen mit neuen Hemden bekleiden und „alle unsere Gedanken wie nach den Verheerungen „einer Pest mit Wohlgerüchen durchräuchern.“

So Heine. Mehrere andere Jünglinge jauchzten ihm zu und machten großen Lärm von dem neuen Evangelium der Sinnlichkeit. Einer derselben taufte die neue literarische Gemeinde mit dem Namen des „jungen Deutschland“ ohne die Verwegenheit zu haben, sich selbst zum Haupt desselben aufzuwerfen. Diese Rolle übernahm Gutzkow.

Ich nehme Anstand, hier noch einmal wörtlich die Lästerungen zu wiederholen, die Gutzkow gegen die Person Christi, gegen die Apostel, gegen das Christenthum, ja gegen alle Religion ausgestoßen hat. Er erklärte es für ein Unglück, daß man je an einen Gott geglaubt habe. Für eben so verderblich erklärte er die Moral, die Schamhaftigkeit und alle auf sie gebauten menschlichen Institute, insbesondere die Ehe. Ganz übereinstimmend erklärte Wienbarg die Emancipation des Fleisches als das Ziel der Weltgeschichte, als die höchste Aufgabe der Menschheit. Der Erreichung dieses Zieles stünde nur das Christenthum und die christliche Moral im Wege, sie müsse man also hinwegräumen. Luther habe durch den Verstand das Christenthum untergraben, ohne zu wissen, wo hinaus. Goethe habe dagegen der Menschheit erst diesen Weg, wohinaus, gewiesen,

indem er die Sinnlichkeit zum Gesetze erhoben habe. Diese neue weltgeschichtliche Lehre entwickelt Wienbarg völlig systematisch, und ohne sich im geringsten zu schämen, sieht er in der „schönen That“ oder in dem, was Gutzkow „den entzückenden Augenblick“ nennt, nämlich in der thierischen Wollust, das Höchste, wozu der Mensch geboren sey, und in einer allgemeinen ungezügelten Lüderlichkeit aller Männer und aller Weiber, in einer unermeßlichen Hetärenrepublik, in einer allgemeinen und immerwährenden Orgie das Höchste, wozu die ganze Menschheit geboren sey. Um aber das Christenthum zu untergraben, läugnet Wienbarg Gott und die unsichtbare Welt überhaupt, nennt dieß eine Pfaffenlüge, und behauptet, es habe immer nur eine sichtbare Welt gegeben, und alle Wollüste in dieser zu genießen, sey das Recht jedes Menschen; wer es nicht thue, sey ein Dummkopf.

Bei Schiller heißt es einmal „gieb Acht, daß du Gottes nicht spottest, da du seiner am meisten bedarfst.“ Sollte das nicht auf Deutschland in seiner gegenwärtigen Lage passen? Zwanzig Jahr nach den Verzweiflungskriegen, in denen wir Gott anriefen als in der höchsten Noth, und nach denen wir ihm dankten mit heißen Thränen, glauben wir jetzt schon wieder so sicher zu seyn und ist uns so wohl, daß wir des Ewigen spotten? Im Angesicht einer unruhigen Zeit, deren erschütternde Bewegungen erst begonnen haben, macht sich eine Rotte, die sich für die wahren Repräsentanten der Deutschen Jugend ausgiebt, den Spaß, feierlich den alten Gott abzusetzen. Kann ein solcher Frevel ohne Strafe bleiben?

Wenn Völker so unreines Blut in sich erzeugten, war es allemal ein böses Zeichen. Als einst im wollüstigen Paris eine Horde von Atheisten, buhlerischen Herzoginnen, entnervten Prinzen, philosophischen Speichelleckern, poetischen Krüppenreitern ihre nächtlichen Orgien feierten, und sich an Witz überboten, wer den alten Gott am feinsten verspotten könne, sah Cazotte, plötzlich zusammenschaudernd, in einer gräßlichen Vision die ganze Tischgesellschaft blutend mit abgeschnittenen Köpfen, zerfleischten Leibern, ganz so, wie ein paar Jahre nachher dieselben Personen wirklich unter den Säbeln der Septembriseurs bluteten. In dieser Erzählung, sey sie auch nur eine Sage, liegt ein tiefer Sinn, wie in den alten Volkssagen. Die Gottheit läßt sich nicht ungestraft verspotten, und der frevelhafte Spott selbst ist schon das Zeichen einer Krankheit und Zerrüttung in der Gesellschaft, die sich früher oder später auf die furchtbarste Weise selbst bestraft. Dann büßen aber nicht bloß die Schuldigen, sondern auch die, denen die witzige Blasphemie ein unschuldiger Scherz geschienen hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Polargegenden.

Seitdem das Festland Americas entdeckt und die Passage nach Ostindien über das Vorgebirge der guten Hoffnung aufgefunden worden, erregten diese beiden, ewig merkwürdigen Ereignisse lebhaft die Eifersucht der anderen Europäischen Seemächte, welche Theil nehmen wollten an den Reichthümern, welche Spanien und Portugal in diesen beiden Ländern sammelten. Zahlreiche Expeditionen fanden deßhalb Statt, um dahin auf verschiedenen Wegen gelangen zu können. Man wußte wohl, daß America westlich von Europa lag, kannte aber dessen Größe nicht, und hoffte, daselbst entweder Länder zu entdecken, welche die Spanier noch nicht ausgebeutet, oder direct nach Ostindien zu gelangen, indem man den langen Umweg vermied, welchen die Portugiesen um den Süden Africas machen mußten. Zu diesem Zwecke mußte man im Norden Americas in den Polargegenden eine See-

communication vom Atlantischen Ocean zum großen Ocean aufzufinden suchen, welche, wenn man sie gefunden, den Weg nach Japan und China um mehrere tausend Lieues abgekürzt hätte.

Vor Allem scheint es uns nun nützlich, einige Worte über den Schauplatz zu sagen, auf welchem man diesen Zweck mit so lobenswerther standhafter Beharrlichkeit verfolgt hat. Das Resultat war nun zwar für die Entdeckung des gewünschten Durchweges durchaus fruchtlos, hat uns aber doch wenigstens eine genaue Kenntniß der ganzen Küstengegend des nördlichen Americas verschafft.

Nichts giebt wohl eine geeignetere Idee des Chaos, als die Polargegenden. Man kennt hier nur zwei Jahreszeiten, den Winter und Sommer. Einen Uebergang von unerträglicher Kälte zur furchtbarsten Hitze des Sommers, der in Spitzberg fünf, in Grönland drei Monate, und kaum einen Monat in Island dauert, giebt es nicht. In den Intervallen, welche die Climate der Eiszone bilden, verläßt die Sonne den Horizont nicht, und erzeugt ähnliche Wirkungen, wie in den Aequatorzonen. Entgegengesetzt muß nun natürlich das gänzliche Verschwinden der Sonne wirken, und davon ist der ungeheure Frost die Folge, dessen Grad kein Quecksilber mehr anzuzeigen im Stande ist. In etwas wird man für diesen Mangel der Tagesfackel durch das häufige Erscheinen jener elektrischen Lichtstrahlen entschädigt, welche unter dem Namen Nordlichter bekannt sind. Auch hat man hier Gelegenheit, was wunderbare Phänomen der Luftspiegelung im höchsten Glanze zu bewundern. Andrerseits trägt das System der beständigen Luftströmungen in der Atmosphäre wesentlich dazu bei, durch Uebertragung und Zerstreuung der Wärme der außerordentlichen Ungleichheit der Jahreszeiten in diesen hochgelegenen Breiten vorzubeugen. Außerdem bietet die Oberfläche des Oceans durch die Alternativen von Eis und fließendem Wasser eine unübersehbare Decke dar, auf welcher sich das Uebermaß der Wärme und Kälte durch Gegenwirkung mildert. In der Nähe des Pols wirkt die Sonne im Augenblick der Tag- und Nachtgleiche ein Viertel Mal so stark, als beim Aequator, so daß sie binnen einem Tage eine Eisfläche von anderthalb Zoll Dicke zu schmelzen vermag. Auch hat die Luft durch die Verdünnung hier eine vermehrte Empfänglichkeit oder Attractionskraft für die Wärme. Ist es nun der übermäßigen Kraft der Sonne gelungen, eine große Eismasse zu schmelzen, so folgt ein kurzer und zweifelhafter Zwischenraum von warmer Jahreszeit. Nach einigen Wochen fängt der nur noch von einigen schräg fallenden, geschwächten Sonnenstrahlen heimgesuchte Boden wieder an zu frieren, und die Kälte gewinnt gleich darauf wieder alle Herrschaft. Im Monat August fängt es an, zu schneien, und noch vor dem Monat October ist die Erde mit 2 bis 3 Fuß hohem Schnee bedeckt. Schnell verwandelt sich an den Küsten und in den Baien das süße Wasser der Bäche oder des früher geschmolzenen Schnees in eine feste Masse. In dem Maße, als die Kälte zunimmt, zersetzt die Luft ihre Feuchtigkeit in Nebelform, der sich bald in transparenten Reif verwandelt, dessen scharfe Spitzen die Haut schmerzlich verwunden. Verschwenderisch verbreitet sich dieser Reif in phantastischen Massen, indem er sich an jeder Hervorragung festhängt; die ganze Oberfläche des Meeres raucht wie ein unendlicher Ofen, weil das Meer relativ minder kalt ist, als die äußere Luft. Endlich verkünden das Verschwinden des Nebels und die Reinheit der Atmosphäre, daß auch die obere Luftlage von gleichem Frostgrad durchdrungen ist; die weiten Gewässer überziehen sich nun mit Eis, das sich oft in einer Nacht um einen Zoll verdickt. Das Dunkel eines langen Winters bedeckt das

eisige Festland, undurchdringlich wird diese Finsterniß, wenn nicht von Zeit zu Zeit geheimnißvolle Mondesstrahlen erglänzen, um das Schauerliche dieser trostlosen Scene kund zu thun. Der in ein Bärenfell gehüllte Esquimo vergräbt sich mit seinem wenigen Vorrath, der oft so friert, daß er ein Beil zu Hülfe nehmen muß, in seine Schneehütte; er hört die Felsen im fürchterlichen Froste krachen, und ein großer Todesschleier verhüllt das ruinenreiche Schauspiel.

Erscheint nun endlich die Sonne wieder am Horizont, so nimmt auch die Kälte stufenweis ab. Im Monat Mai verläßt der Eingeborene die Schneehütte und geht seinem Handwerke, der Fischerei nach; nach und nach schwindet der Schnee, das Eis löst sich von den Felsen mit Donnergeräusch; ungeheure Eisfelder reißen sich los, und werden von den Strömungen zertheilt. Zuweilen zerstoßen sie sich selbst an einander, und zerreiben sich zu Atomen. Vor dem Ende des Juni sind fast alle diese gefrorenen Massen verschwunden; aber noch ist die Atmosphäre beständig feucht, und mit Dünsten angefüllt. Zu dieser Zeit bedeckt gewöhnlich ein dichter Nebel die Oberfläche des Meers, indem die untere Luftschicht sich ihrer Feuchtigkeit zu entledigen beginnt. Im Monat Juli verschwindet auch dieser Nebel, und die Sonne strahlt im lebhaftesten Glanze.

Wie kurze Zeit nun auch immer diese Herrschaft der Sonne in den hohen Breiten währt, so wird die Luft auf dem festen Lande doch mit erstickender Hitze erfüllt. Dieß sich mit der Feuchtigkeit mischende Uebermaß von Hitze erzeugt Wolken von Mosquitos, deren giftiger Stachel die Esquimo's zwingt, Zuflucht in ihren Hütten zu suchen, wo sie sich in dichten Rauch hüllen. Feuchtigkeit ist der durchgängige Character der Regionen des Nordpols, so daß sie den größten Theil des Jahres hindurch mit kalten Nebeln bedeckt sind. Selten erscheint der Himmel rein, außer während einiger Winterwochen, wo die Kälte auf der Oberfläche am intensivsten ist.

Zum Glück hat die Vorsehung den Eingebornen Mittel an die Hand gegeben, um die fürchterliche Kälte zu ertragen, der sie ausgesetzt sind. Sie ziehen sich in ihre Schneehütten zurück, und verbringen hier die Stunden in träger Ruhe.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Etymologie.

Ursprung des Worts Galla. Bei den Arabern heißt Challas ein weites Kleid, das man leicht aus- und überziehen kann, wie eine Art Mantel. Die Morgenländischen Fürsten pflegten denselben ihren Dienern zu schenken, und das Oberkleid, welches der Türkische Kaiser auswärtigen Gesandten von christlichen Höfen überschickt, darin vor ihm zu erscheinen, heißt auch Challas. — Juppe kommt ebenfalls aus dem Arabischen Gjubbe her, das einen weiten Mantel bedeutet, und Athlass ist auch Arabisch. — Im Plattdeutschen heißt glant so viel als schön, schmuck, und kommt entweder von galant oder von Glanz, glänzen her. Im Griechischen heißt γλαύσσω, γλάω, ich leuchte, glänze. Sollte damit nicht Galla zusammenhängen?

Livree. Im Mittelalter pflegten die Abendländischen Fürsten ebenfalls ihre Diener mit Kleidern, die sie ausgezogen, zu beschenken, welche sie liberatas Vestes nannten. Vermuthlich daher die Benennung Liberey, Livrey. — Diese Ableitung ist besser als die von Dippoldt, nach welchem der Name von liefern entstanden seyn soll, indem zu Karl's des Großen Zeiten, aus der Garderobe des Kaisers jedem Vasallen zu hohen Festen ein Hofkleid ausgetheilt wurde.

Aß und Daus. Das Wort Aß ist das Französische as, die Eins im Kartenspiele, welches

vom Lateinischen as, assis herkommt, und dieß wieder vom Griechischen εἷς. Es wird bekanntlich vorzugsweise im Französischen Kartenspiele so genannt. Bei den Deutschen Karten bedeutet dasselbe das Wort Daus, welches Wachter fälschlich durch unum, totum, omne erklärt, es ist vielmehr aus dem Französischen deux entstanden, denn in der Deutschen alten Spielkarte, hat das Daus zwei Augen. So sagt man auch im Tricktrack, wenn man eins und zwei wirft: Aß, Daus. Man sagt auch im Sprichwort: er hält sich wie ein Daus, d. i. comme deux. — So spricht Hans Rosenplüt im 15ten Jahrhundert von Tauseß, Kötterdrey und Seßzinkt im Kartenspiel, d. i Deuxass, Quatre-trois und Six-cinq. — Eben so kommt das Wort Pasch und passen von passer her.

Schulfuchs. Nach Richey (in seinem „Hamburgischen Idioticon") nicht von Schule, sondern vom Altdeutschen Worte schulen, d. i. lauern, lauschen, was mit schielen fast identisch ist und wahrscheinlich ein Diminutiv von schauen (plattdeutsch schuen), so wie: kösteln, schwänzeln, liebeln u. a. So sagen die Plattdeutschen: „he schuult as en Voß!"

Laquai. Von läcken, Altdeutsch hüpfen, laufen. „Die Lahmen werden läcken wie ein Hirsch."

Baron. Der Name Barone oder Baren bezeichnet schon in den ältesten Deutschen Gesetzen freie Männer, die wahrscheinlich unmittelbar unter dem Bann des Königs standen. Luden leitet das Wort her von Wehr (War, Var, Bar) königliche Wehren. Dafür zeugt das Spanische Varon und das Altfranzösische Bers. Andere erklären es für Bauer, Altdeutsch Bawr, wofür das Wort Nachbar spricht. — Die beste Etymologie scheint aber die von Baren, welches Altdeutsch das Kind, der Sohn heißt. Das Zeitwort baren hieß überhaupt tragen, daher die Bahre, Barke, Barett; der Schooß heißt Gothisch Barma. Damit hängt noch das jetzige gebären zusammen; auch in den Scandinavischen Sprachen heißt Barn das Kind. Es mochte daher das Kind eines edlen Hauses κατ' ἐξοχὴν, Baren, Baron genannt werden, so wie die Spanische Bezeichnung Infant. — Es wäre der Mühe werth, zu untersuchen, inwiefern und ob folgende verschiedene Zusammensetzungen der Silbe Bar, die eine ächt Deutsche ist, zusammenhangen: Baron, Nachbar, Baarschaft, Goldbarren, barfuß, ausführbar, Bär, Barde u. A.

Der blaue Montag. Der blaue Montag war ehedem der Montag vor Anfang der Fasten. Im 16. Jahrhundert pflegte man in Deutschland die Kirchen blau auszuschmücken. Dieß that man Montag vor Aschermittwoch, und nannte denselben den blauen Montag (so wie der grüne Donnerstag um Ostern). Bald wurde dieser Montag zu einem Feiertag von den Meistern gemacht, und die andern Fasten-Montage auch gefeiert. Auf diese Art entstand hernach der blaue Montag aufs ganze Jahr.

Kokarde wurde ehemals Coquarde geschrieben, und stammt von den Hahnenfedern, die noch jetzt die Tyroler und andere Völker auf den Hüten tragen.

Schütz.

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreund Nro. 10.

Bremen, Donnerstag den 4. Februar 1836.

Gestorben:

Nro. 117. Den 27. Januar. Des Kaufmanns Diedr. Motz Ehefr., geb. von Kapff, 27 Jahr; Martinistraße Nro. 14.

— 118. Den 28. — Des Kaufmanns Joh. Georg Pajeken Tochter, 5¼ Jahr; Langenstr. Nr. 132.

— 119. Den 29. — Des verstorb. Arb. Brünje Matfeld Wittwe, geb. Meyer, 85 Jahr; Armenhaus.

— 120. Den 29. — Der Arb. Cord Wieloh, 45 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 296.

— 121. Den 29. — Der Drechslergesell Joachim Diedr. Siemers, 26 Jahr; Sögestraße.

— 122. Den 29. — Der ehemalige Soldat Peter Krohme, 32 Jahr; im Detentionshause.

— 123. Den 30. — Des Arb. Joh. Diedr. Zufall Ehefr., geb. Clousing, 36 Jahr; Hastedt Nr. 104.

— 124. Den 30. — Des verst. Schiffszimmermanns Ludwig Schröder Wittwe, geborne Hashagen, 91 Jahr; Düsternstraße Nro. 91.

Nro. 125. Den 30. Jan. Des Arb. Joh. Michael Lotz Sohn, 8 Tage; vor den drei Pählen Nro. 10.

— 126. Den 30. — Des Freischlachters Joh. Frese Tochter, 22 Wochen; Grafenstraße Nro. 40.

— 127. Den 30. — Der Kaufmann Baltus Martens, 71 Jahr; am Wall Nro. 29.

— 128. Den 30. — Des Schneiders Joh. Albert Ahrens Sohn, 8¾ Jahr; Doventhorssteinweg N. 63.

— 129. Den 30. — Des Maurers Chr. Herm. Matfeld Sohn, 1¼ Jahr; Dreckort Nro. 12.

— 130. Den 31. — Des Schmiedermeisters Joh. Herm. Corßen Tochter, 17 Wochen; große St. Johannisstraße Nro. 77.

— 131. Den 1. Februar. Des verstorb. Matrosen Franz Knieff Wittwe, geb. Lüking, 60 Jahr; im Polnischen Bock.

— 132. Den 1. — Des Fuhrmanns Joh. Wilh. Neuhaus Sohn, 10 Wochen; Rolandesstraße Nro. 7.

Geburten:

Nro. 99. Den 27. Januar. Des Schweinschlachters Carl Friedr. Sogebiel Ehefr., geb. Frese, Schnoor Nro. 15; von einem Knaben.

— 100. Den 28. — Des Dr. med. Carl August Ludw. Stachow Ehefr., geb. Stavenüter, am Wall Nro. 45 A; von einem Mädchen.

— 101. Den 28. — Des Tischlermeisters Carl Friedrich Peters Ehefr., geb. Meincken, Theerhof N. 36; von einem Knaben.

— 102. Den 28. — Des Cigarrenmachers Christ. Bruns Ehefr., geb. Meixner, gr. St. Annenstraße Nro. 70 B; von einem Knaben.

— 103. Den 29. — Des Kaufmanns Georg Wilh. Ludwig Ulrich Ehefrau, geb. Steinkamp, Weerderstraße Nro. 24; von einem Knaben.

— 104. Den 29. — Des Cigarrenmachers Johann Heinrich Tauke Ehefrau, geborne Kettler, große Sortillenstraße Nro. 43; von einem Mädchen.

— 105. Den 30. — Des Arb. Joh. Heinr. True Ehefr., geb. Bartling, Grünenstraße Nro. 67; von einem Knaben.

— 106. Den 30. — Des Küpermeisters Joh. Samuel Josias von Reinken Ehefrau, geb. Brandt, Jippen Nro. 2; von einem Mädchen.

— 107. Den 30. — Des Schlossermeisters Georg Joh. Marcus Ehefr., geborne Freerichs, Wegesende Nro. 24; von einem Knaben.

— 108. Den 30. — Des Branntweinbrenners Chr. Friedrich Thielheim Ehefrau, geborne Oppermann, große St. Johannisstraße Nro. 26; von einem Mädchen.

Nro. 109. Den 30. Januar. Des Arb. Hinr. Focke Ehefr., geb. Hesse, Weiers-Hof Nro. 5 (Neustadt); von einem Knaben.

— 110. Den 31. — Des Tuchmachermeisters Johann Conrad Engelberg Ehefrau, geborne Doscher, Mühlenfelds-Hof Nro. 1 (Neustadt); von einem Mädchen.

— 111. Den 31. — Des Schneiders Joh. Friedr. Ticklenburg Ehefrau, geb. Wedking, Hülsberg; von einem Knaben.

— 112. Den 31. — Des Kaufmanns Wilh. Fritze Ehefr., geborne Focke, Hunsitterstraße Nro 40; von einem Knaben.

— 113 ein Mädchen.

— 114. Den 31. — Des Maurergesellen Joh. Wilhelm Behnken Ehefr., geb. Wienken, Rembertistr. Nro. 53; von einem Knaben.

— 115. Den 1. Februar. Des Tischlers Carl Lürßen Ehefrau, geb. John, Ertels-Gang Nro. 5; von einem Knaben.

— 116. Den 1. — Des Arb. Joh. Wilhelm Wagener Ehefrau, geb. Horß, Jakobistraße Nro. 24; von einem Knaben.

— 117 ein Mädchen.

— 118. Den 1. — Des Kaufmanns Franz Georg Joseph Esch Ehefr., geb. Hoyer, am neuen Weg Nr. 1; von einem Mädchen.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 11.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 7. Februar 1836.

Ob irrend gleich, doch nimmer rastend, spricht
Der Hoffnung weben, daß sie sey
Aetherisch, wirkend, schwungvoll, unbegränzt.
Nach Young.

* Die Hoffnung.

Die Hoffnung schlief. Der Jungfrau süße Blicke
Verbargen Nachts sich hinter Wimpern scheu;
So lag sie hingestreckt auf dürrer Spreu,
Mir schien's, daß Nacht den Lebenshauch erstricke.

Kein Leben! ob mein Arm sie heiß umstricke;
Kein Leben! ob die Brust sie warme treu,
Ob Thränen Thränen drängen neu und neu,
Ob Herz und Mund auch Ruf und Klage schicke.

Da trat im frischen, lichten Rosenkranze
Aurora in mein finsteres Gemach;
Die Wände strahlten, und vom Morgenglanze

Ward meine liebe, liebe Hoffnung wach.
Vom Lager sprang sie, und im lust'gen Tanze
Umhüpft sie mich den ganzen lieben Tag.

H. Wilhelm.

* Der Bremische Bürgermeister Johann Esich, auch Hesychius genannt.

Eine biographische Skizze

von

Senator Dr. Deneken.

Johann Esich stammte aus einem schon im 13. Jahrhundert berühmten Geschlecht ab, aus dem bereits im Jahre 1258 die Stadt Hamburg einen Rathmann erwählt hatte.

Er war im Jahre 1518 in Bremen geboren. Sein Großvater Johann und sein Vater Henricus waren Rathsherren in Bremen; der letztere war mit großem Eifer der in Bremen eingeführten Reformation ergeben; als Camerarius bestrafte er diejenigen, welche zur Messe gingen. Bei dem

Aufruhr, welcher wegen der Bürgerviehweide in Bremen entstanden war, wollte einer der Stifter desselben, Johann Dove, anstatt Esich's, des bisherigen Rheders, das gemeine Stadtgut verwalten. Dieser erklärte aber, man solle den Scharfrichter kommen lassen, und seine bis auf einen Pfenning abgelegte Rheder-Rechnung nachsehen; würde sich dann befinden, daß er unrecht dabei gehandelt hätte, so möchte man sein Vermögen confisciren und ihm den Kopf abschlagen. Als er mit den ausgewichenen Rathsherren zurückgekehrt und als das sträfliche Regiment der 104 Männer vernichtet war, wünschte er mit der Verwaltung des gemeinen Guts verschont zu werden, allein der Präsident von Büren und die Wittheit wollten diesen treuen Verwalter des öffentlichen Guts nicht entlassen; er wurde ersucht, diese Rechnung fortwährend zu führen. Nach seinem im Jahre 1533 erfolgten Tode wurde sein ältester Sohn Arnold in den Rath und im Jahre 1539 zum Bürgermeister erwählt; dieser war ein Schüler Luther's, ein höchst verdienstvoller Staatsmann und Vater von 19 Kindern. Als dieser im Jahre 1547 starb, ward dessen Bruder Elerus in den Rath und nachhin im Jahre 1548 zum Bürgermeister erwählt. Nach dem Tode desselben erhielt dessen Bruder Johann im Jahre 1555 die Rathmanns- und im Jahre 1560 die Bürgermeister-Würde. So waren Großvater, Vater und drei Brüder nach einander Rathmänner und zum Theil auch Bürgermeister. Der Letztere, Johann Esich, nahm so, wie seine Vorfahren, sich mit warmem Eifer des Wohls seiner Vaterstadt an, und leistete derselben, vorzüglich in mehreren Gesandschaften, wichtige Dienste, indem er die Gabe der Beredsamkeit in einem hohen Grade besaß, und damit ein einnehmendes, würdevolles Aeußeres verband.

Als die Streitigkeiten über Hardenberg's Lehre ausbrachen, nahm er die Parthei der Gegner. Er eröffnete mit einer Rede, die, zu einem Gespräche zwischen dem Superintendenten Heßhus und Dr. Hardenberg auf dem Rathhause angestellte feyerliche Zusammenkunft, bei welcher jedoch der Letztere, weil es ihm vom Erzbischofe und vom Domkapitel verboten war, nicht erschien und Bürgermeister von Büren in seiner Abwesenheit ihn und seine Lehre vertheidigte.

Esich hielt eine sehr künstlich gestellte Rede an die Bürger, als diese aufs Rathhaus gefordert waren, um Mann für Mann, jeder Einzelne, um sein Glaubensbekenntniß vom Abendmahl, und, ob er es in dieser Lehre mit Hardenberg, oder mit den andern Predigern halte, befragt wurde.

Esich war Präsident, als an dem denkwürdigen Tage (am 19. Januar 1562) Bürgermeister von Büren mit seinen Anhängern vor dem Obergerichte erschien, die von dem Letztern vorgetragenen Beschwerden aber so wichtig befunden wurden, daß sofort die Wittheit zusammen berufen ward, die inzwischen in großer Anzahl versammelten Bürger sich vor den Rathsstuhl drängten, ihre Beschwerden mit denen des B. v. Büren vereinigten, und nicht eher das Rathhaus verließen, als bis der Rath ihnen die sämmtlichen Punkte ihrer Beschwerden bewilligte und dem Bürgermeister von Büren das ihm gebührende Präsidium übertragen und über dieses Alles ein förmlicher Vergleich zwischen dem Rath und der Bürgerschaft geschlossen wurde, welcher nachhin feierlich bestätigt ward.

In der Osterwoche des nämlichen Jahres verließ auch Esich die Stadt. Johann Brand wurde an seiner Stelle zum Bürgermeister erwählt. Bei den, unter den Entwichenen auf dem Schlosse in Delmenhorst gehaltenen Zusammenkünften hatte die Stimme Esich's ein vorzügliches Gewicht; ihm wurden die schwierigsten Gesandschaften an die Königinn Maria von England, an den Kaiser

Ferdinand und an den Kaiser Maximilian aufgetragen, deren Erfolg für ihn ehrenvoll und für die Sache selbst günstig war, welche jedoch nachher eine andere, für die Entwichenen nachtheilige Wendung nahm und keineswegs nach deren Wunsch beendigt wurde. Als der Vortrag zwischen den Ausgewichenen und dem in Bremen gebliebenen Rath, zu Verden im Jahre 1568 geschlossen war, so konnte Esich zu den, wie er wähnte, seine Ehre kränkenden Bedingungen, daß er nicht wieder in seine vorige Stelle eines Bürgermeisters treten und daß er von Neuem den Bürgereid leisten sollte, sich nicht zu einer Rückkehr nach Bremen entschließen. Er begab sich mit seiner Familie nach Braunschweig, wo er im Privatstande mit dem von ihm oft und herzlich geäußerten Wunsche lebte, daß Gott seine Gegner bekehren, und ihnen ein bußfertiges Herz schenken möge. Er starb daselbst am 29. Sept. 1578 an einem Schlagflusse, und ward in der Katharinen-Kirche begraben. Es wurde für ihn und für seine im Jahre 1581 verstorbene Ehefrau Gesa, geb. Speckhan, ein Epitaphium errichtet, dessen Inhalt voll bitterer Ausdrücke gegen die Anhänger der Hardenbergischen Lehre in lateinischen Versen abgefaßt ist.

Seit dem Jahre 1430 bis zum Jahre 1642 haben sich aus dem berühmten Geschlechte der Esich 11 Personen im Rath befunden, von denen 4 Bürgermeister gewesen sind.

Wenn einst, wie wir es hoffen dürfen, eine von der Hand eines würdigen Gelehrten gründlich verfaßte, den Kennern vollkommen genügende Geschichte Bremens, wie eine solche bis jetzt noch nicht vorhanden ist, erscheinen sollte, so wird darin der gegenwärtig in Bremen erloschene Name Esich *) oft glänzend hervortreten.

*) Wahrscheinlich ist der gegen das Ende des vor. Jahrhunderts als Accise-Einnehmer am Osterthore verstorbene Esich der Letzte des Geschlechts der Esich gewesen.

Die junge Literatur.

(Fortsetzung.)

Wie wenn solche Saaten, in Zeiten der Ruhe gesäet, in Zeiten der Unruhe aufgehen? In Frankreich hat der moderne Atheismus im Grunde weit weniger zu bedeuten als in Deutschland, denn dort ist er schon abgenutzt. Dort ist er, wie der ungenannte Verfasser des „Votums“ so richtig bemerkt, die verspätete Wirkung einer Ursache, die sich selbst längst überlebt hat; in Deutschland aber würde er erst die Ursache unberechenbarer künftiger Wirkungen werden. Er würde die ganze Stärke der Neuheit haben. In Frankreich ist der Unglaube so weit gekommen, daß man ihn selbst nicht mehr glaubt. In Deutschland würde er zum Fanatismus werden, denn bei uns nimmt man das Laster noch ernst, wie die Tugend. Dazu rechne man noch die Verheißungen des St. Simonismus, die Anweisungen auf irdische Glückseligkeiten und Wollüste, die Muhamed besonnen genug war, doch erst dem Himmel aufzusparen. In Frankreich glaubt man auch daran nicht, denn der St. Simonismus ist dort bloß Mittel, keineswegs Zweck. Noch unlängst erklärte ein Lyoner Proletär vor Gericht, er wisse wohl, daß jene Verheißungen lächerlich seyen, daß wenn Alle gleichen Theil am Glück hätten, dieser Theil sehr spärlich ausfallen würde, und daß er auch in der Republik St. Simon's, wenn sie je konstituirt würde, wie unter dem Kaiser und wie unter den Bourbons ein — Weber bleiben würde. So nüchtern ist man in Deutschland noch nicht.

Frankreich hat in Bezug auf alle Fragen der innern Politik sich enttäuscht, ist hierin durch sattsame Erfahrungen zur Vernunft gekommen. Es hat sich mit der schönen und allein möglichen Gleichheit vor dem Gesetz begnügt, aber von den tollen Projekten der Vermögensgleichheit und Weibergemeinschaft ist es längst zurückgekommen.

Wenn ihm in Bezug auf seine Verfassung und Verwaltung noch einige Probleme zu lösen bleiben, so können dieselben noch gelöst werden, ohne daß es einer neuen Anarchie und allgemeinen Zerwühlung seines Innern bedarf. Nur in Bezug auf seine äußere Politik hat Frankreich seinen revolutionären Hunger noch nicht gestillt. Es kann immer noch nicht vom Welteroberungstraum, von seinem kriegerischen Fanatismus lassen. Da dem nun aber so ist, was könnte für Frankreich günstiger, für uns gefährlicher seyn, als wenn wir uns jetzt noch, trotz des Beispiels der Französischen Revolution und ihrer Verirrungen und Enttäuschungen, denselben Verirrungen der innern Politik, demselben Wahnsinn hingäben, der Frankreich unter Marat's und Hebert's Journaldiktatur (sie tauchten ihre Feder in das Blut von Millionen), hingeben wollten. Als Frankreich diese Krise durchmachte, hatte es von dem erschlafften und zerrissenen Deutschen Reich wenig zu besorgen; aber was würden wir, wenn uns eine solche Krise bevorstände, von dem einigen, erfahrnen, klugen, kriegerischen Frankreich zu besorgen haben? Würde es nicht schlimmer noch als im dreißigjährigen Kriege unter unsern Parteien hausen und uns noch mehr demüthigen, als im Westphälischen Frieden?

Der Atheismus allein wird freilich der Deutschen Natur immer widerstreben, aber die Sophistik, die ihn in Verbindung bringt mit der politischen Freiheit, mit den materiellen Interessen, mit den glänzenden Verheißungen St. Simon's, könnte ihm ein Gewand leihen, das den Pferdefuß versteckte.

Dieser neue Atheismus bietet der Betrachtung auch noch eine andere Seite dar. Wenn er, wie zu hoffen ist, unterdrückt wird, so liegt die Besorgniß nicht fern, daß jenes unerträgliche Uebermaß der Gotteslästerung eine Strenge, Vorsicht und Aengstlichkeit hervorrufen könnte, die zuletzt der Philosophie und dem Rationalismus, der freien wissenschaftlichen Forschung beengende Fesseln anlegen könnte. Auf die Mißbräuche unter Friedrich II. folgten bald die intoleranten Edikte Wölner's und Bischofswerder's. Eins erklärt sich aus dem andern, ohne die lüderliche Freigeisterei, die ihr vorherging, wären jene Censuren nicht erfolgt. Gewiß ist das Interesse der freisinnigen Theologie in dieser Angelegenheit betheiligt und weit entfernt, die schmutzige Gotteslästerung eines Gutzkow mit der exegetischen Gelehrsamkeit des oft im Zeitlichen verneinenden, und doch im Ewigen bejahenden Rationalismus zu verwechseln, würde ich es vielmehr für sehr zweckmäßig achten, wenn der Rationalismus diese Gelegenheit benutzte, um zu beweisen, daß es in seiner Tendenz nicht liege, gewisse Gränzen zu überspringen. Die kritische Forschung, selbst wenn sie bei ihrer Bergmannsarbeit nur auf Wasser oder taube Gänge stößt, ist doch in der Theologie unentbehrlich und nützlich, denn hier muß Alles untersucht werden, gerade damit die ewige Wahrheit des Christenthums auf das Klarste einleuchte. Zu der Wahrheit, von der es in der Schrift heißt: „sie wird euch frei machen“, kann man auch nur durch freie Forschung gelangen. Der Rationalismus ist ein wohlthätiger Sauerteig in der Theologie, ein Sporn für die allzu träge Sicherheit, die allzu leicht einschlafende Gewohnheit, und wie das fleißige Umhacken des Erdreichs um die Rebe nur ein Mittel zu dem gesundern Gedeihen des Glaubens und des Heiles, das uns die heilige Schrift unter dem schönen Bilde des Weinstocks versinnlicht hat.

So gewiß als durch jakobinische Ausschweifungen Niemand mehr verletzt wird, als die Freunde einer vernünftigen Freiheit: so gewiß werden auch durch die atheistischen Ausschweifungen am meisten die Rationalisten verletzt, denn der Staat sowohl als die ununterrichtete Menge

verwechselt leicht die gute Sache selbst mit ihrer Uebertreibung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Polargegenden.

(Beschluß.)

Was dieß Eis selbst anbetrifft so umfaßt die Linie, auf welcher es seine Schwingungen macht in den Meeren von Grönland, eine Länge von ungefähr 1400 Meilen, d. h. vom Cap Farewell bis 200 Meilen jenseits der Insel Jean Mayen, auf einer Durchschnittsbreite von ungefähr 80 Meilen. Dieß ist die Eisstrecke, welche sich jedes Jahr in den Nordpolregionen bildet und wieder auflöst, eine Strecke, die größer ist, als die ganze Oberfläche von Großbritannien. Diese Verwandlungen des Wassers in Eis, und umgekehrt, sind periodisch und widerholen sich in kurzen Intervallen. Unnütz ist es wohl, hinzuzufügen, daß das Wasser des hohen Meers ebenso gut gefriert, als das Meerwasser, welches die Küsten bespült, und das süße Wasser. Dieselben periodischen Verwandlungen gestatten auch, an der Existenz einer alten Colonie am östlichen Gestade von Grönland zu zweifeln; denn die Temperatur der Nordpolregionen hat seit Jahrhunderten nicht gewechselt. Man entsinnt sich wohl jener unbestimmten, allgemein verbreiteten Sage, daß die einzige westliche Niederlassung auf Grönland zu Grunde gegangen sey, während die östliche mit der übrigen Welt in keiner Communication gestanden habe, weil sie von ihr durch die große in diesen Seestrichen aufgethürmte Eiswand abgeschnitten worden sey. Man hat sich nun die Frage gestellt, ob die unglücklichen Colonisten die Catastrophe überlebt, oder ob sie unter dem Schnee und Eis vergraben worden seyen, wie ehemals die unglücklichen Bewohner von Herculaneum in einem dichten Aschenregen des Vesuvs. Seit mehr als hundert Jahren hat der Hof von Dänemark in verschiedenen Zwischenräumen Schiffe zur Aufsuchung seiner verlorenen Colonie ausgesandt, ohne je an dieser, angeblich von bösen Geistern bewachten Küste weiter, als bis zum Cap der Zwietracht, unter dem 61. Grad nördlicher Breite, vordringen zu können. Allein in günstiger Jahreszeit können kleine Fahrzeuge ohne große Schwierigkeit viel weiter hinauf der Küste entlang fahren, und wenn je Colonisten an diesen engen Bais gewohnt haben, so haben sie sicher in Canots oder in Schlitten entwischen können.

Die Thiere und Vegetabilien, welche sich in diesen kalten, trostlosen, von fürchterlichen Stürmen heimgesuchten Regionen vorfinden, müssen dieser wüsten Natur angeeignet seyn. Aber dennoch würde man sich sehr täuschen, wenn man glaubte, daß die animalische Natur hier in verkleinerten Formen bestehe. Die Nordpolregionen erfreuen sich ebenso großer Lebensfülle, wie die tropischen Gegenden; und dieß vom kleinsten Insect bis zum monstruösen Wallfisch. Allein durch welche Mittel, durch welche Hülfsquellen erhält die Natur inmitten dieser Eiswelt diese ungeheure Menge lebender Wesen? Wir finden die Beantwortung dieser Frage im Bau und in den Lebensbedingungen der animalischen Welt. Sie leben in stufenweiser Folge von einander selbst, indem das größere das kleinere verzehrt. Die Nahrungsgrundlage dieser zahlreichen Stämme der arctischen Welt findet man in dem Medusengeschlecht, das unter dem Namen der Meernessel bekannt ist. Die Meduse ist eine weiche, elastische und gallertartige Substanz, die nur dann ein Lebenszeichen durch Zusammenziehen giebt, wenn man sie berührt. In der Nähe des Nordpols ist sie bedeutend größer, und wird mit Gier von den schwimmenden Bewohnern aller Formen und Größen in diesen Meeren verzehrt. Von diesen Medusen kommt auch die ganz eigenthümliche Farbe des

Meeres bei Grönland, und dieß auf eine Strecke von ungefähr zwanzigtausend Quadratmeilen. Dieß möchte wohl eine Idee von der unendlichen Quantität dieser Thierchen geben, die übrigens trotz dem, daß sie hier noch weit größer, als irgend anderswo, dennoch so klein sind, daß man sie nur mit dem Microscop erkennen kann. Herr Scoresby stellt die Behauptung auf, es befänden sich in einem Raume von zweitausend Quadratmeilen, dreiundzwanzig Quadrillionen achthundertachtundachtzig Trillionen solcher Medusen, und fügt, da diese Zahl menschliche Auffassungskraft übersteigt, hinzu daß achtzigtausend Individuen dazu gehören, um diese Zahl seit der Schöpfung zu zählen. Dieß grüne Meer kann man die Polarweide nennen, in welcher sich die Wallfische in größter Anzahl umhertreiben. Nicht unmittelbar durch diese unsichtbaren Wesen ernähren sich jene großen Bewohner des Meeres; sondern erstere dienen kleineren Creaturen zur Nahrung, und sofort bis zum Riesen der Gewässer.

Unter den unzähligen Thierarten, welche die nördlichen Meere bevölkern, nehmen die Cetaceen den ersten Rang ein. Da sie die Luft nicht vom Wasser trennen können, wie dieß die kleineren Fische durch ihre Kiemen vermögen, müssen diese Colosse sich über die Oberfläche erheben, um zu athmen. Diese Thiere sind im Allgemeinen friedlich und faul, stets ist der Mensch der Angreifende; allein der Widerstand ist furchtbar, und oft ist das Leben des Harpunenwerfers gefährdet. Die Menge der verschiedenen Arten von Wallfischen hier aufzuführen, liegt außer unseren Gränzen. Wir wollen nur noch hinzufügen, daß die Classe der Wallrosse mehr in den antinordpolischen oder australischen Meeren verbreitet ist.

Die anderen Thiere der Nordpolregionen gehören so zu sagen alle der Erde an. In den Höhlen der Felsen oder des Eises wohnt der furchtbare Eisbär, der Tyrann dieser Climate, der mit des Löwen Stärke die unbezähmbare Wildheit der Hyäne verbindet. Ein weißes, langhaariges, dickes Fell gestattet ihm, dem furchtbarsten Nordpolwinter zu trotzen. Die Reisen von Roß und Parry bieten mannichfache Details in Beziehung auf diesen gefährlichen Monarchen der Schneegefilde, der gefürchtet wird vom Rennthier und vom Hunde, zweien anderen Thierarten dieser Länder, von denen ebenfalls in den erwähnten Reisen die Rede ist, so wie auch von den geringen Notizen, welche man sich über die Vegetabilien und Bewohner jener von der Natur enterbten Climate verschaffen konnte.

---

* Über das alte Schauspielhaus

im Gegensatz des Neuzuerbauenden nach der Schilderung im Bürgerfreunde № 9.

Panem & Circenses! schrieen einst die Römer. — Hatten sie nur Brod und Schauspiel, so war die Republik und späterhin das Kaiserreich der Volksruhe gewiß. —

Ist es nun nicht so arg mit diesem Bedürfniß bei den Bremern, wie einst bei den Römern, — bildet gleich das Schauspiel nicht eben ein so unentbehrliches Erforderniß im Nothstand der Republik, als unser liebes tägliches Brod, mit dem der Himmel uns freundlich gesegnet hat, so ist doch nicht zu verkennen, daß für eine Handelsstadt mit fast 50,000 Seelen bevölkert, und mit dem Segen begünstigt, der im Gefolge einer Kauffahrteiflotte von 135 Segeln dem Nährstande zufließt, im 19. Jahrhundert das Schauspiel als ein zeitgemäßes Erforderniß zu betrachten sey, zur Erholung von den Anstrengungen für die Gewerbthätigkeit, als gemeinsamer Versammlungsort zu einer der anständigsten Unterhaltungsarten der Mehrzahl

aller Stände, Volksklassen und Altersstufen, in den Stunden der Erschöpfung von Tageslast.

Erkennt man nun ein Schauspiel gerade nicht als absolute „Nothsache“ an, so ist doch, wenn ein Schauspiel vorhanden ist, und unterhalten werden soll, weil dessen Besuch der Mehrzahl, mindestens abwechselnd, zum conventionellen Bedürfniß geworden, wenigstens so viel „Nothsache“, daß das zu den Vorstellungen bestimmte Gebäude dem öffentlichen Bedürfniß entspreche, wie dieses nach Maßgabe der Bevölkerung, des Wohlstands, der Auswahl der Stücke, des wachsenden oder sinkenden Interesses, und des Standpunkts der Stadt neben andern Städten, nach disponiblen Geldmitteln und beim steten Vorschreiten im Geschmack, sich nunmehr gestaltet hat.

Fassen wir aus diesem Gesichtspunkte das jetzt stehende Schauspielhaus ins Auge, so entsteht die Frage, „ob man mehr zum Lachen oder zum Unwillen angeregt werde, von dem seltsamen Anblick?“ gleichviel, man möge den äußeren Eindruck oder die innere Einrichtung mit dem jetzigen Standpunkte des Bedürfnisses, nach obigen Richtungen in Erwägung ziehen. Nur ein durch gedankenloses Hinbrüten in der Gewöhnung abgestumpfter Sinn, kann gleichgültig bleiben bei den unaufhörlichen Fehlgriffen in der architectonischen Umgebung der Einfahrt in eins der Hauptthore. Tröstet man sich beim Anblicke der abgedroschenen Verbindung von Lictorbündeln und Römerspießen, daß die mit den Stäbebündeln angedeuteten Römischen Stockschläge hier gänzlich abgeschafft, und die Spießbürgerei als locale Calamität hier unvermeidlich ihr Element finden müsse, läßt man die Laternen mit deren Bedeckung in Tortenform als symbolische Andeutung der vorherrschenden Neigung für die Tafelgenüsse passiren, gewöhnt man sich an die Griechisch gedachten und Bremisch gemachten Stirnseiten der Gebäude für die Steuererhebung und Gefangenen-Bewahrung, hat man bei den Sinnbildern der Tugenden und Eigenschaften sich ergötzt, diese bei uns in Gefangenhäusern und Steuerbureaus im Schwange zu sehen, gönnt man der Schildwache, die Privatbegünstigung, das Zifferblatt, das unterm Architrav an der Decke der Vorhalle den Augen der Menge entzogen ist, ausschließlich zu benutzen, um daran die Theile der Ewigkeit abzumessen, welche diese für deren Function zu verwenden hat, eine Einrichtung, sinnreich erfunden, und musterhaft zur Nachahmung für alle Schilderhäuser des Erdballs, — so empfangen den Wandrer rechts wie links freundliche Hügel mit gelungenen Gartenanlagen, links mit einer Korn-Mühle und Heuwaage, rechts mit einem Schuppen ähnlichen Bauwerk von zweifelhafter Bestimmung gekrönt, dessen Aeußeres vermuthen läßt, man habe, der Uebereinstimmung halber, ein Wirthschaftsgebäude, etwa zur Aufnahme einer Holländerei oder Branntweinbrennerei aufführen wollen, um den hiesigen Standpunkt des Geschmacks in der Architektonik, für deren Anwendung auf die höhere Gartenkunst, die dagegen in den Pflanzungen und sonstigen Anlagen höchst anmuthig erscheint, — durch einen imponirenden Contrast lebhaft zu versinnlichen. — Vier Strebepfeiler aber, ihrer Verjüngung nach den Untermasten gesloopter Grönlandfahrer nachgebildet, an der Stirnseite des Schuppens ein attisch geformtes Wetterdach stützend, stören die Reflexion in ihrem Fortgange und erregen gewichtige Zweifel gegen die vermuthete bukolische Bestimmung! Versteht der Fremde lateinisch, so belehrt ihn eine Inschrift, daß drinnen Jubel und Freude den Sorgen in den Weg treten sollen, eine Verheißung, die aus der architectonischen Physiognomie des Bauwerks keine Unterstützung gewinnt, und durch den Vorsprung am entgegenstehenden Ende des Schuppens gänzlich entkräftet wird, der höchstens zur Aufbewahrung von Wirthschaftsgerümpel geeignet erscheint.

Daß er hier vor einem Gebäude stehe, in dem einst der Karren des Thespis nothdürftig untergebracht worden, kann auch dem scharfsinnigsten Forscher dabei nicht in den Sinn kommen, und dennoch hat die Sache ihre vollkommene Richtigkeit! — Erst wenn die Thüren sich öffnen und die Lampen brennen, wird dem Erstaunten ein Licht aufgehen, daß es hier wirklich auf Kunst abgesehen sey, daß Jeder, der mit allen möglichen Unbequemlichkeiten, Beschränkungen und Entbehrungen, die irgend bei einem kläglichen Local und Apparat für Schauspiel-Darstellung vereint zusammengetroffen, vorlieb zu nehmen gedenkt, hier Gelegenheit finde, seine Geduld und Ausdauer auf die Probe zu stellen.

Hier, wie allenthalben, giebt es mitunter genügsame Leute, die leicht zu befriedigen sind, zumal eher im Betracht geistiger Bedürfnisse, wo eine mäßige Stufe der Erkenntniß und Ausbildung ihrer Genügsamkeit die Waage hält, als im Betracht der sinnlichen Genüsse, bei den lebhaften Fortschritten und Graden in der Entwickelung der Gaumen- und Magenkräfte.

Es giebt Kunstsinnige, die eine Hunde- und Affenkomödie in einer Bretterbude, ein Bärentanz oder Hahnenfechten mit gleicher Begeisterung erfüllt, als wozu andere, weniger Genügsame irgend vom Vortrage einer Catalani oder eines Paganini hin-

gerissen werden können. Wie Viele beseelt nicht in einer finstern Winkelschenke bei trübem Lampenschimmer gleich gemüthliche Zufriedenheit, während Andere nur in Prunksälen von blendendem Gaslicht oder von Kronleuchtern erhellt, sich behaglich fühlen. Wollen wir nun weniger Begünstigte weder beneiden noch tadeln, um ihrer Genügsamkeit willen, so fehlt doch wiederum auch ihnen aller Anspruch an uns, daß wir unsern Geschmack und unsre Genußweise der ihrigen unterordnen oder auch gleichstellen, wenn diese von uns nach unsern Mitteln für die Befriedigung abgemessen und gesteigert werden soll.

Das jetzige Schauspielhaus ward als erster Versuch, auf eine bestimmte kurze Reihe von Jahren, für die augenblickliche Befriedigung der Liebhaberei, nach dem damaligen Standpuncte aller Verhältnisse, bloß intermistisch errichtet und der damals damit beabsichtigte Zweck ist längst erfüllt. Daß bisherige Genügsamkeit, unter Einwirkung allgemein bekannter widriger Umstände, eine, den gegenwärtigen Anforderungen entsprechende Vervollkommnung des Instituts bis jetzt hintertrieben hat, giebt aber keinen Grund an die Hand, das provisorisch vor dem Absterben geschützte Unwesen, in seiner jetzigen, allgemein bitter empfundenen Unvollkommenheit fortdauern zu lassen. Daß die Geduld am Ende sey, daß die Mehrzahl der Freunde des Schauspiels eine angemessene Gestaltung der Bühne ernstlich fordre, ist seit geraumen Jahren laut und lebhaft ausgesprochen und das Zusammentreten des Vereins zum Neubau und die Bewilligung eines Capitals dazu, liefern redende Beweise für den ernsten Willen, ein, mit dem Vorschreiten des Geschwacks und der Anforderungen übereinstimmendes Local ins Leben zu rufen. Wollte der Verfasser des Aufsatzes in Nro. 9 des Bgfrds., der öffentlichen Stimme und den thätigen Bemühungen des Vereins zum Neubau, seine besondere Vorliebe für die Fortdauer der kümmerlichen Befriedigungsweise entgegensetzen, deren die Mehrzahl so überdrussig ist, so muste er gehaltvollere Beweggründe, und klarer einleuchtende Vortheile für seine Ansicht geltend machen, als in seiner Vorstellung anzutreffen sind. Daß man hier bloß mit einem genügsamen Verehrer der simpeln Mittelmäßigkeit im Kunstfache zu thun habe, wiederlegen seine unschicklichen Versuche in Verspottung der gegenseitigen Bestrebungen eines zahlreichen Vereins achtbarer Bürger, wenn er mit einer sichtbaren Affectation, das Streben des Vereins als „patriotischen Eifer“ — der „vom Bau begeisterten Actionairs“ bezeichnet, und unter mißglücktem Hohn, immer die bittere Besorgniß durchblickt, durch den Neubau einen Antheil an dem Ertrage der Genügsamkeit des Publikums mit seinem unzureichenden Local einzubüßen, oder doch im Fall des Mißlingens seiner Demonstration, wenigstens den Ankauf der morschen Bude nebst Gerümpel, für 14 bis 15000, dem Verein plausibel zu machen, damit dieser „ehrenvoll“ den beschlossenen Neubau, — und der Besitzer, freudenvoll für den Doppelpreis des Werths, sein Besitzthum aufgeben möge.

Da der Versuch, eine Prüfung der Vorwände des Verfassers, empfehlenswerth macht, so wird man einer Erörterung derselben in diesen Blättern eine freundliche Aufnahme nicht versagen wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gottesdienst.

Sonntag, den 7. Februar.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Past. Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr.
Hr. Pastor Capelle.....	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Trevisanus	St. Martini	9 „
Hr. Past. Prim. v. Aschen	St. Ansgarii	9 „
Hr. Dr. Krummacher.....	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Pastor Mallet.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Iken.....	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor v. Hauffstengel	— — —	1 „
Hr. Pastor Toel.....	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Hr. Pastor Meinertzhagen.	Armenkirche	9 „
Hr. Pastor Probst.....	St. Johannis	7 „
Hr. Pastor Wemer.....	— — —	Messe 9 „
Hr. Pastor Probst.....	— — —	Hochamt 10 „
	St. Petri Dom	Predigt 6 „
	— — —	8½ „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreund Nro. 11.

Bremen, Sonntag den 7. Februar 1836.

Gestorben:

Nro. 133. Den 3. Febr. Des Arb. Friedr. Wilh. Blanke Tochter, (todtgeboren); Buntenthorssteinweg.

— 134. Den 4. — Des Renteniers Herm. Gottfried Schröder Ehefr., geb. Bülow, 82 Jahr; Tiefer Nr. 30.

Nro. 135. Den 5. Jan. Des verstorbenen Hinrich Hohnholt Wittwe, geborne Pieper, 76 Jahr; Molkenstraße Nro. 63.

Geburten:

Nro. 119. Den 31. Januar. Des Küpers Joh. Christ. Peterßen Ehefr., geb. Woerdemann, hint. Stephanikirchhof Nro. 32; von einem Mädchen.

— 120. Den 1. Februar. Des Kappenmachers Joh. Friedr. Krauel Ehefr., geb. Wiede, Neuenstr. N. 66; von einem Mädchen.

— 121. Den 1. — Des Schuhmachers August Heinrich Meyer Ehefr., geb. Jungblum, Glockengang Nro. 8; von einem Knaben.

— 122. Den 2. — Des Arb. Ernst Hinr. Bothmer Ehefrau, geb. Lönnecke, Schnoor Nro. 41; von einem Mädchen.

— 123. Den 2. — Des Schlachtfuhrmanns Herm. Hagedorn Ehefr., geb. Bothe, Großenstr. N. 1; von einem Knaben.

— 124. Den 2. — Des Arb. Albert Wrede Ehefr., geb. Lürßen, Rosenkranz Nro. 17; von einem Knaben.

— 125. Den 2. — Des Küpers Joh. Diederich Unverzagt Ehefr., geb. Rust, kl. Krummenstr. Nr. 18; von einem Knaben.

Nro. 126. Den 2. — Des Goldschmieds Philipp Bernhard Willmanns Ehefrau, geb. Drewes, am Markt Nro. 8; von einem Mädchen.

— 127. Den 2. — Des Arb. Friedrich Wilhelm Bielefeld Ehefrau, geborne Spickermann, Grünenstraße Nro. 73; von einem Mädchen.

— 128. Den 3. — Des Papparbeiters Ferdinand Roeder Ehefr., geb. Leinbach, Langwedlerstr. N. 10; von einem Knaben.

— 129. Den 3. — Des Musikus Georg von Minden Ehefr., geb. Lehmann, kleine Allee N. 16 A; von einem Mädchen.

— 130. Den 3. — Des Arb. Friedrich Wilhelm Blanke Ehefrau, geborne Wille, am Buntenthorssteinwege; von einem todten Mädchen.

— 131. Den 3. — Des Seilers Diedrich Gottfried Oldehoff Ehefrau, geborne Beyer, Buntenthorssteinweg Nro. 119; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 31. Der Branntweinbrenner Herm. Hinr. Graffstedt und Cathar. Margar. Schröder, Beide von hier.

— 32. Der Arb. Wilken Albert Hinr. Bormann hieselbst und Metta Gerken aus Brinkum.

— 33. Der Cigarrenmacher Wilh. Albert Lürßen hieselbst und Elisabeth Marqvisse, genannt Marquis.

— 34. Der Korbmacheramtsmeister Nicol. Gottfr. Griese hies. und Ernestine Friederike Alwine Henke aus Alfeld.

Nro. 35. Der Kleiderseller Joh. Friedr. Ludwig Brauer und des verst. Cigarrenmachers Johann Wiewesing, gen. Biefersieck Wittwe, Anna Maria Schriefer hieselbst.

— 36. Der Kaufmann Carl Heinr. Winkler und Agenete Elisabeth Overbeck hieselbst.

— 37. Der Landmann Henr. Bischoff hieselbst und Margaretha Klusing aus Hastedt.

Eilundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 12.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 11. Februar 1836.

Drum weg mit allem Glaubenszwang;
Ein Jeder folge lebenslang
Der innern Ueberzeugung;
— — —

* Ein neues Lied über ein altes Thema.

Wie Manchen hört so oft man schrei'n:
Wir müssen Eines Glaubens seyn,
Kein Unterschied uns trennen!
Wär' das nicht wiederum ein Joch? —
Laßt Jeden sich zur Lehre doch,
Die ihm gefällt, bekennen.

Nicht Noth thut ein Gewissensrath,
Der uns, wenn er erst Kräfte hat,
Wie sonst sucht zu umkrallen;
Der Gott, der frommen Wunsch erhört,
So manchem Frevel kräftig wehrt,
Laß uns so tief nicht fallen.

Welch Wunder auch der Glaube schafft:
Ein Leben, weis' und tugendhaft,
Das bleibt uns stets von Nöthen!
Wer das führt, braucht, was er auch denkt,
Und ob der Ansicht, die ihn lenkt,
Vor Niemand zu erröthen.

D'rum Jeder nehm' am Wahrheitstheil,
Stets frei, nach eig'ner Meinung Theil,
Geführt vom Geist der Bibel.
Er lehrt: ein thätig Christenthum,
Schützt uns vor blindem Glaubensruhm,
Als vor dem höchsten Uebel.

Uns aufgestellt ist nur ein Ziel;
Doch zu ihm giebt's der Wege viel;
Uns steh' es zu, zu wählen;
Aus allem Volke, Jeder wer
Gott fürchtet und recht thut, o der,
Wird nie sein Ziel verfehlen!

Gehn, ohne daß sie je sich nahn,
Nicht alle Welten ihre Bahn?
Wer ist's, der sie regieret?

Der Gott, der eilt, uns beizustehn,
Wenn frei den eig'nen Weg wir gehn,
Der uns zum Himmel führet.

Drum weg mit allem Glaubenszwang;
Ein Jeder folge lebenslang
Der innern Ueberzeugung;
Und soll vom Zwang die Rede seyn,
Der Redliche halt' immer rein
Sein Herz vor böser Neigung.

Die Liebe, ohne je zu ruhn,
Wird dann das ihrige schon thun,
Im Geist uns zu verbinden;
Daß wir, stehn wir auch hier uns fern,
Vereint einst, vor dem Thron des Herrn,
Verklärt ein Heil empfinden! —

†

Die junge Literatur.

(Fortsetzung.)

Die vierte Lehre des jungen Deutschland ist die von der Irreligiosität unzertrennliche Unsittlichkeit.

Auch diese Lehre holt man aus Frankreich her. Zum zweiten Mal. Kaum hatten wir nach leider nur allzulanger Gefangenschaft in den frivolen Sitten und Manieren des alten Frankreich uns durch eine große patriotische Erhebung befreit, die zugleich eine sittliche war, so drang auch schon wieder die Unsitte des neuen Frankreich zu uns herüber. Dieses neue Frankreich hat seine frühere aristokratische Lüderlichkeit wieder aufgenommen und mit der ebenfalls neu erwachten jakobinischen zu einer socialen Monstrosität verbunden, deren Fratzenhaftigkeit sich uns freilich nur in dem, was sie über dem Rhein Romantik nennen, widerspiegelt. Hier erbricht sich das Laster, ohne daß sich, wie Schiller sagt, die Tugend zu Tische setzt; aber Gutzkow setzt sich zu Tische und kauet die Speise des Gräuels, „die Spottgeburten von Koth und Feuer" noch einmal wieder für den Deutschen Tisch. Die raffinirten Darstellungen weiblicher Verworfenheit, an denen sich die Franzosen in derselben Verirrung eines abgestumpften Geschmacks kitzeln, aus welchem die letzte verdorbenste Plastik der alten Welt statt der Göttinnen am liebsten Ziegen und Satirweibchen, statt Heldenscenen petronische Gruppen meißelte, diese höllischen Phantasien des fiebernden Franzosenvolks nennt Gutzkow „Ideale", und hofft, sie werden bald allgemein auch in Deutschland „durchdringen" und der bisherigen Poesie der Ehre, Frömmigkeit und Scham für immer ein Ende machen. Durch solche Vorbilder will er zu den „schönen Thaten" seines Freundes Wienbarg vorbereiten, denn die Unzucht soll nicht in der Literatur stecken bleiben, sie soll heraus ins Leben treten, sie soll „That werden".

Das nächste Hinderniß ist hier die Ehe. Sie muß hinweggeräumt werden. Gutzkow behauptet, ein geistreicher Arzt habe ihm gesagt, in einer zwanzigjährigen Praxis habe er nur zwei gute Ehen gefunden. Der Arzt war ein Misanthrop, oder kokettirte mit Menschenverachtung, wie das viele Aerzte thun. Ein solches Zeugniß, noch dazu vom leichtsinnigsten Lügner, den unsere Literatur bisher kannte, vorgebracht, gilt unter erfahrenen Leuten nicht. Die Ehe hat Freud und Leid, das ist ihre Natur, und es wäre keine gute Ehe, in der nicht Beides vorkäme. Die Ehe hat etwas so Sittliches und etwas so Befriedigendes in sich, daß sie trotz aller Disproportionen, die allerdings in ihr vorkommen, doch bisher immer noch der stärkste Damm gegen die Immoralität gewesen ist. Und das erkennt auch die unzüchtige Gesellschaft an, sonst würde sie sich nicht so gar arg gegen die Ehe ereifern.

Gutzkow will (so lautet wörtlich seine „Vertheidung") den Strom der Menschheit, der im Bett der Ehe zu versiegen droht, in ein anderes Bett, in das der Ehelosigkeit, der Weibergemeinschaft, der großen Hetärenrepublk, die er projek-

tirt, hinüberleiten. Es soll keine Familie mehr geben. Er will Vielmännerei und Vielweiberei verbinden. Kein Kind soll mehr wissen, wer sein Vater ist; keine Mutter mehr im häuslichen Kreise ihr Kind erziehen. Der Staat soll diese Pflichten übernehmen, die ganze Menschheit soll eine Stuterei werden.

Wenn übrigens das „junge Deutschland" in Bezug auf seine Irreligiösität als ein Extrem dem ihr vorhergegangenen andern Extreme der Frömmelei entgegentritt, so findet etwas Aehnliches auch in Bezug auf seine Immoralität statt. Es ist nicht zu läugnen, daß der Egoismus, die Lieblosigkeit, die falsche Pruderie in den socialen Verhältnissen bis zu einem Extrem getrieben worden sind, das auf der andern Seite das entgegengesetzte, die versteckte Lüderlichkeit, die nun endlich eine offene geworden ist, hervorrufen mußte und auch in dieser Beziehung ist die jeune Allemagne eine wohl zu beherzigende Zeiterscheinung.

Ein öffentliches Leben gab es nicht mehr und das Privatleben wurde der jüngern Generation erschwert und zur herzfressenden Plage gemacht durch jenen unnatürlichen Zwang, der unter dem Scheine der Sittlichkeit doch ein höchst unsittliches Motiv verbarg. Dieses Motiv war das Interesse. Die Jünglinge, wie die Mädchen, spekulirten nur auf die künftige Versorgung. Daher die Versagung jeder unschuldigen geselligen Lust, daher die Erschwerung des Umgangs, daher die steife Langeweile in den Cirkeln. In welchem jungen Mann die Berechnung nicht sogleich einen Freier erblickte, dem war auch die unschuldigste unbefangenste Annäherung nicht mehr möglich. Man sah und hörte nichts mehr von den heitern Abendvergnügungen der Jugend im Freien oder in der Winterstube, von traulichen Spaziergängen, von jenen süßen romantischen Reizen einer sich allmälich erkennenden Liebe, die noch die Jugend unsrer Großväter und Väter verschönert hatten. Die Neigungsheirathen nahmen zum Erschrecken ab.

Daß nun ein Theil der männlichen Jugend sich aus einer Art von Verzweiflung dem gröbsten Sinnenrausch überließ, darf nicht mehr Wunder nehmen. Nichts bändigt die wilde Sinnlichkeit so sicher, als eine romantische Liebe, eine zarte Neigung des Herzens, jene Andacht der Minne, zu der jede Jugend, vor Allen aber die Deutsche von Natur gestimmt ist. Nichts entfesselt die wilde Sinnlichkeit so gewiß, als die unnatürliche Hemmung und Abtödtung jenes heiligen Zuges der Herzen. Sonst schlich der junge Student, der junge Kaufmannsdiener wonnezitternd zu seiner Geliebten, und der Roman, bei dem weit mehr die Herzen, als die Sinne thätig waren, endete fröhlich mit einer Hochzeit oder tragisch mit einer Trennung. Jetzt kennt der Jüngling diese Reize bescheidener Liebe, die ganze Wonne einer sich Alles versagenden Schamhaftigkeit, die endliche Erfüllung jahrelanger Wünsche und selbst den süßen Schmerz der Trennung nicht mehr. Er berechnet nur noch mit Eiseskälte seinen Vortheil bei einer Heirath, und wie Mancher kaufte sich vom Gelde des sorgenden Vaters oder der getäuschten Braut und Gattinn die Langeweile, den Ekel, das Gift der Bordelle. Auch in Frankreich ist diese traurige Erscheinung endlich ein Gegenstand der Aufmerksamkeit, des Zornes und der Klage tieffühlender Seelen geworden. Alfred de Musset sagt von Paris, was leider auch fast auf alle größere Deutsche Städte paßt: „Die Sitten der Studirenden und Künstler, diese so freien, so schönen, so jugendkräftigen Sitten, nahmen an dieser allgemeinen Aenderung Theil. Die Männer hatten den Frauen gegenüber ein Wort gelispelt, das tödtlich verwundet: die Verachtung; sie hatten sich dem Wein und den Dirnen ergeben. Die Studirenden und die Künstler warfen sich

in dieselbe Ausschweifung. Die Liebe wurde wie der Ruhm und die Religion behandelt. Es war eine alte Illusion. Man lief daher nach schlechten Orten. Die Grisetten, jene so schwärmerische, so romantische und von so zarter und empfindsamer Liebe durchdrungene Klasse, sah sich auf die Comptoirs der Buden verwiesen. Sie war arm und man liebte sie nicht mehr. Sie wollte schöne Kleider und Hüte, sie verkaufte sich. O Jammer, der Jüngling, der sie hätte lieben sollen, dem sie selbst ihre Liebe geschenkt hätte, er, der sie sonst in die Haine von Barrieres und Romainville, zu Tänzen auf dem Rasen, zum Abendbrod in schattige Lauben führte, der Abends bei der Lampe im Hintergrunde der Buden an langen Winterabenden mit ihnen koste, der mit seiner Geliebten sein in den Schweiß seines Angesichts getauchtes Brod und seine hohe und arme Liebe theilte; derselbe Jüngling fand sie jetzt, nachdem er sie verlassen, blaß und bleifarben, für immer verloren, mit Hunger auf den Lippen und mit der Schmach der Entehrung im Herzen an einem Orgienabend im Bordell."

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Über das alte Schauspielhaus

im Gegensatz des Neuzuerbauenden nach der Schilderung im Bürgerfreunde № 9.

(Fortsetzung.)

Kann man mit Zuverlässigkeit annehmen, daß der allerseits mangelhafte Zustand des alten Schauspielhauses, ohne irgend begründeten Widerspruch, allgemein anerkannt und empfunden werde, und aus der nothdürftigen, damals für einstweiligen Nothbehelf berechneten Errichtung desselben an sich, schon hervorgehen müsse, so ist damit auch „das Bedürfniß einer Abhülfe des Nothstands" an und für sich im Wesentlichen als unbestritten dargethan. — Selbst auch dem Anführen des Defensors in Nro. 9, „daß vor „wenigen Jahren eine Verstärkung des Flickwerks „eingetreten" — ist diese, wie Jeder weiß, um der augenscheinlichen Baufälligkeit willen, für nöthig erachtet, mit welcher das Haus dem unmittelbaren Einsturz schnellen Schritts entgegen eilte. Ohnehin aber waren früher während der ganzen Dauer der Existenz der Bude, von Jahr zu Jahr Verstärkungen aller Art erforderlich, um die Trümmer bis zum Eintreten der jüngsten Verstärkung nothdürftig hin zu schleppen und zusammen zu halten. Ist auch wiederum mit diesem letzten Palliativ nur eine kurze Frist gewonnen, um in Ermangelung eines andern Locals, das einstweilige, bis zur Errichtung eines besseren, angemessenern, nothdürftig hin zu halten, so ist damit noch nirgend der Einwand beseitigt, daß die äußere Veränderung des im Innern vermürbten, unbehaglichen, betagten Bauwerks, dasselbe keineswegs dem Bedürfniß entsprechend hergestellt habe, noch her zu stellen vermöge, die das Publikum nach den gegenwärtigen Anforderungen an eine Schaubühne, von deren Localität erfüllt wissen will. Der Entschluß zum Neubau ging eben aus der laut gewordenen Anerkennung hervor: daß der Zustand des alten Schauspielhauses für eine zureichende Gestaltung unsrer Bühne von Grund aus unempfänglich, daß alle und jede, auf dessen Erhaltung abzielende Verwendungen als weggeworfen, und eine anderweitige zweckmäßige Einrichtung der Bühne verhindernd erscheinen müsten. Man werfe einen Blick, sowohl auf unsere Wohnhäuser, als auf die, dem öffentlichen Bedarf gewidmeten Gebäude, und selten wird man auf eins gerathen, daß dem Zustande ähnlich wäre, in dem es vor 45 Jahren erschien, als das alte Schauspielhaus erbaut wurde. Das Museum, die Erholung, das Stadthaus, die Thorwachen, die Gasthöfe, die

Clubbhäuser, Tanzsäle und Lustgärten, sind sämmtlich mehr oder weniger von Grund aus gebaut oder erweitert, nur — das Schauspielhaus, das gerade von allen Classen am allgemeinsten besucht wird, soll in seinem jämmerlichen Provisorio conservirt werden, um einer vernünftigen zeitgemäßen Regeneration des Instituts, so lange als möglich den Weg abzuschneiden. —

Schon die Größe des Hauses, die der Defensor für: dem Bedarf genügend ausgiebt, ist unzureichend für die wirkliche Zahl der Schauspielfreunde, und, nur die Entlegenheit des Hauses, die Unbehaglichkeit der Einrichtung, häufig auch fortwährendes Mißfallen des Publicums über mißlungene Vorstellungen und verscherzte Popularität des Unternehmers, haben jahrelang den Besuch des Schauspiels so gemindert, daß einstweilen das Local für das erkaltete Interesse auszureichen geschienen. Der dießjährige milde Winter, und das ansprechende Lustspiel, das der jetzige Unternehmer darbietet, haben den Zulauf sofort gemehrt, den Vorwand eines Mangels an Interesse für das Schauspiel widerlegt, und die Unzulänglichkeit der Räume für die Zuschauer neuerdings fühlbar gemacht. Ein anziehendes, geräumiges, behagliches Local, Abkürzung des Wegs, zumal der schlimmsten Strecke von der Bischofsnadel bis zum jetzigen alten Hause, die in der rauhen Jahrzeit immer so empfindlich wird, man trete nun aus den rauhen Ost- und Nordwinden in das frostige Haus, oder wenn man in diesem durchgefroren ist, in die schneidende Winterkälte, — werden überzeugend darthun, daß, wenn so abschreckende Hindernisse wegfallen, das allgemeine Interesse für das Schauspiel sich hier nicht gemindert habe, und die Neigung zum Hinbrüten in qualmerfüllten Clubbsälen unendlich überwiege. —

Der Raum, der durch Entfernung der plumpen Logenpfeiler gewonnen wird, ist übrigens so geringfügig, daß der Mangel an erheblichen Vertheidigungsgründen allein, den Defensor in Nro. 9 entschuldigen kann, so gehaltlose Vorwände in Frage zu stellen.

In ihrem jetzigen Zustande augenscheinlich den Behältnissen nachgebildet, in denen jene heiligen Martinsvögel, deren Wachsamkeit einst den Römern des Capitol rettete, — durch verhinderte Bewegung, ihre gedeihliche Ausbildung für unsern Tafelbedarf abzuwarten haben, muß jeder Gatte und Vater zurückschaudern, wenn er seine verehrte Hälfte, oder seine aufblühenden Töchter, in jene rohgezimmerten Verschläge einpferchen, und den Augen der Anwesenden in einer Situation aussetzen soll, die von allen Lagen, in die ein anständiges Frauenzimmer in unsern Tagen versetzt zu werden Gefahr läuft, die abschreckendste ist, in die es gerathen kann. — Sichtbar darauf berechnet den Paladin oder cavaliéré servente abzuhalten vom schuldigen Dienst, oder ihn bis aufs Blut zu peinigen durch dessen Erschwerung, beim Abnehmen der Schleierhüte, Cachemirschawls, Atlasroben und Sammtmäntel, (wenn äußere oder innere Wärme solche abzulegen wirklich gestatten sollte) leiden, wenn diese köstlichen Artikel an Nägeln und Holzsplittern festhangen und zerrissen werden, beide Geschlechter gleichmäßig von der ferneren Erhaltung dieser Behälter, im uranfänglichen Unschuldszustande unserer theatralischen Architektonik. — Vernichtend aber bis zum Erstarren des Bluts, ist der Anblick, wenn ein angesehener Fremder, Damen von Stande einführen soll, in diese, die ärmlichste Kleinstädterei verrathende Verschläge, und der verächtliche Blick der bescheidenen einheimischen Umgebung verständlich wird, womit die Gnädige ihre Indignation ausdrückt, in solchem Zustande verweilen zu sollen, — und — die zarte, reizende Hälfte unserer Kunstliebenden, in so schmählicher Localität geduldig ausharren zu sehen. — Nur wer in dergleichen verzweifelten Lagen den

Kelch der patriotischen Beschämung bis auf die Hefen geleert hat, kann den schauderhaften Zustand der jetzigen unlogeablen Logen-Einrichtung in seinem ganzen Umfange würdigen, und wird im Innersten empört werden, von der Dreistigkeit, womit der Defensor in Nro. 9 dem Publico diesen Jammer als erträglich, und dessen Erhaltung als zweckmäßig anpreiset, um dessen Langmuth für die Fortbeziehung der behaglichen Rente zu stimmen, die durch das Mißbehagen des Publikums in dem unbehaglichen Local, so schnöde erkauft wird. —

Wenn der Defensor eine Erwärmung des luftigen, allen Winden zugänglichen Schuppens für möglich hält, so widerlegt schon der jetzige, ganz mißlungene Versuch, sowohl seine Behauptung als seinen entferntesten Anspruch auf Sachkunde. Jedem offenen Auge ist die Gewißheit einleuchtend, daß alle in dem Hause, auch durch die kostspieligsten und feuergefährlichsten Vorrichtungen zu erzeugende Wärme, nie verhindert werden kann, durch die über den Räumen für die Zuschauer schwebende dünne Bretterdecke, und über die Bühne selbst, bis zum Dachstuhl und an die First zu gelangen und durch diese wiederum unmittelbar ins Weltall zu entweichen. Jede auf Erwärmung abzielende Bauveränderung muß nothwendig die Manipulation der Bühnen-Mechanik sofort aufheben, ohne auf die Verbesserung der Temperatur bei dem dafür unempfänglichen Zustande des Bauwerks, den leisesten Einfluß hervorzubringen.

Eine Vergrößerung der Bühne in der Tiefe, wie der Defensor vorschlägt, würde eine unerhebliche Aushülfe gewähren, weil es ihr in der Breite wie in der Höhe ebenfalls an Ausdehnung gebricht. — Abhülfe auf einer Seite, würde das Bedürfniß auf jeder andern um so empfindlicher bemerken lassen, daher wiederum verfehlt seyn, und neue Auskunftsmittel nothwendig machen. Der Staat aber, dürfte bei der jetzt vorwaltenden Stimmung und sonstigen Umständen, schwerlich geneigt seyn, eine Terrain-Bewilligung zu ertheilen, wodurch die Aussicht, den Rückfall des schmerzlich entbehrten Platzes eintreten zu sehen, immer weiter entfernt werden müßte.

Einen Hauptmangel am alten Schauspielhause übergeht Defensor völlig mit Stillschweigen, nämlich die Beschränkung des Platzes für das Orchester, wofür es keine Aussicht giebt einen Raum zur Vergrößerung auszumitteln. Jeder aber, der über die Wirkung einer Composition zu urtheilen vermag, fühlt bitter, daß mit der jetzigen sparsamen Besetzung der Stimmen, zumal der Saiteninstrumente, keine angemessene Ausführung der Instrumentation einer Oper zu erreichen steht, und daß wir also ferner darauf verzichten, und gegen andere, weniger Mittel besitzende Bühnen empfindlich zurückstehen müssen, wenn wir uns fortan mit dem alten Local würden behelfen wollen.

Die etwaige Rathsamkeit des vom Defensor so bescheiden empfohlenen Ankaufs des alten Hauses, stützt sich in der That auf nachfolgende, unverholen ausgesprochene Zumuthungen. — Um das morsche und unbequeme Local zu conserviren, soll der Verein zum Neubau von dem dazu allein bestimmten Capital 14 bis 15000 Rthlr. zum Ankauf des Schuppens, sodann 4 bis 5000 zur vorläufigen, durchaus unausführbaren Hinwegräumung der zunächst in die Augen fallenden Mängel, also im Ganzen 20,000 Rthlr., der Staat aber noch einen Theil des Wallgrundes zur Vergrößerung hergeben, — die Bewohner der Neustadt und des untern Theils der Altstadt, ferner vergeblich über den weiten Weg klagen, — und sich diese „Unbequemlichkeit" fernerhin gern gefallen lassen!!! — und alles dieses zu keinem andern Zweck, als: um ein, von Allen verwünschtes, un-

taugliches Local geduldig ferner benutzen zu können, das Ein Jahr ins Andre gerechnet größere Ausgaben für Reparaturen und Anschaffung brauchbarer Apparats-Gegenstände, als das neue an Zinsen erfordert, und endlich als Hauptsache: um die speculirenden Besitzer des alten Schuppens im Genuß ihrer wohlbekommenden Rente behaglich situirt zu wissen!!! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Kanzel-Poesie aus dem Jahre 1735.

M. Neumeister, Prediger in Dresden, schloß am Neujahrstage 1735 seine Predigt (in Bezug auf mehrere, im vergangenen Sommer erfolgte Gewitter-Schaden durch Einschlagen in zwei Kirchen und damit verbundener Menschen-Tödtung) mit folgendem Reimlein von der Kanzel herab:

Ich wünsche Jedermann den Donner und den Hagel
Des Wortes, daß er Euch durch Herz und Seele dringt.
Die ganze Welt hängt ja die Gottesfurcht an Nagel —
Und dieses ist der Zwang, der ihre Herzen zwingt.
Brecht Hals und Bein entzwei, ihr Eltern und ihr Kinder,
Dem Adam, welcher Euch zum Bösen stets erweckt,
Den Teufel wünsch' ich Euch — ihr unbekehrten Sünder,
Nicht zwar, daß er Euch hol' — vielmehr Euch nur erschreckt.
Ich selbsten will nach nichts als Mord und Todtschlag ringen,
Des Fleisches, welches uns zum Uebel nur erhebt.
Der Himmel lasse nur den Wunsch jetzo gelingen,
So heißt es recht vergnügt, so heißt es wohl gelebt.

J. Roussel.

Eine Hof-Kapelle im Jahre 1627.

Nicht sehr bedeutend an sich ist es zwar, daß im Jahre 1627 das erste Schauspiel in Dresden aufgeführt ward, aber man vernehme die Einrichtung einer Hof-Kapelle, um ihres Personals willen, welches folgendermaßen in den damaligen Rachrichten verzeichnet ist. Es gehörten dazu: „Hackebrettirer, Leiermentisten, Violinstreicher, Sack-, Bock-, Dragoner- und Schalmei-Pfeiffer, Clarinettisten, Rohrbläser, Pantalonisten und Schmiedeberger Baß-Sänger.“ — Was Letztere gewesen seyn mögen, wußte wohl auch der Verfasser des Buches, aus welchem dieß gezogen ist, nicht zu erklären; er that es wenigstens nicht.

J. Roussel.

* Bemerkung.

Seit vielen Jahren sandte mir mein (sogenannter) Aussiebbäcker, das Brod, dessen ich in meiner Haushaltung bedurfte, gern und willig zu. Vor einiger Zeit jedoch blieb es zur gewohnten Zeit aus, und auf meine deßfalsige Beschwerde wurde mir die Antwort, man habe ihm von Seiten der Weißbäcker mit einem strengen Verfahren gedroht, wenn er ferner sein Brod ausschicke. Mir klang dieses unglaublich; der Mann behauptete aber, dem sey wirklich so. Nun möchte ich doch einmal fragen, mit welchem Rechte die Weißbäcker, oder einzelne derselben sich eine solche Drohung, die unbedingt einen Eingriff in die allgemeine bürgerliche Freiheit bildet, erlauben dürfen? Man weiß, daß jenes Amt unter sich eine derartige Verabredung getroffen hat, und selbst diese bevorzugt sie, wie so manches Andere, vor allen gewerbtreibenden Ständen, und verursacht dem Publico manche Unbequemlichkeit und Einzelnen desselben Auslagen, deren Ersparung ihnen wohl zu wünschen wäre. Wollen sie aber gar diesen Zwang auf die Aussiebbäcker ausdehnen, so möchte es doch wohl einmal an der Zeit seyn, ein ernstliches Wort darüber zu reden.

* Gedanken.

Es ist eine betrübende Erscheinung, daß die Meister verschiedener Handwerker sich mehr und

mehr mit Lehrlingen behelfen, und dadurch die Klasse der Gesellen ohne Beschäftigung sich von Tage zu Tage mehrt. Möchten die Meister es doch wohl überlegen, ob sie bei dieser Einrichtung reellen Nutzen haben, und möchten sie wohl bedenken, ob sie auf diese Art auch gute Arbeit und diese immer zu rechter Zeit liefern können.

Ja, einige Meister nehmen sogar Lehrlinge an, ohne ihnen Speise und Schlafstelle zu geben. Beweist dieses nun auch zwar einen starken Andrang zu den Gewerben, so würde es doch gewiß recht hart seyn, wenn dieses Beispiel viele Nachahmer fände, denn was bliebe dann wohl verwaiseten Kindern, oder den Söhnen von Wittwen, die sich kaum selbst ernähren können, übrig? — Möchte doch Jeder dieses wohl beherzigen, und sich an der Stelle der Andern denken, er würde gewiß diese Neuerung, als häßlichen Eigennutz, tadeln.

Ein Bürger.

Schmetterlinge und Bienen.

Ich höre, daß Heine des Contrastes wegen den Entschluß faßte, in der allgemeinen Zeitung sich als mitverantwortlich für die Handlungen des jungen Deutschlands zu erklären. Als man ihm vorstellte, er thue daran unklug, erwiderte er: Ich weiß es, ich verliere dadurch zwei Millionen Deutsche, die meine getreuen Anhänger waren, aber solchen Verlust kann ich schon aus Menschlichkeit tragen.

Es war ein sehr witziger Einfall des Zeitgeistes, das alte Deutsche Reich mit Eisenbahnen wieder zusammen zu löthen.

In einem Artikel aus London liest man, daß Lord Dorsay eigenhändig schneidere, um ganz nach Wunsch gekleidet zu gehen. Ein Französischer Gesandschaftssecretair ließ sich bei demselben anmelden und hörte, Seine Herrlichkeit sey im Conseil; da er darauf sich ehrerbietig entfernen wollte, befahl der zufällig das Gemach öffnende Dandy, ihn hereinzulassen. Das Conseil des edlen Lords war ein Schneider-Conseil, die Arbeit, die dasselbe vornahm — eine Discussion über den Schnitt eines Rocks.

Nach dem neuesten Modenjournale gleichen die Stutzer der Seine in ihrem Winteranzuge einer Stubenthür, deren beide Flügel (des Ueberrocks) angelweit aufgerissen sind.

Allerlei.

Von der Trinklust der Deutschen sagt ein Poet des siebzehnten Jahrhunderts:

„Die Deutsche Sitte hinkt an einer tiefen Wundheit,
Dieweil man krank sich trinkt an Anderer Gesundheit!"

Ist's in den Verhältnissen des Lebens nicht so, wie man es wünscht, ist man bedrängt im Geist oder von der Sorge, soll man vor Allem nicht sich selber aufgeben, sich nicht mit den Lastern der Zeit ausgleichen, sondern an einer um so strengeren Tugend halten, damit jeder Einzelne von wohlthuender Wirkung werde für das Allgemeine.

Der Kardinal Aeneas Sylvius Piccolomini erlebte, nachdem er als Pius II. den päpstlichen Stuhl bestieg, das seltsame Schicksal, seine früheren Schriften im Verzeichniß der von Rom aus verbotenen Bücher zu finden — und er ließ sie verboten.

Heut' zu Tage giebt es der Zustände sehr viele, bei denen das alte Sprüchwort gilt: „Was Einem gerecht ist, dünkt Zweien zu weit und Dreien zu eng."

A. Münde.

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 86.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreund Nro. 12.

Bremen, Donnerstag den 11. Februar 1836.

Gestorben:

Nro. 136. Den 4. Februar. Des Lieutenants im Polnischen Diensten Thomas Chranewitz Tochter, 1¼ Jahr; Theerhof Nro. 3.

— 137. Den 4. — Des Ard. Chr. Heinr. Lindau Ehefr., geb. Rüdebusch, 63 Jahr; Bonspforte N. 5.

— 138. Den 5. — Anna Buschmann, 85 Jahr; Bredenstraße Nro. 8.

— 139. Den 5. — Des verst. Ard. Herm. Lürßen Wittwe, geb. Tiemann, 50 Jahr; Hastedt Nro. 14.

— 140. Den 5. — Des Maurergesellen Joh. Wilh. Behnken Sohn, 5 Tage; Rembertistraße Nro. 33.

— 141. Den 5. — Der Ard. Franz Ludwig Budde, 68 Jahr; hinterm Osterthorswall Nro. 6.

— 142. Den 6. — Ernst Diedr. Ehlers, 7½ Jahr; im Barkhof Nro. 5 VV.

— 143. Den 7. — Des Ard. Joh. Heinr. Evers Ehefr., geb. Battermann, 48 Jahr; gr. St. Johannisstraße Nro. 154.

Nro. 144. Den 7. Februar. Des Landmanns Chr. Meyer Ehefr., geb. Woehler, 60 Jahr; Neuen ande Nro. 6.

— 145. Den 7. — Der Kaufmann Joh. Diedr. Bauer, 47 Jahr; Langenstraße Nro. 56.

— 146. Den 7. — Der Kaufmann Fredrik Ludwig Möller, 70 Jahr; Langenstraße Nro. 117.

— 147. Den 8. — Des Sperr-Einnehmers Joh. Heinr. Möller Ehefr., geb. Frölken, 69 Jahr; alten Steinweg Nr. 106.

— 148. Den 8. — Der Handlungsgehülfe Adolph Bernh. Gottfr. Smend, 20 Jahr; Langenstr. N. 70.

— 149. Den 8. — Des Landmanns Berend Gardade Ehefr., geb. Hagens, 69 Jahr; Hastedt Nro. 63.

— 150. Den 8. — Der Knopfmacher Joh. Michael Brockmann, 77 Jahr; Armenhaus.

— 151. Den 9. — Des verstorbenen Kaufmanns Carl Schultze Tochter, 6¾ Jahr; am Buntenthor.

Geburten:

Nro. 132. Den 30. Januar. Des Schuhmachermeisters Herm. Ernst Blaese Ehefrau, geborne Dunzelmann, Molkenstraße Nro. 47; von einem Knaben.

— 133. ein Mädchen.

— 134. Den 2. Februar. Des Ausladers Hinrich Delvendahl Ehefrau, geborne Stuckmann, Fehrfelde Nro. 9; von einem Mädchen.

— 135. Den 4. — Des Ard. Cord Tödelmann Ehefrau, geb. Wiechmann, Klosterstr. 5; von Zwillings-Töchtern.

— 136. Den 4. — Des Ard. Diedrich Minne Ehefrau, geb. Köster, Bleicherstraße Nro. 16; von einem Knaben.

— 137. Den 5. — Des Schuhmachermeisters Joh. Gottfried Leopold König Ehefrau, geborne Creutziger, Grafenstraße Nro. 33; von einem Mädchen.

Nro. 138. Den 5. Februar. Des Küpers Justus Wilhelm Heiser Ehefr., geb. Reinke, Düsternst. N. 33; von einem Mädchen.

— 139. Den 5. — Des Ard. Herm. Hinrich Wihmeyer Ehefr., geb. Lüdicke, Kochs-Gang Nro. 1; von einem Knaben.

— 140. Den 7. — Des Kaufmanns Eberhard Focke Ehefrau, geborne Gabain, Obernstraße Nro. 28; von einem Knaben.

— 141. Den 7. — Des Maurergesellen Diedrich Docke Ehefr., geb. Blancke, auf der Kuhlen N. 1; von einem Knaben.

— 142. Den 7. — Des Schuhmachers Joh. Justus Wagenfeld Ehefr., geb. Bollwinkel, gr. St. Annenstraße Nro. 83; von einem Mädchen.

— 143. Den 9. — Des Ard. Diedr. Seemann Ehefrau, geborne Henjes, Hülsberg Nro. 27; von einem Knaben.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 13.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 14. Februar 1836.

Niemand verstehet zur rechten Zeit!
Wenn man zur rechten Zeit verstünde,
So wäre Wahrheit nah' und breit,
Und wäre lieblich und gelinde. Göthe's Westöstlicher Divan.

Eines Reisenden Erzählung und Bemerkung,

erbaulich für Priester und Laien.

In eine Kirche trat ich ein,
Die nah' am Gasthof' lag,
Wollt' auch des Goldmund's Hörer seyn,
Von dem die Stadt jetzt sprach.
Ich fand in weiter Hallen Raum
Ein Plätzchen bei den Steh'nden kaum.

Jetzt nach verhall'tem Orgelton
Sprach der gefei'rte Mann
Von seiner Kanzel, wie vom Thron,
Die Huldigenden an.
Und Was und Wie war traun! nicht schlecht
Doch war auch Dieß und Das nicht recht.

Nach Jahren kam ich wieder her,
Ging auch zum heil'gen Ort,
Und freute mich des Redners sehr;
Gereifter war sein Wort.
Doch nun war seine Kirche leer.
Warum? Er war nicht Mode mehr.

Ich ging zum Moderedner hin.
Der war ein junger Mann.
Er hatt' etwas vom Dichtersinn,
Legt es auf Thränen an.
Den Thränenquell erschöpft man bald
Und jung und neu wird einst auch alt.

* Der Bürgermeister Dethmar Kenkel.

Eine biographische Skizze
von
Senator Dr. Deneken.

Dethmar Kenkel stammt aus einem patricischen Geschlecht in Verden ab, wo er im

Jahre 1513 geboren ist, und wo sein Vater und Großvater *) Bürgermeister gewesen sind. Er begab sich nach Bremen, und hat hier Anna von Cleve, die Tochter des Rathmanns Tile von Cleve und Enkelinn des ältern Bürgermeisters von Büren, geheirathet, und mit dieser 10 Kinder erzeuget. Am 7. Januar 1549 ward er an der Stelle seines verstorbenen Schwiegervaters Tile von Cleve in den Rath gewählt. Sein Oheim, der jüngere Bürgermeister von Büren wurde durch das Loos der erste Wahlherr, und hat wahrscheinlich seinen Neffen, dessen ausgezeichnete Fähigkeiten ihm bekannt waren, in Vorschlag gebracht. Am 28. Dezbr. 1554 erhielt er an der Stelle des verstorbenen Bürgermeisters Elert Esich die Bürgermeister-Würde.

Er hat sich um den Bremischen Staat auf vielfache Weise große Verdienste erworben. — So wurde er im Jahre 1553 mit dem Syndicus Rollwagen nach England gesandt, wo er bei der Königinn Maria die Erneuerung und Bestätigung der gekränkten alten Freiheiten der Hansestädte bewirkte, und so war er auch im Jahre 1561 als Abgeordneter von Bremen auf dem Hansetag in Lübeck.

Er war ein Mann von seltenen großen Eigenschaften des Geistes sowohl, wie des Herzens. Er besaß eine feste Entschlossenheit des Willens, eine ungewöhnliche Gewandheit und einen unermüdeten, ausharrenden Fleiß in der Behandlung der Geschäfte. Er hatte sich eine gründliche Gelehrsamkeit und eine besondere Fertigkeit, die Feder geschickt zu führen, erworben. Mit allen diesen Vorzügen des Geistes verband er eine große Herzensgüte. Er hatte einen frommen Sinn, mit dem er an der Religion, wie er sie nach seinen Ueberzeugungen begriffen hatte, festhielt. Er lebte in einer glücklichen Ehe und war ein zärtlicher und verständiger Vater seiner vielen Kinder. In der früheren Zeit war er ein warmer vertrauter Freund seines verehrten Oheims, des Bürgermeisters von Büren, der ihn wie sein anderes Selbst liebte, und ihn seinen Euryalus zu nennen pflegte. *) Sogar war Hardenberg damals nicht nur ein bloßer Bekannter von ihm, den er schätzte, sondern an dessen freundschaftlichem Umgang er auch ein besonderes Vergnügen fand und dessen Predigten er gern hörte. Er war aber zugleich ein noch wärmerer Freund des Predigers Tiemann, und als dessen Buch Farrago sententiarum erschien, so fiel er diesem bei. Nun ward das schöne Band der Freundschaft zwischen von Büren und Kenkel gänzlich und für immer zerrissen. Bei dem Ausbruch der unglücklichen Streitigkeiten über die Lehre Hardenberg's erklärte von Büren sich als ein warmer Anhänger derselben; Kenkel hingegen trat auf die Seite der Widersacher, und zwar mit der seinem Character eigenen Festigkeit.

Zwischen Beiden entstand ein unangenehmer Streit, da Kenkel, als Scholarch, die trefflichen, von dem B. v. Büren begünstigten und von diesem, als vormaligem Scholarchen, hierher berufenen Lehrer Molanus, Winkel und Grevenstein, weil sie Anhänger Hardenberg's waren, ihrer Dienste entlassen hatte. Indessen wurden nachhin, durch die Vermittelung des B. v. Büren, die verdrängten Lehrer zurückberufen. Vorzüglich kehrte der berühmte Molanus auf wiederholte Einladungsschreiben alter Freunde, besonders des B. v. Büren, von Duisburg nach Bremen zurück, und trat im Jahre 1563 das Rectorat der Schule an, welchem er bis zu seinem Tode, 1583, vorstand.

*) Sein Großvater ist zu Verden im Jahre 1530 in einem Alter von 105 Jahren gestorben.

*) Die rührende Geschichte der seltenen Freundschaft zwischen Euryalus und Nisus und des unter ihnen entstandenen edlen Wettkampfs ist in Virgil's Aeneide im 9. Buche Vers 167 bis 495 höchst anziehend erzählt.

An dem denkwürdigen Tage — am 19. Jan. 1562 — drängte B. Kenkel sich durch die Menge der zum Beistande des B. v. Büren und zur Abhelfung ihrer eigenen Beschwerden auf das Rathhaus strömenden Bürger, und that durch sein kräftiges Zureden dem Toben, jedoch nur auf eine kurze Zeit, Einhalt. Auch machte er seinem Neffen Cord Kenkel, als dieser die zum Schließen der Rathhausthüre beauftragten Rathsdiener zurückhielt, und den noch unten versammelten Bürgern zurief, sie möchten heraufkommen, die ernstlichsten Vorwürfe über die Verletzung seiner Bürgerpflicht, worauf dieser erwiderte: so mußte es kommen, dahin hat euere Widersetzlichkeit mich und meine Mitgenossen gebracht.

In der Osterwoche 1562 ist B. Kenkel mit seinen 4 Brüdern Arend, Henrich, Cord und Dierk aus der Stadt gewichen, und hat sich nach Verden begeben, und sich dort an den Erzbischof gewandt, von dem er geliebt wurde; so ward er auch von dem Grafen Anthon, der ihn während seines Aufenthalts in Oldenburg kennen gelernt hatte, wegen seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit, einer vorzüglichen Huld gewürdigt.

Mit einem warmen Eifer hat er für die Sache der Ausgewichenen gewirkt und er war der Einzige, welcher bei diesen Unruhen die Feder geführt hat.

Am 23. Juli 1562 ist Dr. Ericus Hoyer an seiner Stelle zum Bürgermeister erwählt.

(Der Beschluß folgt.)

Die junge Literatur.

(Fortsetzung.)

Nimmt die Unsittlichkeit bei den Predigern der Glückseligkeitsrepublik und der Weibergemeinschaft eine entschieden demokratische Tendenz an, so hängt sie doch zu gleicher Zeit noch fest an den äußerst aristokratischen Genüssen und Ansprüchen unserer älteren literarischen Epikuräer. Die „jungen Deutschen“ verfallen hier in denselben Widerspruch, in den auch Mirabeau und so viele Französische Demagogen fielen. Sie wollen auf dem Forum den Tribun spielen, daheim aber den Sultan. Das Glück, das sie den Massen vorspiegeln, ist immer eine Täuschung. Sie wissen recht gut, daß die raffinirten Schwelgereien, nach denen sie dürsten, immer nur ein Privilegium Weniger bleiben können.

Die aristokratischen Sympathien des jungen Deutschland erklären sich aber auch aus dem Bedürfniß, durch eine große Autorität das gebildetere und vornehmere Publikum zu bestechen und auch nach dieser Seite hin Terrain zu gewinnen.

Aus diesen Gründen ist Goethe ihr Abgott. Wienbarg macht ihn geradezu zum Messias der neuen sinnlichen Religion, um dadurch seine eignen unsittlichen Lehren zu beschönigen. Gutzkow hoffte, indem er feierlich den Schatten Goethe's heraufbeschwor, um gegen mich zu streiten, die zahlreichen und in der Literatur sehr einflußreichen Freunde Goethe's auch zu den seinigen zu machen und sie zu gebrauchen, sie zu seinen Zwecken eine Zeitlang zu benutzen.

Diese Bedürfnisse der jungen Partei erklären auch die veränderte Färbung, die sie in den Goethianismus bringen. Sonst liebte man in Goethe nur das Schöne und nahm die Immoralität in den Kauf. Jetzt sucht man ängstlich nur seine Immoralität, durch die man die eigene beschönigen will, und nimmt sein Schönes in den Kauf. Von dieser Seite hat sich die jeune Allemagne seine Autorität auszubeuten angemaßt. Goethe muß ihr herhalten, alle Blähungen ihres faulen Geistes zu rechtfertigen.

Wenn eine Zeit der gesunden Vernunft und des gesunden sittlichen Zartgefühls wiederkehrt, so wird man an Goethe den großen Dichter bewundern, und man wird seine Schwächen und Gelüste

mit seiner Zeit entschuldigen und als Antiquität behandeln. So kann die Gegenwart noch nicht über Goethe urtheilen. Sie kann noch nicht unparteiisch seyn. Sie braucht ihn noch. Mit einem Zipfel des langen poetischen Mantels, mit dem er seine Scham zudeckt im Grabe, will die noch lebende Zeit die ihrige zudecken, und wird daran zerren, bis er sie mit hinunterzieht in sein Grab.

Woher die bloße Möglichkeit, daß so viel im Namen Goethe's gesündigt wird? Ach, Herr Hotho sagt es uns: Goethe hat die weit hingreifende Genialität gegen eine beschränkte Zeitgesinnung, die Freiheiten, die sich eine schöne Natur herausnimmt, gegen die engherzige Moral vertheidigt. Darum nennt Wienbarg Goethe'n den großen Befreier Deutschlands, den Zerstörer des Christenthums, den Gründer der neuen Religion des Fleisches. Die Freiheit, die Goethe sich herausnahm, steht Allen zu. Machte erst eine schöne Natur sich frei, gleich ist alle Natur frei, auch die häßlichste, auch die bestialische, die diabolische Natur. Nun entfessele deine Begierden, du Unhold in der Tiefe der menschlichen Natur! Du hast das Siegel gebrochen, das dich bannte. Das Zauberwort, durch das du allen Zwanges dich entledigst, ist Schönheit. Im Namen der Schönheit thue hinfort das Häßlichste, Scheußlichste. Tobe dich ganz aus, Unhold, und wiehere den dummen Deutschen zu, du seyst die entkettete Schönheit!

Auf die „Schönheit" beruft sich Gutzkow? Mit ihr hofft er seine Wally zu vertheidigen? Das ist beinahe noch eine größere Dreistigkeit, als wenn er sie im Namen der Religion und Sitte hätte vertheidigen wollen; denn wahrlich so weit sein Roman von jeder Tugend entfernt ist, so ist der doch noch weit entfernter von der Schönheit. Nie ist die Schönheit der weiblichen Natur frecher beleidigt worden, als durch diesen fratzenhaften Roman, der eine Entäußerung jeder Grazie und Scham, für die ächte, wahre, schöne Natur dieses Geschlechts auszugeben, als „ideale Weiblichkeit" zu bezeichnen wagt. Auch ist die affektirte Vornehmigkeit, das Uebertragen der gemeinsten Scenen, wie sie verdorbene Jünglinge nur in der schlechtesten weiblichen Gesellschaft durchleben, in die Boudoirs gebildeter Damen, hier greller und widerlicher als in allen andern Darstellungen des jungen Deutschland, die in dieser Beziehung zwar nicht mehr Moral, aber doch mehr Geschmack verrathen.

Indeß tritt bei allen Parteigängern des jungen Deutschland diese sonderbare Mischung des politischen Radikalismus mit der Goethe'schen Genußsucht charakteristisch hervor. In mehr als einem ihrer Romane wird auf der einen Seite mit der jungen Tapferkeit für die Polnische Sache geprahlt, und in den kühnsten Phantasien für die allgemeine Freiheit geschwärmt, zugleich aber mit den vornehmsten adeligen oder fürstlichen Damen in der Manier des Wilhelm Meister geliebelt und gelüstelt und endlich, da ihnen das doch noch zu zart ist, geräth das republikanische und legitime Princip in den allerunanständigsten Konflikt. Das Höchste, was sich diese edeln Freiheitshelden zu denken wissen, ist das bürgerliche Einschleichen und Einbrechen in das Gemach einer Prinzessinn, das Wühlen in allen Reizen einer vornehmen Wollust. So wie Heine anfing, vor jedem Madonnenbilde in katholischen Kirchen eine freche Gebärde zu machen und sein Wohlgefallen auf eine mehr thierische als menschliche Weise auszudrücken, so fiel es auf einmal den jungen Bauern ein, den Königinnen Schach zu bieten. Man verkleidete die verworfensten Bewohnerinnen öffentlicher Häuser in Madonnen, in Fürstinnen, und feierte bei sprudelndem Champagner den wohlfeilen Sieg über die christliche Kirche und über die Legitimität, und

trat dann triumphirend hervor im Polnischen Rock, mit Griechischem Backenbart, mit republikanischem Filzhut.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Über das alte Schauspielhaus

im Gegensatz des Neuzuerbauenden nach der Schilderung im Bürgerfreunde № 9.

(Fortsetzung.)

Zur Unterstützung der wohlgemeinten Speculation der Hausbesitzer auf den Cassenbestand des Vereins zum Neubau, — auf die Beine, auf die Gesundheit und auf die Unbehaglichkeit der Mitbürger, stellt der Defensor des alten Schauspielhauses ein Conto finto aus problematisch formirten Posten componirt, als Schreckbild auf, um damit die Interessenten des Neubau's und das Publicum, in den längst überdrüssig gewordenen Gegenstand seiner Schutzrede für die Folge zurückzuscheuchen. Das Vergnügen, das ihm dieses Spiel seiner Phantasie bereitet, wollen wir ihm nun nicht verkümmern, die Analyse der Richtigkeit seiner Probleme aber, als ein müssiges Unternehmen, bis zur Ausführung des Neubau's in der Wirklichkeit, ganz auf sich beruhen, lassen. Sollte aber für die Direction des Vereins, zu deren Unterricht er vermuthlich sich damit abgemüht hat, — wider Erwarten darin ein neues Licht angezündet, und dieselbe disponirt seyn, davon Gebrauch zu machen, so wird die gebührende Ehre ihm ohnehin zu Theil werden. — Dem Defensor selbst aber müssen wir zu bedenken geben, daß er hierin wie überall, die Rechnung ohne den Wirth gemacht, und dabei zu erwägen unterlassen habe, daß der Verein zum Neubau, und dessen Vertretung Männer in sich fasse, die wirklich gebaut haben, die einen Bau zu beurtheilen, und die Kosten zu berechnen wissen.

Durch seine fingirten Rechnungsprobleme selbst getäuscht, oder getröstet, verliert sich der Defensor demnächst in Befürchtungen für die Zukunft, — „wenn ein neues Haus im neuen und vergrößer„ten Style dastehen, und dem angemessene Vor„stellungen erwartet werden sollten.“ — Dabei geht er natürlich wieder von dem liberalen Princip aus, „daß wir gar keine zeitgemäße „Vorstellungen erwarten oder begehren „dürfen, und uns gefallen lassen sollen, in dem „alten Hause mit den Vorstellungen vorlieb zu „nehmen, die von den Pfründebesitzern, diesem „angemessen erfunden, oder in diesem, nur „in einer demselben angemessenen Verkrüppelung, „aufgeführt werden können.“ Damit wird uns denn stillschweigend angesonnen, uns mit dem zu begnügen, womit die geheimen Besitzer des Wracks nach Belieben uns abzufinden geneigt sind, und was nach Maasgabe seiner Unzulänglichkeit, zur Aufführung der erheblichern Producte der Deutschen Bühne, mit der Benutzung des Locals und Gerümpels, und dem Interesse seiner Besitzer, von diesen in Zukunft für vereinbar erachtet werden mögte. —

So aber war es nicht gemeint, als der Verein zum Neubau zusammentrat, und die Mehrzahl der Schauspielfreunde hat es fernerhin so auch nicht im Sinne. — Der Ueberdruß am beschränkten Repertoir, die Entbehrung aller Bekanntschaft mit den Fortschritten der Deutschen Bühne, die begehrte Mannigfaltigkeit und Abwechselung in den Vorstellungen, gehören zunächst mit unter die Ursachen, die den Impuls gegeben, zur Vereinigung für den Neubau, und diese Vereinigung ist nicht gesonnen, sich fernerhin auf das armseelige Repertoir beschränken zu lassen, das nach der Untauglichkeit der jetzigen Bühne abgemessen wird.

Auch die Summen, die erfordert werden mögten, sind vom Defensor mit übertriebener

Wichtigkeit in Anschlag gebracht. — Ein neues festes Gebäude, wird zunächst in den ersten Jahren die Ausgaben für Reparaturen ersparen lassen, die für die Unterhaltung des alten, täglich mehr verfallenden, unvermeidlich, und im steten raschen Zunehmen sind. — Decorationen und Apparat sind im alten Hause höchst unvollkommen, und das Beste, was sich noch etwa vorfindet, vor fast 100 Jahren für die Braunschweiger Bühne gemalt, — dabei, durch immer wiederholte Plünderungen, alles irgend Nutzbare verschwunden und nur ein unbrauchbarer Rest zurückgeblieben. Wollen wir nun mit diesem, und mit dem altväterlichen Repertorium uns nicht ferner abfertigen lassen, so muß der ganze vernutzte Vorrath im alten Hause gleichfalls und unverläßlich durch neuen Apparat ersetzt und überdieß für neue Stücke auch Neues angeschafft werden. Diese Verwendung kann gar nicht vermieden, und also nichts erspart werden, mit dem Ankauf der Alterthümlichkeiten. Mehr aber als dort erfordert wird, dürfte in dieser Hinsicht für das neuzuerbauende Haus, auch nicht zu verausgaben, und die Mittel dazu, ohne einige Besorgniß allmälig leichter zu erübrigen seyn. —

Auch der Hang für Clubbs und Kartenspiel, den Defensor so bedeutend schildert, ist, wie schon oben erwähnt, bei uns nicht so überwiegend vorherrschend, wie derselbe glauben machen will. — Während in diesen, und mehrentheils in glänzenden neuen Localitäten die Gelegenheit zum Verweilen möglichst einladend veranstaltet ist, war während des jetzigen milden Winters, ungeachtet der immer wiederkehrenden Wiederholungen der unbedeutendsten Stücke, und bei häufigen Abänderungen der Angekündigten, der Besuch des Schauspiels durchweg zahlreich, und neben allen Mängeln, die von einer ganz neuen Bildung des Personals unzertrennlich sind, hat der Unternehmer in dem unbeholfenen, fern liegenden Local, dennoch augenscheinlich gute Rechnung gefunden. Tritt eine Bühne in verjüngter Gestalt und zeitgemäßer Vervollkommnung ins Leben, wird der Zugang weniger abschreckend bei unfreundlicher Witterung, und sehen die zahlreichen wohlhabenden Schauspielfreunde, die den Neubau beschlossen haben, ihre Lieblingsabsichten realisirt, so wird die Sache bei Diesen wie bei Andern, den Anklang nicht verfehlen, und die Besorgnisse um ihre Subsistenz und um einen Mangel an Mitteln, werden als eitle Befürchtungen Unkundiger oder Feindseeliger, durch eine neue Belebung des Bühnengenusses sich bald widerlegt sehen. —

Der Absicht, — „dem Staate eine Wohlthat zu erzeugen,“ (sic) wie der Defensor, ungeschickt spöttelnd, sich ausdrückt, — um in einem unpassenden Gegensatz, — eine Last, die nirgend zu erblicken ist, als angeblich zu besorgende Folge hinten drein zu schicken, — einer solchen Absicht hat der Verein sich nie gerühmt. Der Spott des Defensors verfehlt also hier seinen Gegenstand eben so vollkommen, wie die Last, in Nichts verschwindet, die Er, als durch den Neubau dem Staate in der Ferne drohend, glaublich machen will. Der Staat ist nicht besorglich dabei interessirt, mehr aber und angelegentlicher bei der Entfernung des alten Hauses, das, während es schon an sich, in den Anlagen und seiner kläglichen Beschaffenheit nach, als Uebelstand erscheint, überdieß, durch die Erpressung einer hohen Miethe in einem abschreckenden Zustande, von Seiten der Besitzer den Ruin des letzten Unternehmers, wo nicht veranlaßt, doch wenigstens befördert hat. Es ist bekannt, daß dieser, für jeden Abend, an welchem gespielt wurde, 9 Thaler an Miethe erlegen, und außerdem, alle kostspieligen Requisite, die aus dem geplünderten Apparat entfernt waren, neu anschaffen mußte. Diese für

den Jammer-Behelf übermäßige Miethe, so wie diejenige für die Schenkstuben, bezogen die Besitzer, und sowohl das sorgfältige Geheimniß, das den Tractat mit dem jetzigen Unternehmer beschattet, als die ungünstigen Umstände, die seinen Antritt begleiteten, geben schwache Gründe für eine Vermuthung an die Hand, daß dieser, denselben Hände preisgegeben, glimpflicher oder uneigennütziger behandelt seyn werde. — Das alte Haus also und die daher entstehenden Unzuträglichkeiten bilden die Wurzel alles Uebels, von welcher Seite auch man dasselbe ins Auge fassen möge!!

Will daher Defensor, wie er es sich erkühnt, „Mäßigung in Ansprüchen empfehlen" — so wende er sich mit seiner Empfehlung nicht an das Publicum, dessen Genügsamkeit im alten Hause, und Mäßigung in Ansprüchen seit vielen Jahren aufs Schnödeste mißbraucht ist, — nicht an den Verein, der seine Ansprüche nicht höher steigert als seine Aufopferungen reichen werden, — sondern — an die verborgenen Eigenthümer des Hauses durch deren ostensiblen Vertreter, der für eine verfallene Arche, die dem Vereine zum Neubau und jedem andern Erwerber zu nichts Anderm, denn als Aquivalent zum Austausch an den Staat, für die Erwerbung eines zweckmäßigern Platzes dienen kann, Anfangs 24,000, nun wenigstens 14 — 15,000 Rthlr. gefordert hat, um gegen die dafür wegzuwerfende Summe, das Publicum zu seiner Ergötzung auf das glücklich versilberte Gerümpel fernerhin zu verweisen und reducirt zu sehen.

Auch was sich „schicken möge" für eine Stadt wie Bremen! will der Defensor ausgefunden haben? Besser ist es, daß wir der Erfahrung und Sachkunde der Mitglieder des Vereins zum Neubau, die darüber nachgedacht haben, und deren Vertretern, die Erkenntniß desjenigen anheim stellen, was für jetzt und für die Folgezeit nach Maasgabe der Stellung Bremens, seiner Hülfsquellen, und seiner Stimmung für das Schauspiel „für eine Stadt wie Bremen sich schicken möge"; den Besitzern des alten Schauspielhauses aber und dessen Defensor, dasjenige überlassen, was für eine Stadt wie Bremen sich nicht schickt, und nicht mehr zeitgemäß ist, das ist: — das unpassende, unbequeme, entlegene und unbrauchbare Local, und das veraltete und vernutzte Gerümpel. —

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Freundschaftliche Zurechtweisung.

Als vor zehn Jahren das Osterthor gebauet wurde, dachte man nicht daran, daß die Lanzenbündel (welche, wenn je eine symbolische Auslegung verlangt wird, sagen „Eintracht giebt Macht") für Lictorstäbe und die Deckel der Laternen für Tortenpfannen angesehen werden könnten.

Was ist dem Verf. des Aufsatzes in Nr. 11 des. Bgfrds. angethan, daß er in einer unschuldigen Schutzwehr auf Einmal solche Züchtigungsmittel erblickt, an die auch er vielleicht früherhin nicht dachte? — Abgedroschen? — Es wäre uns sehr leid, wenn unsern Freund fernerhin eine solche fatale Reminiscenz quälen sollte. Darum noch Einmal: es sind eiserne Lanzen, Spieße, Speere oder wie man sie sonst nennen will, welche also weder auf Römische, noch auf Bremische Prügel hindeuten. Freilich, unser Militär, und selbst unsere friedliche, zum Theil auch kunstsinnige Polizei, schlägt drein, wenn es Noth thut; aber gerade deßhalb konnte auf die Abschaffung der Stockschläge nicht hingezielt werden. Dieß kann auch unser Freund nicht im Ernste gemeint haben.

An die Tortenliebhaberei unseres Kunstfreundes dachten wir ebenfalls nicht, bedauern aber, daß die Gläser der Laternen (klarer, als die, wo-

durch unser Freund schielt) beim Blasen nicht ganz nach Wunsch gerathen sind; sonst hätten auch sie als Witzableiter dienen können.

Der Zeiger der Uhr ist allerdings zunächst für die Schildwache; — sie schlägt aber auch. Aber nur ruhig, Freund! diese Schläge schaden nicht.

Daß die vier Säulen des alten Schauspielhauses für Strebepfeiler erklärt werden — Säulen für Strebepfeiler! — beweiset und erläutert sonnenklar, daß und warum unser Freund sich auf seinem kritischen Zuge vom Osterthore her, nicht mit der Kunst sonderlich befreundet habe. Wir sind übrigens von Herzen zur gütlichen Vermittlung bereit.

* Anfrage.

Sachverständige werden um Belehrung in diesem Blatte gebeten, durch welche Mittel der Holzwurm, wenn er sich schon bedeutend in den Hausbalken verbreitet hat, auf die Dauer zu vertreiben ist.

Verlobungsanzeige.

In der „Leipziger Zeitung" vom 18. Januar befindet sich folgende:

„Heut am 12. Januar, als an dem Todestage meiner unvergeßlichen Schwester des Jahres 1831, verlobte sich mit mir Emilie H**, um mein im alpischen Schnee schon längst erkaltetes Herz neu zu erwärmen. Allen Gönnern, Verwandten und Freunden nah und fern, als: Euch treuen Seelen im Elbthale, unsern vereinigten Gruß.

N. N.
Emilie H—r.
Herrmann S—z. Pfarrer."

Solchen Unsinn schreibt ein Mann, dessen Beruf es ist, das Volk zu erleuchten, zu belehren, zu bilden und zu versittlichen!

Ungläubigkeit.

Ein Deutscher reiste von Paris
Nach Saint-Denis und ließ
Vom Kapellan, der die Reliquien ihm wies,
Des Heil'gen Tod und Wunder sich berichten.
„Der Henker band," so sprach nach den Geschichten
Der Mönch, „dem Märtyrer die Hände auf den Rücken
Und hieb mit Einem Streich das fromme Haupt ihm ab.
Doch Denis, ohne sich zu bücken,
Ergriff es, küßte es und trug es selbst ins Grab." —
„Halt! hab ich dich auf fahlem Pferd' gefunden?" —
Rief Jener. — „Wie? Die Hände sind gebunden?
Womit griff er denn nach dem Haupt?" —
„Womit? Wenn Ihr es mir erlaubt,
Das ist wohl eine dumme Frage,
Mit seinen Zähnen griff er nach dem Haupt."

Chastel.

Gottesdienst.

Sonntag, den 14. Februar.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Past. Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr.
Hr. Pastor Pauli	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Past. Prim., v. Aschen	St. Ansgarii	9 „
Hr. Dr. Böckel	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Dr. Pletzer.....	— — —	1 „
Hr. Pastor v. Hanffstengel	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor Iken.....	— — —	1 „
Hr. Candidat —	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Toel.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Hr. Pastor Meinerzhagen.	Armenkirche	9 „
Hr. Pastor Wemer.....	St. Johannis	7 „
Hr. Pastor Probst	— — —	Messe 9 „
Hr. Pastor Wemer.....	— — —	Hochamt 10 „
	St. Petri Dom	Predigt 6 „
	— — —	8½ „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreund Nro. 13.

Bremen, Sonntag den 14. Februar 1836.

Gestorben:

Nro. 152. Den 9. Februar. Des Arb. Martin Körner Ehefr., geb. Kammeyer, 78 Jahr; Schweinestr. N. 8.

— 153. Den 9. — Des Apothekers Caspar Gustav Hoffschläger Tochter, 3¼ Jahr; Langenstr. N. 91.

— 154. Den 9. — Des verst. Kupferschmieds Joh. Henr. Holscher Wittwe, geborne Alten, 41 Jahr; am Brill Nro. 16.

— 155. Den 9. — Gasemann, todter Knabe; Schweinestr. Nro. 35.

— 156. Den 10. — Des Küpers Joh. Diedr. Unverzagt Sohn, 7 Tage; kl. Krummenstraße Nro. 8.

— 157. Den 10. — Des verst. Pensionairs Joh. Christ. Engelhard Hintze Wittwe, geborne Schütte, 50 Jahr; Schnoor Nro. 2.

— 158. Den 10. — Der Maurergesell Diedr. Schröder, 39 Jahr; Runken Nro. 44.

Nro. 159. Den 10. Febr. Des Dr. med. Carl Ludwig Leonhard Ehefrau, geb. Hoffschlaeger, 22 Jahr; Ansgariithorsstraße Nro. 13 C.

— 160. Den 10. — Der Fuhrmann Ludwig Seute, 43 Jahr; große St. Johannisstraße Nro. 208.

— 161. Den 10. — Des Wassermüllers Johann Heinr. Poock Tochter (todtgeboren); Balgebrückstr. Nro. 8.

— 162. Den 10. — Der Schuhmachergesell Lür Diedrich Tiemann, 27 Jahr; Weerder Nro. 27.

— 163. Den 11. — Des Arb. Hinrich Flömer Sohn, 6 Wochen; Buntenthorssteinweg Nro. 100.

— 164. Den 11. — Des Mobilienhändlers Joh. Friedr. Berje Sohn, 6 Wochen; Doventhorsstraße Nro. 1.

— 165. Den 11. — Des Arb. Johannes Evers Sohn, 9 Monat; Punkendeich Nro. 3.

Geburten:

Nro. 147. Den 8. Februar. Des Fuhrmanns Christoffer Wentzel Ehefr., geborne Schröder, auf dem Häfen Nro. 22; von einem Knaben.

— 148. Den 8. — Des Schweineschlachters Barthold Ficke Ehefr., geb. Potthas, gr. St. Johannisstr. Nro. 48 B; von einem Knaben.

— 149. Den 9. — Des Waarenmäklers Georg Kind Ehefrau, geb. Mumme, Catharinenstr. Nro. 7; von einem Knaben.

Nro. 150. Den 9. Februar. Ein todtgeborner Knabe, Schweinestraße Nro. 35.

— 151. Den 9. — Des Färbers Reinh. Kemker, Ehefr., geb. Lampe, am Brill Nro. 18; von einem Mädchen.

— 152. Den 10. — Des Wassermüllers Johann Hinrich Poock Ehefr., geb. Schade, Balgebrückstraße Nro. 8; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 38. Der Schuhmacheramtsmeist. Heinr. Friedr. Conr. Jüngling und des verst Schuhmacheramtsmeist. Joh. Friedr. Christ. Remmers Wittwe, Sophia Maria Magdalena Töpken, hieselbst.

— 39. Der Kleiderseller Joh. Frieder. Wilh. Flathmann und Magdalena Schultz hieselbst.

— 40. Der Maler Anton Günther Heinr. Christ. Reinkens Meyer hies. und Ilse Catharina Marie Magdalena Knop aus Altenzelle.

— 41. Der Schuhmacheramtsmeister Joh. Peter Diem, gen. Timm, hieselbst und Dorothea Elisabeth Wacker aus Mehringen, Amts Hoya.

Nro. 42. Der Zimmergesell Adolph Friedrich Kebenau, gen. Kemenah, und Maria Matthessen, Beide v. h.

— 43. Der Schmiedeamtsmeister Martin Wilkening und Gesina Lagemann, Beide von hier.

— 44. Der Schuhmacher Joh. Friedr. Heinr. Horstmann und Margar. Cathar. Spreen aus Scharmbeck.

— 45. Der Schlachteramtsmeist. Hinrich Heinke zu Delmenhorst und Sophie Margar. Brüning aus Schönemoor, Gerichts Delmenhorst.

— 46. Der Arb. Joh. Herm. Friedr. Schröder zu Hastedt und Anna Maria Sophia Michaelis aus Assinghausen.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 14.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 18. Februar 1836.

Dem Licht der Sümpfe gleichet
Der Hoffnung falscher Schein;
Er lockt dich und entweichet:
In Nacht stehst du allein! D.

* Das Irrlicht!

Mit spärlichem Geflimmer,
Wie lieblich lächelst du,
Und winkst mit deinem Schimmer,
Dem müden Wand'rer Ruh'.

Er folget mit Vertrauen
Dem wunderbaren Schein;
Und kehrt durch Nacht und Grauen
Nur in Moräste ein.

O, Irrlicht, Bild des Lebens
Mit deinem Gaukelspiel. —
Die Hoffnung winkt, — vergebens
Sucht Mancher oft ihr Ziel.

Nelson.

* Der Bürgermeister Dethmar Kenkel.

(Beschluß.)

Nach dem zu Verden am 23. Februar 1568 zwischen den Ausgewichenen und dem Senat in Bremen geschlossenen Vertrage ist Kenkel nach Bremen zurückgekehrt — hat am 10. Mai 1568 in Gemäßheit der dabei verabredeten Bedingungen, den Bürger-Eid von Neuem abgestattet, und hat, ohne zu seiner ehemaligen verlorenen Bürgermeister-Würde wiederzugelangen, in einem ruhigen Privatleben sich einer gelehrten Muße gewidmet. Der Rathsherr Heinrich Salamon, welcher zur Zeit des ausgewichenen Raths, im Jahre 1562, zum Rathmann erwählt wurde und im Jahre 1597 gestorben ist, sagt in seinen Anno-

tationibus calendriis von Kenkel: Er war schwer reich, ein großer Patron der Ausgewichenen; sonst aber ein friedfertiger Mensch. Es würde schön gewesen seyn, wenn die beiden großen, edeldenkenden Männer, v. Büren und Kenkel, nach der Zurückkunft des Letzteren, sich versöhnt, ihre frühere vertraute Freundschaft erneuert; wenn sie, ihrer, über die Lehre des Abendmahls verschiedene Denkungsart ohnerachtet, dasselbe, als ein Liebesmahl gemeinschaftlich genossen, und ihr Leben nicht in einer gegenseitigen Erbitterung des Herzens beschlossen hätten. Allein keine Spur findet sich davon in den Nachrichten der damaligen Zeit, und Kenkel selbst hat in seinen Schriften darüber geschwiegen.

Am 19. Februar 1584 ist er im 71. Jahre seines Alters in Bremen gestorben und in Ansgarii-Kirche im Nordergange bei seiner am 20. Juli 1578 verstorbenen Ehefrau begraben. Für Beide ist ein in Alabaster kunstreich gearbeitetes Epitaphium mit Inschriften in der lateinischen und in der Niedersächsischen Sprache, und mit einem Bildnisse Kenkel's in der damals üblichen Tracht eines Bürgermeisters errichtet: unter der lateinischen Inschrift liegt in einem durchbrochenen Sarg ein in Alabaster geformtes Skelett. Zwischen den beiden Inschriften, unter den Worten Johannis XI. vs. 25 bis 26: Ich bin die Auferstehung u. s. w., ist die Abbildung Christi, wie er triumphirend mit der Siegesfahne aus dem Grabe emporsteigt, und die Kriegsknechte, welche die Wache davor gehabt haben, erschrocken auf dem Boden liegen.

Die lateinische Inschrift verdient hier wohl bemerkt zu werden. Sie lautet so:

Consilio magnus, major
Virtute Fideque
Consul et eximiae pietatis
Maximus usu
Constantisque animi
Doctrina
Et laude celebris
Stemmate patricio
Verdensi
Natus in urbe
Detmaris placide
Cessit
Kenkelius orbe.

Die untere Inschrift in Niedersächsischer Sprache enthält nur eine Anzeige, daß dieses Epitaphium dem ehemaligen (afgestanden) Bürgermeister Kenkel und dessen Ehefrau errichtet sey. An beiden Seiten des Bildes sind die Familien-Wappen und mehrere Verzierungen, die sinnreich gewählt und geschmackvoll geordnet sind.

Er ist der Verfasser mehrerer schätzbarer Schriften, unter denen seine Chronik in Niedersächsischer Sprache vom Jahre 1547 bis zum Jahre 1563 vorzüglich merkwürdig ist. Auf dem Bremischen Archiv wird ein gut geschriebenes, in Schweinsleder gebundenes und mit Klausuren versehenes Exemplar aufbewahrt. Auf dem Bande steht die Jahrzahl 1581 und der Titel: Chronicon Dni Consulis Ditm. Kenkelii — inwendig Burchardus Lösekann me possidet. Anno Christi MDCXXIX.

Wahrscheinlich ist dieses Exemplar, das Original, welches B. Kenkel selbst besessen und vielleicht die Absicht gehabt hat, auf den vielen am Ende des Buchs befindlichen unbeschriebenen Blättern, die Chronik noch weiter fortzusetzen.

Aeltermann Burchard Löseckann, der nachherige Besitzer desselben, hatte Elisabeth Kenkel, eine Enkelinn des Bürgermeisters Kenkel, in der Ehe. Er wurde, weil er einen sträflichen Briefwechsel mit den Schweden, als sie die Stadt Bremen belagerten, unterhalten und verschiedene Schmähschriften gegen den Rath ausgesprengt hatte, wegen Verraths des Staats und wegen des gebrochenen Bürger- und Aeltermann-Eides, am 12. Mai 1654 auf einem, neben der Rolands-Säule auf dem Markt errichteten Gerüste, nachdem ihm die

beiden Vorderfinger der rechten Hand abgehauen waren, enthauptet. Wahrscheinlich ist unter seinen ihm confiscirten Schriften gedachtes Exemplar der Chronik befindlich gewesen.

Von diesem auf dem Archiv bewahrten Original befindet sich eine saubere Abschrift, nebst einer getreuen Abbildung des Epitaphiums Kenkel's, auf der Bremischen Stadt-Bibliothek.

In dem Lexikon Bremischer Gelehrten von Dr. Rotermund sind im 1. Th. S. 235 bis 236 die von Bürgermeister Kenkel verfaßten Schriften verzeichnet.

Die junge Literatur.

(Fortsetzung.)

Etwas Aehnliches finden wir aber auch in Frankreich, und das junge Deutschland überträgt nur, was es in Frankreich sieht, auf den Deutschen Boden. „Alles klagt, hieß es jüngst in einem Artikel aus Paris, über die reißenden Fortschritte der Entsittlichung. Sie herrscht unter allen Parteien. Es ist ein Selbstaufgeben aller höhern moralischen Würde. Die legitimistische Jugend stumpft sich ab in geistloser Wollust. Selbst das Juste-Milieu feiert schwelgerische, unwürdige Feste, und die Republikaner wetteiferten in Orgien aller Art von den feinsten bis zu den gröbsten, die Marat und Bestialität, Blut und Unzucht vermengen. Eine gewisse Literatur ist ein wahrer Stall des Epicur, wo literarische Thiere die Trüffeln der Gemeinheit aus dem fetten Boden ihres Geistes wühlen. Die Delassements gewisser Romane sind Mütter, die ihre eigenen Töchter verkuppeln, Väter, die ihre eigenen Töchter entehren. Das Wunderbarste aber ist, daß es blutjunge Scribenten sind, die solche Infamien schreiben. Aber das öffentliche Gefühl beginnt, sich dagegen aufzulehnen.“

Eine Zeitlang schmeichelte sich die Politik, lüderliche Gesinnungen seyen ihr nützlich und nur die Tugend ihr gefährlich. Der Altfranzösische Hof hat diesen Irrthum in der Revolution theuer bezahlen müssen. War es etwa Catonische Tugend, die den Prozeß der Königinn instruirte, die den Noyaden präsidirte und die Vernunftgöttinnen auf die Altäre setzte? Ueberall, wo die Unsittlichkeit im Volk als Mittel der Despotie benutzt werden wollte, hat sie sich schrecklich gerächt, und gleich scheu gewordenen Elephanten in die Schlachtlinien derer zurückgewüthet, die sie aussandten.

Wenn die Lüderlichkeit naiv und lustig ist, wenn es sich bloß um panem et circenses handelt, mag der Macchiavellismus, der sie als Regierungsmittel empfiehlt, anwendbar seyn. Wenn sie aber philosophirt, politisirt, wenn sie den Pöbel nicht lehrt, sich zu begnügen und mit Wenigem zu amusiren, sondern die ausschweifendsten Hoffnungen in ihm weckt und ihm die gefährlichsten Waffen in die Hand giebt, dann ist nicht bloß die Catonische Tugend der Oppositionen, mit der man so gern hadert, sondern dann ist der ganze Staat wesentlich in seiner Existenz gefährdet. Die Tugend besteht am Ende im Kampf mit dem Laster oder bewahrt sich wenigstens ihren ewigen Ruhm; aber nicht Alles besteht so feuerfest im allgemeinen Brande der Anarchie.

Unsittlichkeit ist der gefährlichste Feind jedes Staats, der Hierarchie so verderblich wie der Republik, der absoluten Monarchie wie dem Repräsentativstaat; denn es liegt im Wesen der Unsittlichkeit, die Grundfeste aller Staaten, das Ehrgefühl, zu untergraben. Blicken wir in die Geschichte. Die Weltmonarchien im Orient gingen unter, als die Sitten verdarben. Die Griechische Freiheit ging unter, als die Sitten verdarben Die Römische Republik ging unter, als die Sitten verdarben. Das Califat ging unter, als die Sit-

ten verdarben. Die Römische Kirche wurde im tiefsten Grunde erschüttert und zerrissen, als die Sitten verdarben. Die Französische Monarchie ging unter, als die Sitten verdarben. Die Helvetische Freiheit ging unter, Venedig ging unter, als die Sitten verdarben. Das Türkische Reich ist dem Untergange nahe gebracht, weil die Sitten verdarben. Man kann aber diese weltgeschichtliche Lehre auch durch eine andere Reihe von Thatsachen bestätigen. Jeder große und ruhmvolle Staat gründete sich auf eine edle reine Volkssitte und auf ein dieselbe schirmendes strenges Gesetz. Der Staat kam zur höchsten Blüthe und dauerte am längsten, in dem die Sitte am besten bewahrt wurde. Wo aber immer ein Staat große Erschütterungen bestand, aus großer Noth sich befreite, war seine neue Erhebung immer von einer sittlichen Begeisterung, von einer Wiedergeburt der nationellen Tugend unzertrennlich.

Gefährliche, thörichte Verblendung derer, die von einer Freiheit, von einer Wiedergeburt des Staats träumen, und die Sitte dabei nicht nur vergessen, sondern sogar in der Macht der Unsittlichkeit einen Hebel der Bewegung, ein förderndes Mittel sehn; oder die ohne Rücksicht auf die Geschichte und das bessere Gefühl in der eignen Brust, von allgemeinen Theorien wenigstens sich so weit mißleiten lassen, daß sie die Unsittlichkeit unter dem Rechtstitel der jedem Individuum zuständigen Freiheit geduldet wissen wollen. Jede Verbindung der Unsittlichkeit mit der Freiheit ist der letztern absolut tödtlich. Nicht durch Constitutionen, nur durch Sitten wird die ächte Freiheit befestigt, denn nur bei der Sitte ist der Glauben, die Treue und die Ehre, die im Stande sind, eine gegebene Verfassung auch zu erhalten.

Wenn aber das junge Deutschland den Grundsatz proklamirt, man solle sich über nichts mehr schämen, als über die Scham selbst, so hat es dabei nicht bloß die Verhöhnung des sechsten, sondern ganz vorzüglich auch die des achten Gebots im Sinn. Lüge ist sein eigentliches Element. Der gröbste Widerspruch ist ihm so geläufig, wie das Ein mal Eins.

Systematisch nennen sie das Heilige gemein, das Große klein, das Wahre eine Lüge, das Gute schlecht, das Schöne häßlich und umgekehrt. Religion und Christenthum nennen sie eine Heuchelei, eine Dummheit, einen Betrug, eine Zwangsanstalt zur Unterdrückung der Freiheit, und ihr Fleisch nennen sie allein heilig. Sitte, Ehe, Scham nennen sie Heuchelei, Dummheit und Zwang, ihren Adamismus aber, ihre offene Affenschande das natürliche Schöne und die ideale Sitte. Die Deutsche Vaterlandsliebe nennen sie bestialisch und brutal, ihr freches Franzosenthum aber die wahre Humanität. Die größten Verdienste um Deutsche Wissenschaft verhöhnen sie, die ganze Deutsche Literatur nennen sie miserabel und einen Europäischen Skandal, und unreife Talente, Knaben, die noch nicht hinter den Ohren trocken sind, ja ganz unfähige Parteigänger nennen sie frischweg „die ersten Notabilitäten“. Die Neuschwäbische Lyrik, die hinter dem Lärm der Schauspiele und Romane bescheiden zurücksteht, und ihre zarten Blüthen nicht ohne Sorge und Mühe vor der eindringenden Zerstörung bewahrt, selbst diese dornenlose Rose konnte dem Haß des jungen Deutschland nicht entgehen, denn diese Poesie ist schön, in ihr wohnt noch jene heilige Unschuld, jene angeborne Grazie der Seele, jenes tiefe und reine Deutsche Gemüth, das den Unreinen so unerträglich ist, wie die Nähe eines Engels den Böcken der Hölle. Darum stürmen sie gegen den reinlichen und lieblichen Garten der Schwäbischen Lyrik und werfen ihren Unrath hinein und erschöpfen sich an Bosheit gegen sie bis zur Lächerlichkeit; ihre Obscönitäten aber, ihre widerlichen Affekta-

tionen Französischer Lüderlichkeit nennen sie die wahre Poesie, das wahre Ideale. Um Alles in der Literatur umzustürzen, beschäftigen sie sich hauptsächlich mit den Persönlichkeiten der berühmtesten Männer, grübeln schadenfroh alte Jugendsünden derselben heraus (wie bei Schleiermacher und Tieck) und suchen consequent immer die Sache durch die Person zu vernichten. Alles trachten sie aufzulösen in Geklatsch, denn nur so ist es möglich, die Meinungen im Publikum endlos bis zum Wahnsinn zu verwirren und jene allgemeine Karrikirung des Heiligen und Idealisirung des Unheiligen durchzusetzen, in welcher nach ihrer Absicht die alte Literatur untergehen soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Über das alte Schauspielhaus

im Gegensatz des Neuzuerbauenden nach der Schilderung im Bürgerfreunde № 9.

(Fortsetzung.)

Es wird schwerlich zu billigen seyn, daß der früher errichtete, noch immer fortbestehende Theater-Verein das alte Schauspielhaus zu rechter Zeit anzukaufen unterlassen, und einem Speculanten den Vortritt gegönnt habe. Der Anblick, daß durch die Contracts-Belastungen, die dem Besitzer des Hauses zu Gebothe stehen, das einzige Local für Erreichung einer so populären Ergötzungsweise, von der Uneigennützigkeit oder Habsucht eines Einzelnen abhängig werden, bleibt immerhin indignirend. Wenn ein so zahlreicher als respectabler Theil des Publicums, den Ertrag seiner Verwendungen für den Genuß des Schauspiels seit 45 Jahren schon oft in Hände fließen sah, die nur vom unmittelbaren Eigennutz bewogen, den Gegenstand ihrer Speculation als ein Mittel anwendeten, möglichst schnell Geld zu gewinnen, zugleich aber vom Publico eine angemessene Vervollkommnung des Schauspiels abzuwehren, so konnte es nicht fehlen, daß dies dazu führen mußte, ihm das Interesse daran und fernere Verwendungen empfindlich zu verleiden. — Doch nicht darin liegt das eigentliche Motiv, das den Verein zum Neubau geschaffen hat, sondern in dem widrigen Anblick des Jammerzustandes, in dem wir das Schauspiel vegetiren sehen, und in dem immer wieder erregten Abscheu gegen die selbstsüchtigen Umtriebe, die fortan wie bisher einen jeden Versuch zu einer zeitgemäßen Gestaltung der Bühne zu vereiteln, und die Ergiebigkeit der Ertragsquellen ferner in geheimgehaltene Privatcanäle abzuleiten strebten. — Eben der hartnäckige Widerstand aber gegen die Abtretung des alten Schauspielhauses, um einen, „den Umständen angemessenen, der Vervollkommnung der Bühne den Weg „bahnenden Preis“ — verbunden mit des Defensors hyperbolischen Anpreisungen seiner angeblichen Brauchbarkeit, geben einen zureichenden Aufschluß über den reichlichen Ertrag der Pfründe. Dem Verein zum Neubau aber wird daraus sich die Aussicht eröffnen, daß er wenig Gefahr laufe, einem Mangel an Sustentations-Mitteln zu begegnen, oder Zuschüsse zu bedürfen, wenn er ein ansprechendes und angemessenes Local in der Wirklichkeit zu Stande bringt, und die Liebhaberei unserer Schauspielfreunde, durch gelungene Befriedigung der Ansprüche, einen neuen Schwung erhält. — Dann wird es sich auch zeigen, daß hier, wo von jeher größere Gehalte bezahlt sind, als, (Hamburg ausgenommen) selten im übrigen Deutschland bewilligt werden, — Vorstellungen zur Ausführung kommen können, die im Wesentlichen, denen, die in großen Residenzen stattfinden, nicht weit nachstehen dürften.

Das seltsame Vorgeben des Defensors und die Wichtigkeit, die er darauf legt: „daß angeblich „ein Auswärtiger das Haus besitzen, den Vortheil

„einer hohen Miethe davon beziehen, und daß der „Aerger darüber die Baulustigen!! zum „Neubau treiben solle“ — so flache als impudente Beschuldigungen eröffnen einen Blick in die muthmaßlichen Motive zu den Anstrengungen des Defensors für seinen Schützling, und für die Aufstellung so verkehrter Ursachen des Entschlusses zum Neubau. — Es giebt wenig Leute in Bremen, die noch im Glauben stehen dürften, daß der „Auswärtige“ noch immer Besitzer des Hauses sey, der einst beim Ankauf als solcher den Namen geliehen. Die Data, welche diese Zweifel unterstützen, sind so concludent und allgemein bekannt, daß der Verein zum Neubau, so wenig, als dessen Vertreter, darüber im Irrthum befangen seyn, und durch solchen zu einem Entschlusse hätten verleitet werden können. In den frühern Blättern sind die Motive sattsam bezeichnet, die den Versuch, einen Neubau der Schaubühne zu Stande zu bringen, veranlaßt haben, — und durch die allgemein bekannten Verhandlungen zu Jedermanns Kenntniß gelangt sind. Der Verein beruht auf öffentlicher, möglichst zahlreicher Theilnahme, die nur durch Publicität allein gewonnen werden kann, und durch die Ueberzeugung der Mitbürger von der Richtigkeit der eingeleiteten Maßregeln, und von der Angemessenheit der gethanen Schritte, demselben, deren Vertrauen zuzuwenden geeignet sind. Woher aber soll man einen Ausdruck nehmen, um eine so unwürdige Beschuldigung gegen fast Zweihundert Mitbürger aus den achtbarsten Ständen im Druck öffentlich ausgesprochen, gebührend zu bezeichnen: als ob so thörichte oder schmutzige Beweggründe, wie: der Aerger über eine Unterlassung des älteren Theatervereins und Verdruß über die Speculation eines Ausländers, bei ihnen kleinliche Mißgunst, bis zu einem so lächerlichen Grunde angefacht hätten, daß sie ein, mit Mühe und Anstrengung zusammengebrachtes Capital von 30,000 Rthlrn. hauptsächlich in der Absicht aufzuopfern bereit wären, um einen auswärtigen Speculanten, den pecuniären Erfolg seines wenig besorglichen Wagstücks zu entreißen? In der That nur eine höchst beschränkte Einsicht, ein absoluter Mangel an Besonnenheit und ein überschwengliches Maß jener Dreistigkeit, die mit Habsucht häufig verschwistert geht, macht es erklärlich, wie Defensor es wagen können, eine so gehaltlose als vermessene Bezüchtigung gegen einen ganzen Verein vor dem Publico auszusprechen, für sich aber damit zugleich auch den leisesten Anspruch auf Achtung und Schonung leichtsinnig aufzugeben. — Verbunden mit denen, von ihm ohne Scheu zur Schau gestellten Speculationen auf den Erwerb der, vom Verein herzuschießenden Capitalsumme, giebt dieß unwürdige Attentat einen Aufschluß darüber, in welchen Verhältnissen des Defensors zu dem Gegenstande seiner Schutzrede, man den Anlaß zu seinen Anpreisungen, — und in welcher Region von Eigenschaften, man die Motive für seine dreisten Vorschläge aufzusuchen habe. In der gegenwärtigen Untersuchung bis an diese Vorschläge vorgeschritten, die wohl als der eigentliche und unmittelbare Zweck der Defension zu betrachten sind, wollen wir uns bemühen, sie sorgfältig zu zergliedern, und nach allen ihren Bestandtheilen fest und richtig ins Auge zu fassen.

„Man kaufe das alte Schauspielhaus!!“ Schon an sich ist das ein höhnender Vorschlag an einen Verein, der einen Neubau ankündigt, eben weil er des alten Hauses überdrüssig ist!! — Das Beste aber dabei ist noch die behutsame Verwahrung, wenn etwa der Verein zu eilfertig seyn sollte, im Zuschlagen: wohlverstanden! „aber nicht „zu dem Preise, wozu der jetzige? Eigenthümer es gekauft hat! — Wer ist der jetzige Eigenthümer?

und was hat er gezahlt, und unter welchen Umständen? das weiß Niemand authentisch, — und Jeder, der als solcher, oder nur als Theilhaber in Verdacht gekommen, schämt sich, als Eigenthümer zu erscheinen und sich zu den Operationen zu bekennen, die in dessen Namen ausgeführt sind! — Ferner: Was geht den Käufer der Kaufpreis an, den die Waare dem Verkäufer im Speculationshandel vor Zeiten gekostet hat? Ist es gleich absurd, wenn Defensor solche Dinge in Frage stellt, so kann doch das Alles dahin gestellt bleiben, bis etwa ein Kauf abgeschlossen ist, und der Fuchs zum Loche heraus muß! — Seinen Einkaufpreis zu bewilligen, war Sache des Verkäufers, — hier haben wir es nur mit dem Verkaufpreis zu thun, den der Defensor vorschlägt, weil dem Verein zugemuthet wird, diesen zu erlegen. — Sodann, man höre! „man bewillige ihm einen billigen? Ersatz seiner „gehabten Baukosten!“ Warum? und woher die Billigkeit? Die Baukosten waren Speculations-Gegenstand des Verkäufers, so gut wie sein Einkaufpreis. Das Haus wollte in Trümmer fallen, und wurde zum Schauspielbedarf angekauft. — Damit es nicht einfalle und Schauspiele darin gegeben werden könnten, muste gebaut werden. — Der baufällige Zustand schreckte ab, der Belauf der Baukosten wurde veranschlagt und minderte den Kaufpreis. — Der Bau fand statt im Jahre 1830. Seitdem sind 5 Jahre verflossen; 2 Jahre hat der damalige Käufer im Ertrage seiner eignen Unternehmung seine Entschädigung unmittelbar genossen, und seitdem ist die hohe Miethe bezogen. Die unbedeutenden Baukosten sind längst erübrigt, — die Actien sämmtlich eingelöst. — Die Entschädigung für Baukosten ist dadurch Einmal erhoben, — zum Zweitenmal soll der Verein als Käufer sie zahlen! — Woher einen Grund nehmen, für einen so abenteuerlichen Vorschlag? woher die Billigkeit, eine Entschädigung begehren zu dürfen? wo kein Schaden mehr zu ersetzen, — und längst vom Speculanten ein übermäßiger Ertrag seiner Verwendungen bezogen ist!

So wenig aber den Verein als Käufer, der Einkaufpreis des Verkäufers, und frühere Baukosten angehn, oder ihn bestimmen können, im Ankauf ein höheres Gebot über den Werth des Gegenstands anzubieten, — eben so wenig steht es dem Verkäufer zu und erscheint als Anmaßung, wenn er sich abmüht, dem Verein für die Zukunft die Rechnung zu stellen. — Schon daß Defensor selbst eine Ausgabe von 5000 Rthlr. als bevorstehend bezeichnet, läßt an sich den Werth der Bude, die Beschaffenheit und die Dauer der sogenannten „jüngsten Verstärkung“, in einem wenig empfehlenden Lichte erscheinen, und Defensor weiß wohl nicht, daß bei Güterkäufen bevorstehende Baukosten der Gebäude, immer vom Taxat abgesetzt werden, folglich nach seinen eigenen Angaben, der angebliche Werth von 14 bis 15,000 Rthlr, sich auf 9 bis 10,000 reduciren würde. —

Vom Einkaufpreise, von früheren Baukosten und von dem, was Defensor „billige Entschädigung“ zu nennen beliebt, auch nur eine Sylbe zu erwähnen, davon hätte die Klugheit, — wenn auch nicht eben die Billigkeit, ihn abhalten sollen, um nicht Beide durch eine so auffallende Schwäche seiner Ueberredungsgründe so arg zu compromittiren, wie es wirklich im Druck zu lesen ist.

Die Aussicht also, — die Defensor dem Verein mit einem „Vielleicht“ eröffnet: das Wrack mit vernutztem Inventar, für 14 bis 15,000 Rthlr. ankaufen zu können, das so oft von früheren Setzschiffern auf den Strand gesetzt ist oder an Klippen Havarie erlitten, und nicht mehr See halten kann, um das Kleinod der dramatischen Ergötzung mit dem Vertrauen darin zu verladen, daß es die Fahrt werde vollenden können, dürfte den Verein schwerlich zum Ankauf locken, weil

es auf jeden Fall in Kurzem zum Sloopen condemnirt werden, Inventar und aufstehendes Gut, unbrauchbar befunden, und nur der Boden auf dem es lagert, anderweitig benutzt werden kann.

(Der Beschluß folgt.)

Die nordwestliche Durchfahrt.

Immer noch giebt man in England die Hoffnung nicht auf, diese Durchfahrt zu finden. In der neuesten Sitzung der geographischen Gesellschaft erhielt Kapitän Back aus den Händen des Präsidenten Sir John Barrow die goldene Medaille für die größte geographische Entdeckung des Jahres 1835. Bei dieser Gelegenheit bemerkte derselbe: die Resultate der Expedition bestätigen aufs stärkste die Vermuthung, daß eine Durchfahrt existire. Cook, Kotzebue und Andere fanden in der Behringsstraße eine starke Strömung gegen Norden; Franklin und Richardson fanden eine Strömung gegen Osten; Parry traf diese gleichfalls auf seiner Reise nach der Melville-Insel: in den Straßen Fury und Hecla *) strömte sie 4 (Engl.) Meilen in der Stunde. Endlich fand auch Kapitän Back in der Mitte zwischen diesen beiden Punkten und dem Kap Turnagaini (Kehrum) eine starke Strömung gegen Osten. „Dieß, fuhr er fort, ist ein äußerst wichtiges Faktum, und meiner Ansicht nach entscheidend für die Existenz einer Durchfahrt. Ich hoffe aufrichtig, daß das Land, nachdem so viel zur Lösung dieses interessanten Problems geschehen, nicht zugeben wird, daß ein anderes Land die Früchte unserer Arbeit ernte und den Ruhm der Vollendung davon trage, da wir der Erfüllung unserer Hoffnungen so nahe sind.“ Kapitän Back erklärte sich mit dieser Ansicht völlig einverstanden, und bereit, eine neue Entdeckungsreise zu unternehmen. Sir J. Franklin schlug vor, durch eine der Oeffnungen am Ende der Baffins-Bai einen Versuch zu machen, auf diese Art die zahlreichen Inseln, die an der Küste bis zum Meridian an der Melville-Insel hin liegen und so oft die Seefahrer verwirrten, nördlich zu umgehen; dann werde es wohl nicht sehr schwer seyn, südwärts gegen die Küste hinabzusteuern und so die Durchfahrt zu vollenden. Dr. Richardson bestätigte diese Ansicht, da es dort von Wallfischen, die nur in offenen Meeren sich fänden, wimmle. Uebrigens halte er es für wünschenswerther, zuerst den Zustand des westlichen Meeres zu untersuchen, und von der Mündung des Kupferminenflusses einige Boote gerade nordwärts zu senden, was leicht und ohne Gefahr und Kosten geschehen könne. Nach diesen Aeußerungen so einflußreicher Männer darf man also wohl einem baldigen neuen Versuche zur endlichen Lösung des Problems entgegensehen.

*) Also auf der Ostseite des angeblichen Isthmus von Boothia.

* Die Töpfer-Glasur.

Eine besondere Aufmerksamkeit verdient die fast allgemein gebräuchliche, gewöhnlich in Metallkalke bestehende Töpfer-Glasur; wenn diese Materialien aber nicht gut eingebrannt sind — welches bei den freuden Töpfer-Geschirren oft der Fall ist — so blättert sich die Glasur leicht ab, und theilt den Speisen die giftigen Blei- und Kupfer-Kalke mit, wodurch vornehmlich die mit Essig-Säure darin aufbewahrte Fleisch- und Gemüse-Speisen vergiftet werden konnen, wovon leider viele traurige Beispiele sind.

Aus dieser Ursache und überhaupt des Mißtrauens wegen, das man mit Recht gegen jede Blei- und Kupfer-Kalk-Glasur hat, ist längst eine unschädliche Glasur, welche jetzt in England gebraucht wird, gewünscht worden. Eine solche wird in Kurzem von einem hiesigen Töpfer-Meister angewandt und die Probe-Gefäße an sachkundige Männer zur strengsten Prüfung mitgetheilt werden.

Diese neue Glasur kann von einem jeden Töpfer leicht verfertigt werden, und ist nicht allein wohlfeiler, als die bisher gebräuchliche, sondern sie wird auch weder von Laugensalzen, noch von Säuren angegriffen oder aufgelöst, und ist folglich für die Gesundheit von sehr wesentlichen Nutzen!

Auch die Arbeiter, welche durch die nasse Blei- und Kupfer-Kalk-Glasur, oft an den Händen verlähmt werden, haben dieses Uebel von der neuen Glasur, welche keine giftige Materialien enthält, nicht zu befürchten.

Cives.

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreund Nro. 14.

Bremen, Donnerstag den 18. Februar 1836.

Gestorben:

Nro. 166. Den 10. Februar. Des Arb. Friedrich Wilhelm Haase Ehefrau, geb. Horn, 56 Jahr; kleine Johannisstraße Nro. 12.

— 167. Den 12. — Der Kaufmann und Banquier Joh. Wilh. Karsten, 63 Jahr; Domshof Nr. 21.

— 168. Den 12. — Des Waarenmäklers Detmar Heinr. Finke Ehefrau, geb. Bechtel, 57 Jahr; am Wall Nro. 49.

— 169. Den 13. — Der Handlungsgehülfe Johann Carl Osterloh, 17 Jahr; Kirchenstr. N. 11 (Neust.)

— 170. Den 14. — Des Goldschmieds August Jenner Ehefr., geb. Uldefeld, 39 Jahr; Langwedlerstraße Nro. 10.

Nro. 171. Den 14. Febr. Des Bildhauers Hinr. Arn. Runge Tochter, 2¾ Jahr; gr. Krummenstr. Nr. 12.

— 172. Den 15. — Des Schneidermeisters Friedr. Wilh. Lindemann Sohn, 1¼ Jahr; Schnoor N. 11.

— 173. Den 15. — Der Schuhmacher Johann Friedrich Schneppel, 71 Jahr; Jippen Nro. 1.

— 174. Den 15. — Des Tabacksfabrikanten Christ. Friedr. Graff Tochter, 4½ Jahr; Osterstr. Nr. 75.

— 175. Den 15. — Des Arb. Diedrich Seemann Sohn, 7 Tage; Hülsberg Nro. 27.

— 176. Den 16. — Des Schuhmachers Joh. Wilhelm Elert Hüneken Tochter, 1¼ Jahr; Wilkenstraße Nro. 2.

Geburten:

Nro. 153. Den 11. Februar. Des Schuhmachers Conr. Haßling Ehefrau, geb. Launspach, Schwarzpott Nro. 12; von einem Mädchen.

— 154. Den 11. — Des Färbers Joh. Albrecht Ludwig Engelbert Ehefr., geb. Waltjen, Walldammstraße Nro. 6; von einem Mädchen.

— 155. Den 11. — Des Canzlisten Engelbert Thiele Ehefrau, geb. Behrens, kl. Hundestr. Nro. 11; von einem Mädchen.

— 156. Den 12. — Des Cigarrenmachers August Ludwig Georg Geercken Ehefr., geb. Müller, Walldammstraße Nro. 24; von einem Knaben.

— 157. Den 12. — Des Kramerambsgenossen Ludwig Koch Ehefr., geb. Gehle, Doventhorestr. Nr. 17; von einem Knaben.

— 158. Den 13. — Des Arb. Joh. Ernst Meyer Ehefr., geb. Vogelsang, gr. St. Johannisstraße Nr. 225; von einem Knaben.

Nro. 159. Den 13. Februar. Des Branntweinbrenners Joh. Christ. Behrmann Ehefr., geb. Talla, große St. Annenstr. Nr. 15; von einem Mädchen.

— 160. Den 14. — Des Arb. Heinrich Friedr. Hartjen Ehefr., geb. Hustedt, Hastedt Nro. 57; von einem Knaben.

— 161. Den 14. — Des Arb. Joh. Christ. Böse Ehefr., geb. Wohlens, Behrens-Gang Nr. 4 (Neustadt); von einem Mädchen.

— 162. Den 14. — Des Kappenmachers Jacob Jung Ehefr., geb. Haldohm, Geeren Nro. 4; von einem Mädchen.

— 163. Den 15. — Des Kaufmanns Gustav Wilh. Eggers Ehefr., geb. Garlichs, Wachtstr. N. 43; von einem Knaben.

— 164. Den 15. — Des Polizei-Wachtmeist. Joh. David Bode Ehefr., geb. Borchers, Dechanatstraße Nro. 6; von einem Mädchen.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 15.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 21. Februar 1836.

Ich lebt' in Lieb' und darf in Liebe sterben!
Ich werd' in Liebe sterben! — sel'ge Stunde,
Wann sie auch kommt!

Torquato Tasso.

Der Schwanenring.

Wie ist dem Kaiser Karl geschehen?
Soll der in Liebesleid vergehen,
Vor dessen Wink die Erde bebt?
Es hieß der Tod dieß Weib erblassen,
Er aber kann nicht von ihr lassen
Und will nicht, daß man sie begräbt.
Er küßt die Leiche liebestrunken
So manchen Tag, so manche Nacht,
Als hätte neue Lebensfunken
Sein Kuß, sein Hauch ihr angefacht.

Da tritt der Bischof vor den Kaiser,
Turpin, ein Heiliger und Weiser
Und wenn der Glaube ruft, ein Held.
„Laßt diesen Leichnam, Herr, begraben!
Es will der Tod ein Opfer haben,
Doch euers Arms bedarf die Welt."

Der Kaiser spricht: „Wie irrt ihr wieder;
Sie schlummert nur, euch täuscht der Schein."
Dann senkt er selbst die Augenlieder
Und schläft zu ihren Füßen ein.

Da spricht Turpin: „Mit Zauberlisten
Muß sich Svanhild die Schönheit fristen,
Den Liebesreiz, der ewig währt."
Er forscht und späht, bis er's gefunden,
Was ihre Glieder hält gebunden,
Daß nicht Verwesung sie versehrt:
Auf goldnem Ringe glänzt, umzogen
Von räthselhafter Runenschrift
Ein Silberschwan, der durch die Wogen
Mit vollem Busen treibt und schifft.

In ihrer bittern Todesstunde
Barg sie den Schwanenring im Munde,
Daß Karl nicht von ihr scheiden kann:
Sie sorgte, daß er sie vergäße,

Wenn ihn ein Anderer besäße
Und übte strengen Liebesbann.
Doch nun der Bischof ihn erkundet
Und seinem Finger angefügt,
Vertraut er fest, sein Herr gesundet
Vom Zauberwahn, der ihn betrügt.

Da fährt der Kaiser aus dem Traume,
Blickt um sich her im weiten Raume
Und kehrt sich schaudernd von Svanhild:
„Laßt diesen Leichnam doch begraben;
Turpin, dein Anblick soll mich laben,
Du bist so gut, so lieb, so mild.
Ich will mich nimmer von Dir trennen,
Du meine Wonne, meine Pein;
Dich soll die Welt Gebieter nennen,
Sollst meines Throns Genosse seyn."

Der Bischof denkt: „Von Schwanenringen
Hört ich viel fremde Wunder singen,
Daß sie verwandeln, wer sie trägt:
Dieß sah ich heut' an dieser Todten,
Und hab' ich selbst den Liebesknoten
Nun um des Kaisers Herz gelegt?"
Er wirft den Goldring in die Wogen;
Doch sieh, was hebt sich aus der Fluth?
Es kommt ein Silberschwan gezogen
Und brüstet sich mit stolzem Muth.

Da fühlt der Bischof sich bezwungen,
Wie von geheimem Band umschlungen,
Ihm wird so wohl, ihm wird so weh;
Der Kaiser kommt daher gegangen,
Und Sehnsucht hält auch ihn befangen,
Er kann nicht scheiden von dem See.
Er läßt ein Schloß sich bald erheben,
Ein Münster schlank und hoch und spitz,
Und endet spät sein Heldenleben
An Aachen, seinem Kaisersitz.

Noch immer soll der Zauber wirken
Und nach der Kaiserstadt Bezirken
Zieht uns geheime Macht noch heut'.
Die in des Wassers Wogen baden,
Sind alles Ungemachs entladen,
Sind wie verwandelt und erneut.

Und von dem Schwane hört' ich sagen,
Er sey es, der dieß Wunder thut:
Doch Niemand konnt' ihn noch erjagen,
So Viele gleiten auf der Fluth.

Karl Simrock.

Die junge Literatur.

(Fortsetzung.)

Neben dieser großen und consequenten literarischen Lüge sind dann die andern Widersprüche, in welchen sich die Partei gefällt, wahre Kleinigkeiten, und dienen nur zu einer weitern Bestätigung ihrer bodenlosen Immoralität. Gutzkow und Wienbarg deuten an, die Republik, von der Straße vertrieben, müsse sich in die Literatur zurückziehen, man müsse, wie Rousseau, die Zukunft vorbereiten. Sie stellen Namen der äußersten Linken, Namen der Pariser Exilirten voran und geben zu verstehen, indem sie sie und die übrige Jugend „unter ihre Aegide" nehmen, sie seyen die bereits bezeichneten Consuln der künftigen Weltrepublik, die durch die Weltliteratur erobert werden soll, und in ihren sichern Händen lägen die Zügel der ganzen Europäischen Jugend. Damit wollten sie eben diese Jugend bestechen. Aber sie wollten dieß Spiel gefahrlos treiben, sich den Rücken decken, und daher zu gleicher Zeit die literarische Allianz mit k. Preuß. Universitäts-Professoren, die Sympathien für Hegel, Göthe ꝛc. Daher auch später Gutzkow's Desavouemens, die von ihm allein angekündigte zweite Zeitschrift, die unter der loyalsten Firma erscheinen und sogar in der Bundesdruckerei gedruckt werden sollte; die Diversion vermittelst einer höchst schmeichelhaften Charakteristik, als Versuch, ob vielleicht gerade beim feinsten Verstande die gröbste Täuschung gelingen könnte ꝛc. Eben so wurde die Ehe auf jede Weise verhöhnt und verdammt und zu gleicher Zeit auf eine gute Partie speculirt. Ebenso wurde heute in der

Allg. Zeitung proklamirt, sehr namhafte Leute seyen Mitarbeiter der Revue, während diese Herren morgen erklärten, es sey nur ein Mißverstand. Eben so wurde heute Prof. Ulrici als berühmter Literator aufgefordert, mit seinem Namen die Revue zu unterstützen, und morgen mit Spott und Hohn übergossen, er sey ein obscures Talent, das erst durch Gutzkow und Wienbarg hätte berühmt gemacht werden können. Eben so wurde heute geprahlt, man habe in der öffentlichen Meinung reißende Fortschritte gemacht, und Gutzkow sey der große Agitator, der die Jugend mit sich fortreiße, die ganze Deutsche Literatur reformiren werde, und morgen affektirte man ein Erstaunen, wie doch diese geringfügige Sache habe Aufsehen, das unpopuläre und schiefe Talent des bisher unbekannten jungen Gutzkow irgend Besorgnisse erwecken können. Gutzkow selbst erklärt in seiner Appellation ganz naiv, er, der kurz vorher Christum einen Betrüger genannt, habe damit nur eben dem Christenthum eine neue Bahn brechen wollen. Doch es ekelt mich, das Register einer Schlechtigkeit fortzusetzen, die in der Deutschen Literatur die erste ihrer Art ist und hoffentlich auch, aber vielleicht auch nicht, die letzte seyn wird.

Abgesehen von dem Inhalt ihrer verderblichen Lehren ist schon die Sprache, die Manier der jeune Allemagne ein fressender Krebsschaden für unsere Literatur. Ihr frivoler Memoirenton schließt allen Ernst, alle Würde der Gesinnung und alle Gründlichkeit des Wissens nicht aus, sondern ist ausdrücklich auf die Vernichtung desselben berechnet. Da nun aber nichts leichter ist, als in einem solchen Ton zu schreiben, so haben wir in einem Zeitraum von kaum zwei Jahren schon eine beträchtliche Menge junger Leute in diese bequeme Manier fallen und wirklich damit Glück machen sehen, und ohne Zweifel wird ihre Zahl sehr bald ungeheuer anschwellen. Nichts ist für die Jugend so verführerisch, als diese dreiste Plauderei, dieses Sichgehenlassen, dieses bald Vornehmigkeit, bald Naivetät affektirende Monologisiren, das keinerlei Zwang, Rücksicht oder Vorbereitung bedarf. Man profanirt Alles, was bessere Schriftsteller verschweigen; man überrascht durch Unverschämtheit; man schämt sich selbst einer Dummheit nicht, wenn sie nur ein Lächeln erregt; man findet das Allergeringste bedeutend, um tiefsinnig zu erscheinen, und das Allerwichtigste nur lächerlich, um den Genialen zu spielen. Man ironisirt Alles und vor Allem sich selbst, um jeder ernsten Rüge zu entschlüpfen, und damit man ja nicht bei irgend einer Meinung festgehalten werden könne. Die gränzenloseste Renommisterei und geistige Hoffarth soll aber die Seelenlosigkeit, den Mangel aller ächten Gesinnung und Bildung bedecken. Man verachtet das Wissen, was zu erwerben man zu faul ist. Man verspottet das Verdienst, das zu erringen man kein Opfer bringen will. Man giebt sich aber, indem man verachtet und spottet, den Anschein, als ob man einen sehr hohen Standpunkt einnähme. Sieht man sich gedrängt, seine Unwissenheit zu bekennen, so macht man einen Witz. Heine sagt ganz naiv, er verstehe nichts von dem, worüber er aburtheilt, aber das sey eben der Spaß. Die bereits sehr bändereiche "junge Literatur" besteht aus nichts als solchen Faseleien und geistreich seyn sollenden Urtheilen über Literatur und Leben, Religion, Moral, Politik, Philosophie, Kunst, worin alles unverdautes Geschwätz, freche Anmaßung und nicht ein Funke reifen gesunden Urtheils, nicht ein Kern ächten Wissens und gründlicher Erfahrung ist. Die gotteslästerlichen Ausschweifungen dieses Leichtsinns kann man unterdrücken, aber der Leichtsinn selber bleibt und greift immer weiter um sich. Es wird sich daher zeigen, daß gegen Krankheiten des Geistes auch nicht materielle Gewalt, sondern wieder nur der Geist helfen kann. Wenn sich

der bessere Geist der Deutschen Gelehrten und Dichter und des Deutschen Publikums nicht jenes jugendlichen Leichtsinns erwehrt, so wird der Krankheitsstoff, dem man nur äußerlich ein Pflaster aufgelegt hat, innerlich weiter fressen, und die schon jetzt zahlreiche Generation junger Schwätzer wird sich bis zur Unausrottbarkeit vermehren.

Der Buchhandel hat einen in jeder andern Hinsicht erfreulichen Schwung erhalten. Seit ungefähr einem Jahrzehent hat die Concurrenz in demselben dergestalt zugenommen, daß die literarischen Fabrikbesitzer nur um Papier und um Arbeiter verlegen wurden. Nun begann das Treibjagen auf junge Talente, das geistige Matrosenpressen, der literarische Seelenverkauf. Dem arbeitete ein anderes Uebel in die Hände, jener unnatürliche Zudrang junger Leute zu den Studien, wodurch eine bisher unerhörte Menge von Kandidaten überkomplett, brodlos, unzufrieden wurden.

So bildet bereits ein usurpatorischer Dilettantismus den Männern vom Fach gegenüber eine Macht und droht Alles zu überflügeln. Was ihm am ächten Wissen gebricht, ersetzt er durch Schwatzhaftigkeit. Was ihm am ächten Werth gebricht, ersetzt er durch den Beifall einer rohen, durch ihn nur noch mehr verwilderten Menge.

(Der Beschluß folgt.)

---

* Über das alte Schauspielhaus

im Gegensatz des Neuzuerbauenden nach der Schilderung im Bürgerfreunde № 9.

(Beschluß.)

Anziehend ist besonders die Alternative, die Defensor in Nro. 9 dem „patriotischen Eifer der jetzigen Actionairs“ aufstellt. — „Haben sie wirklich dem patriotischen Eifer, für das Theater ein bedeutendes Opfer zu bringen, „so werden sie ihr Geld eben so gern ins alte Haus legen“ ꝛc. — Der unmittelbare Gegensatz ist demnach: wenn sie ihr Geld nicht eben so gern in das alte Haus legen, so ist es auch nichts mit dem „patriotischen Eifer“! — Ferner „zahlen die Actionairs auch „1 bis 2,000 (eigentlich 8 bis 9,000) Rthlr. mehr, „als das Haus werth ist, so macht das nichts „für einen so ansehnlichen Verein“! — denn was auf diese Art weggeworfen wird, kömmt auf jeden Fall in die „ächtpatriotischen“ Hände der Besitzer des alten Hauses, — und — nur damit ist die Sache patriotisch und ehrenvoll? beendigt! — „Wollen die patriotischen Mitbürger ehrenvoll aus dem Kampfe treten,“ so müssen sie den Neubau, der Gegenstand des Kampfes ist, — ganz aufgeben! und „Defensor ist der Warnung „vor der jetzigen Modesucht: etwas Neues zu „schaffen,“ — wenn das Alte untauglich geworden, — glücklich überhoben!!

Solche Zumuthungen drucken lassen, heißt doch alle Besorgniß um Erhaltung auch nur eines Scheins von eigner Würde abgelegt haben, und läßt am Defensor eine eiserne, auch gegen die leiseste Beschämung abgehärtete Stirn erkennen. — Seine Selbstzufriedenheit mit der Entwickelung seiner Anschläge auf die Capitale des Vereins, begeistert ihn am Ende dergestalt, daß er keck mit Befürchtungen, Angaben und Rathgeben zum Vorschein kömmt, um am Ende zu der Drohung überzugehen, „daß künftig „zwei Schauspielhäuser neben einander Vorstellungen „könnten geben wollen!!!

Nun das Wollen, — kann man den Besitzern des alten Hauses gern gönnen, — weil das Vollbringen so wenig Aussicht auf Gelingen für sich hat, — daß die angedrohete „Wahrscheinlichkeit, den Actionairs keine Besorgniß einflößen kann.

Ob ein altes, unbequemes Gebäude, — oder ein neues behagliches Theater, — ob eine längere, — oder eine kürzere Strecke Weges, — ob altes vernutztes Gerümpel, — oder ein neugeschaffener Apparat, — ob ein, von niederer Habsucht aufgeregtes Oppositions-Project, — oder eine, von Aufopferungen zeugende Absicht, was Gutes und Dauerndes zu schaffen, — ob das Geld-Interesse, das die Realisirung lang gehegter Wünsche hindern, — oder ein Streben deren Erfüllung zu fördern, — ob die im Dunkeln schleichenden Umtriebe unbekannter, selbstsüchtiger Besitzer des alten Hauses, — oder die offenkundig, von dem Zusammenwirken der eifrigsten Schauspielfreunde zu erwartenden Resultate, — mehr Anklang, Zulauf, Unterstützung und Sustentationsmittel zum Vorschein bringen werden, — darauf kann es der Verein zum Neubau getrost ankommen lassen, und der Zukunft die Entscheidung anheim geben.

Defensor drückt endlich mit seinem Wunsche zugleich stillschweigend seine Bekümmerniß aus: daß die Sache wirklich Gefahr laufe, nicht ehrenvoll beendigt zu werden, und schickt dabei Vorschläge hintendrein, die eine jede „ehrenvolle Beendigung" der Sache augenscheinlich aufheben müßten, wenn sie wirklich als brauchbar in Frage kommen sollten. Es sey uns nunmehr erlaubt, seinem Beispiele folgend, auch Vorschläge in Berathung zu bringen, wie die Sache, nicht bloß auf Seiten des Vereins, der ohnehin seine Ehre dabei zu bewahren wissen wird, — sondern in Betracht aller Betheiligten „vielleicht" ehrenvoll beendigt werden könne.

Der oder die Besitzer des alten Schauspielhauses sind bei der Angelegenheit in mehreren, höchst divergirenden Rücksichten und Eigenschaften betheiligt. Nach der empfindsamen Ansicht und bescheidenen Meinung des Referenten möchten diese jedoch sämmtlich darauf hinaus laufen, daß es bei unbefangener Ueberlegung für die Besitzer des alten Hauses vielleicht es rathsam erfunden werden dürfte, — eine Gelegenheit zur Veräußerung desselben um einen angemessenen Preis nicht zu schnöde von der Hand zu weisen, wenn auch vielleicht eitle Zuversicht, aus dem dermaligen Alleinbesitz des einzigen Locals zu Schauspiel-Vorstellungen geschöpft, auf ihrer Seite, sanguinischen Hoffnungen, auf Erlangung eines übermäßigen Preises, Eingang verschafft haben sollte. Hier, wo man so oft Gelegenheit hat, den Gang und das Ende mercantilischer Speculationen zu beobachten, weiß Jedermann, daß man den Culminationspunct der Steigerung nicht unbenutzt dürfe vorübergehen lassen, will man nicht als Ueber-Speculant mit der Neige der Conjunctur vorlieb nehmen. Einen Platz hat der Neubau-Verein schon zugesichert erhalten, dessen Mängel freilich Bedenken erregen, und vielleicht einen Versuch zur Erlangung eines gelegenern, mehr convenirenden, veranlassen können. Sollte es dem Verein glücken, einen besseren zu erhalten, hat er erst einen Platz vom Staate gekauft und bezahlt, hat er gar schon den Bau begonnen, dann kann der Verein vom alten Hause ferner keinen Gebrauch machen, denn der Staat kann ihm einen Platz dann nicht wiederum abkaufen und bezahlen, dessen Rückfall alsdann ohnehin von selbst erfolgen muß. Haben die Besitzer des alten Hauses den einzigen Zeitpunct verfehlt, und die einzige Gelegenheit verabsäumt, das Haus gegen einen angemessenen Preis zu Gelde zu machen, dann sind sie ganz und gar auf den Erfolg des abentheuerlichen Wagnisses beschränkt, unter mißlichen Umständen mit dem künftig zu erbauenden Local des Vereins, und von dessen Popularität erdrückt, eine bedenkliche Concurrenz zu versuchen. Wollen daher die Besitzer des alten Hauses, „als Speculanten betrachtet, ehrenvoll aus dem Kampfe treten,"

— wie Defensor seine Warnungen einkleidet, so kann dieß nur geschehen, wenn sie den rechten Zeitpunct, und die einzige Gelegenheit zum Verkaufe an den einzigen Reflectanten nicht unbenutzt vorübergehen lassen, und dadurch einer Schmälerung des Kaufpreises vorbeugen. Würde aber der rechte Augenblick versäumt, so dürften sie sich vergeblich mit der Hoffnung schmeicheln, das alte Haus, selbst nur, wie überjährigen Leinsaamen zum Schlagsaat = Preis abzusetzen.

Sollte es dem Defensor aber, was schwer zu glauben ist, Ernst seyn, mit seiner ausgesprochenen Bekümmerniß: daß der „patriotische Eifer seiner Mitbürger ehrenvoll aus dem Kampfe treten möge,“ so würde Er selbst unfehlbar die ehrenvolle Beruhigung gewinnen, den Kampf ehrenvoll entschieden zu haben, wenn er die Besitzer des alten Hauses zu disponiren wüßte, den Verkauf „ehrenvoll“ um werthseyenden Preis vorzuschlagen oder auch zu bewilligen, wenn ein Antrag dazu von Seiten des Vereins zum Neubau erfolgen sollte. Damit würde zugleich allen Untersuchungen über die Grundrechte und den Feudalnexus vorgebeugt, die dem rotten borough ankleben mögen, und die im Probiertiegel einer parlamentarischen Discussion schwerlich feuerfest erfunden werden möchten.

Da der Verein ungefähr 6,000 Rthlr. für den Platz zum Neubau dürfte zu zahlen haben, diese Ausgabe indeß ersparen würde, wenn er den Platz, auf dem das alte Haus steht, zurückgeben könnte, so würde diese Summe der rechte Preis seyn, den das Haus im Ankaufe ihm werth seyn mag. Dem Vernehmen nach, soll er den Besitzern die gleiche Summe im Ankaufe gekostet haben, und damit wäre auch diesen wieder zu ihren Auslagen verholfen.

Für Reparaturen oder Verstärkungen (wie Defensor es nennt) Entschädigung zu bewilligen, das wäre wol das erste Mal, daß bei einem Hausverkaufe dergleichen im Ernste angesonnen wäre, und schwerlich dürfte je ein Haus= oder Schiffsverkauf zu Stande zu bringen seyn, wenn dabei die Kosten den Kaufpreis bestimmen sollten, die früher für Verbesserungen und Abänderungen, darauf verwendet sind. — Da der Verein beim Neubau, und für die innere Einrichtung des neuen Hauses, sehr wenig vom alten Local und Inventar wird benutzen können, und die Besitzer dagegen einen besondern Affectionswerth darauf zu legen scheinen, so könnte man etwa festsetzen, daß, ein Jahr nach der Eröffnung der Vorstellungen im neuen Hause, alles übrig bleibende nicht benutzte Gerümpel und das Haus selbst, zum Abbruch den Verkäufern wieder zurückzustellen sey, versteht sich, unter Verbindlichkeit zur Räumung des Grundes innerhalb sechs Wochen. — Auf diese Weise würden die Besitzer als Speculanten schadenfrei befriedigend und ehrenvoll, als Patrioten und Kunstfreunde aber, mit Anstand und Glanz aus dem Kampfe treten, und das ehrenvolle Bewußtseyn gewinnen, beides, den Neubau der Schaubühne, wie die Vervollkommnung der Wallanlagen, nach Kräften und Gelegenheit patriotisch befördert zu haben. — Sollte dieß nicht die vergeblichen Versuche für das Gegentheil und die damit an den Tag zu legenden Beweggründe „ehrenvoll“ aufwiegen? —

Würde vielleicht wider den Vorschlag einer ungesäumten Abtretung erwidert, „der Contract „der Besitzer mit dem jetzigen Unternehmer sey „auf mehrere Jahre geschlossen,“ so giebt es auch für diesen Fall ein Abkommen. Beim Ankauf des Hauses könnte der Verein sich verbindlich machen, den Contract für den Verkäufer auf die noch nicht abgelaufenen Jahre einzuhalten, wenn

dieser vielleicht so beschaffen wäre, daß der Verein ihn aufrecht erhalten könnte, ohne sich dem Vorwurfe einer Uebervortheilung des Miethers bloßzustellen. — Würde aber, wie zu erwarten steht, der Unternehmer beim Contracte mit dem Verein besser fahren, als mit den jetzigen Besitzern, so dürfte derselbe gern dem laufenden Contracte mit Letzteren entsagen, und diese würden ohne Verzögerung den Verkauf abschließen können. Um sie williger zu stimmen, könnte sogar der Unternehmer, ohne Einbuße, das, was er durch die wohlfeilere, an den Verein zu zahlende Miethe, in den unabgelaufenen Contracts-Jahren erspart, ganz oder zum Theil unter irgend einer Cathegorie, z. E. für Benutzung von Lampen, Kronleuchtern oder sonstigen Gegenständen, als Gratification den Besitzern des alten Hauses durch deren ostensiblen Vertreter zufließen lassen, und dergleichen könnte, unter beliebiger Form, im Stillen unter dem Siegel der Verschwiegenheit festgesetzt werden. — Das Alles läßt sich machen und erscheint hier nur als unmaßgeblicher Vorschlag zur Güte, — als Problema!

Dem Verein zum Neubau können wir unsern Rath nicht anbieten, denn in der Zahl seiner Glieder sowohl wie der Direction sind kundige Leute genug, um das, was den Umständen und Schwierigkeiten angemessen, aufzufinden, zu unterscheiden und auszuführen. Wird dem Verein sich die Gelegenheit darbiethen, das alte Haus für den obbemerkten angemessenen Preis zu erwerben und aus dem Wege zu schaffen, so wird er sie schwerlich entschlüpfen lassen, und auch wissen, wie dessen Werth für den Zweck zu benutzen ist. —

Noch ist das öffentliche Interesse bei dieser Angelegenheit ein Gegenstand der Betrachtung für Manche, die aus der Idee des Neubaus Besorgnisse schöpfen, für eine Beschränkung der Wallanlagen, wie man denn hie und da, absprechend und gedankenlos ausrufen hört: keine zweite Bastion fürs Schauspiel! — Wie dergleichen zu nehmen, und wie die verschiedenen Umstände die Frage herausstellen, das ist schon anderweitig erörtert. — Zu ihrer Beruhigung ist zunächst zu erwägen, daß gerade auf keinem Puncte die Wallanlagen empfindlicher beeinträchtigt, und deren Vervollkommnung eingreifender gehemmt werde, als auf dem Platze, den das jetzige Haus einnimmt, und auf jenem, der dem Verein für den Neubau zur Bebauung überlassen ist. — Wird dagegen ein angemessener Platz, wie vorzugsweise die Bischofsbastion, dazu eingeräumt, so fällt einmal der Platz vor dem Heerdenthore unmittelbar aus der Concurrenz, und schon dieser Gewinn ist für das Publicum, für die Wallanlagen und für die Schauspielfreunde, von gleich großer Bedeutung. Sollten aber die Besitzer des alten Hauses die Mißlichkeit und Vergeblichkeit fernerer Geringschätzung der Gründe verkennen, oder ignoriren wollen, die eine Benutzung der gegenwärtigen Conjunctur anempfehlen, — sollten sie den einzig möglichen Reflectanten, ihrer Hartnäckigkeit zu Liebe, von der Hand weisen, so würde der Neubau und eine neue Bühnengestaltung an einem gelegenen Platze, die doch nicht mehr zu hindern sind, der Illusion einer projectirten Oppositionscomödie gar bald ein Ende machen. Der Rückfall des alten Hauses würde dann, — wenn gleich etwas später, doch unfehlbar gewiß erfolgen müssen, sobald der unvermeidliche Schaden die Unternehmer zur Einstellung der Vorstellungen veranlaßt und damit die Einhaltung der Bedingung aufhört, von deren Erfüllung die fernere Dauer der Concession für die Occupation des Grundes abhängig ist. Der Ankauf des alten Hauses aber um werthseyenden Preis, würde den Verein in Stand setzen, den Rückfall des Platzes sogleich durch einen Vertrag mit dem Staate festzusetzen und von der Eröffnung der Vorstellungen im neuzuerbauenden Hause abhängig zu machen.

Sollten diese vereinten Aussichten nicht geeignet seyn? die Abtretung des erwähnten Platzes zu empfehlen und dadurch die Vortheile zu sichern, die aus der Wiedererlangung, der dagegen wieder anfallenden Plätze dem Ganzen erwachsen würden? Aus diesem, gewiß auf richtiger Würdigung der Umstände beruhenden Gesichtspunct betrachtet, dürfte eine fernere Abneigung gegen die Bewilligung eines angemessenen Platzes schwerlich mit dem öffentlichen Interesse vereinbar erscheinen, indem diese Abneigung eine so nahe liegende Aussicht, auf Wiedererlangung zweier empfindlich entbehrter Wallplätze, zu realisiren verhindert.

In der Hoffnung, daß durch die vorstehende Betrachtung der jetzt so viel Interesse gewährenden Angelegenheit, einer, zum Wohl des Ganzen, wie zur Befriedigung der Einzelnen führenden beifälligen Beurtheilung, durch erleichterte Uebersicht des Materials, der Weg gebahnt seyn möge, erlaubt sich deren Mittheilung ein völlig

Unbetheiligter.

Curiosa.

Die Kirche zu unsrer lieben Frau in Saragossa ist die erste in der ganzen Welt, die zu Ehren der heiligen Jungfrau erbaut wurde.

Nachdem Alphons I., König von Arragonien, 31 Schlachten gewonnen und 11 Maurenkönige getödtet hatte, verschwand er in dem Treffen bei Fraga, so daß man nie wieder etwas von ihm gehört hat.

In Villilla ist eine Wunderglocke, die zuweilen selbst lautet, (?) was aber jedesmal Unglück bedeutet; sie verkündete die Gefangennehmung Alphons V. durch die Genueser, Carl's V. und Philipp's II. Tod. Im Jahre 1601 hat sie einst drei Tage hintereinander und im Jahre 1700 neun Stunden gelautet.

Miscelle.

Der Oberarzt des Hospitals zu Versailles, Herr Noble, hat den Versuch gemacht, Blutegel in besonders dazu angelegten Reservoirs zu ziehen, und der Versuch soll vollkommen gelungen seyn. Man wirft eine Menge Töpfererde in den Reservoir und hierin legen die Blutegel ihre Eierhülsen, und schützen sich zugleich gegen die Kälte. Wenn die Sache wahr ist, dürfen die zahlreichen Züge von Blutegelwagen, die von Ungarn nach Frankreich gehen, bald aufhören.

Gottesdienst.

Sonntag, den 21. Februar.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Past. Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr.
Hr. Pastor Capelle.....	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Past. Prim. v. Aschen	St. Ansgarii	9 „
Hr. Dr. Krummacher.....	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Pastor Mallet.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Iken.....	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor v. Hanffstengel	— — —	1 „
Hr. Pastor Toel.....	St. Remberti	9 „
Hr. Candidat Menken....	— — —	1 „
Hr Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Hr. Pastor Meinertzhagen.	Armenkirche	9 „
Hr. Pastor Probst.....	St. Johannis	7 „ Messe
Hr. Pastor Wemer.....	— — —	9 „ Hochamt
Hr. Pastor Probst.....	— — —	10 „ Predigt
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8½ „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreund Nro. 15.

Bremen, Sonntag den 21. Februar 1836.

Gestorben:

Nro. 177. Den 16. Februar. Der Arb. Hinr. Joseph Feiß, 22 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 113.

— 178. Den 16. — Der Arb. Hinr. Grube, 78 Jahr; Knoopstraße Nro. 11.

— 179. Den 16. — Sanders, todtgebornes Mädchen; im Polnischen Bock Nro. 3.

— 180. Den 17. — Diedrich Herm. Schmidt, 1¾ Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 143.

— 181. Den 17. — Des Tabacksfabrikanten Diedr. Müller Ehefr., geb. Sammann, 51 Jahr; Doventhorsstraße Nro. 25.

— 182. Den 17. — Des Landmanns Arend Dölves Ehefrau, geb. Garbade, 64 Jahr; Hastedt N. 54.

Nro. 183. Den 17. Februar. Des Arb. Georg Höcker Ehefrau, geborne Röhrs, 36 Jahr; am Buntenthorssteinweg Nro. 227.

— 184. Den 17. — Der Maler Joh. Conr. Hammann, 50 Jahr; Neuenstraße Nro. 38.

— 185. Den 18. — Des Segelmachers Gottfried Behr Ehefrau, geb. Diersen, 40 Jahr; gr. Fuhrleutestraße Nro. 31.

— 186. Den 18. — Asmus Block, 11 Wochen; Muggenburg Nro. 1.

— 187. Den 18. — Der Tischler Johann Carl Jöntzen, 65 Jahr; im Detentionshause.

Geburten:

Nro. 165. Den 13. Februar. Des Landvoigts Joh. Friedrich Katenkamp Ehefr., geb. Bernhard, gr. Krankenstraße Nro. 15; von einem Knaben.

— 166. Den 14. — Des Mascopsträgers Friedrich Christian Wilh. Brüggemann Ehefrau, geb. Krempfer, Deetjen-Hof N. 5; v. e. Knaben.

— 167. Den 14. — Ein Knabe.

— 168. Den 14. — Des Hökers Joh. Hinr. Faber Ehefrau, geb. Sepp, Osterthorssteinweg Nr. 55; von einem Knaben.

— 169. Den 14. — Des Schuhmachermeisters Johann Carl Leopold Watermeyer Ehefrau, geborne Geercken, Abdenthorsstraße Nro. 10; von einem Mädchen.

Nro. 170. Den 15. Februar. Des Musikus Joh. Carl Spanhake Ehefr., geb. Gräser, Deichstr. Nro. 7; von einem Mädchen.

— 171. Den 16. — Ein todtgebornes Mädchen.

— 172. Den 16. — Des Kaufmanns Chr. Friedr. Küchler Ehefr., geb. Harves, Langenstr. Nr. 37; von einem Mädchen.

— 173. Den 17. — Des Buchdruckers Johann Heinrich Rohlfs Ehefr., geb. Grube, kl. Fuhrleutestr. Nro. 8; von einem Knaben.

— 174. Den 17. — Ein Knabe.

— 175. Den 18. — Des Schiffszimmermanns Henrich Hohrmann Ehefr., geb. Runge, Korfs-Deich Nro. 1; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 47. Der Schneidermeister Friedrich Wilhelm Ludewig Kniest und des verst. Arb. Heinrich Lüerßen Wittwe, Marie Luise geb. Heise, hieselbst.

— 48. Der Freischlachter Henrich Christ. Ordemann und Adelheid Müller, Beide von hier.

Nro. 49. Der Färber Heinr. Philipp Schlöndorf zu Vilsen und des verst. Arb. Carsten Steinforth Wittwe, Antoinette Sophie, geborne Koch.

— 50. Der Todtengräber Joh. Friedr. Osmers und Anna Catharina Schaub, Beide von hier.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 16.

Der
Bürger-Freund,
eine
Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 25. Februar 1836.

Gott aber weiß den Weg zu aller Heil allein;
D'rum ist nur selig Gott, in ihm nur kannst du's seyn.

Seligkeit.

Bruchstück eines Lehrgedichts von Rückert.

Die Seligkeit ist nicht, nur selig selbst zu seyn,
Die Seligkeit ist nicht allein und nicht zu zwein;

Die Seligkeit ist nicht zu Vielen, nur zu Allen;
Mir kann nur Seligkeit der ganzen Welt gefallen.

Wer selig wär' und müßt' unselig And're wissen,
Die eig'ne Seligkeit wär' ihm dadurch entrissen.

Und die Vergessenheit kann Seligkeit nicht seyn,
Vielmehr das Wissen ist die Seligkeit allein.

D'rum kann die Seligkeit auf Erden nicht bestehn,
Weil hier die Seligen so viel Unsel'ge sehn.

Und der Gedanke nur giebt Seligkeit auf Erden,
Daß die Unseligen auch selig sollen werden.

Wer dieses weiß, der trägt mit Eifer bei sein Theil
Zum allgemeinen wie zum eignen Seelenheil.

Gott aber weiß den Weg zu aller Heil allein;
D'rum ist nur selig Gott, in ihm nur kannst du's seyn.

Die junge Literatur.

(Beschluß.)

Eine große Mehrheit des Publikums liest gar nichts anders, als die Klatschblätter und die neuesten Romane aus der Leihbibliothek. Diese Literatur ist also wichtig und einflußreich. Sie war im vorigen Jahrhundert bekanntlich sentimental und wirkte erschlaffend. Die Feigheit und Schande, die beinahe weinerliche Hingebung, mit welcher

wir uns von den Franzosen berauben und unterjochen ließen, hängt sehr genau damit zusammen. Das verweichlichte Geschlecht war damals jedes erhebenden Gedankens unfähig. Dieselbe Literatur aber ist jetzt frech und grausam geworden, und muß die Menschen eben so verwildern, wie sie dieselben ehedem verweichlichte. Schon die historischen Romane gefielen sich in Bildern der Rohheit und Grausamkeit, aber der Geschmack, der jetzt von Franreich her eingeführt werden soll, kennt und will gar nichts Anderes mehr, als nur Wollust und Martern, Reizmittel der Phantasie, die selbst da Leidenschaften entflammen, wo man vorher kaum einen Keim dazu fand. Mischen sich aber in diese Bilder der Wollust und Mordlust noch ganz bestimmte Aufforderungen zur Verhöhnung der Religion; wird die böse Lust nicht mehr als verbotener Genuß, als Ausnahme, sondern als ein Recht, als eine Regel und Vorschrift der Natur dargestellt; erweckt man dunkle Vorstellungen von einem höchsten irdischen Glück, von einer unermeßlichen Befriedigung aller sündhaften Wünsche unter dem schönen Titel allgemeiner Freiheit ꝛc., so kann eine Ladung und Anfüllung unzähliger Köpfe des minder gebildeten Publikums durch solche Lektüre unmöglich ohne verderblichen Einfluß bleiben.

Unsere Gelehrten und vornehmen Geister, die alten Autoritäten, kümmern sich zu wenig um das, was unten bei den Massen vorgeht. Ein solches unnatürliches Abwenden des Senats von den Bewegungen der Plebs ist das Symptom einer Entkräftung in den höhern Regionen der Literatur, die der jungen Anarchie nur noch mehr Muth machen muß. Ein Extrem erzeugt unvermeidlich das andere.

Schon vor mehreren Jahren habe ich vorhergesagt, die unnatürliche Pruderie, die damals in der Literatur herrschte, werde eine Reaktion der frechsten Lüderlichkeit hervorrufen. Man glaubte mir damals nicht, man hielt in unsern so wohlgesitteten Tagen die Rückkehr zur Schamlosigkeit für unmöglich. Jetzt staunt man, wie so schnell die göttliche Circe ihren Stall entriegelt hat und wie zahlreich die Gesellschaft ist, die aus demselben hervorbricht.

Es kann noch mehr wahr werden. Wenn wir sehen, wie man in alle Häuser schmutziges Fett und Oel hineinträgt, sie mit Pech beschmiert, Schwefel unter die Dächer und gefüllte Granaten in die leeren Oefen schiebt, wie einst vor der Ankunft der Franzosen in Moskau, so liegt der Gedanke, daß es einst brennen werde, nicht zu fern. Nur dürften in diesem Falle die Franzosen selbst das Feuer anzünden.

Wie will man dem begegnen? Mit Verboten? Sie reizen auf und vermehren die Elasticität des Uebels. Mit Belehrungen? Ja, wenn die einflußreichen Namen es nicht bequemer fänden, zu schweigen, wenn sie nicht fürchteten, sich der Wuth des literarischen Pöbels, den Batterien von Unrath auszusetzen, die hier keiner vermeiden kann, der der Gemeinheit ernstlich zu Leibe geht, und wenn nicht die alte Weise sich auch hier wiederholte, daß nämlich die Rathgeber der Autokratie größern Haß gegen die Tugend der Constitutionellen als gegen das Laster der Jakobiner blicken lassen, bis diese letztern, durch alle Dämme brechend, auch die Weisheit des Berliner Politischen Wochenblatts und der Hannoverschen Zeitung unnütz machen.

Ueberhaupt wird eine Frage des Patriotismus, unter den Gesichtspunkt innerer Parteien gebracht, immer nur gefährdet. In einer solchen

Frage darf es keine innere Parteiung geben, oder Alles muß Partei ergreifen gegen die Partei, die im Widerspruch mit dem Patriotismus den Beistand gegen die andern vom Ausland hofft!

Die Verblendung ist unbegreiflich, daß man die Franzosen in allen andern Dingen nachäffen will, nur nicht in ihrem Nationalstolz. Ich bin kein blinder Franzosenfeind, wie man mir gern und oft vorwirft, ich kenne und ehre die unermeßliche Ueberlegenheit unseres Nachbarvolks in zwei wesentlichen Dingen, in der Erfahrung, die es vor uns voraus hat, und in dem Patriotismus, der selbst die schwärzesten Flecken seiner Geschichte noch überglänzt. Aber warum sollen wir nicht die Erfahrung der Franzosen, sondern nur die Fehler, durch welche sie sie erkauften, adoptiren? Warum sollen wir nicht von ihnen lernen, so warm für die Ehre Deutschlands zu empfinden, wie sie für Frankreichs Ehre?

Es wäre nicht unmöglich, daß gerade die empörenden Beleidigungen, die unserm Nationalgefühl durch die jeune Allemagne widerfahren sind, die patriotischen Gesinnungen belebten und kräftigten. Geschieht es nicht, so müssen wir das innere Mißtrauen und die Indolenz, oder die falsche Berechnung, die es verhindert, tief beklagen und der Nachwelt das Richteramt über unsere Unterlassungssünden anheimstellen.

Dann rufe ich aber allen offnen und versteckten Franzosenfreunden in Deutschland zu: Erwartet ihr von Frankreich die Freiheit, so verdient ihr aufs Neue unter das Joch der Rheinbund-Souveränitäten gebeugt zu werden; und erwartet ihr insbesondere von Frankreich die Preßfreiheit, so wünsche ich nur, daß ihr euch mit eben so viel Patriotismus, wie der edle Palm, dem Loos unterziehen mögt, durch fremde Henker auf vaterländischer Erde euer Blut zu lassen. Es sind erst dreißig Jahre her, seit wir die Erfahrung gemacht haben.

Dr. W. Menzel.

Der Fixsternhimmel.

Nach den neuesten Entdeckungen von John William Herschel, South, Bessell und Andern.

Dargestellt
von
Dr. Nürnberger.

Ich eröffne meine Darstellung der bewundernswürdigen Entdeckungen, welche die letzte Zeit am Fixsternhimmel gemacht, durch die gar nicht zu kühne Behauptung, daß ohne Astronomie, als Andeuterinn kosmischer Zwecke im Universum, und ohne Geschichte, als höhere Interpretation der Ereignisse, gar keine reine und wahrhaft standhafte Religiösität möglich sey. Die Geschichte lehrt das Leben richtig ins Auge fassen, es nicht zu niedrig, aber auch nicht zu hoch anschlagen, lehrt es anwenden und mit der Zukunft combiniren. Die Astronomie erweckt, wenn dieses Leben nach tausend vergeblichen Bestrebungen, tausend schmerzlichen Täuschungen schaal und langweilig zu werden anfängt, eine innigere Sehnsucht nach jener Zukunft. „Sic petitur coelum!“ und der Fixsternhimmel in seiner neuesten Gestalt wird uns unter diesem Gesichtspunkte noch reizender erscheinen.

Die bisherige Ansicht vom Universum beschränkte sich ziemlich darauf, die Fixsterne als Sonnen, nach Analogie unserer Sonne, zu betrachten, und denselben, gleich dieser, ein Gefolge von Planeten, Monden und Kometen beizulegen. Man glaubte, daß sich die Natur durch Darstellung dieser erhabenen Form erschöpft habe, ohne zu ermessen, daß sie eben so einfach in ihren Mitteln als zusammengesetzt in den Zwecken ist, die sie durch diese wenigen Mittel erreicht, und man

ahnete, befangen in dieser Idee, kaum die Möglichkeit anderer wunderbarer Gestaltungen des innern Ausbaues der Himmel. Erst seit der außerordentlichen Vervollkommnung, welche die Fernröhren besonders durch Herschel *) und unsern der Wissenschaft zu früh entrissenen Frauenhofer erfahren haben, ist es gelungen, tief genug in die unermeßlichen Fernen des Universums einzudringen, um darüber Aufschlüsse zu erlangen; und um den Ueberblick noch zu erweitern, hat man sich sogar nicht mehr mit den Beobachtungen in unserer Zone begnügt, sondern lediglich in der Absicht, die Beobachtungen des Fixsternhimmels zu vermehren, Reisen nach der südlichen Zone angetreten, wo ein heitererer Himmel die Sterne in größerer Klarheit, Pracht und Fülle zeigt. So beobachtet Herschel, der Sohn, eben der, welchem wir einen großen Theil der hier vorzutragenden Entdeckungen verdanken, jetzt mit den vortrefflichsten Instrumenten auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und, nach seinen Versicherungen, giebt es, selbst abgesehen von der dortigen größeren Durchsichtigkeit der Luft, in unsern Breiten nichts, was mit der Herrlichkeit der dort zu Gesicht kommenden Sterne der ersten vier Größen längs der Milchstraße und des nördlichen Saumes dieses Himmelgürtels zu vergleichen wäre. Vom Sirius bis zu α des Centaurus leuchtet daselbst gleichsam eine ganze Flamme glänzender Gegenstände, und von dieser Region an bis zu α des Adlers bietet die Milchstraße sogar dem unbewaffneten Auge ein so außerordentliches Schauspiel dar, daß keine Beschreibung ein hinreichendes Bild davon zu geben vermag. Dieser herrliche Gürtel ist dort nicht etwa ein einziger breiter, fast einförmiger Lichtstreifen, sondern er zeigt sich in unregelmäßigen Massen, gleich ungeheuren, dicht zusammengedrängten Sternklumpen, und an den minder dichten Stellen seltsam gestreift mit dunkeln, spaltenähnlichen Rissen, die ganz das Ansehen schwarzer Wolkenmassen haben. Durch das Fernrohr betrachtet, löst sich diese Erscheinung in unzählbare Sterngruppen von den mannichfaltigsten Formen auf, eine immer schöner als die andere; und man erblickt eine Menge kugelförmiger Massen von Sternen, so üppig, so groß, so zahlreich, daß die nördliche Halbkugel nichts damit Vergleichbares enthält. Bei genauerer Erwägung dieses auffallenden Contrastes zwi-

*) Es ist den Lesern vielleicht angenehm, hier gelegentlich einige vergleichende Notizen über die optische Thätigkeit dieser beiden großen Männer zu finden. Herschel verfertigte im Jahre 1774 sein erstes Spiegeltelescop von 5 Fuß Focallänge (welche man, bis auf einen geringen Unterschied, den wir hier noch übersehen, der ganzen Röhrenlänge des Instruments gleich setzen kann). Angefeuert durch den überaus günstigen Erfolg dieses ersten Versuches, vollendete er dann bis zu seinem Tode (1822) gegen fünfhundert solche Instrumente, allmälig bis zur Länge von 20, 25 und 30 Fuß; ja sein im Jahre 1789 zu Stande gebrachtes, sogenanntes „Riesentelescop" hat 40 Fuß Focallänge und einen Spiegel von 50 Zoll Oeffnung. Dasselbe gewährte eine 7000fache Vergrößerung, kam aber bald außer Gebrauch, weil der große Spiegel matt wurde. Am vortrefflichsten bewährte sich von diesen vielen Instrumenten ein 20füßiges, welches sich zugleich sehr bequem behandeln läßt, und noch jetzt vom Sohne des großen Herschel, John Herschel, vorzugsweise gern benutzt wird. Man nennt diese Spiegeltelescope übrigens auch oft Reflectoren, weil das Bild des beobachteten Gegenstandes bei denselben durch Zurückwerfung (Reflection) der Lichtstrahlen vermittelst eines großen Metallspiegels hervorgebracht wird. Der wackere Deutsche Optiker Frauenhofer dagegen gab den von ihm verfertigten Refractoren (Fernröhren mit Glaslinsen, bei denen die Vergrößerung durch Berechnung, Refraction, der Lichtstrahlen bewirkt wird) den Vorzug vor jenen Reflectoren, weil, nach seiner Ueberzeugung, die Metallspiegel mehr Licht absorbiren, als die Glaslinsen. Sein größter Refractor ist Derjenige, den er für die Sternwarte zu Dorpat angefertigt hat, und der auch der „Riesenrefractor" heißt; er hat über 13 Fuß Länge und 9 Zoll Oeffnung (Apertur) der Objectivlinse; derselbe verträgt eine 600fache Vergrößerung. Was die nach einem noch größern Maßstabe bestellten Refractoren für die neue kaiserliche Sternwarte zu Petersburg, von der in unsern Blättern öfters die Rede gewesen ist, leisten werden, steht zu erwarten. — Herschel stimmt übrigens Frauenhofer's Ansichten vom angeblichen Vorzuge der Refractoren vor den Reflectoren keineswegs bei, »et adhuc sub judice lis est.«

schen dem nördlichen und südlichen Theile der Milchstraße drängt sich dem Beobachter unwiderstehlich der Gedanke auf, daß wir denjenigen Sternen, welche in der südlichen Halbkugel der Erde zu Gesichte kommen, näher sind, oder mit andern Worten, daß unser Sonnensystem excentrisch in der Himmelskugel liegt, welche uns anscheinend umgiebt, und sich näher an demjenigen reichern und glänzendern Theile der Innerfläche dieser Kugel befindet, wo sich die Sternbilder des Kreuzes und Centaurus zeigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lacenaire.

Am 9. Januar wurde dieser Mensch, der aus dem Mord ein Geschäft gemacht, wie die Französischen Journale verkündeten, mit seinem Mitschuldigen Avril hingerichtet. Sein gemachter Heldenmuth schmolz in seinen letzten Augenblicken sehr zusammen. Nicht, wie hier und da verbreitet wird, mit Festigkeit, sondern vernichtet und aufgelöst erwartete er sein Schicksal. Er hatte mit Hohn verkündet, daß er seine Memoiren, wie er dasjenige nannte, was er einem gewinnsüchtigen Buchhändler, der ihn in seinem Kerker besuchte, in die Feder dictirte, am Tage vor seiner Hinrichtung mit den Worten beschließen wolle: die Fortsetzung folgt. Die Laune dazu scheint ihn aber verlassen zu haben. Am Abend vor seiner Hinrichtung schrieb er ein Gebet an Gott nieder, das mit folgenden Worten schließt, die wir hier in treuer Uebersetzung geben: „Gott, den ich anrufe, erhöre mein Gebet! Stähle in meiner Seele einen Strahl Deines Glaubens, denn ich erröthete davor, nichts zu seyn, als Materie, und dennoch zweifle ich, ohne es zu wollen. Verzeihe mir, wenn mein stolzer Blick in Deinem Geschöpf Deine Hand verkannte. — Nichts. — Unsere Seele. — Die Natur. — Dieses Geheimniß werde ich morgen kennen.“ Als er dieses niederschrieb, wußte er jedoch noch nicht, daß seine Hinrichtung am andern Morgen stattfinden sollte. Er konnte vor Schwäche seinen Vorsatz, das Volk vom Schaffotte anzureden, nicht ausführen. Avril, der zuerst starb, nahm Abschied von ihm und mußte ihm Muth zusprechen. Kurz vor seinem Tode dichtete er auch ein Trinklied, das er seinem Mitgefangenen Avril widmete. Wir enthalten uns, es hier mitzutheilen, da es wirklich abscheulich ist. Auch die Guillotine wollte er besingen, wenn es sich schickte, wie er sich ausdrückte. Er gestand, daß er einst auf dem Punkte gestanden, nach Italien zu gehen und dort Straßenräuber zu werden, daß er aber einsah, wie bei dem Theilen mit einer ganzen Bande zu wenig dabei zu verdienen wäre. Bei einem Brande zu Paris soll er ein Kind aus den Flammen mit eigener Lebensgefahr gerettet haben. Wenn ich ein Kind schreien hörte, sagte er, so hätte ich Alles gethan, um es zu retten.

Folgende Anekdote mag hier noch ihren Platz finden: Während der Juni-Tage ging Lacenaire zu dem Theaterdichter Scribe und bat ihn, da er Paris verlassen müsse, um einiges Geld. Scribe machte ihm ein kleines Anlehen. Lacenaire sagte im Gefängniß: ich denke stets mit Rührung daran; wenn aber Herr Scribe es mir abgeschlagen hätte, so würde er jetzt weder Opern, noch Komödien schreiben.

Doch genug von diesem abscheulichen Menschen, mit dem seit längerer Zeit die Pariser Journale ihre Spalten gefüllt.

Bei Gelegenheit dieser Hinrichtung hatte ein Journal den Nachrichter Bourreau, welches mit unserem Scharfrichter gleichbedeutend ist, genannt; allein in unsern Tagen macht selbst dieß schreckliche Gewerbe seine Ansprüche. Man denke nur an die tragi-komische Danksagung, die ein Sách-

fischer Scharfrichter mit seltener Gemüthlichkeit in die öffentlichen Blätter einrücken ließ. Die Benennung Bourreau hatte folgende Reklamation des Herrn Samson zur Folge, dessen Name in den Schreckens-Annalen der Revolution bekannt genug ist. Hier ist aber von dem Sohne jenes Samson die Rede, welcher Titel und Amt seines Vaters geerbt hat.

Die Reklamation lautet wörtlich:

Paris, den 10. Januar 1836.

„Mein Herr, in der Erwähnung der Hinrichtung Lacenaire's und Avril's sprechen Sie von dem Scharfrichter und seinen Knechten, indem Sie die Agenten der Execution bezeichnen wollen. Deßhalb richte ich diese Reklamation an Sie. Ich dürfte mich ermächtigt glauben, es durch den beiliegenden Staatsraths-Beschluß zu thun, aber ich zähle zu sehr auf Ihre Unparteilichkeit, als daß ich diesen Titel in Anwendung bringen sollte. Das Gesetz besagt: der Vollstrecker der Criminal-Urtheile: der Justiz-Minister und selbst die General-Anwälte gebrauchen nur diese Benennung. Der Name Knecht konnte den Gehülfen wohl von 1792 ertheilt werden; aber seit jener Epoche wurden die Gehülfen von dem Herrn Siegel-Bewahrer ernannt und von der Regierung bezahlt. Diese Beamten sind daher außer dem Dienste unabhängig von dem Vollstrecker, und mithin nicht seine Knechte. Ich wage zu hoffen, Herr Redakteur, daß Sie die Gerechtigkeit meiner Reklamation vollkommen fühlen werden, und daß Sie in Zukunft nicht mehr ein Wort anwenden wollen, welches ehrliche Leute verwundet, die der Zufall der Geburt in eine unglückliche Stellung geworfen hat. Genehmigen Sie u. s. w.“ Der Beschluß des Staatsraths, worauf sich Samson hier bezieht, ist vom 12. Januar 1787 und darin ausdrücklich verboten, die Vollstrecker der Criminal-Urtheile mit dem Namen Scharfrichter zu bezeichnen. L. C.

Gegenseitige Täuschung.

Der Washingtoner Korrespondent des Bangor Whig theilt folgende belustigende Nachricht über die Laufbahn eines Individuums mit, dem man in jener Stadt unlängst seine geborgten Federn ausrupfte: „Im August vorigen Jahres kam ein junger Engländer unter dem Namen Lord Musgrave nach New-York, der die dortige fashionable Welt mit Sturm eroberte. Sein Benehmen, seine Kleidung, seine Grundsätze und seine Equipage waren tadellos, und so zu sagen unwiderstehlich. Lord Musgrave hätte sich gern verheirathet; allein obgleich es ihm gelang, in den besten Cirkeln New-Yorks Zutritt zu erhalten, so war doch nicht daran zu denken, ein Ehebündniß mit einer plebejischen Amerikanerinn zu schließen. Zu rechter Zeit kam indeß ein reicher Engländer von Jamaika mit einer heirathsmäßigen und ehelustigen Tochter an, die sich für nichts mehr und nichts weniger als eine Marquisinn ausgab. Der Lord warf seine Augen auf die junge Dame und diese die ihrigen auf den Lord, und Beide dachten, daß sie nichts Besseres thun könnten, als sich heirathen. Der klügere Vater war jedoch dem Bündniß entgegen, und so entführte der Landstreicher die Tochter. Beide wurden Mann und Weib nach kirchlicher Verordnung; nach wenigen Wochen aber machte die Lady die Entdeckung, daß ihr Lord nichts als ein bankerotter Krämer aus London sey, und der Lord wurde inne, daß seine Marquisinn eine Modehändlerinn von sehr zweideutigem Character und ihr angeblicher Vater ein verunglückter Schmuggler aus Cornwallis war, der die junge Dame als Freund nach Amerika begleitet und sich bereits aus dem Staube gemacht

hatte. Als Lord und Lady nun dahinter gekommen waren, wie fein sie sich gegenseitig hinters Licht geführt hatten, beschlossen sie, ihr Kapital von Unverschämtheit zusammenzulegen und das Geschäft des Betrugs ins Große zu treiben. In dieser Absicht kamen sie nach Washington und suchten sich mit der großen Welt in Verkehr zu setzen, was ihnen ohne Zweifel gelungen wäre, hätte nicht ein Bedienter eines Englischen Baronets den angeblichen Lord erkannt und seinen wahren Character bekannt gemacht."

Neue Auflage von einer Anzeige.

Es giebt allerlei Ankündigungen, die an sich unterhaltend seyn können; mancher Humorist läßt sich dergleichen nicht entgehen, er begleitet sie mit einem Ein- oder Ausfall, trifft seine Beute mit irgend einem Pfeil, der jedoch nicht tödtet, sondern den Spaß lebendig macht für die Conversation. Neulich ist uns nun ein literarischer Anruf vorgekommen, wozu wir in Wahrheit kein Seitenstück zu nennen wüßten; es scheint der Verfasser habe sich ordentlich befleißigt, der Deutschen Sprache alle mögliche Schnippchen zu schlagen; so halten wir es der Mühe werth, seinem Erzeugniß einige Dauer mehr zu verleihen, und entnehmen wörtlich aus der "Dorfzeitung" vom 2ten April 1825 folgende

„Literarische Anzeige.

Veranlassung vieler angesehenenlichsten Männern der Staaten und besonders meines Vaterlandes, denen ihr Besitz von ausgezeichneten Tauben, eben so viel Freude als den Liebhabern, der haltenden Pferde, Hunde, Vögel, und zahmes Federvieh ꝛc. macht, sind die mich leideten über die zahmen und wilden Tauben, wo der letzteren Fang wegen der Wildpahn nachtheilig und dann zu erlauben sey, von letzterer Vereinigung mit den ersteren und gewöhnen Benennung Preißen, Rechten, Nutzen, medecinellen und öconomischer Hinsicht, Krankheiten, wie sie für die Raubthiere, dergleichen Vögel zu schützen, selbige zu fangen, Wiesel u. Ratten zu tödten sind ꝛc., eine Abhandlung, aber nicht nach Stuben-Gelehrsamkeit, sondern in practischer Grund-Abfassung auch rechten Deutschen Sinn, allgemein faßlich zu schreiben.

Um diese edeldenkenden Wünsche so wohl als auch den Klagen über des allgemein zu sehr nicht zu kommenden Taubenhalten womit der Ackermann in Hinsicht des Getraidbaues ꝛc. belästiget wird, zu entheben, und einem mit zum vorzüglichsten Stand gehörigen, nicht mehr allzuverachtend zu setzen; habe diese Abhandlung in Staatischer auch zu bestehenden Landesordnungsmäßigen Sinn, verabfaßt. Eine ansehnliche Anzahl von Subscribenten würden diese an sich für Machthabern der Staaten und Justiz-Aemtern besonders Tauben Freunde nicht ohnbefriediget fallende Schrift auf ein Exemplar 1 fl. 12 Kr. in Druck befördern.

Da diese gemeinnützige Abhandlung, mehr als die schon erschienenen Taubenschriften ist, verhoffe ansehnliche Subscribenten zu erbitten. Auf Eingang derselben werden, wenn nur einigermaßen hierauf die Kosten gedeckt sind, zur Befriedigung der geschenkten verehrungwürdigsten Gesinnungen in eiligsten Druck bringen lassen. Diejenigen, die sich mit Annahme der Bestellung die Güte haben abzugeben, versichere das 7te Exemplar gratis auszuhändigen. Bitte aber Bestellung hierauf frankirt zu unterzeichnen.

Hildburghausen, den 20. März 1825.

Johann Christoph v. Cyriaci,
Herzl. Forst- und Jagd-Secretair.

Die Ruhe der Griechen.

Fr. Tietz erzählt in seinem interessanten "Erinnerungs-Skizzen aus Rußland, der Türkei

und Griechenland" (Coburg, Sinner'sche Hofbuchhandlung. 1836.) folgenden Zug: "Drei Griechische Capitano's in ihren nationalen Fustanellen, waren bei einem meiner Bekannten zum Besuch. Einer lehnte ruhig, seine Pfeife rauchend, an der Wand, der Andere saß schreibend am Tische, indeß einer von uns Deutschen dem Dritten eine Percussions-Pistole mit Versicherung zeigte. Bei der praktischen Erklärung, daß, obgleich das Gewehr geladen, es dennoch, wenn die Versicherung vorgeschoben, nicht losgehen könne, fuhr — in Folge einer Unvorsichtigkeit — plötzlich der Schuß heraus, ging dem Schreibenden über den Kopf und schlug bei dem Dritten über der faltigen Fustanelle in die Wand. Wäre dieß einem Deutschen passirt, so zweifle ich nicht, daß er nicht wenig erschrocken und dann etwas grob gegen den Unvorsichtigen gewesen wäre. Anders benahmen sich die Griechen. Der bei der Pistole gestanden, meinte lächelnd, "daß der Versicherung doch nicht so ganz zu trauen seyn dürfte." Der Schreibende hob langsam den Kopf in die Höhe und schrieb dann ruhig weiter. Der Dritte rauchte sehr phlegmatisch fort und besah seine von einer Kugel und mehreren Schrootkörnern durchschossene Fustanella und dann die Wand, wohinein der Schuß gefahren, Alles ohne ein Wort zu sagen. Keiner hatte die Farbe gewechselt oder das geringste Zeichen von Schreck oder Furcht geäußert."

Zur Etymologie.

Hemd. Karl der Große trug ein leinenes Wamms, Camisia (Camisol) von den Schriftstellern genannt. Aus dieser Benennung stammt das Alemannische Chamit, woraus Hammet, Hemd.

Marschiren. Wir haben dieß Wort zwar erst von den Franzosen erhalten, marcher, Italienisch marciare. Es scheint aber eigentlich Deutschen Ursprungs zu seyn. Nämlich March und später Mähre hieß bei den alten Celten und Deutschen ein Pferd.

Infanterie. Von dem Deutschen Fant, Holländischen Vent, ein junger Bursch.

Werder. Werder, Werth, Wörth nennt man fette mit Gras bewachsene Gegenden, daher die Namen Marienwerder, Donauwörth, Wertthal. Offenbar ist zwischen dem Wallisischen Gwjrth, grün, dem lateinischen viridis und jenen Ausdrücken ein Zusammenhang.

Schütz.

Miscelle.

Die Neger auf den Französischen Westindischen Inseln ersinnen alle mögliche Listen, um nach den Englischen Inseln zu entkommen, wo sie nach dem neuen Akte der Legislatur frei werden, sobald sie das Ufer berühren. Unaufhörlich kreuzen Schiffe, um sie aufzufangen. Vor einiger Zeit kam ein Boot mit zwei Frauen, einem Manne und einem Mädchen zu St. Lucia an, und wurde bis in solche Nähe verfolgt, daß der Gouverneur einem Offizier der Artillerie Befehl gab, auf das Französische Schiff zu feuern. Glücklicherweise ging nur die Zündröhre los. Aehnliche Fälle kommen sehr häufig vor.

* Glosse.

Shakespeare sagt: "die den Kopf hängen lassen und eine fromme, andächtige Miene annehmen, saugen den Teufel."

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreund Nro. 16.

Bremen, Donnerstag den 25. Februar 1836.

Gestorben:

Nro. 188. Den 19. Februar. Des Schneidermeisters Georg Ludwig Droste Ehefr., geb. Budde, 41 Jahr; Tiefer Nro. 2.

— 189. Den 19. — Christel Jacob Uhing, 2 Monat; im Runken Nro. 43.

— 190. Den 19. — Des verst. Arb. Diedrich Wienken Wittwe, geb. Behrens, 74 Jahr; Paulsberg Nro. 32.

— 191. Den 19. — Des Branntweinbrenners Friedrich Corßen Tochter, 8½ Jahr; Oelmühlenstraße Nro. 14.

— 192. Den 20. — Der Arb. Friedrich Geise, 32 Jahr; hinterm Osterthorswall Nro. 32.

— 193. Den 20. — Des Maurers Joh. Friedr. Köcheln Ehefrau, geb. Elmers, 47 Jahr; Theerhof Nro. 49.

— 194. Den 20. — Der Steinhauer Hillmann Schmidt, 34 Jahr; Buntenthorsteinweg Nro. 219.

Nro. 195. Den 20. — Der Raschmacher Willard Schreiner, 77 Jahr; Armenhaus.

— 196. Den 20. — Des Arb. Friedr. Rosenthal Sohn, 5 Jahr; Hastedt Nro. 7.

— 197. Den 20. — Die Näherinn Margaretha Adelheid Baumhecker, 60 Jahr; Catharinenstr. N. 26.

— 198. Den 21. — Des Malers Joh. Georg Wilhelm Barcken Tochter, 2 Monat; kl. Allee N. 12.

— 199. Den 21. — Des Maurers Heinr. Klinge Sohn, 1½ Jahr; Mühlenstraße Nro. 5.

— 200. Den 22. — Des verst. Klanderknechts Diedrich Behrens Wittwe, geborne Lürßen, 65 Jahr; Schweinestraße Nro. 44.

— 201. Den 22. — Der Handlungsgehülfe Jacob Heinr. Gempt, 20 Jahr; Obernstraße Nro. 19.

— 202. Den 23. — Der Strumpfweber Diedrich Meyer, 67 Jahr; große St. Annenstraße Nro. 5.

Geburten:

Nro. 176. Den 14. Februar. Des Arb. Joh. Ludwig Lücke Ehefr., geb. Thomson, Fetten-Gang Nr. 9; von einem Mädchen.

— 177. Den 17. — Des Miethkutschers Friedr. Christian Beisner Ehefr., geb. Krämer, Plünkenstraße Nro. 24; von einem Knaben.

— 178. Den 18. — Ein Mädchen.

— 179. Den 19. — Des Arb. Friedrich Franz Castens Ehefr., geb. Meyer, Punkendeich Nr. 34 B; von einem Mädchen.

— 180. Den 19. — Des Fuhrmanns Jürgen Christian Brede Ehefr., geb. Krohne, an der Viehweide Nro. 25; von einem Knaben.

— 181. Den 19. — Des Arb. Joh. Christian Hohmann Ehefrau, geborne Christoffers, Payken-Gang Nro. 9; von einem Mädchen.

Nro. 182. Den 19. Februar. Des Kaufmanns Joh. Christ. August Wille Ehefr., geb. Muth, Knochenhauerstraße Nro. 19; von einem Knaben.

— 183. Den 20. — Des Schuhmachers Berend Augustin Geertsen Ehefr., geb. Hashagen, große St. Annenstraße Nro. 45; von einem Mädchen.

— 184. Den 21. — Des Mäklergehülfen Franz Heinrich Kaufmann Ehefr., geb. Havenicker, Wachtstraße Nro. 34; von einem Mädchen.

— 185. Den 21. — Des Wundarztes Carl Heinr. August Meyer Ehefrau, geb. Schilling, Faulenstraße Nro. 60; von einem Knaben.

— 186. Den 21. — Ein Knabe.

— 187. Den 22. — Des Arb. Hermann Droop Ehefr., geborne Fincke, Theerhof Nro. 5; von einem Knaben.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 17.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 28. Februar 1836.

Willst Du Gott schauen, wie er in sich selber ist, von Angesicht zu Angesicht? Such' ihn nicht jenseits der Wolken; Du kannst ihn allenthalben finden, wo Du bist. Schaue an das Leben seiner Ergebenen, und Du schauest ihn an; ergieb Dich ihm selber, und Du findest ihn in Deiner Brust. Fichte.

Drei biblische Allegorien.

1. Christus der Schiffer.

En nos Christe, maris domitor, fidissime nauta,
Quaesumus, ad coelum nos tua cymba ferat.

Es ist die Welt das klippenvolle Meer,
Auf dem wir All' in tausendfachen Wirren
Wie einst Jason und Odysseus irren
Und ohne Ruhe treiben hin und her.

Das Schiff, das uns entreißt dem Ungefähr,
Um das Sirenen nicht und Nymphen girren,
Um dessen Lauf nicht Truggestalten flirren:
Die Kirch' ist es; Gott selbst giebt hier Gewähr.

Das Unglück deutet Sturm und Wellenschlag;
Verbündet mit dämonisch falben Blitzen
Verwandeln sie zur tiefsten Nacht den Tag.

Der Stern, der dann allein kann retten, schützen,
Allein noch führen in den sichern Port,
Ist das geoffenbarte Gotteswort.

2. Christus der triumphirende Sieger.

Gloria, laus et honor tibi sit, ter maxime Jesu,
Nomine qui Domini, rex benedicte, venis.

Die Palme ist des Sieges Freudenzeichen,
Entsprossen aus der heldenkühnen Schlacht,
Wo Christus niederwarf des Wahnes Macht
Und in verdientem Joche sie hieß schleichen.

Den Oelzweig strebt das Volk ihm darzureichen,
Weil es den eig'nen Frieden hat bedacht,
Und seinen Heiland, in des Siegers Pracht,
Mit jedem höchsten Herrscher will vergleichen.

Es breitet Kleider auf des Heilands Wege,
Zu zeigen, daß dem Alles angehöre,
Dem es für Erd' und Himmel sich ergiebt.

Das Thier — o daß kein eitler Stolz sich rege! —
Sind wir, gelöst vom Zaum der Afterlehre,
Die einst der Wahrheit heil'ger Hauch zerstiebt.

3. Die drei Geschenke.

Quid donent quaeris? dant auri pondera Regi,
Dant homini myrrham, dant pia thura Deo.

Die Myrrhe, die dem Herrn die Weisen brachten,
Als sie sein Stern geführt aus fernem Land,
Sie gab ihn in des Schicksals rauhe Hand
Und ließ als Menschen ihm die Pfad' umnachten.

Wo einen Menschen einst die Mitwelt wollte achten
Und Lieb' erzeigen bis zum Grabesrand,
Da ward die Kraft der Myrrhe angewandt
Entgegen der Verwesung grausem Trachten.

Das Gold verheißt, daß sich als Herrn der Welt
Vor allen Herrschern Christus wird bewähren
Und ewig fest des Reiches Scepter hält.

Der Weihrauch, der sich hebet von Altären,
Er macht die Höll' und all ihr Werk zu Spott
Und zeigt im Kind der Menschheit Rettungs-Gott.

Ed. Bönecke.

Der Fixsternhimmel.

(Fortsetzung.)

Werfen wir nun hiernächst, um unserm Gegenstande in seiner eigentlichen Ordnung näher zu kommen, zuerst überhaupt einen Blick nach dem gestirnten Himmel, so bemerken wir sogleich, daß die Sterne in ihrer scheinbaren Größe sehr verschieden sind. Einige derselben zeigen sich uns unmittelbar nach dem Untergange der Sonne in einem so überstrahlenden Glanze, daß man mit Gewißheit auf ihre bedeutendere Größe und Nähe schließen möchte; andere erscheinen kleiner und matter, und unzählbare andere endlich werden nur erst durch Fernröhre sichtbar. Man kann daraus im Allgemeinen allerdings auf eine wirkliche Verschiedenheit der Größen und Entfernungen schließen; bestimmte Angaben über diese Verschiedenheit gestattet uns aber, wie weiter unten ausführlicher gezeigt werden wird, der heutige Zustand der Astronomie noch nicht, und sie beschränkt sich vielmehr in dieser Rücksicht darauf, die Fixsterne nach Maßgabe des Glanzes ihrer Erscheinung in sechzehn Classen einzutheilen, von denen die Sterne der sechs ersten Classen noch mit bloßem Auge sichtbar sind, während die übrigen zehn Classen nur solche Sterne begreifen, die in immer abnehmender scheinbarer Größe, bei vielleicht zunehmender Entfernung, nur durch das Fernrohr zu Gesicht kommen.

Auf den Grund dieser Eintheilung und Beschränkung hat man nun Berechnungen derjenigen ganzen Anzahl von Fixsternen versucht, welche an der, unsere Erde umgebenden scheinbaren Himmelskugel überhaupt wahrnehmbar vorhanden seyn dürften. Die Einbildungskraft erschrickt vor dem Resultate dieser, wenn gleich immer nur noch sehr oberflächlichen Abschätzung. Herschel, der Vater, berichtet uns, daß er in der Gegend der Keule des Orion, in einem Himmelsstreifen von nur 15 Grad Länge und 2 Grad Breite, über 50,000 Sterne, welche er alle noch deutlich erkennen konnte, durch das Feld seines Telescops gehen sah. Nun enthält die Oberfläche einer Kugel bekanntlich 41,252 Quadratgrade, und jener Streifen nimmt also nur den 1375sten Theil der Himmelskugelfläche ein, woraus schon folgen würde, daß diese ganze Fläche gegen 70 Millionen uns noch wahrnehmbarer Sterne enthielte, vorausgesetzt, daß dieselben überall nur eben so dicht bei einander ständen.

Allein sie sind in vielen Regionen des Himmels noch bei weitem dichter zusammengedrängt. Schon ein älterer Astronom, Huyghens, zählte in einem, dem Felde seines noch sehr unvollkommenen Fernrohrs entsprechenden Raume des schönen Sternbildes Orion über 2,000 Sterne, und Herschel sah am 22sten August 1792 in 41 Zeitminuten gegen 300,000 Sterne der Milchstraße durch das Feld seines, weiter oben erwähnten 20füßigen Reflectors ziehen. Nimmt man nach diesen ganz unzweifelhaften Betrachtungen an, daß jede Quadratsecunde der scheinbaren Himmelskugel Einen Stern enthält, so steigt die Menge der an

der ganzen Himmelskugel für uns überhaupt zur Erscheinung kommenden Fixsterne auf die ungeheure Zahl von 534,626 Millionen. Dieß ist das Resultat der Schätzung und Berechnung; unser Nachdenken erweitert diese Zahl zur Unendlichkeit, aber die menschliche Einbildungskraft, welche letzterm Begriffe erliegt, findet in jener Schätzung wenigstens ein allgemeines Maß, bei dem sie vorläufig stehen bleiben zu können glaubt.

Unter diesen zahllosen Sternen nun nehmen die sogenannten Doppelsterne, als diejenigen, über deren bewundernswürdige Natur die neuere Astronomie eben das meiste Licht verbreitet hat, einen ausgezeichneten Rang ein. Man bezeichnet mit diesem Namen der Doppelsterne überhaupt zwei oder mehrere Fixsterne, welche, im Widerspruche mit dem oben angedeuteten allgemeinen Vertheilungsgesetze der Gestirne, an der scheinbaren Himmelskugel so ganz außerordentlich nahe bei einander erscheinen, daß man schlechterdings noch besondere Gründe für diese ungewöhnliche Zusammendrängung annehmen muß. So finden sich z. B., um unter unzählichen Beispielen nur Eins hervorzuheben, in dem bekannten Sternbilde der Plejaden 44 dergleichen so ganz übermäßig dicht zusammengedrängte Sterne, daß man, mit Zugrundlegung des sonstigen Vertheilungsgesetzes, nach den Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung viele Billionen gegen Eins wetten kann, es seyen besondere Gründe für diese auffallende Nähe vorhanden. Die Untersuchung hat, wie wir gleich im Voraus bemerken müssen, auch bereits darüber entschieden, daß zwischen diesen Doppelsternen ein eigenthümlicher physischer Bezug als Grund jener außerordentlichen Nähe besteht, und ihre Duplicität also eine nothwendige physische *) ist.

Wie bedeutend die Anzahl dieser Doppelsterne, worunter wir hier zunächst nur Verbindungen von zwei Sternen, also Sternenpaare verstehen wollen, im Verhältnisse zu den übrigen einfachen Sternen des Himmels sey, geht aus einem Ueberschläge des Dorpater Astronomen Struve hervor. Es waren danach *) im Jahre 1825 fast 3000 Doppelsterne bekannt, und diese Kenntniß stellte sich als das Resultat der Untersuchung von 120,000 Fixsternen dar, so daß also im Mittel auf 40 Sterne etwa 1 Doppelstern käme. Seit jener Zeit ist der Katalog solcher Doppelsterne schon bis gegen 6000 Nummern angewachsen, und je größer ihre Zahl wird, desto mehr wächst die Wahrscheinlichkeit ihres physischen Bezugs zu einander, wenn ein solcher Bezug auch nicht durch sogleich vorzutragende, unmittelbare Beobachtungen bereits außer allen Zweifel gesetzt wäre.

Höchst merkwürdig ist dabei noch der eigenthümliche Umstand, daß allermeistens der eine Stern eines solchen Sternpaares (Doppelsterns) gegen den andern sehr klein ist, und die physische Abhängigkeit eines solchen kleineren Sterns von dem ihm durch so außerordentliche Nähe verbundenen größeren Stern scheint auch dadurch mit angekündigt zu werden. Man wird sich, nach diesem Allem, leicht vorstellen können, daß es das Band der Attraction sey, welches die beiden Körper eines Doppelsterns verbindet, und daß der kleinere Stern einer Umlaufsbewegung um den größeren unterworfen ist. Ehe wir uns aber

*) Man muß davon die viel seltenern Fälle bloßer optischer Duplicität unterscheiden. Zwei Sterne könnten nämlich z. B. in sehr verschiedenen Weiten von uns hintereinander, aber dergestalt fast in einer geraden Linie mit der Erde stehen, daß sie sich einander beinahe deckten, und also auch dicht bei einander erschienen, ohne es gleichwohl im Mindesten wirklich zu seyn. Wir werden gleich finden, wodurch sich dergleichen bloß optische Doppelsterne von den eigentlichen physischen Doppelsternen unterscheiden lassen.

*) Vergl. Struve's gelehrte Schrift: Ueber Doppelsterne. Dorpat, 1827. 4.

hierüber ausführlicher verbreiten, müssen wir noch der, allen Fixsternen zukommenden eigenen Bewegung erwähnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Siamesischen Zwillinge.

(Nach ärztlichem Bericht.) Diese durch einen, zwei Quercfinger dicken, von der fleischigen Haut gebildeten und an der untern Brustgegend befestigten Strang mit einander verbundenen Zwillingsbrüder Eng und Chang sind in einem kleinen Dorfe auf der Küste von Siam 1811 von Chinesischen Eltern geboren. Sie sind jetzt 24 Jahre alt, von kleiner Statur (5 Fuß hoch) und schwächlicher Constitution. Der Zwilling zur Rechten: Eng, ist stärker als der andere: Chang, der etwas unter des Erstern Abhängigkeit zu stehen und gewöhnlich auch den rechten Arm hinter seinem Zwillingsbruder zu haben scheint. Sie sehen ganz wie Chinesen aus; ihr Kopf ist nicht sehr entwickelt, ihre Augen sind mit dem innern Augenwinkel etwas abwärts geneigt; die Haut ist gelb, das Haar dunkelschwarz. In dem Augenblicke, wo sie der Arzt untersuchte, gaben die Herzen der beiden Leute nicht die gleiche Zahl von Pulsationen. Das von der Haut bedeckte Band, welches beide vereinigt, ist doch von der Länge, daß es ihnen eine gewisse Freiheit läßt, die Stellung annehmen zu können, welche sie am wenigsten genirt. Wenn man die Mitte des Bandes berührt, empfinden beide Zwillingsbrüder zu gleicher Zeit; entfernt man sich aber von dieser Mittellinie, ist der junge Mensch, dem man sich nähert, der einzige, der etwas empfindet; der andere fühlt dann durchaus nichts. Ihre Mutter hatte mehrere Kinder und bei der Geburt dieser Zwillinge stärkere Schmerzen, als bei andern Geburten. Ihre Eltern sind arm; bis zur Zeit, wo die Zwillingsbrüder ihr Vaterland verlassen haben, beschäftigten sich jene mit dem Fischfang und der Bereitung des Coco-Oels. Ein Amerikanischer Schiffs-Capitain führte sie aus Siam im April 1829 nach den Vereinigten-Staaten und weiter; jetzt sind sie in Paris. — Sie lassen sich gern sehen. Sie sind gut proportionirt, von großer Muskelkraft und haben eine entschiedene Neigung zu allen körperlichen Bewegungen. Sie haben sich Europäisch gekleidet, tragen aber ihre Haare in Zöpfe geflochten, nach der Sitte ihres Landes; sie sind sehr gewandt, können gehen, laufen und schwimmen wie eine einzelne Person. In ihren Bewegungen herrscht die vollkommenste Gleichförmigkeit; der eine läuft immer so genau mit dem andern, daß sie durch einen einzigen Willen bewegt scheinen, und daß es für den aufmerksamsten Beobachter unmöglich ist, wahrzunehmen, von wo der Impuls ausgeht. Sie lieben die Jagd; in Amerika haben sie einen Hirsch verfolgt und ihn getödtet, ein Gewehr handhaben sie mit Gewandheit. Der zur rechten Seite kann mit beiden Armen schießen; der linke Zwilling kann es nur mit dem linken Arm. Sie bedienen sich übrigens, Einer wie der Andere, am liebsten des rechten Arms. Seit einigen Jahren haben sie den Umfang und die Uebereinstimmung der Bewegungen bedeutend vervollkommnet. — Ihre Geistesfähigkeiten sind sehr ausgebildet. Sie sprechen und verstehen Englisch. Dagegen haben sie ganz ihre Muttersprache verlernt, was jedoch nur deßhalb geglaubt wird, weil sie selbst niemals mit einander sprechen. Zuweilen richtet Einer an den Andern eine Frage, das ist aber auch Alles. Das Englisch haben sie mit vollkommener Gleichheit erlernt, so daß es unmöglich ist, zwischen ihnen irgend eine Verschiedenheit im Sprechen wahrzunehmen. Sie sprechen auch Französisch, aber viel weniger geläufig. Zwei sie Besuchende wollten einige Male mit dem Einen oder Andern Gespräche führen; dieß gelang aber nicht.

Alle Beide wendeten sich gewöhnlich zugleich gegen einen der sie Anredenden und sprachen nur mit ihm. Sie spielen Dame, und als man versuchte, sie mit einander spielen zu lassen, lehnten sie es ab, vermeinend: das sey, als wenn die rechte Hand gegen die linke spielen sollte. — In Amerika waren sie von einem Wechselfieber befallen. Die Krankheit ergriff Beide; sie hatten in derselben Minute den Frost, die Hitze und den Schweiß, deren Aufeinanderfolge den Anfall eines Wechselfiebers bildet. Chang hat auch einen Seitenstich gehabt, während dessen sein Bruder, ebenfalls unwohl war und der Aderlaß, welchen man bei Chang anstellte, verursachte Uebelseyn bei Eng, während das Blut floß. Ihr Geschmack für die Nahrungsmittel ist völlig gleich; was dem Einem gefällt, gefällt auch dem Andern. Dieß findet nicht bloß auf Speisen, sondern auch auf Personen und Dinge Anwendung, mit welchen sie in Berührung kommen. Sie empfinden immer Hunger und Durst in derselben Stunde, sie empfinden das Bedürfniß des Schlafs zu gleicher Zeit und wachen in demselben Augenblick auf. Der Eine bleibt nie wachend, während der Andere schläft, und um Beide aufzuwecken, ist es genug, den Körper des Einen zu berühren. Wenn sie im Bette liegen, bleiben sie nicht nothwendig in einer und derselben unveränderten Stellung. Wenn sie mit den Seiten wechseln wollen, muß der Eine sich über dem Andern wegwälzen, und man hat gesehen, daß sie diese Bewegung ausgeführt haben, ohne daß sie im Schlafe gestört wurden. Sie veränderten ihre Stellung im Schlafe, wie es auch eine einzelne Person thun würde. In den verschiedenen Handlungen ihres Lebens oder in ihren Vergnügungen hat man nie gehört, daß Einer ein Wort des Zorns gegen den Andern ausgestoßen hätte. Derjenige, welcher eine Handlung ausführen will, gehorcht unmittelbar seinem eigenen Willen, ohne jemals die geringste Notiz, durch Wort oder Zeichen, dem Andern zu geben, der dessen ungeachtet damit übereinstimmt und sich ohne das geringste Zaudern dahin begiebt, wohin der Entschluß des Ersten diesen dirigirt. Da der Eine immer den Bewegungen des Andern nachgiebt und sie kein Wort mit einander wechseln, so ist es eine sonderbare Aufgabe, zu begreifen, wie eine so vollständige Uebereinstimmung bei ihnen besteht. — Das Gefühl der Schamhaftigkeit ist sehr entschieden und beständig. — Was man über einen Streit zwischen ihnen erzählte, der sich darüber erhoben hatte, daß der Eine ein Bad nehmen wollte, und der Andere nicht, ist völlig ungegründet. Sie lieben auch Malerei und Musik, singen aber immer Beide zugleich; eben so lieben sie Poesie und lesen mit Vergnügen die Werke Lord Byron's. Sie lesen zugleich in demselben Buche. Auch rechnen sie ziemlich leicht. — Ihr Aufenthalt in England hat ihnen beträchtliche Summen eingebracht; ihr Aufenthalt in Frankreich verspricht ihnen nicht weniger Vortheil. Auf die Frage: ob sie das Geld liebten, antworteten sie: ja, weil das Geld Freunde verschafft, doch würden sie Freunde zu haben ohne Geld noch vorziehen. — Ueber Politik und Religion vermeiden sie Gespräche, doch sagen sie, daß sie viele ihrer Vorurtheile abgelegt hätten seit ihrer Reise in Europa. — Nach ärztlicher Einsicht würde jede mit bewaffneter Hand versuchte Trennung lebensgefährlich seyn — sie sind mehr als Zwillinge, da sie gleich einem einzigen Individuum sich bewegen, nur wie Einer denken und handeln.

J. J. Sachs.

---

* Thurmuhren.

Bei Bestellungen auf Thurmuhren ist leider so oft bemerkt worden, daß deren Ausführung

mehrentheils unbefriedigend ausgefallen, und mangelhafte Werke zum Vorschein gekommen. Die Besorgniß, getäuscht zu werden, die daher entsteht, ist zum Theil Ursache, daß man häufig sich gewöhnt hat, mit fehlerhaft construirten, oder durch Alter und verkehrte Behandlung schadhaft gewordenen Thurmuhren sich zu behelfen, und durch häufiges Stillestehen oder Irregehen derselben sich gleichwol nicht irre machen zu lassen. Eine Aufforderung aus unsrer Nachbarschaft, zur Uebernahme der Lieferung einer Thurmuhr läßt vermuthen, daß eine Anstalt für Anfertigung zuverlässiger Thurmuhren, die das königliche Bergamt zu Klausthal neuerdings für die Hannoverschen Lande vorbereitet hat, nicht genugsam, noch nach Verdienst bekannt ist, und bewog Einsender dieses, die nachfolgende, auf Anfragen aus bester Quelle erhaltene Auskunft, für die Umgegend zu veröffentlichen, um etwaigen Bedürfnissen Gelegenheit zur Abhülfe anzudeuten und vergeblichen Ausgaben für diesen Zweck vorzubeugen.

Der Name des königlichen Maschienen-Directors, Herrn Mühlenpfordt, als desjenigen, der im Auftrage des königlichen Bergamts die Constructionen entworfen hat, und auf sorgfältige Anfertigung einwirkt, dürfte geeignet seyn, jeden Zweifel über eine vollkommne und zuverlässige Ausführung etwaiger Aufträge zuvorzukommen.

Um dem Publico, besonders den Dorfbewohnern, das Anschaffen guter Thurmuhren zu erleichtern, hat das königlich Hannoversche Bergamt zu Klausthal darauf Bedacht genommen, die Anfertigung solcher genau und richtig construirten Uhren zu bewirken. Dieselben werden nach dem vom königlichen Maschinendirector H. Mühenpfordt zu Klausthal entworfenen Constructionen durch den geschickten Uhrmacher Herrn Voß daselbst aus den vorzüglichsten Materialien angefertigt. Große Billigkeit im Preise, so wie der Umstand, daß die Schwere der Gewichte bei ihnen um ein Viertel der gewöhnlichen vermindert worden — wodurch der zerstörende Einfluß, welcher das Aufziehen zu schwerer Gewichte bisher auf das Werk hatte, aufgehoben wird, — gehören zu den Hauptvorzügen dieser Uhren. Sie werden in folgenden vier Sorten angefertigt:

1. Thurmuhr mit Schlagwerke für ganze und Viertel-Stunden. Die Räder sind sämmtlich aus dichtem Messing angefertigt und auf das genaueste getheilt. Die Getriebe und alle Wellen bestehen aus dichtem Gußstahl, sind gut gehärtet, und sauber gearbeitet. Die Walze, auf welche die Linie des Gewichts sich aufwindet, ist von Gußeisen, und, zur Verminderung ihres Gewichts, hohl gegossen. Das Pendel ist ein Compensations-Pendel, wodurch jeder Einfluß von Kälte und Wärme auf den Gang der Uhr abgewandt wird. Es ist ein genaues Secunden-Pendel mit ruhender Hemmung. Es ist eine Vorrichtung angebracht, mittelst welcher sich jeder Zapfen das nöthige Oel giebt. Das Gewicht ist, für jedes Werk, nur 18 bis 20 Pfund schwer, je nachdem das Zeigerwerk mehr oder weniger weit transportirt werden muß. Ohne Zeigerwerk sind nur 10 Pf. Gewicht erforderlich. — Die Vorrichtung des Zeigerwerks ist sehr leicht und einfach, da das Werk so berechnet ist, daß das Haupt- oder Walzrad in je 12 Stunden nur Ein Mal umläuft. Um dieß Rad wird das Zeigerwerk geschreben, und dann durch ein Zusatz-Rad getrieben. — Zur Vorrichgung des Zeigerwerks muß jedesmal die Länge der Stange angegeben werden, welche von der Uhr zum Zifferblatte führt, und die Zeiger trägt und bewegt. — Die Hebung des Schlaghammers ist angebracht. Dieser selbst kann, je nach der Größe der Glocke, von 7 bis 15 Pf. Gewicht haben.

Preis dieser Uhr mit allem Zubehör: 400 Rt. Courant.

2. Dieselbe Uhr, jedoch ohne Schlagwerk für Viertel-Stunden, sonst aber aus gleichen Materialien, nach denselben Grundsätzen und mit gleicher Sorgfalt gearbeitet.

Preis derselben: 300 Rt. Courant.

3. Thurmuhr der unter Nro. 1 beschriebenen, in der Hinsicht der Einrichtung und Zusammenstellung ganz gleich. Die Räder derselben sind jedoch nicht von Messing, sondern vom besten dichtem Gußeisen angefertigt, abgedreht und mit einem Lack gegen das Rosten überzogen. Auch ist das Pendel hier nicht, wie bei Nro. 1 und 2, Compensationspendel, aber ebenfalls richtiges Secunden-Pendel mit ruhender Hemmung oder Stiftengange. Sämmtliche Getriebe sind auch hier von dichtem Gußstahle und gehärtet, und überhaupt ist für Dauerhaftigkeit und richtigen Gang der Uhr gewissenhaft gesorgt.

Preis dieser Uhr: 260 Rt. Courant.

4. Eine Uhr, ebenfalls mit Rädern von dichtem Gußeisen, und in Allem überhaupt der vorigen ganz gleich, nur ohne das Schlagewerk für Viertel-Stunden.

Preis derselben: 180 Rt. Courant.

Die vier oben beschriebenen Sorten Thurmuhren sind hinsichtlich ihres Ganges und ihrer Construction ganz gleich. Alle bedürfen des Aufziehens nur „Ein“ Mal binnen acht Tagen. Bei ihnen windet das Werk in je 24 Stunden 52 Zoll oder 4 Fuß 4 Zoll Linie ab, also in acht Mal 24 Stunden oder acht Tage 34 Fuß 8 Zoll. Hängt dabei das Gewicht in einem Kloben oder Flaschenzuge, so ist eine Höhe von 17 Fuß 4 Zoll hinreichend zu bewirken, daß die Uhr nur alle acht Tage aufgezogen zu werden braucht. Eine geringere Höhe ist nicht zu empfehlen.

Die Größe des Zifferblattes kann nicht vorher bestimmt werden. Sie richtet sich, so wie die der Zahlen und Zeiger, nach der Höhe, in welcher es am Thurme angebracht wird.

Nach 14 Wochen, vom Bestellungstage an gerechnet, kann eine solche Uhr fertig seyn und abgesandt werden.

Mit Viertel-Werk ist die Uhr 5 Fuß lang, 2 Fuß breit und 4½ Fuß hoch, und ohne Viertel-Werk, 3¾ Fuß lang, 2 Fuß breit und 4½ Fuß hoch (Calemberger Maß).

Anekdoten.

Der Französische Dichter Le Mierre klatschte selbst mehrmals Beifall bei der Vorstellung seines Stücks: „Veuve de Malabar.“ Als man dieß tadelte, antwortete er sehr ruhig: „je fais mes affaires moi-même, c'est le moyen qu'elles soient bien faites!“ — Aehnlich entgegnete ein Deutscher Autor auf den Vorwurf: er habe bei seinem Drama eigenhändig applaudirt, mit dem Verse:

„Ei, hätten's Andre nur gethan! —
Weil's leider nicht geschehen,
So brach ich selber mir die Bahn
Und — sah allein mich stehen.
Da dacht' ich: Gut, seyd Alle stumm! —
Und blieb mein eigen Publikum.“

Ein guter Diener forderte von seinem Herrn den Abschied. „Weshalb, weshalb?“ fragte dieser zornig. Jener zögerte mit der Antwort, endlich stotterte er heraus: „Ja, weil Sie so auffahrend sind!“ — „Nu, nu!“ entgegnete der Herr; „so ganz unrecht hast Du nicht; Du weißt aber auch, es geht immer bald vorüber.“ — „Das wohl“, bemerkte der ermuthigte Diener; „es kommt aber auch immer gleich wieder!“ Der wackere Herr lachte, entließ aber nicht den Diener sondern — seinen Jähzorn.

Fr. Bertram.

Korrespondenz-Nachricht.

Lyon, Februar.

Eine Somnambule.

Wir haben jetzt in unserer Nähe einen sehr interessanten Fall von Starrsucht, der viele Personen zum Nachdenken und auf andere Meinung gebracht hat, die früher dergleichen Erscheinungen verlachten. Diese Seherinn von Prevorst ist keine reife und erwachsene Person, sondern ein hübsches, dreizehnjähriges Bauermädchen im Dorfe Virien (Departement Isère). In ihrem achten Jahre war sie somnambul, hatte Tag und Nacht die Augen zu, manchmal zugebunden, ging aber doch zu allen Nachbarn, lief in allen Winkeln mit Sicherheit herum, kroch mit großer Geschicklichkeit in alle Ecken, und holte Sachen da hervor, wenn sie auch noch so gut versteckt waren. Gerade am ersten Januar vorigen Jahrs wurde sie krank und mußte das Bett hüten, das sie seitdem noch nicht verlassen hat. Seit dieser Zeit litt sie an schrecklichen Zufällen von Starrsucht, in denen sie durchaus auf gewöhnlichem Weg nichts hörte und sah; sie antwortete aber allen denen, die gegen ihre Fingerspitzen sprachen. War der Anfall vorüber, so verfiel sie in eine so gänzliche Auflösung, daß man sie für todt hätte halten können, und in diesem Zustand hatte sie gar keine Empfindung. Während der Anfälle gab sie Jedem, auch ganz fremden Personen klare, bestimmte, genaue Antworten auf alle Fragen, die sie auf die angegebene Weise an sie richteten. Wollte Jemand Nachrichten von einem lange entfernten Freund oder Verwandten, so antwortete das Mädchen sogleich, und alle ihre Angaben erhielten in der Folge die genaueste Bestätigung. Einige Personen haben sie auch über die Hölle, das Paradies, über Diebstähle, andere wieder über Politik und dergleichen gefragt, das Mädchen antwortete ihnen aber nicht, sondern blieb stumm. Im natürlichen Zustand kann sie Gedrucktes gut lesen, nicht aber Geschriebenes. Hielt man ihr aber in ihren kataleptischen Zufällen selbst sehr undeutlich Geschriebenes vor, so legte sie die Fingerspitzen auf die Zeilen und las es dann ohne Anstand. Wenn Geistliche und andere unterrichtete Männer sie lateinisch anredeten, was sie im wachen Zustande nicht verstand, so antwortete sie ihnen zwar nicht in dieser Sprache, bat sie aber, ihr das Gesagte zu übersetzen. Oft machte man Versuche, sie zu täuschen und unrichtig zu übersetzen; sie merkte es aber sogleich und ruhte nicht eher, als bis die Uebersetzung ganz genau und richtig war. Mehrmals hat man sie um die Bedeutung gefragt, und immer bestimmte, richtige Antwort von ihr erhalten. Die Antworten dieses Mädchens sind manchmal so geistreich, überraschend und außerordentlich, daß von allen Gegenden Leute herbeikommen, um sich bei der Kranken zu berathen, oder nur um sie zu bewundern. So haben sie auch viele Aerzte aus der Nachbarschaft, von hier, Vienne, la Tour-du-Pin, Echelles und Chambery besucht und beobachtet; keiner aber hat es gewagt, sie medicinisch zu behandeln. Erst neuerdings hat ein Homoopath damit einen Versuch gemacht. Seit dem ersten Januar dieses Jahres, also gerade ein Jahr nach des Mädchens Erkrankung, haben sich die Anfälle der Starrsucht vermindert, sind erst kürzer geworden und haben dann ganz aufgehört. Da das Mädchen aber seit so langer Zeit das Bett nicht verließ, so hat sie den Gebrauch ihrer Beine fast ganz verloren.

Gottesdienst.

Sonntag, den 28. Februar.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d Predigt.
Hr. Past. Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr.
Hr. Pastor Pauli	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Past. Prim. v. Aschen	St. Ansgarii	9 „
Hr. Dr. Böckel	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Dr. Pletzer.....	— — —	1 „
Hr. Pastor v. Hanffstengel	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor Iken.....	— — —	1 „
Hr. Candidat Pralle.....	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Toel	— — —	1 „
Hr Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Hr. Pastor Meinerthagen.	Armenkirche	9 „
Hr. Pastor Wemer.....	St. Johannis	7 „
Hr. Pastor Probst	— — —	Messe 9 „
Hr. Pastor Wemer.....	— — —	Hochamt 10 „
	St. Petri Dom	Predigt 6 „
	— — —	8½ „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreund Nro. 17.

Bremen, Sonntag den 28. Februar 1836.

Gestorben:

Nro. 203. Den 22. Februar. Des Kaufmanns Carl August Eduard Gottfried Tewes Sohn, gleich nach der Geburt gestorben; Langenstraße Nro. 41.

— 204. Den 22. — Der Lumpensammler Johann Friedr. Grahl, 68 Jahr; Hankenstraße Nro. 1.

— 205. Den 23. — Der Arb. Friedr. Wilh. Haverkamp, 36 Jahr; Kirchenstraße Nro. 9 (Neustadt).

— 206. Den 23. — Der Arb. Otto Hinrich Schmidt, 60 Jahr; große Sortillenstraße Nro. 50.

— 207. Den 23. — Ein an der Weser todt gefundenes Kind, männlichen Geschlechts.

— 208. Den 23. — Des Stuhlmachers Joh. von Bremen Tochter (todtgeboren); Klosterstraße Nr. 36.

— 209. Den 23. — Des Lichtziehers Herm. Esdorn Ehefrau, geb. Buns, 38 Jahr; kleine Rosenstr. Nro. 17.

— 210. Den 23. — Der Arb. Joh. Friedrich Hauschild, 54 Jahr; Töpken-Gang Nro. 4.

Nro. 211. Den 23. — Des Lichtziehers Hermann Esdorn Tochter, 1 Tag; kleine Rosenstraße Nr. 17.

— 212. Den 24. — Des Schuhmachers Johann Martin Hahldohm Sohn, ¾ Jahr; Brünings-Gang Nro. 3 (Neustadt).

— 213. Den 24. — Der Arb. Martin Peper, 58 Jahr; kleiner Payken-Gang Nro. 1.

— 214. Den 24. — Des Branntweinbrenners Johann Schmidt Tochter, 1 Jahr; Adamspforte N. 1.

— 215. Den 24. — Des Stuhlmachers Heinr. Peterßen Ehefr., geb. Bosse, 46 Jahr; Schweinestr. Nro. 41.

— 216. Den 25. — Der Arb. Joh. Conrad Pannkuch, 44 Jahr; Stavenstraße Nro. 3.

— 217. Den 26. — Der Spiegelfabrikant Joh. Arnold Padst, 49 Jahr; Heerdenthorsteinweg N. 36.

— 218. Den 26. — Des Arb. Arend Bringmann Sohn, 7 Monat; Großenstraße Nro. 23.

Geburten:

Nro. 188 u. 189. Den 22. Febr. Des Kaufmanns Aug. Wilh. Gildemeister Ehefr., geb. Nettmann, Contrescarpe; von Zwillings-Töchtern.

— 190. Den 22. — Des Arb. Friedr. Boschen Ehefrau, geb. Bohmeyer, Hastedt Nro. 39; von einem Knaben.

— 191. Den 22. — Des Kaufmanns Gottfr. Carl August Tewes Ehefr., geb. Schnünemann, Langenstraße Nro. 41; von einem Knaben.

— 192. Den 22. — Des Tonnenmachermeisters Friedrich Hartwig Oelvendahl Ehefr., geb. Castendieck, Schnoor Nro. 28; von einem Knaben.

— 193. Den 22. — Des Lichtziehers Herm. Esdorn Ehefrau, geb. Buns, kl. Rosenstr. Nr. 17; von einem Mädchen.

— 194. Den 23. — Des Stuhlmachers Joh. von Bremen Ehefr., geb. Ulrichs, Großenstr. Nr. 36; von einem todten Mädchen.

— 195. Den 23. — Des Arb. Hermann Meyer Ehefr., geb. Bosse, Grafenstraße Nro. 43; von einem Knaben.

— 196. Den 23. — Des Bierbrauers Franz Heinrich Meyer Ehefr., geb. Johannsen, Herrlichkeit Nro. 10; von einem Mädchen.

Nro. 197. Den 23. Februr. Des Kappenmachers Franz Heinr. Boomann Ehefr., geb. Kunst, an der Viehweide Nro. 17; von einem Mädchen.

— 198. Den 24. — Des Küpers Hinr. Martens Ehefr., geb. Harms, Osterthorsteinweg Nro. 12; von einem Knaben.

— 199. Den 24. — Des Kahnschiffers Joh. Hinr. Meyer Ehefr., geb. Walter, Schweinestr. Nr. 33; von einem Mädchen.

— 200. Den 24. — Des Sattlergesellen Hinrich August Alers Ehefrau, geb. Schiemann, Bornstraße Nro. 10; von einem Mädchen.

— 201. Den 24. — Des Schneidermeisters Joh. Hinrich Bargfried Ehefr., geb. Steingräber, Neuenstraße Nro. 83; von einem Knaben.

— 202. Den 25. — Des Arb. Herm. Heinrich Rolfing Ehefr., geb. Engelken, Klosterstraße Nr. 24; von einem Mädchen.

— 203. Den 26. — Des Arb. Joh. Schmidt Ehefrau, geb. Scheper, kl. Krummenstraße Nro. 17; von einem Mädchen.

— 204 ein Knabe.

— 205 ein Knabe — Hastedt.

— 206 ein Mädchen.

Proclamirt sind:

51. Der Schneideramtsbote Joh. Harm Siedenberg und Maria Heinrich hieselbst.

Nro. 54. Der Arb. Carl Wilh. Friedr. Kauschel und Beta Thomas hieselbst.

Nro.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 18.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 3. März 1836.

Du Menschenherz, hämm're nur frisch d'rauf los
Und suche die Schlacke vom Erze zu trennen;
Dann lehrt dich der Meister, so hehr und groß,
Auch edlere, bessere Stufen kennen. D.

Bergmanns Neujahrsgruß.

Glück auf! Aus dem Schooß der Ewigkeit
Ist eine Stufe neu gewonnen!
Da liegt sie vor dir, unentweiht,
Bestrahlt vom ersten Blick der Sonnen.

Glück auf! Wie es lockt das falbe Erz!
Wie Blitze durch sein Staubkleid dämmern!
Das ist für dich, lieb' Menschenherz!
D'raus sollst du dir was Rechtes hämmern.

Glück auf! Vielleicht auch des Goldes beut's:
Das magst du ja zum ersten scheiden;
D'raus bilde dir ein Christenkreuz,
Das schmückt, wie nichts mag herrlich kleiden.

Glück auf! Auch des Silbers ist wohl d'rin;
D'raus magst du ächte Münze prägen
Dem armen Bruder zum Gewinn:
So köstlich ist's, des Dürft'gen pflegen!

Glück auf! Wenn auch Blei im Erze weilt
Das häng' an deiner Wünsche Flügel,
Daß nicht ihr Flug zu kühnlich scheint:
Der Wahn zerreißt des Glückes Zügel!

Glück auf! Und scheidet sich Eisen d'raus,
Dann schmied' ein Schwert, handlich zur Rechten,
Trotz Redetrug und Wortgebraus,
Damit die Wahrheit zu verfechten.

Glück auf! Nun hämm're nur frisch d'rauf los,
Lieb' Menschenherz! will's auch nicht frommen,
Und wär' dein Fund auch nicht gar groß:
Es werden bess're Stufen kommen.

Glück auf! Der mächtige Geist im Schacht,
Der ist wohl wunderbar erhaben,
Und hat doch dein, lieb' Herz! gedacht!
Du sollst den ganzen Schacht einst haben.

W. Thiemich.

Erinnerungen aus Algier.

Vernichtung der Stämme Ben-Elosia und Ben-Melinah.

(Nach der Schilderung der Augenzeugen.)

Der 25ste April des Jahres 1832 war in dem Schicksalsbuche eingezeichnet als der Tag des Untergangs zweier mächtigen Araberstämme, berühmt unter ihrem Volke durch das Alter und den Adel ihres Ursprungs, der bis in jene Zeiten reichte, wo ihre Ahnen die Gauen des glücklichen Arabiens verließen, und unter der Fahne ihres Propheten auszogen, um dem Halbmonde die Welt zu erobern.

Es war Mitternacht vorbei; Todtenstille herrschte in den finstern Gassen der alten Raubstadt, über ihre starre, weiße Steinmasse strahlte blutigroth des gewaltigen Leuchtthurms Riesenlaterne. Zu dieser ungewöhnlichen Stunde öffnete sich das Thor Baba-zun auf der Ostseite Algiers. Völlig bewaffnet und gerüstet erschien eine starke Abtheilung der Chasseurs d'Afrique; die Lanziers mit dem vergoldeten Messingschilde an der viereckigten rothen Mütze ritten an der Spitze des Zuges in die Nacht hinein.

Die Chasseurs d'Afrique bestehen größtentheils aus Freiwilligen, welche, angezogen durch die äußerst geschmackvolle Uniform und verführt durch die abenteuerliche Lust, Afrika zu sehen, aus den Cavallerieregimentern Frankreichs in dieses Reiterkorps übertraten. Ein Theil besteht auch aus Individuen, welche nach sechsmonatlicher guter Aufführung die Strafbataillons verlassen und unter den Chasseurs Dienste nehmen durften. Immer aber wählt man nur die schönsten und kraftvollsten jungen Männer aus. Sie sind Alle als mauvais sujets, aber auch als kühne tapfere Streiter bekannt, welche voran bei jedem Strauße weder Tod noch Hölle fürchten.

Lustig ihre feurigen Rosse tummelnd, sprengten diese jungen Kriegshelden, denen der himmelblaue Rock mit silberglänzenden Knöpfen gar stattlich an der athletischen Taille steht, die Straße von Mustapha hinauf. Kein Fünkchen Schlaf hatte diese Nacht noch ihre Augenlieder berührt, aber Flammen blitzten aus ihren kriegerischen Blikken. Sie wußten, daß es zum Kampfe ging, und wo fühlte da wohl ein Franzose das Bedürfniß der Ruhe und des Schlummers noch! „Seht dort den Halbmond, Brüder!“ rief lachend ein Chasseur, nach dem nächtlichen Gestirne deutend, welches bleich und trübe über dem Meeresspiegel hing, „sein Glanz ist von ihm gewichen, Mahomed verläßt seine Söhne, das verheißt uns einen glücklichen Tag.“ „Das verkündet uns Nebel und Regen,“ brummte ein bärtiger Brigadier neben ihm, „wir werden die ganze Nacht im Kothe patschen müssen, und morgen keinen Feind vor uns sehen.“

Das laute Pferdegetrappel der kühnen Schaar drang wohl in den nahen Pflanzerhäusern zu manches Mauren Ohren, und weckte ihn aus seinem süßen Schlummer in Liebchens Armen. Einen halblauten Fluch brummte sicherlich der Muselmann den nächtlichen Störern nach, und hätte er gewußt, daß noch heute Hunderte seiner Glaubensbrüder unter dem Geheule Allah! Allah! ihren Geist aushauchen würden, er würde dem Fluche noch ein Gebet an den Propheten beigesetzt haben, seine Gläubigen zu beschirmen, und die Giaurs zu vernichten.

Unter den Steinbaracken von Maison carrée machten die Reiter Halt, und gönnten ihren keuchenden Pferden einige Augenblicke Ruhe. Die Grenadiere und die Voltigeurs der Fremdenlegion nebst zwei Kompagnien Füsiliere standen dort ihrer harrend und marschirten bald mit raschen Schritten hinter den vorantrabenden Jägern her.

Niemand fragte: wohin geht es? Das wußten die meisten Offiziere selbst nicht zu sagen, aber Alles vertraute auf die Umsicht ihrer Kommandanten, welche an der Spitze ihrer Kompagnien mit den Soldaten die Gefahren theilten und wahrlich nur selten haben die Franzosen ihr blindes Vertrauen auf ihre Anführer zu bereuen gehabt. Unter der Avantgarde der kleinen Expedition gewahrte man in ihre weißen Decken gehüllt die düstern Gestalten einiger Beduinen. Dieß waren die Spione, welche gedungen von dem Blutgelde der Fremden zu Verräthern ihrer Brüder wurden.

Als man die Ebene erreicht hatte, war es Morgens 4 Uhr. Der Himmel selbst schien sich zum Untergange der unglücklichen Stämme verschworen zu haben, denn ein dichter Nebel fiel, der den Beduinen die Annäherung ihrer Schlächter verbarg. Die Krieger, denen während des Marsches das tiefste Schweigen anbefohlen war, machten auf das leise Kommando ihrer Führer Halt. „Wir sind zur Stelle!“ hörte man durch die Glieder murmeln. „Kinder, jetzt gilt's!“ flüsterten die Offiziere, ihre Leute mit freundlichen Worten ermunternd, mit denen sie in der Nähe des Feindes nie geizig sind. Die Chasseurs trabten von den Spionen geführt nach verschiedenen Seiten fort. Die Voltigeurs rückten gegen den Dowar von Elofiah vor, die Grenadiere schwenkten rechts ab gegen Melinah. Als Reserve blieben im Hintergrunde die beiden Füselierkompagnien stehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Fixsternhimmel.

(Fortsetzung.)

Die neueste Astronomie hat auf eine ganz unzweifelhafte Art dargethan, daß der Name Fixsterne, in so fern damit vollkommene Unveränderlichkeit der einmal eingenommenen Stelle am Firmament bezeichnet werden soll, diesen Himmelskörpern nur uneigentlich zukomme, und daß vielmehr alle diese sogenannten „Fixsterne“ einer wirklichen eigenen Bewegung unterworfen sind. *) Schon Herschel, der Vater, hatte bei seinen außerordentlich genauen Beobachtungen des Fixsternhimmels Erscheinungen gefunden, welche unverkennbar auf eine solche Eigenbewegung der Fixsterne hindeuten. Allein er hatte, gefesselt vom Vorurtheile der gänzlichen Unbeweglichkeit dieser Gestirne, vorgezogen, unserer Sonne mit ihrem ganzen Planetengefolge eine fortschreitende Bewegung im Himmelsraume beizulegen, um daraus jene Ortsveränderung der Fixsterne als optische Folge der Ortsveränderung unseres eigenen Systems abzuleiten. Nun ist letzteres, mit seiner Sonne, einer solchen progressiven Bewegung im Himmelsraume zwar ganz unzweifelhaft auch unterworfen: die Sonne rotirt bekanntlich um ihre Axe und muß sich also schon deßwegen gleichzeitig vorwärts bewegen und dabei ihre Planeten nach sich ziehen; allein eine genauere Betrachtung der Umstände zeigte bald, daß die Ortsveränderungen der Fixsterne daraus nimmermehr abgeleitet werden konnten. Es ist vielmehr gegenwärtig bis zur Evidenz erwiesen, daß alle diese Sterne, nach Analogie unserer Sonne, ohne Ausnahme in einer wirklichen, eigenen progressiven Bewegung begriffen sind.

Diese Bewegung theilen nun die Doppelsterne dergestalt, daß sich der scheinbar größere Stern im Himmelsraume progressiv bewegt und dabei den kleineren, angeführtermaßen durch das

*) Im kürzlich erschienenen fünften Bande der Memoiren der Londoner astronomischen Gesellschaft findet sich über diesen interessanten Gegenstand eine lehrreiche Arbeit von Baily, die aber das gelehrte Detail darüber enthält, welches sich für die Enge und den Plan unserer Blätter nicht eignet.

Band der Attraction mit ihm vereinigten, hinter sich herzieht, während der letztere den ersteren zugleich umkreist. Man stelle sich den ganzen Vorgang unter dem sehr sinnlichen Bilde einer Scheibe vor, deren Mittelpunkt der große Stern einnimmt, und welche, während der kleinere auf ihrem Rande umläuft, selbst mit beiden Sternen vorwärts getragen wird. Dieß Gleichniß macht die ganze Sache vollkommen anschaulich. Bei Doppelsternen von scheinbar gleicher oder fast gleicher Größe aber hat nicht sowohl eine kreisende Bewegung des einen um den andern, als vielmehr beider um den gemeinschaftlichen Schwerpunkt des ganzen Systems desselben Doppelgestirns Statt, womit sich jedoch wiederum die, allen Fixsternen gemeinschaftliche, fortschreitende Bewegung im Himmelsraume verbindet. Nicht aber sind es bloß Verbindungen von zwei Sternen, aus welchen die Attraction solchergestalt ein System formt, sondern die neuesten Beobachtungen haben vielmehr dergleichen Systeme auch von drei, vier und noch mehreren Sternen gezeigt, und höchst wahrscheinlich gehen diese Verbindungen durch alle möglichen Zahlen, und die dichten Sternhaufen, welche wir in so vielen Himmelsgegenden finden, sind nichts, als ähnliche Sternsysteme, wo sich unzählbare Sonnen um eine einzige Centralsonne höherer Ordnung bewegen.

Die Beharrlichkeit unserer Astronomen ist aber solchen doppelten und mehrfachen Gestirnen sogar in der Bahnbewegung um den Centralkörper gefolgt, und es steht jetzt durch Beobachtung fest, daß die Sternsatelliten um ihren Centralstern, gleichwie die Planeten unsers Systems um die Sonne, Ellipsen beschreiben, in deren einem Brennpunkte jener Centralstern liegt. *)

Nun ist bekannt, daß die elliptische Bewegung der Planeten um die Sonne eine nothwendige Folge des Newton'schen Attractionsgesetzes ist, welchem zu Folge die Attraction im direkten Verhältniß der Massen und im verkehrten des Quadrats der Entfernung wirkt; und man kann umgekehrt mit vollkommener geometrischer Schärfe beweisen, daß, wenn ein Himmelskörper um einen andern eine elliptische *) Bahn beschreibt, dieß nur in Folge dieses Newton'schen Attractionsgesetzes geschehen könne.

Alle diese zahlreichen Beobachtungen der Doppelsterne, welche genau mit einer für die Bewegung des Sternsatelliten um den Centralstern angenommenen elliptischen Bahn übereinstimmen, sind nach diesen Sätzen also eben so viel unzweifelhafte Beweise, daß das oben angeführte Newton'sche Attractionsgesetz sich nicht etwa bloß auf unser Planetensystem, für welches er es entdeckte und durch die erhabendste Analysis bewies, einschränkt, sondern daß sich dasselbe auch über die Systeme des Fixsternhimmels, an welchem Sonnen um Centralsonnen kreisen, erstreckt; kurz, daß es ein allgemeines Himmelgesetz ist, welches durch das gesammte Universum herrscht.

Wir dürfen die Leser auf diese Veranlassung daran erinnern, daß die ersten Ideen dieses Himmelgesetzes bei Newton um das Jahr 1666 ent-

*) Der Erste, welcher eine solche Bahnbestimmung des Satelliten eines Doppelgestirns versuchte, ist der Französische Mathematiker Savary (vergl. die Connaissance des tems für 1830), und nach ihm hat unser Encke, in dem Berliner astronomischen Jahrbuche für 1832, einen zweiten solchen Versuch mit gleichem glücklichen Erfolge gemacht.

*) Der Satz gilt, wie der Genauigkeit wegen bemerkt werden muß, nicht für die Ellipse allein, sondern für sämmtliche Kegelschnitte, und die Aufgaben: aus der Natur der gegebenen krummen Linie das Gesetz der Kraft, oder umgekehrt, aus dem gegebenen Gesetze der Kraft die Natur der krummen Linie zu finden, werden mit dem Namen der „Aufgabe der Centralkräfte und der verkehrten Aufgabe der Centralkräfte" belegt. Wer hätte sich früher damit zu schmeicheln gewagt, diese schon so erhabene Theorie sogar noch auf die Fixsterne ausgedehnt zu sehen!

standen, als ihn eine zu Cambridge, seinem damaligen Aufenthaltsort, grassirende pestartige Krankheit genöthigt hatte, in ländliche Einsamkeit zu flüchten. Ein kleiner Rechenfehler, den er damals beging, verhinderte die augenblickliche Entdeckung, genau wie es, ein halbes Jahrhundert früher, unserm Kepler bei Verfolgung seiner sogenannten dritten Regel ergangen war. Erst zehn Jahre später (März 1676) ward der Britische Weltweise durch einen Zufall veranlaßt, jene Rechnung nochmals vorzunehmen, welche, mit größerer Genauigkeit geführt, nunmehr das so lange und sehnsüchtig gesuchte Resultat alsbald ergab. „Als Newton," erzählt Littrow in seiner kürzlich erschienenen ausführlichen Geschichte der Entdekkung des Gravitationsgesetzes (Wien, 1835), „im Verlaufe jener Berechnung die so lang, so eifrig gesuchte Wahrheit aus der Nacht, die ihn bisher umgeben hatte, immer näher treten, immer heller hervorleuchten sah; als er sich endlich schon in der gewissen Vorahnung seines Glücks befand, da ergriff ihn ein Beben aller seiner Nerven, der Griffel fiel aus seiner zitternden Hand, und ein eben zu ihm hereintretender Freund mußte die Rechnung in seinem Namen vollenden." — Warum, setzen wir hinzu, ist ihm nicht gewährt gewesen, die endlose Ausdehnung seines Gesetzes von Himmel zu Himmel, durch das ganze Universum, wie wir dieselbe jetzt eben dargethan haben, auch noch zu finden.

Ehe wir weiter gehen, können wir also die bewundernswürdigsten neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel nunmehr mit den Worten resumiren, daß der Ausbau des Universums sich nicht auf Sonnen mit einem Planetengefolge beschränkt, sondern Systeme höherer Ordnung darbietet, wo sich Sternsatelliten in elliptischen Bahnen um Centralsterne bewegen, und daß das Newton'schen Himmelsgesetz sowohl jene planetarische Bewegung, als diese Umläufe von Sonnen um höhere Sonnen regelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Diaphanorama.

Den Bremer Kunstfreunden steht ein großer Genuß vor! — Die Herren Stettler & Comp., welche eine Sammlung Schweizeransichten des berühmten Berner Malers König, der leider 1832 starb, dem schaulustigen Publico in zweckmäßig gewählter Reihefolge vorführen, werden in den ersten Tagen eintreffen. — Obgleich diese Meisterbilder schon einmal in Hamburg ausgestellt waren, so haben dieselben dennoch einen zahlreichen Besuch gefunden, und allgemein wiederholte Sensation und Entzücken erregt; aber man muß auch diese wahren Kunstwerke sehen, um sich einen Begriff von den hohen Verdiensten des verstorbenen König's zu machen, der eine tiefe Kenntniß der so so oft, von guten Künstlern selbst, vernachlässigten Perspectivlehre mit einem Kunsttalent und tiefsinniger Berechnungskunst, durch welche er in die Geheimnisse der Natur eindringt und sie ihr ablauscht, verbindet. — Schwerlich kann es für den Künstler eine größere Aufgabe geben, als Mond- und und Fackellicht in einem Bilde so darzustellen, das keins dem andern hindernd in den Weg trete, und jedes seinen beabsichtigten Effect nicht verfehle; aber um so mehr gebührt dem Künstler der Lorbeer, der diesen Knoten in der so schwierigen Transparent- und Aquarell-Malerei so meisterhaft löst, als König. — Referent schweigt, weil Worte zu schwach sind, diese kühnen Meisterstücke würdig ihrem hohen Werthe angemessen zu schildern, und citirt daher zum Belege des Vorhinerwähnten die Worte unseres verewigten großen Göthe's, der sich in seinem Werke über „Kunst und Alterthum" im 2. Bande 3. Hefte folgendermaßen ausspricht:

Die transparenten Gemälde, welche der Maler F. N. König, aus Bern, auf seiner Reise durch Deutschland in verschiedenen Städten, so auch hier in Weimar öffentlich vorgewiesen hat, gewähren nicht allein dem schaulustigen Publikum eine angenehme Unterhaltung, sondern ergötzen und befriedigen auch den ernsten betrachtenden Kunstfreund.

Ohne zu untersuchen, auf welchen Grad die Transparent-Malerei auf Papier, wie die gegenwärtige ist, zu steigern seyn möchte, vergleichen wir sie mit der Glasmalerei; dieser wird an Reiz, an verklärter Höhe der Farben, jener dagegen an gefällig fließenden Umrissen, zarter Abschattirung und dgl. der Vorzug nicht abzustreiten seyn.

Die Hauptgegenstände, welche Herr König in seinen Transparent-Gemälden darstellt, sind Prospekte bedeutender und schöner Schweizergegenden, worunter die mit Mondbeleuchtung für die vorzüglichsten und überhaupt für das Beste gelten können, was wir in dieser Art jemals gesehen haben. Die Gegend bei Interlacken, mit einem von Bäumen überwölbten Bauernhause im Vordergrund, zunächst der Thuner-, ferner der Brienzer-See, nebst den anliegenden Gebirgen, leistet selbst strengeren Kunstforderungen, als man sonst an dergleichen Werke zu machen pflegt, Genüge. Das malerische Ganze, die, durch liebliche Wiederscheine erhellte Schattenpartie am Bauernhause, die grüne Nacht in den Bäumen, das ruhige, vom Mond beglänzte Gewässer des See's, das höhere Flimmern des laufenden Röhrenborns vor dem Hause, dessen Geplätscher man zu vernehmen glaubt, und noch anders in der Natur wohl Beobachtete und mit vieler Kunstfertigkeit Dargestellte, geben diesem Gemälde wahren Kunstwerth. Der über dem Ganzen herrschende Friede erregt in jedem Beschauer wohlthuende Empfindungen.

Nahezu von gleicher Art und Kunstverdienst ist die Aussicht über die Stadt Luzern, seeauf, nach den Hochgebirgen des Unterwaldner- und Urnerlandes, zur Seite der bekannte Rigi, im Vordergrund die mit raschem Lauf dem See entströmende Reuß.

Malerische Wirkung von Licht und Schatten am glücklichsten nach allen Forderungen der Kunst ausgedrückt, findet der Beschauer in der Ansicht von Tell's Capelle am Vierwaldstätter See. Hier ist angenommen, daß eine Gesellschaft Reisender, bei Nacht über den See gefahren, an der Capelle gelandet sey, und ihr Inneres bei Fackelschein betrachte, während Mondglanz auf den Wellen des See's flimmere und die, seeabwärts, gegen Brunnen sich ziehende Felswände matt anleuchtet.

Eben so hoch ist zu schätzen eine andere Capelle am Zugersee. Vor derselben sind Nachts einige Personen zum Gebet versammelt; eine im Inwendigen vor dem Altar und Madonnenbild hängende Lampe ergießt ihr Licht mit voller Gewalt auch über die betenden Figuren. In des Mittelgrundes Vertiefung ruhet der See, und jenseits steigt der mächtige Rigiberg auf, an dessen Seite sich der Mond hervorhebt.

Ist, nach unserm Bedünken, das zuerst erwähnte Gemälde von Tell's Capelle von größerem Styl, auch wohl kunstgerechter, so wird hingegen das zweite dem Beschauer vielleicht noch angenehmer vorkommen. In beiden macht das fast blendende Licht der Fackeln und der Lampe auf die strengen Schlagschatten einen schönen Kontrast mit dem in den Formen alles Schroffe besänftigenden Mondschein, und diese Verschiedenheit, welche der Künstler mit Aufmerksamkeit in der Natur beobachtet, ist ihm trefflich gelungen, im Bilde darzustellen. Zwar wird das Auge von dem mächtigen Hauptlicht vornehmlich angezogen, aber es ergeht sich auch auf dem übrigen Raum des Bildes mit Vergnügen, begegnet keinen ganz dunklen

und darum etwa mißfälligen Stellen, sondern das Interesse wird bis an die äußersten Ende rege erhalten.

Von den Bildern mit Tages- oder Sonnenbeleuchtung haben uns vorzüglich angesprochen: das große Bauernhaus aus der Gegend von Bern, welches in heiterem Farbenton erscheint und in den Schattenparthien eine gar löbliche Klarheit hat.

Sodann das Innere einer ländlichen Wohnung, wo eine junge Frau sitzt und ihr Kind in den Schlaf wiegt. Dieses Bild ist im Ganzen von guter Wirkung und einige einzelne Parthien, z. B. das Bett, der an der Wand hangende Mannsrock, der Spiegel, die Wanduhr und das Tischgeräth bis zur Täuschung wahrhaft.

Auch der Prospekt des obern Grindelwaldgletschers zeichnet sich unter den Stücken mit Tagesbeleuchtung vortheilhaft aus durch Heiterkeit und gute Farbentöne. Nicht weniger lobenswerth ist die Ansicht des obersten Falls des Reichenbaches im Oberhaslithal.

Als Zwischenspiel, indessen die Hauptbilder verändert werden, läßt Herr König zehn Seitenbilder sehen, verschiedene Schweizertrachten vorstellend, Halbfiguren und Kniestücke, mehrere mit landschaftlichen Gründen begleitet. Anziehend erscheinen die beiden Bauernmädchen am Fenster, eine Einzelne in der Luzernertracht, die beiden aus Zug, deren eine der andern Haare flicht. Zu diesen möchte als vorzüglich gerathen der Berner Küher (Kuhhirt) zu zählen seyn.

Zwar werden diese Figuren bei genauer Prüfung den landschaftlichen Darstellungen und zumal den Mondscheinen den Vorzug kunstgerechterer Vollendung überlassen müssen, nichts desto weniger sind es erfreuliche Bilder, und der Künstler hat damit angezeigt, daß die Transparent-Malerei auch im Fach der Figuren, bei zweckmäßiger Behandlung, Vieles zu leisten verspricht.

(Hierauf folgt eine theoretische Abhandlung über das Wort Transparent, dessen Sinn, Zweck und Anwendung.)

Seit dieser Zeit ist nun die Zahl der größeren Bilder von 17 bis 30, und diejenige der Seitenbilder von 8 auf 28 angestiegen, und mehrere der neuern beweisen hinlänglich, wie sehr der Künstler strebte, den gütigen Bemerkungen des berühmten Verfassers Genüge zu leisten, so weit seine Kräfte hinreichten.

Fetischismus.

Mistreß Lee erzählt in ihren Stories of Strange Lands hierüber Folgendes: Die Verrichtungen, die Geheimhaltung und die Macht des Fetisch haben eine sehr große Aehnlichkeit mit der Inquisition. Zu allen Stunden und aller Orten sind die Eingebornen von Westafrika seinem Besuch und Einschreiten ausgesetzt, und die Rache wird niemals aufgegeben, wenn sie auch für Jahre schlafen mag. Das größte Geheimniß wird von seinen Mitgliedern beobachtet, und die Opfer verschwinden selbst nach Verlauf einer Zeit, die lang genug schien, um jeden Argwohn zu beseitigen. Vergeblich würde es seyn, zu fragen, was aus ihnen geworden wäre; Jeder fürchtet sich, die Wahrheit zu gestehen, und ein Achselzucken oder ein Kopfschütteln begleitet jedesmal die Bekennung des Nichtwissens. Die Priester wissen Alles, sie mischen sich in Alles, nehmen an jedem Gewinn Antheil, plündern ihre Anhänger ohne Skrupel, und verhindern selbst die Ausrottung der Panther, Hyänen u. s. w., indem sie dieselben zu heiligen Thieren erklären, und einem Jeden eine Geldbuße auferlegen, der an einer Jagd auf die wilden Bestien Theil nehmen sollte; ja durch ihre Verbindung mit den Fetischen anderer Länder erstreckt sich ihr Einfluß weit jenseits der Gränzen, welche ein ge-

wöhnlicher Sterblicher berechnen kann. Zwei Engländer in Sierra Leone sprachen gegen einen Priester den Wunsch aus, bei den Orgien des Fetisch einmal zugegen seyn zu dürfen. Gegen eine hohe Bestechung wurde die Erlaubniß erlangt, und unter der Bedingung, daß sie niemals etwas davon mittheilen wollten, was sie sehen und hören würden. Dieß mußten sie beschwören, und sie hielten ihr Versprechen lange Zeit. An einem unglücklichen Abend indessen, als sie durch den Genuß von Wein aufgeregt waren, erzählten sie ihren Freunden, daß sie bei den Ceremonien des Fetisch Augenzeuge gewesen wären, und machten leichte Anspielungen auf das, was vorgegangen war. Am andern Tage wurden Beide vergiftet; der Eine starb nach einigen Wochen und der Andere schleppte sein Daseyn unter großen Schmerzen noch einige Jahre fort.

Geschichtliche Aphorismen.

Bei Gelegenheit von Mirabeau's Tode erfuhr die Französische National-Versammlung eine Mystification von der Art, wie sie solche vorher öfters durch den famösen Cloots, den Gesandten des Menschengeschlechts, erfahren hatte. Man verlas am 12. April 1793 unter allgemeinem Händeklatschen der National-Versammlung und der Tribunen, einen Brief von einem Deutschen Reichsfürsten — Joseph von Wolf. — Und der Präsident, die Sekretäre und die erleuchteten Glieder, die Schiedsrichter der Staaten, wußten nicht, daß es in ganz Europa und am wenigsten in Deutschland, kein Fürstenthum Wolf, keinen Fürsten Wolf, giebt; sie nahmen sich auch gar nicht die Mühe, deßwegen nachzuschlagen, sondern setzten sich dem Gelächter von ganz Europa aus, — indem am Ende dargethan wurde, daß der Verfasser des Briefes ein wahnsinniger Postmeisterssohn aus Ypres war!

Die Aebtissinn von Maubuison, Tochter Friedrich's V., Kurfürsten von der Pfalz, bat die Frau von Chaulnes, Aebtissinn von Poissy, bei der Einsegnung einer Aebtissinn gegenwärtig zu seyn, die zu Maubuison geschehen sollte. Diese gab zur Antwort, daß sie nicht dabei erscheinen würde, wenn die Aebtissinn von Maubuison nicht verspräche, ihr die Hand zu lassen. „Sagen Sie der Frau Aebtissinn von Poissy — antwortete die edle Prinzessinn dem Ueberbringer, — daß sie deßwegen außer Sorgen seyn soll. Seitdem ich Nonne bin, unterschied ich bloß meine rechte Hand von der linken, um das Zeichen des heiligen Kreuzes zu machen.“

K. Hälden.

In aller Welt Stammbuch.

Wollte nur des Menschen Sinn
Nicht beliebig wechseln,
Würd' er auch nicht immerhin
Sich sein Glück verdrechseln.
Doch an jedem Gut gefällt
Aendern ihm zum besten,
Also schlägt er in der Welt
Schnippchen nur dem Festen.
Was ihm heute sehr behagt,
Aergert ihn schon morgen;
Wenn ihn einmal gar nichts plagt,
Macht auch dieß ihm Sorgen.
Sich will er, wie Staat und Haus,
Anders dreh'n und stellen;
Hat er Licht, so bläst er's aus,
Schreit dann nach dem Hellen;
Bildung färbt er keck und roh,
Bis sie ganz verschwindet;
Seine Freiheit braucht er so,
Daß man bald ihn bindet. —
D'rum ist er, nach Luther's Wort,
Gleich dem trunk'nen Reiter:
Torkelt ab und torkelt fort,
Aber kommt nicht weiter.

H. Gihl.

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreund Nro. 18.

Bremen, Donnerstag den 3. März 1836.

Gestorben:

Nro. 219. Den 26. Februar. Der Friseur Garbert Heinrich Bernhard, 70 Jahr; Schnoor Nro. 36.

— 220. Den 26. — Heinr. Meydohm, 4 Tage; Hastedt.

— 221. Den 26. — Des Schlossers Joh. Steinke Sohn, 11½ Jahr; Schwanenstraße Nro. 29.

— 222. Den 27. — Der Kürschnergesell Georg Kirchner, 26 Jahr; Obernstraße Nro. 41.

— 223. Den 27. — Die Näherinn Cathar. Stratmann, 24 Jahr; kleine Hundestraße Nro. 9.

— 224. Den 28. — Der Formstecher Joh. Herm. Bunning, 76 Jahr; Krummenstraße Nro. 79.

— 225. Den 28. — Die Dienstmagd Metta Schröder, 74 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 237.

Nro. 226. Den 28. Febr. Des Zimmergesellen Herm. Fegebonck Sohn, 18 Wochen; auf dem Häfen Nr. 31.

— 227. Den 28. — Des Stuhlmachers Joh. von Bremen Ehefr., geb. Ulrichs, 33 Jahr; Großenstraße Nro. 36.

— 228. Den 28. — Marie Emilie Knigge, 27 Jahr; Tiefer Nro. 9.

— 229. Den 28. — Des verst. Orgelbauers Joh. Wolfgang Witzmann Wittwe, geborne Schnering, 83¾ Jahr; Pelzerstraße Nro. 36.

— 230. Den 29. — Die Schullehrerinn Doris Blöcker, 56 Jahr; Faulenstraße Nro. 21.

Geburten:

Nro. 207. Den 22. Februar. Ein Knabe — Hastedt.

— 208. Den 24. — Des Landmanns Dierk Bronsema Ehefr., geb. Kuckens, Schwachhausen N. 25; von einem Mädchen.

— 209. Den 24. — Ein Knabe.

— 210. Den 24. — Des Küpers Johann Georg Meyer Ehefr., geb. Schau, kl. Helle Nro. 20; von einem Mädchen.

— 211. Den 24. — Des Arb. Johann Bomeyer Ehefr., geborne Wischhusen, Hastedt Nro. 44; von Zwillingen, einem Knaben und einem Mädchen.

— 212. Den 24. — Ein Knabe.

— 213. Den 25. — Des Cigarrenmachers Joh. Heinrich Christ. Dreyer Ehefr., geb. Fricke, Punkendeich Nro. 41; von einem Mädchen.

— 214. Den 25. — Des Fuhrmanns Cord Christ. Klinge Ehefr., geb. Dieckmann, Dreckort Nro. 11; von einem Mädchen.

— 215. Den 25. — Des Landmanns Berhard Osmers Ehefr., geb. Behrens, auf dem Brink N. 12; von einem Knaben.

— 216. Den 25. — Ein Mädchen.

— 217. Den 26. — Des Detaillisten Joh. Friedr. Christ. Ripke Ehefr., geb. Doscher, Popenstr. N. 3; von einem Mädchen.

— 218. Den 26. — Des Küpers Albert Kruse Ehefrau, geb. Meyer, kleine Helle Nro. 12; von einem Mädchen.

— 219. Den 26. — Des Kimkergesellen Herm. Becker Ehefr., geb. Woelken, Grönings-Hof Nr. 4; von einem Mädchen.

Nro. 220. Den 26. Febr. Des Briefbestellers Joh. Christoph Ludwig Watermeyer Ehefr., geb. Wehrmacher, Langenwieren Nro. 6; von einem Knaben.

— 221. Den 26. — Des Bierbrauerknechts Hinr. Schröder Ehefrau, geb. Voß, am Sielwall; von einem Mädchen.

— 222. Den 26. — Des Cigarrenmachers Joh. Thomas Häger Ehefrau, geb. Falkenburg, kl. Krummenstraße Nro. 35; von einem Mädchen.

— 223. Den 27. — Des Cigarrenmachers Albert Wilh. Luerßen Ehefr., geb. Marquis, Westerstraße Nro. 42; von einem Mädchen.

— 224. Den 27. — Des Kaufmanns Friedrich Heinrich Heintzen Ehefr., geborne Poppe, Langenstraße Nro. 124; von einem Knaben.

— 225. Den 27. — Ein Knabe.

— 226. Den 27. — Des Pastors zu U. L. Fr. Emil August Pauli Ehefr., geb. Humbert, Domshof Nro. 28; von einem Mädchen.

— 227. Den 28. — Des Landmanns Johann Bollmann Ehefr., geb. Meyer, Hastedt Nro. 92; von einem Mädchen.

— 228. Den 28. — Des Schiffskapitäns Jacob Bultmann Ehefrau, geb. Jacobsen, Neuenstraße Nro. 79; von einem Knaben.

— 229. Den 28. — Des Arb. Liborius Freudenberg Ehefrau, geb. Buss-nschutt, kleine Krummenstraße Nro. 7; von einem Mädchen.

— 230. Den 28. — Des Kutschers Heinr. Phil. Meincke Ehefr., geb. Behrens, Buntenthorssteinweg Nro. 80; von einem Knaben.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 19.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 6. März 1836.

Der Most, der gährend sich vom Schaum' geläutert,
Er wird zum Trank, der Geist und Sinn erheitert.
Göthe.

Lord Byron's letzte Zeilen.

Aus dem Englischen von Pfizer.

Zeit wär's, nicht mehr so warm zu schlagen,
Mein Herz, für das kein andres schlägt!
Doch Liebe, die sie mir versagen,
Mich noch bewegt!

Des Herbstes Geld naht meinen Tagen,
Der Liebe Blüth' und Frucht ist hin,
Der Wurm, der Krebs, der Gram mir nagen
Im Busen drin.

Die Gluth in meiner Seel' entflammet
Den unterirdischen Vulkan;
Nicht Fackeln zündet sie — sie flammet
Den Holzstoß an.

Furcht, Hoffen und das bange Zagen,
Der Liebe Gluth und süße Pein —
Nicht theil' ich sie; ich hab' zu tragen
Die Kett' allein.

Doch darf sich solcher Gram jetzt melden,
Wo mich solch' großes Ziel entzückt,
Wenn Ruhm die Schläfe kränzt des Helden,
Dem Sarg ihn schmückt!

Von Schwertern, Fahnen, Heldensagen
Umströmt, o Hellas, mich ein Licht;
Der Sparter, auf dem Schild getragen,
War freier nicht.

Erwach' (nicht Hellas, längst erwachte!)
Erwach', mein Geist! Denk, wer dein Blut
Von Starrkrampf wieder flüssig machte!
Biet' auf den Muth!

Tritt nieder deine Leidenschaften,
Unwerth des Helden ist ihr Joch!
Kannst du am Zorn, am Lächeln haften
Der Schönheit noch?

Thut dir die Jugend leid? Was Leben!
Des ehrenvollen Todes Land

Ist hier! Was säumst du aufzugeben
Des Athems Tand?
Lockt nicht ein Kriegergrab die Seele?
Das wird nicht schwer zu finden seyn!
Schau' um dich — deine Ruh'statt wähle
Und schlummre ein!

Missolunghi, den 22. Januar 1824.

Erinnerungen aus Afrika.

Vernichtung der Stämme Ben-Elofia und Ben-Melinah.

(Fortsetzung.)

Es herrschte einige Minuten lang die spannendste Erwartung, bis plötzlich ein gellender Schrei von Elofiah her die dumpfe Stille störte, und wild durch das Schreckensgeheule der aus dem Schlafe gescheuchten Afrikaner das donnernde Kriegsgeschrei der Chasseurs ertönte. Im Nu erschienen aus dem Nebel eine Menge weißer Unholdsgestalten, welche fliehend den im Sturmschritte anrückenden Deutschen gerade in die Hände rannten. Feuer! kommandirte der Kapitän der Voltigeurs, und eine krachende Musketensalve machte die unglücklichen Beduinen verschwinden. Eine Würgescene begann jetzt, bei deren Erzählung die Sieger noch heute mit der bleichen Farbe des Entsetzens die Röthe der Scham wechseln über die Gräuel, die sie hier an wehrlosen Geschöpfen mit kaltem Blute verübten. In Europa wird man einige Mühe haben daran zu glauben, denn die Soldaten, welche solche Scheußlichkeiten begingen, sind größtentheils Söhne einer Nation, die sich die civilisirteste der Welt nennt. Afrika ist weit, die Beduinen redigiren keine Zeitungen, und die Sterbeseufzer der Unglücklichen, erwürgt durch die Schlächter der Trikolorfahne, vermochten nicht immer die Wüste des Meeres zu durchdringen. Ich würde nimmermehr wagen, die folgenden Details jener schauerlichen Metzelei wieder zu erzählen, wären mir dieselben nicht als Thatsachen von so vielen Augenzeugen mitgetheilt, deren Schilderungen in Allem so genau übereinstimmen.

Es war ein fürchterliches Freudenfest für jene rohe Soldateska, in welcher der kurze Aufenthalt in dem Barbarenlande schon jedes menschliche Gefühl erstickt hatte. Rovigo's Blutbefehl, der die Vernichtung jener Stämme bis zu ihrem letzten Sprößlinge gebot, fand in den wilden Reitern und den fremden Auswürflingen die pünktlichsten Vollstrecker, und weder die Unschuld des Kindleins noch das kahle Haupt des Greises konnte vor ihrem Mordeisen Gnade erflehen. Soldaten der Legion belustigten sich, die Köpfe der nackten Kinder an den Steinen zu zerschmettern; Chasseurs schleuderten ihre Lanzen nach der Brust der Greise, die sie als Zielscheibe an die Feigenbäume gebunden hatten. Eine Arabische Frau versuchte mit dem Säugling an der Brust zu fliehen. Ein Chasseur ereilte sie, riß sie bei ihren langen Haaren zur Erde nieder, und zerschmetterte das Haupt des nackten Kindes durch einen Pistolenschuß, der zugleich den Busen der Mutter verwundete. Da lag die Unglückliche mit dem blutigen Gehirne ihres Säuglings bespritzt. Keinen Jammerschrei entlockte ihr der Schmerz der Wunde, ihr großes, schwarzes Auge blickte nur stumm auf ihres Kindes Leiche. „Erbarmt sich denn Keiner des armen Weibes?“ rief der nämliche Deutsche Offizier, aus dessen Munde ich die meisten Details jener schauerlichen Episode hörte. Da sprang ein blutjunger Preuße, welcher 3 Wochen später mit 32 seiner Kameraden eines gräßlichen Todes starb, hervor und machte den Leiden der unglücklichen Mutter, durch einen Schuß ins Herz, ein Ende. Der feige Mörder ihres Kindes war inzwischen hinter dem Feuerqualme der brennenden Zelte verschwunden.

Erschüttert durch den Anblick des Blutbades

sahen einige Offiziere zu dem kommandirenden General auf, als erwarteten sie von seinem Munde den Befehl, dem Schlachten ein Ende zu machen. Dieser aber wandte mit den Worten: „ich habe kein Brod für sie,“ den Rücken, und ritt über die verstümmelten Leichen, vor deren Anblick sein Roß scheu wurde.

„Stellen Sie sich inmitten dieser Gräuel“ — sprach jener menschlich gesinnte Deutsche Offizier zu mir — „unsere eigene schaudervolle Lage vor! Unter den kaiserlichen Adlern habe ich die Feldzüge von Deutschland, Rußland und Italien mitgemacht, aber es war ein Kampf gegen Männer, kein Weiber- und Kinderblut befleckte des redlichen Kriegers Stahl. Hier aber hielt der blinde Gehorsam gegen höhere Befehle unsere Hände im Schooße gefesselt. Ach, wir mußten dem Jammerschrei so vieler unschuldigen Opfer die Ohren verschließen, und stumme Zuschauer des herzzerreißendsten Schauspiels bleiben, dem ich je beigewohnt habe!“

Unter den Chasseurs d'Afrique befand sich damals ein Türke, Namens Mustapha. Der Mensch, welcher gegenwärtig Brigadier der Spahis ist, wurde einst in einem aus Algier ausgelaufenen Raubschiffe als Korsar aufgegriffen, und zu 4jähriger Galeerenstrafe in Toulon verdammt. Bei seiner Rückkehr nach Algier fand er diese Stadt warm in den Händen der Franzosen. Er hatte während seiner Strafzeit das Französische erlernt, bot jetzt den Siegern seine Dienste an, und ward gern unter das Korps der Chasseur zugelassen, wo solche Individuen keine Schande machen. Dieser Türke zeichnete sich während jener Metzelei vor allen Andern durch seinen wüthenden Eifer aus, und offenbarte eine besondere Geschicklichkeit, den Erschlagenen die Köpfe abzuschneiden, mit denen er seinen Sattelknopf und die Spitze seiner Lanze zierte. „Was willst du denn mit deinen Köpfen machen?“ fragte ihn der General, als jener mit einer Miene voll stolzen Triumphs an ihm vorüber sprengte. „Ich will mir eine Suppe davon kochen,“ antwortete Mustapha, „und wenn Sie damit halten wollen, General — a votre service.“ Der General lachte, und ließ den wilden Türken seine fürchterliche Beschäftigung ungestört fortsetzen.

Solche Barbareien sind übrigens von den Türken zu bekannt, um noch Verwunderung zu erregen, aber andere Schandthaten wurden von Franzosen und Christen ausgeübt, welche die Grausamkeiten Mustapha's bei weitem hinter sich lassen. Ein Chasseur hatte in der Hitze des Mordens eine Arabische Frau von ungewöhnlicher Schönheit verwundet und er wollte ihr eben den Todesstreich versetzen, als ein Lichtstrahl durch die Thüre des Zeltes ihre reizende Gestalt beleuchtete. Bei diesem Anblicke ließ der rohe Krieger den gezückten Stahl sinken, und eine glühende Leidenschaft verscheuchte auf einen Augenblick seinen Blutdurst. Er verlangte von seinem Kapitän die Erlaubniß, seine abscheuliche Lust an der unglücklichen Gefangenen befriedigen zu dürfen und — wer sollte es glauben? — dieser Barbar, unwürdig des Namens eines Französischen Offiziers, willigte darein. Als nun jener Bösewicht seine Schandthat vollführt hatte, durchbohrte er den Busen seines bleichen Opfers aus Neid vielleicht, damit keiner seiner Kameraden sie nach ihm berühren könne.

Indessen war es um den Stamm von Ben-Elofia geschehen. Entrinnen konnte keine Seele, denn die Deutschen Soldaten der Fremdenlegion hielten den Douar dicht umringt. Aber in der Dunkelheit und der Verwirrung gelang es vielen, sich in einem von Stachelfeigenbäumen umgebenen Sumpfe zu verbergen. Dort wurden sie, als der Nebel vor der aufgehenden Sonne sank, durch einen Chasseur entdeckt. Man ließ die Voltigeurs

vorrücken, und diese sandten ein so verheerendes Pelotonfeuer nach dem letzten Schlupfwinkel der Beduinen, daß bald die Lüfte von dem Geheule Allah! Allah! wiedertönten. Diesem folgte bald nur noch ein Stöhnen, ein Winseln und Todesröcheln, und endlich die Stille des Grabes.

(Der Beschluß folgt.)

Der Fixsternhimmel.

(Fortsetzung.)

Es scheint vielleicht vermessen, selbst gestützt auf so erhabene Wahrheiten, in die Absichten eindringen zu wollen, die die Vorsehung mit dieser Abweichung von dem uns bisher Bekannten, welches das Höchste des Schöpfungsplanes zu seyn schien, hätte verbinden können, und doch fühlen wir uns dazu versucht. Zum Theile nämlich sind aus den bisher beobachteten Bahnstücken der Sternsatelliten und den darauf verwendeten Zeiten die Umlaufszeiten dieser Sonnen um Sonnen bereits bekannt, und finden sich danach oft von sehr bedeutender Dauer. So ist die Umlaufszeit des Sterns 61 im Schwan auf 452 Jahre, des Sterns γ in der Jungfrau auf 513 Jahre berechnet u. s. w.; und höchst wahrscheinlich wird es einer vervollkommneten Astronomie durch Messung noch kleinerer Winkelbewegungen einstmals gelingen, Umläufe von viel längerer Dauer auszumitteln. Da aber ein solcher Umlauf des Sternsatelliten um den Centralstern, gleichwie der Umlauf eines Planeten um die Sonne, die dortige Dauer des Jahres bestimmt, wovon alle Lebenseinrichtungen der Bewohner des betreffenden Weltkörpers abhängig sind, so läßt sich aus einer Verlängerung dieser Jahresdauer auf eine Vermannichfaltigung der Lebensformen schließen. Zur Bestätigung dieser Hypothese, daß es höchst wahrscheinlich Sternsatelliten mit außerordentlich langen Umlaufsperioden gebe, dient der Umstand, daß unter den heut' bekannten Doppelgestirnen, deren Zahl doch schon über 6000 angewachsen ist, bis jetzt gleichwohl nur 12 aufgefunden worden sind, deren Umlaufsbewegung schnell genug ist, um darauf eine Bahnbestimmung zu begründen. Man ersieht aber hieraus zugleich, wie unendlich Viel einer künftigen Astronomie noch zu thun bleibt, und daß man Unrecht hat zu glauben, diese erhabene Wissenschaft habe, der gethanen Riesenschritte ungeachtet, bereits den Culminationspunkt erreicht. Es wird einst eine Astronomie geben, welche sich zu der heutigen verhält wie diese zur Ptolomäischen, abgesehen von den factischen Irrthümern der letzteren. Die wichtigste Aufgabe einer solchen vervollkommneten Astronomie aber wird die Bestimmung der absoluten Entfernung dieser Doppelsterne im Besonderen, gleichwie der Fixsterne im Allgemeinen von der Erde bleiben, worüber wir oben nur eine Andeutung gegeben haben und worauf wir hier noch einmal ausführlicher zurückkommen müssen.

In der That wissen wir in dieser Beziehung mit Bestimmtheit eigentlich noch weiter nichts, als daß der nächste aller Fixsterne, wofür man, nur seines besonders glänzenden Aussehens wegen, und also auch ohne weitere triftige Gründe, gewöhnlich den Sirius anzunehmen pflegt, wahrscheinlich nicht weniger als 4 Billionen Meilen, oder 20,000 Sonnenweiten von uns entfernt ist; aber ob weiter? und wie viel weiter? bleibt bei dem heutigen Zustande der Astronomie noch vollkommen unentschieden. Die Fernröhren können uns darüber Nichts lehren, indem selbst die scheinbar größten Fixsterne, wenn wir sie durch dieselben betrachten, sämmtlich nur als gleich untheilbare Punkte, und zwar desto kleiner und reiner erscheinen, je vortrefflicher die Instrumente sind *). Von Wahr-

*) Man sollte daher auch den immer zweideutigen Ausdruck: „Größe der Fixsterne", bei dessen An-

nehmung wirklicher Verschiedenheiten in den Größen der Fixsterne durch unsere jetzigen Fernröhren, und darauf etwa zu bauenden Schlüssen über entsprechende Verschiedenheit der Entfernungen, und Ableitung einer absoluten Entfernung der Fixsterne, kann also für den Augenblick noch gar nicht die Rede seyn. Der größere oder mindere Glanz dieser Himmelskörper, ihre scheinbare bedeutendere oder geringere Größe, wie sie sich dem ununterstützten, bloßen Auge darstellt, könnten lediglich auf ihre verschiedene Lichtstärke bezogen werden; wie viel Einfluß die Entfernung darauf haben dürfte, wissen wir, wie gesagt, durchaus nicht. Welche Basis sollten wir auch Behufs der Messung so ungeheurer Entfernungen anwenden? Der ganze Durchmesser der Erde, welcher noch zur Bestimmung der Horizontalparallaxe und Entfernung des Mondes, der Sonne, der Planeten als Grundlinie ausreicht, faßt nur 1720 Meilen, und ist also noch nicht der 2000millionste Theil der Entfernung des nächsten Fixsterns, wenn wir diese Entfernung, wie oben, auch nur zu 4 Billionen Meilen annehmen. Selbst der Durchmesser der ganzen Erdbahn, welchen die Astronomen zur Messung der Entfernung der Fixsterne anzuwenden versucht haben, indem sie heute von einem Endpunkte desselben, und nach sechs Monaten, wenn die Erde ihren halben Umlauf vollendet hat, vom andern Endpunkte aus beobachteten, faßt, seiner Länge von 40 Millionen Meilen ungeachtet, nur den hunderttausendsten Theil der Fixsternweite von muthmaßlichen 4 Billionen Meilen, und verschwindet also dagegen. Es ergeht uns bei Anwendung dieser, für Bestimmung so ungeheurer Weiten viel zu kleinen Basis so, als wenn wir z. B. einen entfernten Kirchthurm aus den verschiedenen Fenstern unseres Hauses betrachten: derselbe scheint immer gleich gerade vor uns zu liegen, weil die Entfernung von einem Fenster zum andern gegen die Entfernung des Thurms kein für unsere Sinne wahrnehmbares Verhältniß hat. Ehe also unsere Winkelmeßinstrumente nicht zu einer solchen Vollkommenheit erhoben sind, um in einem Dreiecke, dessen Basis mindestens hunderttausendmal kleiner ist, als die Schenkel, noch die Abweichung der Winkel an dieser Basis von rechten Winkeln anzugeben, dürfen wir nicht hoffen, auf diesem Wege über die wahre Entfernung der Fixsterne von der Erde aufgeklärt zu werden. Vielleicht erfindet der sinnende Menschengeist indeß noch andere Methoden; wir wünschen es wenigstens.

Wenn aber solchergestalt eine Bestimmung der absoluten Entfernung der Doppelsterne von der Erde bis jetzt noch nicht hat gelingen können, so sind wir dagegen durch unmittelbare Beobachtung über eine andere merkwürdige Besonderheit dieser wunderbaren Himmelskörper belehrt worden: wir meinen die Verschiedenheit der Farbe der beiden Sterne eines solchen Sternenpaars. Die einfachen Sterne des Himmels glänzen sämmtlich mit weißlichem, in das Gelbliche oder Röthliche spielenden Lichte, wenigstens in der nördlichen Hemisphäre. In der südlichen Hemisphäre will der Englische Astronom Dunlop, welcher im Jahr 1828 auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung beobachtete, einfache bläuliche Sterne bemerkt haben. Herschel's jetzige Anwesenheit auf demselben Punkte wird darüber entscheiden.

(Die Fortsetzung folgt)

---

wendung ich auch nur dem Sprachgebrauch folge, lieber ganz vermeiden, und bei Classificirung dieser Gestirne bloß von ihrem Glanze, oder ihrer Lichtstärke sprechen. Der stärkere oder schwächere Eindruck, den sie auf unser Auge machen, ist der alleinige Grund, auf den wir unser Vorurtheil über ihre verschiedene Größe stützen.

Seeungeheuer in den Indischen Meeren.

Herr Piddington hat an die Asiatische Gesellschaft von Bengalen Nachricht von einem außerordentlichen Fisch gesendet, wodurch die früher von Lieutenant Foley mitgetheilte Nachricht bestätigt wird: „Im December 1829 lag ich in der Bai von Meriveles, nahe bei der Bai von Manilla, vor Anker. Eines Mittags hörte ich auf dem Verdeck ein Lärmen, eilte hinauf, vermuthete, nach dem, was ich sah, das Schiff habe von Anker gerissen, und treibe über eine Bank von weißen Korallen oder Sand mit großen schwarzen Flecken. Ich befahl einen andern Anker fallen zu lassen, meine Leute aber, alle aus Manilla, sagten: „Nein, Herr! es ist nur der Chacon!“ Bald sah ich meinen Irrthum, und unterschied deutlich den gefleckten Rücken eines ungeheuern Fisches. Mein Hochbootsmann, ein wagehalsiger Spanier aus Cadiz, sprang mit vier Leuten in ein Boot, und es gelang ihnen wirklich, den Fisch zu harpuniren. Eine lange Leine war an dem Harpunen befestigt, allein sie wurde dennoch so schnell ins Meer hinausgerissen, daß sie genöthigt waren, dieselbe alsbald abzuschneiden. So viel ich von dem Fisch sehen konnte, mußte derselbe wenigstens 70 bis 80 Fuß lang seyn, seine Breite war verhältnißmäßig, und betrug vielleicht nicht weniger als 30 Fuß. Der Rücken war so gefleckt, daß, hätte der Fisch still gelegen, man ihn für eine Korallenbank hätte nehmen müssen. Ich konnte, weil ich kurzsichtig bin, Kopf und Finnen nicht recht unterscheiden.“ Herr Piddington sah sich durch diesen Vorfall veranlaßt, mehrere Einzelnheiten über dieses Ungeheuer zu sammeln, und nach dem, was er erfuhr, kann man wohl an die Existenz eines sehr großen von den Naturforschern noch nicht gekannten Fisches nicht mehr zweifeln.

Artesische Brunnen.

In der Sitzung der Französischen Akademie am 18. Januar theilte Herr Arago einige Details über einen artesischen Brunnen mit, der in der Nähe von Tours gegraben und in der Minute 5000 Litres, oder in 24 Stunden 7200 Kubikmeter Wasser giebt. Man hatte bei der Bohrung dieses Brunnes keine andere Absicht, als eine Triebkraft zum Treiben einer Mahlmühle zu gewinnen, und kümmerte sich deßhalb nicht darum, wie hoch wohl der Wasserstrahl steigen könne. Aber die Quellen, die man durch eine Bohrung in Elbeuf erhielt, und die man bis unter das Kreidelager suchte, stiegen 60 Fuß hoch; man hat noch keinen Versuch gemacht, sie höher steigen zu machen, und kennt deßhalb das Maximum der Erhebung, das sie erreichen können, noch nicht. Vermittelst einer Durchbohrung des Kreidestratums hofft man auch bei dem Schlachthaus von Grenelle Wasser zu erhalten, und glaubt sehr tief bohren zu müssen; auch wünschte man gar nicht, sehr bald Wasser zu finden, da nach den neuerlichen Erfahrungen über die Zunahme der Temperatur der Erdschichten das Wasser in der Tiefe, wo man es erst zu finden erwartet, wenigstens 20 Grade (Centigrad oder Réaumur?) haben werde, und zur Erwärmung der öffentlichen Anstalten, namentlich der Bäder u. dgl., nützlich zu verwenden seyn würde.

Die Windmühle.

Auf einem sehr glänzenden Maskenballe, welchen König Ludwig XVI. besuchte, befand sich auch eine Maske als Windmühle, welche im großen Salon des Opernhauses umherwanderte und, beim Zusammentreffen mit dem Könige, demselben, wie es schien, etwas sehr Unangenehmes ins Ohr flüsterte, denn der König befahl dem wachthabenden Offizier, diese Maske beim Heraustreten aus dem Salon festzuhalten und entfernte sich bald

darauf. Es war schon sehr spät, die Masken entfernten sich nach und nach alle, nur die Windmühle schien den gefährlichen Ausgang nicht nehmen zu wollen, sondern blieb unbeweglich in einiger Entfernung von dem Offizier stehen, der sich endlich genöthigt sah, dieselbe zum Fortgehen aufzufordern, da es schon sehr spät, oder besser, sehr früh sey. Doch die kluge Maske bleibt unbeweglich und ohne zu antworten, worauf der Offizier, Kraft seiner Ordre, sie aufhebt. Doch — siehe da, die Windmühle war hohl, keine Person d'rin zu finden; der kluge Windmüller hatte Wind bekommen und sich mit Hülfe des Maschinenmeisters schon längst durch eine Versenkung aus dem Theater entfernt. D. M.

* Schauspielhaus.

Unser Schauspielhaus, das man mehrmals in einem Athem „altes Gerümpel" zu nennen beliebt, hat etwas Gutes, welches mehreren Schauspielhäusern und auch den neuen Gebäuden, welche ein in Mode seyender, daher fetirter Baumeister angegeben hat, fehlt. Das Gute nun besteht darin, daß man in unserm Schauspielhause überall gut hört, was auf den Theater gesprochen wird, daher die Schauspieler und Sänger sich nicht übermäßig anzustrengen brauchen, um hörbar zu werden. Eine bretterne Bude, darin man hören kann, was die Schauspieler sagen, ist dem schönsten Schauspielhause ohne diese Eigenschaft vorzuziehen, wenn das Innere auch ganz von Gold wäre und die Decke mit dem ganzen Firmamente wetteiferte.

* Modern.

Es überläuft uns jederzeit ein Schauder, wenn wir lesen: „in dieser oder jener Stadt werden moderne Gebäude aufgeführt," weil es sich voraussagen läßt, daß über einige Jahre dieselben veraltet sind. Warum bemüht man sich nicht, Gebäude aufzuführen, welche der Mode nicht unterworfen sind! Auf einer unserer Hauptstraßen steht ein solches Haus, vielleicht seit 100 und mehreren Jahren. Es gefällt noch allgemein. Seine Nachbaren, welche, obgleich viel später, aber zu ihrer Zeit modern gebaut wurden, sind veraltet, und wir haben von Niemandem gehört, daß sie ihm jetzt noch gefallen.

Aphorismen.

Unsere Zeit hat wenig Literatur, desto mehr Scriptur.

Ein ächter Bürger unsers Schriftenthums sollte kein Borger seyn.

Der Mensch ist dem Thiere am ähnlichsten, wenn er am menschlichsten seyn will.

Die Preßfreiheit ist die beste Censur der Preßfrechheit.

Friedrich Goldschmied.

Korrespondenz-Nachricht.

Wien, Februar.

Der Karneval.

Lassen Sie mich zu Athem kommen von dem tollen Geräusch des Karnevals in dieser Stadt. Ich habe einen Winter in Italien gelebt, ich kenne das trunkene Gewoge des Faschings in Venedig, ich habe mich von den süßen Confetti der Mailänder, von den berauschenden Bonbons der Florentiner, von dem Maskentumult der Neapolitaner ergötzen lassen; aber ich habe solche Lustigkeit, solche Tanzmanie, solche Schwelgerei nirgends gefunden, wie hier. Ich habe alle Bälle von Belang besucht. Die Feste in den Salons sehen sich wohl alle ähnlich: derselbe feine Ton, dieselbe Eleganz, dieselben Formen und Anordnungen; aber nirgends der Frohsinn, die unvergleichliche Fröhlichkeit, der durch und durch heitere Sinn, welcher sonst Jeden belebt, der Wiens Luft athmet. Bei Hof sind in diesem Karneval keine Bälle, noch dauert das Trauerjahr für den hingeschiedenen Kaiser Franz; aber desto glänzender sind die Karnevalsfeste in

den Hotels der Minister, der auswärtigen Botschafter und Gesandten, der haute volée und der reichen Bankiers und Kaufleute. Zu den Bällen, welche in den Cirkeln der Noblesse den höchsten Geschmack athmeten, gehört unstreitig der Ball im Gesandschaftspalais des Russischen Botschafters. Die lebendigen Blumen verzauberten das ganze Schloß in einen Frühlingstempel; schon die Treppe glich einem Treibhause, der Salon war ein wahrhafter Feenpark, die Beleuchtung so blendend, daß die Wiener erzählten, die Damen seyen mit Parasols herumspaziert, und nun erst der Glanz der Diamanten! Der Hofjuwelier, der die Damen, der Reihe nach, in der Vorhalle aus dem Wagen steigen sah, versicherte, von den nur im Fluge bemerkten Schätzen konne man recht gut eine Eisenbahn bis Paris bauen. Der Schmuck der Fürstinn Esterhazi soll allein eine halbe Million werth seyn. Aehnliche Pracht fand ich auch bei einigen Bällen der Noblesse, deren Familien-Chefs von Ungarischer oder Böhmischer Abkunft sind. Es lebt außer London in Wien ganz sicher der reichste Adel. Beim Anblick dieses Luxus wird dem Fremden ganz wunderlich; aber kein beängstigendes Gefühl bemächtigt sich desselben, weil in Wien nicht, wie in London, neben dem höchsten Reichthum die niedrigste Armuth zu finden ist. Hier sieht man fast nur wohlhabende Leute; in den Straßen der Stadt, auf den öffentlichen Promenaden vermeint man lauter Millionairs zu begegnen. Daß bei so übergroßem Wohlstande auf den Gesellschafts- und Familienbällen, den Bällen in den öffentlichen Sälen, dort, wo Lanner und Strauß an der Spitze stehen, verhältnißmäßig eben so viel Luxus und Pracht herrscht, ist nicht nöthig zu versichern; der Wiener ist ein Lebemann, Vergnügen und Lust ist sein einziges Ziel. Um ihnen einen Begriff zu geben, was auf den einfachsten Bällen zum Sperl oder zur goldenen Birne consumirt wird, schreibe ich ihnen die Angaben der beiden Gastwirthe Scherzer und Stippinger von zwei ihrer sogenannten Fortunabällen hier ab. Zum Sperl. Am 27. Januar 1090 Personen: 500 Becher Olio, 250 Fasanen, 220 Kapaunen, 110 Rephühner, 1040 Becher Eis, 300 Bouteillen Champagner, 1200 Bouteillen Ungarischer und Oesterreichischer Wein, 300 Tassen Kaffee, 150 Gläser Punsch, 300 Teller Confekt. Zur goldenen Birne. Am 27. Januar 1230 Personen: 650 Becher Olio, 320 Fasanen, 100 Kapaunen, 100 Poulards, 200 Ragouts, 1560 Becher Eis, 400 Bouteillen Champagner, 80 Bouteillen Rheinwein, 15 Bouteillen Mosler, 1000 Bouteillen Ungarischer und Oesterreichischer Wein, 360 Tassen Kaffee, 300 Gläser Punsch, 500 Teller Confekt. Dieß ist die Angabe von zwei öffentlichen Orten, derselben giebt es aber in Wien sehr viele. An einem, in Domayer's Casino in Hietzing, das zwar etwas entlegen, aber unstreitig das grandioseste Etablissement dieser Art ist, fanden drei Floraälle statt, ganz gewiß die elegantesten Tanzunterhaltungen, welche je einem gemischten Publikum geboten wurden. Kein Fürst vermag bei einem Familienfeste eine höhere Pracht zu entwickeln. Domayer's Casino in Hietzing ist eine Stunde von Wien entfernt, und es muß Alles zu Wagen hinkommen. Der große Platz vor seinem Hause ist daher von mehr denn 500 Equipagen, Fiakerwagen und Gesellschaftskarossen umringt. Noch um sieben Uhr des Morgens sieht man hier die zierlichsten Cotillons tanzen. Strauß ist auch hier der Orpheus, der Alles mit seiner Musik elektrisirt.

Gottesdienst.

Sonntag, den 6. März.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d Predigt.
Hr. Past. Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr.
Hr. Pastor Capelle.....	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Past. Prim. v. Aschen	St. Ansgarii	9 „
Hr. Dr. Krummacher.....	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Pastor Mallet.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Iken.....	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor v. Hanffstengel	— — —	1 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Toel.....	— — —	1 „
Hr Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Hr. Pastor Meinertzhagen.	Armenkirche	9 „
Hr. Pastor Probst.....	St. Johannis	7 „
Hr. Pastor Wemer.....	— — —	Messe 9 „ Hochamt
Hr. Pastor Probst.....	— — —	10 „ Predigt
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8½ „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

L. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreund Nro. 19.

Bremen, Sonntag den 6. März 1830.

Gestorben:

Nro. 231. Den 29. Februar. Der Tischlergesell Jacob Zorn, 36 Jahr; Krankenhaus.

— 232. Den 29. — Der Schreiber Carl Kolle, 44 Jahr; Wachtstraße Nro. 33.

— 233. Den 1 März. Der Küper Joh. Bernhard Morel, 21 Jahr; Knoopstraße Nro. 21.

— 234. Den 1. — Der Handlungsdiener Heinr. Wilhelm Gosewehr, 19 Jahr; am Dom Nro. 10.

— 235. Den 2. — Des verst. Arb. Joh. Hinrich Frisch Wittwe, geb. Schajemann, 48 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 49.

— 236. Den 2. — Des Arb. Hermann Runge Tochter, 3¼ Jahr; Hastedt Nro. 112.

Nro. 237. Den 2. März. Der Arb. Diedr. Röhrs, 29 Jahr; am Bollwerk Nro. 11.

— 238. Den 2. — Der Arb. Joh. Christ. Padts, 76 Jahr; Rosenkranz Nro. 7.

— 239. Den 3. — Des Zuckerbäckerknechts Harm Luers Sohn, 7 Monat; Hanewinkels-Gang N. 10.

— 240. Den 3. — Des verst. Sattlers Herm. Geerckens Wittwe, 66 Jahr; Neustadts-Deich Nro. 65.

— 241. Den 3. — Des Kaufmanns Franz Christoph Gravenhorst Sohn, 9 Jahr; Langenstraße Nro. 97.

— 242. Den 4. — Des Arb. Joh. Gottlieb Hermannsen Tochter, 9 Wochen; von Bremen-Gang Nr. 3.

Geburten:

Nro. 231. Den 27. Februar. Des Kaufmanns Joh. Gerhard Hagemeyer Ehefr., geb. Evers, Langenstraße Nro. 76; von einem Knaben.

— 232. Den 28. — Des Arb. Christ. Heinrich Asendorf Ehefrau, geb. Bollmann, Barkhof Nro. 5; von einem Knaben.

— 233. Den 28. — Des Arb. Herm. Heinrich Siefken Ehefr., geborne Frese, Dreckort Nro. 11 A; von einem Mädchen.

— 234. Den 28. — Des Kahnschiffers Johann Friedrich Sprathoff Ehefrau, geb. Gätjen, Sandberg Nro. 2; von einem Mädchen.

— 235. Den 29. — Des Altbinders Diedr. Flügger Ehefrau, geborne Wallbaum, Osterthorssteinweg Nro. 40; von einem Mädchen.

— 236. Den 29. — Ein Knabe.

— 237. Den 1. März. Des Cigarrenfabrikanten Carl Heinr. Wesing Ehefr., geb. Finke, Bischofsnadel Nro. 9; von einem Mädchen.

Nro. 238. Den 1. März. Des Malers Ludwig Dopmann Ehefrau, geb. Gröning, kl. Krankenstr. Nro. 4; von einem Mädchen.

— 239. Den 1. — Des Kaufmanns Joh. Herm Strohm Ehefr., geb. Hoffmann, Sögestraße Nr. 34; von einem Knaben.

— 240. Den 1. — Des Arb. Joh. Caspar Museler Ehefrau, geb. Schildmüller, Hastedt Nro. 25; von einem Mädchen.

— 241 u. 42. Den 1. — Des Arb. Joh. Cord Meyer Ehefr., geb. Dohrmann, Buntenthorssteinw. N. 234; von Zwillings-Knaben.

— 243. Den 1. — Ein Mädchen.

— 244. Den 2. — Des Mechanikus Joh. Ernst Friedr. Conrad Kraut Ehefr., geb. Schumacher, gr. St. Johannisstr. Nro. 156; v. e. Mädchen.

— 245. Den 3. — Des Kappenmachers Heinr. Engelbert Bornheim Ehefr., geb. Meyer, Brautstraße Nro. 5; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 57. Der Buchdrucker Johann Ernst Dierckſen und Johanna Catharina Teubener, Beide von hier.

— 58. Der Tischler Henrich Klinge zu Hastedt und Cathar. Maria Dorothea Niemann aus Schlüsselberg.

— 59. Der Arb. Cord Heinrich Thoke hies. und Anna Sophia Cathar. Charl. Tröger aus Bücken.

Nro. 60. Der Zimmergesell Berend Dahm hies. und Margar. Cathar. Ordemann aus Oldenbrock, Herzogt. Oldenburg.

— 61. Der Bäckergesell Joh. Carl Gottlieb Freiberg und Anna Catharina Ficken hieselbst.

— 62. Der Kimkergesell Eberhard Hinrich Himbeck und Rebecca Rothard, Beide von hier.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 20.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 10. März 1836.

— — — Laß mich in deinen Revieren
Den Herrn und Vater der Welt in deiner Schönheit verehren,
Und melden voll heiliger Regung sein Lob antwortenden Sternen.
E. E. v. Kleist.

An die Natur.

Hinaus zu dir, wenn ihm das Herz recht schwer,
Darf, o Natur, dein banger Sohn sich flüchten;
Da bleibt er nie an Trost und Freude leer,
Da stärkt er sich auch zu den schwersten Pflichten.

Da athmet freier die beklomm'ne Brust,
Und reine Lüfte trocknen jede Zähre;
Da ist der Mensch sich Gottes voll bewußt
Und stimmt frohlockend in das Lied der Sphäre.

Und klingt ihm auch kein froher Lebenston,
Ist's öd' und stille in der Schöpfung Räumen,
So darf doch süß der arme Erdensohn
Von Frühling und von Auferstehung träumen.

Robert Köhler.

Erinnerungen aus Afrika.

Vernichtung der Stämme Ben-Elofia und Ben-Melinah.

(Beschluß.)

Die Soldaten waren des Mordens fast müde geworden, sie glaubten, der Letzte des Stammes von Elofia habe mit seinem Blute die ihm aufgebürdete Schuld bezahlt. Da siehe — welche Wundererscheinung! Ein Greis im kahlen Haupte, den silberweißen Bart bis an die Knie tragend, trat er unversehrt aus dem Verstecke hervor. An seiner Hand führte er zwei kleine Knaben, die wunderbarerweise der Kugelregen gleich ihm unversehrt gelassen. Dieser ehrwürdige Greis von mehr als hundert Jahren, hatte völlig das Ansehen eines Marabus. Vielleicht wußte er ein we-

nig von der Lehre Jesu, die ihren Bekennern Ehrfurcht vor dem Alter einprägt und hoffte, sein graues Haar werde den kleinen Unschuldigen an seiner Seite ein Schild seyn. Der alte Thor — wie schlecht kannte er jene Namenschristen, die sich auf das Geheiß ihres Hauptmanns keinen Augenblick bedenken würden, ihren eigenen Erlöser an das Kreuz zu nageln. Indessen machte die plötzliche Erscheinung des geisterhaften Greises, den keine Kugel verwundet hatte, doch einen Augenblick die Krieger stutzen. Es ist Mahomed selbst! hörte man die Nächststehenden murmeln. Da sprang ein beherzter Chasseur vom Pferde, hielt die Pistole dicht vor das Antlitz, und fragte ihn beim Barte zupfend: »bist du wirklich Mahomed, der Prophet?« Der Greis veränderte keine Miene und starrte den Frager mit durchbohrenden Blikken an, ohne die mindeste Furcht vor der drohenden Waffe zu verrathen. Da drückte der Chasseur endlich los, die Kugel zerschmetterte das kahle Haupt des alten Marabu und sein Blut rieselte an den langen Silberhaaren seines Bartes herab. Der Franzose schnitt ihm eiligst den Kopf vom Rumpfe, sprengte damit zu seinem Kapitän, und forderte lachend das Ehrenkreuz, weil er den Propheten Mahomed getödtet habe.

Wild schmetterte der kriegerische Trompetenklang der Chasseurs vom Dowar Ben-Melinah herüber. Er kündigte mit dem Musketenfeuer und dem Hurrah der Deutschen Grenadiere den Siegesjubel an. Man brachte die gewonnene Beute zusammen, welche hauptsächlich aus den zahlreichen Viehheerden jener beiden Nomadenstämme bestand. Es kostete große Mühe die halbverwilderten Thiere, welche über den Anblick der rothhosigen Fremdlinge nicht wenig verdutzt schienen, vom Flecke zu bringen. Man bediente sich hierzu einiger Arabischen Weiber des Stammes Ben-Melinah und ihren Rufen folgte das Vieh bei weitem williger als den Bajonnetstichen der Soldaten. Am fernen Gebirge zeigte sich inzwischen eine Menge weißer Gestalten, deren drohender Anblick den General bestimmte, zum Rückzuge blasen zu lassen.

Es war ein wunderlicher Spektakel, die verwirrte Masse der herumziehenden Sieger zu schauen. An der Spitze des Zuges ritten singend und jauchzend die Chasseurs. Das Beispiel des wilden Mustapha hatte so viele Nachahmer gefunden, daß die Spitzen ihrer Lanzen und Säbel mit Beduinenköpfen besäet waren. Diejenigen, welche nicht so glücklich waren, einen Kopf zu erbeuten, steckten statt deren andere verstümmelte Glieder an die Spitzen ihrer Waffen auf. Hinter ihnen kamen, von Reitern und Fußgängern gejagt, eine Menge von Ochsen, Schafen und Eseln gelaufen, unter denen die langen Hälse einiger Kameele hervorragten. Man hatte den Soldaten den vollen Ertrag ihrer Beute versprochen, wodurch denn auch ihr Eifer so sehr gesteigert wurde, daß kein Stück der ungeheuren Heerde durch die Flucht entkam. Die beiden Füselierkompagnien bildeten die Arrieregarde. Sie hatten keinen Theil an der Schlächterei genommen, und marschirten daher allein noch in Ordnung vorwärts, während ihre Kameraden mit Butter und Honigtöpfen, mit Decken aus Wolle und Kameelshaaren gewebt, und anderer Beute beladen, sich im gräulichsten Wirrwar in der Mitte des seltsamen Zuges fortbewegten.

Endlich erreichte man das Lager von Maison carrée. Dort wurde das Vieh in dem geräumigen Hofe untergebracht; am Berge aber draußen loderten bald die Freudenfeuer, um welche die hungrigen Krieger sich lagerten, den zurückgebliebenen von ihren blutigen Abenteuern erzählend. Fröhlich kreisten die Becher in der lärmenden Runde und der mit Freigebigkeit ausgetheilte Wein belebte so sehr alle Herzen und Zungen,

daß Berg und Thal von lustigen Soldatenliedern Deutsch und Französisch wiedertönten. Die, welche der Expedition nicht beigewohnt hatten, betrachteten inzwischen mit neidischen Blicken die Beute ihrer glücklichen Gefährten, welche bei manchem aus kostbaren Armringen bestand, die sie den Arabischen Weibern abgenommen. Mit Begierde ward die Schilderung ihrer blutigen Heldenthaten belauscht, und der einstimmige Wunsch aller Jener war, doch nur auch recht bald einmal einem solchen lustigen Mordspektakel beizuwohnen.

Das fürchterliche Gelage dauerte unter der prachtvollsten Illumination des Afrikanischen Sternhimmels bis in die tiefe Nacht hinein. Immer wilder tobte der Jubel der schrecklichen Gäste, deren eiserne Herzen nicht die mindeste Furcht vor den wandelnden Schatten der erschlagenen Stämme fühlten. Nach Mitternacht stieg der Halbmond wieder am Horizonte auf, aber sein Schein war blutig roth, nicht blaß und nebelig wie am vergangenen Morgen. Wie würden doch jene zechenden Mörder der Legion damals ungläubig gelacht haben, wenn ein prophetischer Mund ihnen zugeflüstert hätte: „über jenen leuchtenden Gestirnen wacht der Rächer des von eurer Hand vergossenen Greisen- und Kinderbluts und ehe dieser Mond sich wieder erneut hat, werden 32 von euch ihre Schuld mit einem gräßlichen Tode gebüßt haben!“

„Sehen Sie da jene zersplitterten Cactusbäume, deren dürre Blätter auf der Erde ausgestreut liegen? Dort standen die Lagerzelte des Stammes von Elofia, als ihn der Tag des Untergangs ereilte und wenn Sie zur Linken noch eine halbe Stunde fortwandern, so gewahren Sie ein mit Aloen und Mastixsträuchen umgebenes Plätzchen, wo drei Wochen nach jener schauerlichen Metzelei ein ganzes Piket der Fremdenlegion ermordet gefunden wurde.“ So erzählte uns jener Deutsche Offizier, der uns auf einem Ausfluge nach der Ebene von Metitschad begleitet hatte, während die trübe Erinnerung zugleich Wolken um seine Stirn zog. Wir Andern ließen unsere neugierigen Blicke umherschweifen, aber da waren keine Spuren jener traurigen Begebenheit zu entdecken. Jene Zelte von Kameelshaaren waren längst mit den Leichen ihrer erschlagenen Bewohner verschwunden, und Gott weiß, wo deren Gebeine ruhen mögen. In einigen Jahren werden vielleicht nur Wenige der Stelle sich erinnern können, wo so viel Gräßliches geschah, denn die Wetterstürme wuschen jede Blutspur von diesem Boden, und kein Denkmal verewigt hier im Lande der Barbaren die Schmach des civilisirtesten Volkes der Welt. Ja diese undankbare Erde selbst trägt keine Trauerkleider um ihre gemordeten Söhne mehr, und Niemand würde auf diesem blühenden Boden, wo die Rose des Orients duftet und die Blumen in allen Farben glühen, ahnen, daß ihn der Hauch so vieler Sterbenden berührt habe. Ach in dieser, paradiesischen Gegend ladet nichts zu Trauerelegien ein; hier herrscht nicht das Schweigen des Kirchhofs. Der Grünfink baut in den Zweigen des Granatbaumes sein Nest, und aus blauen Lüften trillert die Lerche ihre heitern Lieder herab. Alles scheint die Vernichtung der unglücklichen Stämme vergessen zu haben, und vielleicht waren wir die Letzten, die ihnen auf der Stelle, wo sie untergingen, eine Thräne der Erinnerung weihten.

Der Fixsternhimmel.

(Fortsetzung.)

Der Centralstern eines Doppelgestirns zeigt meistens die nämliche weißliche, in das Röthliche oder Gelbliche spielende Farbe, wogegen der Satellit unverkennbar blau oder blaugrün erscheint. Dieß ist wenigstens die Regel; seltener kommen Fälle vor, wo der Centralstern weiß oder gelb, und der Satellit roth, oder jener orange, und

dieser grün gefunden wird. Viele Astronomen haben gemeint, diese Erscheinung sey eine bloße optische Täuschung; allein neuere, entscheidende Beobachtungen lassen über die Realität dieses höchst merkwürdigen Farben-Unterschieds schlechterdings keine weiteren Zweifel zu, und es scheint uns daher, daß der Grund in einer allgemeinen qualitativen Verschiedenheit zwischen den Centralsternen und den zugehörenden bloßen Sternsatelliten gesucht werden müsse. Wahrscheinlich befinden sich jene, nach Analogie des Verhältnisses zwischen unserer Sonne und den zugehörigen Planeten, bereits auf einer andern Stufe „sternlicher" (man gestatte uns die Bildung dieses neuen Wortes für einen neuen Begriff) Ausbildung oder Vollkommenheit, als die bloßen Satelliten, und dieser Character kündigt sich in der größern Reinheit und Intensität ihres weißern Lichtes an. Diese Art der Erklärung ist auch eigentlich nur ein anderer oder erweiterter Ausdruck für die Schlüsse, welche schon der ältere Herschel aus ähnlichen Beobachtungen zog. Nach ihm sind selbst die verschiedenen Massen, welche große Räume des Himmels erfüllen, und die man als „Himmelsnebel-Massen" bezeichnet (wir werden unten noch ausführlicher darauf zurückkommen), auf sehr mannichfaltigen Stufen der Entwickelung begriffen. In manchen dieser Massen erkennt auch das stärkste Fernrohr durchaus noch keine bestimmte Organisation; höchstens werden hellere oder dunklere Stellen darin wahrgenommen. Andere solche Nebel dagegen sind schon schärfer begränzt, lichtreicher, und verrathen eine Neigung, sich zur Kugelgestalt, zu wirklichen Weltkörpern zusammenballen zu wollen; man nimmt ganz deutlich einen oder mehrere Kerne wahr, um welche sich die Himmelsmasse in immer bestimmtern Formen ansetzt. Herschel zieht daraus mit Recht den Schluß, daß der Akt der Weltschöpfung keineswegs ein geschlossener sey, und daß vielmehr die freie Thätigkeit des Universums eben in der fortgehenden Vereinigung der den Raum erfüllenden Weltelemente zu neuen wirklichen Sonnen- und Planetengebilden bestehe, welche sich demgemäß auf einer durch die Zeit bedingten, nothwendig verschiedenen Organisationsstufe befinden müssen. Diese Idee ist mir immer so erhaben und des Weltenschöpfers so würdig vorgekommen, daß mich dünkt, man brauche sie nur zu hören, um von ihrer Richtigkeit durchdrungen zu seyn; und es erscheint also nur consequent, in weiterer Ausdehnung derselben anzunehmen, daß es auch schon weiter vorgerückte Himmelsgebilde gebe, an welche die Zeit und die schaffende Natur gleichsam die letzte Hand zu legen habe, und daß die Sternsatelliten, wenn gleich an und für sich schon Formationen höherer, als bloß planetarischer Ordnung, im Vergleich zu ihren Centralsternen dahin gehören.

Was nun die nähere Beschaffenheit jener großen Himmelsnebel-Massen betrifft, deren wir oben vorläufig mit dem Versprechen erwähnten, ausführlicher darauf zurückzukommen, und um deren genauere Beobachtung sich in der neuesten Zeit ganz besonders der jüngere Herschel verdient gemacht hat, so muß man zunächst zwei wesentlich verschiedene Arten derselben unterscheiden. Die einen sind die sogenannten auflösbaren Nebel, d. h. solche Massen, welche sich zwar in schwächern Fernröhren nur als unbestimmte Lichtschimmer oder Lichtwolken darstellen, von stärkern Instrumenten aber in, wenn wir so sagen dürfen, Conglomerate unzählbarer kleiner, sehr dicht gedrängter Sterne aufgelöst werden. Solche Sternanhäufungen belegt die neuere Astronomie mit dem Namen der Sterngruppen, und sie erscheinen, unter dem Gesichtspunkte unserer obigen Theorie, als solche Formationen, wo die Zusammenschichtung von Weltkörpern aus Weltenstoffen schon weiter vorgeschritten, oder bis auf einen gewissen

Grad vollendet ist. Anders verhält es sich dagegen mit der zweiten Art dieser Nebel, denen schon Herschel der Vater den Namen der milchigen Nebel beigelegt hat. Sie werden auch durch unsere allerstärksten Instrumente nicht in bestimmte Gebilde aufgelöst, und enthalten dergleichen wahrscheinlich auch noch gar nicht, sondern sind ganz eigentlich nur solche, auf der untersten Stufe der Organisation stehende dichtere Zusammendrängungen von Weltelementen, Welturanfängen, wie wir dergleichen schon oben erwähnt haben. Es finden sich ganze große Regionen des Himmels, oft von mehreren Quadratgraden, welche völlig von solchen Nebelmassen erfüllt sind; dergleichen Nebelgebiete, oder Nebelfelder haben meistens ein schuppen- oder flockenartiges Ansehen, wodurch sie einige Aehnlichkeit mit unsern sogenannten Lämmerwolken erhalten. Man kann annehmen, daß nahe an 200 Quadratgrade des Himmels mit diesen Nebelfeldern bedeckt sind; und da die ganze Himmelskugel, wie wir oben gesehen haben, beiläufig 40,000 Quadratgrade enthält, so wäre dieß also fast der 200ste Theil derselben. — Die Einbildungskraft erliegt der Idee eines fortgehenden Weltenschöpfungsacts in so ungeheuren Ausdehnungen.

Die eben von uns versuchte Eintheilung der Himmelsnebelmassen in zwei große Hauptarten läßt übrigens, nach Maßgabe der mehr oder minder vorgeschrittenen Ausbildung dieser Massen, noch eine Menge von Unterabtheilungen zu, wie eine solche fernere Specifizirung von der neuesten Astronomie auch wirklich angewendet worden ist, um jeder Species einen immer bestimmteren Character zu sichern. Im Allgemeinen aber besteht der Gegensatz, wie wir gezeigt haben, doch nur darin, daß die stufenweise Verdichtung der Nebel entweder noch eine bloß schaffende Natur oder bereits eine formbildende Thätigkeit der Materie ankündigt; *) und Alles bezieht sich auf fortgehende Weltenbildung, obwohl durch Zeiträume bedingt, welche für unser eingeschränktes Begriffsvermögen den Umfang von Ewigkeiten haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Gemeindewesen.

Ueber die Ursachen der Verarmung in den Städten.

Wer an den Angelegenheiten der Menschheit aufrichtigen Antheil nimmt, den lade ich freundlich zum aufmerksamen Lesen und Nachdenken untenstehender Bemerkungen eines wahren Deutschen Mannes ein, der aus wohlwollender Gesinnung freimüthig und unerschrocken manchen Krebsschaden, der am Marke des Staates unablässig nagt, aufzudecken wagt, und zu seiner Vertilgung wirksame Heilmittel vorschlägt. Möchten sich doch, so lange es noch Tag ist, kraftvolle, erfahrene und wohlmeinende politische Aerzte finden, die den viel verzweigten und tief nagenden Krebsschaden ausschneiden und den kranken Staatskörper heilen!

R.

Als in Nro. 287 und 300 des „Allgemeinen Anzeiger“ 1833 dieser für unsere Zeit so wichtige Gegenstand zur Sprache kam, nahmen wir uns vor, Einiges in jener Darstellung zu berichtigen und zu ergänzen. Wir thun dieß um so lieber, da bereits Widersprüche gegen die dort aufgestellten Behauptungen in d. Bl. erhoben worden sind, welche ebenfalls Berücksichtigung verdienen.

Nicht ohne Grund fand der Verfasser jenes Aufsatzes in der unbedingten Gewerbfreiheit eine Ursache der Verarmung in den Städten. Denn wie verschieden auch die Ursachen derselben seyn und wie nahe und fern sie auch liegen mögen, so bestätiget die Erfahrung

*) Ganz derselben Ansicht ist der Wiener Astronom Littrow in einer, über diesen Gegenstand eben an das Licht tretenden besondern Abhandlung.

doch immer mehr, wie gefahrvoll es ist, fest bestandene Einrichtungen, wie das Zunftwesen, mit einem Schlage zu vernichten. Gebildet in der Schule der Alten, ehren wir auch gern alte Sittensprüche, als die: „Alles mit Bedacht“, „Ordnung erhält das Volk“ und „Laß einem Jeden das Seine“. Und ob wir schon gern mit der Zeit fortgehen, und das Gute ehren, wo wir es finden, so können wir uns doch mit der so hoch gepriesenen Gewerbfreiheit nicht befreunden, weil sie mehr Nachtheil als Vortheil bringt, jeder guten Ordnung widerstrebt, und als eine fremde Frucht nur in einem jungen Staate, nicht aber bei uns gedeihen kann, indem durch sie bei einer größeren Bevölkerung das Recht, das Eigenthum Anderer zu tief verletzt wird, und hier andere Verhältnisse und Einrichtungen Platz greifen müssen, wenn das an und für sich künstliche Staats-Gebäude nicht in seinen Grundfesten erschüttert werden soll.

Hören wir hierüber einen alten, vormals Sächsischen Communal-Beamten R., dessen gutachtlicher Bericht so anhebt: „Seit sechs Jahrhunderten bestehen die Zünfte in Sachsen. Aber dieser schöne Deutsche Baum, der so tief und weit umher seine Wurzeln verbreitet, und mancher Auswüchse ungeachtet, so schöne Früchte getragen hat, soll nunmehr ausgerottet und an dessen Stelle ein fremdes Gewächs, Gewerbfreiheit genannt, verpflanzt werden.“ Freimüthig und mit tiefer Sachkenntniß sucht er zu beweisen, daß durch die Aufhebung der Zünfte das Gleichgewicht zwischen Stadt und Land gestört, die nöthige Wechselwirkung zwischen beiden gehemmt und die Werthlosigkeit aller städtischen Erzeugnisse und aller Landesprodukte, durch eine unverhältnißmäßig gesteigerte Hervorbringung erzeugt werde. Er bemerkt, daß diese Aufhebung durch kein wirkliches Bedürfniß herbeigeführt worden sey, sondern nennt es eine von denjenigen unglücklichen Finanzspekulationen, wo durch die Erhebung einer Patentsteuer zwar viel Steuerpflichtige angezogen würden, und wo der Etat sich günstig stellen müsse, wobei aber nicht gefragt werde, ob der Gesammtheit ein Nachtheil erwachse; da Viele ohne Vorkenntniß oder Vermögen einen Handel oder Gewerbe anfingen, ihren Credit und was sie besitzen, opferten, und dabei sich und Andere zugleich mit zu Grunde richteten. Er nennt es einen offenbaren Mißgriff unserer Zeit, wenn man, anstatt eingeschlichene Mißbräuche abzustellen, es vorzieht, das Kind mit dem Bade auszuschütten, und eine so ehrwürdige Einrichtung, wie diese, aufzulösen. Und dieser Bericht war vielleicht Ursache mit, daß die Gewerbfreiheit in Sachsen bis jetzt noch nicht eingeführt wurde. In so fern aber, als diese Gründe schlagende Beweise für unsere Behauptungen sind, fragen wir alle Deutsche Biedermänner, ob eine Maßregel, wie diese, welche zunächst von einem Volke ausging, das alle Schranken der Ordnung durchbrach, in dessen Mitte der Heerd innerer Gährung noch nicht erloschen ist, weil es an bürgerlicher und christlicher Tugend, an Ehrfurcht vor dem Gesetze zu mangeln scheint: ob diese Maßregel für uns ernste und gewissenhafte Deutsche ein Vorbild seyn kann?

Nein, meine Freunde, die Ihr hier irgend als Gegner auftretet, nur was der Gesammtheit nützt und frommt, was Keinen verletzt, bleibe Grundsatz und Gesetz der Deutschen Staatsverfassung! Darum hat auch der Verfasser jenes Aufsatzes ganz recht, wo er 2) vorschlägt, daß Niemand einen Gewerbschein lösen könne für ein Gewerbe, daß er nicht praktisch erlernt und von dem er nicht Proben seiner Geschicklichkeit abgelegt habe, weil der Staat verpflichtet ist, alle Staatsbürger gewissermaßen zu bevormunden, und sie zu glücklichen Bürgern zu erziehen. Auch sind wir einverstanden, wenn er 3) sagt, daß jedes Ge-

werbe abgeschlossen, für sich eine Innung bilden solle, mit einem Vorstande für Meister und Gesellen, eine Einrichtung, wie sie in Sachsen längst besteht.

Wer möchte verkennen, daß schon dieß allein hinreichend ist, zu wünschen, daß das Innungswesen wieder hergestellt, und wo es noch nicht aufgehoben ist, verbessert werde, je mehr dadurch nicht allein der Pfuscherei gesteuert, sondern auch zugleich von den Innungen zur Erhaltung der Ordnung eine Verpflichtung übernommen wird, welche außerdem dem Staate zur Last fallen muß. Die Zünfte drangen mit einer Strenge auf gewisse Lehrjahre und eine gewisse Wanderzeit. Dieß ist gut und zweckmäßig, weil der Verstand nicht vor den Jahren kommt. Der Künstler und Kaufmann, welchem fünf oder sechs Lehrjahre vorgeschrieben waren, soll sich während der Zeit nicht nur praktisch ausbilden, sondern sich auch Festigkeit des Characters erwerben, weil er als Comptorist oder Cassirer und Gehülfe oft mehr Gelder in die Hände bekommt, als mancher Beamte, welcher in Pflicht genommen wird, und mehr als dieser beaufsichtigt werden kann. Ein anderes Gute ist die Beaufsichtigung der Lehrlinge und Gesellen bei den Zünften. Diese sind und waren als Familienglieder zu betrachten, und hatten oder haben in der Regel Kost und Wohnung bei den Herren und Meistern. Die wandernden Gesellen erhielten Unterstützung, und dieß Alles kostete dem Staate gar nichts.

Leichten Muthes, wenn er etwas Tüchtiges gelernt hatte, ergriff der junge Mann seinen Wanderstab, oft ohne alle Geldmittel zur Reise. Und ob wol Mancher ein planloses Leben trieb, oder wol gar ein Landstreicher wurde (was Alles durch polizeiliche Maßregeln vermieden werden kann), so fand sich doch an Meister und Meisterinn manches Vater- und Mutterherz, welche sich des unerfahrenen Gesellen liebreich annahmen, weil auch ihre eigenen Kinder ein solches Loos traf, und sie vertraten wahrhaft Elternstelle. Es war das Familienleben, das so sehr gesunkene Familienleben; es waren Bürgertugenden, Werke der Liebe, die dort gepflegt und erhalten wurden. Fragen müssen wir daher, ob je eine Gewerbschule, ohnehin eine Anstalt für Bemittelte, dieß Alles ersetzen kann? Fragen müssen wir: wer nimmt sich des armen oft verwaisten und verwahrlosten Jünglings an, der keine Mittel zur Reise besitzt; ist er allein erkoren, ein trauriges Daseyn zu führen? Wie mancher oft durch Umstände und Natur wenig begünstigte Jüngling bildete sich in der Fremde, machte fern vom Vaterlande sein Glück, oder kehrte mit Kenntnissen reich ausgestattet in seine Vaterstadt zurück, und ward ein guter Bürger des Staates. Es ist unrecht, wenn man nur immer die Schatten-, nicht aber auch die Lichtseite einer solchen Einrichtung erblicken will, und die neuere Zeit hat gelehrt, daß nur dann die Staatszwecke sich allgemein bewähren, wenn sie christlich sind und mit dem Gebote der Liebe zusammentreffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Morgengedanken.

Von Thuringus.

Viele Christen verlachen die Wilden, welche glauben, daß sie nach dem Tode dasselbe Naturleben, nur in einem erhöhteren Grade fortführen werden. Gelacht ist bald; interessant aber wäre es, wenn nur ein Paar Hundert von den Klügeren ihre Ansichten über das Geheimniß des Todes mittheilten, frei, ohne Rücksichtnahme. Der Zuhörer würde wahrscheinlich an den Babylonischen Thurmbau denken.

Zwei Krankheiten herrschen in unserer Zeit: Ueberspannung und Ermattung, beide gegenseitig

bedingt, hervorgerufen aus getäuschten Hoffnungen. Die Mehrzahl gleicht einem Wanderer, dem auf einem hohen Berge eine schöne Aussicht und ein süßer Ruheplatz versprochen. Er nimmt einen scharfen Anlauf, die versprochenen Seligkeiten reizen ihn stark, mit heftig angestrengten Kräften gelangt er endlich an das erwünschte Ziel, eiskalte Luft nimmt ihn in Empfang, ermattet sinkt er nieder. —

Aphorismen.

Freiheit ist das geläuterte Gold aus dem Schachte der Politik und Religion. Politik ohne Religion — Kreuzigung der Körper; Religion ohne Politik — Verwirrung der Geister.

Die Schönheit der Natur ist die Gedankenblume der Gottheit.

Der Philolog steht stets mit einem Fuße im Grabe.

Die Philologie ist ein Pilz, der giftig wird, wenn er auf dem Boden der Scholarchie wächst.

Klinger ist der Poesie, was der Springer im Schachbrette.

O über das Menschengeschlecht, daß es das Geld zum Magnet stempelte! Sie ahneten nicht, welchen Zwerg sie zum Riesen machten.

Friedrich Goldschmied.

Räthsel.

Manch Ding, das klar in die Sinne fällt,
Gelang mir, vor dir zu verstecken,
Heut' sollen auch Geister der irdischen Welt
Mit scheinbarer Maske dich necken,
Denn eh' ich den Schleier von ihnen gelüpft,
Sind schon sie behende dem Boden entschlüpft.

Sie steigen sichtbar und unsichtbar
In schwer erklimmbare Höhen,
Doch ihre gebildete Kriegerschaar
Ist grau, schwarz, weiß auch zu sehen,
Verbirgt sich selten dem menschlichen Blick,
Und fließt auch ein auf des Menschen Geschick.

Ja, wenn sie sich auch vor den Menschen versteckt,
So blinken doch golden die Waffen,
Vor denen manch' eherne Waffe sich streckt,
Ihr Gold wird der Geiz nicht erraffen;
Es treibt ihn selbst von den Kisten fort,
Die sonst ihm waren sein liebster Ort.

Die Kriegerschaaren verkünden sich auch
Mit schweren und lauten Geschützen,
Der schallendste Lärm ist ihr Kriegesbrauch,
Wenn blendend die Waffen erblitzen,
Und beider Heere vereinigter Muth
Ermordet sie Beide mit grimmiger Wuth.

Dann steigen die Geister ganz leise herab
Von ihren bestiegenen Höhen,
Doch sieht man noch über der Krieger Grab
Den schönen Triumphbogen stehen,
Und eh' ich den Schleier von ihnen gelüpft,
Sind schon sie hinein in den Boden geschlüpft.

J. G. M.

Bitte.

Einem Interessenten des Bürgerfreunds fehlen bei seinem Exemplare die Nrn. 8, 12, 13, 14 vom Jahrgange 1833, die, damals sogleich vergriffen, bei den mehrsten Exemplaren verschwunden sind. Erneuertes Interesse des Gegenstands veranlaßt die Bitte an etwaige Besitzer, diese Nummern gegen angemessene Vergütung abzutreten, und bei der Redaction gütigst einzureichen.

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreund Nro. 20.

Bremen, Donnerstag den 10. März 1836.

Gestorben:

Nro. 243. Den 2. März. Des Küpers Albert Kruse Tochter, 5 Tage; kleine Helle Nro. 12.

— 244. Den 3. — Des Arb. Cord Töbelmann Tochter, 4 Wochen; Klosterstraße Nro. 25.

— 245. Den 4. — Des Arb. Cord Töbelmann Tochter, 4 Wochen; Klosterstraße Nro. 25.

— 246. Den 4. — Die Schullehrerinn Elise Marie Caroline Dove, 22 Jahr; Osterthorswallstraße Nro. 91.

— 247. Den 4. — Der Arb. Joh. Friedrich Martens, 35 Jahr; Walldammstraße Nro. 21.

— 248. Den 5. — Des verstorb. Schuhmachers Friedrich Chr. Heinr. Schmidt Wittwe, geb. Hirth, 55 Jahr; Grützmacherstraße Nro. 22.

— 249. Den 5. — Sophia Johanna Bringemann, 72 Jahr; Armenhaus.

Nro. 250. Den 5. März. Die Näherinn Marie Luise Dorothea Becker, 33 Jahr; Obernstr. Nr. 66 (Vorst).

— 251. Den 5. — Des Maschinenmeisters auf dem Dampfboote Heinr. Wilh. Ludwig Sturm Tochter, 9 Wochen; Eckhardts-Gang Nro. 3.

— 252. Den 5. — Des Maurergesellen Johann Albert Röper Tochter, 10 Monat; Punkendeich N. 64.

— 253. Den 6. — Der Kartenmacher Joh. Chr. Ludolph Schultz, 48 Jahr; gr. Krummenstr. N. 16.

— 254. Den 6. — Der Korbmachermeister Johann Georg Tauke, 55 Jahr; im Sack Nro. 4.

— 255. Den 7. — Johannes Lampe, 3½ Jahr; Görs-Hof.

— 256. Den 7. — Des Uhrmachers Carl Friedr. Rauschelbach Tochter, ¾ Jahr; Schüsselkorb Nro. 16.

Geburten:

Nro. 247. Den 2. März. Des Dienstknechts Diedrich Otto Ehefrau, geb. Wohlers, Hastedt; von einem Knaben.

— 248. Den 2. — Ein Knabe.

— 249. Den 2. — Des Arb. Franz Heinr. Pähle Ehefr., geb. Held, Kirchenstraße Nro. 21; von einem Knaben.

— 250. Den 3. — Des Kahnschiffers Joh. Anton Gesselmann Ehefr., geb. Klevenhusen, Wichelnburg Nro. 2; von einem Mädchen.

— 251. Den 3. — Des Schuhmachermeisters Hermann Christ. Ruhase Ehefr., geb. Traue, Pelzerstr. Nro. 14; von einem Knaben.

— 252. Den 3. — Des Zeichenlehrers Wilh. Gottfr. Zahn Ehefr., geb. Wittrock, Ansgariithorswallstraße Nro. 16; von einem Mädchen.

— 253. Den 3. — Des Malers Johann Caspar Wacker Ehefr., geb. Husing, Wegesende Nro. 12; von einem Knaben.

— 254. Den 3. — Des Galanteriehändlers Friedr. Precht Ehefr., geb. Wienken, Sandstraße Nro. 10; von einem Mädchen.

— 255. Den 4. — Des Arb. Wilh. Ernst Drettmann Ehefr., geb. Corßen, Degen-Gang Nro. 9 (Neustadt); von einem Mädchen.

— 256. Den 4. — Des Cigarrenmachers Johann Daniel Leitgeb Ehefr., geb. Wohlers, Bleicherstraße Nro. 21; von einem Knaben.

— 257. Den 4. — Des Arb. Joh. Hinr. Brandt Ehefr., geb. Lampe, Buntenthorssteinweg Nro. 115; von einem Knaben.

— 258. Den 4. — Des Friseurs Carl Joseph Theodor Haase Ehefr., geb. Meißner, Balgebrückstraße Nro. 17; von einem Mädchen.

— 259. Den 4. — Des Ar. Friedr. Woltmann Ehefr., geb. Kahlenberg, außerm Steinthor Nr. 81; von einem Knaben.

Nro. 260. Den 5. März. Des Stuhlmachers Joh. Heinr. Conr. Rummelmann Ehefr., geb. Röder, gr. Sortillenstraße Nro. 62; von einem Knaben.

— 261. Den 5. — Des Schiffskapitäns Joh. Hinr. Homann Ehefr., geb. Scheele, neuen Steinweg Nro. 14; von einem Mädchen.

— 262. Den 5. — Des Schuhmachers Joh. Hinr. Wiechmann Ehefr., geborne Schnibbe, Marterburg Nro. 48; von einem Knaben.

— 263. Den 5. — Des Schuhmachermeisters Heinrich Heißenbüttel Ehefrau, geb. Ahlers, gr. St. Annenstraße Nro. 84; von einem Knaben.

— 264. Den 6. — Des Schornsteinfegers Herm. Ludewig Leonhard Ehefr., geb. Paborn, Langenwieren Nro. 11; von einem Mädchen.

— 265. Den 6. — Des Schuhmachermeisters Joh. Christian Christoph Witte Ehefr., geb. Begemann, Geeren Nro. 9; von einem Knaben.

— 266. Den 6. — Des Hökers Ludolph Heinrich Guth Ehefr., geb. Kreinhop, gr. St. Annenstraße Nro. 57; von einem Knaben.

— 267. Den 6. — Ein Knabe.

— 268. Den 7. — Des Arb. Gerd Hinrich Poggenburg Ehefr., geb. Alberding, Muggenburg N. 44; von einem Mädchen.

— 269. Den 7. — Des Lotterie-Collecteurs Adolph Arnold Heinrich Rocholl Ehefrau, geborne Mehler, Ellhornstraße Nro. 25; von einem Knaben.

— 270. Den 7. — Des Branntweinbrenners Albert Bätjer Ehefrau, geborne Stellmann, große St. Annenstraße Nro. 25; von einem Knaben.

— 271. Den 7. — Des Musiklehrers Johann Daniel Wilhelm Rakemann Ehefrau, geborne Reindahl, Neustadtsdeich Nro. 20; von einem Mädchen.

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönzen, Catharinenstraße № 36.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 21.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 13. März 1836.

Um wie viel leichter wird's dem Geist' gelingen,
Der Hülle ledig, aufwärts sich zu schwingen.
D.

Macht der Gedanken.

Welten auf und Welten nieder
Schwinget sich mit Sturmgefieder
Der Gedanken Geisterflug;
Und sie landen jetzt an Küsten,
Die noch nie die Schiffer grüßten
Nach dem kühnsten Forscherzug;
Drängen jetzt sich durch die Sphären,
Wohnen unter Sonnenmeeren,
Wo kein Busen Leben schlug;
In der Vorwelt tiefstes Dunkel
Dringen sie, wie Sterngefunkel
Aus dem hohen Himmel fällt,
Wandern kühn in Augenblicken
Ueber Jammer und Entzücken
Durch die gränzenlose Welt.

Groschvetter.

* Der Bremische Syndicus Gerlach Buxtorf.

Eine biographische Skizze
von
Senator Dr. Deneken.

In der Bremischen Geschichte ragt ein Mann vorzüglich hervor, welcher unserm Staate in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, als dieser von allen Seiten mit den schrecklichsten Gefahren bedroht wurde, und die Stürme des 30jährigen Krieges gegen ihn sich erhoben hatten, von der Vorsehung ihm zum schützenden Genius gegeben war.

Dieser Mann war Syndicus Buxtorf, welcher unter den größten Staatsmännern der damaligen Zeit hervorglänzte und bewies, wie wahr das Wort der Schwedischen Königinn Chri-

stina gewesen ist, indem sie sagte: „Die kleinsten Staaten geben der Geistesfähigkeit des größten Mannes volle Beschäftigung.“

Die Familie der Buxtorf stammt aus der zwischen Hamm und Dortmund in Westphalen belegenen Stadt Camen; der Vater unseres Syndicus — Joachim — war daselbst Bürgermeister, dann ward er von dem Grafen v. Waldeck zum Rath und Kanzler ernannt, und in eben dieser Würde in der Folge von dem Landgrafen in Hessen nach Marburg gerufen, wo er sich einen ausgebreiteten Ruhm erwarb, und mit Hinterlassung eines einzigen Sohnes — unsers Gerlach's — starb. Die trefflichen Anlagen, womit die Natur diesen Jüngling reichlich ausgestattet hatte, wurden mit der größten Sorgfalt — anfangs von seinem gelehrten Vater in Marburg, in der Folge von dessen Bruders Sohn, dem berühmten Forscher der Hebräischen Sprache, dem Professor Johannes Buxtorf in Basel — ausgebildet. Er widmete sich mit Genie und mit ausdauerndem Fleiße der Rechtswissenschaft, besuchte mehrere der ersten Deutschen und Niederländischen Universitäten und erhielt in Basel im Jahre 1611 die Doctorwürde, nachdem er sich durch eine, nachhin in Form eines Tractats neu aufgelegte Inaugural-Dissertation, De aurea bulla, der gelehrten Welt als einen ächten Kenner des Deutschen Staats-Rechts empfohlen hatte.

Mit einem seltenen Schatze von gelehrten Kenntnissen ausgerüstet und mit einem scharfen Beobachtungsgeist unternahm er nun eine große Reise. Sie ging durch Deutschland, Italien, Frankreich, England und Holland. — Die Freundschaft, die er auf diesen Reisen mit vielen Staatsmännern und Gelehrten stiftete, unterhielt er sorgfältig durch Briefwechsel, und diese Verbindungen gereichten in der Folge ihm zu wesentlichem Vortheile. Es gelang ihm durch den Umgang mit Personen aus den gebildetsten Ständen in verschiedenen Ländern nicht nur eine praktische Kunde der neuen Sprachen, sondern auch eine Feinheit und Gewandheit der Sitten und vorzüglich die Weltklugheit sich zu erwerben, die — verbunden mit einem gefälligen Aeußern und einer natürlichen Beredsamkeit, ihn zu einem vollkommenen Staatsmann bildete. Eines solchen bedurfte Bremen. Zwar fehlte es hier nicht an Männern, welche, wie Bürgermeister Krefting, mit tiefer Gelehrsamkeit die Statuten commentirten, und welche, wie Bürgermeister Hoyer und die Senatoren Houcken und Havemann, den Staat im Innern und vorzüglich die Justiz trefflich verwalteten, auch die Rechte des Staats gegen Auswärtige in gründlichen Deductionen auszuführen verstanden; allein dieß genügte nicht. Damals, als der Oldenburgische Graf Anton Günther mit seinem jugendlich-feurigen Unternehmungsgeist unter der klugen Leitung seines erfahrenen Kanzlers Prott den in den vorigen Jahrhunderten zu mehreren Malen versuchten, aber noch immer gescheiterten Plan, einen Zoll an der Weser anzulegen, erneuerte, und diesen bald auf offenen, bald auf geheimen Wegen mit aller Kraft und Klugheit durchzusetzen sich bestrebte; den Bremern hingegen Alles daran lag, daß der ungehinderte Gebrauch des zu ihrer Handlung und Nahrung unentbehrlichen Weserstromes durch keinen Zoll ihnen beschränkt werden möchte, entstand ihnen das dringende Bedürfniß nach einem Mann, welcher die Gabe besaß, mit Anstand und Würde an den Höfen des Kaisers und der Fürsten zu erscheinen, der die Menschen kannte, der gut zu hören und gut zu reden wußte, der die Intriguen zu durchschauen und ihnen geschickt zu begegnen und die Gemüther für sich zu stimmen, sie in sein Interesse zu ziehen und nach seinen Plänen sie zu leiten verstand; kurz, der die Künste der Diplomatik nicht bloß theoretisch kannte, sondern sie auch unter jeden Umständen mit einem gewandten

Geist anzuwenden verstand. Diese Eigenschaften fanden sich in Buxtorf in vollem Maße vereint. Ihm ward daher in dieser so kritischen Periode das wichtige Amt eines Syndicus in Bremen am 11. December 1614 angetragen, und der junge, an Geist und Körper gleich rüstige Mann trug kein Bedenken, diesem ehrenvollen Rufe zu folgen.

Die erste Sendung, welche man ihm auftrug, war von den glänzendsten Folgen begleitet.

Es hatte der zu Augsburg geschlossene, durch Gewalt erzwungene Religionsfriede die Gemüther nicht vereint. Die Katholiken sahen die Protestanten noch immer als Abtrünnige an, denen sie nicht völlig gleiche Rechte zustehen wollten. Daher fanden einige protestantische Fürsten sich bewogen, unter sich und mit den mächtigsten protestantischen Städten bereits im Jahre 1608 unter dem Churfürsten Friedrich von der Pfalz die evangelische Union zu schließen, die als ein Damm den Eingriffen der Katholiken und der von diesen unter dem Herzog Max von Bayern im folgenden Jahre geschlossenen Ligue entgegengesetzt werden sollte. Diese verbündeten Protestanten bemerkten bald, daß ein geheimer Briefwechsel unter ihnen nicht vermochte, der feinen Politik ihrer Gegenpartei mit Glück entgegen zu kämpfen. Sie wählten deßwegen ein kräftigeres Mittel zu einer engeren Verbindung. Sie entschlossen sich zu Zusammenkünften durch Deputirte in jedem besonderen Kreise, und als Deputirter von Bremen ward nun Syndicus Buxtorf zu einer solchen im März 1615 zu Lüneburg angesetzten Zusammenkunft gesandt. Ein Haupt-Gegenstand der Berathung war die vorzüglich zum Nachtheil der protestantischen Stände in Deutschland eingerissenen Mißbräuche und Mängel der Münze.

Buxtorf schlug mit tiefer Sachkenntniß Mittel zu deren Abstellung vor und brachte die Ernennung eines Kreis-Obersten in Vorschlag. Mit ungetheiltem Beifall wurden seine Vorschläge angenommen. Durch diese seine erste Mission ward sein Ruhm entschieden.

Im Jahre 1616 verfertigte er in einer zwischen Bürgermeistern und Rath der Stadt Bremen und dem Erzbischof und Domkapitel über die Unmittelbarkeit der Stadt beim Reichs-Kammer-Gericht in der Appellations-Instanz anhängigen Rechtssache eine im Manuscript noch vorhandene Deduction, wodurch er auf immer seine gründliche Gelehrsamkeit und seine Gabe, auch durch schriftliche Vorträge zu überzeugen, documentirt hat.

Seinen Händen wurden nun vorzüglich die damals so wichtigen hanseatischen Angelegenheiten anvertraut. (D. Forts. f.)

Der Fixsternhimmel.

(Fortsetzung.)

Gleichwohl kann man, bei näherer Verfolgung dieses Gegenstandes, die unendliche Mannichfaltigkeit der Gebilde und ihrer Formen nicht genug bewundern, welche der Fixsternhimmel, nachdem ihn unsere Telescope immer mehr und mehr durchdringen, den erstaunten Blicken darbietet. So bezeichnet der Französische Astronom Messier unter Nro. 27 seines, diesen Beobachtungen besonders gewidmeten Catalogs, eine solche Nebelmasse, welche Herschel, der Sohn, jetzt näher untersucht und darin eine der wunderbarsten Erscheinungen des Himmels erkannt hat. Es ist dieß ein elliptischer Nebel, welcher aber aus zwei sehr verschiedenen Nebelgattungen zusammengesetzt ist, die beide vollkommen symmetrisch unter einander vertheilt sind. Die große Axe dieser Ellipse faßt gegen acht Minuten. Die mittlere Region dieser sehr schönen Nebelmasse ist ausgezeichnet hell und findet sich von einem dunkleren Nebel, in Gestalt eines Ellipsoids (d. h. eines Körpers, welcher durch Umdrehung einer Ellipse um eine ihrer Axen, hier die große, ent-

steht) eingefaßt. Das Licht beider Nebel ist „unauflösbar“, wie wir diesen Ausdruck oben von solchen Himmelsnebeln gebraucht haben, welche sich auch durch unsere stärksten Instrumente nicht in Sterne auflösen lassen. Indeß unterscheidet man vier Sternchen der zwölften bis funfzehnten Größe darin, die aber wahrscheinlich nur durch die Masse hindurch schimmern. Der ungemein symmetrische Bau des Ganzen macht dasselbe aber höchst merkwürdig. Ferner erwähnt Nro. 2 desselben Messier'schen Catalogs einer sehr schönen, großen, runden Sterngruppe, in welcher die Sterne sämmtlich von der zwölften bis vierzehnten Größe alle gleich weit von einander abzustehen und gegen den Mittelpunkt nicht dichter zusammengedrängt zu seyn scheinen, als die sphärische Form des Ganzen bloß nach optischen Gesetzen fordert. Die Mitte der Gruppe ist sehr hell und beinahe flammend, und gleicht einem Haufen von Goldsand.

Wir haben dieses Gebild des Fixsternhimmels besonders hervorgehoben, da es zu den, wenn auch unter unzählbaren Modificationen der Form vorkommenden Centralsystemen zu gehören scheint, wo sich Sonnen und Sonnen auf einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt beziehen, welcher entweder durch einen Weltkörper noch höherer Ordnung, oder, wie hier, durch ein, dessen Stelle vertretendes Etwas erfüllt wird, dessen eigentliche Natur durch unsere Telescope noch nicht hat enträthselt werden können. Wie dem nun aber sey, so folgt doch daraus wenigstens, daß die Weltkörper, welche das Universum erfüllen, nicht bloß der Zahl, sondern auch der Beschaffenheit nach unendlich sind, und daß unser Begriffsvermögen gewiß kaum noch eine Ahnung von diesem stufenweisen Fortschreiten zum Ideal der Form besitzt. Denn als das allgemeinste Hauptresultat der neuen Entdeckungen am Fixsternhimmel darf unzweifelhaft die dadurch erlangte Gewißheit betrachtet werden, daß es im Universum Systeme viel höherer Ordnung, als die Zusammenstellung eines Gefolges von Planeten und Nebenplaneten zu einem Centralkörper giebt, wie unser System ein Beispiel davon darbietet, und daß sich Sonnen mit einem Gefolge untergeordneter Sonnen und Gestirne von noch unerforschter Beschaffenheit darin vorfinden, auf welche sich ganze Systeme eben so, wie die einzelnen Planeten auf unsere Sonne beziehen.

Ich kann diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne noch des größten, merkwürdigsten und geheimnißvollsten aller lichteren Nebel Erwähnung zu thun, welcher bei θ des Orion steht und schon um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts von dem Holländischen Astronomen Huygens *) beobachtet, beschrieben und abgebildet wurde. Dieser Nebel ist nachher fast für alle beobachtenden Astronomen ein Gegenstand der Bewunderung gewesen, und wir besitzen fernere Beschreibungen desselben von Derham, Godin, Mairan, Picard, Legentil, Messier, und in der neuesten Zeit von Schröter und Herschel, dem Sohne, welche sich, unterstützt durch ihre vortrefflichen Instrumente, ganz besonders verdient um seine nähere Zergliederung gemacht haben. Letzterer hat in den von uns eben citirten Memoiren der Londoner astronomischen Gesellschaft eine detaillirte Abbildung dieses Nebels gegeben, welche an Genauigkeit alle früheren Versuche weit hinter sich läßt: man muß die wunderbare Erscheinung durch die allergrößten und stärksten Instrumente am Himmel selbst beobachtet haben, um das ganze Ver-

*) Diese Beschreibung, welche als die erste ausgezeichnete eines Himmelnebelflecks schon eine besondere Erwähnung verdient, findet sich in seinen Werken: Hugonii opera III. S. 540. Sie mag von denen eingesehen werden, welche die Fortschritte der neuesten Astronomie durch Vergleichung mit den Aufsätzen des jüngeren Herschel über diesen Gegenstand in den Transact. of the astron. Soc. kennen lernen wollen.

dienst der Herschel'schen Zeichnung zu würdigen. Dieser Nebelfleck steht unter dem mittelsten der gleich in die Augen fallenden drei Sterne im Gürtel des Orion, welche auch den Namen des Jakobstabes führen; und er ist durch die Schönheit seines Anblicks, die Eigenthümlichkeit seiner Gestalt, die Abwechselung seiner Beleuchtung und die Unerklärbarkeit seiner ganzen Natur gleich ausgezeichnet und gleich geeignet, einen augenscheinlichen Beweis von der Richtigkeit der Behauptungen zu geben, die wir oben über die Unendlichkeit und Unergründlichkeit der Formen des Universums aufgestellt haben. Ein Theil dieses Nebels ist ungemein hell, ein anderer wiederum blaß und matter schimmernd, und noch ein anderer ganz dunkel, bis zur tiefsten Schwärze. Jener hellere Theil erglänzt aber nicht sowohl in einem stetigen Lichte, sondern scheint vielmehr in gleichsam elektrischen, von Zeit zu Zeit energischeren Strahlen aufzulodern. *) Zwischen den dunklern und hellern Stellen bemerkt man keinerlei Mitteltinten; sie sind, ohne Uebergangsstufen, scharf von einander abgeschnitten. Die in diesem Nebelflecke, selbst in den hellern Theilen, stehenden Fixsterne zeichnen sich sämmtlich durch einen ganz besondern Glanz aus, und ihre Stellung scheint einen eigenthümlichen Bezug zum Nebel anzukündigen; zu Seiten dieses merkwürdigen Himmelskörpers dagegen finden sich viele, in einem düstern, dunstigen Lichte schimmernde, für sich wieder mit kleinern Nebeln umgebene Fixsterne. Der ganze übrige Himmel bietet vielleicht kaum eine zweite Erscheinung dar, welche auch nur als Analogie zu einem Schlusse über die Natur dieser ganz besondern Schöpfung führen könnte.

(Der Beschluß folgt.)

*) Ich halte mich bei dieser Beschreibung weniger an die ältere Huygens'sche, als an die neuere Littrow'sche Darstellung, gleichwie an Herschel's und meine eigenen Beobachtungen.

* Gemeindewesen.

Ueber die Ursachen der Verarmung in den Städten.

(Fortsetzung.)

Noch haben wir zur Lösung unserer Aufgabe den vierten Vorschlag jenes Verfassers zu beleuchten, wo er sagt: Keiner soll sich als Kaufmann niederlassen dürfen, der sich nicht vor einer Innung auszuweisen vermag, daß er die Handlung erlernt hat. Wir können nicht bergen, daß bei den Ansprüchen, welche der Staat an diesen Stand macht, wir einen Abgrund vor uns sehen, wenn von Seiten des Letzteren zur Sicherung der Betriebscapitale und zur Herstellung des gesunkenen Credits nicht Abhülfe geschieht. Denn mit Aufhebung der Zünfte, und weil jeder Unberufene durch den Handel auf leichte Art sein Brod verdienen will, oder reich zu werden gedenkt, sind alle Schranken durchbrochen, in einer Zeit, wo man durch lindernde Heilmittel, durch Absonderung und Gränzsperren, der Völker Wohlfahrt zu sichern gedachte. Der Kleinhändler will den Großhändler machen, und dieser fängt, wegen Mangel an Absatz an, im Kleinen zu verkaufen. Allerdings ist durch die Zollvereinigung ein großer Schritt zur Verbesserung geschehen, und abermals hat Preußen großmüthig hier ein Opfer gebracht. Der Großhandel kann nun an Ausdehnung gewinnen, und der Schleichhandel hat seine Endschaft erreicht. (?) Allein viel ist hier noch zu wünschen übrig; denn der Handel duldet gar keine Gränzen, und nicht das Deutsche Vaterland allein, sondern die ganze Erde ist sein Reich! Jede feindselige Maßregel in den entferntesten Staaten berührt und beeinträchtigt das Ganze. — Weg also mit den Schlagbäumen, zur Ehre der Civilisation, indem sie eben so gegen Menschen- und Völkerrechte sind, als sie Gottes Ordnung widerstreben.

Darum können wir uns auch nicht mit dem

Verfasser jenes Aufsatzes einverstanden erklären, wenn er vorschlägt, daß für jedes Gewerbe eine gewisse Anzahl Theilnehmer festgesetzt werden möchten; auch nicht damit, daß sie ein gewisses Vermögen aufweisen möchten. Denn Ersteres wäre ein offenbarer Eingriff in die Menschenrechte, indem hier wohl zu erwägen ist, daß Geschicklichkeit, Berufstreue und Geschäftserfahruug werbende Capital ist, das vielen Segen bringen kann. Dieß erinnert uns an einen andern Mißgriff unserer Zeit, der in entfernten westlichen und nördlichen Staaten grell hervortritt, wo man das Wahlrecht vom Grundbesitz oder Vermögen abhängig macht, als wenn Intelligenz (Einsichten und Erfahrungen) oder überhaupt Bürgertugend, gar kein Gewicht in die Waagschale zu legen vermöchten! Nein, wir begnügen uns dort bloß mit der Thätigkeit und Geschäftserfahrung, und was die Wahlberechtigung betrifft, so hat auch die Erfahrung gelehrt, daß die Wahl nur dann vollkommen gelingt, wenn nicht die Masse, sondern nur die Intelligenz, der Kern, (die Einsichtsvollsten) des Volkes wählt. Wenn z. B. ein Bezirk, ein Stadtviertel 3 bis 4 Wahlmänner wählt, die anerkannt rechtliche Leute seyn müssen, vielleicht hundert oder tausend Bürger wählen einen Andern oder mehrere, und alle Wahlmänner der Stadt oder der Provinz wählen unter sich zusammen den Einzelnen, welcher verlangt wird: so ist dieß Freiheit im wahren Sinn des Worts, weil sie keinen verletzt und dabei vernünftig ist, und weil jeder Biedermann, er sey arm oder reich, wenn er sonst befähigt ist, ein Recht zu allen Aemtern und Würden erhält.

Darum lasse man auch die Zünfte, weil sie der Gesetzlosigkeit entgegentraten und Ordnung herbeiführten; nicht aber wie sie sind, sondern wie und was sie seyn sollen, Bildungsanstalten, Gewerbsschulen. Und die Wanderschaft, — welche segensreiche Folgen hat sie in körperlicher und in sittlicher Hinsicht durch eine glückliche Vermischung der Völkerschaften! Denn wer brachte Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe in mancher Stadt oder Provinz empor, welche früher im tiefen Schlummer vielleicht lag; waren es nicht fremde Einwanderer? Es sind dieß Erfahrungen, Früchte aus aller Zeit, die immer noch fortreifen; Einrichtungen, die in die neuere Zeit mit übergehen müssen, wenn der Bürgerstand wieder zu Ehren kommen und Segen und Wohlstand verbreiten soll.

Den Handel begünstige man; er ist die Seele und der belebende Grundstoff zur Förderung gemeinsamer Staatszwecke. Sein Nerv ist das Capital und der Credit: diese entziehe man ihm nicht. Beides kann aber nur erhalten und gehoben werden durch wahre Freiheit des Handels; durch gesetzliche Anordnungen und Anstalten, und durch richtige Erziehung seiner Mitglieder. Durch Freiheit, wie angedeutet, wenn alle ihm Verderben bringende Monopole und alle Fesseln, welche ihn beengen, aufgehoben werden. Und hier sind Handelsverträge mit andern Staaten zur Beförderung des freien Verkehrs das kräftigste Mittel; nicht nur weil jedes Landes Eigenthümlichkeit und Boden dieß verlangt, und jedes Dagegenhandeln das natürliche Recht verletzen heißt; sondern weil nur dadurch allein ein Austausch und eine richtige Handelsbilanz erreicht werden kann. Durch gesetzliche Anstalten, wie die erwähnten Zünfte, um Ordnung herbeizuführen, und um jedes Gewerbe für sich abzuschließen. Durch Leihbanken, Credit-Vereine und Magazine zur Hebung des Credits und der Fruchtpreise, wenn sie unterm Werthe stehen, oder zu Verhinderung des Mangels bei Mißwachs: eine Einrichtung, welche wir häufig vermissen, und die doch so zweckmäßig ist, die Verarmung zu hindern!

Durch eine Einrichtung der Art, daß der zu große Besitz, wenn er den Mittelstand und das Eigenthum Anderer beeinträchtigt, unschädlich gemacht wird, damit nicht allein dem Städter seine wohlerworbenen Rechte erhalten werden, und Handel und Gewerbe blühen kann, sondern damit auch der kleinere Besitz, das Betriebs-Capital jedes Staatsbürgers erhalten und die Wechselwirkung zwischen Stadt und Land nicht gehemmt werde.

Einem Jeden das Seine! haben wir oben gesagt. Der Landmann, Pachter, oder Gutsbesitzer baue sein Feld, damit es reiche Früchte bringe; er veredle seine Heerden, aber er fabricire nicht, denn dieß gehört dem Städter. — In den Städten ist der Sitz der Kunst und Wissenschaft, des Handels und der Gewerbe. Hier werden die rohen Stoffe veredelt und die Erzeugnisse des Bodes verwendet. Darum genossen auch zu aller Zeit die Städte gewisse Vorrechte, weil Leben und Unterhalt dort theuer ist, und Kunst und Gewerbsfleiß nicht ohne Opfer erkauft werden kann. Die Städte waren es, hinter deren feste Mauern im Mittelalter sich Kunst und Handel zurückzogen, und wo die rohe Gewalt durchbrochen ward. Verbindungen waren es, die, wie der große Hanseatische Bund, zuerst die Deutsche Freiheit gründeten, und die freien Städte waren es, welche Reichthum und ein gesegnetes Bürgerthum förderten. — Wohl haben sich die Zeiten geändert, und ob man schon geneigt ist, zu glauben, daß Vorrechte dieser Art aufhören müßten, so bestätiget doch die Erfahrung immer mehr, wie gefahrvoll es ist, alles fest Bestehende mit einem Schlage zu vernichten.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Bredenstraße.

So wie verlautet, ist von den Bewohnern der Bredenstraße dem Senat eine Supplik eingereicht worden, um die Verbreiterung dieser Straße zu erwirken. Etwas Nützlicheres und den allgemeinen Verkehr mehr Förderndes kann in unsrer Stadt wohl nicht gewünscht werden, da ein Jeder die fast lebensgefährliche Passage kennt, wenn ein Wagen, welches sehr oft stattfindet, darin auf- oder abladet; und da, wie wir hoffen, obige Bitte höhern Orts Anklang gefunden haben mag, so mögen diese Zeilen dazu dienen, dieses Projekt zu einer allgemeinen Theilnahme anzuregen.

Die Möglichkeit dieser Verbreiterung ist jetzt vorhanden, indem, was vielleicht nie wieder eintritt, augenblicklich drei Häuser in dieser Straße verkäuflich sind, und sich einige Anwohner erboten haben sollen, von ihren Häusern so viel als nöthig ist, um zwei Wagen bei einander passiren zu lassen, herzugeben.

Es hängt also nun davon ab, ob unsere Staatscasse Geld übrig hat, um eine für den Verkehr so wohlthätige Verbesserung vornehmen zu können oder nicht. Diese Entscheidung wird nun wohl dem Convent vorbehalten werden müssen, und daher wäre der Wichtigkeit dieses Gegenstandes halber sehr zu wünschen, daß derselbe bald vorkäme und nicht unberücksichtigt liegen bliebe.

Sollte wider Erwarten dieses Projekt von Staatswegen, unter dem Vorgeben, daß es an Geld mangele, nicht in Ausführung kommen, so muß das Publikum diese Gelegenheit, um sich eine Erleichterung dieser Hauptverbindungsstraße selbst zu schaffen, nicht vorüber gehen lassen, und wir schlagen daher eine „Subscription zur Verbreiterung der Bredenstraße“ durch die Stadt vor, da man doch schon etwas Aehnliches für einen Thurm erlebt hat. Wir glauben, daß diese hingeworfene Idee bei unsern Mitbürgern gewiß Anklang findet, und überlassen näher dabei Betheiligten die weitere Ausführung, glaubend, daß besonders die Bewohner dieser Straße, des St.

Martini, der Schlachte u. s. w., so wie diejenigen, die diese Passage mit Wagen viel benutzen, sich zu bedeutenden Summen erbieten würden.

* Diaphanoramen
der Herren Stettler & Comp.

Die bereits in Nro. 18 d. Bl., in einem Berichte aus Hamburg lobend erwähnten Diaphanoramen sind seit einigen Tagen im Krameramthause zu sehen, und wir glauben — gestützt auf eigne Anschauung und das Urtheil von Kennern — berechtigt zu seyn, diese Transparent-Gemälde dem schaulustigen, kunstsinnigen Publico bestens zu empfehlen. — Die schönsten Gegenden der Schweiz, neben einigen Andern Frankreichs, sämmtlich von Meisterhand treu wiedergegeben, werden dem Auge des Zuschauers vorgeführt; die Beleuchtung, wie z. B. die verschiedenen Lichteffecte des Mondes, des Sonnenscheines, und der gleichzeitigen Erhellung durch Mondlicht und Fackelschein, oder Feuer, ist von überraschender Wirkung. In dieser Hinsicht zeichnen sich vorzugsweise aus: die Andacht bei der Capelle am Zuger-See, die Jacobs-Feuer am Brienzer-See, die Tells-Capelle am Vierwaldstädter-See und der Rigi-Kulm beim Sonnen-Aufgang. Während der Veränderung der Hauptbilder wird das Interesse der Zuschauer durch Vorführung hübscher Schweizerinnen und Kühe, in den verschiedenen Cantons-Costümen und in einer ihrem Betriebe angemessenen Beschäftigung, rege erhalten. —

Nicht Jedem ist es vergönnt, die schöne Schweiz zu besuchen, so benutze er jetzt die sich darbietende Gelegenheit, wo er gemüthlich von seinem Sitze aus, eine Phantasie-Reise durch ihre pitoresken Gegenden, nach Lust und Laune mit den beigefügten Idealen bevölkert, in einigen Stunden abmachen kann.

Glosse.

Ein Land, das lange Zeit unter Pfaffenherrschaft geseufzt hat, mag nur mit großer Mühe mündig werden und — ohne Revolution selten. Die klimatischen Verhältnisse tragen das Ihre dazu bei. Die Deutsche Reformation hat den Bauernkrieg zum Begleiter; die Reformversuche der Franzosen würden keine Revolution zur Folge gehabt haben, wenn die Reaction sich ihnen nicht in den Weg gestellt hätte.

Auflösung des Räthsels in Nro. 20:
Die Dünste.

Gottesdienst.

Sonntag, den 13. März.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Candidat Pralle.....	U. L. Frauen	9 Uhr.
Hr. Pastor Pauli.....	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Past. Prim. v. Aschen	St. Ansgarii	9 „
Hr. Dr. Böckel.....	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Dr. Pletzer.....	— — —	1 „
Hr. Pastor v. Hanffstengel	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor Iken.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Toel.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Hr. Pastor Meinerthagen.	Armenkirche	9 „
Hr. Pastor Wemer.....	St. Johannis	7 „
Hr. Pastor Probst.....	— — —	Messe 9 „
Hr. Pastor Wemer.....	— — —	Hochamt 10 „
	St. Petri Dom	Predigt 6 „
	— — —	8½ „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreund Nro. 21.

Bremen, Sonntag den 18. März 1826.

Gestorben:

Nro. 257. Den 8. März. Des Arb. Daniel Hüsing Ehefr., geborne Burenhagen, 64 Jahr; Doventhors-Deich Nro. 5.

— 258. Den 8. — Des Schiffszimmermanns Joh. Christ. Holtz Sohn, ¾ Jahr; Sandberg Nro. 17.

— 259. Den 8. — Des verst. Musikus Johannes Schwiedertus Lacroix Wittwe, geborne Bluhmie, 77 Jahr; gr. Sortillenstraße Nro. 58.

— 260. Den 9. — Des Arb. Georg Heinrich Schilling Tochter (todtgeb.); Pelzerstraße Nro. 40.

— 261. Den 9. — Die Näherinn Cathar. Häseler, 68 Jahr; Hasenstraße Nro. 8.

— 262. Den 9. — Des Lohndieners Joh. Herm. Winter Tochter, 6¾ Jahr; Contrescarpe Nro. 4 C.

— 263. Den 9. — Des Kaufmanns Joh. Martin Wolde Tochter (todtgeb.); Langenstraße Nro. 110.

Nro. 264. Den 10. März. Des Maurergesellen Wilh. Lünighausen Tochter, 1 Stunde; Rembertistraße Nro. 23.

— 265. Den 10. — Des Steuermanns Heinrich Ludwig Schlote Ehefr., geb. Brodmann, 38 Jahr; Doventhors-Deich Nro. 25.

— 266. Den 10. — Der Krameramtsgenosse Joh. Albert Dahlsus, 77 Jahr; Osterthorssteinweg N. 57.

— 267. Den 10. — Des Schlachters Joh. Conr. Bayer Tochter, 1¼ Jahr; Doventhorsstraße Nr. 25.

— 268. Den 11. — Des Kaufmanns Hieronymus Heinr. Biedenweg Ehefrau, geb. Meier, 47 Jahr; Sandstraße Nro. 6.

— 269. Den 11. — Des Schlachters Christ. Thielhorn Tochter, 1¼ Jahr; Doventhorsstr. Nr. 25.

Geburten:

Nro. 272. Den 6. März. Des Rathsdieners Friedr. Wilh. Grone Ehefrau, geb. Ficke, auf dem Häfen Nro. 8 D; von einem Knaben.

— 273. Den 7. — Des Gürtlers Carl Gotthelf Lehnert Ehefr., geb. Schnaars, Catharinenstr. N. 16; von einem Mädchen.

— 274. Den 7. — Des Stuhlmachers Wilhelm Christel Osterloh Ehefr., geb. Wilkens, gr. St. Johannisstraße Nro. 178; von einem Knaben.

— 275. Den 7. — Des Stuhlmachers Joh. Anton Bock Ehefr., geb. Rauschenberg, auf dem Häfen Nro. 25; von einem Knaben.

— 276. Den 7. — Des Stuhlmachers Johann Heinrich Danitz Ehefr., geb. Bensemann, kl. Krummenstraße Nro. 8; von einem Mädchen.

— 277. Den 8. — Des Arb. Heinr. Carl Bertrom Grube Ehefr., geb. Ratjen, Punkendeich Nro. 39; von einem Knaben.

Nro. 278. Den 9. März. Des Arb. Georg Heinr. Schilling Ehefr., geb. Schrader, Pelzerstr. Nro. 45; von einem todten Mädchen.

— 279. Den 9. — Des Kaufmanns Joh. Martin Wolde Ehefr., geb. Köneke, Langenstr. Nro. 110; von einem todten Mädchen.

— 280. Den 9. — Des Weinküpers Johann Hinrich Warnken Ehefr., geb. Wilkens, Knoopstraße Nro. 39; von einem Mädchen.

— 281. Den 9. — Des Schneidermeisters Joh. Friedr. Wesling Ehefr., geb. Tiemann, Klosterkirchenstraße Nro. 2; von einem Mädchen.

— 282. Den 10. — Des Maurergesellen Wilh. Lünighausen Ehefr., geb. Müller, Rembertistr. N. 23; von einem Mädchen.

— 283. Den 10. — Des Schuhmachermeisters Jürgen Heinr. Wolters Ehefr., geb. Helmrich, Martinistraße Nro. 2; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 63. Der Cigarrenmacher Hinr. Wiechmann und Rebecka Hermeling, Beide von hier.

— 64. Der Schmiedeamtsmeister Hinr. Meinke und des verst. Schmiedeamtsmeisters Johann Hinrich Meinken Wittwe, Margar. Brockwehl, hies.

Nro. 65. Der Arb. Joh. Hinr. Schier und Anna Cathar. Margaretha Jacobs, Beide von hier.

— 66. Der Arb. Joh. Friedr. Wilh. Homeier hies. und Marie Rosine Baurose (Burosse, oder Bueroſſe) aus Nordstemmen, im Hildesheimischen.

Nro. 67. Der Schiffszimmermann Joh. Hinr. Rauch und Rosine Margaretha Blume, Beide von hier.

— 68. Der Schneideramtsmeister Johannes Immanuel Schmall und des verst. Chaussee-Einnehmers zu Lehesterdeich Diedrich Jürgens Wittwe, Helena geborne Donner.

— 69. Der Stuhlmacher Ludwig Bunsieck, gen. Bonsieg, und Christine Luise Schulenberg hieselbst.

— 70. Der Branntweinbrenner Herm. Hinr. Alsken und Catharina Margaretha Windler hieselbst.

— 71. Der Maurergesell Joh. Meiners und Metha Dokke, Beide von hier.

— 72. Der Schreiber Friedr. Wilh. Meyer, gen. Penckert, und Adelheid Metta Hoppe, Beide von hier.

— 73. Der Segelmacher Joh. Henrich Conr. Wurtmann und Maria Luise Steinmeyer, Beide von hier.

— 74. Der Detaillist Susmann Heyn zu Bremervörde und Fanny Alexander zu Hastedt.

— 75. Der Küper Joh. Gottfr. Christ. Meyer und Anna Adelheid Ramcke, Beide von hier.

— 76. Der Arb. Joh. Heinr. Christoph Ehlebracht und Dorothea Wallgemuth, gen. Wohlgemuth, hies.

Nro. 77. Der Branntweinbrenner Hinr. Christ. Wilh. Deßmann und Jacobine Marie Gruden, genannt Schumacher, hieselbst.

— 78. Der Cigarrenmacher Georg Lemke und Anna Cathar. Elisabeth Tiedemann hieselbst.

— 79. Der Korbmacher Joh. Schütte zu Bremerhaven und Cathar. Margar. Meyerholt hieselbst.

— 80. Der Steinhauer Joh. Heinr. Horstmann am Bantenthorssteinwege und Maria Wilhelmine Elisabeth Aring aus Oppenwede.

— 81. Der Küper Heinr. Ludewig Kniep, gen. Knip, hies. und Metta Margar. Zither aus Lemwerder.

— 82. Der Arb. Conr. Waltjen hies. und Anna Margar. Schumacher zu Woltmershausen.

— 83. Der Tischleramtsmeister Joh. Hinr. Petersen hies. und Cathar. Dorothea Runge aus Osterholz.

— 84. Der Sprach- und Zeichenlehrer Gabriel Joseph Jacquerye und Margaretha Emelia Johanna Buschmann hieselbst.

— 85. Der Höker Joh. Otto Hohnhorst hies. und Elise von Harten aus Vegesack.

Funfundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 22.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 17. März 1836.

Und will ein Engel himmelwärts,
Bricht erst im Tod' ein Menschenherz!

Sonne und Leben.

Du scheidest, Sonne! Abendroth
Giebt Dir das Schmerzgeleite. —
Dein Untergehn ist ja nicht Tod!
Ist nur dort für ein andres Land
Ein Aufgang fröhlich und beglückt!
Und Morgenroth der Wolkenbrand,
Als Bote Dir vorausgeschickt.

Du scheidest, Leben! Thränen bot
Dir noch der Liebe fromme Gabe. —
Allein Dein Scheiden ist nicht Tod!
Ist nur dort für ein bess'res Seyn
Ein Auferstehen hochbeglückt;
Die Thräne nur ein Perlenschein,
Der Deine Siegerkrone schmückt.

Unendlich, wie der Sonne Glanz,
Ist auch der Hauch der Menschenseele
Im unermess'nen Dornenkranz. —
Was uns'rer harrt im reinen Licht,
Dem Heil, dem wir entgegen gehn,
Ist unser Sterben Scheiden nicht,
Ist es nur frohes Wiedersehn.

Th. Hell.

---

* Der Bremische Syndicus Gerlach Buxtorf.

(Fortsetzung.)

Braunschweig — damals noch eine Hansestadt — war fast beständig im Streite mit ihrem Landesherrn, und so hatte der Herzog Friedrich Ulrich die Stadt Braunschweig, weil sie ihm nicht unbeschränkt huldigen und sich ihm nicht unbedingt unterwerfen wollte, belagert; allein durch die mit Hülfe Hollands vereinte Macht der Hansestädte war das mit diesen verschwisterte Braunschweig

befreit, und unter Vermittelung der Hansa war mit dem Herzoge zu Stedeburg ein Vertrag geschlossen — an den er sich jedoch nicht band, sondern Anstalten machte, die kaum wiederhergestellte Ruhe der vom Handel blühenden Hansestadt Braunschweig von neuem zu stören. Bedroht von einer wiederholten Belagerung, blickte der dortige Magistrat auf den Bremischen Syndicus Buxtorf, und erbat sich ihn von der Schwesterstadt zum Retter aus dieser dringenden Gefahr. Buxtorf ward nach Wolfenbüttel gesandt, und der Macht seiner Beredsamkeit und seiner geschickten Unterhandlung gelang es, den leidenschaftlichen Herzog zu besänftigen, ihn zum Nachgeben in seinen zu strengen Forderungen zu bewegen, und so den Ausbruch der Feindseligkeit von der geängsteten Stadt abzuwenden. Buxtorf kehrte, begleitet von einer Menge dankbarer Bürger Braunschweigs nach Bremen zurück, wo er mit Sehnsucht erwartet und wo nun seiner Leitung mit unbeschränktem Vertrauen ein Geschäft übergeben wurde, welches auf Bremens Schicksal einen entscheidenden Einfluß hatte. Ihm ward es nämlich aufgetragen, dem Oldenburgischen Plan — einen Weser-Zoll anzulegen — entgegen zu arbeiten.

Von Oldenburgs Seite ward behauptet, daß es billig sey, einem durch unverrückte Anhänglichkeit an dem Deutschen Reiche und dessen Oberhaupt ausgezeichneten, treuen aber bedrängten Reichsstande an einem Flusse, welcher eine Strecke von 10 Meilen an seinem Gebiete entlang strome, zur Bestreitung der ungeheuren Kosten, welche, um einen Bezirk von 40 Meilen gegen die bei stürmischen Fluthen mit verderblichen Ueberschwemmungen bedrohenden Gefahren durch Deiche und andere Wasserbauwerke zu schützen, um die Weser schiffbar zu erhalten, die Untiefen möglichst wegzuräumen und den Leuchtthurm auf der Insel Wangeroge zu unterhalten erfordert wurden, einen mäßigen Zoll zu bewilligen.

Diese von Oldenburg zwar schon mehrmal, aber immer vergeblich auf den Reichstagen zu Augsburg, Regensburg und Speier zu Erlangung einer Zoll-Vergünstigung auf dem Weserstrome angeführten Gründe wußte Graf Anton Günther bei seiner persönlichen Anwesenheit auf dem Wahltage zu Frankfurt a/M. wiederholt so eindringend vorzustellen, daß der Kaiser Matthias durch ein Dekret vom 22. Juni 1612 der Churfürsten Gutachten darüber zu fordern bewogen ward. Nach diesem ward dem Churfürsten von Cöln, als Bischof zu Münster, die Untersuchung durch ein kaiserliches Commissorium aufgetragen, der durch seine Bevollmächtigten, in Begleitung einiger Oldenburger Deputirten, die Gegend am Weserstrome in Augenschein nehmen ließ.

Die Stadt Bremen erklärte die kaiserliche Commission für erschlichen. Der Augenschein sey ohne Zuziehung der dabei Interessirten eingenommen. Sie behauptete, daß ihr vermöge wiederholter kaiserlicher Freiheits-Briefe die Botmäßigkeit und die freie Schifffahrt auf der Weser zustehe. Sie lege, sagte sie, im Weserstrome die Tonnen und Baken; sie erhebe Tonnen-, Reuter- und Bakengeld; sie halte zur Abwendung der See-Räuber Kriegsschiffe auf dem Strome, und von je her seyen die Schlösser, welche die Grafen von Oldenburg bald zu Wittenburg, Warfleth, Stintbrüg, bald zur Harrierbrake, bald zu Altona, unweit Elsfleth, bald zu Dedesdorf angelegt oder anlegen wollen, Bremischer Seits demolirt oder gerichtlich bestritten worden, wie denn auch in wiederholt mit Oldenburg geschlossenen Verträgen verboten sey, daß unterhalb der Weser Zölle angelegt und Schlösser erbaut werden sollten. Bremen könne durchaus nicht leiden, daß der Gebrauch des edelsten Kleinods der Stadt, des Weserstroms,

welcher ihr vorzüglich Nahrung zuführe, durch einen Zoll verkümmert würde, der keineswegs gering, sondern höher sey, als die 27 Zölle, welche oberhalb Bremen die Weserfahrt zwängten und den Handel schon zu sehr belästigten. Alles, was der Graf von Oldenburg zur Begründung dieses neuen Zolles anführe, sey nur scheinbar. Denn der durch Deichbrüche und Ueberschwemmungen etwa entstehende Schaden, welcher weniger den Landesherrn als die Unterthanen treffe, werde durch die ansehnlichen Anwürfe und den Zuwachs fruchtbarer Ländereien und Inseln, wie auch durch die Eindeichungen reichlich ersetzt. Die Laterne auf dem Wangeroger Thurm könne jährlich mit 50 Rthlr. unterhalten werden; und was Oldendenburgs Verdienste um Kaiser und Reich betreffe, so seyen solche durch die Ueberlassung von Delmenhorst reichlich vergütet worden.

Der Kaiser ließ hierauf diese Angelegenheit zum zweiten Mal an das churfürstliche Collegium gelangen, mit dem Anfügen, daß er seinerseits kein Hinderniß sehe, warum dem Grafen nach Beschaffenheit der Sache nicht sollte gewillfahret werden. Ehe die Stimmgebung erfolgte, starb der Kaiser Matthias im Jahre 1619. Als nun Ferdinand II. zum Wahltag nach Frankfurt a/M. kam, so ward dort die Zollsache von beiden Seiten mit dem größten Eifer betrieben. Bremen sandte nun seinen Syndicus Buxtorf dahin, welcher zwar Alles anwandte, die daselbst versammelten Churfürsten, Fürsten und deren Gesandte für seine Stadt zu gewinnen; allein sein Bestreben war vergebens. Der Graf Anthon Günther setzte es ungeachtet der wiederholten Protestationen der Stadt Bremen, der General-Staaten, des Stifts Paderborn und anderer Stände bei dem churfürstlichen Collegium durch, daß ihm durch einen Collegial-Schluß vom 6. Sept. 1619 die Anrichtung eines Zolls auf seiner Ober- und Herrlichkeit an der Weser zu Blexen oder zu Ovelgönne verstattet wurde, jedoch mit der Bestimmung, daß er zuvor eine leidliche Zoll-Rolle dem churfürstlichen Collegio zur Genehmigung einreiche, und mittelst besonders verglichenen Reverses Versicherung gebe, daß durch diesen neuen Zoll die Churfürsten sammt ihren Unterthanen und Angehörigen nicht belegt noch beschwert, sondern sie allerdings für sich und ihre Waaren frei seyn und bleiben sollten.

Diese churfürstliche Bewilligung ward, obgleich Buxtorf solche durch eine gründliche Deduction, die er am 13. Sept. dem Kaiser übergab, zu hintertreiben suchte, dennoch gleich darauf am 16. desselben Monats vom neuerwählten Kaiser Ferdinand II. gleichfalls genehmigt.

Die Bremische Bürgerschaft deutete jetzt dem Rathe an, daß sie viel eher das Aeußerste leiden, ja, Gut und Blut darauf setzen, als die Zollbeschwerde über sich bringen lassen wolle.

Nicht nur suchten die Bremischen Botschafter weit und breit, vornehmlich bei den General-Staaten und den Hansestädten, die Gemüther gegen den Zoll einzunehmen; sondern sie bedienten sich auch der Selbsthülfe, rüsteten Kriegsschiffe aus, und störten die Oldenburgischen Unterthanen durch Aufziehung der geschlagenen Pfähle in Ausübung der Fischerei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Fixsternhimmel.

(Beschluß.)

Ganz besonders merkwürdig ist die große, völlig finstere Stelle mitten in dem hellsten Felde. In dieser schlundartig erscheinenden Finsterniß sah der bekannte fleißige und sorgsame Himmelsobservator Schröter, dem wir so viele Aufklärungen über die Topographie des Himmels verdanken *),

*) Schröter, zuletzt Oberamtmann zu Lilienthal, einem Dorfe im Herzogthume Bremen, darf als

öfters ein feines Sternchen schimmern; zuweilen bemerkte er einen eigenthümlichen pyramidalischen Lichtschein, und einmal sogar eine große Lichtkugel darin; alle diese Erscheinungen waren indeß nicht dauernd. Welch ungeheure Vorgänge, fragt man sich mit Recht, müssen in diesem Himmelskörper stattfinden, wenn sie sich unserm Auge, trotz der Unermeßlichkeit der Entfernung, noch so bedeutend darstellen! Von diesen Veränderungen zeugt auch der Umstand, daß man in dem Trapez, welches durch die vier hellen Sterne gebildet wird, von denen eben θ des Orions, dessen wir oben erwähnten, einen ausmacht, vor einigen Jahren einen neuen, vorher gewiß noch nicht da gewesenen, sondern erst entstandenen Stern entdeckt hat.

Die eben beschriebene dunkle Stelle des Nebels im Orion ist aber, wiewohl der ganze Körper, zu dem sie gehört, am Himmel seines Gleichen nicht zu haben scheint, an und für sich keineswegs die einzige ihrer Art; es giebt im Gegentheile mehrere dergleichen dunkle Himmelsstellen, die sich durch ihren, wenigstens scheinbaren gänzlichen Lichtmangel auszeichnen. So stellt sich z. B. eine solche Stelle im Scorpion dar, welche sich über vier Grade erstreckt, und worin gar kein Stern gefunden wird. Dafür zeigt sich am westlichen Rande dieser sternlosen Region eine helle Sterngruppe, eine der gedrängtesten, welche der ganze Himmel enthält, und welche zu dem Schlusse verleitet, daß sich alle Sterne jenes leeren Raumes, vielleicht einer überwiegenden Anziehungskraft folgend, in diese Gruppe gezogen und zu einem einzigen Systeme vereinigt haben. Aber welche entgegengesetzte Kräfte haben nun das Zusammenstürzen dieses ganzen Systems in einen einzigen Körper verhindert, und vielmehr eine Centralbewegung um irgend eine solche Masse von vorherrschender Gravitation hervorgebracht? Dieß ist eine Frage, die in eine Kategorie mit der nach dem ursprünglichen Impulse gehört, welchen unsere Erde und jeder der übrigen Planeten unseres Systems erhalten haben muß, damit aus dem bloßen Falle gegen die Sonne eine elliptische Bewegung um dieselbe entstehen konnte; und die Beantwortung dieser Frage, welche für unser jetziges Begriffsvermögen absolut unmöglich scheint, muß daher einer einstigen höheren geistigen Entwicklung des Menschen vorbehalten bleiben. Man sieht aber aus der bloßen Anregung dieses und ähnlicher Zweifel, worauf wir eben deßwegen gern eingehen, weil viel Objecte der Forschung im Zustande einer höheren Intelligenz noch aufbewahrt bleiben, und daß der von uns eben erwiesenen Unendlichkeit der Welten, der Zahl und Form nach, auch eine Unendlichkeit der geistigen Bestrebungen entspreche.

Wenn übrigens die nähere Art der Entstehung dieser verschiedenen Weltkörper aus den im Universum verbreiteten Schöpfungsstoffen oder unmittelbar aus den Dunst- und Nebelmassen, die wir eben beschrieben haben, vom menschlichen Verstande noch nicht vollkommen begriffen werden kann, so bleibt doch wenigstens über das Factum einer solchen Entstehung kaum ein Zweifel. Kein einziger Himmelskörper, kein Planet unseres Systems sogar zeigt sich, wie die neueste Astronomie ebenfalls lehrt, ganz frei von einem Reste dieser Dunsthülle, und wir müssen die Atmosphäre der verschiedenen Gestirne als das Residuum jener Schöpfungs- oder Bildungsmaterie betrachten, aus welcher die centrale Zusammenballung des

einer der fleißigsten Himmelsbeobachter der neueren Zeit betrachtet werden. Seine verschiedenen, alle durch gleiche Gründlichkeit ausgezeichneten Schriften über Himmelstopographie füllen gegen zwanzig Bände. Er hatte mit unsäglicher Mühe und Aufopferung auf seinem Dörfchen ein Observatorium erbauen lassen, welches mit den vortrefflichsten Instrumenten versehen war. Napoleon's Franzosen, diese modernen Vandalen, brannten dasselbe 1813 nieder. Wenige Jahre nachher (1816) starb der dadurch tiefgebeugte Mann.

Kerns, d. h. der eigentlichen Planeten- oder Sternkugel erfolgt ist. Dieses Vorhandenseyn einer Atmosphäre bei allen Weltkörpern kündigt, wie namentlich Littrow bemerkt, mit großer Bestimmtheit den Zweck der Bewohnbarkeit oder Bewohntheit jener Schöpfungen an. Die Dunsthüllen, aus welchen die planetarischen Kerne entstanden sind und ihre primitive Bildung gezogen haben, dienen diesen nun unter der modificirten Gestalt der Atmosphären zur Fristung ihrer eigenen, gleichwie der Existenz ihrer Bewohner, und wir haben ein Recht, dasjenige, was wir in dieser Rücksicht auf der Erde beobachten, deren Fortbestehen durch den umhüllenden Dunstkreis bedingt ist, analog auf alle andern Welten auszudehnen. Die Atmosphären der Gestirne, in der immer abnehmenden spezifischen Dichte ihrer Schichten, bilden, wenn wir so sagen dürfen, das Medium der Verbindung dieser Gestirne mit dem Aether, welcher die supplementare Erfüllung des Universums ausmacht und aus dem die Himmelskörper angeführtermaßen als ein Niederschlag erscheinen, dessen zartesten Bestandtheil die, dem Aether zunächst verwandte, in der Höhe immer feiner werdende Luft abgiebt. Diese Schlüsse sind übrigens gar nicht zu kühn, sondern stellen sich vielmehr als eine unmittelbare Consequenz der neuesten Beobachtungen über die Bildung der Weltkörper aus den Nebelmassen des Himmels und ihre fortdauernde Umgebung durch Dunsthüllen dar.

Nächst den Himmelsnebelmassen, deren nähere Betrachtung uns auf diese Digression geführt hat, müssen wir endlich auch nochmals auf die oben ebenfalls nur allgemein erwähnten Sternhaufen zurückkommen, welche mit jenen Massen vielleicht noch die nächste Verwandschaft haben. Diese Sternhaufen sind sowohl ihrer Gestalt, als ihrer Größe und ihrem Glanze nach sehr verschieden; aber als die am häufigsten vorkommende geben unsere neueren Beobachter die regelmäßig kugelförmige an. In diesen kugelförmigen Sterngruppen sind zahllose leuchtende Gestirne auf einem kreisförmigen Flächenraume so ausgetheilt, daß sie gegen die Mitte hin immer gedrängter erscheinen; ja, diese Zusammendrängung um den Mittelpunkt geht gewöhnlich so weit, daß dieses Centrum selbst nur noch als ein Lichtzusammenfluß erscheint, in welchem einzelne Sterne weiter nicht zu erkennen sind. Daß die Sterne in dergleichen Sternhaufen einander nicht bloß scheinbar, sondern verhältnißmäßig auch wirklich sehr nahe stehen, daran kann kaum gezweifelt werden. Herschel selbst sagt: „Hier haben sich also viele Sterne um einen anziehenden Mittelpunkt, unter dem man sich am liebsten ein Gestirn von größerer Masse denken mag, vereinigt, und bilden so ein eigenthümliches Sonnensystem.“ Um die Entfernung solcher Sternsysteme von der Erde zu schätzen, bieten sich mehrere Methoden dar, welche aber, wie wir vorläufig auch schon angedeutet haben, sämmtlich von Vermuthungen ausgehen. Am passendsten fand Herschel noch folgenden Schluß. Gesetzt, ein Beobachter wisse aus Erfahrung und Schätzung, daß sein bloßes Auge noch Fixsterne erblickt, denen die (relative) Entfernung von 12 Siriusweiten beigemessen wird, und er besitze ein Fernrohr, welches z. B. 60 Mal tiefer in den Raum eindringt, als sein bloßes Auge. Löst nun dieses Fernrohr ein Sternsystem, welches dem bloßen Auge nur noch als ein allgemeiner Lichtschimmer erscheint, eben in Sterne auf, so hat man ein Recht, anzunehmen, daß gedachtes System 12 mal 60, d. h. 720 Siriusweiten von der Erde entfernt ist, eine Entfernung, welche, wenn man das vergleicht, was wir oben von dem wahrscheinscheinlichen Abstande des Sirius gesagt haben, freilich so ungeheuer erscheint, daß die menschliche Einbildungskraft davor erschrickt. Es sind aber

Gründe vorhanden, den meisten Sterngruppen wenigstens diese Entfernung, und sehr vielen eine noch unverhältnißmäßig weitere beizulegen; und die Leser haben auf diese Weise schließlich noch den Begriff von der »Raum durchdringenden Kraft der Fernröhren« und der Anwendung erhalten, welche man davon auf Schätzung der himmlischen Entfernungen gemacht hat.

Dieß wäre also eine möglichst treue, wenn gleich, um nicht durch zu langen Vortrag zu ermüden, immer noch sehr gedrängte Darstellung aller wichtigeren Entdeckungen der neuesten Astronomie über den Bau und die Ausschmückung des Fixsternhimmels; und ich weiß dieselbe nicht bedeutsamer als durch Young's schöne Worte zu schließen:

— — — the glorious Architect,
In this His universal Temple, hung
With Lustres, with innumerable Ligths,
That bed Religion on the Soul; at once
The Temple and the Preacher! O how loud
It calls Devotion!
Devotion, Daugther of Astronomy!
An undevout Astronomer is mad!

---

* Gemeindewesen.

Ueber die Ursachen der Verarmung in den Städten.

(Fortsetzung.)

Betrachten wir hier nur einen Punkt näher, so ist es die Brau- und Brennereinahrung der Städte. Tausende von Familien nährten sich damit, während die Brau- und Brennereien auf Domainen und Rittergütern in der Regel nur ihren Haus- und Tischtrunk brauen und brennen durften, und ohne hohe Steuer nichts davon in den Städten verkaufen konnten. Indessen hat die Zeit auch hier Umbildung nöthig gemacht; alle Zwangs- und Bannrechte müssen oder haben zum Theil, wie der Bierzwang der Städte aufgehört, weil alle Domainen und Rittergüter zur Brau- und Brennsteuer gezogen worden sind, und daher billiger Weise in die freie Concurrenz treten müssen. Wundern wir uns aber daher noch, da dem Bürger in der Stadt gar kein Ersatz geworden ist, daß bei den mannigfaltigen Anforderungen der Zeit, bei dem überhand nehmenden Luxus und bei der Unsicherheit der Gewerbe, die Verarmung der Städte immer allgemeiner wird; und darf es befremden, da kleine Brennereien gar nicht bestehen sollen, und größere dort manchem Vortheil, wie billiges Holz und billigen Arbeitslohn, entbehren müssen, daß eine Maßregel, wie diese, die so nothwendig und folgerecht erscheint, selbst zum Nachtheil werden kann, wie sie es schon bei den großen Brennereien geworden ist?

Wir setzen voraus, daß wo es die Allgemeinheit und des Vaterlandes Wohlfahrt gilt, ein Deutscher Mann auch ein Deutsches Wort sprechen darf. Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß die Brennereien, welche sonst die kleine bürgerliche Nahrung in den Städten empor hoben, ganz besonders zur Hebung der Landwirthschaft beitragen, ja selbst unentbehrlich sind. Allein, wenn an und für sich dort der übertriebene Kartoffelbau auf Kosten des Getreidebaues in vielfacher Beziehung ein Fehler genannt werden muß, weil unter Anderm wegen Mangel an Stroh dem Boden der so nöthige Dünger entzogen wird, so ist er auch die Veranlassung des Sinkens der Getreidepreise, und kann bei Mißwachs und Mangel solcher Früchte, welche Jahre lang gespeichert werden können, selbst gefahrvoll werden; ohne zu erwägen, daß alle Kornarten, als Nahrungsmittel für Menschen und Thiere nahrhafter und gesunder sind. Abgesehen aber auch davon, können wir es, ehrlich gesagt, bei dem gegenwärtigen und künftigen Geschlechte verantworten, daß sich die sonst so kleinen Brennereien in große Fabriken verwandelt haben,

wo Tausende von Quarten täglich gefertigt werden, und alle Zeitungsblätter voll sind, wie durch künstliche Mittel dieses Gift vermehrt werden kann? Denn Gift wird Alles, wenn es zur Ungebühr genossen wird; wenn es, obgleich es nichts weniger, als Nahrung ist, sondern immer nur ein Reizmittel bleibt, selbst Kindern gereicht und im eigentlichen Sinne des Wortes in Massen genossen wird.

Es ist Schauder erregend, die Blüthe der Jugend, der Manneskraft dahinwelken und das Greisenalter verächtlich zu sehen; — Schauder erregend ist es, wenn man einen nur ungefähren Ueberschlag macht, was in einem Orte, geschweige denn in der ganzen Preußischen Monarchie von diesem Getränke verbraucht wird! Und diese ausgedehnten Fabriken, welche nebenbei, um das Maß voll zu machen, dieses Gift roh, ohne chemische Reinigung, unter allem Werthe verkaufen, wem bringen sie Segen? Dem Unternehmer und der Landwirthschaft, wenn die Fabrikation übertrieben wird, wahrlich nicht; denn nicht einmal werden bei den Spottpreisen die Capitalzinsen gedeckt; noch weniger bringen sie dem Staate, der Menschheit Segen; denn traurige Entartung und Verarmung der niederen und selbst vieler gebildeten Volksclassen ist die Folge davon!

Auf jede Ueberspannung folgt Erschlaffung, dieß lehrt die Geschichte unserer Zeit zur Genüge, und die Größe des Uebels führt glücklich oft selbst zum Heilmittel. Mäßigkeitsvereine scheinen hier aber nicht durchgreifen zu wollen, denn sie haben keinen Zwang; außerordentliche Mittel müssen es allerdings seyn, Mittel, welche nichts erschüttern, nur langsam wirken, und der Landwirthschaft nicht schaden, dem Städter aber zugleich Nutzen schaffen, während durch sie der Mißbrauch sich nach und nach beschränken läßt, und der Genuß des Branntweins weniger schädlich gemacht wird. Ob wir nun gleich vielleicht alle Producenten und Consumenten gegen uns bekommen, so wagen wir es doch, mit einem Vorschlage dieser Art hervorzutreten.

Wir wünschen nämlich, wenn auch nicht eine Ermäßigung der Biermalzsteuer, doch eine Verbesserung des Ganzen, besonders des städtischen Brauwesens, was hier und da sehr im Argen liegt. Größtentheils ist es nur noch eine gewisse Classe von Bürgern, welche das Brauwesen noch betreiben, welche, wie an dem Orte des Einsenders, eine Corporation unter sich bilden, nach altem Brauch und Sitte, wie in der Vorzeit verfahren, wo Hunderte von Scheffeln Malz bei Braunbier verkohlt werden, als Farbenmalz, was gar nicht nöthig ist, und wo die Malzstätte so mangelhaft eingerichtet ist, daß bei den großen Massen von Bier, welche auf einmal gebrauet werden, und bei Ermangelung eines Kühlschiffes oft es gar nicht möglich ist, ein wohlfeiles, gesundes, nahrhaftes und haltbares Bier zu liefern, geschweige denn davon einen gedeihlichen Nutzen zu ziehen. Dieß ist eine Hauptursache des Verfalles der städtischen Nahrung und die Veranlassung, daß die städtische Braunahrung vom Lande aus überflügelt wird. Hier möchte nun wohl von Seiten der Regierungen eingegriffen werden, damit der Bierzwang von selbst aufhört. Dabei wäre aber zu wünschen, daß als Ersatz für den verlorenen oder doch nur dem Namen nach bestehenden Bierzwang eine Abgabe von den vom Lande in die Stadt eingehenden Biere entrichtet würde, welche in die städtische Gemeindeclasse fließen müßte, solcher Art, damit die städtischen Brauereien die Mitbewerbung aushalten können. Dieß wäre billig und recht, weil die Gefahren wegen der städtischen Verarmung immer drohender werden, und allgemeine Aufmerksamkeit erregen.

Als Ausgleichung für die Landschaft wünschten wir, weil unserer Ansicht zufolge der Staat

auf seine Rechnung nicht fabriciren lassen, sondern allen Verdienst nur den Bürgern lassen soll, die Aufhebung des für die Landschaft so drückenden Salzmonopols, indem das Salz nur um den Kostenpreis abgelassen werden sollte. Dieß würde zur Hebung der Viehzucht von gesegneten Folgen seyn, weil der Landmann bei der Mästung das Salz zum Theil ganz zu entbehren sucht. Durchgreifender aber dürfte es dagegen seyn, wenn jedem Brennereibesitzer sein Capital von Seiten des Staates gesichert würde, und derselbe nach Abzug des Viehfutters, einen reinen Gewinn von 4 pCt. bei der Brennerei erhielte. Denn wir müssen überhaupt aufmerksam machen, wie gefahrvoll es ist, die Betriebscapitale des Handels- und Gewerbstandes durch zu hohe Steuersätze in solchen Staaten in Anspruch zu nehmen, wo die Geldmittel an und für sich nicht ausreichend sind, und so lange nicht ausreichend seyn werden, bis daß durch gemeinsame oben genannte Maßregeln und zur Herstellung des Gleichgewichts Schritte geschehen, welche die Handelsbilanz sichern. Darum darf unseres Dafürhaltens das Betriebscapital des Handelstandes, als werbender Fonds, nicht mehr und höher als bei jedem andern Staatsbürger in Anspruch genommen werden, weil die bei der Steuer verlegten Capitale unsicher sind, da bei eintretender Zahlungs-Unfähigkeit der Abnehmer von Waaren Capital und Zinsen ganz oder theilweise verloren gehen können. Wenn nun aber alle Landbrennereien in dem Maße beschränkt werden, daß sie nur die Wintermonate wegen Futtermangel brennen, überhaupt aber im rohen Zustande gar keinen Branntwein verkaufen dürften, aller gewonnene Branntwein aber unter öffentliche Aufsicht gestellt und in städtische fiscalische Magazine niedergelegt würde, und der Handel damit und chemische Reinigung und nochmalige Destillation desselben würde allein zu einem städtischen Nahrungszweig gemacht: so wären dem Städter die Mittel an die Hand gegeben, Mißbrauch zu verhindern und alle Interessen zu befördern. Die niedere Volksclasse würde sich bei besserer Einrichtung des Brauwesens wieder an das Bier und inländischen Wein gewöhnen und die künftigen Geschlechter würden wenigstens von Uebeln befreit seyn, die wir jetzt in allen Städten wahrnehmen. Nur durch solche und ähnliche Maßregeln kann der um sich greifenden Verarmung Gränzen gesetzt und die gesammte Kraft des Volkes gehoben werden, wenn ferner der Staat für richtige Erziehung aller Staatsbürger sorgt.

Darum Gesetze, einfache und christliche, für Alle, die keine Erläuterungen bedürfen, Gesetze im Geiste der Zeit, die nicht auf die Unterlagen der Barbarenzeit gebauet sind, sondern die auf das göttliche Gesetz sich gründen und mit dem Gebote der Menschen- und Nächstenliebe zusammen treffen.

(Der Beschluß folgt.)

Miscelle.

Die Einfuhr von Caffee und Zucker in Europa während des Jahres 1835 betrug an Kaffee 217,600,000 Pfd., an Zucker 913,500,000 Pfd. Davon gingen nach England 28,000,000 Pfund Kaffee, 440,000,000 Pfd. Zucker. Nach den Nordseehäfen, d. h. nach Antwerpen, Rotterdam, Amsterdam, Bremen und Hamburg, 136,900,000 Pfd. Kaffee, 238,300,000 Pfd Zucker. Deutschland und die Niederlande erhielten also ⅔ des Kaffees und ⅔ des Zuckers, die Einfuhr in Triest nicht gerechnet, wo 19,900,000 Pfd. Kaffee und 56,800,000 Pfd. Zucker eingeführt wurden.

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 26.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 22.

Bremen, Donnerstag den 17. März 1836.

Gestorben:

Nro. 270. Den 8. März. Der Arb. Friedr. Wilh. Weyher, 41 Jahr; Corßen-Gang Nro. 4.

— 271. Den 11. — Des Kahnschiffers Ernst August Velter Sohn, 6 Wochen; hint. Stephanithorswall Nro. 34.

— 272. Den 11. — Des Hökers Joh. Diedr. Malchow Sohn, 10 Monat; Westerstraße Nro. 19.

— 273. Den 11. — Des Kaufmanns Herm. van Fischer Sohn, 1¾ Jahr; Contrescarpe Nro. 2.

— 274. Den 11. — Des Kaufmanns Heinrich Friedrich Eduard Meyer Sohn (todtgeboren); Geeren Nro. 39.

— 275. Den 12. — Des verst. Zimmermanns Joh. Heinr. Schiffler Wittwe, geb. Gerlach, 55 Jahr; Heerdenthorssteinweg Nro. 18.

— 276. Den 12. — Des Kohlhökers Conr. Block Sohn, gleich nach der Geburt gestorben; im Sack Nro. 6.

— 277. Den 12. — Der Arb. Albert Diedrich Bartels, 76 Jahr; Schwanenstraße Nro. 13.

— 278. Den 12. — Die Näherinn Luise Dorothea Bartels, 21 Jahr; Geeren Nro. 40.

— 279. Den 13. — Des Conditors Johannes Vollmer Sohn, ¼ Jahr; Grasmarkt Nro. 3.

— 280. Den 13. — Der Drechsler Christ. Gudell, 51 Jahr; Spielleutestraße Nro. 3.

Nro. 281. Den 13. März. Des Hufschmieds Joh. Christ. Hollstein Ehefr., geb. Asendorf, 67 Jahr; Kurzenstraße Nro. 9.

— 282. Den 13. — Des Kaufmanns Friedrich Hermann Smend Ehefr., geb. Pagenstecher, 46 Jahr; Langenstraße Nro. 70.

— 283. Den 13. — Der Waarenagent Caspar Wilhelm Gottfr. Rocholl, 42 Jahr; Klosterkirchenstr. Nro. 4.

— 284. Den 14. — Des verst. Maurergesellen Johann Brackmann Wittwe, geb. Lapen, 52 Jahr; Grünenstraße Nro. 60.

— 285. Den 14. — Des Posamentiers Gerhard Hinrich Römekamp Sohn, 8 Monat; Pelzerstraße Nro. 40.

— 286. Den 14. — Der Branntweinbrenner Diedrich Schriever, 73 Jahr; Osterthorsstraße N. 19.

— 287. Den 14. — Des Schneidermeisters Georg Friedr. Speck Ehefr., geb. Keßler, 61 Jahr; Böttkerstraße Nro. 14.

— 288. Den 14. — Des Arb. Diedrich Conrad Meyer Sohn, 8 Jahr; gr. St. Johannisstr. N. 47.

— 289. Den 15. — Des verst. Arb. Joh. Hinr. Aumund Wittwe, geb. Bolte, 68 Jahr; Catharinenstraße Nro. 18.

Geboren:

Nro. 284. Den 9. März. Des Malers Peter Theodor Henker Ehefr., geb. Sassen, Neuenstr. Nr. 10; von einem Mädchen.

— 285. Den 9. — Des Seeschiffers Friedr. Heinr. Theodor Hederich Ehefr., geborne Stechenbauer, Obernstr. N. 3 (Vorstadt); v. e. Mädchen.

— 286. Den 9. — Des Musikus Friedrich Gottlob de Clercq Ehefr., geb. Feldhusen, gr. St. Annenstraße Nro. 28; von einem Knaben.

— 287. Den 10. — Des Hökers Conr. Peter Peterßen Ehefrau, geb. Abbes, Buchtstraße Nro. 18; von einem Mädchen.

— 288. Den 11. — Des Schuhmachermeisters Diedrich Steinkamp Ehefr., geb. Hagen, Piperstraße Nro. 15; von einem Mädchen.

— 289. Den 11. — Des Arb. Cord Heinr. Friedr. Christ. Boockmeyer Ehefrau, geb. Weber, Neuenstr. Nro. 53; von einem Mädchen.

— 290. Den 11. — Des Kaufmanns Heinr. Friedr. Eduard Meyer Ehefr., geb. Krüger, Geeren Nr. 39; von einem todten Knaben.

— 291. Den 12. — Des Kohlhökers Conr. Block Ehefr., geborne Engelbert, im Sack Nro. 6; von einem Knaben.

— 292. Den 12. — Des Arb. Barthold Rustedt Ehef., geb. Döllnitz, Kirchenstr. Nro. 33 (Neust.); von einem Mädchen.

— 293. Den 12. — Des Sängers am hiesigen Stadt-Theaters Nicolaus Niffen Ehefr., geb. Müller, am Wall Nro. 87; von einem Knaben.

— 294. Den 12. — Des Segelmachers Diedrich Knoop Ehefr., geb. Garves, Düsternstraße N. 92; von einem Knaben.

Nro. 295. Den 12. März. Des Bierbrauerknechts Johann Meyer Ehefr., geb. Muhlen, neuen Steinweg Nro. 8; von einem Mädchen.

— 296. Den 12. — Des Arb. Friedr. Adolph Decker Ehefrau, geb. Rocka, Martinistr. Nro. 42; von einem Knaben.

— 297. Den 13. — Des Schuhmachers Friedr. Wilhelm Rosemeyer Ehefrau, geb. Corßen, Paulsberg Nro. 44; von einem Mädchen.

— 298. Den 13. — Des Cigarrenmachers August Peter Tauch Ehefr., geb. Wiermann, gr. Sortillenstraße Nro. 10; von einem Mädchen.

— 299. Den 13. — Des Hökers Johann Christ. Köster Ehefr., geb. Eckhoff, kl. Rosenstr. Nro. 1; von einem Knaben.

— 300. Den 13. — Ein Mädchen.

— 301. Den 13. — Des Federnhändlers Johann Christian Anthony Ehefrau, geborne Meyer, am Buntenthorssteinwege Nro. 191; von einem Mädchen.

— 302. Den 14. — Des Hökers Joh. Diedr. Bockloh Ehefrau, geb. Fruchtenicht, Hohenthorsstraße Nro. 29; von einem Knaben.

— 303. Den 14. — Des Kaufmanns Joh. Heinr. Teubner Ehefr., geb. Knoche, Wegesende Nr. 6; von einem Knaben.

— 304. Den 14. — Des Schneidermeisters Joh. Lemcke Ehefrau, geb. Uetzmann, Pelzerstr. Nro. 2; von einem Knaben.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 23.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 20. März 1836.

So, wohin, wie weit wir wandern,
redet Eines mit dem Andern;
Sprache hier und Antwort dort;
überall ein traulich Wort!

Allgemeines Zwiegespräch.

Daß sie mit den Lüften kose,
öffnet ihren Kelch die Rose;
Gras und Quell in süßem Spiel
sprechen mit einander viel.

Lieb- und redeselig neigen
Zweige flüsternd sich zu Zweigen;
froh, wie zwischen Wirth und Gast,
Zwiegespräch auf jedem Ast!

Viel auch weiß der West zu sagen
von geliebten, frohen Tagen,
und der Sonne linder Schein
giebt sein Wörtchen gleichfalls drein.

Käfer summen, und entgegen
nicken Blümlein ihren Segen,
und von süßen Stimmen hallt
Wies' und Garten, Feld und Wald.

Und der Mond kos't mit den Wellen,
und sie lieben den Gesellen;
selbst die Stern' aus dunklem Blau
sprechen Nachts mit Forst und Au.

So, wohin, wie weit wir wandern,
redet Eines mit dem Andern;
Sprache hier und Antwort dort;
überall ein traulich Wort!

Allerlieblichste Geschichten
weiß da Manches zu berichten;
Ein's dem Andern aufgethan,
höret Ein's das And're an. —

Daß Natur auch dir erzähle,
mußt du öffnen ihr die Seele,
darfst du leblos nicht allein
mitten im Lebend'gen seyn.

Karl Förster.

* Der Bremische Syndicus Gerlach Buxtorf.

(Fortsetzung.)

Der Graf schickte eine Gesandschaft nach dem Haag, um die General-Staaten zu beruhigen. Allein hier siegte die Beredsamkeit des Syndicus Buxtorf. Dieser war mit dem Rathsherrn v. Bobert von Bremen dahin abgeordert und deren Gründe wurden überwiegend befunden; denn die General-Staaten verlangten vom Grafen durch ein Schreiben vom 11. Dezbr. 1619, daß er zur Verhütung alles Mißverständnisses und Ungemaches von dem Zoll abstehen möge.

Auch die Hansestädte protestirten gegen diese Zollvergünstigung. Der Kaiser sah sich daher bewogen, diese Angelegenheit nicht nur im Reichs-Hof-Rath erwägen zu lassen, sondern auch ein abermaliges Bedenken des churfürstlichen Collegiums zu fordern. Der Reichs-Hof-Rath fand den neuen Widerspruch unerheblich, und das churfürstliche Gutachten von 1622 war durchaus für Oldenburg. Die Bremer boten jetzt noch mehr Hülfe auf. Ostfriesland, Mecklenburg, Holstein, Magdeburg, Halberstadt, Lübeck und andere Reichsfürsten und Reichsstädte meldeten sich mit Protestationen. Allein im Jahre 1623 auf dem Reichstage zu Regensburg, wohin Buxtorf gesandt war und alle seine Kräfte vergebens aufbot, das drohende Unglück von Bremen abzuwenden, erklärten die Churfürsten zum dritten Male, daß es bei dem wohlbedächtigen Collegial-Schlusse ungeändert sein Verbleiben haben müsse, sie jedoch dem Kaiser die Anordnung einer anderweitigen Commission überließen, soweit selbige mit des churfürstlichen Collegii und der gewesenen kaiserlichen Commissarii Respekt und Autorität geschehen könnte.

Auf eine solche neue Commission drangen zwar jetzt die Bremer; allein die darüber befragten Churfürsten fanden die gesuchte neue Commission überflüssig, dem Herkommen zuwider, dem churfürstlichen Collegio sowohl, als dem kaiserlichen Commissario verkleinerlich, und baten, den Supplicanten mit Ernst einzubinden, daß sie sich des unbefugten Ausschreiens und Producirens fürbaß mäßigen und sich zur Ruhe begeben sollten. Aber diese Ruhe war noch fern. Die Bremer brachten diese Zoll-Angelegenheit, als eine Justiz-Sache, wieder an den Reichs-Hof-Rath, welcher jedoch dem churfürstlichen Bedenken und den kaiserlichen Dekreten beistimmte. Der Graf hatte inzwischen eine Zoll-Rolle übergeben, worauf dann am 31. März 1623 das kaiserliche Zoll-Diplom wirklich ausgefertigt ward. Kraft dieses Diploms wurde dem Grafen von Oldenburg auf dessen Ober- und Herrlichkeit an dem Weserstrom den gesuchten Zoll anzustellen und aufzurichten erlaubt, und Jedermänniglich, der sich des Weserstroms auf- und abwärts an dem Oldenburgischen, Delmenhorstischen und Jeverschen Territorio durch Schifffahrt gebraucht, seine Waaren und Güter zu verzollen angewiesen. Die Zollgerechtigkeit ward dem Grafen und seinen ehelichen Leibeserben und Nachkommen, aus Römisch-kaiserlicher Macht und Gewalt, als ein freies Erblehn verliehen, denen, die sich dieser kaiserlichen Zollbegnadigung landfriedbrüchigerweise widersetzen würden, eine Pön von 200 Mark löthigen Goldes, auch den Umständen nach, des heil. Reiches Acht und Ober-Acht angedrohet, und dem Grafen und seinen Nachfolgern erlaubt, die Widersetzlichen, wo, wann und an welchen Orten sie solche betreten würden, von des Reichswegen aufzuhalten, und ohne des Kaisers und Allermänniglichen Irrung und Verhinderung, mit Pfändung, oder Verlust der Waaren, oder Bestrafung der Person büßen zu lassen. — Diese Zollbewilligung ward auch, nachdem die Churfürsten am 2. April 1623 ein fünftes Bedenken abgegeben hatten, durch ein kaiserliches De-

kret von 4. April dess. J. bestätigt und darauf das Diplom dem Cammergericht zu Speier zur Nachachtung mitgetheilt.

Der Graf ließ sein Zollbrett am 24. März 1624 zuerst unter Ovelgönne bei der Harrierbrake und bald danach zu Elsfleth aufstellen und den Zoll einnehmen. Aber die Bremer schickten bald ihre bewaffneten Schiffe (Tonnen-Boyer) an die Zollstätte, feuerten darauf und hielten die auf- und abfahrenden Schiffe unter Drohungen von Erlegung des Zolls ab.

Durch Vermittelung des Erzbischofs von Bremen ward der Kaiser bewogen, am 3. April d. n. J. eine neue Commission zu erkennen, und dem Grafen die Zollhebung inmittelst zu untersagen. Die Bremer übergaben sogar dem kaiserlichen Beichtvater Lamormain eine Supplik, worin sie ihm die Abrathung der Zollbewilligung zur Gewissenssache machten. Des Grafen persönliche Gegenwart in Wien gab jedoch den Oldenburgischen Gründen Nachdruck. Am 2. Nov. dess. J. erfolgte der Bescheid, daß in dieser wichtigen Sache der Churfürsten Gutachten nochmals gefordert sey, inmittelst aber die Zollbegnadigung in Kraft bleiben und beide Theile sich aller Attentate und Gewaltthätigkeiten enthalten sollten.

Erst am 10. November 1627 erfolgte das churfürstliche Gutachten, dessen Resultat dahin ging, daß es seine vorige Zollbewilligung wiederholte und darauf antrug, daß die erkannte neue Commission und Inhibition cassiret — der Graf bei seinem Privilegio geschützt, und die Bremischen Attentate mit kaiserlichem Ernste abgestellet, Diejenigen aber, welche Anspruch an den Grafen zu haben vermeinten, mit deren Ausführung an die ordentlichen Gerichte verwiesen würden. Auch der Reichs-Hof-Rath stimmte darauf, daß der Graf beim Besitz zu handhaben und die Commission auf die untaxirten Waaren den neuen Augenschein und der Partheien weiteres Verhör zu stellen sey, welches der Kaiser auch so genehmigte; inzwischen sich bemühete, einen gütlichen Verein zwischen den streitenden Partheien zu bewirken.

Bis hierher habe ich die Geschichte der Zoll-Angelegenheit ausführlich erzählt, weil sie als ein Hauptgegenstand der unermüdeten, obgleich nicht immer gelingenden Thätigkeit des Syndicus Buxtorf's in dessen Lebensgeschichte verwebt war, und weil ich voraussetzen konnte, daß diese Erzählung, welche den Geist unserer Vorfahren zu der Zeit characterisirte, die Aufmerksamkeit meiner Leser nicht ermüden würde. Wenn ich inzwischen fortfahren wollte, diese Geschichte, wie sie sich nach dem Tode Buxtorf's weiter entwickelt hat, und wie sie beendigt ward, mit der nämlichen Ausführlichkeit vorzutragen, so würd' ich die Gränze einer biographischen Skizze überschreiten. Ich begnüge mich daher, um das bei meinen Lesern hierauf erregte Interesse einigermaßen zu befriedigen, in gedrängter Kürze zu bemerken, daß die versuchte Güte nicht gelang, daß die Bremer zu noch größeren Gewaltthätigkeiten schritten; daß dann diese Angelegenheit mit abwechselndem Glück bald für den Grafen, bald für die Bremer mancherlei Wendung nahm und zu einer solchen Wichtigkeit für das gesammte Reich sich hob, daß sie ein Gegenstand der Unterhandlung beim Westphälischen Frieden wurde — und daß, so sehr auch die Bremer unter dem Beistande der General-Staaten und der Hansestädte sich bis auf den letzten Augenblick dagegen sträubten, dennoch im Friedens-Instrument dem Grafen von Oldenburg der Weserzoll versichert ward, — daß indessen die Vollstreckung des Zolls durch neue Einwendung verzögert und sogar im Jahre 1652 die Stadt Bremen, welche durchaus sich nicht fügen wollte, nicht nur in eine Strafe von 200 Mark löthigen Goldes, sondern auch in die Reichsacht

verurtheilt wurde — daß die Bremer selbst bis zur Verkündigung der Reichsacht widerstrebten — dann endlich den Zoll anerkannten — sich mit dem Grafen wegen der verfallenen Strafe, Schaden und Kosten verglichen und nun am 27. September 1653 vom Bann entbunden, der Graf hingegen am 20. September 1653 durch eine neue kaiserliche Belehnung über den Weserzoll zu dessen ruhigen Besitz endlich gelangte, — jedoch über den Zoll-Tarif nachhin noch manche Streitigkeiten entstanden, welche in der Folge durch gewisse und erst im Jahre 1773 auf immer der Stadt Bremen bewilligte Zoll-Ermäßigung beigelegt sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Der Unstern.

Novelle

von

A. Daves.

Der junge Morgen war längst mit seinen Rosengewinden über den tiefblauen, ewig heitern Himmel der Provence gezogen, und die unabsehbare Reihe der weißgetünchten Bastiden, zwischen denen sich die schönste der Landstraßen Frankreichs, die von Aix nach Marseille hinzieht, warf die Strahlen der Sonne blendend zurück auf die lichtgrünen Haine der Mandel- und Feigenbäume, und der Duft der Orangenblüthen mischte sich mit dem, den Wiesengründen entsteigenden Aroma des Lavendels und der Tamarindensträuche. Gruppen von Landleuten und Saumthieren, die in mächtigen Körben die saftigen Südfrüchte und die duftenden Melonen zur volkreichen Hafenstadt trugen, hatten sich am Rande der immer grünen Oliven- und Cypressenhaine gelagert und auf der breiten Kunststraße schwirrten die verschiedenartigen Caleschen der, an die Comptoire eilenden Kaufherren an den schwerfälligen, harmonisch läutenden Frachtfuhrzügen vorüber.

In dem Thorwege einer der schönsten Bastide hielt seit längerer Zeit der reichbetreßte Kutscher mit dem schimmernden Desobligeant des, für einen der wohlhabendsten und unternehmendsten Handelsherrn und Rheders der lebhaften Stadt geschätzten Seigneur Luigi Angola, und die muthigen Rosse scharrten ungeduldig in dem Kiessande, und ihr Lenker ließ stärker und stärker die Peitsche schnalzen. In einer, von einem mächtigen Rebstocke gebildeten und von riesenhaftem Aloe und Cactus eingefaßten Laube saß Herr Luigi Angola, ein untergesetzter kleiner Mann, mit einem gutmüthigen, starkgebräunten Antlitze, sauber gekleidet und warf von Zeit zu Zeit den Blick erwartungsvoll durch die Lücken der grünen Schranken auf die dicht verhängten Fenster des, von seiner, ihm erst seit Kurzem angetrauten zweiten Gemahlinn, bewohnten Flügels des Landhauses.

Ein unverkennbarer Zug von Unbehagen hatte sich dem, aus Phlegma und Resignation zusammengesetzten Haupttypus seines Gesichts beigemischt und verschwand erst, als die Vorhänge zurückgeschlagen wurden und der schwarzgelockte Kopf eines etwa fünfjährigen Mädchens hinter den Fenstern sichtbar wurde.

Rasch erhob sich der Kaufherr und schritt gravitätisch die Stiegen hinauf, die zu den Zimmern seiner Gemahlinn führten. Er fand sie mit verbundenem Haupte auf der, mit den feinsten Schawls bedeckten Ottomane liegend. Ihre Augen schienen verweint und ihre übrigens schönen Züge waren von einer unfreundlichen Aufregung entstellt. In einem Sessel ihr gegenüber saß ein Jüngling mit bleichem, fast starrem Antlitze, von dem wohl mehr als eine Leidenschaft schon den zarten Schmelz der Unschuld und den Schimmer des Jugendgepräges verwischt hatten; auf einem Tabouret zu

seinen Füßen blätterte das kleine schwarzgelockte Mädchen mit den Pfirsichwangen und den großen braunen Augen in einem Bilderbuche. Es waren die Kinder der Dame aus erster Ehe.

Herr Luigi Angola galt wohl in ganz Marseille und auf vielen andern Handelsplätzen für einen reichen Mann; aber in der That war er es nicht. Seine Schiffe kreuzten zwar auf allen Meeren, sein Comptoir wimmelte von ab- und zugehenden Geschäftsleuten, seine Packhäuser dröhnten unter dem Getriebe zu- und abgelieferter Güter; aber das Glück — der Segen ruhete nicht auf seinen Unternehmungen; denn sie waren entweiht durch die gräßlichste aller Handelsoperationen. Die Güter seiner Packhäuser bestanden aus Corallen und Glasperlen, aus eitlem Tand und Feuertrank zum Austausch gegen Mitmenschen von anderer Farbe, in den Handelsbüchern lieferten verkaufte und elend umgekommene Menschen den Stoff der Bilanzen, und in den Räumen seiner Schiffe klagte geisterhäft das Gestöhne der unter den schrecklichsten Qualen und Entbehrungen Aufgeopferten.

Herr Luigi Angola war von Geburt ein Neapolitaner. Er servirte längere Zeit in England, machte dort die Bekanntschaft eines jungen Mädchens aus einer angesehenen Familie, entführte sie und schlug seinen Wohnsitz in Marseille auf. Während Napoleon durch die Continentalsperre der stolzen, seeumspülten Britannia den Dreizack zu entwinden suchte, begründete der Fremdling durch Ausrüstung von Kaperschiffen und Schmuggeleien sein scheinbar einträgliches Geschäft. Er hielt seine Frau gut, wie man es im gewöhnlichen Leben zu nennen pflegt; sie gebar ihm einen Sohn, dem sie ihre ganze Zärtlichkeit schenkte; aber als der Rausch der ersten Liebe verflogen war, als das Unüberlegte und Verbrecherische des begangenen Schritts mit immer lauterer Stimme in ihrem Innern sich darstellte; als alle Versuche zu einer Versöhnung mit ihren Eltern abgewiesen wurden; als diese schnell nach einander starben, nachdem sie die Tochter enterbt hatten: da griffen Schmerz und Reue mit glühenden Krallen in ihr weiches Herz und zerbrachen es unter endlosem Jammer. Ihr Gatte war zu sehr in sein wildes Treiben vertieft, um seinen Verlust würdigen zu können; und als er sich nun gestehen mußte, daß nur ein bedeutender Geldzufluß seinen zerrütteten Finanzen wieder aufzuhelfen im Stande sey, da besann er sich nicht, den Zufall zu benutzen, der ihm die Hand und das, als sehr bedeutend ausgeschriene Vermögen der jungen, eben nicht im besten Rufe stehenden Wittwe eines Douanenoffiziers antrug.

Bald fand es sich jedoch, daß Beide sich in dem Hauptzwecke ihrer Vereinigung getäuscht hatten; denn das Vermögen der Angeheiratheten entsprach bei Weitem den Erwartungen des Rheders nicht, wohl aber übertraf ihre Vergnügungs- und Verschwendungssucht noch die Nachreden der gewandtesten Lästerzungen, und schon nach wenigen Monaten erfolgten gegenseitige Erörterungen, deren Resultat eine immer mehr steigende Spannung war. In seinem eigenen Interesse suchte der Getäuschte mit strenger Genauigkeit den äußern Schein der Zufriedenheit und des ehelichen Glücks zu bewahren, verkümmerte seiner Gattinn die gewohnte Lebensweise nicht, nnd erwies ihr alle die kleinen Aufmerksamkeiten, deren Hintenansetzung so leicht der üblen Nachrede den Wärmemesser der Zärtlichkeit abgiebt. Dazu gehörte denn auch der Morgenbesuch, ehe er ans Comptoir fuhr.

(Die Fortsetzung folgt)

* Gemeindewesen.

Ueber die Ursachen der Verarmung in den Städten.

(Beschluß.)

Hier liegt ein weites Feld vor uns, denn hier lastet so mancher Fluch auf uns, zu dem das

Gesetz den Namen hergeben mußte. — Kann, fragen wir nicht mit Unrecht, das Gesetz und der Ausspruch des Richters nicht unentgeldlich seyn, und kann nicht eine Einrichtung bestehen, wo ungerechte Prozesse abgewehrt werden; oder kann der dadurch entstehende Ausfall in der Staatscasse nicht durch andere Beiträge gedeckt werden? Denn ist es nicht ein überspanntes Verhältniß und eine Ursache der Verarmung, wenn, wie die Erfahrung lehrt, häufig das Recht zum Unrecht wird, wo mancher in Verfall gerathene, aber doch sonst brave Mann, Haus und Hof mit dem Rücken ansehen mußte, weil das Recht zu theuer ist, oder weil das, was z. B. bei einer Concursmasse übrig blieb, für bloße Kosten aufging? kann es ferner zeitgemäß seyn, wenn ein Jüngling, vielleicht befähigt durch Gaben des Geistes und Herzens, welcher den Beruf in sich fühlt, sich zum Richter oder Gelehrten zu bilden, Gesundheit und Leben wagen, und Tausende seines oder fremden Vermögens bei den übertriebenen Anforderungen erst opfern muß, ehe er nur nach vielen Jahren erst einen Staatsdienst von wenigen hundert Thalern erlangen kann, während Andere oft ohne Vermögen und große Anstrengung eine weit glänzendere Laufbahn in kurzer Zeit machen können? Hier läßt sich noch viel sagen von andern Städten, wo man häufig neben Schooßkindern auch Stiefkinder erzieht. Aber eben diese Ursachen der Verarmung sind auch die Ursachen des Gährungsstoffes, und müssen als eine Folge mangelhafter Volkserziehung betrachtet werden.

Man frage die Geschichte, seit wann zuerst Spuren der Unzufriedenheit sich zu äußern anfingen und revolutionaire und verbrecherische Umtriebe Eingang fanden. Sie wird uns sagen: seitdem man anfing den Deutschen Character zu verleugnen, und fremde Zucht und Ordnung einführte; seitdem man das Familienleben vernachlässigte, Bürgertugenden hintenansetzte und die Erziehung hier und da ein christliche zu seyn aufhörte; seitdem, was oft gerügt wird, die Herzensbildung der Verstandesbildung mehr und mehr nachgesetzt wurde; seitdem man, anstatt eine gründliche, stufenweise Verstandesentwickelung zu fördern, auf eine oberflächliche Vielwisserei hinarbeitete; seitdem man anfing, die Verbindung mit Gott aus den Augen zu setzen, die großen und schönen Geister unserer Zeit aber und viele Hirten der Heerde selbst, in sich zerfallen, an sich und ihrer Natur irre wurden, und eine andere Lehre und einen andern Glauben zu verkündigen suchten; als die Unvernunft, die Schwärmerei und der Aberwitz den Sieg gegen den christlichen Glauben davon trug, so daß viele das herrliche Tageslicht, den einfachen und vollkommenen Plan zur Erziehung des Menschengeschlechts nicht zu fassen vermochten, weil man so häufig im öffentlichen Leben sowohl, als in unseren Bildungsanstalten, in Kirche, Schule und Haus die christliche Weisheit vermißte: da war es, wo alle die krankhaften Erscheinungen im Volksleben sich zu regen anfingen und Ehrfurcht vor Gott und seinen Veranstaltungen, Achtung der Gesetze, der Kirche und des Staates immer mehr verschwanden.

Fragen wir die Geschichte, sie wird uns sagen, daß nur seitdem das frei gewordene Amerika an unseren Staatseinrichtungen manches überspannte Verhältniß, manchen Rostflecken aufdeckte, als eine mißverstandene Freiheit und dieser Freiheitsschwindel von Außen angeregt, auch das Gemüth des sonst so biederen Deutschen Volkes ergriff: da war es, wo Throne wankten, die Knechtschaft an die Stelle der Freiheit trat, wo die moralische Kraft des Deutschen Volkes sank und der Friede Gottes und sein Segen von so manchem Hause und von so mancher Familie wich. — Wir fragen jeden Biedermann, ob wir das Gemälde unserer Zeit mit zu grellen Farben geschildert haben?

Man gehe hin und sehe, wie bei allen Segnungen des Himmels, Nahrlosigkeit und drückende Armuth in so manchem bürgerlichen Haushalte angetroffen wird, und wir bei allen Bildungsmitteln, selbst in höhern Ständen, eine Niedrigkeit, eine trostlose geistige Armuth, Herzlosigkeit und Mangel an Menschenliebe wahrnehmen. Wie im Handel und Gewerbe Einer den Andern zu überflügeln droht, und Jeder nur auf Kosten des Anderen reich zu werden wünscht und seinem Nebenbruder nicht einmal die tägliche Nothdurft gönnt! Man gehe hin und sehe, wie dort Liederlichkeit und Unordnung, Arbeitsscheu überhand nimmt und Berufstreue seltener wird, und hier Luxus und Verschwendung und die Selbstsucht, der böse Dämon unserer Zeit, die Oberhand gewinnt, so daß selbst viele den Glauben an eine bessere Zukunft verlieren müssen.

Doch nein, Freunde, nicht entmuthigen, heben wollen wir uns bei dem Uebergange in eine neue Zeit, in ein neues Jahr; unsere Zeit begreifen und eine Nutzanwendung davon machen. Treu dem Vaterlande und dem Fürsten, den Gott uns gab, treu dem Berufe und Stande, welchen wir angehören, wollen wir fördern, was fehlt und was Noth thut, um mit Vertrauen in die Zukunft blicken zu können.

Mag es darum dem Volke der Deutschen vorbehalten bleiben, durch Einfachheit des Lebens und der Sitten und durch eine würdige Haltung, die Mittel zur Rettung in dieser wahrhaft bangen Zeit zu finden; und mögen kräftige Arme die Bestrebungen aller Edlen unterstützen, durch christliche Freiheit die bürgerliche Freiheit sicher zu stellen und die Quellen der leiblichen und geistigen Verarmung zu verstopfen.

A. M.

---

* Der arthesische Brunnen zu Bremerhaven.

Bremerhaven, die Kolonie Bremens, bietet an sich ein Phänomen dar, das in seinem schnellen Wachsthum nur durch Beispiele in der neuen Welt übertroffen wird; die Verfassung unseres Freistaats, dessen Schifffahrt und ausgebreiteter Handel sind die Ursachen davon. Auch ist von Bremens Seite Viel gethan, Verbesserungen und Bequemlichkeiten für die Bremerhavener einzuführen, und wenn auch, wie bei einer so jungen Kolonie zu erwarten ist, noch Manches fehlt oder zu verbessern wäre, so verdient doch das Bestreben mehr Anerkennung als ihm im Ganzen zu Theil wird. Einer von den Versuchen, der, zwar verunglückt, jedoch einer der redendsten Beweise für das Bestreben ist, die Wohlfahrt des Bremerhavens zu befördern, ist der arthesische Brunnen, dessen Vertiefung eingestellt ist, weil eine der gußeisernen Röhren gesprungen, und die Arbeit nicht fortgesetzt werden konnte. Wir wissen nicht, ob es ein glücklicher oder unglücklicher Zufall war, der die Einstellung der kostbaren Abteufung herbeiführte: glücklich, wenn doch keine Wahrscheinlichkeit zur Erreichung des Endzwecks vorhanden, — unglücklich, wenn die, ihrem guten Erfolge entgegengehende Arbeit dadurch gehemmt wurde.

Geognostische Kenntnisse sind jedenfalls erforderlich, um dieß auszumitteln, denn von den Lagerungen der Gebirgsarten unter dem Bremerhaven hängt die Auflösung dieser Aufgabe ab. A. von Humboldt sagt: „Die wahrhafte Geognosie lehrt die äußerliche Rinde der Weltfeste kennen. Sie muß als nicht minder sicher gelten, als die übrigen beschreibenden physikalischen Wissenschaften.“ — Es würde uns interessant seyn, wenn ein Geognost sich die Mühe geben wollte, uns über den wahrscheinlichen Lauf der Gebirgsarten unter dem aufgeschwemmten Lande von jener Gegend zu beleh-

ren, und wollen wir jetzt, wenn auch als Laien in jener erhabenen Wissenschaft, die Unwahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs darzustellen suchen, ohne ihm die Möglichkeit abzusprechen.

Ueber die Gebirgsarten, welche unter jener Gegend sich befinden, schweben wir im Dunkeln, und nur Schlüsse aus der allgemeinen Regelmäßigkeit der Natur lassen uns, geleitet durch die Geognosie, die Wahrscheinlichkeit erkennen. Der Bremerhaven liegt auf Marschboden, der circa 50 Fuß tief ist, darunter liegt über 100 Fuß Treibsand, und hierunter muß natürlich der Geestboden, als die jüngste Formation sich befinden, wie tief derselbe aber, ist noch nicht ausgemittelt; nimmt man aber die mittlere Höhe der uns am nächsten gelegenen Flözgebürge als die wahrscheinliche Tiefe des Geestbodens an, so dürfte dieselbe über 600 Fuß betragen. Darunter lägen die Flözformationen, worin man erwarten dürfte, ein wasserhaltiges Lager anzutreffen, doch müßten die rothen Sandsteinlager, vielleicht auch Flözporphyr- und Steinkohlenlager, erst durchschlägig gemacht werden, ehe eine solche Wasserschicht angetroffen werden könnte, die am wahrscheinlichsten innerhalb von Kalklagern zu vermuthen ist. Eine in dieser Tiefe (von circa 900 Fuß) gelegene Wasserschicht kann aber keinen Druck erhalten, um das Wasser die Röhre aufwärts zu treiben, weil sich auf mehr als 15 Meilen kein Flözgebirge befindet, das hinreichende Höhe hat, einen solchen Druck zu verursachen, und wenn man auch die Flözschichten vom Deister als sich hierher erstreckend annimmt, so würden dieselben, auch bei einem sehr geringen Einfallen in einer solchen ungeheuren Tiefe liegen, die sowohl, als auch das zu verwendende Capital, dieselbe zu erreichen, fast unberechenbar ist.

* Dampf.

Herr W. Strack giebt im Bürgerfreunde Nro. 52 vom 28. Juni 1835 ein „Gutachten" ab, über ein Dampfschiff, was derselbe „Die Weser" zu nennen beliebt. — Da jedoch auf unserm Revier kein solches existirt, so dürfte der ganze Aufsatz wohl das Produkt einer sehr lebhaften Einbildungs-Kraft seyn, weßhalb man keine weitere Notiz davon nehmen konnte. — Will aber derselbe Herr Verfasser und Verbesserungs-Beflissene so gern in der Wirklichkeit verbessern, so hat er jetzt die schönste Gelegenheit dazu und kann mit dem Dampf-Transport und Buggsier-Schiffe „Friedrich Wilhelm III." den Anfang machen. Wäre jener Aufsatz vom 28. Juni nicht bloß Erzeugniß der Fiction und sollte vielleicht das Dampfschiff „Bremen" gemeint seyn; so empfehlen wir Herrn Strack, er möge die Bibel zur Hand nehmen und lesen im 7. Capitel Matthäi den 3ten bis 5ten Vers, alsdann bedenken, wie leicht es sey, Alles zu tadeln, aber wie schwer, es besser zu machen.

R . . . . .

Gottesdienst.

Sonntag, den 20. März.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Candidat Frerichs....	U. L. Frauen	9 Uhr.
Hr. Pastor Capelle.....	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Candidat Pralle.....	St. Ansgarii	9 „
Hr. Dr. Krummacher.....	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Pastor Mallet.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Iken.....	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor v. Hanffstengel	— — —	1 „
Schulprüfung	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Toel.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Hr. Pastor Meinertzhagen.	Armenkirche	9 „
Hr. Pastor Probst.....	St. Johannis	7 „
Hr. Pastor Wemer.....	— — —	Messe 9 „
Hr. Pastor Probst.....	— — —	Hochamt 10 „
	St. Petri Dom	Predigt 6 „
	— — —	8½ „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 23.

Bremen, Sonntag den 20. März 1836.

Gestorben:

Nro. 290. Den 14. März. Der Gastwirth Heinrich Busse, 37 Jahr; aus Hönze, Amts Gronau.

— 291. Den 15. — Des Arb. Joh. Christ. Bernh. Hoffmann Sohn, 1 Jahr; Behrmanns-Gang Nr. 8.

— 292. Den 15. — König (todtg. Knabe), Sosatsgang N. 1.

Nro. 293. Den 16. März. Mette Schröder, 11 Wochen; Runken Nro. 64 B.

— 294. Den 16. — Des Arb. Diedrich Minne Sohn, 6 Wochen; Bleicherstraße Nro 15.

— 295. Den 16. — Remde (todtgeb. Knabe).

Geburten:

Nro. 305. Den 13. März. Des Arb. Joh. Herm. Maaß Ehefr., geb. Fahnenschmidt, Düsternstr. N. 57; von einem Knaben.

— 306. Den 13. — Des Arb. Joh. Herm. Freudenberg Ehefr., geb. Delmdahl, Theerhof Nro. 26; von einem Mädchen.

— 307. Den 14. — Des Hökers Nicolaus Diercksen Ehefrau, geb. Kracke, Rosenkranz Nro. 6; von einem Mädchen.

— 308. Den 14. — Arb. Christ. Scharnhorst Ehefrau, geb. Augustin, gr. St. Annenstr. Nro. 61; von einem Mädchen.

— 309. Den 15. — Des Windmüllers Joh. Heinr. Cordes Ehefr., geb. Kampe, vorm Stephanithor N. 1; von einem Mädchen.

— 310. Den 15. — König (todtgeb. Knabe), Sosats-Gang Nro. 1.

Nro. 311. Den 16. März. Des Schiffskapitäns Johann Hinrich Lankenau Ehefrau, geborne Volkmann, auf dem Stephanikirchhof Nro. 21; von einem Knaben.

— 312. Den 16. — Des Kochs Bernhard Buschmann Ehefrau, geborne Rubkieck, Buchstr. Nro. 75; von einem Knaben.

— 313. Den 16. — Remde (todtg. Knabe), gr. Sortillenstraße Nro. 47.

— 314. Den 17. — Des Keller-Officianten im Stadts-Weinkeller Joh. Friedr. Kedsch Ehefr., geb. Bosse, Theerhof Nr. 13; v. e. Mädchen.

— 315. Den 17. — Des Arb. Wolter Schnau Ehefrau, geb. Körder, Düsternstr. Nro. 30; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 86. Der Buchbinderamtsmeister Joachim Albert Wagenfeld hieselbst und Anna Elisabeth Wagner aus der Burg.

— 87. Der Schneideramtsmeister Christian Ludwig Dieckmann und Louise Henriette Weber hieselbst.

— 88. Der Schneider Herm. Grupe am Buntenthorssteinwege und Gesche Margaretha Niemeyer aus Gessel bei Barrien.

— 89. Der Bäckergesell Joh. Henrich Petersen hies. und Lucia Johanna Benus aus Brinkum.

— 90. Der Schuhmacher Heinr. Christ. Röhrs und Anna Margaretha Budelmann hieselbst.

— 91. Der Fuhrmann Joh. Christ. Häsemeyer hies. und Gesche Margaretha Kesler aus Lankenau.

— 92. Der Lohndiener Diedr. Anton Deetjen hies. und Maria Dorothea Koch aus Ohlenhof, Amts Syke.

— 93. Der Weinaufseher Heinr. Wilh. Gödeke hies. und Anna Cathar. Schröder aus Bruchhausen.

— 94. Der Landmann Friedr. Heinr. Nolte zu Mariendredder und Beke Adelheid Behrens zu Felde, Amts Syke.

— 95. Der Arb. Hinr. Siedenburg, gen. Bonnet, hies. und Hedewig von Oehsen aus Horst, Amts Osterholz.

Nro. 96. Der Oeconom Franz Eduard Ettler zu Misselwarden im Lande Wursten und Anna Maria Götje, verehelicht gewesene Wiedalk zu Padingbüttel.

— 97. Der Leinewebergesell Carl Wilh. Grammart, gen. Bögemann, und Sophia Cathar. Hagen hies.

— 98. Der Arb. Casten Stubbe hies. und Johanna Dorothea Borcherding aus Minden.

— 99. Der Schlachter Joh. Henr. Duntzelmann zu Hastedt und Metta Buse hieselbst.

— 100. Der Zimmergesell Hinrich Benke und Metta Blohm hieselbst.

— 101. Der Arb. Cord Johann Christ. Achmus hies. und Anna Dorothea Meyer aus Hönisch bei Verden.

— 102. Der Krameromtsgenosse Herm. Heinr. Below und Margaretha Vogelsang, Beide von hier.

— 103. Der Kaufmann Joh. Georg Fasmer, gen. Basmer, und Elisab. Carolina Müller, Beide v. h.

— 104. Der Krameramtsgenosse Joh. Diedr. Ziegler und Johanna Justine Schütte hieselbst.

— 105. Der Goldschmied Joh. Hinr. Loose und Margar. Kehrmann, Beide von hier.

— 106. Der Arb. Andreas Starcke hieselbst und Metta Meyer vom Tenever.

Eilmndzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 24.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 24. März 1836.

Wo der Erdenleiden düst'res Grauen
Schmerzerfüllt die öde Brust durchzieht;
Glücklich, glücklich — wenn erst Thränen thauen,
Iris Bogen mild und sanft erglüht!

* Die Thräne.

Kennst du die Perle auf dem zart'sten Grunde
So glänzend schön, so wunderrein und klar?
Sie strahlt in ihrem Himmelsschein, so wahr
Und heilet oft die tiefste Herzenswunde.

Daß schnell des Menschen inn'rer Kern gesunde,
Entlockt sie oft der Schwestern große Schaar,
Die aber gern im Stillen stellt sich dar,
Daß man nicht leicht das Innerste erkunde.

Gar selten kündet sie die höhern Freuden
Und leuchtet wie im schönsten reinen Licht,
Das durch die dunkle Nacht des Lebens bricht;

Ach! öfters giebt sie kund des Lebens Leiden,
Erinnert an verletzte, heil'ge Pflicht,
An Vieles, was dem Menschen hier gebricht.

7

* Der Bremische Syndicus Gerlach Buxtorf.

(Fortsetzung.)

Was sich weiter in dem Verlaufe der Zeit in Hinsicht dieser Angelegenheit ereignet und wie endlich im Jahre 1820 der Zoll gänzlich aufgehoben, und so unser Bremen von diesem, seinen Handel seit beinahe 2 Jahrhunderte schwer drückenden, Uebel befreit ward, ist uns noch in zu frischem Andenken, als daß ich nicht die Geschichte von diesen Ereignissen hier mit Stillschweigen übergehen könnte.

Unvergeßlich werden die Verdienste derjenigen Staatsmänner unter uns bleiben, durch deren Klugheit und unermüdlich angestrengte Thätigkeit diese für unsere Vaterstadt so wichtige Angelegen-

heit, trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse, die dagegen sich erhoben, glücklich zu solch' einem schönen Ziele geleitet ist.

Nach dieser Episode kehr' ich jetzt zu der unterbrochenen Lebensgeschichte des Syndicus Buxtorf zurück.

Im Jahre 1620 bat, nach der Sitte der damaligen Zeit, der Graf von der Lippe den Senat zum Gevatter, und Syndicus Buxtorf vertrat bei der Taufe die Stelle des Senats. Diese Sendung läßt uns vermuthen, daß unser Buxtorf auch das Talent besessen habe, welches in den damaligen Zeiten, vorzüglich in unserm Norden, den Gesandten fast unerläßlich war: — sie mußten viel trinken können, ohne sich zu betrinken, Andere aber betrunken machen, um sie auszuforschen, oder sie zu bereden. Sie durften es nicht verschmähen, furchtbar große, bis an den Rand gefüllte Pokale in Einem Zuge zu leeren.

Im Jahre 1621 war er auf dem Hansetag in Lübeck, wo die Niederländischen Deputirten vergebens von den Hansestädten Beistand gegen Spanien forderten. — Ungewiß ist es, ob er auch mit bei der Hanseatischen Deputation gewesen sey, welche zum König Gustav Adolph, auf dessen Antrag zur Schließung einer näheren Allianz mit den Hansestädten im Jahre 1620 nach Schweden gesandt wurde. Der König empfing diese Hanseatische Legation vor einem Stuhle stehend mit bloßem Haupte: die Legaten gratulirten ihm und dem herzlieben Gespons; sie wurden beschenkt mit 4 Ohm Wein, 6 lebendigen Ochsen, 21 lebenden Hammeln, 1 Elenthier und 360 Schwedischen Thalern. Sie erhielten dabei das Project der näheren Allianz und Hoffnungen für ihren Handel.

Eine andere Angelegenheit, welche Syndicus Buxtorf beschäftigte, war eine Coadjutor-Wahl im Erz-Stifte. Der Erzbischof, Johann Friederich — ein Prinz von Hollstein-Gottorp, — hatte sich mit der Schwester des Grafen Anthon Günther — Anne Sophie, — einem Frauenzimmer von blendender Schönheit und vorzüglichen Geistesgaben bereits im Jahre 1606 verlobt, aber die Vollziehung der Ehe hatte er von Jahr zu Jahr unter dem Vorwande verzögert, daß er die kaiserliche Vergünstigung erwartete, die Verwaltung des Erzstifts auch verehelicht beibehalten zu dürfen, und da diese kaiserliche Bewilligung immer schwieriger wurde, und, da vielleicht nach dem zwanzigjährigen Zögern, die Schönheit seiner Geliebten zu sehr abgeblüht und mit dieser zugleich seine feurige jugendliche Liebe abgekühlt war, hatte er das Eheversprechen völlig aufgehoben, und wollte nun zum Vortheil seines Hauses sein Vermögen, nebst den beiden Stiftern und Verden, auf den Prinzen Adolph aus dem Hause Gottorp, den jüngeren Bruder des Herzogs von Hollstein-Gottorp, bringen. Der gegen ihn erbitterte Graf Anthon Günther und viele fürstliche Capitularen widersetzten sich diesem Vorhaben. Das Bremische Wahlgeschäft gerieth hierdurch in große Schwierigkeiten und ward ein Augenmerk von vielen Unterhandlungen in den Jahren 1618 bis 1621 zwischen dem Könige von Dänemark, Holland, England und den Hansestädten. Der Stadt Bremen lag Alles daran, entweder gar keinen, oder wenigstens keinen ohnmächtigen Fürsten auf dem erzbischöflichem Stuhle zu sehen. — Ihr ganzes Streben ging daher dahin, dem im Dom-Stifte bereits aufgenommenen Dänischen Prinzen Friederich, Sohn Christian's IV., die Nachfolge im Erzstifte zu verschaffen. Sie trug dieß Geschäft dem Syndicus Buxtorf auf, und auf denen im Jahre 1621 zu Basdahl gehaltenen Land-Tagen erreichte derselbe gegen das verschiedene Interesse eifrig dawider kämpfender Mächte durch seine ge-

schickten Unterhandlungen glücklich seinen Zweck. Es erfolgte von Seiten des Domkapitels eine feierliche Gesandschaft, die zum Könige Christian IV. nach Friederichsburg kam und Herzog Friederich zum Coadjutor des Stifts Bremen postulirte. Der Stadt Bremen ward wegen der in dieser Sache bezeigten Willfährigkeit eine besondere Versicherung ertheilt, daß Herzog Friederich, wenn er zum Besitz des Stifts gelange, ihre Privilegien bestätigen solle und wolle. Buxtorf erhielt von Christian IV. ausgezeichnete Beweise seiner königlichen Gnade.

Vor dem Ausbruche des 30jährigen Krieges, war für Bremen ein glückliches, goldenes Zeitalter. Bei der Ruhe, deren Deutschland, und vorzüglich dessen Norden, während des vieljährigen Friedens genoß, blühete in den Hansestädten und unter diesen auch in Bremen, die immer weiter sich verbreitende Handlung kräftig empor, und fühlte noch nicht den Druck des nachhin so lästigen Oldenburger Weserzolls.

Die Stadt hatte noch keine Miliz zu besolden. Die damals zum Stadtgebiete gehörigen einträglichen Aemter: Bederkesa, Blumenthal und Neuenkirchen, nebst dem Städchen Lehe, hoben das Ansehen und die Wohlhabenheit Bremens zu einer immer noch steigenden Höhe; die Einwohner freuten sich bei einer glücklichen Verfassung durch stillen häuslichen Fleiß eines ungestörten schönen Lebensgenusses, und ohne daß schwere Abgaben auf ihnen lasteten, befanden die Finanzen des Staats sich in dem besten Stande. — Man brauchte daher nicht die Kosten zu scheuen, welche zur Anlegung der Wälle um die Altstadt und zum Bau der Vorderseite des Rathhauses erfordert wurden, man durfte sogar andere Städte, wie Braunschweig gegen ihren Herzog mit Geld unterstützen. — Allein dieß goldne Zeitalter schwand mit dem Ausbruche des auch in diese Gegend dringenden und Alles verheerenden 30jährigen Krieges. Schreckliche, schwarze Wolken verhüllten den vorhin so heitern Himmel, aber auch sie zogen vorüber und nach dem furchtbaren Gewitter trat die Sonne mit erneuetem Glanze erfreuend hervor. Eine höchst interessante, bis jetzt noch nicht gelösete Aufgabe würde es seyn, historisch zu untersuchen, wie dieser Krieg hier und in unsere benachbarten Gegenden eingedrungen und fortgeführt ist, und welchen Einfluß derselbe auf das Schicksal Bremens gehabt habe, dessen tapferes Benehmen durch die merkwürdigen Worte des Helden Tilly beurkundet wird, welcher zum Kaiser sprach: „Wenn ich der Stadt Bremen oder Hamburg mächtig werden könnte, so getrau' ich mir, das ganze Reich zu bezwingen; aber die Leute bewahren ihre Thore gar zu genau, daß man ihnen nicht so leicht beikommen konnte.“ Ich sage, es würde sehr interessant seyn zu untersuchen, wie die Politik Bremens einen solchen Ruhm aus dem Munde eines rauhen Kriegers, der eben keine schmeichelhafte Dinge zu sagen gewohnt war, verdient habe, und welche die näheren und entfernteren Folgen ihres Betragens gewesen seyen. Diese Untersuchung würde mich von dem Gegenstande dieser Skizze entfernen, deßwegen beschränke ich mich jetzt nur auf die Erzählung, wie Syndicus Buxtorf — vereint mit dem, ihm an Talenten und Gelehrsamkeit gleichen Dr. Preiswerck, der auf seine Empfehlung aus Basel im Jahre 1618 zum zweiten Syndicus hierher berufen ward — während der ersten Periode des 30jährigen Krieges für Bremen gewirkt habe.

Die Politik der Hansa ging beim Ausbruche des 30jährigen Krieges vorzüglich dahin, zwischen allen streitenden Theilen eine Neutralität zu behaupten; deswegen sahen Bremens Bürger, welche sich großer Lieferungen und Geld-Unterstützungen an die Dänische Armee verdächtig ge-

macht hatten, mit bangen Herzen im Jahre 1622 ein mächtiges kaiserliches Heer unter dem tapfern General-Grafen Matthias Gallas feindlich der Stadt sich nähern. Seitdem die Hansa bestand, war des Kaisers Macht niemals so furchtbar in diesen Gegenden Nieder-Deutschlands erschienen, als eben jetzt. Buxtorf erhielt den Auftrag, sich nach Warendorf ins Lager des Grafen Gallas zu begeben. Seiner Beredsamkeit gelang es, den erbosten Grafen zu besänftigen, ihn ganz für unsere Stadt zu gewinnen und dadurch dem Plündern und den Mißhandlungen vorzubeugen, womit unsere Landleute bedroht wurden. Nun ward Buxtorf an das kaiserliche Hoflager nach Wien gesandt und er brachte die Versicherungen der kaiserlichen Huld und Schutzes zurück.

(Der Beschluß folgt.)

---

* Der Unstern.

(Fortsetzung.)

Heute nun traf er seine Gattinn mit verbundenem Haupte und verweinten Augen. Das kleine Mädchen hüpfte ihm freundlich entgegen; aber ein stechender Blick der Mutter machte seinen Fuß stocken; mit niedergeschlagenem Blicke schlich es zu seinem Bänkchen zurück; der junge Mann erhob sich langsam, verneigte sich steif und wandte sich mit auf dem Rücken zusammen geschlagenen Armen gegen das Fenster.

„Ich finde Sie unwohl, meine Liebe?“ — begann Herr Luigi Angola, indem er einen Sessel neben die Ottomane zog, mit erzwungener Theilnahme; — „hoffentlich aber nicht von Bedeutung, und ein Spaziergang in der kühlenden Morgenluft wird Ihnen Erleichterung bringen.“

Das Gesicht der Dame verzog sich zu einem schmerzlichen Lächeln; dann wich es dem Ausdruck des Zorns und der Entrüstung: „Sie finden mich geistig und körperlich verletzt, beschimpft, ein Gegenstand des Stadtgesprächs,“ eiferte sie schluchzend, indem sie die Binde über die gelb und blau unterlaufene Stirn zurückschob.

„Wer wagte Sie zu beleidigen?“ — rief der Kaufherr aufspringend mit zorngeröthetem Antlitze.

Die Dame hatte sich gegen die Wand gekehrt; er ergriff heftig ihre Hand und wiederholte nachdrücklicher: „wer unterfing sich, Ihnen unartig zu begegnen?“

Der junge Mann, der bis jetzt leise an den Fensterscheiben getrommelt hatte, näherte sich, da die Mutter noch immer bei ihrem Schweigen beharrte, und sprach kalt und abgemessen:

„Ihr Sohn, Eugene. Wir waren gestern gegen Abend zu dem Circus gefahren, um das Stiergefecht anzusehen. Das Gedränge war groß, wir mußten aussteigen. Da durchbrach plötzlich der wildeste Stier die Schranken, und eilte schäumend auf den Ort zu, wo wir uns in Sicherheit wähnten. In der Nähe stand Ihr Sohn, mit mehreren Matrosen, seinen jederzeitigen Spießgesellen. „Mutter, Heloise, retten Sie sich!“ rief er uns zu und im Nu hatte er seinen Rock über den Kopf des wüthenden Thiers geworfen und es bei den Hörnern ergriffen. Der Stier, in seinem Laufe aufgehalten, wandte sich nun, sey es durch Zufall, sey es, dazu angetrieben, nach unserer Seite, warf Alles vor sich nieder und entkam in die Gärten. Mama wurde gegen einen Baumstamm geschleudert und verlor Hut und Tour, Bibi und Schawl, und fast ohnmächtig wurde sie von mir und einigen Nahestehenden in den Wagen getragen.“

„Aber, mein Himmel!“ — unterbrach ihn der Stiefvater — „Sie sagen ja selbst, daß er Sie vorher warnte; ich kenne den tollkühnen Burschen, er hat mit eigener Aufopferung die Gefahr von Ihnen abwenden wollen!“

„O, gewiß, gewiß!“ schluchzte das kleine Mädchen; aber ein noch stechenderer Blick und eine drohende Handbewegung der Mutter machte es wiederum verstummen.

„Er ist Ihr Sohn, es ist natürlich, daß Sie ihn vertheidigen,“ versetzte Madame mit scharfem Tone; ich will ihn nicht beschuldigen, daß er aus boshafter Absicht mir und den Meinigen Verdruß und Schmach zuzieht; aber Sie selbst müssen mir doch gestehen, daß ein sonderbares Mißgeschick alle seine Handlungen begleitet und auf mich und die Meinigen zurückfällt; oder war es anders zu nennen, als er bei seinen chemischen Experimenten meinen Papagay ersticken ließ, und bei seinem Schiffsbau meinen persischen, an die Luft gehängten Schawl mit Theer besudelte, oder als er meinem Sohne die trunkenen Matrosen auf den Hals hetzte und ihn dann erst, als er mißhandelt war, mit heuchlerischer Großmuth aus ihren Fäusten befreite, oder als er das unschuldige Kind in die Dornen warf, von denen seine zarte Haut noch die Spuren trägt?“ —

„Diese Beschuldigungen sind ja längst zu Gunsten Etienne's aufgeklärt, bis auf die Mißhandlung Ihres Sohnes, über die er mich um Aufklärung hartnäckig an diesen selbst verweist,“ entgegnete der Kaufherr ruhig, und das bleiche Gesicht des jungen Mannes tünchte ein leiser Anflug von Schamröthe. „Dem wüthenden Hunde entriß er das Kind und barg es hinter der nahen Hecke; Ihr Lieblingsvogel bereitete sich sein Schicksal selbst, und der Wind frevelte gegen Ihren Schawl, indem er ihn auf das eben getheerte Boot meines Sohnes warf.“

„Nehmen Sie ihn nur immerhin in Schutz!“ unterbrach ihn die Dame mit dem Ausdruck niedriger Gemeinheit; „er wird auch auf Ihr Haupt glühende Kohlen sammeln; denn das kalte, boshafte, anmaßende Blut der Engländer rollt in seinen Adern!“

„Madame!“ fuhr Herr Luigi Angola auf, „lästern Sie einen seligen Engel nicht, der nie Gemeinschaft mit Ihnen hatte und in aller Ewigkeit nicht haben kann.“

Und hiermit stürmte er zum Zimmer hinaus, warf sich in sein Fuhrwerk und die ungeduldigen Rappen eilten der Hafenstadt zu.

Zwei seiner Schiffskapitäne, ausgetrocknete braune Gestalten mit unstäten, lauernden Blicken, harrten seiner im Comptoire. Er beschied sie in sein Cabinet, wo an einem Seitenpulte ein blühender, kräftiger Jüngling mit braunem, gelocktem Haare und einem weißeren Teint, als der der Südländer, mit einem Compaß und einer Himmelskarte beschäftigt war, die er jedoch schnell in sein Pult verbarg, als er die Nahenden vernahm. Der Kaufherr erwiderte seinen freundlichen Morgengruß mit einem finstern Blicke; wandte sich dann an die Schiffsführer und sprach: „halten Sie sich bereit, in einigen Tagen in See zu stechen; Ihre Ladung und Ihr Proviant sind bereit, und Sie haben nur für hinlänglichen Ballast zu sorgen. Ich habe die Artikel so gewählt, daß ich — bei Ihrer Sachkenntniß und Ihrer Thätigkeit — hoffe, dieses Mal an der Goldküste ein gutes Geschäft zu machen. Sie kennen mich, und wissen, daß mein Interesse auch das Ihrige ist. Ich habe bei der Ausrüstung auf vierhundert Stück für jedes Schiff gerechnet; wenn ich aber den Abgang auf der Reise in Anschlag bringe und mich überzeugt halte, daß Sie die Rationen zu meinem und der Ladung eigenen Vortheil einrichten werden, so sollte ich denken — bei irgend günstiger Conjunctur am Eintauschorte — brächten Sie wohl so ein hundert mehr unter.“

„Herr Patron,“ versetzte der Aeltere der beiden Seemänner, „unsere Ladung läßt sich nicht

mit Hebel und Daumkraft bearbeiten, die Peitsche ist das einzige Mittel, sie leidlich zu stauen; aber auch dabei ist die gehörige Vorsicht von Nöthen, denn so ein 400 lebendige Blasebälge wollen auch Luft haben, gesunde frische Gottesluft. Wie aber nun, wenn die Stürme toben und die Sturzseeen über Back- und Steuerbord einbrechen? — Da müssen die Luken dicht seyn, wenn das schwarze Fleisch nicht bei lebendigem Leibe eingesalzen werden soll. Herr Patron, dann sollten Sie das Concert hören, was da unten losgeht und Sturm und Woge und Dröhnen und Krachen übertäubt. Wenn dann der Sturm eine Pause macht, heißt es aufgepaßt; flugs eine Luke auf und der dunkle Schlund sprüht Qualm und Hitze aus, und nicht selten gar einige Dutzend Heidenseelen, wenn sie deren wirklich haben, und die kostbaren Gebeine werden eine Speise für die Raubfische. Nein, nein, Herr Patron, zu viel taugt nicht. Jedes Collo muß ein wenig Raum haben, um den Gram, die Wuth und die Schwermuth gehörig ausheulen und austoben zu können. Doch, apropos, ehe ich's vergesse, ich habe dieses Mal auch Einige unter meinem Volke, die ein wenig musikalisch sind, das soll mir wenigstens zehn Prozent vom sonstigen Abgange einbringen; denn Sie glauben nicht, wie heilsam so ein paar Vaudevilles täglich auf die schwarzen Bestien einwirken, besonders wenn viel Weibsbilder und Kinder darunter sind.«

»Sie sind ein alter Praktikus, Kapitän Malfait,« entgegnete der Rheder lächelnd, »ich lege mein Interesse gänzlich in Ihre Hände, und um Ihnen einen Beweis zu geben, wie sehr ich Sie schätze, habe ich mich entschlossen, Ihnen meinen Sohn da für diese Reise anzuvertrauen. Es ist Zeit, daß er sich in der Welt umsieht und sich mit dem praktischen Wissen seines Faches bekannt macht.«

Der Kapitän verneigte sich, und warf einen scheelen Blick auf den Jüngling, der erblaßt, mit stierem Auge auf seinen Vater sah.

Der Rheder entließ seine Schiffsführer und wandte sich dann mit strengem Ernste an seinen Sohn.

»Du hast gehört, was ich beschlossen habe. Deines Bleibens ist hier nicht länger mehr. Dein unbändiges Wesen, Deine Thorheiten und Deine unnützen Liebhabereien verursachen mir täglich Verdruß. Ich will endlich einmal Ruhe. Außerdem ist es Zeit, daß Du Deinen künftigen Stand von der ernsten Seite ansehen lernst und Dich nützlich machst. Bei der Dir hiermit angewiesenen Stellung beabsichtige ich sowohl Deine Ausbildung, als auch eine nothwendige Controle über meine Kapitäns, und dazu empfehle ich Dir den gehörigen Takt, damit diese meine Absicht keine Veranlassung zu Empfindlichkeiten und Reibungen giebt.

»Mein Vater, mein theurer Vater!« rief der Jüngling, indem er aufsprang und die Hand des Redenden ergriff, »verdammen Sie mich nicht zu einer Stellung, der ich so wenig gewachsen bin, wie mein Gefühl sie ertragen kann. Verbannen Sie mich, wohin es Sie gutdünkt, aber verlangen Sie nicht, daß ich Zeuge, Mithelfer eines Handels seyn soll, den mein Herz verabscheut. Ich würde nimmer den Weheruf der Unglücklichen ertragen lernen, die geringste, ihnen widerfahrene Mißhandlung würde mich empören und zu Handlungen hinreißen, die nicht in ihrem Plane liegen.«

»Thor, weichlicher Geck!« eiferte der Vater, »meinst Du, ich würde mich durch den Ausbruch Deiner sentimentalen Faseleien zu einer Abänderung meines reiflich überlegten Entschlusses bewegen lassen? — Uebermorgen bist Du am Bord der Entreprise, danach richte Dich ein!«

Ferner und dann näherer Kanonendonner vom Meere und den Forts her unterbrach das Gespräch und ein eintretender Sensale berichtete, daß eine

Englische Fregatte im Ansegeln sey, und mit den Batterien von St. Louis und St. Jean den Salut gewechselt habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Alibi.

An einem schönen Sommerabend kam ein Herr zu Pferde, von einem Bedienten in Livree gefolgt, in einer kleinen Stadt Nord-Englands an, und stieg im besten Gasthof ab. Der Fremde sagte dem Wirth, daß er Geschäfte wegen sich mehrere Tage bei ihm aufhalten müsse; daß sie jedoch nicht eben zeitraubender Art seyen, und er mithin nicht wisse, womit er sich die Zeit vertreiben solle.

„Da konnten Sie zu keiner gelegeneren Zeit kommen," erwiderte der Wirth; „zu Ende der Woche haben wir Pferderennen, und morgen werden die Assisen eröffnet." — „Morgen?" rief der Fremde aus, „nun wahrlich, ich habe noch keinem Kriminalprozeß beigewohnt; kommt ein interessanter Rechtsfall vor?" — „Allerdings," lautete die Antwort, „der erste, welcher abgehandelt wird, ist es in hohem Grade; es ist eine Klage auf Diebstahl mit Einbruch und gewaffneter Hand. Die Zeugen sind ihrer Sache so gewiß, als man es nur seyn kann, und der Angeklagte, den hier kein Mensch kennt, schwört den blauen Teufel, daß er sich, als das Verbrechen begangen worden, am andern Ende des Königreichs befunden habe."

„Ich habe morgen den ganzen Tag Nichts zu thun," entgegnete der Fremde, „und es soll mir ein Vergnügen seyn, den Verhandlungen beizuwohnen; es handelt sich nur darum, ob Platz für mich seyn wird." — „O das soll Sie nicht abhalten," rief der Wirth, „der Stabträger ist der Taufpathe meines Aeltesten, und der wird einem Herrn, wie Sie sind, gewiß einen Platz im Innern verschaffen."

Der Fremde nahm in der That am folgenden Morgen einen der aufbehaltenen Sitze, der Bank der Angeklagten gerade gegenüber, ein.

So lange das Requisitorium und die Aussagen der Belastungszeugen (denn andere waren nicht da) dauerten, saß der Angeklagte mit gesenktem Haupte da, und schien ganz vernichtet zu seyn; als ihn aber der Richter fragte, was er zu seiner Vertheidigung zu sagen habe, schlug er die Augen auf, und sank, als er den Fremden erblickte, ohnmächtig zurück. Dieß erregte natürlich Aufsehen, und man glaubte anfänglich, daß es nur ein Kniff sey, um das Urtheil zu verzögern. Sobald er wieder zu sich gekommen war, fragte der Richter, was dieses Benehmen zu bedeuten habe. — „Mylord," sagte der Angeklagte, „ich sehe hier Jemanden, der mir das Leben retten könnte, wenn Sie mir erlauben wollten, einige Fragen an ihn zu richten."

Die Augen der ganzen Versammlung waren auf den Fremden gerichtet, der etwas verlegen aussah, und sagte, daß er sich in einer seltsamen Lage befinde, da er sich nicht erinnern könne, diesen Menschen je gesehen zu haben, daß er jedoch nichts desto weniger bereit sey, alle seine Fragen zu beantworten.

„Nun wohl," hob der Angeklagte an, „erinnern Sie sich nicht, daß sie an dem und dem Tage, zu der und der Stunde zu Dover landeten?" — „Ich bin allerdings vor noch nicht gar zu langer Zeit zu Dover ans Land gegangen, ob es aber an diesem oder einem andern Tage war, wüßte ich nicht anzugeben." — „Wohl. Erinnern Sie sich auch nicht, daß der Mensch, der Ihren Koffer ins Wirthshaus trug, eine blaue Jacke und Pantalons von gleicher Farbe anhatte?" — „Sehr natürlich hat irgend Jemand meinen Koffer getragen, aber auf seine Kleidung gab ich nicht Acht, und die beschriebene ist ja jene, welche alle Eng-

lische Matrosen tragen.« — »Gut. Fällt Ihnen auch nicht ein, daß der, der Sie führte, Ihnen unterwegs seine Geschichte erzählte; daß er Ihnen sagte, wie er in der königlichen Marine gedient, Anspruch auf eine Pension gehabt, und daß man ihm diese verweigert habe? Zeigte er Ihnen nicht,« fuhr der Angeklagte fort, indem er sich die Haare aus der Stirne strich, »eine Narbe, dieser hier ähnlich?«

Bei dieser letzten Frage wurde eine merkliche Veränderung auf dem Gesichte des Fremden bemerkbar; er sagte, daß dieser Umstand wahr sey, daß er sich jedoch des Datums durchaus nicht erinnern konne; er zog indeß sein Taschenbuch heraus, und nachdem er dieses zu Rathe gezogen, fand sich, daß er sich wirklich an dem von dem Angeklagten angegebenen Tage zu Dower ausgeschifft hatte. Dieß war zu dem Beweis eines Alibi hinreichend; der Angeklagte wurde auf der Stelle in Freiheit gesetzt, und entfernte sich unter dem Beifallruf der Menge, welche die Vorsehung pries, die nie gestatte, daß ein Unschuldiger verurtheilt werde, oder ein Strafbarer der Gerechtigkeit entschlüpfe.

Zwei Monate später stand der von der Vorsehung gesandte Zeuge nebst seinem Bedienten und dem so wunderbar befreiten Matrosen vor denselben Assisen, der Beraubung einer Diligence auf der Heerstraße angeklagt.

Tod des Helden von Waterloo.

Am 12. Februar starb zu Strathfielsay, im hohen Alter Copenhagen, das berühmte Bataillepferd, welches Seine Herrlichkeit, den Herzog von Wellington, auf den berühmten Feldern von Waterloo, so heldenmüthig getragen.

Geboren zur Zeit der Seeschlacht von Copenhagen, erhielt es auch den Namen dieser Stadt. Dieß Pferd besaß eben so viel Verstand und Geist (?), als Grazie und Schönheit.

Einige Zeit vor seinem Tode verlor es noch ein Auge; bereits seit 10 Jahren hatte es der edle Herzog von aller Arbeit dispensirt. Auf Befehl Sr. Herrlichkeit wurde es mit militärischen Ehren bestattet und eine Artilleriesalve donnerte über seinem Grabe.

Der Herzog hatte eine große Zuneigung zu diesem Roß, welches von der ganzen Welt bewundert wurde. Die Dankbarkeit Sr. Herrlichkeit war aber wohlbegründet; denn dieses Pferd trug ihn 16 Stunden lang durch alle Gefahren der Schlacht; ein Ereigniß, unerhört in der Kriegsgeschichte.

Die verstorbene Herzoginn hegte gleichfalls eine innige Zuneigung für Copenhagen, sie trug bis an ihren Tod ein Armband, aus seinen Haaren geflochten.

So stirbt ein Pferd! *)

* Vorschlag.

In unserer Nähe giebt es keine Krebse, und doch sollten sie wohl in dem Wasser, das durch die Bahr fließt, fortkommen, wenn Einer der Inwohner daselbst ein Schock beiderlei Geschlechts darein setzte. Es müßte aber, besonders in den Schulen, den Kindern bei Strafe verboten werden, in den ersten Jahren Krebse daraus zu fangen. Nach Verlauf von einigen Jahren, wenn ihnen das Wasser zusagte, würde es von Krebsen, die sich schnell vermehren, wimmeln; und könnten sie nicht darin fortkommen, so wäre dabei nicht mehr verloren, als Ein Schock Krebse.

*) Die Französischen Blätter (besonders »Paris Herald«), die nicht gern von Waterloo sprechen hören, machen sich über das Seriöse dieses Englischen Zeitungsartikel nicht wenig lustig.

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

K. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 24.

Bremen, Donnerstag den 24. März 1836.

Gestorben:

Nro. 296. Den 18. März. Des Maurergesellen Herm. Runge Tochter, 2 Jahr; Punkendeich Nro. 12.

— 297. Den 19. — Des Maurergesellen Hinrich Bötjer Tochter, 5 Jahr; auf dem Häfen Nro. 26.

— 298. Den 20. — Des verst. Arb. Wilh. Kratzer Wittwe, geb. Siemers, 38 Jahr; Buntenthorssteinweg.

— 299. Den 20. — Des Schneiders Christian Grünekle Ehefr., geb. von Ulm, 39 Jahr; Deichstraße Nro. 13.

— 300. Den 20. — Des verst. Lieutenants in Französischen Diensten Wilh. Luce Wittwe, geborne Nuckels, 48 Jahr; große St. Annenstraße Nro. 103.

— 301. Den 20. — Des verst. Consumtions-Einnehmers Joh. Gottfr. Eckerlein Wittwe, geb. Stoffregen, 64 Jahr; Rövekamp Nro. 35.

Nro. 302. Den 20. März. Des Arb. Johann Vogeler Tochter, 1½ Jahr; Kaufmanns-Mühlenkamp Nr. 13.

— 303. Den 20. — Des verst. Arb. Joh. Günther Schröder Wittwe, geb. Elfers, 96 Jahr; Hastedt Nro. 2.

— 304. Den 20. — Der Zimmergesell Martin Albrecht, 54 Jahr; Kohlhökerstraße Nro. 51.

— 305. Den 20. — Der Küpermeister Wilhelm Marcks, 85 Jahr; Kohlhökerstraße Nro. 10.

— 306. Den 20. — Des Branntweinbrenners Christian Seemann Ehefrau, geb. Eggers, 50 Jahr; Osterstraße Nro. 63.

— 307. Den 21. — Des Arb. Johann Köster Tochter, 1¼ Jahr; Neustadtswall.

— 308. Den 22. — Des Tischlermeisters Joh. Michael Hoffher Tochter; Schmiedestraße Nro. 2.

Geboren:

Nro. 316. Den 15. März. Des Polizeidieners Paul Schäffer Ehefr., geb. Narvet, Düsternstr. Nro. 34; von einem Mädchen.

— 317. Den 16. — Des Arb. Chr. Anton Brüggemann Ehefr., geb. Kerting, Neuhausgang Nro. 2; von einem Mädchen.

— 318. Den 17. — Des Kaufmanns Diedrich Adolph Meier, Ehefr., geb. Rust, Wachtstr. N. 27; von einem Knaben.

— 319. Den 17. — Des Krameramtsgenossen Joh. Carl Sebastian Stickel Ehefr., geb. Hellweg, am Markt; von einem Mädchen.

— 320. Den 17. — Des Küpers Joh. Horstkotte Ehefr., geb. Putscher, Osterthorssteinweg N. 24 B; von einem Knaben.

— 321. Den 18. — Des Küpermeisters Hinrich Alten Ehefr., geb. Landgrebe, Wegesende Nro. 1; von einem Knaben.

— 322. Den 18. — Des Maurers Franz Nicol. Behrens Ehefr., geborne Meyer, Buntenthorssteinweg Nro. 242; von einem Knaben.

— 323. Den 19. — Des Kaufmanns Ant. Gottfr. Wardenburg Ehefr., geborne Hegeler, Schlachte Nro. 31 A; von einem Knaben.

— 324. Den 19. — Des Windmüllers Johann Caspar Heinr. Stake Ehefr., geb. Finke, am alten Wall Nro. 1; von einem Knaben.

— 325. Den 19. — Des Kirchendieners Hinrich Focke Ehefr., geborne Zincken, St. Pauli Kirchhof Nro. 2; von einem Mädchen.

Nro. 326. Den 19. März. Des Arb. Joh. Hinrich Keithan Ehefr., geb. Wulfhop, Nagelspforte Nro. 1; von einem Mädchen.

— 327. Den 19. — Des Kaufmanns Ludwig Friedrich Kalkmann Ehefr., geborne Keßler, Schlachte Nro. 5; von einem Knaben.

— 328. Den 19. — Des Kaufmanns Carl Diedrich Christian Westenfeld Ehefr., geb. Schromm, Sögestr. Nro. 10; von einem Knaben.

— 329. Den 20. — Des Goldschmieds Johann Carl Eduard Bruno Ehefr., geb. Knoche, Domshof Nro. 25; von einem Knaben.

— 330. Den 20. — Des Instrumentenmachers Georg Arensberg Ehefr., geb. Ickler, Knochenhauerstraße Nro. 3; von einem Mädchen.

— 331. Den 20. — Des Mäklergehülfen Ferdinand Justinian Ludwig Hirt Ehefr., geb. Petzold, Neuenstraße Nro. 8; von einem Mädchen.

— 332. Den 20. — Des Miethkutschers Johann Harm Heinr. Schröder Ehefr., geb. Harder, Johannisstr. Nro. 7; von einem Mädchen.

— 333. Den 21. — Des Arb. Joh. Chr. Bödeker Ehefrau, geb. Vogt, Hastedt Nro. 27 A; von einem Mädchen.

— 334. Den 21. — Des Arb. Matthias Schröder Ehefrau, geb. Schwedovius, Elhornstr. N. 5 C; von einem Mädchen.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 25.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen. Sonntag den 27. März 1836.

Wohlthätigste der Feeen,
Du, mit dem milden Sinn',
Vom Himmel ausersehen
Zur Menschentrösterinn!

* Die Hoffnung.

Die Hoffnung schwebt, als frohes Kind,
Vom Himmel uns hernieder,
Und bis wir dort verkläret sind,
Verläßt sie uns nicht wieder.
Sie streut uns Blumen auf den Pfad
In unserm Pilgerleben,
Läßt grünen uns're Wintersaat,
Versüßt uns jedes Streben.

Die Hoffnung stärket unsern Fleiß,
Hilft Lorbeern uns erringen,
Sie scheuet nicht den höchsten Preis
Fürs Schönste darzubringen;
Sie hebt uns über Erdentand
Und weiset uns nach oben,
Nach unserm wahrem Vaterland,
Wo keine Stürme toben.

Die Hoffnung, sie belebt den Muth,
Läßt nimmer uns erbeben,
Verleihet uns das höchste Gut,
Das volle, heit're Leben;
Nein, Hoffnung läßt verzweiflen nicht,
Ihr Strahl uns stets erfreuet,
Bis einst das Herz im Tode bricht,
Dem Herren ganz geweihet.

7

* Der Bremische Syndicus Gerlach Buxtorf.

(Beschluß.)

Bald schwebten neue Gefahren über diesen Gegenden. König Christian IV. von Dänemark war, als Kreis-Oberster des Niedersächsischen Kreises, Führer des protestantischen Heeres. — Er

mußte mit noch ungeübter Mannschaft nicht nur Tilly's schlachterfahrenen Truppen, sondern auch einem neuen kaiserlichen Heere, das der General Wallenstein versammelt hatte, die Spitze bieten. Er faßte den Plan, die feindliche Armee durch Abschneiden aller Zufuhr zum Weichen zu bringen, und sperrte deßwegen den Ausfluß der Weser. Bremen gerieth hierdurch in die äußerste Noth; plötzlich stockte die Handlung, die Schifffahrt hörte gänzlich auf und mit dieser sank jedes Gewerbe, so daß täglich der Mangel an allen Lebensbedürfnissen sich mehrte. — In dieser bedrängten Lage, da durch schriftliche Vorstellungen durchaus nichts zu bewirken war, wurde im Juni 1625 Buxtorf zum König Christian nach Verden und Preyswerk zum General Tilly nach Schlüsselburg gesandt. Ihre Unterhandlungen waren glücklich; den dringendsten Beschwerden, worunter Bremen seufzte, wurde abgeholfen, den Bremischen Schiffen ward einige Freiheit vergönnt, und die Stadt erhielt wieder Zufuhr. Doch kaum begann man, freier zu athmen, so zog von neuem ein Ungewitter drohend heran.

König Christian verlor den 27. August 1626 die entscheidende Schlacht bei Lutter am Barenberge, und wich bis Stade zurück, wo er sich verschanzte; obgleich geschlagen, widerstand er dennoch durch Französische, Englische und Holländische Hülfe verstärkt, dem Sieger Tilly, und faßte nun von neuem seinen vormaligen Vertheidigungsplan wieder auf. Er ließ durch eine vom Admiral Munk commandirte Flotte die Ausflüsse der Weser und der Elbe sperren, jede Zufuhr von Lebensmitteln wurde abgeschnitten, und was nur erbeutet werden konnte, ans Dänische Commissariat abgeliefert. — Inzwischen näherte sich der rauhe Krieger, General Tilly, mit seiner furchtbaren Armee, deren Spur nur durch Verwüstung bezeichnet war, immer mehr unserer Stadt. — Er lagerte sich bei Verden, und sein drohender Blick war auf Bremen gerichtet. An der andern Seite stand der König Christian mit seinem Heere, nahe vor unsern Thoren. Die Burg an der Leesum war von ihm abgebrannt. In Bremen wollte er einen Landtag halten, und forderte von der bedrängten Stadt Beistand. Die Senatoren besetzten mit der Bürgerschaft die Wälle, tausend in Sold genommene Reuter und Musketiere bewachten die Außenposten und von der Wasserseite sicherten platte mit schwerem Geschütz versehene Schiffe. Durch die gesperrte Zufuhr entstand Hungersnoth und bald verbreitete sich sogar die Pest, welche mit unaufhaltbarer Wuth in kurzer Zeit über 10,000 Menschen in dieser Gegend wegraffte. Zu diesem gehäuften Unglücke kamen noch, um es zu vollenden, die verderblichen Folgen der durch die Wipper und Kipper veranlaßten falschen Münzen, wodurch der Preis der Bedürfnisse aufs höchste stieg, und wodurch selbst die Reichsten nicht gegen Mangel gesichert waren. Die Gefahr wuchs mit jedem Tage, mit jeder Stunde. In dieser Zeit voll Angst und Noth ward im Juni 1627 Syndicus Preyswerk zum König Christian und Syndicus Buxtorf zu Tilly ins Lager gesandt. Ihren beredeten Vorstellungen gelang es, daß beide Helden der Stadt Schutz versprachen und die strengste Kriegszucht zusicherten.

Preyswerk gewann den General Münich, und durch diesen ward der König bewogen, es zu verstatten, daß unter Bremischer Flagge die leeren Kornmagazine wieder gefüllt werden konnten; Buxtorf hingegen bewirkte von Tilly, obgleich dieser barsch nach seiner Weise ihm antwortete, dennoch Sauvegarden für Bremische Bürger und Untergehörige und für deren Güter.

Die Beschützung des Stifts Bremen vertrauete nun König Christian dem Englischen General Morgan an. Dieser behauptete sich aus

seinem unweit Bremen wohlverschanzten Lager im Besitz des Stifts; allein weil die Stadt Bremen dabei litt und sich neutral erwies, that sie die dringendsten Vorstellungen an Morgan, daß er sich von ihrem Gebiete entfernen möchte, weil man sonst genöthigt wäre, das Geschütz von den Wällen der Stadt auf ihn zu richten. Morgan zog sich daher unter die Kanonen von Stade.

So schwand denn die schreckende Gefahr und den geängsteten Bremern ward wieder Raum und Luft zu leben verschafft. — Sie waren noch glücklich zu nennen, daß sie innerhalb ihrer Mauern die Einnahme siegender Völker abwehrten und mit Contributionen und Einquartierungen in dem zur Stadt gehörigen Gebiete noch ihre innere Freiheit behaupteten. — Indessen bildete sich in ihren beklommenen Gemüthern dennoch eine schreckliche Zukunft und so sandten sie, im festen Vertrauen auf seine erprobte Geschicklichkeit in Unterhandlungen, ihren Syndicus Buxtorf in Begleitung des trefflichen Senators Johann von Line nach Prag zum Kaiser Ferdinand II., um bei diesem Kaiser die üblen Eindrücke, welche man ihm wider Bremen beigebracht hatte, wo möglich zu verwischen.

Mit Recht folgten diesen beiden so geschickten Negociateurs und braven Patrioten die schönsten Hoffnungen ihrer Mitbürger; allein schrecklich wurden diese schönen, so gegründeten Hoffnungen vernichtet. Kaum waren diese Abgeordneten in Prag angekommen, so wurden sie beide plötzlich ein Opfer der damals pestartig dort wüthenden, sogenannten Ungarischen Krankheit. — Ergriffen von dieser Krankheit, starben sie schnell nach einander, von Line am 11ten und Buxtorf am 14ten Januar 1628. Diese so unerwartete schreckliche Nachricht, erregte zwar hier den Verdacht einer Vergiftung; allein dieser Verdacht scheint ungegründet gewesen zu seyn, da der Würzburgische Gesandte daselbst fast zu gleicher Zeit starb, und da Henricus Meyer, der nachherige Rathsherr und Bürgermeister, zur Gesellschaft mitgereiset war, und dieser die nämlichen Speisen und Getränke genossen hatte, ohne hiervon die mindesten, seiner Gesundheit nachtheiligen Folgen erfahren zu haben; und da es ja gar nicht auffallend seyn konnte, daß unter der Menge von Menschen, welche von der damals in Prag herrschenden ansteckenden Seuche schnell weggerafft wurden, auch dieß nämliche Schicksal die beiden Bremischen Abgeordneten traf.

Die Leichen wurden, da sie als Protestanten nicht auf eine, ihrem Stande und Character angemessene Weise dort beerdigt werden konnten, einbalsamirt, und mit Erlaubniß des Kaisers, auf Ansuchen des Senats, mit einem Aufwande von ungeheuren Kosten nach Bremen geführt. Am 27. Januar kamen diese Leichen hier an. Die Kapitularen des hohen Domstifts, nebst den Canonicis von St. Ansgar und von St. Stephan, der ganze Rath mit den angesehensten Collegien, Aemtern und Bürgern, zogen, in Trauerflor gehüllt, den Leichenwagen entgegen, und unter einer zahlreichen Begleitung und mit allem Pomp, wodurch die Achtung gegen diese beiden hochverdienten Männer von ihren dankbaren Mitbürgern nur bewiesen werden konnte, wurde am 30. Januar der Rathsherr von Line in Ansgarii Kirche auf dem Chor, und am folgenden Tage Syndicus Buxtorf in U. L. Fr. Kirche im Südergange bei der Seite der großen Thüre beerdigt.

Buxtorf war nicht verheirathet, hinterließ also keine Kinder. — Er hatte deßwegen einen Theil seiner Güter an Bremische fromme Stiftungen und seine höchst schätzbare zahlreiche Bücher-Sammlung dem Senat vermacht, welcher sich nachhin mit den Blutsverwandten des Verstorbenen, welche sich darüber zu beschweren berechtigt

glaubten, zu einer Abfindungssumme von 400 Rt. in Species verglich, und diese Bücher-Sammlung nachhin mit derjenigen, welche von Goldast der Stadt zu Theil geworden war, vereinigte, wodurch denn der Grund zu der in der Folge so berühmt gewordenen Stadt-Bibliothek gelegt wurde.

---

* Der Unstern.

(Fortsetzung.)

Eugene erschien an diesem Tage nicht bei Tische. Auf dem Friedhofe saß er, das Haupt an den von grünem Schlingkraut umrankten Grabstein seiner Mutter gelehnt. Sein Blick weilte sinnend auf den nahen Monumenten mit ihren unverdienten Lobeserhebungen und ihren erheuchelten Schmerzäußerungen, und Thränen der Wehmuth rannen leise und unbemerkt über seine Wangen. „O, du seliger, theurer Geist,“ flüsterte er unter heiligen Schauern, „wenn noch irgend ein Zusammenhang stattfindet mit dem Staube deiner mir so unvergeßlichen Hülle und deiner jetzigen Engelgestalt, so gieb deinem Kinde ein Zeichen, was es beginnen soll in diesem ersten verhängnißvollen Augenblicke seines Lebens!“ Mit verklärtem Auge, mit erwartungsvoller Spannung in seinen Zügen blickte der Jüngling in die blaue Tiefe des Firmaments. Da säuselten leise melodische Töne, wie Sphärenmusik, aus der Ferne und in unbeschreiblich lieblicher Euphonie vernahm er deutlich die Worte:

„Engel umschweben dich jetzt,
Grüßen: Friede mit dir!“ —

Es war eine Schaar junger Mädchen, die über der Gruft einer entschlafenen Freundinn den letzten Liebesgruß sangen; aber der Jüngling gewahrte sie nicht, er vernahm nur die Stimme der Engel, hörte den milden Gruß seiner Mutter. Hinter dem Monumente breitete sich ein dichtes Rosengebüsch aus, dorthin verbarg er sich und betete freudig beseelt zu der Verklärten. Nahende Stimmen störten ihn aus seiner süßen Täuschung auf, durch die Zweige bemerkte er den Aufseher des Friedhofs, der mit einem Fremden, einem hohen, kräftigen Manne, in der Kleidung der Englischen Marine-Offiziere dem Orte zuschritt, wo er verborgen war. In einer mäßigen Entfernung ließ der Fremde seinen Führer zurück, ging ernst auf das Grabmal zu und, nachdem er leise den darauf eingegrabenen Namen der unter ihm Ruhenden gelesen hatte, legte er die Hand an den Aschenkrug, der seine Spitze bildete und begann feierlich in den kräftigen Lauten seiner Muttersprache:

„Schlummre sanft, du gute, getäuschte Schwester und nimm von den Lippen des Bruders den letzten Segen der Eltern. Es war mir nicht vergönnt, ihn dir bei deinen Lebzeiten zu bringen, nimm ihn denn jetzt, wo dein Geist ihn längst von ihren verklärten Lippen vernommen hat, als Lösung meines Wortes, als versöhnenden Gruß deines Bruders.“

Noch einen Augenblick stand der Fremde sinnend, dann wendete er sich rasch und entfernte sich auf einem der verschlungenen Pfade.

Ueberrascht, zu einer Bildsäule erstarrt, kniete der Jüngling unter den Rosen. Seine frühere Jugend tauchte vor ihm auf mit den wehmuthdurchwebten Erzählungen seiner Mutter von ihren verklärten Eltern, von einem Bruder, der sich schon früh dem Seeleben widmete. Er preßte die Hände auf sein stürmisch bewegtes Herz, „du hast mir ein Zeichen gegeben,“ lispelte er unter heiligem Schauer, „ich verstehe deinen Wink!“

Eilend folgte er der Spur des Seemannes; von dem Steindamm des Hafens aus sah er ihn ein Boot betreten, welches dann unter dem gleichmäßigen Schlage von 8 Rudern durch das bunte Gewimmel des Hafenbassins auf die, auf der

Rhede liegende Fregatte zusteuerte. Einige Englische Matrosen, die zu diesem Fahrzeuge gehörten, und sich zwischen den Fruchtverkäuferinnen umhertrieben, erwiderten auf seine, mit bebender Stimme vorgebrachte Frage nach dem Namen des Schiffs und seines Befehlshabers, indem sie sich in die Brust warfen: „Seiner Britannischen Majestät Fregatte the Glory, Commander Sir Henry Osmond.“ Es war der Familienname seiner Mutter; — der Seeheld war sein Oheim.

Dunkle Wolken thürmten sich über der Bergkette, die gegen Norden die Meeresbucht einfaßt, auf; die klaren leichtgekräuselten Fluthen färbten sich düster und die Wellen plätscherten, als ahneten sie den Sturm, der sie zum Tummelplatz seiner tückischen Laune auserschen hatte, ängstlich wimmernd an die sich weit in ihren Schooß erstreckenden Klippen. Die buntbedachten Gondeln, die schlanken Fischerboote, die schwerfälligen Rhoneschiffe, und die vorsichtigen Kauffahrer strebten unter dem eintönigen fistulirenden Gesange, womit der Matrose seine Arbeit im Hafen zu begleiten pflegt, unter den Flüchen der sich gegenseitig Hindernden, dem Kreischen der Winden und Spillen und dem dumpfen Stöhnen der bogsirenden Böte dem Hafen zu. Bald bot die weite, noch kurz zuvor so belebte Bucht eine öde, leise grollende Fläche, und nur das fremde Kriegsfahrzeug lag in stolzer Ruhe über dem dräuenden Abgrunde und erschien im Reflexe der grauroth gemischten Wolken im Scheitelpunkte mit seinen hohen Masten und schimmernden Spieren, mit seinem buntdurchflochtenen Tauwerke und seinem colossalen Rumpfe, in scharfen, schauerlich abstechenden Umrissen am schwärzer und schwärzer sich färbenden Horizonte. Dumpfes Brausen erfüllte die höheren Luftschichten; die See begann hohl zu gehen, und die Sturmvögel zogen ihre luftigen Kreise mit heiserem Gekrächz näher dem Lande zu. Die milde liebliche Temperatur kühlte sich im raschen Stufensprunge zur Frösteln erregenden Schärfe. Der gefürchtete Mistral brach unerwartet über die schönen Küsten der Provence herein.

Auf einer der Klippen des ausgedehnten Felsenriffs, welches sich hinter dem Fort St. Jean ins Meer erstreckt, saßen zwei alte Matrosen in zerlumpten Anzügen. In erwartungsvollem Schweigen schweiften ihre Blicke von der Fregatte auf ein anderes ihnen näher gelegenes Schiff von düsterm, verwittertem Aeußern, welches ebenfalls in sorgloser Ruhe dem Sturme zu trotzen schien. Die greisen Haare der alten Seefahrer flatterten unter den breitrandigen Wachstuchhüten hervor, der Wind spielte mit den herabhängenden Lappen ihrer abgetragenen Wämser. Aber was kümmerte sie der Aufruhr der ihnen so lange befreundeten Elemente; ihr Gesicht strahlte von Freude und dem Wiederschein der Erinnerung ähnlicher, muthig bestandener Gefahr.

„Höre, Jaques,“ begann der Eine endlich eintönig, „der Kriegsmann dort hält's aus, er hat sich eine gute Stelle gewählt, von wo aus er, wenn seine Eisenzähne stumpf, oder von den steinernen Zangen da unten abgekniffen werden sollten, bald die hohe See gewinnen kann; aber um den Dickbauch da ist mir bange!“

„Hast Recht, Nicole, hast Recht,“ versetzte der Zweite lebhafter; „und ich möchte nur aus der Haut fahren über die Sorglosigkeit des Volks. Siehst du mehr als die drei Bursche da am Kastell? Wo steckt der Kapitän, wo Ober- und Untersteuermann? Der Mistral war vorherzusehen. Die Buben da haben noch keinen Sturm erlebt in diesen Gewässern. Hilf Gott! sind das nicht Töne wie Musik! — Ja, so soll mich doch — streicht nicht der Eine die Fidel, und der Tod guckt ihm hohnlachend über die Schulter!“

Sein Kamerad hörte nur halb auf sein Ge-

rede, er hatte die eine Hand über die Augen gelegt, sich weit vorgebeugt und streckte die andere gegen die Fregatte: „Jaques, schau dorthin! — jetzt! pass' auf, wenn die Woge sich verläuft. Sieh da, sieh da! die Nußschaale, wie sie den Schaum aufwirft, wie sicher sie über die rollenden Fluthen hüpft. Welcher Tollkühne wagte sich so weit hinaus? — Sieh hin, wie zum Spaß umkreist sie den Kriegsmann; das Volk schwenkt die Hüte. Alle Wetter, der Engelsmann muß Respekt bekommen vor solcher Sicherheit. Jetzt steuert das Ding auf uns zu. Hei, wie es strebt! Ich sehe den Verwegenen am Steuer sitzen, so wahr mir der heilige Nepomuk helfe, ich erkenne ihn, es ist mein Zögling, mein junger Herr Etienne! Jetzt hält er auf das vermaledeite Murmelthier; nun gut, nur immer zu, du kommst vielleicht noch zu rechter Zeit, es aus dem Schlafe zu rütteln! — er läßt das Segel fallen, die Woge schleudert das Boot zurück, er ist am Bord!“

„Wo ist Kapitän Malfait, wo der Steuermann!“ — rief Eugene dem plaudernden Kleeblatt zu, welches aus drei neu angeworbenen Rhoneschiffern bestand. — „Der Kapitän ist am Lande, der Steuermann verschläft seinen Rausch!“ erwiderte Einer von ihnen unwirsch. „So weckt ihn, schreit ihn auf aus seinem Taumel, denn das Schiff ist in der größten Gefahr!“

Die Matrosen sahen einander mit langen Gesichtern an.

„Heraus mit dem Steuermann!“ schrie der Jüngling, daß es den Sturm und das Rasseln und Knarren der Takelage übertönte. Als die Bursche jedoch noch immer zögerten, sprang er die Treppe hinab, fand den Geforderten in tiefem Schlafe und erst nach vieler Mühe gelang es ihm, ihn so weit zu ermuntern, daß er ihm auf das Verdeck folgen konnte.

Trotz seines Taumels sah dieser augenblicklich die Gefahr in ihrer ganzen Größe. Das Fahrzeug trieb vor dem Anker gegen die Klippen, die in nicht sehr großer Entfernung von Zeit zu Zeit ihre zackigen Kanten über die rollenden Wogen erhoben. „Laßt den zweiten Anker fallen!“ schrie der Steuermann. Kreischend bewegte sich die Spille unter der entfesselten Wucht. Aber näher und näher rückten die Klippen, furchtbarer tobte der Sturm.

„Kappt die Taue! brass't das Focksegel!“ herrschte jetzt der Jüngling, indem er den Ruderhelm ergriff. Der Steuermann hatte ihn endlich erkannt; er sah das Schiff rettungslos verloren, und glaubte durch die willfährige Uebertragung seines Commandos auf den Sohn seines Rheders der Verantwortung überhoben zu seyn.

Der Wind schwellte das Segel, das Fahrzeug wandte sich und bewegte sich erst langsam, dann schneller und schneller längs des Felsenriffs.

Die beiden alten Seeleute am Ufer hatten sich erhoben; sie schüttelten bedenklich das Haupt. — „Er kommt nicht vor der Barre weg, der dicke Holländer ist zu unbeholfen!“

„Laß ihn nur, Jaques, laß ihn nur, er kennt das Fahrwasser; nur noch etwas leewärts, braver Junge! so, so! juchhch! richtig gefunden! Hussa, wie der Dachs sich durchbricht! — jetzt, jetzt hat er sie hinter sich. Sieh hin, Jaques, sieh den Kriegsmann da, alle Hüte vom Kopf; hei, wie sie schwenken! Schön Dank, Engelsmann, der alte Nicole hat sein Theil daran!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Statistische Notizen über New-York.

New-York, bei weitem die größte und volkreichste Stadt der Vereinigten Staaten, liegt an der Vereinigung des Hudson mit dem Castriver:

ein kleiner Fluß, Haarlem genannt, verbindet diese beiden, so daß New-York auf einer Insel steht. Diese ist von Norden nach Süden 15 (Englische) Meilen lang und im Durchschnitt anderthalb Meilen breit, enthält also 22½ Englische Quadratmeilen. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurde die Stadt gegründet, und im Jahre 1697 betrug die Bevölkerung bloß 4302 Seelen; im Jahre 1756 war sie erst auf 13,040 angewachsen, im Jahre 1790 auf 33,031, im Jahre 1810 auf 96,373. In dem kurzen Zeitraume von 20 Jahren stieg sie auf mehr als das Doppelte, denn im Jahre 1830 betrug die Bevölkerung 227,021 Seelen, und jetzt rechnet man 240,000. Die Zahl der Personen, welche im Jahre 1820 bei der Wahl der Kongreßmitglieder stimmten, betrug über 21,000; in demselben Jahre war das Einkommen der Stadt 1,036,900 D. und ihre Schuld betrug 774,455 D.: an dem zu New-York befindlichen Zollhause wurden 21,756,709 D. erhoben, und die fremden Schiffe, die in den Hafen einliefen, betrugen 450,808 Tonnen. Im Jahre 1825 starben in New-York 5018 Personen, darunter ein Sechstheil an der Auszehrung, denn das Klima, das im Ganzen für gesund gilt, ist für Leute, die zur Auszehrung geneigt sind, sehr gefährlich, wahrscheinlich wegen der durchdringenden Kälte, die hier im Winter herrscht; die Sommer dagegen sind sehr mild und angenehm.

* Oberweser-Dampfschifffahrt.

Das Dampfschiff „Friedrich Wilhelm" schleppte am 22. d. M. nach Intschede ein mit 31½ Last Gütern befrachtetes Fahrzeug, und ein leeres zu 48 Last Gewicht; beide Herrn Rolff in Minden gehörig.

Bei einem Wasserstande von 12½ Fuß in Bremen wurde der Weg in 14 Stunden und 40 Minuten zurückgelegt.

Am 23. stromabwärts von Dreie bis Bremen: das Fahrzeug des Schiffers Herrn Warneke von Gieselwerder, welches 25 bis 30 Last geladen, binnen 53 Minuten.

Die Fahrt von Intschede bis Bremen erforderte 2 Stunden 40 Minuten.

Glossen.

Derjenige, dem bei seinen Handlungen Lob lieber, als die Stimme des Gewissens ist, fährt in einem vergoldeten Wagen durch die Straße, und ißt zu Hause trockenes Brod aus irdener Schüssel.

Man ist nie so glücklich und so unglücklich, als man glaubt.

Heut' zu Tage werden Viele vom Amor selten verwundet, aber öfter gleich zu Invaliden gemacht, und Hymen's Fackel wird nur angezündet, um bei der Braut sich'rer die Schätze zu finden, auf die man spekulirt.

Die Menschen sind eigentlich nicht wandelbar, sondern consequent: sie können von den meisten Ereignissen und Dingen immer nur den Anfang leiden, und das Weitere ist ihnen dann zuwider.

Wer das ächte Glück sucht, bewahre sich ein freies Herz; denn er muß entweder von Land zu Land wandern, oder ganz allein mit sich leben.

Miscellen.

Von dem in England herrschenden Reichthum kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß die bei den Englischen Assekuranzkompagnien im Jahre 1834 gegen Feuerschaden gemachten Versicherungen sich auf 578,500,000 Pfd. St. beliefen, und daß, der Schätzung zufolge, das nicht versicherte Eigenthum dieselbe Summe werth war.

Südlich an der Russischen Gouvernementsstadt Rjäsan liegt ein Kloster, Olgow genannt, wahrscheinlich von dem Fürsten von Rjäsan Oleg gegründet, doch reichen keine Urkunden so weit hinauf. Es liegt am steilen Ufer der Oka, das zum Theil eingestürzt ist, so daß die Mönche die früheren hölzernen Zellen verlassen und eine Reihe steinerner weiter rückwärts angelegt werden mußten; aus eben dem Grunde, wie es scheint, ist die alte Kathedrale zur Himmelfahrt der hochheiligen Gottesmutter verlassen worden; doch finden sich auf dem Thurme noch mehrere Glocken mit allerlei Inschriften in Altslawonischer Schrift, worin die Großen und Vornehmen, welche die Glocken geschenkt haben, angeführt sind. Auf der größten, welche freilich nicht mehr als 19 Pud (760 Pf.) wiegt, ist bloß eine Russische Inschrift, auf der zweiten aber steht: Int Jaer onses Heeren c Iolocxliii heeft my Iakob Noteman in Leeuwaerden gegoten. (Im Jahre unseres Herrn 1643 hat mich Jakob Noteman zu Leeuwaerden gegossen.)

In London und seiner Umgebung fanden im Jahre 1835 471 Brände statt, worunter sechs Brandstiftungen. Merkwürdig ist die Aufzählung der Veranlassungen, von denen wir die bedeutendsten ausheben wollen: freilich sind 91, also fast der fünfte Theil, unbekannt. Durch unvermeidliche Unfälle wurden veranlaßt 14 Brände; durch verbrannte Bettvorhänge 52; durch Lichter 36; durch augenfällige Sorglosigkeit 19; durch mangelhafte Rauchfänge 69; durch Gas 39; durch Linnen, die man unvorsichtig ans Feuer hing 22; durch mangelhaft gesetzte oder überhitzte Oefen und Ofenröhren 11; bei der Anwendung von Feuer in Gewerben 39 und durch angezündete Fenstervorhänge 22.

Am 12ten Februar bildete sich zwischen Calais und Dünkirchen an der Küste eine Sandhose, die 5 bis 600 Fuß im Umfange und 450 bis 500 Fuß Höhe haben konnte; sie nahm ihre Richtung gegen das Meer, wo sie in der Entfernung von einer Stunde zerfiel. Ein kleines Fischerboot, das sich auf ihrem Wege fand, wurde umgestürzt, und die Mannschaft dankte ihre Rettung nur einem andern in der Nähe befindlichen Boote das sie aufnahm. Das Boot wurde in dem Wirbel der Sandhose fortgerissen, welche von dem größten Theile der Küstenbewohner beobachtet wurde.

Gottesdienst.

Sonntag, den 27. März.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Past. Prim. Passavant	u. L. Frauen	9 Uhr.
Hr. Pastor Pauli	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Past. Prim. v. Aschen	St. Ansgarii	9 „
Hr. Dr. Böckel	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Dr. Pletzer.....	— — —	1 „
Hr. Pastor v. Hauffstengel	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor Iken.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Toel.....	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	— — —	1 „
Hr Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Hr. Pastor Meinertzhagen.	Armenkirche	9 „
Hr. Pastor Wemer.....	St. Johannis	7 „ Messe
Hr. Pastor Probst	— — —	9 „ Hochamt
Hr. Pastor Wemer.....	— — —	10 „ Predigt
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8½ „
	— — —	12 „
	— — —	3 „

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 25.

Bremen, Sonntag den 27. März 1836.

Gestorben:

Nro. 309. Den 24. März, Des Hökers Diedrich Wilhelm Bolland Sohn, 1 Jahr 4 Monat; große Sanct Johannisstraße Nro. 62.

Gebuurten:

Nro. 335. Den 20. März. Des Arb. Johann Hinr. Fischer Ehefr., geb. Schmidt, Klosterstraße Nr. 23; von einem Knaben.

— 336. Den 20. — Des Buchbinders Heinr. Jäger Ehefrau, geb. Hoffmann, am Neuenmarkt N. 27; von einem Mädchen.

— 337. Den 21. — Des Fuhrmanns Joh. Ernst Roever Ehefr., geb. Siedenburg, Michaeliskirchhof Nro. 3; von einem Mädchen.

— 338. Den 21. — Des Holzhändlers Conr. Ratjen Ehefrau, geb. Löbering, am Bollwerk Nro. 28; von einem Knaben.

— 339. Den 21. — Des Amtsfischers Herm. Rohde Ehefrau, geb. Schelle, kl. Payken-Gang N. 5; von einem Knaben.

— 340. Den 21. — Ein Mädchen.

— 341. Den 21. — Des Arb. Karsten Kruse Ehefrau, geb. Müller, hint. Stephanithorswall N. 10; von einem Mädchen.

— 342. Den 21. — Des Arb. Joh. Kothe Ehefr., geb. Harmsen, Schwachhausen Nro. 6; von einem Knaben.

— 343. Den 22. — Des Cigarrenmachers Joh. Helmuth Zippel Ehefr., geb. Seitz, große St. Johannisstraße Nro. 141; von einem todten Mädchen.

— 344. Den 22. — Des Küpers Diedrich Wilh. Müller Ehefr., geb. Hill, Doventhorssteinweg N. 92; von einem Knaben.

Nro. 345. Den 22. März. Des Barbiers Jacobus Krauß Ehefr., geb. Töbelmann, Langenstraße N. 45; von einem Knaben.

— 346. Den 22. — Des Schenkwirths Joh. Hinr. Waltjen Ehefr., geb. Sahmland, Grünenstr. N. 8; von einem Knaben.

— 347. Den 22. — Des Kaufmanns Joh. Lewis Lamotte Ehefr., geb. Faber, Ansgariithorsstr. N. 14; von einem Knaben.

— 348. Den 23. — Des Landmanns Hinrich Hoormann Ehefrau, geborne Krudop, Obernstraße Nro. 72 (Vorstadt); von einem Mädchen.

— 349. Den 23. — Ein Knabe.

— 350. Den 23. — Des Malers Albert Brockmann Ehefrau, geborne Nuckel, Neuenstraße Nro. 39; von einem Knaben.

— 351. Den 24. — Des Arb. Joh. Hinr. Henel Ehefr., geb. von de Wall, Langendeich Nro. 6; von einem Mädchen.

— 352. Den 24. — Des Schuhmachermeisters Heinrich Anton Georg Töpken Ehefrau, geborne Feuß, Jacobikirchhof Nro. 17; von einem Mädchen.

— 353. Den 24. — Des Kaufmanns Johann Daniel Warneken Ehefrau, geborne Oelrichs, Heerdenthorssteinweg Nro. 23 D; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 106. Der Schmiedeamtsmeister Hinr. Geerken und Maria Adelheid Katz, Beide von hier.

— 107. Der Küper Diedr. Moritz hies. und Gesina Elisabeth Moorbeck aus Elsfleth.

— 108. Der Tischleramtsmeister August Simon Meyer und Beta Brüggemann, Beide von hier.

— 109. Der Oeconom Friedrich Wilh. Gempt zu Bücken und Marie Sophie Margaretha Clara Lange zu Magelsen.

— 110. Der Schuhmachermeister Hinr. Nicol. Bensen und Beta Lämmermann, Beide von hier.

— 111. Der Müllerknecht Christ. Behlmer hies. und Anna Margar. Elisab. Cordes, gewöhnlich Karzen genannt, aus Bassum.

— 112. Der Schuhmacher Joh. Heinr. Anton Meyer hies. und Gesche Thalmann aus Thedinghausen.

— 113. Der Seidenhutfabrikant Joh. Heinr. Hellwig Willigeß und Gesina Lüßen hieselbst.

Nro. 114. Der Schneideramtsmeister Christ. Friedrich Beck und Anna Catharina Friederica Petershagen, Beide von hier.

— 115. Der Stuhlmacher Georg v. Coeverden und Friedrike Gesina Tolle hieselbst.

— 116. Der Küper Diederich Tedelmann hies. und Anna Adelheid Westermann zu Riede.

— 117. Der Fuhrmann Joh. Gerh. Laßmann hieselbst und Margaretha Dorothea Friederike Wilhelmine Fleischhauer aus Lünsburg.

— 118. Der Arb. Joh. Henr. Schomburg und des verst. Arb. Johann Diedr. Meyer Wittwe, Anna geborne Elmers, hieselbst.

— 119. Der Schneideramtsmeister Joan Ferdinand Henr. Rebben hies. und Anne Margar. Elisabeth Ketteler aus Ellenstette, Amts Twistringen.

— 120. Der Schirmfabrikant Joh. Peter Carl Weis und Anna Sophie Scholle hieselbst.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

Nro. 26.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 31. März 1836.

Es eilt dem Schritt von ferne
Das Herz voran in Hast:
So pflückt der Knabe gerne
Unreife Frucht vom Ast.

Epistel an meinen Freund J. Xylander,

geschrieben in der Rheinpfalz im November 1815, auf dem Rückmarsche aus Frankreich,

von

August Graf von Platen. *)

Liberi sensi in simplici parole.
Tasso.

Schon uns're Deutschen Haine
Betrat des Pilgers Fuß,
Ich gab dem alten Rheine
Den letzten Abschiedsgruß;

Jemehr jedoch die Reise
Sich naht den heim'schen Au'n,
Verlang' ich mehr im Kreise
Der Freunde mich zu schau'n:
Sehn' ich mich deinem Busen,
Der frühern, süßen Ruh',
Den Studien, den Musen,
Und lieben Wesen zu.

Als unterm fremden Volke
Ich einsam klagend saß,
Und jede ferne Wolke
Mit feuchten Blicken maß:
Da konntest du genügen,
O Hoffnung, der Vernunft,
Ich dachte mit Vergnügen
Der schönen Wiederkunft;
Doch jetzt, da schon die Fluthen
Des Rhenus hinter mir,

*) Wir glauben, uns die Leser dieser Blätter und alle Freunde und Verehrer des zu früh verblichenen Dichters, des Grafen von Platen, zu verbinden, indem wir nachstehende Epistel veröffentlichen, welche wir von einem Jugendfreunde desselben, dem als Schriftsteller rühmlich bekannten Bayerischen Hauptmann von Xylander erhalten haben, und dieselbe dürfte um so mehr Interesse erwecken, als, wie auch der Nekrolog in der „Allgemeinen Zeitung" berührt hat, aus der Epoche, in welche das Jahr 1815 fällt, bis jetzt von dem Verstorbenen nur wenig bekannt geworden ist.
(Morgenblatt.)

Erneuen sich die Gluthen
Verdoppelter Begier.
Es eilt dem Schritt von ferne
Das Herz voran in Hast:
So pflückt der Knabe gerne
Unreife Frucht vom Ast,
So binden Mädchen, lange,
Dem Bräutigam, voraus,
Zum künftigen Empfange,
Schon einen Blumenstrauß. —
Freund, unser Deutscher Krieger
Hat gern aus jenem Land
Der Fränkischen Betrüger
Die Schritte weggewandt;
Denn Mangel an dem Lichte
Der heil'gen Religion,
Und Dummheit sind die Früchte
Von jener Greu'lgeschichte
Nach dem gestürzten Thron;
Und Wortgepräng', Inzeste,
Ein schamentwöhnter Blick —
Sieh hier die gold'nen Reste,
Und das versproch'ne Glück
Für alle Völkerschaaren
Von jener untheilbaren,
Zertheilten Republik.
Characterloses Wesen,
Verrath und Heuchelei,
Das sind die Traubenlesen
Von eines Irokesen
Verruchter Tyrannei.
Doch weg von dieser Stelle,
Und von der Welschen Schmacht!
Es decke Lethe's Welle,
Was dieses Volk verbrach;
Nicht wir sind dessen Richter,
Ein And'rer hält Gericht:
Zu preisen liebt der Dichter,
Zu schelten liebt er nicht. *)

Als unser Heer im Lenze
Zum Völkerkriege zog,
Und schon die Lorbeerkränze
Und die Triumphe wog,
Als gegen Bonaparte
Ein Jeder kühn entbrannt,
Den Prüfungstag erharrte,
Die Waffen in der Hand:
Da träumten wir von Schlachten,
Vom Tode nur und Streit,
Weil wir zu kämpfen dachten
Mit der Vermessenheit,
Mit blutig Aufgebrachten,
Zu Allem gleich bereit;
Von der Verzweiflung Söhnen
Zu fordern unser Recht,
Mit Löwen, mit Hyänen
Im äußerstem Gefecht.
Doch anders ist's geworden,
Doch leichter ward der Sieg,
Und eine Schlacht im Norden
Begann und schloß den Krieg.
Es war die Britt'sche Klinge,
Die, mit gewalt'gem Schlag,
Die tausend Eisenringe
Der Sklavenkette brach.
Zwar flossen blut'ge Ströme;
Doch der Tyrann entfloh,
Und beide Diademe
Ließ er zu Waterloo.
Den Siegern unterthänig,
Erhob zum alten Thron
Den alten, wahren König
Die Gallische Nation.
Da mußten sie bekennen,
Zum Trotz dem eitlen Stolz,
Daß vor den Tapfern Brennen
Die Fränk'sche Stärke schmolz.
Es schritt der edle Britte,
Ihr erster Feind von je,
Durch ihrer Hauptstadt Mitte
Zu ihrem größten Weh:
Und was sie glücklich raubten,
Was sie gesichert glaubten,
Verschwand vor ihrem Blick;
Die göttlichen Gestalten,

*) Daß der Dichter hier dennoch gescholten hat, erklärt sich, wenn man des Zeitpunkts gedenkt, in welchem er schrieb, und daß er so eben aus Feindesland zurückkehrte. Wie er in reiferen Jahren, bei ruhiger Ueberlegung über denselben Gegenstand dachte, zeigen viele seiner spätern Gedichte, z. B. das an Karl den Zehnten.

(Morgenblatt.)

Sie kehrten zu den alten
Behausungen zurück:
Laokoon, der Fechter,
Die himmlischen Geschlechter,
Die schöngeformte Schaar;
Die Halle wurde ledig,
Die Rosse von Venedig
Verließen sie sogar.
So ward — nur kurz beneidet —
Erzählt der Freund Aesop,
Die Krähe schnell entkleidet
Von fremder Federn Lob.
So ist den Deutschen Degen
Der Franken falsche Brut,
Der Franken Stolz erlegen
Dem Deutschen Heldenmuth.

Auch jene Thaten alle
Gehören uns, wir sahn,
Was wir im gleichen Falle
Unzweifelhaft gethan.
Wir hätten, wie die Britten,
Und wie der Preußen Schwert,
Für uns're lieben Hütten,
Für unsern heim'schen Herd
Auch löwenkühn gestritten,
Der großen Väter werth.
Drum ist die Siegerkrone
Auch unserm Königssohne,
Auch uns gebühret sie;
Und so vereinigt Alle
Die große Friedenshalle
In heil'ger Sympathie.

(Der Beschluß folgt.)

---

* Der Unstern.

(Fortsetzung.)

Das Schiff war gerettet, denn der Sturm lösete sich in Ströme von Regen, und der folgende Morgen sah es auf einer sicheren Stelle der spiegelglatten Bucht ruhig vor Anker liegen. Aber das Gesicht des Rheders war nicht ruhig, als er in sein Cabinet trat. Finster weilte sein Blick auf dem Sohne, der eben einen Brief beendet hatte, der für ihn wichtig seyn mußte; denn sein Auge war getrübt, seine Wange höher geröthet.

„Deine gestrige Dienstfertigkeit hättest Du auch zu einer andern Zeit anbringen mögen!“ — zürnte der Vater, ich hatte es gut mit Dir vor; Alles wäre nach Wunsch gegangen; aber wahr ist, was die Mutter sagt, Deine Mißgriffe bilden das Mißgeschick der Deinigen. Du magst nun auf der alten morschen Arche Deine erste Reise antreten!“

„Ich verstehe Sie nicht, mein Vater?“ — fragte Etienne zögernd.

„Dummkopf!“ — fiel der Vater gereizt ein. „Das Schiff hat ausgedient, es ist gut versichert; der gestrige Sturm hätte es verjüngt, wenn Dein unzeitiger Vorwitz mir nicht wieder die Rechnung verrückt hätte.“ —

Der Sohn schlug die Augen nieder, die Röthe des Unwillens wechselte mit der Bläße der Trauer auf seiner Wange: „Aber die Menschen, mein Vater!“ war das Einzige, was er stammelnd hervorzubringen vermochte.

„Geh zum Henker mit Deiner albernen Menschenliebe!“ eiferte der Handelsherr. „Der unternehmende Kaufmann hat nur ein Ziel, den Verdienst; — seinen Unternehmungen müssen die einfältigen Rücksichten, und scrupulösen Unterscheidungen fremd bleiben; Alles muß ihm Mittel zum Zweck seyn, und zu seiner Beruhigung kann es ihm dienen, daß gerade die lebendigen Mittel sich bereitwilliger seinen Zwecken anbieten als die leblosen. Dir ist nun einmal nicht zu helfen, Du mußt unter einem unheilbringenden Gestirne geboren seyn und wirst es zu nichts Rechtem bringen!“

Der Vater warf sich in seinen Sessel an den Schreibtisch, den Sohn überlief ein eisiger Schauder.

Unwiederruflich fest stand jetzt sein Entschluß; — nicht mehr schwankend und sinnend, sondern kräftigen Muth in der Brust, eilte er an den

Hafen, bestieg ein Boot und ruderte langsam auf die Fregatte zu. Still, aber drohend wie ein Vulkan über dessen Krater sich rosige Wölkchen bilden lag das Fahrzeug da. Etienne's Brust hob sich, das Ruder entglitt seiner Hand, sein Blick senkte sich auf den Boden seines Schiffchens und schweifte dann hinüber zu den grünen Anhöhen in der Ferne, von denen ein leiser Luftzug die süßen Wohlgerüche weit hinaus über die Wasserfläche trug.

„Du willst dein Vaterland verlassen," sprach es leise zu sich selbst, „du willst zu den alten Feinden deines Volks gehen, willst ihre Waffen tragen, die du bei der geringsten Veranlassung gegen dein eignes schönes Heimatland richten mußt?" — Sinnend saß er eine Weile. „Aber wo ist denn dein Vaterland? — und warum soll nur es dir theuer seyn und nicht auch dein Mutterland? — du redest beide Sprachen, du denkst und fühlest in ihnen; du fühlest zarter, tiefer in der rauheren des Nebellandes; denn die Mutter redete sie mit dir, wenn ihr Herz bewegt war von Schmerz und Gram, von Zärtlichkeit und unendlicher Liebe. Wohlan denn, ich habe einen Ausweg, ich entsage dem festeren Elemente und wähle mir das wogende, lebensfrische zum Aufenthalte; es soll mir Heimat seyn, und der Freiheit, der Wahrheit und Redlichkeit sey fortan mein Herz und mein Arm gewidmet."

Die Pfeife des Hochbootsmanns ertönte auf der Fregatte, Kopf an Kopf wurde hinter der Gallerie sichtbar. Das Sprachrohr gab ein kurz abgestoßenes Commando, dann noch eins, und im Augenblicke lebte und bewegte es sich an den Masten, auf den Raaen und Segelstangen; die nassen Segel fielen rauschend herab, rieselnder Dampf umspielte sie unter den Strahlen der Sonne. Das Musikcorps stellte sich am Vorderkastell auf und das „Rule Britannia" wiederholte sich an den fernen Klippen.

Unter diesen Tönen stieg Etienne die Schiffstreppe hinan. Er sah seinen Oheim am Mittelmaste stehen, umgeben von seinen Schiffsoffizieren. Nicht so bald gewahrte dieser den Jüngling, als er lächelnd fragte: „ist das nicht der treffliche Lootse von gestern? — Nur heran, junger Mann; was führt Sie zu uns?" —

„Der Wunsch unter Englands Flagge und unter Ihrem Befehle mich zum Seemanne auszubilden!" erwiederte der Jüngling bescheiden fest.

Ein ernster Blick des Befehlshabers maß den jungen Volontair und haftete wie in einer freundlichen Erinnerung auf seinen offenen, freundlichen Gesichtszügen.

„Sie sind kein Franzose?!" — fragte er zweifelnd, „wie nennen Sie sich?" —

„Das möchte ich nur Ihnen sagen!" stammelte der junge Mann, indem er die Augen niederschlug.

Der Kapitän winkte, und Beide stiegen die Treppe hinab in die Kajüte. „Wie heißen Sie?" — fragte der Seeheld zum andern Male, und ein Ausdruck, der mehr als Neugier verrieth, zeigte sich in seiner ganzen Haltung.

„Etienne Angola!" bebte es kaum vernehmlich von den Lippen des Angeredeten.

Der Seeheld fuhr mit der Hand über die Stirn, trat rasch einen Schritt vor, die Freundlichkeit wich mehr und mehr aus seinen Zügen, und barsch, kurzabgestoßen herrschte er dem Erblaßten entgegen:

„Sohn des Kaufmanns Luigi Angola?" —

„Er ist mein Vater!" entgegnete der Jüngling.

„Was soll mir denn dieß Gaukelspiel!" zürnte der Kapitän, „entweder der Bursche will nicht gut thun und seinem Vater entlaufen, oder dieser hat

ihn abgerichtet zu der zweideutigen Rolle, die ich durchschaue."

Der junge Mann hob höher und höher sein Haupt; unverschuldete Kränkung leuchtete aus seinem Blicke; doch schon nach Augenblicken trübte er sich, und mit weichen zum Herzen sprechenden Tönen entgegnete er: „Meine Mutter schickt mich zu Ihnen, mein edler Oheim. Sie haben ihrer Asche den Segen der Eltern und Ihren Liebesgruß gebracht. Sie hat mich an Sie verwiesen."

Der Kapitän wendete sich ab, doch sich seiner Rührung schämend, trat er nahe vor den Neffen, blickte ihm fest ins Auge, und sprach: „Du sprichst in Räthseln, junger Mensch; erkläre Dich deutlicher; aber hüte Dich, mich mit Unwahrheiten täuschen zu wollen."

Etienne erzählte nun aus seiner Jugend, und das Bild der theuren Mutter umschwebte ihn und lieh seinen Worten eine siegende Gewalt, und durchwebte sie mit dem Gepräge der Wahrheit. Dann berührte er die späteren, wie die jüngsten Verhältnisse und Vorfälle mit der möglichsten Schonung seines Vaters. Erröthend beschrieb er seine Vision am Grabe der Mutter, und den Eindruck, den das Erscheinen des nie zuvor gekannten Oheims auf ihn gemacht, und für welche Weisung er es genommen habe.

Der Oheim hatte die Hand auf die Schulter des Erzählenden gelegt, und die Senkung derselben, die in Zwischenräumen ab- und zunahm, zeugte von dem Eindrucke, den die ungezwungene Rede des Jünglings auf ihn machte, und der sich in dem stärkeren oder leiseren Druck seines kräftigen Arms aussprach.

Als Etienne geendigt hatte, schritt der Kapitän sinnend die geräumige Kajüte auf und ab; dann blieb er plötzlich vor dem Erwartungsvollen stehen, ergriff seine Hand und sprach, in dem ihm eigenthümlichen ernstkräftigen Tone. „Ich will Dir glauben; aber Deinen Wunsch kann ich so unbedingt nicht erfüllen. Dein Vater entführte meinem Elternhause ein theures Glied. Glaubst Du, ich würde ihm ein Aehnliches thun? — Geh, junger Mensch, bring mir seine Einwilligung und nur dann erst sey mir willkommen. Doch wart', ich will ein Uebriges thun, ich will ihm schreiben."

Der Brief mußte kurz aber entscheidend seyn; denn bald war er geschrieben, und kaum hatte ihn Etienne dem Vater übergeben und dieser ihn gelesen, als er auch schon, freundlicher wie seit lange, ihm seine Zustimmung zu seinem Vornehmen ertheilte und diese durch eine schriftliche Antwort an den Kapitän bestätigte. Das väterliche, nie ganz unterdrückte Gefühl mochte in diesem Augenblicke wohl bei ihm erwacht seyn; denn er kannte den Schwager als unverheirathet und reich, und es war ihm ja eigentlich nur darum zu thun, seiner eignen Ruhe wegen, den Sohn aus seiner häuslichen Zerwürfniß zu entfernen. Vielleicht mochte er auch den Schwager zu einer Annäherung geneigt glauben, und aus mehr als einem Grunde mußte ihm daran gelegen seyn, diese Stimmung durch freundliches Entgegenkommen rege zu erhalten. Darin aber würde er sich getäuscht haben; denn kaum hatte Etienne am folgenden Tage dem Oheime des Vaters Antwort übergeben, als dieser, das Papier kaltblütig zusammenfaltend den jungen Mann aber liebevoll an seine Brust schliessend, mit vergeblich unterdrückter Rührung begann:

„So sey denn fortan mein Sohn! führe meinen Namen, er eignet sich besser für die Flagge, die Du Dir selbst erkoren hast, als Dein bisheriger. Suche ihm und somit auch mir Ehre zu machen, sey treu in Deinem Berufe, wahr gegen Andere wie gegen Dich selbst; aber strenger gegen Dich selbst als gegen Andere. Verehre Gott als das Höchste, und wohin Dich das Schicksal auch führt, achte seine Verehrung unter jeder vernunft-

gemäßen und sittlichen Form und Weise. Zittre nicht vor der Gefahr, fliehe die Unthätigkeit, halte Tugend und Redlichkeit in Ehren, hilf, wo Du helfen kannst, und überlaß Gott das Uebrige."

Dann ließ er die Schiffsoffiziere in die Kajüte treten und stellte ihnen den Jüngling als seinen Neffen und Adoptivsohn vor, und empfahl ihn ihrer Freundschaft und ihrem Beistande im Dienste ihres gemeinschaftlichen Herrn.

Längst schon war der kühne, entschlossene Bursche der ganzen Equipage lieb geworden, sie nahmen ihn gern in ihre Kameradschaft und sein treuer Blick sagte ihnen, was auch sie von ihm zu erwarten hätten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die dreifarbige und die weiße Cocarde. *)

Auf, auf, ihr Söhne des Bocage, sehet da die Blaurücke aus dem Hohlwege von Roche-Briard hervorrücken.

Dieß war das zum Rückzug auffordernde Kriegsgeschrei, welches im Jahre 1815 Perrot, Soldat des Vendeeheeres, welches sich zu dieser Zeit zusammengeschaart hatte, eines Tages hören ließ.

Kaum hatte aber der Vendeer diesen seinen Ruf ertönen lassen, als er auch schon von einem Bajonettstoße Renaud's, eines Sergenten der Grenadiere Napoleon's, getroffen ward.

Einige Tage später hörte man wieder in derselben Richtung schreien: Voltigeurs der großen Armee, vorwärts! sehet da die Weißkittel!

Es war der Sergent Renaud, der dießmal seine Compagnie zum Angriff anfeuerte, aber auch in demselben Augenblicke von dem Säbel Perrot's, der den Tag seine Revanche nahm, einen tüchtigen Hieb über das Gesicht erhielt.

Es vergingen darauf mehrere Jahre.

Die Spieler des vor unsern Augen aufgeführten großen Bürgerkriegs-Dramas kehrten zu den Heerden ihrer Heimath zurück, und der Friede vergütete ihnen theils durch Ehren, theils durch Geldbelohnungen die auf dem Schlachtfelde empfangenen Wunden.

Der Vendeer ward Pensionär des Staats.

Dem zum Sergent-Major avancirten Sergent Renaud ward der Ruhegehalt in jährlichen dreihundert Franken zugesprochen. Robusten Körpers indeß und an schwere Arbeit gewöhnt, nahm er nunmehr auch die Haue des Wallgräbers wieder zur Hand, und vermehrte auf diese Weise seine Einkünfte.

Zu Beauvais, in demselben Hause, in demselben Stock, in der nämlichen Abtheilung, wohnten nun die beiden Pensionärs. Morgen für Morgen grüßten sie sich und tranken ein Glas weißen Wein mit einander. Wenn aber der Eine von Beiden die Marseillaise anstimmte, sang oder pfiff der Andere sein Vive Henri IV. Das gab dann fast immer den ersten Funken ab zum Ausbruch des großen polemischen Feuers. Wohl zehnmal schon waren der alte Sergent und der alte Vendeer bei solchen Gelegenheiten nahe daran, handgemein zu werden, um so auch ferner noch die Ehre ihrer alten Fahnen zu vertheidigen.

Nachbarliche Ruhestifter wußten jedoch dann stets zu des Weinschenken Vortheil den Frieden zwischen den beiden Streitenden wiederherzustellen.

Der Vendeer hatte übrigens nur eine temporaire Pension erhalten, denn im Jahre 1830 hörte diese auf, und an ihrer Stelle sollte nun das tiefste Elend sein Theil werden.

Eines Morgens grüßte darauf Renaud seinen Nachbar heiterer noch, als gewöhnlich.

*) Aus dem L'Entr'act.

Der Vendeer dagegen war traurig und hatte das Anerbieten der täglichen Libation ausgeschlagen, weil er dachte, er würde künftig nicht mehr Freundlichkeit mit Freundlichkeit erwidern können.

„Sie brechen heute zeitig auf, Herr Renaud,“ äußerte er dann weiter.

„Ja, mein alter Weißkittel (bei diesem Spitznamen pflegte der Napoleonische Soldat den Vendeer noch immer zu nennen), und ich gehe darum so früh an die Arbeit, weil ich nicht mehr für mich allein zu sorgen habe; von morgen an nehme ich mir Familie.“

„Was, Sie wollen sich verheirathen?“

„Es ist so etwas.“

„Mit wem denn?“

„Mit wem?“ wiederholte der alte Unteroffizier, indem er seinem Nachbar die Hand reichte, „mit Niemandem anders, als mit Ihnen, meinem alten Feinde; die dreifarbige Cocarde soll die weiße Cocarde heirathen. Sie beziehen keine Pension mehr, die meinige dagegen ist mir geblieben, und diese wollen wir nun redlich mit einander theilen. Ich habe übrigens noch zwei kräftige Arme, die in der Stadt sich Arbeit suchen werden, während Ihre invaliden Beine zu Hause bleiben mögen. Dieß soll jedoch an unsern politischen Glaubensmeinungen nichts ändern; wir wollen uns auch nach wie vor herumstreiten, ja selbst, wenn das Herz es uns gebietet, auf einander losschlagen, und, soll es einmal nicht anders seyn, an einem Säbelhiebe für Napoleon oder Heinrich IV. sterben; aber beim Himmel, Hungers wollen wir nicht sterben.“

Seit sechs Jahren nun ist dieser Freundschaftspact geschlossen und in Wirksamkeit getreten.

Der Soldat des Kaiserreichs verdient das tägliche Brod für den Vendeer. Dieser bleibt unterdeß zu Hause, besorgt die Küche und bessert die Kleider der Genossenschaft aus. Manchmal erwachen auch wohl noch die alten politischen Abgöttereien, man streitet und schreiet gegen einander, und das heißen dann die beiden Freunde ihr Dessert nehmen; ist nun aber nach solchem Wortwechsel die Nacht verstrichen, so geht der arbeitende Soldat wieder ruhig an die Erfüllung der übernommenen Pflicht.

Schwerlich wohl dürfte die Commission zur Vertheilung der von Hrn. De Monthyon gestifteten Tugendprämien den dießjährigen Preis besser an den Mann bringen können, als indem sie ihn diesem alten Grenadier zutheilt.

---

* Mäßigkeits-Verein.

Schon im Anfange des 16. Jahrhunderts stiftete der Pfalzgraf Friedrich beim Rhein, der nachher Kurfürst wurde, einen Mäßigkeits-Verein in Ansehung geistiger Getränke. Wer darunter gehörte, trug einen Ring am Finger als Zeichen, und war verpflichtet, nicht allein selbst Mäßigkeit im Trinken zu beobachten, sondern auch Andere dazu anzuhalten. Beobachtete er seine Pflicht nicht, so wurde ihm der Ring genommen, und er mußte einen Gulden — damals hatte ein Gulden hohen Werth — Strafe zahlen, welche an arme Leute ausgetheilt wurde.

Als der Pfalzgraf seinen Geheimschreiber Hubert Thomas 1533 an den König Heinrich VIII. nach London sandte, trank der König ihm einen großen Becher Bier zu. Als es aber an den Wein ging, wollte Thomas nicht so viel Bescheid thun, als von ihm gefordert wurde, weil er sonst den Ring verlöre und einen Gulden Strafe geben müsse, da er in den Mäßigkeits-Verein gehöre. Der König lachte und sagte: Trink nur, ich zahle die Strafe und gebe einen andern Ring. Ob er diesen Befehl gehorchte, hat er verschwiegen.

Die Mäßigkeits-Vereine scheinen nachher aus der Mode und in Vergessenheit gekommen zu seyn, weil man nichts weiter davon gehört hat. Wir wissen auch nicht, wie lange sie derzeit ihr Bestehen gehabt haben. Daß solche neuerdings in den Vereinigten Staaten von Nordamerika wieder ins Leben getreten sind, ist bekannt.

Pagoda Hirrakah.

---

* Dampfboot Friedrich Wilhelm.

Dem bibelfesten Herrn in Nro. 23 dieses Blattes setzen wir die alte Deutsche Ritterregel entgegen:

„Du sollst Niemanden rückwärts überfallen!“

Herr Strack war geraume Zeit hier anwesend, allein jener Aufsatz erschien erst nach seiner Abreise, und ist es wohl überflüssig, hier die Frage aufzuwerfen, ob dieses Bremer Gastrecht sey.

Wenn der Herr Verfasser die Güte haben wollte, seinen Namen zu nennen, so wird es uns zum Vergnügen gereichen, den Handschuh aufzunehmen.

Oeffentliche Dinge müssen öffentlich besprochen werden. Damit übrigens künftig anstatt Fabeln Gründe vorliegen, so machen wir jenen Gönner der schwierigen Unternehmung den Vorschlag, den nächsten Fahrten beizuwohnen, und geben unser Wort, daß die freundschaftlichste Aufnahme an Bord stattfinden soll!

* * *

Anekdote.

Rein aus dem Leben gegriffen.

„Liebes Mickchen!“ — sagte mein jovialer, sich immer jugendlich gerirender, aber oft sehr zerstreuter Freund J. kürzlich zu seiner Gattinn, indem er ihr zeigte, daß er beim Schreiben zuweilen zittere — „ich weiß gar nicht, was das ist; ich komme mir vor, wie ein Mann von 50 bis 60 Jahren!“ — „„Nun ja, guter J.““ — entgegnete dieselbe lächend — „„darüber brauchst Du Dich nicht zu verwundern; in Deiner gewöhnlichen Zerstreuung hast Du wohl ganz vergessen, daß Du im vorigen Herbste Deinen 58. Geburtstag gefeiert hast?““

C. Hälden.

Gottesdienst.

Am Gründonnerstage.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Pastor Capelle.....	U. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Dr. Böckel.....	St. Ansgarii	9 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Pastor Iken.....	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
	Armenkirche	8 „
	St. Petri Dom	8 „

Am Charfreitage.

Hr. Pastor Capelle.....	U. L. Frauen	9 „
Hr. Pastor Pauli.....	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Candidat Pralle.....	— — —	12 „
Hr. Dr. Krummacher.....	St. Ansgarii	9 „
Hr. Dr. Böckel.....	— — —	12 „
Hr. Pastor Mallet.....	St. Stephani	9 „
Hr. Dr. Pletzer.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Iken.....	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor v. Hanffstengel	— — —	1 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Toel.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Hr. Pastor Meinertzhagen.	Armenkirche	8 „
Hr. Pastor Probst.....	St. Johannis	9 „
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8½ „
	— — —	1 „

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 26.

Bremen, Donnerstag den 31. März 1836.

Gestorben:

Nro. 310. Den 25. März. Anna Wencke, 77 Jahr; Armenhaus.

— 311. Den 25. — Der Matrose Gottlieb Redderhold, 53 Jahr; hinterm Paulsberg.

— 312. Den 26. — Des Bardiers Jocobus Krauß Sohn, 4 Tage; Langenstraße Nro. 45.

— 313. Den 27. — Der Arb. Conrad Brandt, 64 Jahr; Böttkerstraße Nro. 15.

— 314. Den 27. — Wilhelmine Sophie Markes, 1¼ Jahr; Rembertistraße Nro. 42.

— 315. Den 27. — Metha Schmidt, 32 Jahr; außerm Steinthor.

Nro. 316. Den 27. März. Johann Diedrich Keelenbeck Tochter (todtgeboren); Buntenthorssteinweg Nro. 249.

— 317. Den 27. — Des Arb. Michael Harnisch Ehefr., geb. Niemeyer, 65 Jahr; große Sortillenstr. Nro. 28.

— 318. Den 28. — Des Schlossermeisters Ludewig Heinr. Theodor Käckler Ehefr., geb. Mewes, 28 Jahr; Großenstraße Nro. 35.

— 319. Den 28. — Des Arb. Heinrich Weber Sohn, 1¼ Jahr; Corßen-Gang Nro. 10.

Geburten:

Nro. 354. Den 23. März. Des Arb. Joh. Frese Ehefrau, geborne Kege, Hastedt Nro. 70; von einem Knaben.

— 355. Den 24. — Ein Mädchen.

— 356. Den 25. — Des Rentniers Heinrich Treviranus Ehefr., geb. Vollmers, Osterthorsstr. Nr. 22; von einem Knaben.

— 357. Den 25. — Des Schiffskapitäns Ludwig Lappenberg Ehefr., geb. Rathjen, am Bollwerk Nr. 16 D; von einem Knaben.

— 358. Den 25. — Des Schuhmachers Joh. Gerhard Diedrich Stührmann Ehefrau, geb. Ahlers, Stavenstraße Nro. 1; von einem Mädchen.

— 359. Den 26. — Des Arb. Hans Harm Bellmer Ehefr., geb. Bremer, Fischerdeich Nro. 12; von einem Mädchen.

— 360. Den 26. — Des Strumpfwebers Franz Anton Kirchner Ehefr., geb. Klee, gr. St. Annenstraße Nro. 41; von einem Knaben.

Nro. 361. Den 26. März. Des Cigarrenmachers Wilhelm Stickelmann Ehefr., geb. Ulrichs, kl. St. Johannisstr. Nro. 20; von einem Knaben.

— 362. Den 26. — Des Zimmermeisters Christ. Deetjen Ehefr., geborne Rauschenberg, Weerder Nro. 47; von einem Knaben.

— 363. Den 27. — Des Mäklergehülfen Conrad Carl Ostermann Ehefr., geb. Bultmann, am Wall Nro. 39 H; von einem Mädchen.

— 364. Den 27. — Des Arb. Johann Diedrich Keelenbeck Ehefrau, geborne Studdemann, Buntenthorssteinweg Nro. 249; von einem totten Mädchen.

— 365. Den 27. — Des Schuhmachers Georg Philipp Kolby Ehefrau, geb. Schmeding, gr. St. Annenstraße Nro. 38; von einem Mädchen.

— 366. Den 27. — Des Arb. Joh. Pundsack Ehefrau, geb. Reiners, Buntenthorssteinweg Nro. 36; von einem Knaben.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 27.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 3. April 1836.

Und wenn's auch ewig säumet,
Was Dichters Mund verspricht,
Es wünscht, wer fühlend träumet,
Des Denkers Wachen nicht.

Platen's Epistel an J. Xylander.

(Beschluß.)

Nach mehr als zwanzig Jahren,
Die rauh und blutig waren,
Erscheint die schön're Zeit,
Ersteht der Themis Wage,
Erscheinen Friedenstage,
Und Tage der Einigkeit!
Irene, die wir lieben,
Die uns're Kraft gewann,
War allzu lang vertrieben
Durch jenen Tamerlan.
Was auch der Krieg verderbe,
Sie heilt es, fromm und klug,
Die Künste, die Gewerbe
Begleiten sie im Zug.
O Frieden, süßer Frieden,
Der Länder schönste Zier,
Was gleichet dir hienieden?
Was gleicht im Himmel dir?
Lang weihten dir Arkader
Allein den schönen Zoll:
Du heilst der Menschen Hader,
Du stillst der Völker Groll.
Mein bester Freund, o möchte
Er, ungetrübt und rein,
Des alten Teut's Geschlechte
Stets gegenwärtig seyn!
O möchten diese Lande,
Die nur vereinigt blühn,
Nie mehr, zur eignen Schande,
Sich wechselseitig fliehn!
Nach lang' verschied'nen Bahnen
Kam jetzt die große Zeit,
In welcher zum Germanen
Sich der Germane reiht.
O laßt sie, Deutsche Brüder,
Doch unnütz nicht vergehn!
Sie möchte nimmer wieder

So glücklich auferstehn!
Der Zukunft denkt mit Beben
So mancher Patriot:
Mög' Eintracht uns umschweben,
So wie der Friedensgott!
Denkt der Liktoren Stäbe:
Sie seyen uns Symbol,
Und jeder Deutsche lebe
Dem allgemeinen Wohl.
Ihr habt mit eurem Blute
Das Vaterland befreit,
Ihr war't mit Spartermuthe
Zu sterben kühn bereit;
Zu leben für das Gute,
Erheischt die jetz'ge Zeit.
Vergeßt auf ew'ge Tage
Den alten, bösen Groll,
Aus dem so manche Plage,
So manche Schande quoll.
Ihr thatet mächt'ge Dinge,
Errangt so manchen Kranz,
Zerschlugt so manche Klinge:
Der größte Sieg gelinge
Zum Wohl des Vaterlands.
Das Volk der stolzen Elbe,
Das Volk am grünen Rhein,
O sprecht, ist's nicht dasselbe,
Und darf's geschieden seyn?
Der Austrier, der Bayer,
Und Wittekinds Geschlecht,
Begeh' des Sieges Feier,
Der uns're Schmach gerächt;
Ja, daß ihr nie erkaltet,
An Herz und Sinnen stumpf,
O feiert und erhaltet
Den leipziger Triumph!
Mit siegesstolzem Zweige
Schmückt eurer Städte Thor,
Der Freiheit Flamme steige
Von Jahr zu Jahr empor!
Und ehrt die heil'gen Manen
Von jeglichem Germanen,
Der muthig kämpfend starb,
Der sich, die Hand am Schwerte,
Für seine Vatererde
Das Märtyrthum erwarb.
Rühmt nicht Athenä's Hallen,
Und rühmt nicht Rom vor allen,
Weil's große Dinge sah:
Wir sahn in unsern Zeiten
Auch manchen Kodrus streiten
Und manchen Skävola.
Mit schwermuthsvoller Miene
Bestreut der Wandrer still
Mit dunkelm Rosmarine
Dein Grab, o Brutus-Schill.
Auch deine Ruhestätte
Am Eichenbaum betrete
Das Deutsche Volk mit Dank,
Du, der, als Raub der Eos,
Ein schönerer Tyrtäos,
Gleich Phöbus Schwane sank.
Wenn auch der Schmach entbunden,
Denkt noch entströmter Noth,
Mahnt euch an Wrede's Wunden,
An Braunschweigs Opfertod.

Und nicht umsonst vergossen
Ward dieser Edeln Blut,
Der Freiheit Blumen sprossen
Aus ihrem Heldenmuth.
Die Eintracht, lang' begraben,
Aus unserm Volk' verbannt,
Soll wieder Tempel haben
In Hermann's Vaterland.
Gehst du im Wanderschritte
Durch Deutschland weit und breit,
Stets trifft du gleiche Sitte
Mit gleicher Redlichkeit.
Spricht nicht verwandte Töne
Treuherzig jeder Mund?
Eint nicht Thuiskon's Söhne
Der große Deutsche Bund?

O Freund! der an der Ehre
Des Vaterlands verzagt,
Benenne nicht Schimäre,
Was meine Muse sagt;
Und glaube, daß dem Norden
Sich unser Süden paart:
Denn nichts ist wirklich worden,

Woran verzweifelt ward.
Und seyen's auch Schimären,
Was hier der Dichter hofft,
Laß du den Traum gewähren,
Ein Traum erfüllt sich oft.
Und wenn's auch ewig säumet,
Was Dichters Mund verspricht,
Es wünscht, wer fühlend träumet,
Des Denkers Wachen nicht.

Mag, was da will, uns nahen,
Treff' uns ein hartes Loos,
Die Tage, die wir sahen,
Sind unvergeßlich groß!
Es wird, wenn die Annalen
Ihm diese Schlachten malen,
Der Jüngling spät'ster Zeit
Bewund'rungsthränen zahlen
Der Deutschen Herrlichkeit:
Als, gleichverwachs'nen Ranken,
Der mächt'ge Bund sich wob,
Als die Tyrannen sanken,
Als sich das Volk erhob!!
Er liest gerührt nicht weiter,
Er ruft in heil'ger Gluth:
Wer weckt die alten Streiter?
Wer weckt den alten Muth? — —

So bracht' ich durch die Reime,
Die mir Apoll verlieh,
Des Patrioten Träume
Vor deine Phantasie.
Doch lassen wir das Dringen
In die verborg'ne Zeit:
Die Tage werden bringen,
Was ihnen Gott verleiht.
Jetzt laß uns unser Denken,
All uns'res Hoffens Zoll
Der schönen Stunde schenken,
Die uns vereinen soll.
Bald steigt der Tag vom Meere,
Wo ich mit freud'gem Geist
Zu jener Mauer kehre,
Die wohl auch dich umkreist.
Dort hoff' ich dich zu finden,
Wo sich, zum Schreck des Gau's,
Der Isar Wasser winden
Um ihres Königs Haus.
Die langen Winterstunden,
Bis sich der Lenz erneu't,
Sey'n wir beglückt verbunden
Durch die Geselligkeit.

---

* Der Unstern.

(Fortsetzung.)

Die Fregatte hatte eine weitere Bestimmung, schon folgenden Tags wollte der Kapitän die Anker lichten. Die ihm noch gewährten Stunden benutzte Etienne zum Abschied von seinen Freunden und seinen Lieblingsplätzen. — Die Trennung von seinem Vater war ihm jedoch härter, als er sich vorgestellt hatte; es war nicht Schmerz, nicht Sichverlassenfühlen, nicht Besorgniß oder Wehmuth, was sich seiner bemächtigte, als er ihn zum letzten Male umpfing; es war ein unerklärliches, plötzlich bei ihm rege werdendes Mitleid, und ein Gemisch von Reue und Selbstvorwurf, dessen Grund ihm nicht klar werden wollte.

In dieser weichen Stimmung sagte er auch seiner Stiefmutter und ihrem Sohne Lebewohl, und sie verhüllte ihm das, einem ruhigern Beobachter an ihnen gewiß nicht entgangene, Regen innerer Freude und behaglicher Genugthuung.

Die kleine Heloise saß in der Rebenlaube und wartete geduldig der Rückkehr ihres Beschützers aus den Zimmern der Mutter. Und als er nun sinnend die Marmorstufen herabstieg und ohne sie zu bemerken, vorüber schreiten wollte, da flüsterte ihr Rosenmündchen kaum vernehmlich seinen Namen. Mit einem Sprunge war Etienne in der Laube, riß das Kind an sich, und sprach sanft und zutraulich: „Bald hätte ich Dich vergessen, mein liebes, holdes Schwesterchen; und doch hatte ich Dir noch so Wichtiges zu sagen.“ Das Kind schmiegte sich wehmüthig lächelnd an seine Brust, und schlug das große, thränenfeuchte Auge zu ihm auf.

„Merk' auf, Heloise!" fuhr der Jüngling fast feierlich fort. „Der Vater hat nun keinen Sohn mehr, sey Du nun immer recht liebevoll und freundlich gegen ihn; und damit Du diese meine letzte Bitte stets im Gedächtniß behältst, will ich Dir ein Erinnerungszeichen geben, wobei Du meiner und dieser Bitte gedenken sollst."

Bei diesen Worten nahm er ein gold'nes Kettlein, an welchem ein Medaillon hing, von seiner Brust, und hing es um den Nacken des Kindes: „Sieh, Heloise, das theuerste Kleinod, welches ich besitze, das Bild meiner seligen Mutter gebe ich Dir als Denkzeichen dieser Stunde. Bewahre es mir, bis ich es von Dir zurückfordere."

Er drückte einen Kuß auf die Rosenwange der Verschämten und eilte beruhigter seiner Bestimmung entgegen.

Die Hoffnung, daß nach der Entfernung seines Sohnes der erkünstelte Ehestandshimmel des Herrn Luigi Angola sich nicht so häufig mehr trüben werde, verwirklichte sich nicht. Mit den zunehmenden Anforderungen steigerte sich auch der Unmuth seiner Frau. Sie verlangte größere Summen zur Fortsetzung ihrer verschwenderischen Lebensweise; er aber begehrte, als Ersatz für deren Bewilligung, fast ihr ganzes Kapital in sein Geschäft. Endlich verglichen sich Beide dahin, daß der Sohn der Dame, François Beauregard, als Compagnon in die Handlung treten sollte.

Dieser usurpirte nun bald die ganze Leitung derselben, ohne die mindeste Erfahrung in diesem Fache gemacht zu haben, oder auch nur zu irgend einer Erfolg versprechenden Unternehmung geeignet zu seyn. Und als er nun bald den mißlichen, nur durch den neuen Zuschuß in seinem reißenden Verfall aufgehaltenen Stand des Hauses wahrnehmen mußte, da glaubte er, nur durch die gewagtesten Unternehmungen nicht allein den Sturz verhüten, sondern ihm selbst eine solide, unerschütterliche Grundlage verschaffen zu können. Seine Wagnisse — die in der Regel die Redlichkeit, die Basis jedes kaufmännischen Getriebes, ja selbst die Menschlichkeit und die Gebote der Ehre, frech verhöhnten — wurden, wie es oft die launenhafte Glücksgöttinn beschließt, einige Male mit reichem Erfolge gekrönt, und er war dünkelhaft genug, diesen Erfolg nur seinem Calcül zuzuschreiben, und ging in seiner Anmaßung so weit, seinem Stiefvater auf die arroganteste Weise seine frühere Lethargie — wie er es nannte — vorzuwerfen.

Die Mutter lebte ihr gewohntes Leben; ein Chaos von geist- und herzerschlaffenden Genüssen und den, immer und ewig sich in ihr nächstes Gefolge drängenden unheimlichen Gestalten Ueberdruß und Unzufriedenheit. Sie hatte einen Kreis ihr Gleichgesinnter um sich versammelt, und da ihr Gatte eben nicht sehr scharfsichtig zu seyn brauchte, um zu bemerken, daß sein Erscheinen nur störend auf diese Gesellschaft wirkte, so zog er sich nach und nach aus derselben zurück, und die Einsamkeit wurde ihm eine heilsame Freundinn; denn sie durchblätterte mit ihm das Buch der Vergangenheit, und die Bilder, die sie ihm vorlegte, frischten sich unter seinem Geistesblicke auf, und das Nachdenken und die Ueberlegung, die Reue und die gute Vornahme gesellten sich zu ihm, und wenn sie auch jenen Bildern den düstern, schauerlichen Grundton nicht nehmen konnten, so mischten sie dieselben doch mit den freundlichern Conturen, die nur des ernsten Willens bedurften, um sie zu vollenden.

Zu den täglichen Besuchern der Wohnung der Dame Angola gehörte ein Abbé von sehr großem Vermögen, aber auch von sehr zweideutigem Character. Daß er mehr als Hausfreund war, würde auch dem Unbewandertsten in den Sitten der sogenannten feinen Welt eingeleuchtet

haben, wenn es deren in diesem Kreise gegeben hätte; hier aber fiel es keinem auf, man hielt es für ganz etwas Gewöhnliches, lächelte über die Einfalt des guten Ehemannes, und pries die Liebenswürdigkeit des splendiden Anstifters so mancher schwelgerischen Orgien.

Dem Abbé war die Gegenwart des Kindes, das sich, der Bitte des Bruders treu, mit inniger Liebe an seinen Stiefvater schloß, und sich mit seinem einnehmenden Wesen nach und nach in sein weicher gestimmtes Herz schlich, seine Aufmerksamkeit erregte, und nun wieder die Ursache manches edlen Vorwurfs von seiner Seite gegen seine Gattinn wurde, im mütterlichen Hause nicht lieb. Ein lichtscheuer Plan, bis in weite Ferne mit schlauer Bosheit berechnet, beschäftigte ihn, und seinen Zureden gelang es, die Mutter zu bewegen, die Erziehung der kleinen Heloise der Priorinn eines Annunciaten-Klosters in der Nähe von Avignon anzuvertrauen. Hier, in stiller Abgeschiedenheit, sollte das liebliche Kind zur Jungfrau heran reifen, damit dann um so gewisser der Glanz der großen Welt sie blende, und Unerfahrenheit und Genußsucht die Verwirklichung seines Planes beschleunigten.

Während sich so die Verhältnisse in Marseille gestalteten, durchkreuzte Etienne mit seinem Oheim die Meere des ganzen Erdballs. Er hatte die Masten der Glory in den nördlichen Polarregionen unter dem Diademe des Nordlichts glitzern und unter dem Aequator das Meer mit seinen zahllosen Moluskenstämmchen in magischem Schimmer leuchten sehen. Der brennende Sirocco hatte seine kräftige Brust beengt und das Aroma der Gewürzinseln ihn in süße Trunkenheit versetzt. Die Elemente hatten sich ihm in ihrem furchtbarsten Aufruhr, im Kampfe der Wogen, im Heulen des Sturms, im Rollen der unterirdischen Donner, in den Rauch- und Flammensäulen der Vulkane, und das Firmament in seiner beseligenden, tiefblauen Klarheit unter den tropischen Zonen gezeigt. Hunderte von Sprachen waren an seinem Ohre singend, schnalzend, flötend und schnarrend vorüber gerauscht und manche wunderbare Scene der reichen, ewig jungen Naturbühne war seinen Blicken enthüllt gewesen.

Unter den so verschiedenen Eindrücken hatte sein Geist die frühere Richtung nicht verloren. Er hatte sich ausgebildet und der beständige Umgang mit seinem trefflichen Oheim, hatte seinem Character eine Festigkeit gegeben, die ihn an Jahren reifer erscheinen ließ, als sein jugendliches Aeußere es beurkundete. Er war ein ausgezeichneter Seemann geworden, und die Anerkennung seiner mehrfach wichtigen Leistungen, seiner Kenntnisse und Brauchbarkeit hatte ihm bereits zu dem Range eines ersten Lieutenants der Flotte befördert.

Einer bedeutenden Ausbesserung halber lag die Glory abgetakelt im Hafen von Scheerneß. Etienne war mit seinem Oheim auf dessen Güter gegangen, und bereitete sich zu einer Reise nach Marseille. Nur einmal seit seiner Trennung von der Heimat hatte er einen recht liebevollen Brief von seinem Vater erhalten, der ihm zugleich den Eintritt seines Stiefbruders ins Geschäft meldete. Er wollte nun seinen Vater überraschen, er wollte sich aussöhnen mit seinen Angehörigen; denn jeder Groll war aus seinem Herzen entschwunden, und um so leichter schien ihm dieß, da er seine ganzen Ansprüche nur auf ihre Liebe beschränken wollte.

Da rief ihn ein Befehl der Admiralität nach London. Der Contrebandehandel hatte an den Küsten so sehr überhand genommen, und wurde so kühn und verwegen getrieben, daß die zu seiner Abwehrung angestellten Wächter oft unter blutigen Kämpfen den Schleichhändlern unterliegen mußten. Das Gouvernement hielt es daher für räthlich, zu ihrer Unterstützung und zur Reinigung der Ge-

wässer eine Anzahl Kreuzer auszurüsten, und der junge Lieutenant Osmond erhielt den Befehl über einen Revenüe-Cutter von 6 Kanonen.

Die Abtheilung, wozu sein Fahrzeug gehörte, war angewiesen, an der Küste von Wales zu kreuzen. Der Herbst hatte sich eingefunden mit seinen stürmischen langen Nächten und seinen trüben Nebeltagen, und obgleich manche reiche Prise eingebracht wurde, gelang es doch der Verschlagenheit und den weitverbreiteten Verbindungen der Schmuggler, ihr Handwerk nach wie vor mit Vortheil zu betreiben. Die starre, zerklüftete Felsenküste bot ihnen Schlupfwinkel, wohin der Arm des Gesetzes nicht leicht reichte, und ihre Kunde der benachbarten Gewässer erlaubte ihnen selbst während der finstersten Nächte, diese zu verlassen, und auf der Höhe des St. Georgs- oder des Bristol-Canals mit den ihrer harrenden fremden Fahrzeugen ein einträgliches Gewerbe zu treiben. — Da es nicht leicht möglich war, die Zollbeamten in ihr Interesse zu ziehen, so suchten sie die Nachsicht derselben durch Grausamkeiten aller Art zu erzwingen, und nicht selten war es, daß die Wohnungen der Küstenwächter eingeäschert und sie und ihre Familien ermordet wurden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mittel gegen die Erstickung in Minen und brennenden Häusern.

So oft eine Feuersbrunst irgend ein großes Unglück erzeugt, wie die kürzlich in Halfield-House nnd Tattenham-Cound-Road stattgefundene, wo so viele Personen das Leben verloren, kommen jedesmal eine Menge Mittel, um sich den bösen Wirkungen zu entziehen, zum Vorschein. Allein das Interesse an solchen Mitteln vermindert sich wieder im Laufe der Zeit, und erwacht erst wieder bei neuem Unglücke.

Gar Viele denken nicht gern an Unglücksfälle; man liebt es, in Ruhe die Sicherheit zu genießen, welche das seltene Vorkommen des Unglücks einflößt. Die Klügsten begnügen sich gewöhnlich damit, ihr Eigenthum zu sichern, und scheinen so für ihre Existenz nichts mehr zu fürchten zu haben. Zwar haben sich schon mehrere damit beschäftigt, Mittel aufzufinden, in die brennenden Gebäude einzudringen, ohne für ihr eignes Leben fürchten zu müssen; allein ihre Bestrebungen nahmen entweder eine falsche Richtung, oder wurden nicht mit der Aufmerksamkeit aufgenommen, welche sie verdienten. Es wäre in der That nicht unwichtig, gewisse Kenntnisse allgemeiner, als sie es jetzt sind, verbreitet zu sehen; denn selten sind diejenigen gerade immer bei der Hand, deren Beistand nützlich wäre. So war beim Brande in Halfield-House der vornehme Besitzer dieser Domäne, von allen seinen Dienern umringt, gezwungen, unthätiger Zuschauer der Feuersbrunst zu bleiben, welche auch das Zimmer seiner Mutter ergriffen hatte, ohne daß Jemand hineinzudringen wagte; und dennoch wäre es so leicht gewesen, die Unglückliche dem Tode, oder wenigstens ihre Leiche der Flamme zu entreißen. Ein durchnäßtes Stück Leinwand, oder ein Taschentuch hätte hingereicht, sich ohne Gefahr in den dicksten Rauch und in die heißeste Luft zu begeben. Wäre nun nicht irgend eine große Kohlengluth im Wege gewesen, so konnte man vermittelst dieser Zurüstung mehrere Minuten lang inmitten des dichtesten Dampfes zubringen. Noch mächtiger wirkt das angeführte schützende Mittel, wenn das sich desselben bedienende Individuum den Muth hat, auf den Händen und Knien an den brennenden Ort zu dringen.

Ein gewisser John Roberts, ein armer Minirer, erfand vor mehreren Jahren dieß angedeutete Mittel, von welchem man auch damals viel

sprach; seitdem scheint man es ganz wieder vergessen zu haben. Erst wieder der Bericht des Parlaments über die in den Bergwerksminen vorgefallenen Unglücksfälle lenkte die öffentliche Aufmerksamkeit wiederum auf Roberts Mittel, mit dem er eine halbe Stunde lang in einer mit den ungesundesten, durch Verbrennung von Schwefel und Harz erzeugten Dünsten angefüllten Stube verweilen konnte.

Merkwürdig ist die Einfachheit dieses Mittels; es besteht aus einer Art Maske, welche den Kopf einhüllt, und mit zwei gläsernen Augen und einer Röhre von gewisser Länge versehen ist. Die Geschichte des Ursprungs dieser Entdeckung ist äußerst merkwürdig; und Roberts that sie dem Comité des Parlaments, das mit der Untersuchung beauftragt war, auf folgende Weise kund:

„Als ich in der Steinkohlengrube von New-Bath arbeitete, war ich eines Tages genöthigt, in einen Schacht zu steigen, in welchem zwei große Oefen waren, um die böse Luft aus der Mine zu treiben, und einen stärkeren Luftzug im Innern herzustellen. In diesem Augenblicke heizten die bei den Oefen beschäftigten Arbeiter dieselben, und beim Hinabsteigen glaubte ich, ersticken zu müssen; ich hüllte mein Gesicht, ohne weiter etwas dabei zu denken, in meine Jacke, die in diesem Augenblicke etwas feucht war. Unten im Schacht angekommen, fühlte ich mich ganz wohl, und bemerkte, daß die in meiner Jacke eingeschlossene Luft eine merkliche Veränderung erlitten hatte. Als ich einige Zeit nachher zufällig wieder über diesen Umstand nachdachte, kam ich auf den Gedanken, die veränderte Beschaffenheit der Luft dem wollenen Stoffe zuzuschreiben und der Feuchtigkeit desselben. Ich machte nun fernere Experimente in demselben Schacht, und gelangte zu der festen Ansicht, daß der feuchte Wollenstoff, mit dem ich mich umhüllte, die einzige Ursache dieses sonderbaren Phänomens war. Nachdem ich lange Zeit über diesen Gegenstand nachgedacht, gelang es mir nach und nach, eine eigenthümliche Erfindung zu machen, um dem Ersticken vorzubeugen, so daß die Arbeiter ungehindert in einer unreinen Atmosphäre arbeiten können.“

(Der Beschluß folgt.)

---

* Union.

Durch Directions-Beschluß ist nun der Oeconom wirklich gekündigt, und soll mit Frau und Kindern das Haus verlassen. Es ist sehr hart, eine zahlreiche Familie plötzlich so brodlos zu machen, dabei höchst voreilig, dem Oeconomen den Verfall der Union aufbürden zu wollen, dieser Verfall ist besonders seit einem Jahre fühlbar, Concerte haben aus Mangel an Theilnahme seit 2 Wintern nicht zu Stande kommen können, die Vorlesungen sind durch allerlei Schwierigkeiten in Stockung gerathen, und Armengelder, wodurch sich die Union allein seit einer Reihe von Jahren als Bremens schönste Zierde bewies, haben aus Mangel an Fonds nicht vertheilt werden können. Es soll ein Bau aufgeführt werden, aber bei dem wankenden Vertrauen hapert's am Besten. Daran hat aber wahrlich der Oeconom keine Schuld, auch ist über ihn seit einem Jahre gar nicht geklagt worden, und seine so thätige und einsichtsvolle Hausfrau thut alles Mögliche, die Gesellschaft zufrieden zu stellen, und doch wird der Besuch schwächer und schwächer; die Schuld dieser verminderten Theilnahme möchte also wohl anderweits zu suchen seyn. —

In der Börsenhalle wird gar nicht regiert; es soll dort die schönste Ordnung und Harmonie herrschen, und das Institut immer mehr erblühen. —

Du liebe theure Union lässest Dich von der Börsenhalle beschämen! D. p. m.

---

* Thorsperre.

Bei Gelegenheit der Berathungen über die Thorsperre, die zu erwarten sind, möchte recht dringend gebeten werden, die Bestimmung eintreten zu lassen, daß der Anfang der Nachtsperre auch in den Wintermonaten **erst um 12 Uhr** erfolge, da gerade dann viel mehr Gebrauch als im Sommer davon gemacht wird, und die Schließung um **11** Uhr für die Annehmlichkeit unserer geselligen Verhältnisse wirklich außerordentlich störend ist. „Finanzielle Rücksichten dürfen nicht den Ausschlag „geben, wo es sich um ein wirkliches Bedürfniß „handelt," sagt der Deputations-Bericht sehr weise, und das ist hier wirklich vorhanden; — es ist selbst anzunehmen, daß durch diese Einrichtung nur ein geringer Ausfall entstünde, da doch jetzt Alles bemüht ist, das Thor noch vor **11** Uhr zu passiren.

* Maria Magdalena.

Eine Ostergabe.

Maria Magdalena weint am Grabe,
Es sucht ihr nasser Blick den lieben Meister;
Mitleidig fragen sie zwei gute Geister,
Was sie für Kummer auf dem Herzen habe.

„Sie haben", ruft sie, „meinen Herrn genommen,
„Er war in dieser Felsengruft begraben;
„Ich weiß nicht, wo sie hingelegt ihn haben
Und bin, zu salben ihn, hierher gekommen."

Sie wendet sich. Was kann sie auch erwarten?
Doch als sie so um ihren Lieben klaget,
Tritt unerkannt zu ihr ein Mann und fraget:
„Was weinst, was suchst Du, Weib, in diesem Garten?"

„Hast Du, o Herr! vielleicht ihn weggetragen;
„So sage mir, wo Du ihn hingeleget,
„Ich will ihn holen!" rufet schnell erreget,
Aus ihr die Hoffnung mit vergnügtem Fragen.

„Maria!" ruft, gerührt ob solcher Treue,
— Und in dem Worte liegt sein ganzes Lieben, —
Der theure Freund, dem sie so treu geblieben.
„Rabbuni!" sie, „Du bist's, Du lebst aufs neue!"

H. Wilhelm.

Gottesdienst.

Am Ostersonntage.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Past. Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Pastor Pauli	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Pastor Müller	— — —	12 „
Hr. Past. Prim. v. Aschen	St. Ansgarii	9 „
Hr. Dr. Krummacher	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Pastor Mallet	— —	1 „
Hr. Pastor v. Hanffstengel	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor Iken	— — —	1 „
Hr. Pastor Toel	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Ulrichs	— — —	1 „
Hr. Pastor Loose	St. Michaelis	9 „
Hr. Pastor Meinertzhagen	Armenkirche	8 „
Hr. Pastor Wemer	St. Johannis	7 „ Messe
Hr. Pastor Probst	— — —	9 „ Hochamt
Hr. Pastor Wemer	— — —	10 „ Predigt
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8 ½ „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

Am Ostermontage.

Hr. Pastor Capelle	U. L. Frauen	9 „
Hr. Pastor Pauli	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Candidat Menken	St. Ansgarii	9 „
Hr. Dr. Böckel	— — —	12 „
Hr. Pastor Prim. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Dr. Pletzer	— — —	1 „
Hr. Pastor Iken	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor v. Hanffstengel	— — —	1 „
Hr. Pastor Ulrichs	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Toel	— — —	1 „
Hr Pastor Loose	St. Michaelis	9 „
Hr. Pastor Meinertzhagen	Armenkirche	8 „
Hr. Pastor Probst	St. Johannis	7 „ Messe
Hr. Pastor Wemer	— — —	9 „ Hochamt
Hr. Pastor Probst	— — —	10 „ Predigt
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	9 „
	— — —	1 „

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Haeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jontzen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 27.

Bremen, Sonntag den 3. April 1836.

Gestorben:

Nro. 322. Den 28. März. Der Tischlergesell Friedr. Lütjens, 21 Jahr; Nagelspforte Nro. 9.

— 323. Den 29. — Des Arb. Joh. Nuckel Sohn, 3 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 71.

— 324. Den 29. — Des Schenkwirths Joh. Herm. Diedr. Carl Turnau Ehefr., geb. Hinneck, 34 Jahr; Brautstraße Nro. 6.

— 325. Den 30. — Der Arb. Joh. Rennjes, 65 Jahr; gr. St. Johannisstr. Nro. 6.

Nro. 326. Den 30. März. Des Arb. Johann Cord Meyer Sohn, 1 Monat; am Buntenthorssteinwege Nro. 234.

— 327. Den 30. — Des Landmanns Jan Kamphuis Tochter, 1¼ Jahr; Westerstraße Nro. 91.

— 328. Den 31. — Des verst. Kaufmanns Hinr. Haar Wittwe, geb. Bangert, 60 Jahr; Obernstr. Nro. 6.

Geburten:

Nro. 368. Den 27. März. Ein Mädchen.

— 369. Den 27. — Des Stuhlmachers Johann Hinrich Schaffer Ehefr., geb. Möhlenbrock, gr. Fuhrleutestraße Nro. 2; von einem Knaben.

— 370. Den 28. — Ein Knabe.

— 371. Den 28. — Des Kahnschiffers Sierich Hilgerloh Ehefr., geb. Sanders, Großenstraße Nr. 2; von einem Knaben.

Nro. 372. Den 29. März. Des Zimmergesellen Dan. Ludew. Kreklow Ehefr., geb. Stühring, Plünkenstr. Nro. 14; von einem Knaben.

— 373. Den 29. — Des Arb. Ernst Carl Heinr. Nolle Ehefr., geb. Grube, Großenstraße Nro. 10; v. e. K.

— 374. Den 30. — Des Knopfmachermeisters Carl Wilhelm August Börner Ehefrau, geborne Grothusen, Molkenstraße Nro. 8; v. e. Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 121. Der Drechslermeister Jacob Fehrmann hies. und Beke Margar. Essig aus Berne, Herzogthums Oldenburg.

— 122. Der Kornaufseher Georg Christ. Bauermeister hies. und Cathar. Regina Isenberg aus Münden.

— 123. Der Schullehrer Daniel Christ. Rasmi, genannt Asmann, und Johanna Metta Elstermann, Beide von hier.

— 124. Der Kappenmacher Herm. Henr. Lucker und Metta Kammeyer hieselbst.

— 125. Der Schneidergesell Heinr. Wilh. Conrad Engelking hieselbst und Sophia Wilhelmine Uphoff aus Steyerberg.

— 126. Der Arb. Friedrich Wilh. Moritz und Charlotte Christine Margar. Kremelberg, Beide von hier.

— 127. Der Kutscher Joh. Hinr. Harken hies. und Beke Margaretha Husing aus Lorstedt.

— 128. Der Seiler Johann Heinr. Diderichs und Anna Hoofe zu Hastedt.

— 129. Der Arb. Joh. Ehlers und Ilse Gerdruth Ebeling aus Elze.

— 130. Der Küper Hinr. Herm. Böse und Anna Buscher.

— 131. Der hiesige Bürger Joh. Heinr. Christ. Laue und Anna Marie Kulemann hieselbst.

— 132. Der Korbmachermeister Joh. Herm. Brüning und Anna Adelheid Barre, Beide von hier.

Nro. 133. Der Stuhlmacher Joh. Seebeck, genannt Ehrlich, hieselbst und Margar. Hoed aus Wurthsleth, Amts Hagen.

— 134. Der Schuhmachermeist. Conr. Phil. Dunzelmann hies. und Margaretha Adelheid Lüdecke aus Stockstorf bei Schmalförden.

— 135. Der Tischlergesell Franz Joseph Hayn und Maria Catharina Focke hieselbst.

— 136. Der Dr. med. Carl Heinr. Eilbo zu Roda, im Herzogthum Sachsen-Altenburg, und Angely Louise Eichmann daselbst.

— 137. Der Blechenschlägermeister Bernh. Wienecke und Henriette Buschmann hieselbst.

— 138. Der Arb. Joh. Christ. Conr. Henke, gen. Strübich, am Buntenthorssteinwege und des verst. Arb. daselbst Joh. Frieder. Bohne Wittwe, Maria Catharina, geborne Fröhlitz.

— 139. Der Arb. Joh. Kracht und Metta Cathar. Rabba, Beide von hier.

— 140. Der Arb. Frieder. Henr. Balster hies. und Elisab. Christina Louise Peimann aus Ottersberg.

Vom zweiten Aufgebot sind dispensirt:

Der Matrose Nicolaus Hashagen und Anna Catharina Peymann, Beide von hier.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 28.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 7. April 1836.

Ein Schmetterling umtanzte meine Kerze
Und taumelte, versengt, ins Tintenfaß.
Was Wunder nun, wenn bunte Liebesscherze
Bei Kerzenschein hier blüh'n aus dunklem Naß. Fr. Rückert.

* Gefühl.

Mir ist, als müßt' ich weinen,
Und weiß doch nicht warum.
Was kann die Thräne meinen?
Mir ist, als müßt' ich weinen,
Und weiß doch nicht warum.

Mir ist, als müßt' ich singen,
Und weiß doch nicht recht was.
Mir will das Herz zerspringen,
Mir ist, als müßt' ich singen,
Und weiß doch nicht recht was.

H. Wilhelm.

* Der Unstern.

(Fortsetzung.)

Einer jener dichten Nebel, die nur der Engländer, oder der, das Inselreich der drei Königreiche besuchende Fremdling kennt, wie auch der Mangel an Trinkwasser hatten den Lieutenant bewogen, sich der Küste zu nähern, und in einer der öden Buchten, aus deren felsigter Umwallung sich ein klarer Quell ergoß, den Anker auszuwerfen. Die ungewohnte Beschränktheit auf dem kleinen Fahrzeuge hatte die Sehnsucht nach einer freieren Körperbewegung bei ihm rege gemacht, und um sich diese um so harmloser verschaffen zu können, begab er sich in das zur Einnahme des Wassers abgeschickte Boot, und suchte in Begleitung eines Matrosen — beide in abgetragener, verwitterter Seemanskleidung — die Klippen zu erklimmen, die die Bucht von allen Seiten umgaben. Nach langem vergeblichen Suchen gelang es ihnen endlich, eine Spalte zu finden, die aufwärts führte. Nachdem sie eine Zeitlang durch

Disteln und Haidekraut fortgeschritten waren, wagten sie nicht weiter zu gehen, aus Furcht, den Rückweg zu verfehlen. Unentschlossen standen sie da, als plötzlich eine abentheuerliche Gestalt aus der Nebelhülle auf sie zuschritt. Es war ein alter hochgewachsener Mann mit langem, silberweißem Barte. Die Jahre hatten tiefe Furchen über Stirn und Wangen gezogen, ohne dem Gesichte den Ausdruck frischen Lebensmuthes und angeborener Verschlagenheit zu nehmen. Sein Haupt war mit einer Art Barett bedeckt, ein faltiges, graues Gewand verhüllte den Obertheil des Körpers, und Sandalen von ungegerbtem Leder, die mit buntgeflochtenen Bändern an die, bis zum Knie entblößten, Beine befestigt waren, schützten seine Füße. Ein Queersack hing über die eine Schulter herab, über die andere eine Harfe von alterthümlicher Form. Der Lieutenant erkannte in ihm sofort einen jener Barden, die in Wales noch heut' zu Tage heimisch sind, im Lande umherziehen und jährlich an bestimmten Orten ihre Wettkämpfe halten.

Nach kurzer, gegenseitiger Begrüßung, während der auch der Harfner die beiden Wandrer scharf fixirte, erkundigte sich der Offizier, ob nicht in der Nähe ein Wirthshaus anzutreffen sey. Die Antwort fiel bejahend aus, und der Greis erbot sich zugleich zum Führer. Mehrere, den kundigen Seemann nicht leicht täuschende Anzeichen versprachen eine baldige Auflösung der Nebelhülle und beseitigten ihre frühere Furcht.

Anfangs schritten die drei schweigsam über die ungebahnte Fläche, die Seeleute rüstig voran, der Harfner, ihre Schritte, ihre Haltung scharf fixirend, hinterdrein. Plötzlich blieb der Letztere stehen, rief seine Begleiter an, und forschend bohrte sich der Blick seiner funkelnden Augen in die ihm begegnenden seiner Begleiter:

„Ihr seyd nicht heimisch in diesem Lande,“ sprach er ernst, „und Du da,“ fuhr er fort, indem er auf den Offizier zeigte, „bist selbst nicht heimisch in der Kleidung, die Du trägst.“

„Im erstern Falle magst Du Recht haben, alter Graukopf,“ erwiederte der Lieutenant lächelnd, „und im zweiten in so weit auch, daß ich sie gern gegen bessere vertauschte.“

„Du täuschest mich nicht,“ unterbrach ihn der Greis nnd die gebückte Gestalt erhob sich in einer Würde, die den jungen Matrosen so imponirte, daß er unwillkürlich den Blick senkte; „meinem Stamme ward die Gabe, tiefer zu blicken, als es manchem andern Menschenkinde verliehen ist, und die bunten Bilder, die achtzig lange Jahre an mir vorüberführten, schärften diesen Blick, wenn auch das äußere Auge seinen Glanz verlor. Ihr seyd fremd in diesem Lande, und der Vorwitz, der in diesem Augenblicke eure Schritte leitet, möchte eine zu späte Reue herbeiführen.

„Alter Mann,“ versetzte der verkleidete Seeoffizier, „sey Du unbesorgt um uns, wir sind arme, schiffbrüchige Seeleute, die ihrer fernen Heimat zueilen, und bei denen der Muthwille eben keine Veranlassung und die Habsucht keine Lockung finden wird.“

Unwille lagerte sich über die Züge des greisen Harfners; er ergriff die Hand des jungen Mannes, zog sie einen Augenblick nahe vor sein Auge und warf einen anscheinend flüchtigen Blick auf ihre innere Fläche; dann senkte er die Augenlieder wie zum Schlummer, richtete sein Haupt gegen den Himmel und begann in eintöniger Weise: „Wenn die entmenschten Frevler, die an diesen Küsten ihr Handwerk treiben und mir noch vor Kurzem den Sohn, den treuen Diener seines Königs, mordeten, — wenn diese Wüthriche ahneten, daß ein Offizier der königlichen Flotte als Späher in ihre Schlupfwinkel träte, ihre Messer würden Bekanntschaft mit seinem Herzblute machen, und

der Unstern, der über seiner Geburtsstunde waltete, würde seinen Lauf beschließen, bevor ein milderes Geschick ihn verklärte zu dem glänzenden Doppelgestirn der Liebe und des Friedens."

Der Jüngling sah staunend auf das verklärte Gesicht des Greises, der wie ein altes Steinbild vor ihm stand, und seine lebhafte Phantasie drohte zum Verräther an ihm zu werden. Aber schon viele Gaukeleien, die der Verstand nicht gleich begriff, hatten seine Vorsicht geschärft, und mit ruhiger Festigkeit erwiderte er, als der Seher seine Augen aufschlug: "führe Du uns nur zu dem Orte, wohin wir begehren, alter Träumer, und sey unbekümmert um unser Loos, wie ich es um Deine Prophezeiung bin."

Der Harfner griff nach diesen Worten unwillig in die Saiten, daß sie mißtönend schrillten und schritt nun rasch voraus, schweigsam wie das Grab. Sie waren nicht weit gegangen, als er "wir sind am Ziele!" kurzabgestoßen murmelte. Der Nebel hatte sich in so weit gelichtet, daß die Wanderer auf etwa 20 Schritte vor sich ein einzelnes, von einigen Föhren und Birken umgebenes, Haus sahen. Es war mit Schilf gedeckt und sein übriges Aeußere zeugte von der Armuth seiner Bewohner. Bald traten die drei Wanderer in den innern von der Flamme des Heerdfeuers matt erleuchteten, fensterlosen Raum. Sie fanden ihn angefüllt von mehr als einem Dutzend unheimlicher Gesellen, die bei dem Eintritt der Fremdlinge eben ein lebhaftes Gespräch abgebrochen zu haben schienen. Der lange aus einem unbehobelten Brette bestehende, auf, in den Lehmboden eingegrabenen Pfählen befestigte Tisch war mit theils gefüllten, theils halb geleerten Whiskigläsern besetzt und die verdächtige Gesellschaft hatte die eben so construirten Bänke zu seinen Seiten in den rohesten Stellungen eingenommen.

Während der Harfner sich auf einen Schemel neben dem Feuer niederließ und sich anschickte zu einem der alten Volksgesänge, drängte sich unserm Seemanne leise die Frage auf, was er eigentlich mit diesem Besuche bezwecke, und lächelnd mußte er sich gestehen, daß er keine Antwort darauf finden konnte. Die Worte des alten Mannes schienen ihm jetzt von ernsterer Bedeutung und er verhehlte es sich nicht, daß dieß zwecklos gesuchte Abentheuer bedenklich für ihn und seinen Begleiter enden könne.

Mochte nun der Harfner eine Ahnung von dem Gange seiner Gedanken haben, oder mochte er aufrichtig für ihn befürchten, genug, er warf den beiden jungen Leuten einen bedeutungsvollen Blick zu und griff kräftig in die Saiten.

Der Lieutenant setzte sich unbefangen auf ein neben dem Heerde liegendes Stück Holz, nach Seemannsart die Arme auf die in einen scharfen Winkel aufgezogenen Kniee gestützt, und sein Begleiter folgte seinem Beispiele; wohl fiel mancher mißtrauische Blick vom Tische her auf die Fremdlinge, sie aber schienen so aufmerksam auf das Spiel und den zitternden Gesang des Barden zu lauschen, daß selbst die alte, keifende Wirthinn ihre Anrede wiederholen mußte, als sie ihnen das begehrte Glas Whisky kredenzte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kann die Kirche leichter ohne Theilnahme der Gebildeten, oder können die Gebildeten leichter ohne Theilnahme an der Kirche bestehen?

Diese Doppelfrage kann in unsrer Zeit nicht ohne Interesse seyn, da man eines Theils in der Kirche ein lebhaftes Verlangen nach neuer Begründung ihrer Verfassung, andern Theils bei den sogenannten Gebildeten eine zunehmende Gleichgültigkeit gegen die kirchlichen Anstalten bemerkt. Es

hat sich an manchen Orten das Verhältniß wirklich so gestellt, daß es ist, als ob die Gebildeten sprächen: Kirche, wir können zwar ohne dich sehr wohl bestehn; aber aus Mitleid stützen wir dich noch so gut, daß du nicht ganz zusammen sinkst. Kann nun darauf die Kirche trotzend erwidern: gehet hin, ich brauche euer Mitleid nicht und eure Stütze!? Ich glaube nicht.

Die Kirche kann nicht wohl bestehen ohne die Theilnahme der Gebildeten. Sie kann nur unter dieser Bedingung das Ziel erreichen, das sie erreichen muß, wenn sie ihrem Begriffe entsprechen soll. Die Kirche ist durch den Geist der Wahrheit gestiftet. Das muß sie wenigstens selbst behaupten. Wahrheit zu verbreiten, ist demnach ihr Zweck; Wahrheit nicht bloß zur Aufnahme in die Erkenntniß, sondern auch zur Darstellung im Leben und Verhalten. So muß denn vor allen Dingen die Kirche selbst wahr seyn, wahr in ihrer Lehre und Verfassung. Es ist vielleicht nicht immer nöthig, daß eine politische Constitution Wahrheit sey, um zu nutzen, wie der König der Franzosen sagte; sie kann vielleicht auch nutzen als Wiegenlied, mit dem man die allzu beweglichen Gemüther einschläfert. Die Kirche aber ist gar nichts nutze, wenn sie nicht Wahrheit ist, und was sie noch nutzt, das nutzt sie eben dadurch, daß noch Wahrheit in ihr ist und von ihr ausgeht.

Wahrheit ist noch in ihr; aber sie ist nicht ganz Wahrheit, und das soll sie werden. Es ist Unwahrheit in der kirchlichen Lehre. Die religiöse Ueberzeugung der Prediger stimmt nicht mehr mit den Bekenntnißschriften unserer protestantischen Kirche überein, und doch wird fast überall von dem Geistlichen beim Antritte seines Amtes eine Verpflichtung auf jene Symbole gefordert. Freilich geschieht es meistens mit solchen Beschränkungen, daß die Verpflichtung dadurch gewissermaßen wieder aufgehoben ist. Aber ist es nicht ein Betrug, wenn auch ein frommer, daß man sich den Schein giebt, auf dem alten Grunde zu fußen, während man doch ganz davon abgewichen ist? Was soll die Verpflichtung, die gar nicht bindet? Gerade herausgesagt: das ist Falschheit.

Aber noch größer als der Zwiespalt ist zwischen der Glaubenslehre unsrer Bekenntnißschriften und der religiösen Privatüberzeugung der Theologen; noch größer ist die Kluft zwischen dieser und dem christlichen Volksglauben unter den Protestanten. Wie ganz anders urtheilt z. B. der Theologe unserer Tage über den Ursprung mancher biblischen Bücher, wie ganz anders erklärt er manche Erzählungen derselben, als es der schlichte Landmann bei seinem vom Vater ererbten Glauben ahnt! Wie würden diese Menschen erstaunen, erschrecken, zürnen, wenn sie sähen, wie an allen Fundamenten ihres Glaubens gerüttelt, wie selbst der sonst von ihnen geachtete und geliebte Geistliche von dieser Neuerungssucht angesteckt worden ist. Sie würden sich vielleicht ganz von ihm lossagen, wenn er ihnen diesen Zwiespalt ihrer beiderseitigen Ueberzeugungen auf einmal offen aufdecken wollte; sie würden den Prediger nicht allein, sondern alle kirchlichen Behörden in die größte Verlegenheit setzen. Darum wird es nicht ausgesprochen, sondern kann nur hin und wieder errathen werden, wie groß der Abstand ist. Was ist nun die Folge davon? Das Verhältniß des öffentlichen Kirchenlehrers ist kein ganz gerades und offenes gegen seine Zuhörer; mit einem Worte: es ist unwahr. Und was will man dagegen sagen, wenn dieß etwas Pfäffisches gescholten wird?

Die Kirche ist unwahr in ihrer Lehre und unwahr in der Verfassung.

Eine Gesellschaft, welche zu dem Zwecke zusammentritt, Gott im Geiste und in der Wahr-

heit zu verehren, kann nur aus Freiwilligen bestehen. Wenn die Mitglieder zur Theilnahme gezwungen werden, so ist sie nur eine Truggestalt, ein Unding, eine große Lüge. Ist es nun aber nicht so bei uns, daß die Mitglieder durch den Bann der Herrscher gezwungen werden, sich an die Kirche anzuschließen? Müssen die Kinder nicht getauft und confirmirt werden? Sind nicht die Erwachsenen wider ihren Willen gehalten, die Beiträge zur Unterhaltung der kirchlichen Gebäude, die Gebühren für Prediger, Küster und Cantoren zu bezahlen? Urtheilen wir nicht Alle nach Kenntniß unserer Verhältnisse, daß die kirchliche Anstalt morgen zerfallen würde, wenn es heute in eines Jeden Belieben gestellt würde, ob er jene Leistungen übernehmen wolle oder nicht? — So fehlt es der Kirche an Wahrheit in ihrer Verfassung. Sie, die den Menschen dafür gewinnen will, daß er sich mit freier Seele dem Höchsten ergebe, sie nöthigt ihn durch polizeiliche Strafen, um die sie beim Staate nachsucht, ihr nicht zu entlaufen.

Ließe sich denn diesen Uebeln nicht begegnen? Könnte denn nicht mehr Wahrheit, Offenheit in die kirchliche Lehre und Verfassung gebracht werden? Leicht ist es nicht, dieß auszuführen; aber unter unsern Verhältnissen ganz unmöglich, wenn sich die gebildeten Nichtgeistlichen der Theilnahme an der Kirche entziehen. Wollten aber diese wieder aufrichtig Theil nehmen, so könnte Manches besser werden. Es würde dann namentlich eine allmälige Ausgleichung zwischen der Privatüberzeugung der meisten Prediger und der öffentlichen Lehrnorm einerseits, so wie zwischen jener und dem christlichen Volksglauben andrerseits möglich seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Kritik.

Die Reichsgräflich Bentink'sche Successionsfrage oder Votum in der Erbfolgesache der Herren Söhne des verstorbenen Herrn Reichsgrafen Wilh. Gust. Friedr. Bentink, jetzt der Herren Reichsgrafen Gust. Adolph und Friedr. Ant. Bentink wider die Herren Söhne des verstorbenen Herrn Reichsgrafen Johann Carl Bentink von Theodor von Kobbe. Bremen 1836, bei Wilh. Kaiser. VIII. und 58 S. gr. 8.

Der Rechtsstreit, welcher in obiger Schrift behandelt wird, ist wegen des sehr bedeutenden Objects sowohl, als wegen der Ausdehnung der Rechte, welche dem dereinstigen Sieger als Besitzer der Aldenburgischen Fideicommißherrschaften und Güter zustehen, ihn über den Stand der Mediatisirten oder Standesherren erheben und eine Halbsouveränität mit denselben, früher allen unmittelbaren Reichsständen zustehenden Vorzügen geben, höchst merkwürdig und wichtig. Es ist daher nicht zu verwundern, daß über diese Angelegenheit schon Viel geschrieben und gedruckt worden ist, daß das Publicum reges Interesse daran nimmt, und auch Theodor von Kobbe, welcher sich eine solche Gelegenheit nicht leicht entschlüpfen läßt, derselben seine Feder geweiht hat, obgleich er sie (wohl mit Unrecht) nicht zu den causes celèbres rechnet.

Offen gestanden, war die Erwartung, welche man von dieser lange vorher angekündigten Schrift hegte, nicht sehr zu ihrem Vortheile, weil man dem Verf. weder die umfassenden dazu nöthigen Kenntnisse, noch die solche Kenntnisse verschaffende Ausdauer im Studium dieser Rechtsmaterie zutraute. Auf Seiten seines Clienten, des Grafen Gustav Adolph Bentink, soll man sogar schon vor dem Erscheinen die Befürchtung ausgesprochen haben, daß diese Schrift demselben Nachtheil bringen könne.

Schon die Vorrede giebt von dem Werthe des Ganzen keinen vortheilhaften Begriff, wenn der Verf. darin die kecke Behauptung aufstellt:

„das Recht des Besitzers, des Herrn Reichsgrafen „Gustav Adolph Bentink ist klar und offenbar“, und ferner die grundlose Vermuthung ausspricht, daß die meisten Juristen von einem gleichen Ausspruche theils nur durch die Ansicht, es liege ein gefahrdrohender Fall vor, weil Klüber, der berühmteste Publicist, demselben so überaus große Sorgfalt gewidmet habe, theils aus Scheu vor der Legitimität, welche sie dadurch zu verletzen glaubten, abgehalten würden. Herr von Kobbe glaubt nun, daß gerade durch eine Entscheidung gegen seinen „liebenswürdigen Clienten, den er von seinem Flügelkleide her, liebgewann,“ sündlich wider die Legitimität gehandelt werde, bleibt aber die Erklärung schuldig, weßhalb es, da er doch das Recht des Besitzers, des Grafen G. A. Bentink für klar und offenbar hält, zu dessen Vertheidigung noch seiner Schrift bedurft hat. — Der Bemerkung am Schluß der Vorrede, daß der Verf. durch diese Schrift unter Klüber's Banner die ersten juristischen Sporen zu verdienen wünsche, möchte ich die Anfrage entgegenstellen: was er denn durch seine früheren juristischen Versuche, namentlich durch seine rechtliche Erörterung der Maller'schen Frage und des Voget'schen Vertheidigungsversuchs und durch sein Pro und Contra (!) für und gegen (!!) den Tripelzollverband Oldenburgs, Hannovers und Braunschweigs bezweckt habe? und ob er selbst diese Versuche nicht für juristische oder staatsrechtliche Abhandlungen halte?

Fast muß ich fürchten, daß die Kritik der Vorrede schon zu lang geworden und kann mich nur damit entschuldigen, daß von derselben ein richtiger Schluß auf das Werk selbst zu machen ist. Dieß scheint nämlich im Allgemeinen etwas flüchtig gearbeitet zu seyn, besteht, wie man das bei solchen Schriften des Herrn von Kobbe bereits gewohnt ist, zur Hälfte aus eignen Gedanken und zur Hälfte aus fremden Citaten, zu welchen von Halem's Geschichte von Oldenburg und Klüber's rechtliche Ausführung der väterlichen Ebenbürtigkeit ꝛc. ꝛc. der Herrn Reichsgrafen W. F., G. A. und F. A. Bentink ꝛc. ꝛc. die meisten Beiträge liefern mußten. — Unter den eigentlichen Bemerkungen ist wenig Neues, das meiste eine Wiederholung früherer Rechtsausführungen und das wenige Neue ohne Erheblichkeit. — Sonderbar, um es gelinde auszudrücken, ist die Idee, auf welche der Verfasser viel Gewicht zu legen scheint, daß der Ahnherr des Oldenburgischen Hauses und Stifter des Fideicommisses, Graf Anton Günther von Oldenburg, der letzte seiner Linie, durch die in seinem Testamente enthaltenen Worte „eheliche Leibeserben,“ welche doch nach einer vernünftigen und natürlichen Interpretation nur auf die in rechter Ehe geborenen Kinder bezogen werden können, die durch nachfolgende Ehe Legitimirten nicht habe ausschließen wollen.

(Der Beschluß folgt.)

---

* Duelle.

Die dem Amerikanischen Kongresse zur wirksamen Verhinderung der Duelle vorgelegte Bill enthält viel Beifall Verdienendes.

Noch wirksamer würde der Eindruck dann seyn, wenn solche als erste Bedingung festsetzte, daß der Gegner eines im Duell Getödteten die hinterbliebene Frau und Kinder desselben unbedingt unterhalten, und, wenn er es nicht könne, diese Schuld durch langjährige Gefängnißstrafe abbüße; oder, wenn solche es nicht bedürften, dann außer der besonderen, ihm wegen des begangenen Mordes zuerkannten Bestrafung noch eine Geldsumme zu erlegen habe, von der bei einem künftigen Falle wo der Gegner die Familie des Getödteten nicht zu unterhalten vermöge, dieser wenigstens die Zinsen von dieser Geldbuße zu gute kommen sollten.

Dadurch würde allmälig ein Fond erwachsen, der sehr ersprießlich werden könnte.

Jene Bill wird übrigens in den Staaten Europas wahrscheinlich großen Anklang und zuerst vielleicht im Preußischen Staate finden; denn es liegt wahrlich Weisheit und Menschenkenntniß darin! Der Vorschlag ist übrigens noch größerer Vervollkommnung fähig. Man denke nur darüber nach.

---

* Gedanken.

Es ist wahrlich ein zum Nachdenken großen Stoff gebendes Ereigniß, wie oft große Folgen aus kleinen Ursachen entstehen, da bei dem vorgefallenen Duell in B. das Stolpern über einen Säbel, solchen unter Zweien, die bloß dabei gegenwärtig waren und nichts damit zu thun hatten, den Tod des Einen herbeiführend, verursachen, und die beiden Hauptpersonen, die Alles veranlaßten, dadurch gar aus ihrer Lebenscarriere geworfen werden konnten! — Wie mancher Streit würde nicht zum Ausbruch kommen und oft muthwillig veranlaßt werden, wenn ein großer Theil der Menschen die vorkommenden Ereignisse im Leben, die so oft zu ernsten Betrachtungen Anlaß geben, besser gewürdigt und dadurch mehr Weisheit und Vorsicht im Handeln zu seinem eignen Glücke erlangt hätte! —

---

* Rhapsodie.

Wie überall im Gebiete menschlicher Thätigkeiten giebt es auch im geistlichen Stande Handlanger, die nicht Bildung genug haben, um sich zu der höheren Idee der Menschheit erheben zu können, aber gleichwohl dreist genug sind, durch Schrift oder Rede Männer, welche sich im Geiste der fortgeschrittenen Wissenschaft aussprechen, in gemeiner Weise zu verunglimpfen. Solche Handlanger, zum Theil nur die betrogenen Werkzeuge der Schlauen im Lande, denen die dicke Nacht des blinden Glaubens für ihre weltlichen Zwecke am besten zusagt, vermeinen selbstgefällig, durch Anfeindung Andersdenkender, durch Schimpfen auf Vernunft und Bildung ihren engen, verschrumpften Ideen wieder Geltung zu verschaffen.

Die kurzsichtigen Thoren! — Die Zeit wird lehren, bemerkt ein neuerer Schriftsteller, ob mit Solchen oder mit aufgeklärt Denkenden der Kirche, der Menschheit, der Wahrheit besser gedient ist.

---

* Maßstab der Bildung in den Volksklassen.

Die Besetzung der Plätze in Schauspielhäusern bildet den Maßstab, unter welcher Klasse der Bewohner, die Gebildetsten sind. Interessant wäre es, wenn Jemand die Besetzung derselben bei irgend einem Stücke, das an mehreren Orten gegeben ist — z. B. von der Schwedischen, Französischen und Deutschen Oper, der Maskenball — neben einander in diesen Blättern aufstellen wollte.

Miscellen.

Miß Eden. — Jüngst spielten einige Kinder am Ufer der Themse in Hamtton-Court, als Eines von ihnen, ein hübscher Knabe von fünf bis sechs Jahren, in den durch Regengüsse bedeutend angeschwollenen Fluß fiel, der ihn pfeilschnell stromabwärts riß; der Kleine, den seine Kleider noch schwimmend über dem Wasser erhielten, stieß ein durchdringendes Geschrei aus. Miß Eden, ein Ehrenfräulein der Königinn, die eben in dem Schloßgarten lustwandelte, hörte das Geschrei und nicht sobald hatte sie das mit den Fluthen ringende Kind erblickt, als sie über die hohe Mauer hinab und in das Wasser sprang. Schon hatte

sie den armen Kleinen beinahe erreicht, da verlor sie, sich zu weit vorwagend, den Boden und wurde von der Strömung nach einer andern Seite hin fortgezogen. Glücklicherweise gewann sie wieder Grund, allein das Kind zu erreichen, war ihr nicht mehr möglich. Sie arbeitete sich nun, so schnell sie konnte, ans Ufer zurück, während sie dem kleinen Dulder zurief, nur immer den Kopf über dem Wasser zu erhalten, sie würde ihm schon helfen. Ihr lautes Hülferufen machte den Fährmann des an der Themse gelegenen Dorfes Ditton — denn diesem Orte fast gegenüber waren Miß Eden und der Knabe inzwischen schon gekommen — aufmerksam und zu ihrem unaussprechlichen Entzücken sah sie endlich das Kind aus den wilden Fluthen gerettet. Bewußtlos wurde es ans Ufer gebracht. Sie ließ es nach dem Schlosse bringen, allein alle über eine Stunde lang aufs Eifrigste angewendeten Wiederbelebungsmittel blieben leider erfolglos. Miß Eden selbst empfand übrigens durchaus keine Nachwehen von dem mit Einsetzung ihres Lebens gemachten Rettungsversuche. Die schöne That der muthigen Jungfrau zu ehren, waren späterhin mehrere angesehene Personen zusammengetreten und hatten beschlossen, Miß Eden eine silberne Blumenvase zu verehren, wozu auch schon in den ersten zwei Tagen nach Eröffnung der Subscription achtzig Pfund zusammen kamen. Miß Eden lehnte jedoch durch ihren Bruder jede derartige Feiergabe ab, „da ihr," wie ihr Bruder in ihren Namen in seinem Schreiben an den Subscriptionsausschuß sich ausdrückte, „ein solches Erinnerungszeichen an jenes Unglück zu schmerzhaft seyn würde."

Die Geschichte kennt wenig Monarchen, die in Hinsicht der allerstrengsten Redlichkeit mit Friedrich zu vergleichen sind. Bloß Gustav Adolph kommt ihm in dieser Tugend nahe. Aus dieser Ansicht läßt es sich auch erklären, weßhalb der eigentlich rechtliche Mann, ein Ziethen, und besonders Keith, so viel bei Friedrich galt; vorzüglich war dieß der Fall mit dem General Keith, für den der Monarch eine Art von Ehrfucht hatte, wie er sie gegen keinen Andern fühlte. Keith's Aeußerungen galten ihm daher für Orakelsprüche.

Kurz vor dem völligen Ausbruche des siebenjährigen Krieges überlegte der Monarch mit seinen vertrauten Generalen einen Plan, durch dessen Ausführung sehr viel gewonnen werden konnte. Die Generale Schwerin, Winterfeld und einige Andere waren gegenwärtig; sie gaben dem Entwurfe allen Beifall, und besonders suchte Winterfeld nach seinen tiefen diplomatischen Einsichten Alles hervor, den Monarchen für die Ausführung dieses Entwurfes zu bestimmen.

Friedrich schwieg. In diesem Augenblicke trat Keith ins Zimmer. — „Ich habe auf Ihn gewartet, lieber Keith," redete ihn der Monarch an; „lese Er diesen Entwurf und sage Er seine Meinung."

Keith trat mit der Schrift ans Fenster, las sie bedächtig durch, und gab sie dem Monarchen mit den Worten zurück:

„Ein herrlicher Entwurf! Die Nachwelt wird Ew. Majestät tiefe Einsicht und weitumsichtige Klugheit bewundern. — Ob Ew. Majestät Herz und Charakter? — will ich nicht entscheiden."

„Meint Er, lieber Keith?"

„Es ist meine Ansicht."

„Gut. Dann wird der ganze Entwurf hiermit vernichtet," erwiderte Friedrich, und der ganze Plan blieb unausgeführt.

Erinnerung.

Zu der jetzigen Frühlingswäsche empfehle ich den verehrten Damen Bremens mein sehr bequem eingerichtetes **Wasch- und Bleichbuch** zur gütigen Abnahme.

So halte ich auch **Accise-Declarationen**, auf schönem, weißem Schreibpapiere gedruckt, und beschnitten das Hundert zu 20 Gr., so wie auf dickem, schönem Schreibpapiere sauber gedruckte **Whist- und L'hombre-Tafeln**, beschnitten das Hundert zu 22 Gr., zur gütigen Abnahme empfohlen.

G. Jöntzen,
Catharinenstraße № 36.

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Doeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 28.

Bremen, Donnerstag den 7. April 1836.

Gestorben:

Nro. 330. Den 30. März. Der Landmann Joost Schmidt, 86 Jahr; neuen Steinweg Nro. 8.

— 331. Den 31. — Der Küper Christ. Andreas Knisp, 24 Jahr; Doventhors-Deich Nro. 7.

— 332. Den 2. April. Des Reepschlägermeisters Hermann Gätjen Zwillings-Töchter, 3 Monat; Muggenburg Nro. 28.

— 333. Den 2. — Anna Magdalena Hoyer, 19 Jahr; Faulenstraße Nro. 6.

— 334. Den 2. — Des Arb. Joh. Groff Tochter, 6 Monat; Stangen-Gang Nro. 3.

— 335. Den 2. — Otten (todtgeborner Knabe); gr. St. Johannisstraße Nro. 48.

— 336. Den 3. — Des Glasermeisters Johann Sosaath Sohn, 4 Jahr; Hohenthorsstr. Nro. 22 A.

— 337. Den 3. — Des Kornmessers Heinr. Evers Tochter, 5½ Jahr; Weerder.

Nro. 338. Den 3. April. Des Buchhalters Joh. Michael Meffert Sohn, 1 Jahr; Langenstraße Nro. 72.

— 339. Den 3. — Des Arb. Anton Schindler Ehefrau, geb. Tietjen, 50 Jahr; neuen Weg Nro 4.

— 340. Den 4. — Des Stuhlmachers Joh. Hinr. Schaffer Sohn, 9 Tage; gr. Fuhrleutestr. Nr. 21.

— 341. Den 4. — Des Arb. Joh. Heinr. Friedr. Heimschemeyer Tochter, 1 Jahr; Blöten-Gang Nro. 4.

— 342. Den 4. — Des Landmanns aus Benhausen Caspar Gondlach Sohn, 4½ Jahr; auf einem Schiffe am Weerder.

— 343. Den 4. — Des Sattlermeisters Georg Wilhelm Rauschelbach Sohn, 6 Jahr; Molkenstraße Nro. 22.

— 344. Den 4. — Des Schuhmachermeisters Daniel Heinr. Wegmann Sohn, 15 Wochen; Kirchenst. N. 36.

Geboren:

Nro. 375. Den 28. März. Des Schornsteinfegergesellen Friedr. Moritz Genzel Ehefr., geb. Hellberg, Klosterstraße Nro. 14; von einem Knaben.

— 376. Den 29. — Des Schneidermeisters Hans Hinr. Hirdes Ehefr., geb. Harde, hinter der Holzpforte Nro. 2; von einem Mädchen.

— 377. Den 30. — Ein Knabe.

— 378. Den 30. — Des Schuhmachers Wilh. Christoph Hartzmeyer Ehefr., geb. Brokade, Grützmacherstraße Nro. 3; von einem Mädchen.

— 379. Den 31. — Des Arb. Hinr. Wilh. Struckmann Ehefr., geb. Ratjen, gr. Rosenstraße N. 8; von einem Mädchen.

— 380. Den 31. — Des Tanzlehrers Heinr. Feldhusen Ehefr., geb. Müller, gr. St. Johannisstr. Nro. 155; von einem Mädchen.

— 381. Den 31. — Des Lohgärbers Joh. Heinrich Kind Ehef., geb. Könecke, Osterthorssteinw. Nr. 66; von einem Mädchen.

— 382. Den 31. — Des Schiffszimmermanns Joh. Timmermann Ehefr., geborne Kehring, Theerhof Nro. 37; von einem Knaben.

— 383. Den 31. — Des Gärtners Joh. Geiels Ehefr., geb. Seiden, Obernstraße Nro. 48 (Vorst.); von einem Mädchen.

— 384. Den 1. April. Des Maurergesellen Friedr. Bolte Ehefr., geb. Dormann, Fedelhören Nr. 14; von einem Mädchen.

Nro. 385. Den 1. April. Des Küpers Joh. Hinr. Ast Ehefr., geb. Seidts, Knoopstraße Nro. 33; von einem Knaben.

— 386. Den 1. — Des Arb. Arnold Christ. Fahrenberg Ehefr., geb. Meyer, gr. St. Annenstr. N. 33; von einem Knaben.

— 387. Den 1. — Des Kaufmanns Peter Andreas Kulenkampff Ehefrau, geb. Günther, am Wall Nro. 66 D; von einem Knaben.

— 388. Den 1. — Des Arb. Joh. Herm. Kamping Ehefrau, geb. Fischer, Schnoor Nro. 37; von einem Mädchen.

— 389. Den 2. — Des Cigarrenmachers Friedr. Behrens Ehefr., geb. Blume, Bollands-Hof (Neustadt); von einem Mädchen.

— 390. Den 2. — Ein Knabe.

— 391. Den 2. — Ein Knabe.

— 392. Den 2. — Des Zimmergesellen Gerhard Kayser Ehefr., geb. Heicke, Hastedt Nro. 63; von einem Mädchen.

— 393. Den 2. — Des Maurergesellen Herm. Schmidt Ehefr., geb. Abbes, auf dem Häfen N. 1 A; von einem Knaben.

— 394. Den 3. — Des Arb. Friedrich Müller Ehefrau, geb. Fincke, Großenstraße Nro. 10; von einem Knaben.

Ehrundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 29.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 10. April 1836.

Und jeglichen Fanges
Sey, Fischer, vergnügt,
Da niemals dem Kummer
Die Welle sich fügt!

* Zuruf.

Wir Menschen sind Fischer.
Im Strome der Zeit,
Da halten wir sämmtlich
Ein Netzchen bereit.

Es rollen die Wogen
Beständig dahin;
Gar vielerlei treibt sich
Darauf und darin.

Dem treiben die Wellen
Nur Stoppeln und Heu,
Dem köstliche Fische
Zum Fange herbei.

Du kannst ihn nicht lenken,
Den strömenden Gang,
Durch Sorgen und Wünsche
Zum glücklichen Fang.

Du kannst, wenn du sorgsam
Die Garne gelegt,
Nur harren, was launig
Die Welle dir trägt.

Und mußt du erst lange
Des Fanges auch harr'n,
So rolle nicht muthlos
Zusammen dein Garn.

Du könnt'st es verpassen;
Was wichtig und schwer,
Das wälzt sich verborgen
Am Grunde daher.

Und glückt es dem Andern,
So blicke nicht scheel.
Acht' eigenen Fanges,
Sonst geht er dir fehl.

Und hast du's erfischet,
Das Glück, wie man's heißt;

Daß ja nicht dem Sichern
Das Garn dann zerreißt!

Und jeglichen Fanges
Sey, Fischer, vergnügt,
Da niemals dem Kummer
Die Welle sich fügt!

H. Wilhelm.

---

* Der Unstern.

(Fortsetzung.)

Noch hatte der Harfner sein Spiel nicht beendet, als zwei neue Ankömmlinge sich in den Raum drängten, und, nachdem sie erkannt waren, mit lautem Jubel begrüßt wurden. „Wie seyd Ihr dem Baume mit dem einen dürren Aste entgangen?“ rief es von der einen und „wie entkamt Ihr der hänfenen Halsbinde?“ von der anderen Seite.

„Davon ein anderes Mal,“ erwiderte der Eine der Eingetretenen; „wir können Besseres thun, als die Zeit mit solchem alltäglichen Gewäsch zu verbringen. Die Heiligen selbst treten in unsern Bund, und wenn der Gog oder Magog uns nicht die Rechnung verdirbt, so wird im Laufe dieser Nacht das Haupt des heiligen David seine Wunderkraft an uns bewähren und der Bischof mit seinem Capitel uns einen Pickenick geben, zu dem der Nebel die Erleuchtung und der Sturm die Musik liefern möge.

Der Sprecher wurde von mehreren Seiten unterbrochen, und bedeutungsvolle Blicke auf die Fremdlinge ermahnten ihn zur Vorsicht. Der Harfner begann anscheinend gleichgültig eine neue Weise, während welcher sich die Gäste, nachdem sie einige Kupfermünzen für ihn zurückgelassen hatten, nach und nach aus der Hütte entfernten. Als auch der Letzte in dem immer schwächer werdenden Nebel verschwunden war, rüstete sich der Harfner zum Abzuge und gab den jungen Seeleuten einen Wink, ihm zu folgen. Sie beobachteten die Richtung, die er einschlug, und fanden ihn nach einer kurzen Trennung in einer engen Schlucht, durch die man deutlich das ferne Rauschen der Meereswellen vernahm. Mit einigen Worten empfahl er ihnen das tiefste Stillschweigen und die Vermeidung des geringsten Geräusches und schritt dann leicht und rüstig voran. Der Seeoffizier gab seinem Begleiter ein Zeichen und beide hielten ihre langen Messer bereit, um für mögliche Ereignisse nicht wehrlos zu seyn. Die Felsenschlucht wurde mit jedem Schritt enger und finsterer, und, nachdem der räthselhafte Führer in einer, von oben spärlich erleuchteten Höhlung schweigend seine Harfe an das Gestein gelehnt hatte, schlossen sich die feuchten Wände so nahe und der Pfad wurde so uneben, daß die Seeleute, seinem Beispiele nachahmend, nur gebückt und auf den Knien rutschend, ihm zu folgen vermochten. Endlich vernahmen sie wiederum den eintönigen Anprall der Meereswogen an das Gestein und tiefer und tiefer senkte sich die Schlucht und mündete sich plötzlich durch eine scharfe Biegung um einen Felsenvorsprung, hart am Wasserspiegel, auf welchem in einiger Entfernung der Kutter vor Anker lag.

„Denk an den heiligen David und den Bischof!“ flüsterte nun der Spielmann, indem er sich zur Rückkehr anschickte; aber der Seemann, dem die jüngsten Ereignisse wie ein Traum erschienen, hatte seine Hand ergriffen und sprach, indem er ihn scharf anblickte: „Wähne nicht, daß Deine Gaukeleien mich nur einen Augenblick täuschen könnten; aber sage mir, was Dich zu ihnen bewegt, und nimm hier den Dank für Deinen Dienst; denn als solchen will ich das erkennen, was wir auch ohne Dich vollbracht haben würden!“ Bei diesen Worten drückte er dem Greise ein Goldstück in die Hand.

Ohne es einer Ansicht zu würdigen, reichte

dieser es dem Matrosen. „Nimm Du Dieses und gieb es Deiner alten Mutter,“ sprach er gleichgültig; „Du aber, junger Mann, wirst des alten Barden noch oft gedenken, selbst heute noch und jedes Mal, wenn Dein Unstern seine Kraft über Dich ausüben darf. Denke dann aber auch seiner und bete für seine Seele, wenn er sich aus blutigem Gewölk aufhellt zum Boten der Liebe und des Friedens.“

Der Harfner war hinter dem Gestein verschwunden; der Matrose blickte ihm kopfschüttelnd nach und wendete das Goldstück von einer Seite zur andern. „Behalte es, Dick,“ sprach sein Offizier, „der alte Thor mochte seinen Werth nicht kennen!“ dann holte er ein Pfeifchen aus seinem Wamse und gab dem Kutter ein Zeichen, das Boot abzuschicken.

Kaum hatte er aber dasselbe mit seinem Gefährten betreten, und es sich eine Strecke vom Gestade entfernt, als auf der Höhe der Klippen mehrere Schüsse fielen, und zu gleicher Zeit einige Kugeln in das Fahrzeug schlugen, ohne jedoch Jemanden zu verletzen. Einige kräftige Ruderschläge brachten es außer den Bereich des feindlichen Hinterhalts, und bald blähete der Kutter seine Segel und entschwand hinter dem seeumspülten Vorgebirge.

Da wo das Fürstenthum Wales seine äußersten Spitzen, einem gekrümmten Hörnerpaar gleich, in das Irländische Meer erstreckt und die St. Brides Bai bildet, vermeidet der kundige Seemann mit ängstlicher Vorsicht die Annäherung an das Haupt des heiligen David oder den Bischof mit seinem Capitel; *) denn schon manches Fahrzeug, das sorglos dem grünenden Gestade zusteuerte, oder dem, vom mächtigen Arme des Sturmes erfaßt, das Steuer den Dienst versagte, zerschellte an den tückisch lauernden Klippen oder zerborst, von der Woge auf die Untiefe geschleudert, und die an die Küste geworfenen Leichen und Trümmer gaben nur trügliche Kunde von seiner Heimat.

Dahin nahm der Kutter seinen Lauf. Ein frischer Wind füllte seine Segel, der weiße Gischt spritzte vor ihm auf, und weit hinter sich ließ er die keilförmige Furche, die er durch die leichtbewegte Wassermasse schnitt.

Unthätig hatte sich ein Theil seiner Besatzung um den jungen Matrosen gruppirt, und horchte aufmerksam auf die Erzählung des bestandenen Abentheuers. Der Lieutenant lehnte an dem Maste und wiederholte sich die Abschiedsworte des Harfners. Eine natürliche Gedankenfolge führte den Abschied von seinem Vater und die Worte, die diesem vorangingen, vor seine Erinnerung. Auch dieser hatte von einem Unstern gesprochen, unter dem er geboren seyn müsse, und was damals als Zufälligkeit seine Aufmerksamkeit wenig in Anspruch genommen hatte, begann jetzt ihm bedeutsamer zu werden. Der Abend dämmerte herauf, als das Fahrzeug sich der oben erwähnten Küste näherte, und der Ausgucker signalisirte ein Schiff, dessen Masten am westlichen, noch schwach erhellten Horizont sichtbar wurden. Der Lieutenant ließ einige Segel einreffen, um bei zunehmendem Dunkel dem Fahrzeuge unbemerkt näher zu kommen, und ermahnte den Steuermann, der das Fahrwasser genau kannte, zur Vorsicht. Als die letzten Spuren des Abendroths verschwunden waren, und nur hin und wieder ein Stern durch die langsam dahin ziehenden Wolken blinkte, wurden die Boote ausgesetzt und bemannt. Sie erhielten die Weisung, der Küste zu zu halten, und das verdächtige Schiff von derselben abzuschneiden, der Kutter aber steuerte höher, um von der Seeseite an es zu kommen. (Die Forts. f.)

*) St. Davids head und Bishop and his clerks.

Kann die Kirche leichter ohne Theilnahme der Gebildeten, oder können die Gebildeten leichter ohne Theilnahme an der Kirche bestehen?

(Fortsetzung.)

Die alte Lehrnorm abzuschaffen ist für ein Consistorium oder eine ähnliche Behörde immer eine sehr mißliche Sache. Wonach sollen sie in streitigen Fällen, bei abentheuerlichen Verirrungen schwärmerischer Prediger richten und ordnen? Wollten sie neue Bestimmungen aus eigner Machtvollkommenheit geben, so könnten sie dem Vorwurfe der Gewissenstyrannei nicht entgehen. Sie werden es also beim Alten lassen, und sich ohne entschiedene Maßregeln durchzuhelfen suchen. Wem soll nun aber sonst die Macht gegeben werden, neue Lehrnormen aufzustellen oder die alten abzuschaffen? Einer Commission von Geistlichen etwa? Aber sie würden denselben Vorwurf tragen müssen, daß sie sich zu Herrn des Glaubens ihrer Pfarrkinder aufwerfen; und ihre Symbole würden nicht angenommen werden. Dem gesammten Christenvolke die Entscheidung überlassen zu wollen, wäre Unsinn und gäbe Unsinn. Nur wenn man eine Klasse von gebildeten und für die Kirche lebhaft interessirten Nichtgeistlichen hat, darf man hoffen, daß sie in Verbindung mit tüchtigen Theologen Aenderungen in Rücksicht der öffentlichen Lehre treffen können, die allgemeine Anerkennung finden. Das dürfte man hoffen, theils weil eine solche Commission mit dem Bedürfnisse der Zeit allseitig vertraut und auf Befriedigung desselben aufrichtig bedacht seyn würde, theils weil ein solches Zutrauen ihren öffentlichen Handlungen in Kirchensachen nicht fehlen könnte. Insbesondre dürfte man aus dem Grunde solcher Hoffnung Raum geben, weil sich eine so gebildete Gesellschaft vor einem Hauptfehler früherer Lehrbestimmungen hüten würde.

Früher wähnte man den rechten Glauben ein für allemal fest bestimmen zu können, und hatte keine Ahndung davon, daß auch die Erkenntniß christlicher Religionswahrheit, so wie jede andre Erkenntniß, sich mit der Bildung der Menschen im Laufe der Jahrhunderte weiter entwickeln müsse. Diese Einsicht wird aber das höher gebildete Publikum der Nichtgeistlichen jetzt sicher gewinnen, sobald es mit der ihm nahe liegenden Unparteilichkeit der Sache selbst größere Aufmerksamkeit schenkt. Man wird also nicht eine Norm suchen, die für immer feststände, sondern nur eine solche, die für die Zeit geeignet wäre, die Angelegenheiten der öffentlichen Lehre zu ordnen, und eine mit der wachsenden Einsicht eintretende Umgestaltung zuließe. Jedem Einzelnen wäre es gestattet nicht nur, sondern jeder Einzelne, insbesondere jeder Geistliche, wäre moralisch verpflichtet, die gewonnene bessere Einsicht, theils durch Druckschriften, theils durch Vorstellungen, die er an die kirchlichen Behörden zu richten hätte, wo möglich zur allgemeinen Ueberzeugung zu erheben. Indem aber so für das Fortschreiten der öffentlichen Lehre und Ueberzeugung gesorgt würde, wären andrerseits alle Willkürlichkeiten der Einzelnen in dem amtlichen Lehrvortrage um so strenger zu unterdrücken. Nur die sichern Resultate allseitiger Prüfung dürften in die Predigten, Katechisationen und seelsorgerlichen Ermahnungen aufgenommen werden.

Dieses Princip der Bewegung muß statt des alten Stillstandes oder der Principlosigkeit in die Kirche kommen, wenn sie zur Wahrheit werden soll. Dieß kann aber nur geschehen durch die Theilnahme der Gebildeten. Sie müssen den Uebergang der Ergebnisse theologischer Forschung in die allgemeine Volksüberzeugung in geordneter Weise vermitteln. Oder soll etwa der Prediger

alle diese neuen Dinge, die zum Theil gar kein unmittelbares Interesse für das Leben haben, auf der Kanzel vortragen, um ganz offen zu seyn? Das kann kein Besonnener fordern, der den Zweck des öffentlichen Gottesdienstes bedenkt und von den Folgen der alten Kanzelpolemik etwas gehört hat. Oder soll der Prediger Jedem, auch dem Ungebildetsten, der ihm mit neugierigen Fragen zusetzt, ohne alles Bedenken seine neue Weisheit mittheilen? Gewiß, auch das wäre sehr unverständig. Wer von uns Auskunft über religiöse Fragen verlangt, der muß auch zeigen, daß er in der Stimmung ist und die Fähigkeit besitzt, das Gesagte recht aufzufassen und zu verarbeiten. Sonst wären es Perlen vor die Säue geworfen; Verwirrungen und Zerwürfnisse aller Art, unfruchtbare Ketzermachereien würden daraus entstehen. Gebildete Männer aber, die sich für die Kirche lebhaft interessiren, oder Menschen, die ein gründlich geschriebenes Werk durchlesen, sind in der Gemüthsverfassung, auf Untersuchungen solcher Art einzugehen. Von ihnen kann dann gelegentlich viel besser als von dem einzelnen Prediger die bessere Einsicht auf ihre Umgebungen sich verbreiten, schon aus dem Grunde, weil man bei dem Geistlichen immer eher eine Befangenheit in Standesinteressen oder in Fachgelehrsamkeit vermuthet.

Kommt auf solche Weise durch die Theilnahme der Gebildeten immer mehr Wahrheit in die Lehre der Kirche, so muß durch sie auch Wahrheit in die Verfassung gebracht werden können. Das ist, wie gesagt, die große Lüge in unserer kirchlichen Verfassung, daß eine Anstalt, die nur auf und durch die Willensfreiheit des Menschen zu wirken bestimmt ist, damit anfängt, ihre Mitglieder durch äußere Gewalt an sich zu ketten. Schließen sich aber viele der Gebildetsten der Kirche mit aufrichtiger Liebe an, so wird sich von dem Kreise dieser Ersten und Besten aus nicht nur im Allgemeinen die Ueberzeugung von der Unentbehrlichkeit einer solchen Anstalt, sondern auch zugleich die Einsicht von der Zweckmäßigkeit besonderer Anordnungen und von dem Bedürfnisse gewisser Geldopfer immer weiter verbreiten. So kann es allmälig dahin kommen, daß man zur Unterhaltung der Anstalt keiner polizeilichen Maßregeln mehr bedarf. Ein treffliches Mittel, die Mitglieder nicht durch Zwang, sondern durch freie Liebe an die kirchlichen Anstalten zu fesseln, wird eine repräsentative Verfassung der Kirche abgeben. Diese kann nicht ausbleiben, wo sich der gebildetste Theil eines Volks lebhaft für die Kirche interessirt; sie kann aber auch nur von wesentlichem Nutzen werden durch solche Theilnehmer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mittel gegen die Erstickung in Minen und brennenden Häusern.

(Beschluß.)

Dieser Apparat, für welchen der Erfinder funfzig Guineen und eine Medaille von dem Verein für Künste, so wie ferner hundert Guineen vom Könige erhielt, läßt sich in Hinsicht seiner Einfachheit mit keinem andern derjenigen Mittel vergleichen, die man in den letzten Jahren, als zur Erreichung desselben Zwecks geeignet, bekannt gemacht hat. So ist unter andern das des Obristlieutenants Paulin, Commandanten des Sapeurscorps der Stadt Paris, vermittelst dessen man in der mephitischen Luft aushalten kann, und welches in einer elastischen Röhre besteht, bestimmt, ihm die innere Luft vermittelst einer Druckpumpe zuzuführen, zu kostspielig und complicirt, und kann nicht unmittelbar in Anwendung gebracht werden. Auch kann man mit diesem Letzteren nicht weit vorwärts dringen, und zwar deßhalb, weil man die Röhre, deren man sich bedient, hinter sich her-

ziehen muß, während Roberts Apparat selbst in den tiefsten Minen mit größtem Nutzen in Anwendung zu bringen ist. Wahrscheinlich sind die Dünste, welche sich in brennenden Häusern bilden, minder schädlich, als das einzuathmende Gas, das sich so oft in Minen vorfindet. Die Beschaffenheit dieser Dünste wechselt nothwendigerweise je nach den der Verbrennung anheimfallenden Substanzen, und nach der Menge von Sauerstoffgas, das sich darin befindet; im Allgemeinen enthalten sie jedoch weit mehr Kohlensäure und kohlenstoffhaltigen Wasserstoff.

Roberts begab sich zum Behufe seiner zu veranstaltenden Experimente in eine mit Harz-, Schwefel- und andern Dünsten angefüllte Stube. Hier war er nun beschäftigt, die Verbrennung zu veranstalten, und hatte außerdem drei Flaschen voll Quecksilber mitgebracht, die er in verschiedenen Höhen leeren wollte, um so, wenn er die Flasche unmittelbar darauf wieder verstopfte, gerade die Luft in derselben zu haben, welche er in der jedesmaligen Höhe geschöpft. Die nun, welche er in der mittleren Zone, ungefähr in der Höhe von fünf Fuß geschöpft, enthielt 2 Theile Kohlensäure, 18 Sauerstoffgas und 80 Stickstoff.

Vergleicht man nun diese Luft mit den schädlichen Gasen, die sich so oft in Minen vorfinden, so wird man sehen, daß die durch Verbrennung erzeugten Dünste weit weniger zu fürchten sind. Die Quantität des in der Luft befindlichen Sauerstoffes ist nicht merklich vermindert, und nur dem Dunste und dem kohlensauren Gas hat man die verderblichen Wirkungen und Eigenschaften zur Last zu legen. Die ersteren lassen sich nun aber vernichten, und der Einfluß des kohlensauren Gases läßt sich unschädlich machen, oder absorbiren. Beides wird durch Roberts Apparat erreicht. Die Röhre, durch welche die Luft in die Maske dringt, ist biegsam, und gleicht, natürlich in verminderter Proportion, einem Elephantenrüssel. Sie ist ungefähr drei Fuß lang, und das innere glokkenförmige äußere Ende enthält einen mit Chlor oder Kalkschaum, oder auch reinem Wasser getränkten Schwamm, je nachdem es die Umstände erfordern. Die schädlichen Dünste werden aufgehalten, sobald sie mit dem feuchten Schwamme in Berührung kommen, und die äußere Luft dringt nicht eher in die Röhre, als bis sie so zu sagen filtrirt, und von ihren schädlichen Gasen gesondert ist. Fügen wir hierzu noch die Bemerkung, daß die Röhre durch ihre Länge in die innern Schichten der Luft, wo sie am reinsten ist, taucht, so ersieht man leicht, daß dieser Apparat die günstigsten Bedingungen vereinigt, um den beabsichtigten Zweck zu erreichen.

---

* Kritik.

(Beschluß.)

„Ist es doch Princip", so argumentirt er, „jeden so lange für einen moralischen Menschen „zu halten, bis sich das Gegentheil erweist. Wie „viel mehr gilt dieß von Oldenburgs berühmtem „edlen Herrscher, dem Grafen Anton Günther? „Gestehen wir aber zu, daß das christliche Moralprincip das reinste ist, welches wir kennen, so „müssen wir auch den obersten Satz desselben als „die Grundbedingung unseres moralischen Werths „gelten lassen. Dieser aber lautet:

„„Was Du nicht willst, das man Dir thu',
„„das füg' auch keinem Andern zu!""

„Konnte Anton Günther, der seine Rechnung mit „Gott und seinem Lande abgeschlossen, die von „ihm geschehene Theilung seines Landes sich verzeihen, um seinem natürlichen Sohne so viel als „möglich nach seinem Tode zu sichern, wie hätte „er die Worte aussprechen mögen, die man solcher „Handlungsweise unterlegen muß:

„„Ich habe zwar durch mein Testament mei„„nem Sohne, der durch Rescript des Kaisers „„legitimirt ist, und obgleich ich bei Lebzeiten „„seiner Mutter eine andre Dame heirathete, „„zum Miterben eingesetzt, und dadurch mein „„Land zerstückelt; allein ich verordne hiermit, „„daß keiner dieser Nachkomnen das Recht ha„„ben soll, durch nachfolgende Ehe, die von „„ihm Geschwächte zu heirathen, und dadurch „„seine Kinder zu legitimiren.““

„Und dieses unmoralische Princip sollte An„ton Günther bloß durch die Schlendriansworte: „„eheliche Leibeserben““ haben aussprechen „wollen? Credat Judaeus Apella.“ *)

„Es steht sonach die moralische Ueberzeugung „des Richters fest, daß Anton Günther, über die „Intention seines Testaments befragt, nicht ohne „Erröthen bekennen würde, daß er die Legiti„mation durch nachfolgende Ehe nicht habe aus„schließen wollen, so wie er eingestehen müßte, „daß der verstorbene Herr Reichsgraf, gewissenhaf„ter als er selbst, eine leidenschaftliche Stunde durch „nachfolgende Ehe gesühnt habe.“ **)

Diese Stelle mag zur Probe dienen und von den übrigen Argumenten einen Begriff geben.

Im Einzelnen enthält das hier erörterte Votum theils viele offenbare Unrichtigkeiten, namentlich in Jahrszahlen, welche wohl nicht durch Druckfehler entstanden seyn können, theils Sätze, welche durch den Mangel eines Nachsatzes oder eines Zeitworts unverständlich sind. Z. B. auf S. 6 wird das Jahr 1761 statt 1762 als Geburtsjahr des jüngst verstorbenen Grafen und der 6. Oktober 1799 als Todestag seines Sohnes erster Ehe angegeben, obgleich auf der folgenden Seite im Jahre 1801 noch von dessen Leben die Rede und allgemein bekannt ist, daß derselbe am 6. Oktober 1799 geboren, und im März 1813 gestorben ist.

Nach den vorstehenden Bemerkungen kann das allgemeine Urtheil über die von Kobbe'sche Schrift nicht sehr günstig seyn und wird in der Ansicht, daß der Verfasser sein Votum lieber für sich hätte behalten sollen, mit den Beurtheilungen mancher anderer competenterer Richter nach dem, was darüber gesprochen wird, übereinstimmen. — Der mangelnde innere Werth kann nicht durch rhetorische, zum Theil wahrheitswidrige Phrasen, wie z. B. am Schlusse gebraucht sind, ersetzt werden, wo es heißt:

„Im vorliegenden Falle kann es aber nicht „zweifelhaft bleiben, ob dieser alte Friesenstamm „es vorziehen wird, Fremdlinge, die man fast nie „an diesen Küsten sah, die durch ihre Sprache, Sitten, „Verbindungen und Verhältnisse immer fremd „bleiben werden, in die Häuptlingsburg einwan„dern zu sehen, oder ob sie fortan unter Söhnen „eines geliebten abgeschiedenen Herrn fortleben „wollen, die unter ihnen aufgewachsen sind, deren „ungewöhnliche Schicksale (?), von der Wiege (?) „her, ihr beständiges Interesse (?) erweckten, und „die endlich, des Vaters Asche ehrend, dessen un„getilgte, zur Zeit der Noth eingegangene Ver„pflichtungen lösen (woran den hochseligen Herrn „nur der rasche Tod hinderte), und sich dadurch „ein doppeltes Anrecht erwerben werden, „„Väter „des Vaterlands““ zu heißen.“

Denn wer wird es glauben, daß die im Schlosse ihrer Väter, oder wie Herr von Kobbe fast, in der Häuptlingsburg geborenen Neffen des verstorbenen Grafen, welche ihre ganze Jugend dort verlebten, Fremdlinge seyen, die man fast nie an diesen Küsten sah? — Diese Agnaten könnten sich wahrlich Glück wünschen, wenn sie nur solche Gegner, wie Herr von Kobbe, zu bekämpfen hät-

*) Der hier vorliegenden Gewissensehe nicht einmal zu gedenken.

**) Moser's Staatsrecht, Band 22. S. 346.

ten. Daher werden sie dessen Schrift, welche fast mehr für, als gegen sie zu sprechen scheint, von welcher ein angesehener Rechtsgelehrter gesagt haben soll, sie sey als von einem Laien herrührend, ziemlich gut geschrieben, schwerlich einer Widerlegung würdigen.

Miscellen.

Die „Jungfrau von Athen.“ — Teresa Makri, Byron's „Maid of Athens“, hat mit der poetischen Verehrung sich nicht begnügt, und statt eine alte Jungfrau zu werden, ist sie die Frau eines Hrn. Black geworden. „Sie vergaß,“ sagt ein Engländer (Willis), „den süßen Gehalt der wonnigsten Liebeslieder und gab ihn auf in dem unromantischen Namen eines Schotten.“ Wenn sie glücklich verheirathet ist, that sie sehr recht; jene Lieder sind ihr dann noch immer süß in der Erinnerung an ihre Jugend, blieb sie aber Teresa Makri, und ihre Schönheit verfiel der Zeit zum Raube, dann hätte sie wahrscheinlich tieferen Schmerz davon als jetzt. Gewiß, es scheint uns eine überspannte Forderung des Hrn. Willis *), daß sie, jenen berühmten Liedern zu Liebe, das Gelübde der Ehelosigkeit hätte thun und es halten sollen.

T.

*) Willis, ein geborner Amerikaner, macht Aufsehen in London durch seine „Pencillings by the Way“ („Bleistift-Striche unterweges“). Er erzählt darin Mancherlei sehr lebendig und pikant, nur hält er es, wie auch mancher Deutsche Witzling thut, mit der Wahrheit nicht sonderlich genau; nächstdem beschuldigt man ihn der stärksten Indiscretionen. Er ist darüber in literarische Streitigkeiten verwickelt worden; Lockhart griff ihn im „Quaterly-Review“ an, auch nicht ohne Persönlichkeiten, die außerhalb der Gränze des Anstandes liegen, und der bekannte Kapitän Marryat setzte sich noch grimmiger gegen ihn zur Wehr. Willis ficht aber mit einer gewandten literarischen Diplomatie (er ist bei dem Gesandschaftswesen angestellt) und zeigt, daß er seine unleugbaren Verstöße mit Geist zu verhüllen und zu beschönigen weiß. Er ist indeß nur mit seinen kleineren Aufsätzen in der Gunst des Publikums, mit größeren Werken macht er Langeweile, wie er denn auch in seinen Gedichten der Ziererei und Schönthuerei beschuldigt wird.

Die zur Reparatur des Cölner Doms verwendeten Bausummen betragen (vom Jahre 1824 bis Ende 1835) 222,740 Thaler; eingegangen sind: 1) aus den von Sr. Majestät dem Könige bewilligten Zuschusse 155,084 Thl.; 2) aus dem Erlös vom alten Baumaterial 2,119 Thl. 15 Sgr. 4 Pf.; 3) aus der Kathedral-Steuer 51,591 Thl. 9 Sgr. 11 Pf.; 4) Collecten in den Provinzen Rheinland und Westphalen 14,356 Thl. 15 Sgr. 5 Pf.; 5) aus Geschenken 89 Thl. 25 Sgr. 2 Pf. — Zusammen 223,241 Thl. 5 Sgr. 10 Pf.

Gottesdienst.

Sonntag, den 10. April.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Past. Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Candidat Frerichs....	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Dr. Böckel.....	St. Ansgarii	9 „
Hr. Past. Prim. v. Aschen	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Dr. Pletzer.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Iken.....	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor v. Hanffstengel	— — —	1 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Toel.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Hr. Pastor Meinertzhagen.	Armenkirche	8 „
Hr. Pastor Wemer.....	St. Johannis	7 „ Messe
Hr. Pastor Probst.....	— — —	9 „ Hochamt
Hr. Pastor Wemer.....	— — —	10 „ Predigt
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8½ „
	— — —	12 „
	— — —	3 „

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redakteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 29.

Bremen, Sonntag den 10. April 1836.

Gestorben:

Nro. 346. Den 6. April. Des Fuhrmanns Carl Schröder Sohn, 6 Monat; Süderstraße Nro. 11.

— 347. Den 5. — Des Matrosen Christ. Kreckler Sohn, 4 Monat; Buntenthorssteinweg Nro. 210.

— 348. Den 6. — Des Hutmachergesellen Friedr. Petersen Sohn, 1½ Jahr; Diepenau Nro. 1.

— 349. Den 6. — Des Cigarrenmachers Joh. Thomas Häger Tochter, 5 Wochen; kl. Krummenstr. Nro. 35.

Nro. 350. Den 6. April. Elisabeth Heitmann, 14 Tage; Schwachhausen Nro. 19.

— 351. Den 7. — Des verstorbenen Hans Hinrich Buse Wittwe, geborne Erbs, 71 Jahr; Armenhaus.

— 352. Den 7. — Des Arb. Joh. Hinr. Meyer Sohn, 4¾ Jahr; Steinstraße Nro. 3.

— 353. Den 8. — Des Küpers Joh. Hinr. Marcks Ehefr., geb. Poppe, 64 Jahr; Schnoor Nro. 4.

Gebuurten:

Nro. 395. Den 1. April. Des Hufschmieds Joh. Gottfried Hösel Ehefr., geb. Gröning, gr. Krankenstr. Nro. 1; von einem Mädchen.

— 396. Den 1. — Des Arb. Herm. Castens Ehefrau, geb. Knoop, Hastedt; von einem Knaben.

— 397. Den 2. — Des Kaufmanns Chr. Wilh. Hellmers Ehefr., geb. Buchholz, Langenst. N. 113; von einem Knaben.

— 398. Den 4. — Des Arb. Joh. Heinr. Wilh. Bothe Ehefr., geb. Jüstefeld, Buntenthorssteinweg Nro. 37; von einem Knaben.

— 399. Den 4. — Des Hökers Heinr. Wilh. Rohe Ehefrau, geb. Fieges, alten Steinweg Nr. 34; von einem Knaben.

— 400. Den 4. — Des Landmanns Joh. Berend Twiekmeyer Ehefr., geb. Ringen, Uthbremerstraße Nro. 22; von einem Knaben.

Nro. 401. Den 5. April. Des Arb. Joh. Klages Ehefrau, geb. Balfe, außerm Steinthor Nro. 122; von einem Mädchen.

— 402. Den 6. — Des Dr. med. Bruno Gerhard Wilhelm Castendyk Ehefrau, geborne Post, Osterthorsstraße Nro. 17; von einem Mädchen.

— 403. Den 6. — Des Hufschmieds Johann Hinrich Bischoff Ehefrau, geborne Boschen, Hastedt Nro. 3; von einem Mädchen.

— 404. Den 6. — Des Zimmergesellen Georg Wessels Ehefr., geborne Wohlers, Barkhof Nro. 5; von einem Knaben.

— 405. Den 8. — Des Conditors Rudolph Wilhelm Meyer Ehefr., geb. Hummel, Hutfilterstraße Nro. 31; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 141. Der Arb. Joh. Henr. Lehmann am Gröplingerdeich und Margaretha Barlage aus Harpstedt.

— 142. Der Kupferschmiedemeister Joh. Daniel Müller zu Vegesack und Cathar. Margar. Wehland hies.

— 143. Der Arb. Herm. Forthmann und Dorothea Nullmeyer, Beide von hier.

— 144. Der Stuhlmacher Heinr. Ludwig Grote und Catharina Margaretha Siemerig hieselbst.

— 145. Der Schneideramtsmeister Otto Henr. Töbelmann und des verst. Schneideramtsmeisters Johann Caspar Kisse Wittwe, Gesche, geb. Gloistein.

Nro. 146. Der Schneideramtsmeister Joh. Christoff Pfeiffer und Anna Margar. Duvenick, Beide von hier.

Zu den folgenden, am 3. April bereits bekannt gemachten Proclamirten sind nachträgliche Berichtigungen der Aufgaben beigebracht:

Der Küpermeister Hinr. Herm. Böse und Anna Buscher, Beide von hier.

Der Manufacturwaarenhändler Joh. Heinr. Christ. Laue und Anna Maria Kulemann hieselbst.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 30.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 14. April 1836.

Welch ein wonniges Träumen
Schwebet auf Wald und Flur!
Rings in duftigen Räumen
Wirkt die milde Natur!

Frühlingslieder von Julius Mosen.

Heraus!

Was ist das für ein Ahnen
So heimlich süß in mir?
Was ist das für ein Mahnen:
Heraus, heraus mit dir!
Du Träumer, aus der Wintergruft
Heraus, heraus zur Frühlingsluft!
Heraus!

Der rothe Finke picket
Ans Fenster wunderlich,
Und blickt mich an und nicket,
Als grüßt' er freundlich mich
Und rief: du finst'res Menschenkind,
Heraus zum frischen Morgenwind!
Heraus!

Sahst du mein Hirtenknäblein,
Den Lenz? du kleiner Wicht!
Zerbrich mit deinem Schnäblein
Mir nur das Fenster nicht!
Trieb er schon aus dem Weidenhaus
Die Silberschäfchen klein und kraus
Heraus?

Du meinst: die Fischlein springen
Am warmen Uferrand,
Wir wollten aber singen
So frei durchs ganze Land,
Durch grünen Zaun und Blüthenbusch,
Durch Wälder und durch Auen, husch!
Hinaus?

Ade, mein Frühlingsbote!
Laß mich, laß mich allein!
Grämt' ich mich auch zu Tode,
Bei dir könnt' ich nicht seyn,
Denn deine Flügel fehlen mir;
Wie gerne flög' ich doch mit dir
Hinaus!

Drei Zauberstimmen.

Zu dreien Malen in der Luft
Tönt ein seltsames Klingen;
Davor muß selbst die tiefste Gruft
Mit rechtem Schauer springen.

Die Lerche singt zum ersten Mal,
In Nebelgrau verborgen,
Sie weckt den ersten Sonnenstrahl
Zum ersten Frühlingsmorgen.

Dann ruft die Wachtel: ich bin da!
Heraus, ihr Apfelblüthen!
Wie heiß ist es in Afrika,
Ach, in dem fernen Süden!

Dann aber und zum dritten Mal,
Was ist das für ein Flöten?
Ist mir es doch, als wollt' zumal
Mich dieses Vöglein tödten!

Die schönste Blume muß im Thal,
Die Rose muß ersprießen,
Die Zauberinn, die Nachtigall
Im Mondschein zu begrüßen.

Ach, solch dreifacher Zauberbann
Muß alle Welt bestricken!
Ich seh, die Welt, sie sieht mich an,
Wir Beide mit feuchten Blicken.

(Der Beschluß folgt.)

---

* Der Unstern.

(Fortsetzung.)

Es bedurfte nur einiger Minuten nach dem gegebenen Kommando und die auf dem Kutter zurückgebliebene Mannschaft stand bewaffnet, zum ernsten Angriffe, wie zur Vertheidigung bereit, obgleich jeder Einzelne sich überzeugt hielt, daß kein ernstlicher Kampf stattfinden würde. Die Enterhaken wurden über die Galerie gelegt und die Konstabler standen mit brennenden Lunten an den Kanonen.

Nach der Berechnung des Schiffslieutenants mußte der Kutter jetzt die gehörige Höhe erreicht haben, um mit vollem Winde die Bewegungen des fremden Fahrzeugs bewachen zu können. Er hatte sich nicht getäuscht, denn der schwache Schimmer mehrerer Lichter zitterte durch die Nacht und diente dem Steuermann als Gesichtspunkt. Plötzlich wurde die tiefe Stille durch ein unregelmäßiges Kleingewehrfeuer von der entgegengesetzten Seite des Schiffs unterbrochen, dem bald darauf eine geregelte Salve folgte. „Das sind unsere Böte,“ sprach der Steuermann flüsternd zu dem neben ihm stehenden Matrosen, „sie setzen den Schmugglern einige bleierne Knöpfe in die Jacken.“ Die Lichter, die als Leitpunkt gedient hatten, verschwanden, dumpfe Schläge ertönten aus der Ferne. „Der Patron merkt Lunte,“ nahm der Matrose das Wort, „er kappt das Ankertau.“

Noch einige Augenblicke und dem scharfen Auge der Seeleute trat durch das Dunkel ein noch dunklerer Gegenstand entgegen. Da sprühete vom Kutter aus ein Feuerstrom in die Nacht hinaus und der Donner eines Geschützes rollte langsam über die Wogen. Nach einer Pause von mehreren Minuten, worin die beiden Schiffe sich näher gekommen waren und man vom Kutter aus bemerken konnte, daß der Fremdling sich bemühte, alle Lappen beizusetzen, folgte ein zweiter Schuß, nach welchem man deutlich den Sturz einer schweren Masse auf das Verdeck des Gegners vernahm. Jetzt erschienen die Lichter wieder auf seinem Verdeck, man sah sie hin und her schwanken, und von der entgegen gesetzten Seite erschallte ein lautes Huzzah der Mannschaft in den Böten.

Der Kauffahrer strich die Segel ein und ohne Gegenwehr von seinem Borde aus erfahren zu haben, bestieg ihn der Seeoffizier mit einem Theil seiner Leute. Die Böte hatten zwei mit Waaren angefüllte Fischerbarken aufgebracht und machten Anstalt, die darauf angetroffenen Contrebandiers auf den Kutter überzusetzen.

Mit schlecht verhehltem Ingrimm erschien der fremde Schiffsführer vor dem Offiziere des Königs. Der matte Schein der Laternen fiel auf sein gelbliches, heimtückisches Gesicht. Unwillkürlich zuckte der junge Mann zusammen. Die Person war ihm nicht fremd, ein lebhafter aus früherer Zeit stammender, aber unbestimmter Widerwille knüpfte sich an ihr Erscheinen, aber das Wo und Wie wollte ihm in diesem Augenblicke nicht klar werden.

Der Seemann stieg jetzt mit dem Schiffsführer in die Kajüte hinab und ließ sich die Schiffspapiere vorlegen; kaum jedoch hatte er einige Blicke hineingeworfen, als er zwischen Zorn und Wehmuth ausrief: „Kapitän Malfait, wie kommt Ihr zu diesem unglücklichen Gewerbe, und in wie weit ist mein Vater betheiligt?“ —

Der Angeredete blickte ihn verwundert an; der Ausdruck schlauer Freude zuckte durch die Spuren verbissenen Grolls auf seinem Gesichte, vorsichtig trat er näher und mit gedämpfter Stimme begann er:

„Ja wahrhaftig, Ihr seyd es, mein werther Herr Angola, fast hätte ich Euch nicht wieder erkannt. Zur guten Stunde aber ist es geschehen, denn von Euch hängt nun das Schicksal Eueres alten Vaters ab!“

„Ich heiße jetzt Osmond,“ unterbrach ihn Etienne mit einem leicht verständlichen Blicke, und bin Offizier im Dienste Sr. Britannischen Majestät. Doch Ihr wolltet von meinem Vater sagen, fahrt fort!“

Höhnisch lächelnd entgegnete der Kapitän: „der Augenblick drängt, wir sind unter uns; geht diese Ladung verloren, so bleibt Euerem Vater nichts übrig als der Bettelstab. Euere Leute sind leicht zu täuschen. Laßt dieses Mal die Klugheit und Euer kindliches Gefühl sprechen und ladet den Vaterfluch nicht auf Euer Haupt.“

„Mensch, Bube!“ rief der Jüngling, indem er den Schiffspatron an der Gurgel faßte und ihn schüttelte, daß seine Augen glanzlos hervor traten. „Das wagst du mir zu sagen?“ — Der Zorn übermannte ihn, ein kräftiger Ruck seines Armes schleuderte den Franzosen in die Ecke der Kajüte, wo er betäubt zusammen sank.

Sein Herz blutete, aber das Gefühl treu befolgter Pflicht gab ihm Fassung, und mit Ruhe ertheilte er die nöthigen Befehle. Die Mannschaft der Prise und die gefangenen Contrebandiers wurden getrennt bewacht, und am folgenden Tage lief das kleine Geschwader in den Hafen Milford ein, wo die Behörden die Untersuchung einleiteten, die die Confiscation des Schiffs und der Ladung und die Exportation der Contrebandiers zur Folge hatte.

Auf Verwendung seines Oheims ward Etienne von dem ihm so unangenehmen Dienste befreit und erhielt eine Einladung, den Winter bei ihm zuzubringen; mehr aber als jemals sehnte sich sein Herz, den Vater wieder zu sehen; denn aus den Worten des Kapitän Malfait gestaltete sich bei ihm ein Bild des Elends und der gänzlichen Verlassenheit, und der Umstand, daß mehrere seiner Briefe an ihn unbeantwortet geblieben waren, vermehrte seine ängstliche Besorgniß. Bei seinem Oheim angelangt, theilte er ihm Alles mit, und wurde sowohl wegen seiner treuen Pflichterfüllung, als auch wegen seines kindlichen Gefühls belobt. — Der edle Mann wies ihm eine bedeutende Summe an, die er, als sein Eigenthum, nöthigen Falls zur Unterstützung seines Vaters benutzen könne, und mit erleichtertem Herzen rüstete sich Eugene zur Reise in sein Geburtsland.

Aber auch er sollte erfahren, wie trügerisch der Grund ist, auf welchem der Mensch seine Plane baut, oft so weit hinaus berechnend, als stütze sie eine granitne Basis. Ein Befehl der

Admiralität bestimmte die schleunige Ausrüstung der Glory; sie sollte mit mehreren andern Schiffen die Station im Mittelmeere verstärken, wo ein, Jahrhunderte lang durch die Uebermacht roher Barbaren unterdrücktes, und durch den gräßlichsten Despotismus von einer hohen Stufe geistiger Bildung in einen Zustand der Rohheit und Verwilderung hinabgeschleudertes Volk, sich noch einmal im Gefühl seiner glorreichen Abkunft aus seiner Schmach erhob, um im letzten freudigen Todeskampfe sich die Freiheit zu erringen, ob mit oder auf dem Schilde. Aber die schwimmenden Wälle seiner christlichen Mitbrüder waren noch nicht dazu bestimmt, ihre Donner auf die wilden Horden seiner Vertilger zu schleudern — vielmehr waltete auch hier der uralte, den dunkelsten Furchen des Menschengehirns entspringende und dennoch die Entwickelung eines heiligen Weltplans oft zu verbessern wähnende Spuk — die Politik, und zwang sie, ihre Blitze ruhen zu lassen, und selbst den Anstrengungen der Unterdrückten hinderlich und zu den himmelschreienden Gräueln dieses Kampfes behülflich zu seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kann die Kirche leichter ohne Theilnahme der Gebildeten, oder können die Gebildeten leichter ohne Theilnahme an der Kirche bestehen?

(Fortsetzung.)

Durch sie wird es in Lehre und Verfassung der Kirche immer besser werden; ohne sie immer schlechter. Auch die letztere Behauptung wollen wir noch weiter nachweisen im Allgemeinen und Besondern.

Sehen wir auf den Zustand der Kirche im Allgemeinen, so wird sie ohne Unterstützung von Seiten der höher gestellten Gesellschaft entweder ganz in die Gewalt der Pietisten oder des Staats oder beider zugleich gerathen. Und eines wie das Andere ist ein Unglück für die Kirche.

Wenn Diejenigen, die man Pietisten oder Mystiker nennt, zur Herrschaft in der Kirche gelangten, so würde die trübe und ängstliche Lebensansicht, welche sich unleugbar bei den so benannten Menschen findet, die kirchliche Lehre, Zucht und Verfassung durchdringen, und dadurch der evangelischen Kirche nicht nur im Ganzen die Freudigkeit des rechten Freisinnes geraubt, sondern auch ihren einzelnen Gliedern mannichfach unschuldiger Lebensgenuß verkümmert werden. Es würde ein Zustand, wie er unter Herrnhutern und Methodisten zu finden ist, den wir doch nicht als zu erstrebendes Ideal aufstellen können.

Sollten aber die Pietisten nicht im Stande seyn, sich die Obmacht in der Kirche zu verschaffen, und auch die wahre Intelligenz sich nicht darum bemühen, so würde dieselbe ganz und gar dem Staate anheim fallen. Und auch das wäre ein Unglück, und wohl noch ein größeres, obwohl es dem auf Bequemlichkeit sehenden Geistlichen anders scheinen mögte.

Je mehr die Kirche zu einer Staatsanstalt, d. h. zu einem Werkzeuge der höhern Polizei wird, um so mehr muß Geist und Gestalt aus ihr verschwinden, um so mehr wird sie in ihrem Wesen vernichtet, es mögte sich denn zufällig treffen, daß die Staatsgewalt den Pietismus in sich aufnähme. Dann würde von ihrem Wesen wohl etwas bleiben; aber diese gemischte Herrschaft würde eine Mischung der nachtheiligen Folgen erzeugen, die wir jeder einzelnen zugeschrieben haben.

Daß aber, wo die Gebildeten sich ganz von der Theilnahme an den kirchlichen Angelegenheiten absondern, die Leitung derselben nothwendig, entweder dem Staate oder den Pietisten oder Beiden allmälig zufallen müsse, das ist leicht nachzuweisen.

In jeder Gesellschaft werden die für den Gesellschaftszweck Begeisterten früher oder später unter diesem oder jenem Namen die Leitung an sich ziehen. Das bringt die Natur der Sache mit sich. In der Kirche nun sind offenbar die sogenannten Mystiker oder Pietisten die Begeisterten, wenn ihre Begeisterung auch nicht immer eine erleuchtete ist. Sie werden deßhalb wachsen an Macht in der Kirche und dann auch in der Gesellschaft überhaupt gewinnen, wenn ihnen nicht eine überlegene Kraft entgegentritt. Solche überlegene Macht ist aber nicht zu finden in der Schwerkraft roher ungebildeter Menschen. Diese Masse wird von dem Geiste immer zuletzt unterworfen. Auch ist diese Macht nicht zu finden in dem bittern Hohn und Eifer, womit sonst vielleicht hochgebildete in religiöser Beziehung aber ungebildete Menschen jene Begeisterten verfolgen. Denn der religiöse Mensch weicht nie von dem Grundsatze, daß der Uneingeweihte gar kein Urtheil habe über seinen Glauben und über sein Streben, oder mit den Worten des Apostels zu reden, daß der natürliche Mensch nichts vernehme von dem Geiste Gottes.

Wollte man aber gar durch polizeiliche Strafen solche religiöse Bewegungen unterdrücken, so würden diese Stillen im Lande allgemeine Theilnahme erwecken, und, wo ihre Genossen zahlreich genug sind, wohl gar als kräftige Märtyrer ihres Glaubens auftreten, und dann nicht bloß die Herrschaft in der Kirche, sondern auch die des Staats in Frage stellen, wozu die Independenten Englands das Beispiel geben.

Nur eine Macht giebt es, die jenes Pietisten-Wesen erfolgreich zu bekämpfen vermag, nämlich, der Geist erleuchteter Frömmigkeit, ausgehend von einer kirchlichen Gesellschaft, welche unter ihre eifrigsten Mitglieder die Gebildetsten und Geehrtesten des Volks zählt.

Sollte es aber auch jenen widerstrebenden Mächten, nämlich der Rohheit einer ungebildeten Volksmenge, oder dem Spott der Höherstehenden, oder der Polizeigewalt gelingen, die Pietisten niederzuhalten, so würde dann um so gewisser die Leitung der kirchlichen Dinge in die Hände des Staats fallen. Er würde über Verfassung, Cultus, Lehre entscheiden und Alles zum Mechanismus, zur todten Form herabwürdigen. Auf solchem Wege ist die Englische Hofkirche zur Staatsform geworden, aber auch mit andern Staatsformen aufgetrocknet. Solche nachtheilige Folgen hat es für die Kirche im Allgemeinen, wenn sich die Gebildeten derselben nicht annehmen. Aber auch im Einzelnen ist ein übler Einfluß solcher Gleichgültigkeit zu spüren, wovon jedoch hier nur Weniges angedeutet werden soll.

Wenn die Gebildeten den öffentlichen Gottesdienst nicht besuchen, und das ist das erste Zeichen ihrer Gleichgültigkeit, so gilt es bald für einen Ehrenpunkt, es ihnen darin gleich zu thun. Dem Herrscher folgen seine vornehmsten Diener, diesen noch schneller die Unterbedienten. Dem Studirten machen es die Handelsleute und Professionisten nach. Von der Stadt geht der unkirchliche Sinn als neue Mode auf das Land. Das ist die heutiges Tages allbekannte Erscheinung. Werden der Zuhörer weniger, so sinkt auch der Muth des Predigers. Er wird seine Predigt nachlässiger ausarbeiten und dadurch die Zuhörerschaft aufs neue vermindern. Aber das nicht allein. Der Prediger verliert überhaupt die Lust zu seinem Amte. Wie könnte auch ein Geschäft ihn anziehen, das, wie er immer mehr einsieht, gerade von den Menschen am meisten gering geschätzt wird, von deren Umgang er den größten Lebensgenuß erwarten darf? — Er wird sich befleißigen, die Farbe seines Amtes so viel als möglich zu verleugnen, sein Geschäft eilig abzuthun,

und sich dann entweder wissenschaftlichen Arbeiten andrer Orte oder geselligen Vergnügungen hinzugeben. Achtung als Mensch kann ein solcher dann immer noch verdienen, vielleicht in mancher Beziehung ganz vorzüglich, aber er trägt doch in seinem Maße dazu bei, daß die Achtung der Kirche sich vermindere.

Doch wir wollen die Klagelieder nicht weiter fortsetzen. So viel leuchtet wohl jedenfalls ein, daß die Gleichgültigkeit gegen die Kirche, welche bei den Gebildeten herrscht, für die Anstalt im Allgemeinen und Besondern die nachtheiligsten Folgen hat.

Sollte das Uebel dieses Indifferentismus gar nicht geheilt werden können, so bliebe der wahren Kirche nur noch ein Weg zu ihrer Erhaltung und Erbauung: der Weg der Revolution, auf den sie dann unwillkürlich müßte getrieben werden. Verzichtend auf alle ihre bisherigen Mitglieder, Gotteshäuser, Güter, Rechte, Ehren, Renten würde sie durch die kleine Schaar der wahrhaft Gläubigen und Begeisterten sich neu erzeugen. Dann kann sie, wie zu der Apostelzeit, da auch nicht viele Weise und Edle nach dem Fleische erwählt waren, des Beistandes der Gebildeten eben sowohl, als der Unterstützung von Seiten des Staats entbehren. Sobald die Kirche ihren mütterlichen Boden heiliger Begeisterung wieder berührt, verjüngt sich ihre ursprüngliche weltüberwindende Riesenkraft. Aber zu wünschen ist es nicht, daß so weit zurückgegangen werden müsse, ehe man vorwärts schreiten kann; zu wünschen ist es nicht, daß man alle jene äußern Vortheile aufgeben müsse, um für die Kirche wieder selbstständiges Leben zu gewinnen. Es ist mißlich, denn es müssen dann auch in gewisser Weise die mannigfachen Streitigkeiten und Verwirrungen wieder durchgemacht werden, welche die Kirche in achtzehnhundert Jahren schon einmal durchgearbeitet hat. Auch ist es nicht zu erwarten, daß der Geist des Christenthums nicht auch ohne solche Umwälzungen den Stand der höher Gebildeten, insbesondere die Männer, wieder ergreifen und durch Reform das bewirken sollte, was eine solche Revolution bezweckte.

Es ist dieß um so gewisser zu hoffen, weil Alles wohl erwogen, die Gebildeten ohne die Kirche eben so wenig bestehen können, als die Kirche ohne die Gebildeten.

(Der Beschluß folgt.)

Abstecher nach Möllen und Apologie Eulenspiegel's *).

Man wird mich hoffentlich nicht mißdeuten, wenn ich von diesen frommen Bischöfen in Ratzeburg hinweg unmittelbar das Grab eines Erzschelmen besuchte, dessen kleines Werkchen eines der ersten nicht geistlichen Bücher war, das mir als Knabe in die Hände fiel. Millionen Menschen, die von Leibniz nie etwas gehört, geschweige gelesen haben, kennen es besser, als die hoch- und tiefgelehrtesten Gelehrten, ob es gleich lachend und in der Muttersprache Dinge sagt, die mehr Verstand enthalten, als hundert Lateinisch-Griechische Folianten — dieser Erzschelm ist Till Eulenspiegel. Fast alle Nationen haben ihren Eulenspiegel. Aesop war der Eulenspiegel der Griechen und Römer; Bertholdo der der Italiener; Maitre Gonin der der Franzosen, die eigentlich mehr tours d'Espeigel (Eulenspiegeleien) haben; und auch Britten sind nicht leer, aber Eulenspiegel ist versteckt hinter ihren Howleglass — Alle aber stehen tief unter unserm Herrn Timotheus, vulgo Till. Nur Democrit stand höher, der neben seinem lustigen Humor auch wissenschaftliche Kenntniß besaß; dennoch von den Abderiten, wo nicht für einen Narren, doch für einen Sonderling ge-

*) S. Weber's „Deutschland" 3. Bd. S. 614 fg.

halten wurde; obgleich Hippokrates erklärte, daß er der Gescheiteste aller Abderiten sey!

Till soll im Braunschweigischen geboren (vielleicht hat er gar Schöppenstedt in den übeln Ruf gebracht) und 1350 zu Möllen gestorben seyn; hat aber wahrscheinlicher gar nicht gelebt, ob sich gleich sieben Städte, wie wegen Homer's, um die Ehre, seine Geburtsstadt zu seyn, gestritten haben. Indessen wird doch der Name Vhlenspegels in mehreren Dortmunder Urkunden gefunden. Gerade weil an der Kirchmauer zu Möllen vormals ein Grabstein mit Eule und Spiegel stand, zweifle ich am Daseyn des Lachers, und glaube, daß die Altdeutschen Schwänke nur unter seinem Namen gesammelt sind. Sie erschienen zuerst in Plattdeutscher Sprache 1483, dann Hochdeutsch 1519 vom lustigen Franziskaner Murner, und zuletzt in allen Europäischen Sprachen. Vergebens fahndete ich nach einem Plattdeutschen, gedruckten Eulenspiegel, da sein Bild gestochen und gemalt hier ausgeboten, und vermuthlich auch lebendig zu finden seyn wird; aber ich war nicht so glücklich, das Buch aufzutreiben. Der Geist führte mich nach dem nur drei Stunden von Ratzeburg entfernten Möllen, das tief im Grunde und an einem See liegt; aber der Grabstein ist nicht mehr, selbst die alte Linde ist gefallen in wilder Kriegszeit, und zu Wachtfeuern gebraucht worden, in die sonst ein Jeder einen Nagel zu schlagen pflegte, wie zu Wien im Stock am Eisen, als ob Jeder die eigne Narrenkappe am Grabe eines Mannes aufhängen wollte, der nichts weniger als Narr war, wenn er je gewesen ist. — Ob die hölzerne Trinkkanne noch vorhanden ist, mit einer so engen Oeffnung, daß die Nase darüber hinwegsehen mußte, wie bei Champagnergläsern, die der Storch erfunden hat — weiß ich nicht. Eulenspiegel soll sie haben machen lassen, weil man ihm nachsagte, „er habe stets die Nase in der Kanne!"

Armer Till! die Welt ist jetzt so ernst und klug, daß sie deine lustigen Streiche dir übler nimmt, als sie schlechte übel nehmen würde, die Du meines Wissens nie begangen hast! Die Höfe haben die öffentlichen Narren en titre d'Office abgeschafft, die zuviel Wahrheit zeigten — die Fürsten nahmen sie einst mit in ihre Geheimrathssitzungen, und Claus Narr wurde in der Sächsischen Landestheilung sogar zu 80,000 Thaler angeschlagen — uns — ist der Altdeutsche Humor, der zwar oft unfein und selbst schmutzig, aber gewiß gediegener und kräftiger war, als jetzt, viel zu derbe, wie die Wahrheit, und nur das Volk bekennt sich noch einfältig zu seinem Narren, und Du, mein lieber Till! siehst eben an, was mich freut. Du bist hinüber, lustiger Bruder, und wäre ich reich, ich errichtete Dir in meinem Park ein Grabmal, da das zu Möllen eingegangen ist, neben andern Denkmälern, an welche Diejenigen, die solche errichten könnten, am wenigsten denken — Dir errichtete ich aber das schönste, denn Du lehrtest mir mehr, als die ernstesten, tiefgehendsten Philosophen — die Kunst, an Sachen und Personen die beste oder lustigste Seite herauszusuchen, das beste Recept gegen den Teufel der üblen Laune! und alles Brastes, der das Herz verzehret! Und ist die Eule nicht noch heute der Vogel der Minerva so gut, als zu Athen, mit ihrer nachsinnenden Physiognomie, Liebe zur Stille und Einsamkeit, und selbst Lichtscheue? Diese findet in unserer mystischen Zeit so viele Nachahmer, daß wir gar wohl von Eulen-Philosophie sprechen dürften, schlechter wahrlich, als des guten alten freisinnigen Till — Eulenspiegelei.

---

* Über Thurmuhren.

Im Bürgerfreunde Nro. 17 stehet Folgendes: „Eine Aufforderung aus unserer Nachbarschaft, zur Uebernahme der Lieferung einer neuen Thurmuhr, läßt vermuthen, daß eine Anstalt für Verfertigung zuverlässiger Thurmuhren, die das königl. Bergamt zu Klausthal neuerdings für die Hannoverschen Lande vorbereitet hat, nicht genugsam, noch nach Verdienst bekannt ist, und bewog Einsender Dieses, die nachfolgende, auf Anfragen erhaltene Auskunft für die Umgegend zu veröffentlichen.“

Was nun obigen Eingang der Bekanntmachung, wegen Verfertigung der Thurmuhren zu Klausthal, betrifft, so wird es für diejenigen, die nach obigem, die Anfrage in Klausthal veranlaßten, hoffentlich nicht unwillkommen seyn, noch eine anderweitige Anstalt für dergleichen Arbeiten kennen zu lernen.

Es hat nämlich der Chronometer-Verfertiger Hanneke in Bremerlehe schon seit Jahren sich damit beschäftigt, zwischen der Unter-Elbe und Weser mehrere neue Thurmuhren anzufertigen. Die Arrangirung eines Werkes von ihm, in Construction sowohl, als Ausführung, ist von der Art, daß sie den Künstler bethätigt. Auch ist erst vor zwei Jahren eine dergleichen Uhr von ihm in die Nähe von Bremen, nämlich nach Arbergen gekommen, wo Kunstbenöthigte leicht Befragung machen könnten. Zudem sind die Preise seiner Uhren billig, und die Anfertigung geschiehet schnell.

---

* „Die Zölle und Zoll-Linien,“

sagt Dr. Bretschneider, „ganz den ausschließend seligmachenden Glaubensbekenntnissen der christlichen Kirchen vergleichbar, sind immer mehr als isolirende, die allgemeine Vergesellschaftung der Länder und Völker auf verderbliche Weise hindernde Scheidewände erkannt worden. Daher das allgemeine Verlangen, die Zölle entweder aufzuheben, oder auf den niedrigsten Satz zu stellen, oder ihre Schädlichkeit durch eine weit größere Ausdehnung im Raume zu vermindern. — Das Beginnen also, im Handel zu Verboten und Beschränkungen aller Art zurück zu gehen und der industriellen Thätigkeit durch lähmende Verbote und Zölle aufhelfen zu wollen, heiße ein isolirtes Interesse dem allgemeinen Interesse entgegen setzen, was, als dem Geist und Fortschritt der Zeit entgegen, unmöglich ein bleibendes seyn, noch durch Kunst und Macht auf die Länge erhalten werden könne, und darum über kurz oder lang als ein abgethaner Irrthum nur noch der Geschichte der Vergangenheit angehören werde.“

Möchten diese Ideen doch alle Regierungen beherzigen, welche in ihrer sogenannten Kabinetts-Weisheit noch immer fortfahren, den Handel zu bevormunden.

---

* Frage.

Warum wird noch immer in den hiesigen Kalendern der tägliche Eintritt der Fluth bei Elsfleth, diese für die Schifffahrt unwichtige Station an der Weser, angegeben? warum nicht längst bei Brake und jetzt bei Bremerhaven?

Miscelle.

Die Londoner Journale haben keine Abonnenten, und setzen dennoch nicht selten täglich 10,000 Exemplare ab. Die „Times“ beschäftigt 40 Setzer; jede Nummer enthält eine halbe Million Lettern.

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöhnen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 30.

Bremen, Donnerstag den 14. April 1836.

Gestorben:

Nro. 354. Den 7. April. Der Schneider Johann Eggers, 21 Jahr; von Wall-, jetzt im Krankenhaus.

— 355. Den 8. — Des Schuhmachers Johann Friedrich Holtzmann Tochter, ¼ Jahr; Kirchenstraße Nro. 3.

— 356. Den 8. — Der Cigarrenmacher Friedrich Ludwig Pleus, 22 Jahr; Stangen-Hof Nro. 3.

— 357. Den 8. — Der Schuhmacher aus Hastedt Arend Ernst Schröder, 37 Jahr; Detentions-Haus.

— 358. Den 8. — Der Seeschiffer Gottfried Ludewig Hippach, 62 Jahr; Gasthaus-Hof Nro. 2.

— 359. Den 8. — Des Arb. Johann Christ. Hoffmann Sohn, 3 Jahr; Meyers-Gang Nro. 8 (Neustadt).

— 360. Den 8. — Der Altschuster Sigmund Tobias Alswee, 76 Jahr; hint. Osterthorswall N. 21.

— 361. Den 9. — Des verst. Johann Friederich Främke Wittwe, geb. Heere, 74 Jahr; Buchtstraße Nro. 8.

— 362. Den 9. — Se. Magnificenz Bürgermeister Franz Tidemann, 83 Jahr; U. L. Frauen Kirchhof Nro. 3.

— 363. Den 9. — Des Grobbäckers Friedrich Wilhelm Eedbrink Tochter, 8 Monat; Schweinestraße Nro. 24.

— 364. Den 9. — Des verst. Knochenhauers Joh. Christ. Diedrich Goosmann Wittwe, geb. Wohler, 44 Jahr; Grafenstraße Nro. 26.

Nro. 365. Den 9. April. Der Schuhmacher August Heinrich Dittmer, 39 Jahr; Balgebrückstr. Nro. 16.

— 366. Den 9. — Des Tischlers Joh. Andreas Gürtel Sohn, 11 Monat; Schnoor Nro. 35.

— 367. Den 9. — Des Arb. Joh. Diedr. Kothe Ehefr., geb. Blanke, 73 Jahr; Schwachhausen N. 6.

— 368. Den 10. — Der Tischlermeister Johann Georg Meyer, 52 Jahr; hinter der Holzpforte N. 2.

— 369. Den 10. — Der Arb. Joh. Hinr. Ludwig Poggenburg, 50 Jahr; Schwarzpott Nro. 5.

— 370. Den 11. — Des verst. Lieutenants in Holländischen Diensten Wilh. von der Linde Wittwe, geb. Wieting, 76 Jahr; Süderstr. Nro. 9.

— 371. Den 11. — Des Postsecretairs Johannes Friedrich Doeding Sohn, 1¾ Jahr; am Wall Nro. 38 D.

— 372. Den 11. — Des Weggeld-Einnehmers Johann Heinr. Arens Tochter, 1¾ Jahr; Hastedt.

— 373. Den 11. — Focke (todtgeborner Knabe); große Sortillenstraße.

— 374. Den 11. — Des verst. Arb. Johann Averberg Wittwe, geb. Schele, 82 Jahr; Steinern-Kreuz Nro. 7.

— 375. Den 11. — Des verst. Tischlers Friedr. Wilh. Kuhlmann Wittwe, geb. Lüdderstedt, 50 Jahr; Schüsselkorb Nro. 13.

— 376. Den 11. — Der Knecht Wilhelm Tebelmann, 32 Jahr; Krankenhaus.

Geburten:

Nro. 406. Den 5. April. Des Schuhmachers Diedr. Gerh. Klusmann Ehefr., geb. Wiechers, Plünkenstraße Nro. 6; von einem Knaben.

— 407. Den 6. — Des Arb. Conrad Sprute Ehefrau, geborne Schor, Fedelhören Nro. 25; von einem Mädchen.

— 408. Den 6. — Des Dr. juris und Obergerichts-Anwald Wilh. Focke Ehefr., geb. Pavenstedt, Papenstraße Nro. 24; von einem Mädchen.

— 409. Den 6. — Des Schuhmachers Johann Heinrich Beuse Ehefr., geb. Michels, Schwanenstraße Nro. 40; von einem Mädchen.

Nro. 410. Den 7. April. Des Amtsfischers Frerich Hilgerloh Ehefr., geb. Buddenhagen, gr. Krummenstr. Nro. 41; von einem Mädchen.

— 411. Den 7. — Des Arb. Jacob Kipp Ehefrau, geborne Lürßen, Geeren Nro. 6; von einem Mädchen.

— 412. Den 7. — Des Schneidermeisters Georg Andreas Klentzer Ehefr., geborne Tolle, Langenwieren Nro. 4 B; von einem Knaben.

— 413. Den 7. — Des Cigarrenmachers Herm. Diedrich Schröder Ehefr., geb. Wilkens, kl. Helle N. 9; von einem Mädchen.

Nro. 414. Den 7. Apr. Des Kramers Lüder Beingmann Ehefrau, geb. Wilkens, Odernstr. Nr. 40; von einem Mädchen.

— 415. Den 8. — Des Schneidermeisters Joh. Friedrich Küffner Ehefr., geb. Henseler, hinterm Abdenthorswall Nro. 66; von einem Knaben.

— 416. Den 8. — Des Branntweinbrenners Johann Herm. Math. Scharnhorst Ehefr., geborne Brüggemann, Wegesende Nr. 10; v. e. K.

— 417. Den 8. — Des Malers Herm. Joseph Camino Ehefr., geborne Meyer, Theerhof Nro. 39; von einem Mädchen.

— 418. Den 8. — Des Schneiders Friedr. Heinr. Kuhlmann Ehefr., geb. Meyer, Langenstr. Nr. 2; von einem Knaben.

— 419. Den 8. — Des Cigarrenmachers Joh. Heinrich Chr. Frese Ehefr., geb. Heuer, Kohlhökerstr. Nro. 28; von einem Knaben.

— 420. Den 8. — Des Stuhlmachers Nicolaus Stürke Ehefr., geb. Siemers, Pelzerstraße Nro. 53; von einem Mädchen.

— 421. Den 9. — Des Weinküpers Gerke Töbelmann Ehefr., geb. Nahrmann, Abdenthorswallstr. Nro. 35; von einem Mädchen.

— 422. Den 9. — Des Gastwirths Joh. Chr. Mählmann Ehefr., geb. Korff, Hohenthorsstr. Nro. 30; von einem Mädchen.

— 423. Den 9. — Des Arb. Ludwig Berghusen Ehefr., geb. Bredhorst, Schwachhausen Nro. 17; von einem Mädchen.

— 424. Den 9. — Des Schuhmachermeisters Gevert Helmken Ehefr., geb. Geisler, Ansgariithorswallstr. Nro. 5; von einem Knaben.

Nro. 425. Den 9. Apr. Des Arb. Jacob Schmidt Ehefrau, geb. Wessels, Schlachte Nro. 32; von einem Mädchen.

— 426. Den 9. — Ein Knabe — Sielwall.

— 427. Den 9. — Des Küpers Johann Peter Hensche Ehefr., geb. Helmich, Jacobistr. Nro. 10; von einem Knaben.

— 428. Den 10. — Des Zimmergesellen Christoph Stichnath Ehefr., geb. Meyer, Paulsberg Nr. 7; von einem Knaben.

— 429. Den 10. — Ein Knabe — am Buntenthorsteinweg.

— 430. Den 10. — Des Kaufmanns Heinrich August Hunicke Ehefr., geb. Engelken, Faulenstraße Nro. 36; von einem Mädchen.

— 431. Den 10. — Des Weißbäckers Wessel Kehrmann Ehefr., geb. Töpken, Knochenhauerstr. Nr. 1; von einem Mädchen.

— 432. Den 11. — Des Arb. Cornelius Tydt Ehefrau, geb. Jacobsen, kleine Bleicherstr. Nro. 4 B; von einem Knaben.

— 433. Den 11. — Des Cigarrenmachers Gerhard Philipp Focke Ehefrau, geb. Münderloh, Gutshof Nro. 6 (gr. Sortillenstraße); von einem Knaben.

— 434. Den 11. — Des Landdragoners Joseph Elzinger Ehefrau, geb. Grimm, Buntenthorsteinweg; von einem Knaben.

— 435. Den 12. — Des Schmiedeamtsmeisters Johann Jacob Künzler Ehefrau, geborne Seipel, Oelmühlenstraße Nro. 5; von einem Mädchen.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 31.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 17. April 1836.

Deine Dichter, Natur, jauchzen und weinen leicht,
Die Beglückten, wie Kinder,
Die zu zärtlich die Mutter hält.

Nach Hölderlin.

Frühlingslieder von Julius Mosen.

(Beschluß.)

Der Baumeister.

Der Lenz mit stillem Wehen,
Der Lenz hat über Nacht
In Thälern und auf Höhen
Sein Zauberschloß gemacht;
D'rin muß die Sonne tausendfältig scheinen,
Die kann es gut mit allen Wesen meinen!

Wohin mit allem Keimen?
Der Vöglein munterm Chor?
Das webt in allen Räumen
Und strömt und quillt hervor,
Die Schmetterlinge mit den bunten Schwingen,
Die Blümlein gar mit ihren gold'nen Ringen!

Was muß das Bächlein plaudern?
Das hat im Thal zu thun!
Kein Blättchen darf mehr zaudern,
Das darf nun nirgends ruhn!
Wie soll ich nun in meinen jungen Tagen
Die Erde und den ganzen Himmel tragen?

Ammerngesang.

Welch ein wonniges Träumen
Schwebet auf Wald und Flur!
Rings in duftigen Räumen
Wirkt die milde Natur.

Alles webet und strebet
Zart zu süßem Verein;
Ach, was liebet und lebet,
Läßt mich ewig allein!

Horch! ein Vögelein singet:
„Wie, wie hab' ich dich lieb!"
Singet wieder, das klinget:
„Wie, wie hab' ich dich lieb!"

Heiße Thränen, die rinnen; —
Kleiner, fröhlicher Dieb,
Du im Walde da drinnen,
Hast du mich immer noch lieb?

---

* Der Unstern.

(Fortsetzung.)

Eugene mußte dem Rufe der Pflicht die Sehnsucht nach Vater und Heimat zum Opfer bringen; er und sein Oheim begaben sich an Bord der Fregatte, die ihrer Bestimmung entgegen eilte, vorher aber sandte er an einen seiner Jugendfreunde in Marseille, von dem er wußte, daß er seines Vertrauens werth war, eine namhafte Summe, mit dem Auftrage, selbe seinem Vater, wenn er der Unterstützung bedürfe, zu behändigen, jedoch auf eine Art, die den Geber verborgen und den Empfänger in ungestörter Benutzung derselben ließe.

Seine Befürchtung war nur zu wahr gewesen. Herr Luigi Angola hatte längst keine Stimme mehr in den Unternehmungen seines Hauses; er liebte den Frieden, und überließ die Leitung des Geschäfts seinem Stiefsohne. Mehr und mehr zog er sich in sich selbst zurück und kümmerte sich kaum noch um den Stand seiner Angelegenheiten. Seine Frau sah er fast nie mehr; denn ihre Lebensweise verschmähete den letzten Schleier der Decenz, und selbst die weniger Strengen ihres früheren Umgangs hatten sich von ihr losgesagt. Sie bewohnte mit dem Abbé die Bastide, die ihr für einen Theil ihres Einschusses ins Geschäft verpfändet war.

Mit dem Verluste des Fahrzeugs an der Küste von Wales brach auch die letzte der künstlichen Stützen des Hauses Angola und Beauregard. Der Letztere, der als Disponent, bei dem Eintreffen der Nachricht, seinen Sturz als unvermeidlich vor Augen sah, raffte, so viel es die Umstände erlaubten, an Geld zusammen und entfernte sich heimlicherweise, mit Hinterlassung eines an seinen Stiefvater gerichteten Briefes, worin sich sein verdorbenes Herz unverholen aussprach. Kapitän Malfait hatte nicht vergessen, die näheren Umstände seiner Wegnahme zu berichten, und mit grausamem Hohne suchte nun der gefühllose Mensch die ganze Schuld des Mißglückens seiner wohlberechneten Unternehmung dem Hasse seines Stiefbruders zuzuschreiben.

Das Haus Angola und Beauregard hatte aufgehört zu existiren; nur dem Mitleid verdankte es der Erstgenannte, daß die Kreditoren desselben ihn nicht persönlich belangten. Der Mann fühlte sich sehr arm, und war es auch in der That geworden; denn nicht allein, daß ihm auch nicht das geringste Besitzthum blieb; auch die Leute, die ihm schmeichelten, so lange sie an ihm verdienten; auch die Bekannten, die in dem Umgange mit ihm sich selbst geehrt fühlten; auch die Freunde, die oft seine Gefälligkeit in Anspruch genommen hatten, wandten ihm kalt den Rücken, oder schienen ihn nie gekannt zu haben. Traurige, und leider so alltägliche Erscheinung auf den Marktplätzen der merkantilischen Welt, wo nur das Geld den falschen, so unendlich nichtigen Schimmer der Würde, der Achtung, des Ansehens und — selbst der Liebe und Freundschaft verleiht.

Der unglückliche Mann würde eine Beute der Verzweiflung geworden seyn, wenn nicht der Zufall oder, wohl besser gesagt, ein heiliger, sich auch in unbedeutenden Verhältnissen oft aussprechender Weltplan sein Vertrauen wieder belebt hätte. Einer seiner ehemaligen Packhausarbeiter, der durch einen unglücklichen Fall unfähig zur Fortsetzung seines Broderwerbs geworden war, und den er in der damaligen Blüthe seines Wohlstandes zu einem kleinen Besitzthume in der Nähe von Avignon verholfen hatte, kam zufällig noch

Marseille, um dort einige Erzeugnisse seiner mit Fleiß betriebenen Oeconomie zu Gelde zu machen. Er hörte von dem traurigen Loose seines Wohlthäters und beeilte sich, ihm mit freudigem Herzen ein Asyl auf seinem Gütchen anzubieten. Aufs Tiefste gerührt, schloß Herr Angola den einfachen Mann an sein Herz, er nannte ihn aus voller Brust seinen Freund in der Noth, und nahm ohne Zögerung sein Anerbieten an. Und um so froher begab er sich einige Tage nachher mit ihm auf die Reise, da Etienne's Freund ihm einen Theil der ihm ausgesetzten Summe eingehändigt hatte, unter dem Vorwande, ein ihm aus früherer Zeit Verschuldeter, dessen Verhältnisse sich in der Ferne verbessert hätten, der jedoch vor der Hand nicht genannt seyn wolle, habe ihn zu dieser Nachzahlung beauftragt, und er hoffe, daß er sie bald wiederholen könne.

Die Glory, unter dem Befehl der beiden Osmond, hatte unterdessen die ihr angewiesene Station im Mittelmeere erreicht, und kreuzte mit den übrigen Schiffen der Englischen Flotte zum Schutze Englischer Unterthanen und ihres Eigenthums an den Küsten von Griechenland und Kleinasien. O, hätte es damals jener Spuck — die Politik — den Flotten gestattet, den Gräueln eines entmenschten, fanatischen Feindes zu wehren; hätten sie nur einen Theil der Stückpforten öffnen dürfen, die einige Jahre später bei Navarin die vernichtenden Geschosse auf die Egyptisch-Türkische Flotte schleuderten, die Tafeln der Geschichte würden nicht besudelt seyn mit dem himmelschreienden Untergange Scios!

Noch rieselten die Blutbäche über die lieblichen Fluren dieser Insel, noch waren nicht alle die Leichname von fast hunderttausend ihrer Bewohner, die die duftigen Hügel und die schattigen Thäler bedeckten, erkaltet; denn noch vernahm man unter ihnen das letzte Röcheln der Sterbenden, und das Auge mußte sich schaudernd abwenden von den Zuckungen zerschmetterter Säuglinge, verstümmelter Greise und Weiber; — noch rauchten die Trümmerhaufen der eingeäscherten Städte und Dörfer; noch jagten die Unmenschen nach neuen Opfern in den Schluchten der Gebirge, oder suchten ihre rohe Wuth vollends an den üppigen Oelbaum- und Olivenhainen zu kühlen, als die Glory auf der Höhe des Kanals, Angesichts des Türkischen Flotte, erschein. Der menschliche Befehlshaber näherte sich der Küste und schickte stark bemannte Böte aus, um wo möglich noch einige Menschenleben zu retten. Das von Eugene befehligte steuerte um das Vorgebirge Mastico dem Hafen gleiches Namens zu, und es gelang ihm, mehrere in den Felsenklüften verborgene, von Angst und Hunger fast aufgeriebene Flüchtlinge aus ihrer Todesnoth zu befreien. Die Bucht, die den kleinen Hafen bildet, bot ein gräßliches Nachspiel der furchtbaren Katastrophe. Schon hatte die Habsucht eine Menge Schiffsführer von Smyrna und andern Küstenstädten Kleinasiens herbei geführt, die unter dem Schutze der Türkischen Flotte den unermeßlichen Raub und die vom Mordstahl verschont gebliebenen Gefangenen einhandelten, um sie mit roher Gefühllosigkeit in den Bazars oder auf den Sklavenmärkten der großen Städte zu verkaufen. Das Feilbieten der blutigen Raubgenossen, das Feilschen der Käufer und die Flüche der Uebervortheilten vermischten sich mit dem Jammer der Gemißhandelten und dem Weheschrei getrennter Familienglieder. Wohin der Blick sich wandte, er stieß auf Scenen, die das Blut erstarren machten.

Nahe am Seeufer stand ein Türkischer Aga, im scharlachnen Kaftan, mit hellblauen, seidenen Unterkleidern und gelben Halbstiefeln, nachlässig an den Stamm eines Baumes gelehnt. Ein feiner, buntgewirkter Schawl bedeckte, zum Turban

geformt, sein Haupt, und bildete einen grellen Kontrast mit dem finstern, von langen buschichten Augenbraunen und einem gewaltigen Barte umschatteten, unbeweglichen Angesichte. Sein reicher Waffenschmuck überstrahlte noch die bunte Farbenmischung seines Anzugs. Die eine Hand hielt eine lange Türkenpfeife, aus der von Zeit zu Zeit ein Rauchwölkchen emporwirbelte, die andere aber ein hänfenes Seil, welches einige Mal um den Stamm geschlungen war, an dem er lehnte, und dessen anderes Ende einem jungen, unbeschreiblich liebreizenden Griechenweibe, welches erschöpft und mit dem Ausdruck der Verzweiflung auf den Knien lag, die Arme auf dem Rücken fesselte. Ein kleiner etwa zweijähriger Knabe lag ruhig schlummernd neben der jungen Frau, und die mit unbeschreiblicher Angst erfüllten Blicke, die sie von Zeit zu Zeit auf das Kind warf, verriethen sie als seine Mutter.

Ein langer, hagerer Mann in Albanesischer Kleidung stand neben dem Aga im eifrigsten Gespräche, und zeigte von Zeit zu Zeit auf eine Gruppe im Hintergrunde, die aus mehreren reizenden Frauengestalten unter der Bewachung einiger wildaussehender Barbaresken bestand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kann die Kirche leichter ohne Theilnahme der Gebildeten, oder können die Gebildeten leichter ohne Theilnahme an der Kirche bestehen?

(Beschluß.)

Wer auf Bildung Anspruch macht, der kann mit diesem Anspruche nur bestehen, wenn er eine rege und nöthigenfalls thätige Theilnahme fürs allgemein menschliche und bürgerliche Wohl beweiset. Die Vorzüge, die er in der Gesellschaft genießt, muß der Gebildete durch solche Beweise ächter Humanität verdienen. Wenn nun gar nicht geläugnet werden kann, daß die Frage, ob eine kirchliche Anstalt nöthig oder überflüssig sey, für die materiellen Interessen aller Staatsbürger von der größten Wichtigkeit ist, so darf auch Niemand, der jenen Anspruch macht, diese Frage gleichgültig behandeln. Vielmehr, wenn er überzeugt ist, daß die Kirche ein überflüssiges und nutzloses Institut sey, so muß ihn der Patriotismus dazu antreiben, auf jede Weise zur Aufhebung desselben zu wirken. Wie kostspielig ist nicht dieß Institut! Wie viele Zeit, die dem Erwerb gewidmet werden könnte, geht durch die kirchlichen Anordnungen verloren! Wie mancher talentvolle und angesehene Mann wird dadurch von Anwendung seiner Kraft in einem andern Berufe abgehalten! Wer also des Glaubens lebt, daß die Kirche eine unnütze Anstalt sey und doch nichts zu ihrer Aufhebung thut, der zeigt eine Feigheit und eine Gleichgültigkeit gegen allgemeine Interessen, die bei den Gebildeten gar nicht entschuldigt werden können.

Einen solchen Schimpf wird Keiner tragen wollen, und deßhalb, wie wenig er sich auch um Einsicht in das Wesen der kirchlichen Einrichtungen bekümmert hat, doch alsbald mit der Verantwortung da seyn, daß er die Kirche immer noch für unentbehrlich zur Civilisirung der unwissenden Menge achte, daß nur für die Gebildeten und namentlich für ihn selbst kein Bedürfniß des Orts mehr stattfinde.

Aber auch bei dieser Rechtfertigung kann der Gebildete in unsern Tagen nicht mehr bestehen. Er nimmt damit eine Stellung gegen die ausgezeichnetsten Geister unsers Jahrhunderts ein, die er schwerlich wird behaupten können. Daß die Anlage zur Frömmigkeit eine wesentliche in der geistigen Menschennatur sey, ist durch einen Schleiermacher, Fries, Bouterweck, Benjamin, Constant und Andre, die gewiß nicht vom geistlichen Stan-

desinteresse geleitet, sprachen und schrieben, ins hellste Licht gesetzt worden. Wer dieses nicht einsehen gelernt hat, der ist hinter der Bildung seiner Zeit zurückgeblieben. Aber auch die beiden andern Wahrheiten sind Gemeingut und Stimmführer im Reiche des Geistes geworden, daß die religiöse Anlage zu ihrer Ausbildung und fortwährenden Befriedigung der größeren Gemeinschaft bedürfe, und daß diese wieder nur bei einer positiven, d. h. geschichtlich begründeten, Religion möglich sey. Wenn nun das Christenthum der religiösen Naturanlage nicht Genüge thäte; dann wäre freilich die Abneigung gegen dasselbe gerechtfertigt. Das ist aber nicht der Fall, wie fast alle unter Christen entstandenen philosophischen Systeme nachgewiesen haben. Also kann der Gebildete als solcher nicht gleichgültig bleiben gegen die christliche Kirche. Bleibt er es, so zeigt er damit, daß seine Bildung nicht mit der Zeit fortgeschritten ist, daß sie einseitig unvollständig ist.

Doch es trotzt vielleicht Jemand diesen Ergebnissen, welche die Forschungen der Scharfsinnigsten und Freisinnigsten herbeigeführt haben, und getraut sich seine eigne Philosophie zu haben, die ihn von der Theilnahme an der Kirche freispricht. Er will Niemand seine eigne Philosophie und Religion oder Nichtreligion aufdringen; aber er verlangt dagegen, daß ihm auch Keiner mit andern Ansichten lästig falle. Dagegen könnte nun der Gegentheil wohl nichts einzuwenden haben; aber ob der Gebildete, der eine solche Stellung einnimmt, nicht seinem eignen irdischen Interesse dadurch zu viel vergiebt, das ist eine andere Frage.

Wir wollen ganz außer Acht lassen, daß der aus der Kirche Ausgeschiedene doch wohl genöthigt seyn wird, Geldbeiträge und andere Leistungen zur Unterhaltung der Kirche, der er früher angehörte, zu übernehmen; dieses Opfer brächte er vielleicht gern für den Gewinn der geistigen Unabhängigkeit. Aber er verliert zugleich den Antheil an der Leitung öffentlicher Angelegenheiten, die ihm wichtig seyn muß und ihm nach dem Maße seiner Bildung zukommt. Die Kirche ist zwar an sich kein bürgerliches Institut, aber dennoch von mannigfachem Einfluß auf das politische Leben, und das um so viel mehr, wenn ihre Regierung durch Gleichgültigkeit der Gebildeten ganz in die Hände des Staats kommt. Wer sich nun der Kirche entfremdet hat, der giebt damit auch den Einfluß auf, den er nach dem Maßstabe seiner Stellung durch die kirchliche Gesellschaft auf den Staat hätte ausüben können. Und mehr noch als der Verlust einer solchen Einwirkung auf die bürgerliche Verfassung möchte ihn der Verlust an Bürgschaften für bürgerliche Freiheit schmerzen, der durch seine Indifferenz gegen die Kirche herbeigeführt wird.

Daß die protestantische Kirche, wo sie ein kräftiges und selbstständiges Leben gewinnt, vernünftige bürgerliche Freiheit erhalte und fördere, das lehrt die Geschichte. Nach Einführung des Protestantismus sind allmälig alle die Bedrückungen einzelner Volksklassen verschwunden, welche in dem Feudalsysteme begründet waren. Ja, wo die protestantische Kirche zu solcher Selbstständigkeit gekommen ist, wie in Schottland und Holland, wo noch so viele rege Theilnahme der Gebildeten sich findet, wie dort: da genießen die Völker einer bürgerlichen Freiheit, die gleich weit entfernt ist von democratischer, wie von aristokratischer und monarchischer Willkür. Es kann auch nicht anders seyn, denn der Geist freier Forschung, die Kraft des sittlichen Charakters, welche von einer so selbstständigen Kirche und einem so regen christlichen Leben erzeugt werden, dulden keinerlei Tyrannei in keinerlei Verhältnissen.

Aber gesetzt, es wäre Jemand so weit erschlafft, daß er auch dieß Alles nicht achtete, daß

er im verfinstertem Lebensgenusse, wie ihn das Zeitalter möglich macht, sein höchstes Gut fände: so hat er doch dieß zu bedenken, ob er nicht in seiner Behaglichkeit durch die Einwirkungen der vernachlässigten Kirche gestört werden könnte.

Sollte nämlich, wie es beinahe wahrscheinlich ist, der Pietismus noch weiter um sich greifen und namentlich in die höheren Stände eindringen, so kann der Vater es an seinen Kindern, der Freund an seinem Freunde erleben, daß sie von diesem vermeintlichen Gifte angesteckt werden.

Und sollte dadurch nicht auf mannigfache Weise ihre süße Gewohnheit des Daseyns gestört werden? Das Declamiren gegen diese Verirrungen ist eine vergebliche Anstrengung, wie die Erfahrung tausendfältig zeigt. Was ist also zu thun? Entweder diese Unbequemlichkeit, die Manchem doch, nach seiner Erbitterung zu schließen, sehr schwer fallen muß; entweder, sage ich, diese Unbequemlichkeit mit Geduld ertragen, oder — und das wäre wohl das Edlere — durch eine rege Theilnahme an einem vernünftigen Gottesdienste, durch wahrhaft erleuchtete Frömmigkeit das Haus rein gehalten von solchem Dämon.

Wie sollen wir nun entscheiden? Kann die Kirche leichter ohne die Theilnahme der Gebildeten, oder können die Gebildeten leichter ohne Theilnahme an der Kirche bestehen? Die, welche diesen Erörterungen gefolgt sind, mögen selbst urtheilen. Uns dünkt, es kann Keiner ohne den Andern bestehen; für jetzt die Kirche am wenigsten ohne die Gebildeten; für die Zukunft die Gebildeten am wenigsten ohne die Kirche. (Kipp. Blätt.)

---

* Theater-Bau.

Wenn man heutzutage einige alte Gebäude, ja selbst Gebäude aus der neueren Zeit, denen man mit Recht die schon bekannten Vorwürfe macht, betrachtet, so wird man von einem unbezwinglichen innern Unwillen ergriffen, und man kann nicht umhin auszurufen: „wie ist es möglich, daß die Menschen so dumm, so unzweckmäßig, so unbegreiflich gedankenlos haben bauen können!“

Man kann daher nur wünschen, daß die hochverehrten Herren, denen die Leitung des Theaterbaues anvertraut ist, sich nicht einen ähnlichen Vorwurf bei der Nachwelt aufbürden mögen, welches gewiß der Fall seyn würde, wenn sie das neue Schauspielhaus auf den sogenannten Tempelberg bauen ließen. Westlich von der Sögestraße und Breedenstraße wohnen weit mehr Leute, die das Schauspiel zu besuchen pflegen, als in östlicher Richtung von denselben; und wenn man bei dem vorhabenden Bau eines neuen Theaters nicht den Hauptzweck — nämlich solches in einer so viel als möglich centralen Lage zu erbauen, — mehr berücksichtigen will, so wäre es weit vernünftiger, nur vor der Hand Alles beim Alten zu lassen.

Einige Leute sprechen davon, daß das Schauspielhaus auf dem Tempelberge recht hoch hervorragen, und einen imponirenden Anblick gewähren würde. Ist dieses denn der Zweck, warum man ein neues Haus bauen will? Wird es sich nicht eben so schön und vielleicht noch besser am Heerdenthore ausnehmen? Will man so thöricht seyn, den Hauptzweck einer geringfügigen Nebensache aufzuopfern? der Himmel wolle es in Gnaden verhüten.

Mehrere Actionairs.

Zwei noch ungedruckte Briefe Wallenstein's.

1.

Wallenstein an den Obersten Arnimb.

Der Oberleitnampt Spar wird dem Herrn von allem was ich mit ihm mündlich geredt relation thun den Gen. Wachtmeister hab ich allbereit befohlen die kurische(?)n Reiter anzunehmen.

Daß der Schwed mit Dennemark practicirt giebt mir wenig Nachdenkens denn alle describiren mir ihn daß er treuen und glauben helt, so langs ihm gelegen ist, er wird sie nicht allein umb Schonen sondern umb den überrest bringen bitt derowegen der Herr sehr wie wir ihre schief werden in Rauch aufgehen lassen, sonsten bericht man mich, daß sie ein impresa auf Wismar haben, bitt der Herr lasse dasselbige ort wohl in Acht nehmen und den hawen daselbst stark fortificiren wie auch zu Rostock und anderswo. Der König aus Spanien remittirt izt $\frac{M}{200}$ Kronen herein auf das 20 Orlochen davon unterhalten werden, sonsten befehle ich allen, die ein Anzahl Volks komendiren sie sollen in allem dem Grafen von Schwarzenberg zu der navigation assistiren der Kaiser begehrts gar stark bitt der Herr thue das seinige auch dabei ich verhoffe, das wir sie noch in ihren inseln suchen werden den vor den Schweden krauft mir gar nicht ich aber verbleibe

Prag den 11ten Jan. Ao. 1628.

des Herrn gutwilliger

Albrecht Herzog zu Friedland.

2.

Wallenstein an Arnimb.

Aus des Herrn Schreiben vernehme ich das er sich mit der arme bei Branshagen befündt bitt der Herr sehr daß daselbst 2 mal Werk gemacht werden eins auf dieser seiten das andere aber dargegen auf dem Rügenlande der Herr avisire mich auch was es für ein Beschaffenheit mit Holke hat obs dem also ist das ihm die statt nicht wiederumb hat einlassen wollen auch wie viel sich noch von des Feinds Volk in der statt befündt und wies mit dem Abzug bewand ist auch was der Herzog in Pomern nach dem Fülz den ich ihme diese Tag zugeschrieben sagt. Wegen belegung des orts so der Graf von Schwarzenberg begehrt hatt der Herr keine bedenken drin so hab ichs auch nicht und verbleibe hiemit

Küstrau den 8ten Augusti Ao. 1628.

des Herrn dienstwilliger

Albrecht Herzog zu Friedland.

---

* Panorama
der Universalgeschichte der Völker und ihrer Religionsmeinungen,

von

Herrn Arnault Robert,

Verfasser mehrerer chronologischen Werke, Mitglied des Institut de France und mehrerer gelehrten Gesellschaften.

Deutsche Ausgabe 1835, durchgesehen und verbessert durch den Verfasser vor der Uebersetzung.

Wenn die geistige Bildung der Menschheit, selbst bei den Völkern, die schon längst den Namen der civilisirten trugen, in den letzteren Jahren noch Fortschritte machte, die alle Guten mit hoher Freude beseelten, und wenn es nicht abzuleugnen ist, daß diese Bildung einen großen Theil ihres Lebens und Entwicklungsstoffes in der Geschichte, dieser reichbegabten Lehrerinn des Menschengeschlechts, suchen muß, so können wir dem Verfasser dieser Tabellen nur Dank wissen, und ihn um den Gedanken beneiden, dem der erste Entwurf derselben entsprang.

Durch dieses Panorama ist das Studium der Geschichte in einem hohen Grade vereinfacht, und sein Nutzen möchte sich auf eine glänzende Weise in den Schulen ausweisen.

Flüsse von verschiedenen Farben, die sich aus einer Wolkenmasse (der Vorzeit der Geschichts- und Sagenwelt) ergießen, stellen sinnbildlich und mit achtungswerther Genauigkeit das Auftauchen der Völker in der Weltgeschichte, ihr Verschmelzen unter einander, und die auf jedes einzelne oder auf mehrere, einflußreichen Begebenheiten dar. Eine Jahres-Scala zu beiden Seiten der reichhaltigen Tafel, die durch Horizontal-Linien verbunden ist,

giebt einen schnellen Ueberblick über die gleichzeitigen Schicksale und die Culturstufe der Nationen. Dem Cultus aller Zeiten ist die größte Aufmerksamkeit geschenkt, selbst alle seltsamen und absurden Irreligionen sind chronologisch aufgeführt.

Die mit der Verbreitung dieser Tabelle Beauftragten befinden sich gegenwärtig hier und senden erklärende Leitfaden umher, indem sie eine Subscription zu eröffnen gedenken. Mögen diese wenigen Worte dazu dienen, die Aufmerksamkeit unserer Mitbürger im voraus rege zu machen.

Miscelle.

In der Passionswoche schweigen in Italien, Sicilien u. s. w. alle Glocken. In Malta trieb man es das letzte Mal so weit, daß die Tischklingel des Gouverneurs von der frommen Dienerschaft fortgenommen wurde.

* Distichen.

Sollst mit dem Kleinern nicht streiten; es macht doch nimmer die Ehre;
Siegst du, nennt man dich hart; siegt er, lacht man dich aus.

Maß zu halten ihm ziemt, und kann auch in Worten der Dichter;
Aber in Freud' und in Schmerz hält er nicht Maß und nicht Mund.

Kennst du die richtende Frage, nach welcher die Frauen verdammen?
Freund, bei ihnen nur gilt einzig die Frage: Was paßt?

„Dichten das kann jetzt Jeder!" Du meinst, wie wir und der Vetter;
Aber wie Großvater auch? Freund, ich zweifle daran.

Freund, genieße das Leben, als ob es kein anderes gäbe;
Nutz' es mit Weisheit jedoch, Lieber, als gäb' es noch eins.

Freund, auf dem Pfade des Lebens, da wandelst du besser nicht barfuß.
Dornen auch giebt es. Darum halte dich immer beschuht.

Wenn beim Wägen der Gründe die Schale mit deinen zu hoch steigt, —
Lege dich selber hinein, thun doch die Andern das auch.

Eines möcht' ich wohl beten: Bewahret mich, Götter, vor Unsinn!
Wäre nicht dieses Gebet selbst schon zu unsinnig mir.

Kann das Vollkommene wohl auch Unvollkomm'nes erzeugen?
„Nein!" So ist auch die Welt, Lieber, vollkommen wie Gott.

H. Wilhelm.

Gottesdienst.

Sonntag, den 17. April.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Past. Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Candidat Menken....	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Past. Prim. v. Aschen	St. Ansgarii	9 „
Hr. Candidat Frerichs....	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Pastor Mallet.....	— — —	1 „
Hr. Pastor v. Hanffstengel	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor Iken.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Toel.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Hr. Pastor Meinertzhagen.	Armenkirche	8 „
Hr. Pastor Probst	St. Johannis	7 „ Messe
Hr. Pastor Wemer.....	— — —	9 „ Hochamt
Hr. Pastor Probst	— — —	10 „ Predigt
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8½ „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 31.

Bremen, Sonntag den 17. April 1836.

Gestorben:

Nro. 377. Den 11. April. Des Heinr. Kreyenhoop Tochter, 1¼ Jahr; Hastedt Nro. 68.

— 378. Den 12. — Des Landmanns Johann Friedrich Lampe Ehefrau, geborne Dölves, 61 Jahr; Hastedt.

— 379. Den 12. — Des verst. Aufladers Joh. Müller Wittwe, geb. Holtz, 35 Jahr; Fedelhören Nro. 23.

— 380. Den 13. — Gesina Margar. Reincken, 24 J.; Molkenstraße Nro. 27.

— 381. Den 13. — Des Galanteriehändlers Heinrich Rancke Sohn, 1¼ Jahr; Sögestr. Nro. 5.

Nro. 382. Den 13. April. Des Arb. Joh. Klages Ehefr., geb. Balje, 36 Jahr; außerm Steinthor N. 22.

— 383. Den 13. — Des verst. Lohgerbers Joh. Georg Fockerodt Wittwe, geb. Middendorff, 93 J.; Westerstr. Nro. 63.

— 384. Den 14. — Cathar. Margar. Johls, geb. Fincke, 78 Jahr; Armenhaus.

— 385. Den 14 — Der Arb. Claus Hinrich Albrecht Frehs, 51 Jahr; hinter der Holzpforte N. 11.

— 386. Den 14. — Des Maurergesellen Joachim Nicol. Mahncken Tochter, 1 Jahr 10 Monat; Schüsselkorb Nro. 20.

Geburten:

Nro. 436. Den 9. April. Des verst. Schiffszimmermanns Conr. Elmers Wittwe, geb. Meyer, Theerhof Nro. 18; von einem Mädchen.

— 437. Den 12. — Des Kordmachermeist. Christ. Jacobsen Ehefr, geborne Behrens, Spitzenkiel Nro. 20; von einem Knaben.

— 438. Den 12. — Des Kimkeramtsmeisters Herm. Müller Ehefr, geb. Lampe, Grützmacherstr. N. 6; von einem Knaben.

— 439. Den 12. — Des Branntweinbrenners Joh. Diedr. Heinr. Ludwig Rippe Ehefr., geb. Kielendeck, Hohenthorsstr. Nr. 12; von einem Knaben.

— 440. Den 13. — Des Kaufmanns Joh. Hinr. Heydorn Ehefr., geb. Gercken, Stintbrücke N. 10; von einem Knaben.

Nro. 441. Den 13. April. Des Kaufmanns Gerh. Dannemann Ehefr., geb. Kunoth, Ansgariithorsstr. Nro. 9; von einem Mädchen.

— 442. Den 13. — Des Kaufmanns Joh. Wilh. Haas Ehef, geb. Meyer, Domshof Nr. 14; v. e. Knaben.

— 443. Den 13. — Des Küpers Wilh. Ludewig Colle Ehefr., geb. Völker, gr. Fuhrleutestr. Nr. 22; von einem Mädchen.

— 444. Den 13. — Des Tonnenmacheramtsmeisters Carl Heinr. Lange Ehefr., geb. Brokade, hinterm Abdenthorswall Nro. 2; von einem Knaben.

— 445. Den 13. — Des Tischlergesellen Sigmund Tobias Aschwee Ehefr., geb. Surhoff, Wichelnburg; von einem Knaben.

— 446. Den 15. — Ein Mädchen — Schwachhausen.

Proclamirt sind:

Nro. 147. Der Tabacksfabrikant Wilhelm Dormann und des verst. Tabacksfabrikanten Christ. Friedr. Burhorn Wittwe, Johanna Catharina Henrika Müller, genannt Böhlsen oder Bose.

— 148. Der Amtsvoigt zu Schwanewede Joh. Graesing und Henriette Adolphine Hölty hieselbst.

— 149. Der Bierbrauer Christ. Gottfried Tiedemann und Gesina Dorothea Cassens, Beide von hier.

— 150. Der Strumpfweberamtsmeist. Nicol. Plump und Anna Kruse, Beide von hier.

— 151. Der Arb. Johann Hinrich Wendt und Anna Warncken hieselbst.

— 152. Der Arb. Heinr. Wilh. Pestrup und Marie Dorothea Wilgers, gen. Lüdemann, hieselbst.

— 153. Der Cigarrenmacher Herm. Sanders und Adelheid Rosendrock hieselbst.

— 154. Der Weinküper Joh. Diedr. Schmidt hies. und Anna Cathar. Wilhelmine Meßloh, genannt Gloß, aus Barrien.

155. Der Cigarrenmacher Antonius Vedder hieselbst und Margar. Dorothea Röper aus Barnstorff.

156. Der Blechenschlägeramtsmeister Carl Eduard Tidemann und des verst. Blechenschlägeramtsmeisters Gottlob Friedrich Resag Wittwe, Anna Catharina, geborne Pansing, Beide von hier.

Nro. 157. Der Schullehrer zu Mittelsbühren Herm. Schriever und Maria Johanna Sengstake hieselbst.

— 158. Der Schuhmacher Joh. Georg Wilh. Wäsemann hies. und Christiana Margar. Lemmermann, genannt Gronert, aus Meinershausen.

— 159. Der Arb. Joh. Heinr. Schnuhr, gen. Schnoor, und Marie Dorothea Margar. Meyer, am Buntenthorssteinwege.

— 160. Der Bildhauer Friedr. Wilh. Stamann und Sophia Dorothea Aschenmohr, Beide von hier.

— 161. Der Schneideramtsmeister Joh. Heinrich Dierkes hieselbst und Anna Henriette Keßler aus Diepholz.

— 162. Der Höker Lür Bolland hies. und Gesche Bosse zu Gröplingen.

— 163. Der Tagelöhner Joh. Schmidt zu Oberneuland und Thaddaea Nullmeyer zu Rockwinkel.

— 164. Der Tabacksfabrikant Joh. Christian Müller und Adelheid Margar. Henriette Pundsack, Beide von hier.

— 165. Der Matrose Heinrich Klevenhusen und Mette Reichers, genannt Reuter, Beide von hier.

Vom zweiten Aufgebot sind dispensirt:

Der Seeschiffer Gerhard Bringemann und Emma Catharina Wendt, Beide von hier.

Eilundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 32.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 21. April 1836.

O, so laßt euch froh begrüßen,
Kinder der verjüngten Au',
Euer Kelch soll überfließen
Von des Nektars reinstem Thau. Schiller.

An eine weiße Hyazinthe.

Von

Bernhard.

Weiß wie die Unschuld und die reine Tugend,
Balsamisch duftend wie der holde Mai,
Grün wie die Hoffnung, blühend wie die Jugend
Im jungen Schmelze frischer Malerei,
Mit Glocken ausgeschmückt am zarten Wipfel,
Wie heil'ger Thürme hochgebaute Gipfel
Bist Du, o Blume! und dem Frühlingskinde
Weih' ich ein Lied, Dir heil'ge Hyazinthe!
Als Gott Apollo einst den Freund beklagte,
Da ließ er Dich auf seinem Grabe blühn;
Du warst die Blumenschrift, die es uns sagte,
Daß warmer Herzen Flammen nie verglühn;
Des Gottes Freundschaft lebte fort in Blüthen,
So lebt des Malers Geist in Bildern fort,
So rauscht des Componisten Gluth hienieden
Unsterblich im melodischen Accord.
So blüht in Liedern, ewig Lust zu bieten,
Des Dichters Schwung im seelenvollen Wort.
Ins Erdreich eingesenkt von Gärtners Hand
Entblüht im Asch Dein kräft'ger Keim empor,
Nachdem er lange schlief im todten Sand,
Bricht lächelnd er zum Frühlingsmorgen vor;
Wie Du, wird auch des Menschen Leib begraben
Im engen Sarge, doch es steigt erhaben,
Verklärt und blühend einst zur Ewigkeit
Aus seinem Sarg der Geist von Staub befreit
Ins schön're Leben; d'rum in Dir, o Blume!
Die reich an magisch-süßem Eigenthume,
Seh' ich ein Sinnbild der Unsterblichkeit.

* Aeltermann Burchard Lösekannen.

Eine Kriminal-Geschichte aus dem 17. Jahrhundert,

von

Senator Dr. Deneken.

Bisher hab' ich in leicht hingeworfenen biographischen Skizzen die Gemälde von trefflichen, verdienstvollen Männern dargestellt, auf welche unser Bremen stolz seyn kann, und auf deren lichtvollen Charakteren der Blick eines Bremischen Patrioten gern verweilt. Jetzt werd' ich auf diese, das Schattengemälde eines sehr argen Verbrechers folgen lassen, dessen, dem Staate Verderben drohende Handlungen unsre Seelen mit dem höchsten Unwillen erfüllen, und vor dessen schrecklicher Hinrichtung wir mit Grausen zurückschaudern. Es ist ein schwarzer Flecken in der Geschichte Bremens, welcher jedoch nicht übersehen werden darf.

Burchard — oder auch Burchardus — Lösekannen war ein geborner Bremer, hatte die Rechtswissenschaft studirt, wurde Aeltermann und Sub-Senior des Kollegiums der Aelterleute, und stand allgemein in dem Rufe eines thätigen, gewandten Geschäftsmannes, in welcher Eigenschaft er sich jedoch immer bei jeder ihm dazu dargebotenen Gelegenheit als einen eifrigen und heftigen Gegner des Senats bewiesen hat.

Als Aeltermann hatte er den Eid abgestattet, daß er keine fremde Correspondenz haben und unterhalten, und auch ohne der Aelterleute Vorwissen keine fremde Bestallung oder Correspondenz annehmen wolle. Diesem und seinem geleisteten Bürger-Eide zuwider, hatte er für eine ihm versprochene Summe Geldes sich zu einer gefährlichen Correspondenz mit den Schweden — den damaligen Feinden der Stadt Bremen — verbindlich gemacht.

Nachdem der Senat eine zuverlässige Kunde von den Gründen zu einem dringenden Verdacht eines solchen Verraths des Aeltermanns Lösekannen erhalten hatte, und dieser deßwegen bereits vom Schütting gewiesen war, so wurde am 21. April 1654 der Sekretär Tido Henrich von der Lith nebst einem Kanzellisten nach dem, auf der Obernstraße an der Ecke der Krähenstraße belegenen Hause des Lösekannen geschickt, und dieses mit 16 bewehrten Soldaten besetzt. Lösekannen und seine Ehefrau wurden hierdurch so sehr überrascht, daß sie beide die höchste Verwirrung und Aengstlichkeit in ihrem Benehmen verriethen, und Jener sogar einer Ohnmacht nahe war. Wie Peter Koster in seiner Chronik erzählt, soll Lösekannen bei dem Schreiben eines verdächtigen Briefes betroffen seyn. Die sämmtlichen bei der Untersuchung vorgefundenen Bücher und Schriften wurden von dem Sekretär versiegelt aufs Rathhaus gebracht, und Lösekannen und dessen Frau wurden von den Soldaten bewacht. Nachdem diese Schriften am folgenden Tage mit der größten Sorgfalt eingesehen waren, und daraus der Verdacht gegen Lösekannen hinreichend bestätigt ward, so wurde dieser in der Nacht am 23. April durch die Soldaten nach dem Zwinger auf die sogenannte Böhmenkammer gebracht.

In einem am 24. April gehaltenen Bürger-Convente wurde dieser Vorfall der Bürgerschaft angezeigt, deren Begehren aber, daß bei der Inquisition ein Dr. der Rechten, ein Aeltermann und ein Kriegscommissarius aus jedem Kirchspiele zugeordnet werden möchten, als verfassungswidrig abgeschlagen; jedoch den Aelterleuten und der Bürgerschaft die Mittheilung der Inquisitions-Akten und die Adhibition eines Notars verstattet. Hierauf ernannte der Senat, nebst den Kamerarien Herman Huesmann, Henricus Tieling und Cord Koch, noch den Syndicus Dr. Wachmann

den ältern, den Dr. Henricus Allers und Dr. Henricus Koch zu besonderen Kommissarien bei dieser Inquisition, wobei von Seiten der Aelterleute und der Bürgerschaft Notarius Conradus Iken zugezogen wurde.

Das Resultat dieser Inquisition, wobei Sekretär Tido Henricus von der Lith ein genaues Protokoll geführt hatte, bestand in Folgendem:

Lösekannen hatte sich in mehreren Briefen, wovon sich die Abschriften in dem von ihm als richtig anerkannten Copeybuche fanden, den Schweden von allen, auch den kleinsten Dingen, die nur dem Staate zum Nachtheil gereichen konnten, meist mit schädlichen Bemerkungen, wöchentlich die genauesten Nachrichten gegeben. Unter Anderm hatt' er geschrieben: es herrsche die gröste Uneinigkeit zwischen dem Rath und der Bürgerschaft, vorzüglich auch im Rathe selbst; die Stadt befinde sich durch die Oldenburgische Zollangelegenheit in dem äußersten Gedränge; sie sey von allen Mitteln zu ihrer Unterhaltung entblößt; sie habe ihren Kredit und Nahrung verloren; es fehle eine Quelle zur Verpflegung der Soldateske; die Wachten würden schlecht besetzt; man verfahre sehr ängstlich bei der Visitation der ankommenden Wägen und beim Schließen der Thore; die Bürger wären wegen der gehäuften Wachten unwillig, und wegen der üblen Verfassung in Furcht und Schrecken; es würden verzweiflungsvolle Anschläge gemacht; endlich würde man sich doch ergeben müssen; die Bürger wären zum Aufruhr geneigt, und mit dem Rath höchst unzufrieden, weil er ihnen allerlei Rechte des Staats vorspiegele, die gar nicht vorhanden wären; die Bürger wären nahe daran, sich zu ergeben, und er (Lösekannen) wolle, so viel er vermöge, anwenden, sie dazu zu ermuntern.

Er hatte ferner die ersten Erinnerungspunkte oder Beschwerden der Aelterleute und der Bürgerschaft gegen den Rath entworfen, und diese den Feinden mitgetheilt; auch denselben von Tage zu Tage Nachricht gegeben, wie es sich mit diesen Beschwerden verhielte, und wie daraus der damaligen Regimentsverfassung eine gefährliche Krisis entstünde. Er hatte in Schriften und in Briefen die Rechte der Stadt an Lehe, Vegesack und der Burg nach deren Occupation in Zweifel gezogen, und hatte dem Feinde gerathen, die Thätlichkeiten fortzusetzen; dann würde man sich bald ergeben müssen. Er hatte ferner in Briefen das kaiserliche Protectorium für unbedeutend und werthlos erklärt; auch verschiedene Pasquillen wider die Stadt und wider einige Mitglieder des Raths gemacht; insbesondre in einer anonymen zu Lübeck herausgekommenen Druckschrift die Rechte der Stadt Bremen und des Raths angefochten. Dieses Alles hatte er, wie er erklärte, in der Absicht gethan, diese gute Stadt zu drücken und sich dereinst zu einem großen Manne zu erheben.

Durch sein Bekenntniß hat er die ihm angedrohete Tortur von sich abgewandt.

Nach beendigter Inquisition ward er am 10. Mai zum Tode verurtheilt, und ward ihm noch am nämlichen Tage durch die beiden Kamerarien Tieling und Koch im Zwinger das Todes-Urtheil verkündet.

Am Tage der Hinrichtung — am 12. Mai — versammelte sich die Wittheit und beschloß, daß, weil der im Eide sitzende Rath sowohl in Civil-, als in Kriminal-Sachen zu richten habe, der Wittheit Einrath auch bisher gebraucht sey, der im Eide sitzende Rath sich allein an die Gerichtsstelle verfügen solle, wo dann nach dem gewöhnlichen Eingange des Kamerars die Urgicht, d. h. das Bekenntniß des Delinquenten, nebst dem Urtheil, vom Sekretär zu verlesen sey. Die Kommissarien und die Kamerarien wurden befragt, ob sie es auf ihren Eid nehmen könnten, daß Lösekannen die Urgicht dergestalt gethan habe. Als

sie dieß bejaheten, so trat der sitzende Rath aus der Wittheits-Stube, verfügte sich an die gewöhnliche Gerichtsstelle, und ließ durch den Kamerar dem Scharfrichter befehlen, den Delinquenten aus dem Zwinger herzubringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Der Unstern.

(Fortsetzung.)

Die Unterredung wurde in verstümmeltem Italienisch geführt. „Du kannst Dein Wort nicht brechen, Aga,“ rief der Albanese; „ich zeigte Dir den Zufluchtsort der Weiber, mit der Bedingung, daß eins davon mir als Antheil werde. Die Uebrigen habe ich Dir redlich abgekauft, mit welchem Rechte weigerst Du mir die Herausgabe meines Eigenthums?“

„Mit dem Rechte des Stärkeren!“ erwiderte der Muselmann mit eintöniger Geringschätzung.

„Gieb mir das Weib heraus!“ schrie der Andere, indem er seinem Gegner näher trat; „Du hast bei Deinem Barte geschworen, Deine Zusage zu halten!“

Die Augen des Türken begannen zu funkeln, die Pfeife entfiel seinem Munde, die Hand fuhr an den Griff seines Dolchs. „Verdammter Hund von einem Giaur!“ fuhr er auf, „möge die Pest Deine lügenhafte Zunge schwärzen!“

„Du schwurst bei Deinem Barte, bei dem Haupte Deines Vaters!“ überschrie ihn der Albanese, „halte Dein Wort oder ich gehe ins Lager der Deinen, ich suche den Bimbaschi, der gegenwärtig war bei Deiner Zusage und nenne Dich öffentlich einen eidbrüchigen Mann!“

Der Aga schien sich seiner Aufwallung zu schämen, er war anscheinend in seine frühere Apathie zurückgesunken, und erwiderte, ohne irgend einen bezeichnenden Zug in seinem Gesichte: „geh, wohin Du willst, verkappter Christenhund, jeder ächte Muselmann spuckt Dir ins Gesicht.“

Wüthend wandte sich der Albanese und schien seine Drohung erfüllen zu wollen, zuvor aber begab er sich zu der Gruppe, und befahl den Matrosen, die gekauften Sklavinnen an Bord des naheliegenden Fahrzeugs zu bringen.

Während dieser Verhandlung hatte das Boot der Glory in geringer Entfernung von ihrem Schauplatze angelegt, und dem Lieutenant Osmond war nur Weniges von dem Wortwechsel entgangen.

Die junge Griechinn, nur zu gut wissend, daß sie der Gegenstand des Zwistes war, hatte sich weinend über das Kind gelehnt. Die plötzlich eintretende Stille weckte sie aus ihrer betäubenden Angst, sie erhob sich, und ihr erster Blick fiel auf das Boot, über dessen Steuer die Flagge Englands wehte. Ein herzzerschneidender Schrei rang sich aus ihrer Brust; in krampfhaften Zuckungen strebte sie vergebens, sich ihrer Bande zu entledigen, ihre Brust flog, die Stimme versagte ihr den Dienst. Der Schiffslieutenant war ihr theilnehmend näher getreten, und schon wollte er sich an den Aga wenden, um mit ihm über ihre Loskaufung zu unterhandeln: da endlich fand die Unglückliche Worte, und zum Erstaunen des Offiziers flehte sie in gebrochenem Englisch: „Herr, rette mich, ich bin eine Unterthaninn Deines Königs; Cephalonia ist meine Heimat!“

„Womit beweiset Du das?“ forschte der Lieutenant ämsig.

„Befreie mich von meinen Banden,“ stammelte die junge Frau ängstlich, „und meine Beweise werden Dir genügen.“

„Aga,“ wandte sich Eugene jetzt mit strengem Ernste an den Muselmann, „dieses Weib ruft die Hülfe meines großen Monarchen, als ihres Schutzherrn, an, befreie sie von ihren Banden,

damit sie mir die Ueberzeugung gebe, daß sie die Wahrheit sagt."

„Nur Allah ist groß; und diese Frau meine Gefangene!" versetzte der Türke mit kalter Ruhe.

„Aga, noch einmal fordere ich Dich auf," begann der Seemann mit Festigkeit. „Mein König lebt in Frieden mit Deinem Padischah. Weigerst Du Dich noch länger, dem Völkerrecht und dem Kriegsgebrauch zu huldigen, so wird Dein Capudan-Pascha es besser zu würdigen wissen, und Dein Kopf möchte die geringste Genugthuung für diese Verletzung seyn."

Der Türke sann einige Augenblicke nach, ein bedenklicher Ernst sprach sich in seinen Zügen aus: „Inschallah," lächelte er freundlich und löste die Bande der Griechinn. Nicht sobald fühlte diese ihre Hände frei, als sie auch aus ihrem Busen ein Papier zog, welches die Wahrheit ihrer Aussage aufs Unzweifelhafteste erwies. „Die Frau steht unter dem Schutze meines Monarchen!" herrschte jetzt der Offizier der Flotte, indem er sie bei der Hand nahm. Mit der andern hatte sie das Kind aufgerafft und es an ihr Herz gedrückt. „Du hast ferner kein Recht an ihr!" fuhr er fort „und im Fall Du die Gerechtigkeit meiner Forderung in Zweifel ziehen solltest, so geleite mich zu Deinem Pascha!"

Der Aga lächelte schlau, indem er seitwärts nach dem zurückkehrenden Albanesen schickte: „Inschallah, es sey so," sprach er gelassen, „ich traue Deinem Worte, nimm das Weib!" und leiser murmelte er vor sich hin: „so darf mich jener schurkische Hund doch nicht Lügner nennen und dennoch wird er geprellt!"

Nicht sobald hatte der Seeoffizier der jungen Frau angedeutet, daß sie frei sey und sich ins Boot begeben könne, als sie auch ihr Kind an sich drückte und beflügelten Laufs dem rettenden Asyle zueilte. Dort angelangt sank sie auf die Knie und hob ihre Hände zum Himmel und die Farbe der Freude kehrte auf ihre Wange zurück und die Thräne des Dankes entrollte ihrem Auge.

Drohend stürzte der Albanese herbei. In seinem Eifer bemerkte er den Seemann nicht. „Wortbrüchiger Moslem," schrie er fragend, mit vor Wuth zitternder Stimme, „Du hast mein Eigenthum an einen Andern verkauft?" —

„Eine Unterthaninn meines Königs kann nie das Eigenthum von Sklavenhändlern werden!" — tönte es mit sonorer Stimme hinter seinem Rükken. Der Albanese kehrte sich rasch um, ein einziger stechender Blick haftete auf seinem Gegner, sein ganzer Körper gerieth in eine zuckende Bewegung, die tiefliegenden Augen traten hervor, hörbar knirschten seine Zähne, blitzschnell funkelte der Dolch in seiner Hand und mit dem Rufe, in Französischer Sprache: „Teufel, Du sollst mir zum letzten Mal entgegengetreten seyn!" stürzte er sich auf den Offizier los. Auch mit diesem war in dem letzten Momente eine merkliche Veränderung vorgegangen. Ein Gemisch von Ungewißheit, Erstaunen und Unmuth sprach sich plötzlich in seinem ganzen Wesen aus. Er hatte unter der Verkleidung seinen Stiefbruder erkannt.

Nur seiner Gewandheit und überlegenen Körperkraft gelang es, den plötzlichen Anfall abzuwehren. Neben dem auf seine Brust gezückten Dolche weg, ergriff er den Arm des Wüthenden und verrückte ihn mit solcher Gewalt aus der Richtung des beabsichtigten Stoßes, daß das Mordwerkzeug der erlahmten Hand entfiel. Dann faßte er den Schäumenden vor der Brust und rief gegen Zorn und Mitleid ankämpfend: „Bruder, — nein! unmenschlicher Bube! Unglücklicher! Meuchelmörder! — wie tief, wie schrecklich tief bist Du gesunken!" —

„Durch Dich! — nur durch Dich, Du Ver-

haßter, zu meinem Verderben umherschleichender Teufel!« — schrie der Wüthende.

Die Mannschaft im Boote, die ihren Offizier keine Sekunde aus den Augen verlor, hatte den mörderischen Anfall gesehen und kaum schneller zuckt der Blitz aus der tiefhängenden Wolke herab, als auch schon ein glänzender Reif verschiedener Todeswaffen das Haupt und die Brust des Angreifers umzog.

»Halt!« befahl der Lieutenant; »Niemand lege die Hand an ihn! Geh',« fuhr er fort, indem er seinen Widersacher losließ, »geh', und möge der Himmel geben, daß wir nie uns wieder begegnen.«

Der heimtückische Bube raffte eilig die ihm entfallene Waffe auf und mit einer drohenden Geberde gegen seinen Stiefbruder eilte er dem Boote des Barbaresken-Schiffes zu, welches mit ihm und den unglücklichen Griechinnen schnell das Ufer verließ; noch aus der Ferne vernahm man das Jammergeschrei der Weiber und sah, wie sie die Arme ausbreiteten nach dem blutgetränkten, für sie auf immer verlorenen Heimatlande.

Als der Seeoffizier sein Boot betrat, stürzte sich die junge Frau zu seinen Füßen, umklammerte seine Knie und stammelte unter heißen Thränen Worte des Danks und der Freude; plötzlich aber faltete sie die Hände und flehte mit herzergreifender Inbrunst zu ihm auf: »o, Herr! vollende Dein schönes Werk, rette auch Jene, die mir verwandt und lieb sind!« —

»Sind auch sie von einer der Jonischen Inseln?« fragte der Jüngling rasch.

Die Griechinn senkte erblassend den Blick, dann sprach sie, das feindliche Verhängniß ahnend: »sie sind auf Chios geboren!«

Düster, in sich versenkt hatte sich Eugene in der Proa des Schiffs niedergelassen, und die Begebenheiten des Tages, die Schauderscenen, von denen er Zeuge gewesen war, zogen noch einmal an ihm vorüber und erfüllten sein Herz mit Grausen und Kleinmuth.

Am Bord der Fregatte angelangt, erleichterte er es durch einen Bericht an seinen Oheim. Er schämte sich der Thräne nicht, die über seine gebräunte Wange floß, als er sich über das bittere Verhängniß beklagte, das sein Ohr dem Flehen so vieler Unglücklichen verschloß; er erzählte mit Unmuth das Zusammentreffen mit seinem Stiefbruder, und berührte zum ersten Mal gegen ihn das feindliche Geschick, oder den Unstern, der über ihm und den ihm Nahestehenden waltete, und an dessen feindliche Macht er jetzt selbst fast zu glauben begann.

»Was Fatum, was Unstern!« unterbrach ihn der alte Seeheld mit kräftiger Stimme. »Ein Stern, ein ewig feststehender Polarstern bezeichnet die Fahrt jedes Menschenlebens, es ist die Pflicht. Wer ihn nicht aus den Augen läßt, wird auch nie die Tramontana verlieren, und trotz Untiefen und Wogensturz wohlbehalten und zu rechter Zeit auf der Station anlangen, wo der große Admiral eines schönern Reiches Flagge aufgezogen hat. Doch ich will die Jonierinn sprechen, führe sie zu mir!« —

(Die Fortsetzung folgt.)

Die heiße Quelle von Aix.

Zu Aix in der Provence war früher eine heiße Quelle, von welcher der Ort den Namen Aquae Sextiae führte. Als man außerhalb der Stadt 100 Schritte von der Quelle eine Grube machte, entsprang eine Kaltwasserquelle, die später eine Mühle trieb. Seitdem nahm die warme Quelle ab, und als noch andere Quellen in der Nähe eröffnet wurden, vertrocknete sie ganz. Als im Jahre 1721 die Pest wüthete, erklärten die Aerzte, daß das Baden in der warmen Quelle

sehr wohlthätig seyn würde, die kalten Quellen wurden verstopft und die warme Quelle erschien nach 21 Tagen wieder. Seit dieser Zeit wurden die kalten Quellen wieder geöffnet, und die warme hörte abermals auf. Augenscheinlich hängen also beide Quellen zusammen, aber in welche Tiefe sinkt die eine zurück, wenn sie 21 Tage braucht, um in der geringen Entfernung wieder zu erscheinen? und was macht, daß sie an der einen Stelle heiß, an der andern kalt erscheint?

* Verstehet Ihr auch, was Ihr leset?

Wenn man zu den krankhaften Erscheinungen unserer Zeit rechnet, daß im Canton Tessin eine Kommission von Geistlichen zur Beurtheilung des Kriegswesens und eine Kommission von Aerzten zur Begutachtung eines Brückenbaues ernannt ist, so möchte man fragen, zu welcher Art von Krankhaftigkeit zu rechnen sey, wenn in einer Handelsstadt über Handelsangelegenheiten auf das Urtheil eines Geistlichen Bezug genommen wird, wie im Bürgerfreunde Nro. 30 geschehen ist, wo Jemand in einer Aeußerung des Herrn Dr. Bretschneider einen Ausfall auf den Deutschen Handelsbund zu finden vermeint, ungeachtet in jenem Ausspruche offenbar das gerade Gegentheil steht, indem es heißt: „Die Schädlichkeit der Zölle würde „durch eine größere Ausdehnung im Raume ver„mindert;“ also mit andern Worten: „Der frühere schädliche isolirte Zustand der einzelnen Deutschen Staaten hat sich in einen glücklicheren allgemein vereinten Zustand verwandelt.“ Es möchte vielleicht räthlich seyn, eine Kommission von Aerzten zu ernennen, um die Gehirne mancher Leute zu begutachten, und möglichst zu repariren, die an der Krankhaftigkeit leiden, nicht zu verstehen, was sie lesen, und obendrein Belehrung stets da suchen, wo sie am wenigsten zu finden ist.

Schmetterlinge und Bienen.

Am 12. Januar war in Cherburg Morgens sechs Uhr ein imposantes Meteor in Gestalt einer leuchtenden Kugel von einer solchen Größe zu sehen, daß der ganze Horizont entflammte und das Volk Mirakel rief. Man glaubte, die Sonne, welche in diesem Monate nach sieben Uhr aufzugehen pflegt, habe ihre Gewohnheit geändert und ihr Bett schon um fünf verlassen.

Ein Erdbeben, welches am 20. Februar vorigen Jahres in Chili Statt hatte, verheerte nach der Beobachtung eines Schiffskapitäns, der die Küste bereiste nach dem Ereigniß, eine ganze Gegend des Meergrundes, dergestalt, daß die Insel Santa Maria, die in dem Bezirke liegt, jetzt zehn Fuß über dem Wasserspiegel erhaben ist. Man kann diese Aufblähung des Globus wieder als Beweis für die Behauptung anführen, daß vor dreitausend Jahren das Atlantis der alten Welt im Mittelmeere versunken und nur Malta, Sicilien und die benachbarten Inseln übrig geblieben seyn.

Miscellen.

* In Genf ist der veraltete Gebrauch, die Thore der Stadt die Nacht über zu schließen, endlich auch abgeschafft worden. Basel ist gegenwärtig in der Schweiz nur noch die einzige Stadt, wo gegen Abend die Thore, den Spaziergängern und Reisenden zum Trotze, geschlossen werden; wird aber wohl nicht lange hinter den Anforderungen der Gegenwart zurückbleiben dürfen. —

* Ein Französischer Straßenaufseher hat eine Kehregge erfunden, die sehr nützlich werden kann. Vermittelst dieses wohlfeilen Instruments, das von zwei Pferden gezogen wird, kann man ohne alle Mühe den Koth von den Straßen hinwegschaffen.

Im Café Valois zu Paris befand sich kürzlich ein Greis von 84 Jahren, der mit mehreren berühmten Männern früherer Zeit in nähern Verhältnissen gestanden hatte: er zeigte den Neugierigen zehn von Mirabeau unterzeichnete Billete von 1000 Fr., die niemals bezahlt worden waren. Ein Liebhaber kaufte ihm alle 10 Stücke für die mäßige Summe von 100 Fr. ab. Bald darauf trat er zwei davon an einen reichen Hamburger Kaufmann für 3,800 Fr. ab, kann also über seinen abgeschlossenen Handel nicht klagen.

Die Originale.

Originale unter Menschen gehn zu Ende,
Jetzt sehen sie einander alle gleich.
Wie Geld geht Jeder durch zu viele Hände
D'rum wird bald das Gepräge bleich.

T — r.

---

* Literatur.

(Eingesandt.)

Von Th. v. Kobbe sind bei Kaiser in Bremen:

„Reiseskizzen durch Belgien und Frankreich"

erschienen, worauf wir alle Diejenigen aufmerksam machen, welche mit den bis jetzt erschienenen Geistesproducten des genialen Verfassers bekannt, stets auf neue Schriften desselben erwartungsvoll gespannt sind. Derselbe giebt in diesem Werkchen neue Proben seines unerschöpflichen Witzes und seiner feinen Beobachtungsgabe, wodurch er häufig an den Fürsten Pückler-Muskau erinnert, den er jedoch darin übertrifft, daß sein Humor nie beleidigend wird und seine Beobachtungen nie zu tief hinabsteigen und seine Witze nie gemein werden. — Den Schluß des Buches macht die kleine Novelle: „Der anonyme Brief," deren Werth eigentlich nur darin besteht, daß der Verfasser sie selbst erlebte.

Auch ein neues Product der Dichtkunst nahm in dieser Zeit unser ganzes Interesse in Anspruch. Ein Werk, vom Umfang klein; aber groß vom wahren Gehalt, unter dem Titel:

Prometheus, Tragödie vom Verfasser des Abälard (Assessor Wedekind) Osnabrück, Rackhoff, 1836,

welches billiger Weise in jedem Deutschen Hause zu finden seyn sollte. Der Gegenstand der wirklich schönen, in der edelsten Sprache abgefaßten Dichtung ist nämlich Napoleon und sein Schicksal, wie es durch eigne Schuld, durch nichts achtenden, grausenerregenden Egoismus herbeigeführt, für Mit- und Nachwelt ein Beispiel von dem oft zögernden, aber nie ausbleibenden Walten der Nemesis wurde. Die Wahrheit und einleuchtende Klarheit, mit der das Gedicht diesen reichen Stoff behandelt, muß selbst den leider auf Deutschem Boden noch zahlreichen Bewunderern des sogenannten großen Mannes imponiren, der dem Hellsehenden als ein Opfer verderblicher Ruhm- und Selbstsucht erscheint. — Ehre sei dem patriotischen Sinne des Dichters, der den der Mühe würdigen Gegenstand so trefflich zu behandeln wußte. Schon in seinem Abälard, abgesehen davon, daß das Süjet nicht für die Bühne ist, hat der Verfasser wieder dargethan, daß er ein Dichter bedeutenden Ranges ist; möge er fortfahren, das Publikum durch seine Gaben zu erfreuen!

***

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 26.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 32.

Bremen, Donnerstag den 21. April 1836.

Gestorben:

Nro. 387. Den 15. April. Der Arb. Wilke Reinke Meyer, 36 Jahr; Wätjen-Gang Nro. 9.

— 388. Den 15. — Des Arb. Heinrich Boljes Sohn (todtgeboren); kl. Krummenstraße Nro. 20.

— 389. Den 15. — Der Zimmergesell Johann Döhle, 78 Jahr; außerm Steinthor Nro. 92.

— 390. Den 15. — Der Matrose Hermann Sanders, 18 Jahr; aus Minden.

— 391. Den 16. — Des verst. Maurergesellen Bernhard Sanders Wittwe, geb. Blendermann, 65 Jahr; große St. Johannisstraße Nro. 88.

— 392. Den 16. — Die Wärterinn Rebecka Wähmann, 33 Jahr; Hutfilterstraße Nro. 16.

— 393. Den 16. — Des Pastors Dr. Adolph Ludw. Friedr. Pletzer Tochter, 4 Monat; auf dem Stephanikirchhof Nro. 4.

— 394. Den 16. — Des Hökers Johann Georg Kloeber Ehefr., geborne Schär, 45 Jahr; große St. Johannisstraße Nro. 68.

— 395. Den 16. — Der Arb. Joh. Reimers, 54 Jahr; Blumenstraße Nro. 4.

— 396. Den 16. — Des Schneidermeisters Friedr. Gottfried Klages Sohn, 1 J.; Schwanenstr. N. 36.

— 397. Den 16. — Des verst. Herm. Thiele Wittwe, geb. Meyer, 67 Jahr; Armenhaus.

Nro. 398. Den 17. April. Des verst. Arb. Cord Meier Wittwe, g. Boschen, 57 J.; außerm Steinthor N. 141.

— 399. Den 17. — Der Unteroffizier Joh. Friedr. Böschemeyer, 22 Jahr; Hospital.

— 400. Den 17. — Des verst. Schuhmachers Friedrich Muller Wittwe, geb. Lackmann, 64 Jahr; kleine Krummenstraße Nro. 4.

— 401. Den 17. — Des Schuhmachers Joh. Carl Ludwig Bölsdorff Tochter (todtgeboren); Spielleutestraße Nro. 1.

— 402. Den 17. — Des Kaufmanns Anton Carl Heinr. Imhorst Sohn, 6 Monat; Schlachte Nr. 4.

— 403. Den 18. — Des Zimmergesellen Friedr. Genthauer Ehefr., geb. Steenwerth, 32 Jahr; Fedelhören Nro. 2.

— 404. Den 18. — Des verst. Wirths Conrad Rutenberg Wittwe, geborne Meyerricks, 86 Jahr; Neuenstraße N. 39.

— 405. Den 18. — Des Sprachlehrers Georg Kirkaldie Sohn, ¼ Jahr; Balgebrückstraße Nro. 6.

— 406. Den 19. — Des verstorb. Kaufmanns Wolbrand Rudolph Spange Wittwe, geb. Kehrmann, 90½ Jahr; Rembertistraße Nro. 34.

Geboren:

Nro. 447. Den 6. April. Des Consumtions-Gehülfen Joh. Heinr. Volckmann Ehefr., geb. Dürkop, hinterm Abdenthorswall Nro. 63; v. e. Mädch.

— 448. Den 13. — Des Polizeidieners Henr. Anton Wacker Ehefr., geb. Wiegand, kl. Allee Nr. 9; von einem Mädchen.

— 449. Den 14. — Des Tabacksfabrikanten Joh. Heinr. Callmeyer Ehefr., geb. Müller, gr. St. Annenstraße Nro. 128; von einem Mädchen.

— 450. Den 14. — Des Küpers Herm. Heinr. Franz Brinckmeyer Ehefrau, geb. Köster, Grützmacherstraße Nro. 19; von einem Knaben.

— 451. Den 14. — Ein Mädchen — beim Steinern-Kreuz.

— 452. Den 15. — Des Arb. Heinr. Boljes Ehefr., geb. Pott, kleine Krummenstraße Nro. 20; von einem Knaben.

— 453. Den 15. — Ein Knabe — Paulsberg Nro. 31.

— 454. Den 15. — Des Maurers Raphael Fischer Ehefrau, geb. Claus, Buntenthorssteinweg N. 187; von einem Knaben.

— 455. Den 15. — Des Arb. Wilh. Wiewesing Ehefr., geb. Beck, hinterm Osterthorswall Nro. 21; von einem Knaben.

— 456. Den 15. — Des Arb. Friedr. Gottlieb Ehefrau, geborne Ficke, Huntels-Gang Nro. 2; von einem Mädchen.

— 457. Den 16. — Des Knochenhauers Joh. Goosmann Ehefr., geb. Görcks, Neuenstr. Nro. 80; von einem Mädchen.

Nro. 458. Den 16. April. Des Sattlergesellen Christ. Friedr. Mertz Ehefr., geb. Ahrens, Kohlhökerstraße Nro. 13; von einem Mädchen.

— 459. Den 16. — Des Gastwirths Ferdin. Conr. Chr. Heinr. Heitmann Ehefr., geb. Sparcke, Haakenburg; von einem Mädchen.

— 460. Der 16. — Des Schauspielers Carl Ludwig August Räthling Ehefr., geb. Stricker, U. L. Fr. Kirchhof Nro. 4; von einem Knaben.

— 461. Den 16. — Des Kaufmanns Joh. Heinr. Daniel Prusse Ehefrau, geb. Degener, Brautstraße Nro. 29; von einem Mädchen.

— 462. Den 17. — Des Kaufmanns Johann Ludewig Schrage Ehefr., geb. Schrage, Obernstraße Nro. 15; von einem Mädchen.

— 463. Den 17. — Des Schuhmachers Joh. Carl Ludw. Bölsdorff Ehefr., geb. Leck, Spielleutestraße Nro. 1; von einem Mädchen.

— 464. Den 17. — Des Schloffermeisters Christian Hr. Fehrmann Ehefr., geb. Dieckhoff, Molkenstr. Nro. 21; von einem Mädchen.

— 465. Den 17. — Des Reepschlägers Heinrich Ludwig Welting Ehefrau, geb. Bolte, Muggenburg Nro. 6; von einem Mädchen.

— 466. Den 17. — Des Glashändlers Joh. Horstmann Ehefrau, geb. Greve, Buntenthorssteinweg Nro. 250; von einem Knaben.

— 467. Den 18. — Des Segelmachers Daniel Entholt Ehefr., geb. Tedisen, Spielleutestr. Nro. 4; von einem Knaben.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 33.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 24. April 1836.

Als Gott den Pariser schuf, sprach er: sey neugierig und laß dich betrügen von Jedermann; du sollst Alles bewundern und Nichts unglaublich finden.
Lesage.

Ergebung.

An
Lamennais.

(Aus dem Französischen.)

Wer ist's, der auf dem Markt als Lehrer sich verkündet,
Und der ein ganzes Volk zu gift'ger Wuth entzündet?
Der ihm von seinem Recht, statt seinen Pflichten spricht,
Sprich, Priester, uns vom Kreuz des Herrn — von Anderm nicht!
Ja, sprich zu uns vom Kreuz, gedrückt von dessen Bürde
Hinschritt auf Golgotha der Mensch von Götterwürde!
Vom Kreuze, welches dir und mir ist auferlegt,
Das jeder Niedrige und das der König trägt!
O, wenn dereinst dein Sieg die Fahnen wird entrollen —
Wenn, allzuoft getäuscht, wir nicht mehr glauben wollen:
Wie willst du trösten dann das Volk in seiner Wuth,
Das vor dich treten wird, bepurpurt ganz mit Blut?
Wenn dir die Mütter nahn, nachfragend ihren Söhnen,
Und vorwurfsvoll von dir in ihren Qualen stöhnen:

„Wie gestern, so auch heut' auf uns das Unglück ruht!
Und gestern war es Koth, und heute ist es Blut!
Staub hat den gold'nen Traum, den du gezeigt, begraben!
Nur Eines steht noch fest — das Elend, hoch erhaben!
Bist du der Heiland nicht, gepriesener Prophet?
Sag' an uns, o Prophet, wie's mit der Gleichheit steht!
Die Guillotine trinkt, wie in vergang'nen Tagen,
Blut der Franzosen, die dem Hunger nicht erlagen.
Die Besten sind nicht mehr — du selbst, der's gut gemeint,
Verlorst den Heil'genschein; dein Nam' ein Nichts erscheint!
Die deinem Winke jüngst noch folgten, blind ergeben —
Die kennen dich nicht mehr — die fordern jetzt dein Leben,
Und durch die große Stadt eilt das Gerücht im Flug:
Der Freiheit Sache liebt der Priester nicht genug!"

Wenn du in solcher Noth das arme Volk wirst sehen:
Wirst du, wie Jesus, nicht den Thränen widerstehen,
Und weil dein menschlich Wort dann keinen Brodkorb füllt,
Sprichst du, in deiner Hand das Angesicht verhüllt:
„Ergebt Euch, Brüder d'rein! Ihr sollt bei Euch mich finden!
Der Bosheit überlaßt die Läst'rung und die Sünden!
Die ganze Wahrheit jetzt vernehmt aus meinem Mund':
Es dreht die Menschheit sich in einem ew'gen Rund'!
Das Uebel und das Glück mit nimmer müden Händen

Pflegt ewig die Natur in gleichem Maß zu spenden.
Zwei Worte schuf die Zeit: Sendung und Weiterstre-
bung, *)
Doch giebt's ein größ'res noch und dieses heißt Ergebung!
Stets schafft des Schicksals Hand, gleich einem Weizenfeld,
Die Menschen um und um in dieser jetz'gen Welt.
Der Schmerz ist das Gesetz, das gilt in diesem Reiche:
Stets wandelt sich die Form — der Stoff bleibt stets der gleiche!
Ueber's Atlant'sche Meer die Schlange Schmerz sich schwingt;
Schaut, wie ihr gift'ger Ring Amerika umschlingt!
Der Mensch wird überall in allen künft'gen Tagen,
Sey frei er oder Sklav', vor Gottes Hauche zagen!
Mißtraut dem, der im Reich des Denkens König heißt!
Denn eiskalt ist sein Herz, wie glühend auch sein Geist;
Denn Alle sind sie stolz — und heute dieß erfahrt:
Wös ist des Stolzes Frucht, — der Liebe — guter Art.
Nicht Einer, der nicht gern, seines Systemes Größe
Zuliebe, das beste Blut des Vaterlands vergöße.
Ungleichheit herrscht und wird stets herrschen auf der Erden; —
Nur vor der Ewigkeit wir wieder Gleiche werden!
O Brüder, denken wir in diesem ird'schen Thal
Des Oelbergs, wo den Schweiß mit Blut gemischt die Qual!"

Jetzt schweigt des Priesters Mund; bei einem großen Schlosse
Belausch' ich das Gespräch von einem Bubentrosse:
„Ach seit fünf Jahren geht's nun immer mehr zurück!
Es braucht ein Kaiserschwert, zu retten unser Glück!
Noth thut ein ehrner Zaum dem Volk, das kein Gebot
Mehr ehrt...!" — „Ich sage Euch: die Freiheit nur thut Noth!
Doch jene Freiheit, die langsam, mit sich'rem Maße
Wie eine Priesterinn hinwandelt ihre Straße!
Du Priester, Knaben ihr, deren Mund leis' nur spricht —
Die heil'ge Freiheit — sie erkanntet ihr noch nicht!
Du, du befleckst mit Blut die göttlichen Gewande,
Und ihr erstickt die Stimm' ihr durch schmachvolle Bande —
Ihr seyd nicht ihres Stamms! auf eurem Grab erhebt
Aus eurer Asch' ein Volk sich, groß und neubelebt!"

O Freiheit! Göttinn du, so theuer meinem Herzen!
O wie die Rasenden dir schaffen so viel Schmerzen!
O wie begreifen sie so schlecht dein neues Reich!
Ich seh' dein Angesicht bethränt und jammerbleich.
Doch laß den Glauben nicht an unser Frankreich fallen!
In unsrer Mitte bleib' trotz diesen Leiden allen!
Wenn auch das blinde Volk dir deinen Glanz entweiht:
Erwarte, Göttinn, du mit Ruhe deine Zeit!
Wenn in Neapel oft sich Stürme wild erstechen,
Des Himmels und des Lands Festglanz zu unterbrechen:
Verhüllt das Taggestirn ein Weilchen seinen Schein,
Es weiß doch: immerdar wird es die Sonne seyn!

Antoni Deschamps.

*) Man entschuldige diese Uebersetzung von progrès.

---

* Aeltermann Burchard Lösekannen.

(Fortsetzung.)

Auf diesen Befehl wurde um 9 Uhr des Morgens Lösekannen gebunden durch die reitenden Diener, den Marktvogt und Gewaltsknechte an das Rathhaus geführt, und von dem Marktvogt und dessen Knechten vor das Gericht gebracht. Er war mit einem kurzen schwarzen Rock und einem langen Trauermantel bekleidet; sein Hut war mit einer breiten Trauerbinde umwunden, und unter demselben trug er eine corduane Mütze. So trat er, bestiefelt und bespornt, mit einer Freimüthigkeit, welche eine allgemeine Bewunderung erregte, vor den sitzenden Rath, dem der Bürgermeister Statius Speckhan als Präsident vorstand. Er nahm den Hut ab, ließ aber die Mütze sitzen. Nach einer kurzen Anrede des Kamerars Tieling wurde durch den Sekretär von der Lith seine, in 8 Hauptpunkten zusammengezogene Urgicht vorgelesen, und dann folgendes Urtheil eröffnet:

„In peinlichen Sachen Burchard Lösekannen „erkennt E. H. Rath der Stadt Bremen, mit Zuziehung der E. Wittheit, allen befundenen Umstän„den und seinem selbsteigenen, verschiedentlich „wiederholten Bekenntniß nach, für Recht: daß „gedachter B. L. wegen seines begangenen Mein„eides, wie auch wegen seiner, wider diese gute „Stadt, als sein Vaterland, und die Gemeinde „zu ihrem Bedruck verübten, boshaften Gefähr„lichkeiten und wichtigen ausgesprengten Schmäh„schriften, ihm zur wohlverdienten Strafe, An„dern aber zum abscheulichen Exempel, die beiden „Vorderfinger aus der rechten Hand sollen ab„geschlagen, und er darauf mit dem Schwert

„vom Leben zum Tode zu richten und zu be„strafen sey: inmaassen derselbe dann hiemit „dazu comdemnirt und ertheilt, und dem Scharf„richter auch die Execution und Vollstreckung „dieses Urtheils hiemit demandirt und empfoh„len wird. V. R. u. A. W."

Nach der Eröffnung dieses Urtheils versprach der Scharfrichter, daß er diesem Befehl getreulich nachfolgen wolle.

Lösekannen bat flehentlich — indem er die corduane Mütze abnahm — daß man ihn mit dem Abhauen der Finger verschonen und gestatten möge, daß er nach gehaltener Justiz in sein Haus getragen und manierlich begraben werde.

Der Senat ließ ihn zurücktreten, und berieth sich über seine Bitte; diese wurde ihm aber abgeschlagen, indem der Präsident Speckhan erklärte, daß solches nicht bei ihnen stünde, da die Wittheit das Urtheil beschlossen hätte. Der Kamerarius zeigte dem Lösekannen, der wiederholt um Begnadigung wegen der Finger bat, an, daß jetzt nichts mehr abgeändert werden könne; es widerfahre ihm ohnehin Gnade. Lösekannen, welcher noch sagte: „ist denn keine Gnade bei den Menschen, so ist doch Gnade bei Gott!" wurde nun fortgeführt, und auf das Schaffot gebracht. Dieses war des Morgens früh zwischen der Rolandssäule und dem Pranger am Markt errichtet, und mit einer Kompagnie Soldaten umsetzt; eine Bürger-Kompagnie stand mit fliegenden Fahnen auf dem damals noch offenen Börsenplatz.

Lösekannen betrat das Schaffot mit einer kaum denkbaren Fassung des Gemüths; er nahm sich selbst den Mantel ab. Nachdem er mit Hülfe des Scharfrichters entkleidet war, kniete er, seine beiden Vorderfinger wurden auf einen ihm gegenüber stehenden Block gelegt, mit einem rothen Bande durch eine Krempe gezogen, und mittelst eines darauf gesetzten breiten und scharfen Meißels mit Einem Schlage abgehackt. Er war im Begriff, zu Boden zu sinken; allein er ward sogleich aufwärts gehalten, und der Scharfrichter schlug ihm schnell mit Einem Hieb den Kopf herunter. Der Hieb ging dem zu nahe dabei stehenden Marktvogt durchs Kleid und Hemd bis auf den bloßen Leib.

Der entseelte Körper ward nebst dem Kopf und den Fingern von den Gewaltsknechten mit den Kleidern, Stiefeln und Sporen in einen dazu bereit stehenden Sarg gelegt, dieser, in Ermangelung eines Hammers, mit einem Kieselsteine zugenagelt, mit einem schwarzen Tuche behangen, dann auf einen Bauernwagen gesetzt, und über die Obernstraße, dem Hause Lösekannen's vorbei, aus dem Ansgariithor nach Michaelis oder dem sogenannten Armensünder-Kirchhofe gefahren, wo er in den darüber führenden Fußpfad durch des Scharfrichters Knechte eingescharrt wurde.

Am folgenden Tage strömte eine Menge Volks dorthin, und ließ in lauten Verwünschungen und Schimpfreden ihren gerechten Unwillen gegen den Verräther aus.

Daß Bürgermeister Speckhan in der Folge ebenfalls einer ähnlichen Verrätherei verdächtig geworden, und durch die Wuth des gegen ihn empörten Pöbels, sich genöthigt gesehen hatte, am 5. Dezbr. 1654 seiner Bürgermeister-Würde zu resigniren; daß er darauf im Jahre 1658 von dem König Karl Gustav von Schweden als Etats-Rath angenommen, und die Erbitterung des Volks zu dem Grade gestiegen, daß am 27. u. 28. Nov. 1666 ein gefährlicher Aufstand des Volks gegen ihn entstanden und solcher nur mit großer Mühe des Senats gestillt sey: dieß Alles kann dennoch nicht die von Einigen gehegte Vermuthung begründen, daß Speckhan eigentlich der Verräther gewesen sey; daß er, um den Verdacht von sich

abzuleiten, solchen auf Lösekannen zu wälzen gesucht habe, und daß durch seine Machinationen der Letztere als ein unschuldiges Opfer gefallen sey. Man bedenke nämlich Folgendes:

Bei dem ganzen Hergange dieser Geschichte, wie ich sie aus den zuverlässigsten Quellen *) geschöpft und erzählt habe, zeigt sich keine Spur von einer Parteilichkeit des Raths, oder gar von einer, von Speckhan unternommenen Machination. Außer den Kamerarien wurden der notorisch höchst verdienstvolle, durchaus rechtschaffene Syndikus Wachmann, der ältere, und 2 Senatoren, und dann noch ein von Seiten der Aelterleute und der Bürgerschaft beigeordneter Notar zu der Inquisition kommittirt, wobei vom Sekretär ein genaues Protokoll geführt wurde, welches nach der Zusicherung des Raths den Aelterleuten und der Bürgerschaft mitgetheilt ist.

Zwar ward diese Inquisition sehr schnell, in wenigen Tagen beendet; allein man muß bedenken, daß in der damaligen Zeit in Kriminalsachen viel summarischer und mit einer bei weitem weniger umständlichen Untersuchung jeder Nebenumstände und mit keiner so sorgfältigen Prüfung der Beschaffenheit und der Größe des begangenen Verbrechens und der persönlichen Eigenthümlichkeit des Verbrechers, wie gegenwärtig, verfahren wurde; und daß es daher genügte, daß aus den Schriften und aus dem Geständnisse Lösekannen's dessen Verrätherei hinreichend konstirte; und daß dessen Bekenntniß nicht durch die Tortur ihm abgepreßt, sondern diese ihm nur, nach dem damaligen Gerichtsgebrauch, angedrohet, jedoch nicht in Ausführung gebracht; und daß in der Folge auch das von ihm abgelegte Bekenntniß nicht von ihm zurückgenommen, auch von den Kommissarien und Kamerarien die Richtigkeit dieser Urgicht eidlich versichert sey. — Daß die Bitte Lösekannen's, um Begnadigung der Finger, von dem sitzenden Rath, bei dem zufällig Speckhan präsidirte, abgeschlagen wurde, lag in dem angeführten Umstande, daß das mit Zuziehung der Wittheit abgefaßte Urtheil nicht nachhin einseitig von dem sitzenden Rathe abgeändert werden konnte; auch ist jene Bitte Lösekannen's nicht gleich unmittelbar vom Präsidenten Speckhan, sondern nach vorab genommener Rücksprache mit dem sitzenden Rathe abgeschlagen. Uebrigens erscheint die erkannte Strafe des Meineides, des Hochverraths und der gegen den Rath ausgesprengten Schmähschriften als der Vorschrift der Halsgerichts-Ordnung Kaiser Karl's des V. und den damaligen strengen Kriminalgesetzen gemäß, und hätte vielleicht noch auf irgend eine Weise, wie der Kamerar Tieling durch die Worte, daß ihm noch Gnade wiederfahren sey, bemerkte, geschärft werden können. (D. Beschl. f.)

*) Dr. Archivar H. Post Bremische Chronik 4. B.; P. Koster's Bremische Chronik; die Kriminal-Geschichte der Stadt Bremen, gesammelt von dem Actuar des Kriminal-Gerichts Friedrich Stöver; die in dem hiesigen Archive befindlichen Extrakte der wegen Lösekannen geführten Wittheits-Protokolle, und mehrere daselbst aufbewahrte Nachrichten von diesem Ereignisse.

---

* Der Unstern.

(Fortsetzung.)

Eugene *) holte die junge Frau herbei. Sie mußte dem Kapitän erzählen, wie sie während dieser schrecklichen Catastrophe nach Chios kam.

Ihr Mann war Schiffsführer von Argostoli; seine Schwester auf Chios verheirathet. Letztere war vor einiger Zeit ihrem kurz zuvor gestorbenen Manne, einem wohlhabenden Landwirth, in die Ewigkeit nachgefolgt und hinterließ drei Töchter in dem Alter von 15 bis 20 Jahren. Diese wünschten in ihrer Verlassenheit ihre be-

*) Durch ein Versehen ist der Held dieser Novelle in einigen der früheren Blätter bald Eugene, bald Etienne genannt. Ich muß nun schon die verehrten Leser bitten, selbst die Pathenstelle zu vertreten. Daeves.

drohte Heimath gegen einen Zufluchtsort auf den Jonischen Inseln zu vertauschen, und schrieben deßhalb an ihren Oheim. Dieser fand zufällig eine Ladung nach Smyrna, nahm seine Gattinn mit, setzte sie auf Chios aus, um seinen Nichten behülflich bei dem Verkaufe ihres Eigenthums zu seyn, und steuerte dann seinem Entladungsplatze entgegen. Bald nach ihrer Ankunft fand sich auch ein Franke an, der über den Ankauf eines Grundstücks mit den Eigenthümerinnen unterhandelte. Er wurde gastlich aufgenommen, und als die blutdürstigen Asiatischen Horden die schöne Insel überschwemmten, begleitete er sie zu einem vermeintlich sichern Zufluchsorte im Gebirge. Einige Stunden nachher verrieth er sie an den Aga. Der Bösewicht war der Stiefbruder Eugene's. Der Kapitän stampfte mit dem Fuße. „Was bezahlte er für Deine Nichten?" fragte er von Zorn geröthet. „Irre ich nicht, so waren es hundert Zechinen," versetzte die Griechinn.

Der Kapitän ließ den zweiten Lieutenant kommen, behändigte ihm das Dreifache der Summe und trug ihm auf, die drei Mädchen von dem Sclavenhändler zurück zu kaufen. Das Boot stieß ab; kehrte jedoch nach einiger Zeit unverrichteter Sache wieder zurück. „Die jungen Frauen seyen für die Harems in Constantinopel bestimmt, und um keinen Preis und am allerwenigsten an den Kapitän würde er sie jetzt schon wieder abstehen", war die beleidigende Antwort.

Mit über einander gesenkten Armen schritt Kapitän Osmond das Verdeck auf und ab. Er suchte den Unmuth nieder zu kämpfen, in den ihn theils diese Antwort, theils seine, ihm jede andere energische Maßregel untersagende Instruction versetzte.

Während dem hatte das Barbareskenschiff nebst einem anderen, einen gleichen Zweck verfolgenden, die Anker gelichtet und steuerte wie zum Hohn in der Nähe der Fregatte vorbei, und deutlich sah man den Albanesen, wie er trotzig nach dem Kriegsfahrzeuge herüber blickte. Zu gleicher Zeit aber tauchten von der entgegengesetzten Seite zwei kleine Fahrzeuge auf, die gegen den Wind steuerten. Sie schienen sich um die Barbareskenschiffe nicht zu kümmern und nur bemüht, die Höhe des Canals zu erreichen. Plötzlich aber veränderten sie ihren Cours und hielten mit vollen Segeln auf die ersteren ein. Selbst von der Fregatte aus konnte man nicht erkennen, welcher Nation sie angehörten; bald aber gewahrte man, wie ihr Verdeck sich mit Griechischen Seeleuten füllte, wie sie sich der beiden Schiffe ohne Widerstand bemächtigten, deren Mannschaft ihrer Kleidung beraubten, sie dann zwangen, in die Böte zu steigen, und sich nun mit ihren Prisen der Fregatte näherten. Hoch auf jubelten die Englischen Matrosen. Freudig schlug das Herz der jungen Griechinn, und Kapitän Osmond drückte schweigend dem Neffen die Hand, und sprach: „siehst Du, der große Admiral beschämt unsern Kleinmuth."

Die eine der Misticks näherte sich dem Kriegsschiffe und machte ein Zeichen, daß ihr Führer eine Unterredung wünsche. Die Erlaubniß ward ertheilt und ein Boot stieß von ihr ab, in welchem sich die drei jungen Mädchen und ein Griechischer Krieger befanden, welcher Letztere die Aufmerksamkeit der Engländer aufs Höchste erregte. Er trug die Seemannskleidung höheren Grades seiner Nation, eine hohe rothe Mütze mit Goldquasten, ein gesticktes Wamms und weite faltige bis an die Knie reichende Unterkleider. Um den bloßen, von Luft und Sonne gebräunten Hals war nachlässig ein kleines seidenes Tuch geschlungen, der reichgestickte Gürtel enthielt einige mit Silber und Edelsteinen ausgelegte Pistolen und Dolche, und an einem rothsaffianenen Bandeliere hing über die Schulter herab der gekrümmte Damaszener. Kühnheit und Entschlossenheit misch-

ten sich mit einem feierlichen Ernste in seinen Zügen und seiner ganzen Haltung.

Während die Frauen in stiller Umarmung sich ihrer Rettung und Wiedervereinigung freueten, hatte der Fremdling eine kurze Unterredung mit dem Kapitän, deren Gegenstand jene betraf, die sich aber auch gewiß auf Größeres erstreckte; denn die Augen des letztern strahlten mit ungewöhnlichem Feuer, als er dem Griechen beim Abschiede die Hand schüttelte.

Es war der kühne Seeheld, dessen Name in den Annalen des wiedergeborenen Griechenlands eine der ersten Stellen eingenommen hat; der tapfere Kapitän Georg, der Rächer von Chios.

Seine beiden Fahrzeuge waren zu Brandern eingerichtet, die den gemordeten Landsleuten eine grausige Hecatombe bringen sollten. Er hatte seine Rechnung mit der Erde abgeschlossen, denn er kannte die ganze Gefahr seines Unternehmens; aber dieses Unternehmen sollte, wenn es gelang, dem übermächtigen aber feigen Feinde eine Niederlage beibringen, die in ihrem moralischen Gefolge für ihn von größerem Nachtheile, als eine verlorene Schlacht, und für die Freiheitskämpfer ein mächtigerer Impuls, als eine zweideutige Hülfe von außen seyn mußte.

Nachdem der Grieche auf sein Schiff zurückgekehrt war, bekleidete er und einige seiner Genossen, so viel deren zur Leitung der beiden Fahrzeuge nöthig waren, sich mit den Anzügen der Barbaresken, die übrige Mannschaft begab sich auf die beiden kurz zuvor gemachten Prisen. Die beiden Brander kavirten nun auf den Kanal von Chios zu, wo die große Türkische Flotte in stolzer Ruhe vor Anker lag. Wohl bemerkte man von ihr aus die beiden gegen den Wind ankämpfenden und anscheinend von den beiden andern starkbemannten Schiffen verfolgten Segel, aber man gewöhnte sich an dem Anblick und der anbrechende Abend verhüllte sie mit seinem Schleier.

Kapitän Georg aber hatte Zeit genug gehabt, sich sein Ziel auszuersehen. Wie die vom Stoßvogel verfolgte Taube sich in die Nähe des Tigers rettet, so schloß sich sein Fahrzeug an das große Admiralschiff von 80 Kanonen und klammerte sich fest. Da — da züngelten hier und dort die Flammen hervor, durchliefen mit Blitzesschnelle das Tauwerk, theilten sich dem feindlichen Coloß mit und nach wenigen Minuten flog er unter furchtbarem Krachen in die Luft. Der Capudan Pascha, die ersten Offiziere und 2,300 Mann kamen auf diese schreckliche Art um, und das Meer begrub die ungeheure Beute, die Schätze der reichen Insel, die hier zusammengehäuft waren, in seinen Schooß. Der zweite Brander hatte sich an das Hauptschiff des Paschas Guemici gelegt, und nur mit vieler Anstrengung gelang es diesem, sich von ihm los zu machen. Die kühnen Griechischen Seeleute entkamen, von Nacht und Verwirrung unterstützt, glücklich, und wurden unter hohem Jubel von ihren Landsleuten empfangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Abermalige Hinweisung auf einen von allen Seiten gefühlten Uebelstand.

Vor einigen Tagen ereignete sich wieder das Unglück, daß ein Kind unter einen Wagen kam, welcher die durch das alte Pumpenhaus noch immer beengte Krahnpforte herunterfuhr und um die Ecke biegen wollte. Das Kind wurde so eben vom Tode oder schrecklicher Verstümmelung gerettet; aber ein ähnlicher Fall kann sich jeden Tag wieder ereignen. Ein Anwohner der Krahnpforte hat die Hand zu einer solchen Erweiterung derselben geboten, welche genügen würde; einige, wahrscheinlich wenige Theilhaber des dastehenden,

die Schlachte so sehr verunzierenden Pumpenhauses scheinen indessen einen Ehrenpunkt darin zu suchen, sich auf ihr Eigenthumsrecht zu stützen, anstatt zu einer Regulirung der Sache die Hand zu bieten, wo sich dann eine billige Entschädigung aller allenfallsiger Verlüste gewiß vereinbaren ließe. Man erzählt, Friedrich der Große habe einen Windmüller vergebens um die Wegnahme seiner Mühle gegen reichliche Vergütung gebeten; in London hat sogar viele Jahre hindurch mitten in einer neuangelegten schönen Straße ein morsches von allen Seiten gestütztes häßliches Häuschen eines Krämers, welcher sich auch zu keiner Hergabe gegen Vergütung verstehen wollte, gestanden; aber je größere Achtung man in solchen Fällen für die Gerechtigkeit Friedrich's und die Gesetze Englands hegt, um so weniger kann man dem Windmüller und dem Krämer zollen! — Möchte die verehrte Baudeputation die Sache doch noch einmal in ernsthafte Anregung bringen, vielleicht zeigte sich besserer Wille, und dann würde es doch nicht gar zu schwierig seyn. Vielleicht ließe sich, wenn die Interessenten durchaus das Wasser nicht entbehren wollten, eine gewöhnliche Pumpe mitten auf die Schlachte stellen, woran das Publikum zugleich Theil nehmen könnte, oder diese Pumperei ließe sich mit der an der Tränke stehenden vereinigen, da die Röhren sich bis zur Tränkpforte hin erstrecken sollen. Auch selbst in diesem Falle könnte noch der große hölzerne Schuppen an der Tränkpforte weggenommen werden, wenn man daselbst einen hübschen Brunnen mit mehreren Schwängeln, wovon einer zum allgemeinen Gebrauche wäre, hinstellte. Auf eine oder andere Weise wird sich die Sache wohl machen lassen, wenn sie nur mit Ernst und Eifer angegriffen wird, zumal man sich schon von mehrern Seiten zu freiwilligen Beiträgen erboten haben soll. Sagittarius.

---

* Antikritik

wider die in № 28 und 29 des Bürgerfreundes angemaßte „Kritik" der v. Kobbe'schen Schrift, die Gräflich Bentink'sche Successionsfrage betreffend.

Aller Beruf zur Kritik darf nur von offenkundiger, durch Urtheil und Sachkenntniß beglaubigter Fähigkeit zu kritisiren und von reiner Absicht, Unparteilichkeit zu üben, ausgehen; oder sie verfällt unmittelbar in die Cathegorie der Frechheit, wenn das Erkühnen aus erkennbarer Unfähigkeit zum Urtheilen entsprungen ist; oder qualificirt sich als Lästersucht, wenn der Gehalt des Vorgetragenen die persönliche Herabwürdigung des Schriftstellers als alleinigen Zweck erkennen läßt.

Beides trifft zu auf die Diatribe, die ein Ungenannter sich erlaubt hat, unter dem Deckmantel einer Kritik, unter Anmaßung der öffentlichen Stimme dem hiesigen Publico hinzuwerfen, um den Werth der v. Kobbe'schen Schrift in Verdacht zu bringen, und ihrem Verfasser aus irgend einer unlautern Absicht eins zu versetzen; — eine Unart, — die ihrer Natur nach eine schärfere Ahndung verdient, als mit einer einfachen Beleuchtung des Unfugs erreicht werden kann.

Eine auffallende, nur aus unmäßiger Eitelkeit erklärbare Erscheinung ist es, daß bornirte Leute das, was sie sich beim Lesen eines Buches gedacht haben, oder, wenn sie nicht denken können, was, ihrer mangelhaften Organisation zufolge, ihnen beim Lesen eingefallen seyn mag, für etwas halten, was Kundige und Einsichtige dabei denken würden. Das könnte ihnen freilich immer hingehen, wenn ihre Eitelkeit sie nicht auch veranlaßte, ihre Armuth zur Schau zu tragen, eine Occupation der öffentlichen Meinung damit sich anzumaßen und ihren individuellen Köhlerglauben als allgemeine Ansicht und Orakelsspruch auszuposaunen. — Dieser Köhlerglaube wächst aber insgemein in gleicher Progressive mit der geistigen

Imbecillität solcher Individuen, die verbunden mit dem Nebel ihrer Eitelkeit sie völlig außer Stand setzt, die Schwäche und Unbedeutenheit ihrer Ansichten einigermaßen zu beurtheilen.

Anschauliche Belege für die Richtigkeit dieser Beobachtung liefert das angeblich kritisirende Subjekt.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Panorama
der Universal-Geschichte der Völker und ihrer Religions-Meinungen,

von

Herrn Arnault Robert,

Verfasser mehrerer chronologischen Werke, Mitglied des Institut historique de France und mehrerer gelehrten Gesellschaften.

Deutsche Ausgabe, 1835; durchgesehen und verbessert durch den Verfasser vor der Uebersetzung.

Wir erfahren mit Vergnügen, daß die, mit der Verbreitung der geschichtlichen und chronologischen Tabelle Bevollmächtigten (deren wir in Nr. 31 d. Bl. erwähnten) sich hier eines guten Erfolgs zu erfreuen haben; dieß ist uns um so angenehmer, da wir diese Theilnahme zugleich als Eifer für Wissenschaft ansehen dürfen. W.

Miscellen.

Ein Herr Smeaton hat berechnet, daß vor der letzten Verbesserung der bei den Minen angewandten Wasserpumpen bei jedem Bushel Kohlen 5,500,000 Pfund Wasser Einen Fuß hoch gehoben wurde. Seit den neuen Verbesserungen werden mit derselben Quantität Kohlen 90 und sogar 125 Millionen Pfund Wasser Einen Fuß hoch gehoben. Trotz allem dem ist durch den vermehrten Verbrauch von Kupfer dieses Metall, denn auf dieses wird am meisten gegraben, noch so theuer, wie vor 150 Jahren, nämlich 120 Pfd. St. die Tonne.

Der Astronom Wartmann in Genf beobachtete von Anfang Augusts bis zu Anfang Novembers vorigen Jahres im Sternbild des Steinbocks einen Stern, der von der Stelle rückte. Er meldete diese Entdeckung an die Französische Akademie der Wissenschaften, und drückt dabei seine Vermuthung aus, daß dieß ein Planet unseres Sonnensystems sey, dessen Entfernung von der Sonne etwa das Doppelte von der des Uranus betrage, und der demnach seine Bahn etwa in 243 Jahren vollende.

Gottesdienst.

Sonntag, den 24. April.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Pastor Pauli.....	U. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Candidat Menken....	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Past. Prim. v. Aschen	St. Ansgarii	9 „
Hr. Candidat Pralle.....	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Dr. Pletzer.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Iken.....	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor v. Hanffstengel	— — —	1 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Toel.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Hr. Pastor Meinertzhagen.	Armenkirche	8 „
Hr. Pastor Wemer.....	St. Johannis	7 „ Messe
Hr. Pastor Probst.....	— — —	9 „ Hochamt
Hr. Pastor Wemer.....	— — —	10 „ Predigt
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8½ „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 33.

Bremen, Sonntag den 24. April 1836.

Gestorben:

Nro. 407. Den 16. April. Wilhelmine Homann, 5 Monat; Schwachhausen Nro. 19.

— 408. Den 18. — Des verst. Reinhard Helmken Wittwe, geb. Wanneberg, 71 Jahr; gr. St. Annenstraße Nro. 64.

— 409. Den 19. — Des Kaufmanns Diedr. Jacob Visser Sohn, 4¼ Jahr; Contrescarpe Nro. 1.

— 410. Den 19. — Des verst. Knochenhauers Matthias Talla Wittwe, geb. Renies, 94 Jahr; kleine Krummenstraße Nro. 3.

— 411. Den 19. — Des Barbiers Christ. Grosze Tochter, 8 Monat; kleine St. Annenstraße Nro. 3.

— 412. Den 19. — Des Buchdruckers Lauritz Jensen Tochter, 4¼ Jahr; Schwanenstraße Nro. 5.

Nro. 413. Den 20. April. Des Schuhmachermeisters Joh. Carl Ludwig Bölsdorff Ehefrau, geb. Leck, 26 Jahr; Spielleutestraße Nro. 1.

— 414. Den 20. — Des Grobbäckers Joh. Heinr. Christ. Lücke Tochter (todtgeb.); Obernstr. N. 69 (Vorstadt).

— 415. Den 21. — Der Rademacher Joh. Diedr. Bernh. Bock, 75 Jahr; Westerstraße Nro. 6.

— 416. Den 21. — Der Lotterie-Collecteur Joh. Conr. Balcke, 70 Jahr; Hohenthorsstraße Nro. 37.

— 417. Den 21. — Des Branntweinbrenners Friedr. Corßen Sohn, 11 Monat; Oelmühlenstr. Nro. 14.

— 418. Den 21. — Des Schullehrers David Christ. Ortgies Sohn, 4¼ Jahr; Ansgariikirchhof Nro. 8.

— 419. Den 22. — Anna Ehmck, 58 Jahr; Obernstr. N. 23.

Geburten:

Nro. 468. Den 17. April. Des Armenvoigts Herm. Heinr. Schlöns Ehefr., geb. Murcken, Jockelsgang Nro. 5; von einem Knaben.

— 469. Den 17. — Des Uhrmachers Joh. Friedr. Petermann Ehefr., geb. Plander, kl. St. Johannisstr. N. 30; von einem Knaben.

— 470. Den 18. — Des Arb. Joh. Heinr. Wilh. Hencke Ehefr., geb. Zincke, gr. St. Annenstr. N. 48; von einem Mädchen.

— 471. Den 18. — Des Kaufmanns Friedr. Lucas Rohde Ehefr., geb. Krohe, an der Börse Nro. 3; von einem Knaben.

— 473. Den 18. — Des Zimmermanns Heinr. Ludwig Schatebeck Ehefr., geb. Nolting, kl. St. Johannisstraße Nro. 9; von einem Mädchen.

— 474. Den 18. — Des Küper Joh. Friedrich Schmidt Ehefrau, geb. Sauer, Bornstraße Nro. 20; von einem Mädchen.

— 475. Den 18. — Des Schreiblehrers Heinr. Gerhard Neuhauß Ehefr., geb. Mestwerdt, Buchtstr. Nro. 31; von einem Knaben.

— 476. Den 18. — Des Matrosen Elias Wilhelmi Ehefr., geb. Hützemann, Michaelis Kirchhof N. 21; von einem Knaben.

— 472. Den 19. — Des Arb. Lür Müller Ehefr., geb. Stehr, Barkhof Nro. 5 G; von einem Mädchen.

Nro. 477. Den 19. Apr. Des Schlossermeisters Alb. Husheer Ehefr., geb. Lagemann, Großenstr. Nro. 21; von einem Mädchen.

— 478. Den 20. — Des Grobbäckers Joh. Heinr. Christoph Lücke Ehefr., geb. Bollmann, Obernstraße N. 69 (Vorst.); v. e. todt. Mädch.

— 479. Den 20. — Des Kaufmanns Carl Ludwig Erdmann Ehefr., geb. Cassens, Domshof N. 19; von einem Knaben.

— 480. Den 20. — Des Schuhmachers Diedrich Kruse Ehefr., geb. Schütte, Hastedt Nro. 81; von einem Knaben.

— 481. Den 20. — Des Schuhmachers Johann Jacob Becker Ehefr., geb. Klusmeyer, Kirchenstr. Nro. 8; von einem Mädchen.

— 482. Den 21. — Des Dr. jur. und Notars Herm. Liborius Post Ehefr., geborne Schumacher, Wachtstr. Nro. 35; von einem Mädchen.

— 483. Den 21. — Des Maurergesellen Heinr. Martin Mentz Ehefr., geb. Brauer, Runken N. 39; von einem Knaben.

— 484. Den 21. — Des Arb. Carl Friedr. Heinr. Rodenberg Ehefr., geborne Block, Ellhornstraße Nro. 6; von einem Mädchen.

— 485. Den 22. — Des Pastors Georg Meinertzhagen Ehefr., geb. von Cöln, gr. Krummenstraße Nro. 9; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 166. Der Dr. juris und Obergerichts-Anwald Herm. Daniel Watermeyer und Margar. Pauline Henschen hieselbst.

— 167. Der Kutscher Johann Friederich Cord Freese und Anna Luise Wehrum hieselbst.

— 168. Der Kleiderseller Friedr. Rudolph Braünlich hies. und Maria Margar. Elisabeth Wendt aus Brokum, Amts Lemförde.

— 169. Der Hufschmied Joh. Clemensch Bösch und Anna Osmers zu Mittelsbühren.

— 170. Der Branntweinbrenner Joh. Ernst Berner und des verst. Musikus Anton Gerh. Frede Wittwe, Marie Elisabeth, geb. van Thyl.

— 171. Der Landmann Joh. Friederich Wilhelm Ebeling zu Nienburg und Sophie Luise Caroline Bauer daselbst.

— 172. Der Weißgerderamtsmeister Friedr. Rudolph Hannover hieselbst und Marie Dorothea Luise Schröder aus Wogenfeld.

— 173. Der Ard. Hinr. von Oehsen hies. und Anna Maria Schmidt aus Lohe, Amts Nienburg.

— 174. Der Maurergesell Joh. Conr. Blohm zu Schwachhausen und Gesche Reiners von Horn.

— 175. Der Ard. Heinr. Carl Wiegand und Gesina Eckhoff, Beide von hier.

Nro. 176. Der Küper Conr. Wilh. Homann und Maria Dorothea Schröder, Beide von hier.

— 177. Der Maurergesell Christoph Gustav Tölken und Metta Blanke, Beide von hier.

— 178. Der Sattleramtsmeister Simon Herm. Coffeber und Margaretha Elisabeth Holzhausen, Beide von hier.

— 179. Der Sattlermeister Joh. Friedr. Wilh. Buhl und Anna Cathar. Nedderman, Beide v. h.

— 180. Der Landmann Arend Abel zu Brettorff bei Diepholzlingen und Gesche Margar. Wiechmann zu Wiggerloh bei Gandersheser.

— 181. Der Branntweinbrenner Dieterich Heinr. Meyer und Anna Regina Lange hieselbst.

— 182. Der Detaillist Joh. Heinrich Ramcke und Gesche Margaretha Langhorst hieselbst.

— 183. Der Schneideramtsmeister Johannes Francke und Agneta Oelrichs hieselbst.

— 184. Der Schmiedeamtsmeister Johann Carl Lehe und Anna Geneta Siebold, Beide von hier.

— 185. Der Schenkwirth Herm. Diedr. Ratjen zu Bergesack und des verst. Schenkwirths Hermann Heinr. Claußen Wittwe, Cathar. Elisabeth Schultz hieselbst.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 34.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 28. April 1836.

— — —
Erstaunt, mit wollustvollem Grausen
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Fluth vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht:
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.
Schiller.

* Das Lied.

Dem Winde gleicht das Lied.
Es haucht ein sanftes Säuseln
Den See an, macht ihn kräuseln,
Wenn er darüber zieht.

So haucht ein sanfter Sang
Die Seele an und schaukelt,
Wenn er vorüber gaukelt,
Sie mild und süß und bang.

Es wächst der Wind zum Sturm,
Er tobt und wühlet Schlünde
Bis auf die tiefsten Gründe,
Erschüttert Fels und Thurm.

So rauscht des Sangs Gewalt,
Wenn er mit raschem Schwunge,
Die Schöpfung auf der Zunge,
Brust, Herz und Sinn durchhallt.

Es fährt der Wind dahin,
Allein wo er geboren,
Wohin er sich verloren,
Ist dunkel unserm Sinn.

So wallt auch das Gedicht,
Aus welchem Keim's getrieben,
Und wo's zuletzt geblieben,
Weiß selbst der Sänger nicht.

H. Wilhelm.

* Aeltermann Burchard Lösekannen.

(Beschluß.)

Ob B. Speckhan sich einer Staatsverrätherei schuldig gemacht habe, bleibt zweifelhaft, da ihm auf sein Ansuchen die Resignation vom Senat am 5. Dezbr. 1654 auf die ehrenvollste Weise

und mit Zusicherung der, den resignirenden Bürgermeistern gewöhnlich zukommenden Einkünften, bewilligt, und ihm am 19. Dezbr. ein Decretum innocentiae dahin, daß die wider ihn entstandene Diffamation von Niemandem bewiesen sey, und daß die Wittheit ratione propriae scientiae ihn dessen, was in publica diffamatione gewesen, unschuldig zu seyn achte, ertheilt worden; da er in öffentlichen Druckschriften seine Unschuld zu vertheidigen gesucht; nach im Jahre 1666 geschlossenem Habenhausener Vergleich, als die Schweden die Herzogthümer Bremen und Verden gänzlich verlassen hatten, im Novbr. 1675 seiner Stelle als Schwedischer Etatsrath entsagt; und nachhin bis zu seinem, in einem Alter von 81 Jahren am 10. Oktbr. 1679 erfolgtem Tode in Bremen in ungestörter Ruhe als Privatmann gelebt hat.

Man kann es inzwischen dahingestellt seyn lassen, ob er ein Staatsverräther gewesen sey oder nicht; da hier von keinem gewissen, bestimmten Verrath die Rede war, welcher entweder nur von Speckhan oder nur von Lösekannen, sondern welcher von beiden, unabhängig von einander, (welches wahrscheinlich der Fall gewesen seyn mag) hätte begangen werden können. Speckhan würde daher nicht vermocht haben, den auf ihm ruhenden Verdacht eines Verraths von sich abzuleiten und solchen auf Lösekamen zu wälzen. Er hatte kein persönliches Interesse an der Hinrichtung des Lösekannen; er wurde dadurch von dem Verdacht einer ähnlichen Verrätherei nicht befreit. Jene Vermuthung, daß Lösekannen durch die Machination von Speckhan als ein unschuldiges Opfer gefallen sey, erscheint deßwegen als ungegründet; und kann daher das von Lösekannen begangene Verbrechen nicht mehr zweifelhaft machen, indem er nach Allem, was wir davon wissen, wirklich ein Staatsverräther gewesen und als ein solcher keineswegs unschuldig hingerichtet ist.

Um uns hiervon vollkommen zu überzeugen, kommt noch hinzu, daß in dem hiesigen Archiv sich die Abschrift eines von dem Schwedischen Gouverneur Grafen Königsmark an die Königinn Christina am 20. Mai 1654 aus Stade geschriebenen Briefes befindet, in welchem unter Andern folgende Stelle enthalten ist.

„Hieneben muß Deroselben Ich Graf Königsmark in Unterthänigkeit hinterbringen, welchergestalt bei meiner jüngsten Anwesenheit zur „Burg: da ich vernommen, daß Bremenses mit „E: K: Majestät daselbst bestallten Correspondenten Burchard Lösekannen, den sie gefänglich „eingezogen, sehr rudement zu traktiren angefangen — Ich, Burgermeister u: Rath durch „Schreiben ermahnet, Sie möchten mit demselben glimpflicher procediren, wann Sie nicht „Anlaß geben wollten, daß man Ihnen u: „Ihren Bürgern, da man Sie antreffen würde, „mit gleichmäßigem Tractement begegnen müßte, „dessenohnerachtet haben sie bemeldetem Lösekannen den Proceß gemacht und ist die Execution, am verwichenen Freytag, als Heute „acht Tage darauf erfolgt, da man vor dem „Rathhause ein Schaffot aufgerichtet, ihm, Lösekannen zuvörderst zwei Finger aus der rechten Hand und hernach den Kopf durch den „Scharfrichter herunterhauen lassen. Ob nun „selbiges ohne Ressentiment passiren zu lassen, „thun zu E: K: Majestät gnädigstem Belieben „wir unterthänigst stellen." *)

Durch diesen Brief, aus welchem mit Gewißheit hervorgeht, daß Lösekannen ein von der Königinn Christine bestallter Correspondent mit

*) Eine Abschrift dieses Schreibens ist anscheinend im Jahre 1679 während der Gellischen Occupation aus der Schwedischen Registratur in Stade hierher mitgetheilt.

den Schweden gewesen sey, wird also auch der leiseste Zweifel an der Schuld Lösekannen's gehoben.

Von den Schicksalen der hinterlassenen Wittwe Lösekannen's und von seiner Familie meldet die Geschichte nichts. Nur erwähnt sie eines Bruders, Hermann Lösekannen, welcher auf dem Schüttinge, wahrscheinlich als Schreiber der Aeltermänner, gewohnt, und die erste Spur zu einem Verdacht der Verrätherei seines Bruders auf irgend eine Weise, vielleicht dadurch, daß Boten von den Schweden aus einem, durch Verwechslung des Namens veranlaßten Irrthum zu ihm, statt zu seinem Bruder gekommen sind, entdeckt hat, worauf die Aeltermänner, wie sie Kunde davon erhalten, den als einen Verräther ihnen verdächtigen Burchard Lösekannen, obgleich er Subsenior ihres Collegiums war, von sich gewiesen haben.

Bekanntlich wurde nach einem alten Herkommen der Vogt des Bremischen Erzbischofs bei der Execution eines Missethäters vorab zur Hegung des sogenannten Halsgerichts nach dem hergebrachten Formular von dem Senate aufgefordert *).

Manchem meiner Leser kann es daher auffallend gewesen seyn, daß die Hinrichtung Lösekannen's ohne vorgängige Hegung eines vogteilichen Halsgerichts vollzogen ist. Ich glaube deßwegen zur Erklärung hierüber Folgendes noch bemerken zu müssen.

Nachdem in Gemäßheit des Westphälischen Friedens das Herzogthum Bremen an die Krone Schweden abgetreten, und die Rechte des vormaligen Erzbischofs an diese übertragen waren, wurde wegen der zwischen Schweden und der Stadt Bremen über deren Reichs-Unmittelbarkeit entstandenen Streitigkeiten, die bis dahin erledigt gebliebene Stelle eines Stadtvogts erst nach dem am 28. Nov. 1654 zu Stade abgeschlossenen Vergleich im Gemäßheit des § 6 in der Person des Hennicus Langermann *) wieder besetzt. Folglich war zur Zeit der am 12. Mai 1654 vollzogenen Hinrichtung Lösekannen's noch kein Schwedischer Stadtvogt in Bremen, welcher ohnehin von dem Senate zur Hegung eines vogteilichen Halsgerichts bei der Hinrichtung Lösekannen's nicht hätte aufgefordert werden können, weil dieser sich des Verbrechens der Staats-Verrätherei durch eine mit den Schweden geführte Correspondenz schuldig gemacht hatte, und, weil die Zuziehung eines Stadtvogts zur Hegung eines Halsgerichts in den-

---

*) Es gab vier Arten von Vogts-Gerichten, welche von dem erzbischöflichen Vogt öffentlich unter dem zweiten Bogen am Rathhause nach alter hergebrachter Weise gehegt wurden; nämlich:

1) Im Kriminal-Verfahren:
   a. Das peinliche Halsgericht wurde von dem Vogt vor Hinausführung eines vom Rath verurtheilten Missethäters gehegt;
   b. das Blutgericht oder das Verschreien fand in dem Falle statt, wenn der Missethäter unbekannt oder entwichen war
2) Im Civil-Verfahren:
   a. Ding oder auch Bot-Ding, ein in bürgerlichen Sachen vom Vogt gehegtes öffentliches Gericht;
   b. Echte Ding, welches von dem Bot-Ding dadurch unterschieden war, daß es jährlich zu festgesetzten und bestimmten Zeiten, ohne vorgängige richterliche Vorladung, insbesondere bei der Lassung von Immobilien gehegt wurde.

Diese Vogts-Gerichte hinsichtlich der Civil-Jurisdiction sind bereits in früheren Zeiten, wie sie in Kriminal-Sachen noch fortdauerten, gänzlich untergegangen.

Die Formulare von diesen vier Vogts-Gerichten befinden sich vor dem sogenannten Requams-Buche von 1602 und vor dem zweiten Bande der Bremischen Kriminal-Geschichten von Stöver.

S. Assert. libertatis Bremensis S. 697 u. f. u. 761; Bremisch-Niedersächsisches Wörterbuch 1. Th. S. 210 u. f. und 287 u. f.

Vorzüglich gründlich ist das Verhältniß der Stadt zum Erzbischof, insbesondere die Beschaffenheit des Amts des Vogts und dessen Stellung gegen die Stadt ausgeführt in der Geschichte des Bremischen Stadtrechts von Dr. Donandt 1. Th. S. 130—238.

*) Dieser hat zum ersten Mal, als Schwedischer Stadtvogt, das Halsgericht nach der herkömmlichen Formel am 30. Dezbr. 1654 bei der Hinrichtung eines Missethäters, Johann Huntemann, gehegt. (Bremische Kriminal-Geschichten von Stöver, 2. B. S. 690 u. f.

jenigen Fällen nicht geschah, worin der Senat eine gegründete Ursache zu haben glaubte, eine Execution ohne ein vorgängiges vogteiliches Gericht vollziehen zu lassen, wie dieses sich aus mehreren Beispielen in den von Stöver gesammelten Kriminal-Geschichten ergiebt.

---

* Der Unstern.

(Fortsetzung.)

Kehren wir nach dieser Episode zu der Fregatte zurück. Ihre Besatzung war Zeuge von dem Vorfalle gewesen, und war es noch viele Male von Gräueln aller Art und trat endlich — bei der weniger ruhmvollen, als für die Griechen entscheidenden Vernichtung der Egyptisch-Türkischen Flotte bei Navarin, durch die vereinigten Englisch-Französisch-Russischen Geschwader handelnd mit auf.

Bei der Entwickelung der mörderischen Kanonade war die Glory dem Kreuzfeuer zweier mächtiger Orlogschiffe ausgesetzt und bevor ihre trefflich angebrachten Lagen die Gegner für immer zum Schweigen brachten, erlitt sie einen Verlust, der von der ganzen Besatzung, am schmerzlichsten aber von Eugene gefühlt wurde. Eine Kugel zerschmetterte die Schulter seines zweiten Vaters, des biedern Kapitän Osmond. Als der Jüngling ihn tödtlich getroffen sinken sah, stürzte er sich erblaßt neben ihm nieder und lehnte ihn an seine Brust, der Held aber hob den gesunden Arm und zeigte mit leuchtenden Blicken auf die Feinde, er wollte sprechen, aber der furchtbare Donner der Geschütze übertäubte seine Stimme. Mit der letzten Anstrengung seiner schwindenden Kräfte gelang es ihm, seinen Mund an Eugene's Ohr zu bringen und ihm zuzurufen: „Geh' an Deinen Posten, meine Stunde hat geschlagen, — meinen letzten Willen legte ich auf der Admiralität nieder — lebe glücklich!" — — Er seufzte tief auf — die Blässe des Todes verbreitete sich über sein Gesicht und leblos sank er auf die Decken zurück, die die Matrosen herbeigeholt hatten.

Eugene war ihm im Commando des Schiffs gefolgt; aber es war ihm jetzt unheimlich an dem früher so lieben Borde; denn in jede freundliche Erinnerung drängte sich das düstere Bild der Todesstunde seines edlen Oheims.

Doppelt erfreulich war es ihm daher, als die Glory einer bedeutenden Ausbesserung wegen nach Malta beordert und ihm der Befehl über eine Corvette übertragen wurde, mit der Weisung, nach Marseille zu segeln, um von dort aus einen Gesandten seiner Nation nach Lissabon überzuführen.

Freudig hob sich seine Brust, als die lieblichen Provengalischen Gestade sich vor seinen Blikken ausbreiteten, als die Hügel, die seine Vaterstadt in einem weiten Halbkreise umziehen, mehr und mehr sich über den Horizont erhoben und ihr grüner Schmuck deutlicher und in zunehmender Abwechselung sich von dem dunkelblauen Hintergrunde schied. Er konnte sich den Genuß nicht versagen, selbst das Steuer zu führen, und mit einem harmlosen Stolze ließ er das Kriegsfahrzeug über die Wogen tanzen, die der Schauplatz seiner ersten nautischen Versuche gewesen waren.

Sein erster Besuch galt dem Consul seiner Flagge; von ihm erfuhr er, daß der Gesandte erst in vierzehn Tagen eintreffen würde. Diese Nachricht übertraf seine Hoffnungen. Behutsam erkundigte er sich nun nach seinem Vater, und erfuhr den Ruin seines Hauses, aber wohin er sich gewendet, konnte ihm der Mann nicht sagen. Von da begab er sich zu seinem Freunde, und dieser theilte ihm die näheren Umstände, die seine Familie betrafen, mit, benachrichtigte ihn von der Verwendung des ihm übermachten Capitals, und erzählte ihm, daß seine Stiefmutter, nachdem sie

ihr letztes Besitzthum ihrem Sohne, der sich verstohlen in der Gegend umher treibe, übergeben hätte, von diesem und dem Abbé verlassen, vor einem Monate in der größten Dürftigkeit gestorben sey. Von dem Aufenthalte seiner Stiefschwester konnte ihm der Freund keine sichere Auskunft geben.

Nachdem Eugene die erforderlichen Anordnungen getroffen hatte, beeilte er sich, seinen Vater in dessen ländlicher Zurückgezogenheit aufzusuchen. Für Beide war das Wiedersehen ergreifend. Sprachlos hielten sie sich lange Zeit umfaßt. Herr Luigi Angola war nicht der kalt berechnende Handelsherr mehr, der das Glück und das Wohl seiner Mitmenschen seinen pecuniairen Zwecken untergeordnet hielt, und nach dessen Ansicht das Mitgefühl in der Brust eines Kaufmanns ein hinderlicher Ballast oder ein schädlicher Schwamm war; — eignes Unglück und Nachdenken hatten ihn sanft und mild gemacht. — Eine unbeschreibliche Seligkeit erfüllte das Herz des Sohnes, dem schon in den ersten Augenblicken des Wiedersehens diese Veränderung nicht entgehen konnte. Hand in Hand suchte das glückliche Paar das Freie, und in einer Laube des Gärtchens fragte der Sohn den Vater, und der Vater drang in den Sohn, und Jeder wollte die Schicksale des Andern hören, ehe er die seinigen erzählte; der alte Mann war zu bewegt, als daß Eugene den edlen Wettstreit länger hätte unterhalten dürfen, ohne grausam zu seyn; er theilte dem Vater also offen das auf ihm Bezügliche mit, und die Freude verklärte seine Blicke, als er am Schlusse seines Berichts die Hoffnung aussprechen zu dürfen glaubte, daß sein Oheim ihn in eine Lage gesetzt haben würde, die es ihm gestatte, das Leben seines Vaters mit neuen Reizen ausschmücken zu können.

Der Vater erzählte nun dem Sohne sein trauriges Verhältniß zu Frau und Stiefsohn, den Bruch seines Hauses und die heimliche Entfernung des Letztern. Er gerieth in Eifer, als er berichtete, wie er dann erst die Entdeckung gemacht habe, daß der gewissenlose Mensch die Briefe Eugene's, als auch die von Seiten des Vaters an den Sohn gerichteten untergeschlagen habe, um Beide gegenseitig zu entfremden. Er schilderte darauf die zu so gelegener Zeit ihm von einem Unbekannten gewordene Hülfe und das großmüthige Anerbieten des Landmanns, welches vereint ihm der Verzweiflung überhoben, und ihm ein Zeichen gewesen sey, daß die Vorsicht sich nicht gänzlich von ihm gewendet habe. In diesem beruhigenden Glauben sey er aber mehr noch bestärkt, als bald nach seiner Ankunft in dem abgelegenen Thale, die Erscheinung eines holden Engels in Menschengestalt seine Einsamkeit mit tausend Reizen geschmückt und die Einförmigkeit seiner Lebensweise in ein ununterbrochenes Gefolge harmloser Freuden umgewandelt habe.

„Sieh, Eugene," fuhr er fort, indem er auf das Kloster zeigte, welches auf dem nahegelegenen Hügel lag, „jenen Weg kam sie täglich herunter, anfangs als liebe, freundliche Kindesgestalt und später als holderblühte Jungfrau. Mit den schönsten Blumen des Klostergartens schmückte sie mein kleines Stübchen, und mein einfaches Mahl bereicherte sie mit den köstlichsten Früchten. Wenn Tiefsinn oder irgend eine mißtönende Reminiscenz mich beschleichen wollte, sang sie mit milden Weisen den Frieden und die Ruhe in meine Brust, oder hob mit lauten Jubeltönen meinen Mannsinn, meinen Muth. Stundenlang horchte ich ihr, wenn sie mir vorlas, und ihr liebliches Geplauder riß mich mit sich fort in eine mir bis dahin fremd gebliebene Unschuldswelt. O, und wenn sie von Dir sprach, Eugene, wenn sie Deiner gedachte — und sie that es, ja wohl mir zum Trost, so gern, wenn sie aus den ungewissen Umrissen ihrer ersten

Kindheit Dein Bild formte, wie es war und wie es sich jetzt vollendet haben müsse, dann waren es begeisterte Worte und ein eigenthümlicher Zauber ergoß sich dabei über ihre ganze Gestalt."

„Aber wer war denn das freundliche Wesen, mein guter Vater," unterbrach Eugene mit sichtbarer Spannung diese mit fast jugendlichem Feuer sich fortspinnende Beschreibung, „wer war der holde Engel, von dem Sie sagen?" —

Der alte Mann stutzte, besann sich wie von der Frage aufs Höchste überrascht, dann mit wiederkehrender Ruhe fuhr er fort: „Du hattest Recht, ich vergaß, daß Du viele Jahre von Deiner Heimat entfernt warst, viele ereignißreiche Jahre. Es war Heloise, die Tochter meiner zweiten Frau. In jenem Annunciaten-Kloster erhielt sie ihre Erziehung; möge der Himmel sie beschützen auf dem schlüpfrigen Boden, wohin sie jüngst der Befehl ihrer Mutter rief. Es war ein trüber Augenblick, Eugene, für mich wie für sie; aber sie mußte der Pflicht folgen, und ich hoffe zu Gott, daß dieß fromme Kind mit seinem reinen und kräftigen Gemüthe auch wohl heilsam auf den Seelenzustand jener Frau wirken möge, und in diesem Vertrauen sah ich sie, und mit ihr eine hohe Lebensfreude, gefaßt ziehen."

„Wann und von wem wurde sie abgeholt?" fiel ihm der Sohn mit einiger Unruhe ins Wort.

„Es mögen einige Wochen seyn, als der Abbé das Kloster besuchte, und der Priorinn von Seiten der Mutter Heloise'ns die mündliche Mittheilung machte, sie habe längst gewünscht, ihre Tochter auf einige Zeit bei sich zu haben, und er, der Abbé würde sich eine Freude daraus machen, auf seiner Rückreise sie unter seiner Obhut seiner Freundinn zuzuführen. Die würdige Dame hielt diese Gelegenheit aber nicht für schicklich, sie lehnte das Anerbieten mit Bestimmtheit ab, und schrieb der Mutter, daß — da unter Kurzem eine ihrer Freundinnen aus Avignon nach Marseille reise, sie diese Gelegenheit passender halte, um ihren Wunsch zu erfüllen. Sie erhielt keine Antwort auf ihren Brief, statt deren langte jedoch — es sind heute acht Tage, der Bruder des lieben Mädchens, mein ehemaliger Associé im Kloster an, um — wie er sagte — in Auftrag der gefährlich erkrankten Mutter — die Schwester zum wahrscheinlich letzten Wiedersehen zu geleiten. Dagegen war nun nichts einzuwenden, und — wie gesagt — meine größte Lebensfreude, meinen Trost und meine Erheiterung sah ich mit ihr ziehen."

„Da ist Schurkerei im Spiele!" rief der junge Seemann; „der Seelenverkäufer hat seine Schwester an den alten Wüstling verkuppelt!" —

„Wie kommt Dir dieser Verdacht mein Sohn?" fragte der Vater ängstlich aufgeregt.

„Ihre Frau, mein Vater" erwiderte der Jüngling mit Unterdrückung seiner schon zu laut gewordenen Besorgniß, „ruht schon seit mehreren Wochen im Schooße der Erde; von ihr konnte jetzt der Befehl, der Heloise abrief, nicht mehr ausgehen."

Der Alte sank von der ihn zwiefach nahe berührenden Erläuterung heftig ergriffen, erbleichend auf die Rasenbank zurück, der Sohn versuchte ihn zu beruhigen, und erst, nachdem er ihm den Vorschlag gemacht hatte, mit ihm nach Marseille zu eilen, was er ohnehin längst gewünscht habe, da er dort angenehmer leben würde — erst, nachdem er ihn daran erinnert hatte, daß es ihren vereinten Nachforschungen um so leichter gelingen würde, dem lichtscheuen Plane und dem Aufenthaltsorte des Mädchens auf die Spur zu kommen, kehrte ihm Farbe und Regsamkeit zurück. Die Anstalten zur Reise waren bald getroffen und ohne Aufenthalt langten Vater und Sohn in der Hafenstadt an.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Antikritik

wider die in № 28 und 29 des Bürgerfreundes angemaßte „Kritik" der v. Kobbe'schen Schrift, die Gräflich Bentink'sche Successionsfrage betreffend.

(Fortsetzung.)

Inneren unverkennbaren Merkmalen nach, urtheilend, vermuthen wir in dem Verfasser der Diatribe einen designirten Primaner, der schon im literarischen Embryonen-Zustande jene unziemliche Verwegenheit kund zu geben bemüht ist, mit der sonst unreife Schüler, höchstens „innerlich" sich über ihre Lehrer zu erheben versuchen.

„Offen gestanden," (heuchelt Kritikus, als ob ein Geständniß [das dahin zielt, die Meinung vom Talent und von den Kenntnissen des Herrn Verfassers bei Andern zu vernichten —] ihm Ueberwindung gekostet hätte.) „Offen gestanden, war die Erwartung, „welche man von dieser, lange vorher angekündigten „Schrift, hegte, nicht sehr zu ihrem Vortheile ꝛc." Hier treffen wir gleich auf die erste Probe von jenem „Köhlerglauben", der das, was Er, der Kritikus selbst, nach seiner eigenthümlich verwirrten Divinations-Gabe von der Schrift des Herrn von Kobbe erwartet haben will, der allgemeinen Meinung andichtet, als wäre deren Erwartung mit seinen peinlichen Visionen eins gewesen. — Damit war denn vor dem Erscheinen der Schrift selbst, bereits eine blinde, dem Lesen der Schrift vorangehende Muthmaßung als anticipirende Kritik vorausgeschickt, um von vorne herein seine Leser wider die Person und die Schrift des Herrn von Kobbe einzunehmen. Der unmittelbare Nachsatz aber giebt Aufklärung über die tückische Absicht, warum die Erwartung, die Kritikus von der Schrift gehabt haben wollte, als kritische Beihülfe angewendet wird, nämlich um eine Gelegenheit für den impudenten Vorwurf zu gewinnen, als ob ein Mangel an dazu erforderlichen Rechtskenntnissen und Ausdauer im Studium dieser Rechtsmaterie bei dem Verfasser voraus zu setzen sey, womit denn Kritikus den ehrlichen Willen bethätigt, schon vor dem Lesen der Schrift, diese sowohl als die Person des Herrn Verfassers in einen ungebührlichen Verdacht zu bringen.

Noch nicht zufrieden mit dem, von diesem Prognostikon gehofften Resultat, nimmt Kritikus noch ein angebliches Hörensagen zu Hülfe, das doch, nach der Behutsamkeit, mit der es in die Welt verschickt wird, als eine Probe von des Kritikus selbsteigener Erfindungsgabe verdächtig wird, die er, als solche zu vertreten, Bedenken finden mochte. — Dies angebliche Gerede, dessen Gewißheit er selbst nicht auf seine kritischen Hörner zu nehmen sich getraut, — lautet so: „Auf Seiten, des Herrn „Grafen Gustav Adolph Bentink, soll man!! „sogar schon vor dem Erscheinen die Be„fürchtung ausgesprochen haben, daß diese Schrift „demselben Nachtheil bringen könne."

Die Absurdität dieser, vom erfundenen Gerede abstrahirten Argumentation, wird indeß erst in ihrer vollen Größe erkennbar, wenn man erwägt, daß solche erst abgedruckt ward, nachdem die Schrift selbst erschienen, vom Kritikus wenigstens die Vorrede gelesen war, und Er gleichwohl den, aus dem vorgespiegelten Gerede geweissagten Schaden, ferner durchaus nicht als erlitten behauptet, — ohne zu bedenken, daß seinen Prophezeiungen, eben durch das Daseyn der vortheilhaft wirkenden Schrift selbst bereits der Stab gebrochen ist.

Also angeblich von „Unbenannten" Verständigen oder Unverständigen, darauf kömmt es nicht an, — ausgesprochen seyn sollende!!! Befürchtungen sollen hier eine anticipirende Muthmaßung stützen, über den dereinstigen Gehalt, einer noch nicht erschienenen Schrift!! — Sollte eine solche Gaukelei wohl einem körperlich ausgewachsenen Kritikus, — (Verstandesreife wird Er fernerhin wohl selbst nicht behaupten mögen,) zugetraut werden können? — Hier liegt ein Beweis vor, daß unser künftiger Primaner „sich nicht allein keine Gelegenheit entschlüpfen läßt, wo er glaubt, den Herrn v. K. verdächtig zu machen, sondern daß Er sich nicht scheue, Gelegenheiten selbst aus „angeblichen Vermuthungen" zu componiren, wenn der Zufall ihm deren gerade nicht in die Hände liefert.

Von angeblichen Gerüchten wendet sich Kritikus dann zur Vorrede, und versichert: „diese „gebe von dem Werthe des Ganzen keinen vor„theilhaften Begriff." — Wir sind aber der unbefangenen Meinung, „daß ein Begriff vom Werthe des Ganzen, eben aus der Erwägung

des Ganzen geschöpft werden müsse, weil die Vorrede nicht etwa, wie ein Zeugläppchen in einer Musterkarte, die durchgängige Beschaffenheit des Waaren-Stoffs zu bezeichnen geeignet ist. — Unser künftiger Primaner verschießt nun sein kritisches Pulver gegen einige Zeilen der Vorrede, die Er selbst nicht begriffen hat, und hütet sich bescheiden, auf das Ganze einen musternden Blick zu werfen, dessen Gehalt zu durchschauen ihm immer altioris indaginis bleiben müßte. Seine Ermattung schon vom Kampfe gegen die Vorrede bekennt er selbst mit einem tiefausgeholten Seufzer: „Fast muß ich fürchten, daß die Kritik? der „Vorrede schon zu lang geworden ist.“ —

Diese Besorgniß ist gerecht und hat ihre vollkommene Richtigkeit! Sie ist um ihr volles Längenmaß zu lang, weil auch ganz und gar nichts darin anzutreffen ist, was der verheißenen Kritik ähnlich sähe. — Die Entschuldigung aber, „daß von der Vorrede ein richtiger Schluß „auf das Werk selbst zu machen sey“ ist eine grundschlechte Entschuldigung, sie verfällt in den logischen Kehricht, — in das Princip der Trägheit und in die seichten Ausflüchte der Unfähigkeit.

Eine Vorrede kann gelungen, das Buch selbst mißlungen seyn, und umgekehrt. Woher denn kann eine Beleuchtung der Vorrede einen sichern Schluß auf das Gelungen- oder Mißlungen-Seyn des Ganzen zu Wege bringen? —

Die Vorrede kann nur andeuten, das Werk selbst befaßt die Ausführung. Erstere kann prunken und dennoch das Werk hinken. — Die Vorrede kann flüchtig, das Werk selbst gründlich seyn, — und dann wird der Kritiker, der bloß aus der Vorrede urtheilt, — zum Lügner und hat sich prostituirt. — Unfähige, wie Kritikus, faseln häufig über die Vorrede hin, und verhüllen ihre Blöße durch Dreistigkeit. Vergreifen sie sich am Werke selbst, so geht ihnen ein Licht auf, daß die Beurtheilung des Materials und des Gehalts der Arbeit, Kenntnisse und Fähigkeiten erfordere, die ihnen abgehen. — Doch, das hält sie nicht ab vom kritischen Stabbrechen, sie präsumiren sich einen, für ihre Absicht passenden beliebigen Gehalt, abstrahiren sich ein problematisches Bild vom Werthe des Buchs aus ihren Meinungen über die Vorrede, stutzen es auf mit dreisten Behauptungen, und schicken den Kram in die Welt. — Den Beleg zu solcher Verfahrungsweise liefert unser Kritikus, und Er sogar ist naiv genug, das selbst einzugestehen!! —

(Die Fortsetzung folgt.)

* Erwiderung.

Für den erleuchteten Kritiker in Nro. 32 d. Bl. möchte es allerdings Noth thun, einen Arzt zu consultiren, damit sein krankes Begriffsorgan wo möglich gebessert, und er richtiger verstehen lerne, was er in seinem befangenen Particularismus eben so verkehrt aufgefaßt als falsch gedeutet hat.

Wenn Dr. Bretschneider die Zölle mit Recht als die allgemeine Vergesellschaftung der Menschen auf verderbliche Weise hindernde Scheidewände betrachtet, deren Aufhebung das Beste, deren Herabsetzung oder vergrößerte Ausdehnung im Raume das minder Schädliche sey: so kann nur der Unverstand aus solchen allgemein faßlichen Sätzen herauslesen, daß aus der Erweiterung der Zolle, als dem kleinsten Uebel, an sich schon ein positives Heil erwachse, wie unser Kritikus in seiner Einfalt heraus zu commentiren vermeint, möge er daher erst besser Logik studiren, bevor er es unternimmt, einen geachteten Denker schulmeistern zu wollen, der, obgleich Theologe, bei dem Reichthum seines Geistes noch Ueberfluß genug hat, um ihn und Seinesgleichen zu Duzenden damit auszustatten, und dadurch ihren im Selbstinteresse eingeklemmten Geist wieder zur Vernunft zu bringen. —

Anzeige.

Zu gefälliger Abnahme bringe ich meine große Auswahl von 30 bis 40 und mehreren, auf den besten Papieren sauber gedruckten Artikeln in Buch- und Steindruck, als: Wechsel, Anweisungen, Scheine, Frachtbriefe, Connoissemente, Declarationen, Rechnungen, Cigarren- und Wein-Etiquetts, Probe- und Einladungs-Karten, Vignetten, Whist-, L'hombre-, Boston- und Getränke-Tafeln, Vollmachten ꝛc. ꝛc., welche immer noch mehr vermehrt und verbessert werden — zu den billigsten Preisen — in gütige Erinnerung, und nehme jedes neue, nur zu wünschende Formular mit dem besten Danke an.

G. Jöntzen,
Catharinenstraße № 36.

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 34.

Bremen, Donnerstag den 28. April 1836.

Gestorben:

Nro. 420. Den 21. April. Der Schiffszimmermann Peter Lehrknecht, 28 Jahr; hint. Stephanithorswall Nro. 5.

— 421. Den 21. — Horn (todtgebornes Mädchen); Rosemanns-Gang Nro. 3.

— 422. Den 22. — Des Tonnenmachermeisters Nicolaus Lange Tochter, 10 Monat; Hohestr. Nr. 13.

— 423. Den 22. — Des verst. Drechslers Joh. Christ. Weidehaus Wittwe, geb. Kerck, 81 Jahr; Armenhaus.

— 424. Den 23. — Des Maurergesellen Friedrich Röper Sohn, 8 Jahr; in der Wisch Nro. 4.

— 425. Den 23. — Des Landmanns Herm. Lampe Ehefrau, geborne Klatte, 66 Jahr; Neuenlande Nro. 6.

— 426. Den 24. — Die Dienstmagd Elisabeth Buchholz, 36 Jahr; Obernstraße Nro. 36 (Vorstadt).

— 427. Den 24. — Des Ministerien-Dieners Friedrich Wilh. Thiele Ehefr., geb. Nicolai, 48 Jahr; kleine Hundestraße Nro. 5.

— 428. Den 24. — Der Schuhmachermeister Joh. Diedr. Wellinghausen, 62 Jahr; gr. St. Johannisstraße Nro. 12.

Nro. 429. Den 24. April. Der Schiffszimmermann Georg Niemann, 63 Jahr; Arbeitshaus.

— 430. Den 24. — Der ehemalige Dragoner Joh. Hinr. Handtmann, 28 Jahr; im Detentionshaus.

— 431. Den 24. — Des Ard. Dierk Wurtmann Tochter, 4 Monat; Geeren Nro. 13.

— 432. Den 24. — Der Buchbinder Gottfried Ricker, 41 Jahr; Böttcherstraße Nro. 7.

— 433. Den 25. — Des Ard. Jacob Kipp Sohn, 1 Jahr; Geeren Nro. 6.

— 434. Den 25. — Des Schuhmachers Joh. Friedrich Cohrsen Sohn, 1 Jahr; Herrdenthorswallstr. Nro. 84.

— 435. Den 25. — Des Steinhauers Gerhard Hegeler Sohn, 20 Wochen; gr. St. Johannisstraße Nro. 47.

— 436. Den 25. — Der Küper Johann Hinrich Heuser, 33 Jahr; hinter der Seefahrt Nro. 7.

— 437. Den 25. — Der Kaufmann Eimert Kuerpenning, 80 Jahr; Sögestraße Nro. 15.

— 438. Den 25. — Des Schneidermeisters Joh. Christ. Bartels Ehefr., geb. Heinemeyer, 63 Jahr; hinterm Osterthorswall Nro. 110.

Geburten:

Nro. 486. Den 17. April. Des Stuhlmachers Ludwig Georg Heinrich Petersen Ehefr., geb. Wedemeyer, kleine Helle Nro. 13; von einem Knaben.

— 487. Den 19. — Des Ard. Johann Friederich Meyer Ehefr., geborne Meierdirks, Schwachhausen Nro. 11; von einem Mädchen.

— 488. Den 20. — Des Küpers Heinr. Corsmeyer Ehefrau, geb. Schier, Fedelhören Nro. 17; von einem Mädchen.

— 489. Den 20. — Des Buchhalters Joh. Friedr. Ziegenhirt Ehefr., g. Sartorius, Hohenthorsstr. Nro. 35; von einem Knaben.

— 490. Den 20. — Des Ard. Johann Nuckel Ehefrau, geb. Meincken, Buntenthorssteinweg Nr. 71; von einem Mädchen.

— 491. Den 21. — Des Ard. Ulb. Wierdenberg Ehefr., geb. Hockemeyer, Düsternstraße Nr. 31; von einem Mädchen.

— 492. Den 21. — Ein Knabe (todtgeb.); Rösemanns-Gang Nro. 3.

— 493. Den 22. — Des Ard. Conr. Hermann Hartung Ehefr., geb. Budde, Nienaders-Gang Nr. 8; von einem Mädchen.

— 494. Den 22. — Des Zimmermanns Heinrich Schierenbeck Ehefr., geb. Almers, Schwachhausen Nro. 12; von einem Knaben.

— 495. Den 22. — Des Küpers Bernhard Lotz Ehefrau, geb. Haake, gr. St. Johannisstr. Nro. 94; von einem Mädchen.

Nro. 496. Den 22. April. Ein Mädchen — Hastedt N. 110

— 497. Den 23. — Des Lichtziehers Joh. Nicol. Matt Bummerstedt Ehefrau, geb. Ahlers, Osterthorssteinweg Nro. 8; von einem Mädchen.

— 498. Den 23. — Des Schauspielers am hies. Stadt-Theater Gerh. Friedrich Lemke Ehefr., geb. Knoll, Kohlhökerstr. N. 18; v. e. Knaben.

— 499. Den 23. — Des Ard. Hinr. Geerken Ehefrau, geb. Mahler, Grünenstr. N. 25; von einem Mädchen.

— 500. Den 23. — Des Hökers Joh. Heinrich Esdorn Ehefr., geb. Lemmermann, gr. St. Johannisstraße Nro. 248; von einem Mädchen.

— 501. Den 23. — Des Zimmergesellen Diedrich Knief Ehefr., geb. Seegers, gr. St. Johannisstr. Nro. 85; von einem Knaben.

— 502. Den 24. — Des Cigarrenfabrikanten Wilhelm Wienken Ehefrau, geborne Hoyer, hinter der Holzpforte Nro. 1; von einem Knaben.

— 503. Den 24. — Des Schuhmachers Justus Meyer Ehefrau, geborne Coldenstroth, am Buntenthorssteinweg Nro. 183; von einem Knaben.

— 504. Den 24. — Des Dr. med. Johann Eberhard Thulesius Ehefr., geborne Lange, Domsheide Nro. 4; von einem Mädchen.

— 505. Den 26. — Des Weißbäckers August Heinrich Padorn Ehefr., geb. Doscher, gr. Fuhrleutestr. Nro. 47; von einem Mädchen.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 35.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 1. Mai 1836.

Dem Menschen ist aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt. Schiller.

Was uns stärkt, stillt und tröstet.

Sag', Erdenwaller, was stärket dich hie,
Was hält dich noch aufrecht im Staube?
Wie kommt es, daß du verzagest nie?
Das macht der belebende Glaube,
Daß Gott, der Allvater, stets über uns wacht,
Der seiner Kinder stets liebend bedacht,
Durch Dunkel zum Lichte sie führend.

Sprich, Waller, wo stillest die Sehnsucht du,
Des klopfenden Herzens Verlangen?
Wo find'st du im täuschenden Leben die Ruh',
Von lockenden Reizen umfangen?
O Frager, kennst du die Liebe nicht,
Die in Blumen, in Sternen, in Herzen spricht,
Den Stürmen des Lebens gebietend?

Wie aber, wenn Alles verwandelt sich,
Du einsam stehest im Leben,
Wenn Nacht und Grauen umlagert dich,
Kein rettendes Boot dir gegeben?
O Frager, dann zeigt sich am Himmel ein Stern,
Der nimmer wanket und leuchtet so gern,
Die Hoffnung, dem Himmel entsprossen.

So wall' ich durchs Leben, wenn's donnert und blitzt,
Voll Hoffnung, voll Lieb' und Vertrauen,
Die ewige Güte, sie trägt und beschützt
Den Waller zu himmlischen Auen.
So zage ich nicht, wenn das Weltall auch bricht,
Wenn Keiner hienieden mir Freuden verspricht,
Verschwinden doch dorten die Schmerzen.

7.

* Nachtrag zu der Geschichte des Aeltermann Burchard Lösekannen,

von

Senator Dr. Deneken.

Zum vollen Beweise, daß Lösekannen von den Schweden für die ihnen geleisteten Dienste

eine Belohnung oder eine Bestallung erhalten habe, theil' ich meinen Lesern folgenden Inhalt eines, auf dem Archive befindlichen Original-Schreibens des Schwedischen General-Feldmarschalls, Gouverneurs der Herzogthümer Bremen und Verden, Königsmark an den Rath zu Bremen mit:

„Mir ist glaubwürdig berichtet worden, „als sollten die Herrn nächstverwichener Tagen „Burchardum Lösekannen, unsrer Allergnädigsten „Königin bestallten Diener, nicht allein in sei„nem Hause durch etliche Soldaten plötzlich „überfallen und gefänglich verwahren, sondern „auch denselben allbereit etliche Tage her auf „das allerübleste tractiren und halten lassen. „Gleichwie nun ein solches Attentatum denen „Herren dermaleinst schwer zu verantworten „seyn wird; als begehre ich im Namen mehr„höchstgedachten Ihrer Königl. Majestät — un„ser Allergnädigsten Königin, vermittelst dieses „an Dieselbe, daß Sie besagten Burchard Lö„sekannen, ohne einigen Prätext und Vorwand au„genblicklich auf freien Fuß stellen; oder aber „gewärtig seyn wollen, daß mit denjenigen Bür„gern, derer man sich nur wird bemächtigen „können, gleichergestalt procediren, und ohne „einigen Regard ein solches Exempel statuiren „werde, wie die Herrn mit mehrbesagtem Bur„chard Lösekannen bisher etwa procedirt, oder „noch weiter zu verfahren, bedrohendlich sich „haben sollen vernehmen lassen; dafür Sie und „alle die Ihrigen zur Verhütung der daraus „gewiß entstehenden Verlegenheit wohlmeinent„lich will gewarnt haben. Denen sonst nach „Gelegenheit freundlich zu verfahren, nicht un„geneigt.

Eiligst Burg den 5. May Anno 1654.

Derer Herren

Freundwilliger

Hans Christoff Königsmark."

Dieser Brief ist zugleich merkwürdig wegen der darin ausgesprochenen Drohung; die rohe Denkungsart der damaligen Zeit wird dadurch charakterisirt. Unschuldige Bremische Bürger, welche in den, der Schwedischen Botmäßigkeit unterworfenen Ländern angetroffen werden möchten, sollen einen gewaltsamen Tod leiden, wenn Lösekannen — ein bestallter Schwedischer Diener — in Bremen hingerichtet werden würde.

Was der Bremische Senat darauf geantwortet hat, weiß man nicht; es findet sich keine Abschrift eines Antwortschreibens. Vielleicht bestand die Antwort in der Hinrichtung Lösekannen's. Die Drohung ist indessen, so viel wir wissen, unausgeführt geblieben; obgleich Königsmark bei der Schwedischen Königinn Christine angefragt hat, ob man das Verfahren des Bremischen Raths gegen Lösekannen ohne Ressentissement passiren lassen wolle?

---

* Der Unstern.

(Fortsetzung.)

Beide begaben sich sofort zu dem Abbé, der seit einiger Zeit ein einsam gelegenes Landhaus am Seegestade bewohnte. Sie fragten ihn nach dem Aufenthalte des jungen Beauregard; er aber wollte seit Monaten nichts von ihm vernommen haben. Die Nachricht von der verdächtigen Abholung Heloise'ns nahm er gleichgültig auf, und als ihm Herr Luigi Angola die Frage vorlegte, wie er doch selbst habe vorgeben können, damit beauftragt zu seyn, zu einer Zeit, wo die Mutter bereits todt gewesen sey, erwiderte er anscheinend tief gekränkt, er sey damals von einer längeren Reise zurückgekehrt, vor deren Antritt Madame jenen Wunsch gegen ihn geäußert habe. Ueberhaupt aber könne er nicht begreifen, mit welchem Rechte die Herren sich in eine Sache mischten, die sie nichts anginge, indem weder eine Verpflich-

tung, noch ein gegründeter Anspruch auf die in Frage stehende Person ihre beleidigenden Aeußerungen entschuldigen könne.

In edler Aufwallung und, indem er die durchbohrenden Blicke auf den gleißnerischen Gegner richtete, versetzte Eugene mit erhöhter Stimme: „Mit dem Rechte, womit jeder Biedermann den Schurken auf ihren lichtscheuen Pfaden entgegentritt; mit dem Rechte, auf welches die verfolgte Unschuld angewiesen ist; mit dem Rechte der Menschlichkeit gegen die entmenschte Bosheit!“

Der Abbé sprang an den Glockenzug und schellte heftig; zwei stämmige Diener stürzten herein; er winkte ihnen zu bleiben, höhnisch lächelnd wandte er sich dann an seinen Besuch: „Sie werden begreifen, meine Herren, daß ich Ihnen keine Auskunft geben kann, und somit halte ich den Zweck und die Dauer Ihres Besuchs beendet;“ ein verständliches Zeichen mit der Hand begleitete diese Worte.

Unwillig entfernten sich die beiden Männer, nachdenkend, wie dem ränkevollen Wüstling beizukommen sey. Hätte der Seemann gewußt, was sich während dieser Zeit in dem Nebenzimmer ereignete, keine Macht würde ihn abgehalten haben, dessen Thür zu sprengen, und die Unschuld aus den Krallen der niedrigsten Bosheit zu retten.

Dort saß Heloise und neben ihr der Bruder, der sie, nach mehrtägigen, vergeblichen Bitten und Drohungen, denen sie nur eine schweigende Verachtung entgegensetzte, jetzt, mit an Wuth gränzender Heftigkeit bestürmte, ihrer Prüderie zu entsagen, und dem Abbé freundlicher zu begegnen, in dessen Händen nur einzig Rettung für ihn und ein glückliches Leben für sie selbst läge.

Die lauten Stimmen im Seitenzimmer drangen durch die dünne Flügelthür, und ein Blick durch eine in derselben befindliche Spalte zeigte ihm die Gestalten der Sprechenden. Der Blutdurst des Tigers schwellte seine Adern, der Dolch funkelte in seiner Hand, unschlüssig stand er eine Weile, mit stierem, glühendem Blicke zu Boden starrend. „Teufel, Teufel, auch du wieder auf meinen Fersen!“ knirschte er, indem er die Mordwaffe drohend erhob. In diesem Augenblicke erklangen die heftigen Worte Eugene's laut und vernehmlich, so daß auch der Jungfrau, die schon längst die Stimme ihres Stiefvaters vernommen zu haben glaubte, sich jedoch die Möglichkeit seiner Gegenwart nicht denken konnte, keines davon entging. Jetzt ließ eine plötzliche Ahnung, ein Nachhall ferner Zeit sie den Redenden erkennen; in froher Aufwallung machte sie eine Bewegung gegen das Seitenzimmer; aber wie das Raubthier auf seine Beute stürzt, warf sich der Gräßliche auf das zarte Mädchen, umklammerte seinen Hals, daß es keines Lautes mächtig war, schleppte es über den Korridor in ein abgelegenes Gemach, und ließ es hier halb bewußtlos aus seinen ermatteten Armen auf den Fußteppich niedersinken. Brüllend schwur er den furchtbarsten Eid, seinen Todfeind zu ermorden; „und wenn alle Geister aus dem Himmel der Dummköpfe und aus der Hölle der Feiglinge mit ihm im Bunde sind,“ schrie er, „dießmal entgeht er mir nicht; und Dir, Du albernes, hartnäckiges Geschöpf, Dir gebe ich nur noch bis morgen Bedenkzeit; denn so mögen alle Erdenqualen mein Gebein langsam zermorschen, auch Du stirbst oder gehst bis dahin auf meine Pläne ein!“

Schäumend stürzte er fort, und verriegelte von außen das Gemach. In tödtlicher Angst rang die Jungfrau die Hände; sehnsüchtig breitete sie die Arme aus nach dem nahen, von Fischerkähnen belebten Meere; sie riß das Fenster auf, aber ihr schauderte vor der sich ihren Blicken bietenden Tiefe. Sie sah den entarteten Bruder gegen die Stadt eilen, und in einiger Ferne vor ihm gewahrte sie

die beiden Männer, die ihrem Herzen werth waren, die einzigen Wesen, bei denen sie in ihrer hülflosen Lage Schutz und Beistand finden konnte, und sie zitterte, wenn sie der Worte des Gräßlichen gedachte. Da aber schrie sie laut auf vor Freude, denn sie sah die beiden Angola's ein Boot besteigen, und dem Hafen zurudern, ihren Verfolger aber den Fußpfad zur Stadt einschlagen. — Sie warf sich auf einen Sessel, und der wechselnde Ausdruck ihres Gesichts, der sich mehr und mehr zu den beständigeren Zügen fester Entschlossenheit gestaltete, zeugte von der Ausbildung eines in ihrer Seele nach und nach zur Reife gediehenen Plans.

Als Eugene mit seinem Vater am Bord der Corvette angelangt war, wurde ihm die unerwartete Nachricht, daß der Gesandte an demselben Morgen angelangt sey, und nach zwei Tagen abzureisen gedenke. Den Vater setzte diese Botschaft in nicht geringe Bestürzung; der Sohn aber wußte ihn zu beruhigen, indem er ihm versprach, durch seinen Freund und die Behörden die Nachforschungen fortsetzen zu lassen. — Ihm lag am folgenden Tage außer den Geschäften seines Dienstes nun nichts näher am Herzen, als seinem Vater ein anständiges Unterkommen zu verschaffen, und ihn in den Stand zu setzen, für längere Zeit jeder Sorge überhoben zu seyn. Bald war diese kindliche Pflicht erfüllt; aber bedenklicher stand es um das Wiederauffinden der Jungfrau. Der Magistrat der Stadt schien nicht geneigt, auf den zu wenig begründeten Verdacht ernsthafte Maßregeln zu ergreifen, und glaubte, der an ihn ergangenen Aufforderung zu genügen, wenn er ein wachsames Auge auf den jungen Beauregard, der ohnehin noch wegen seiner früheren heimlichen Entfernung verantwortlich, aber in dieser Angelegenheit zum natürlichen Beistand und Vormund seiner Schwester, bis zu einem gewissen Grade, berechtigt sey, zu richten versprach.

Unwillig über alle diese Bedenklichkeiten, die dem Seemanne nur als pedantische Förmlichkeiten erschienen, ging Eugene am Nachmittage dieses Tages am Hafen auf und ab, während ein Theil seiner Schiffsequipage mit Einschiffung der Effekten des Gesandten beschäftigt war; da traten plötzlich zwei sehr verschiedene Gestalten in Matrosenkleidern mit abgezogenen Hüten in seinen Weg. Die eine war ein alter ehrwürdiger Greis, von der Wucht der mühselig verlebten Jahre gekrümmt, mit silberweißen Locken und verwitterten Antlitz; die andere, mit augenfälliger Befangenheit sich hinter ihm bergende, ein lieblicher Knabe mit glänzenden geringelten Rabenlocken. Die Augen des alten Mannes erglänzten in jugendlicher Gluth, als er dem Seeoffizier näher trat, und ihn vom Kopfe bis zum Fuße musterte. Mit bebender Stimme begann er: „Sie kennen mich alten Burschen wohl nicht mehr; aber ich habe Sie nicht vergessen. Als Sie vor Jahren den schwerfälligen Holländer, Angesichts des Englischen Kriegsmannes, über die Barre steuerten, saß der alte Nicole auf jenen Klippen, und freuete sich seines Zöglings; aber wehe that es ihm, als er vernahm, daß Sie mit dem Feinde unseres Landes gezogen waren. Doch böse konnte er ihnen darum nicht werden. Wüßten Sie nur, wie oft ich nach Ihnen gefragt habe, wenn zufällig ein Englischer Kriegsmann auf unser Revier kam, und wie mein Herz hüpfte vor Freuden, wenn ich dann hin und wieder von Ihnen und immer nur Gutes hörte; — ja, und als ich nun gar vernahm, daß die schlanke Schnepfe da unter ihrem Befehl stand, da fühlte ich mich verjüngt, und dachte so bei mir selbst: sieh, den führt dir der liebe Gott her! bei dem wirst du keine Fehlbitte thun!“

„Mein alter, guter Geselle,“ unterbrach ihn Eugene, der aus dem dürftigen Aufzuge des Greises den Gegenstand der Bitte im Voraus zu er-

rathen glaubte, und ihn die Beschämung ersparen wollte, „das wirst Du gewiß nicht; sage mir Deine Sorge, und ich hoffe auch augenblicklich noch über so viel verfügen zu können, um Dich ihrer zu überheben. Späterhin will ich Dich besser bedenken.“

„Das ist es nicht!“ versetzte der alte Seemann, indem eine Thräne der Rührung über seine gefurchte Wange rann; „ich habe früh entbehren gelernt, und der Himmel hat mich bis jetzt der drückenden Noth überhoben; aber ich bin ein altes Wrak, welches im Hafen vermodert und in der nächsten Stunde versinken kann; da liegt mir aber nun Eines noch schwer auf dem Herzen, und das ist der junge Bursch da. Er ist mein Enkel, das hinterbliebene Kind meiner unglücklichen Tochter, die von einem vornehmen Bösewicht verführt und verlassen wurde. Er ist in der Provinz aufgewachsen, bei einem Geistlichen erzogen, hat was Rechtes gelernt, und hat Neigung zum Seeleben. Ich habe versucht, es ihm auszureden, denn sein Körper ist nur zart; aber er steht fest auf seinem Sinne, und da muß ich denn schon nachgeben. Sehen Sie, da dachte ich, Sie würden mich keine Fehlbitte thun lassen, Sie würden ihn mit sich nehmen; denn Sie müßten wissen, wie so Einem zu Muthe ist, dem bald Niemand mehr bleibt, der Antheil an seinem Daseyn nimmt.“

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Versteht Ihr auch, was Ihr leset?

Zweites Capitel.

Die Besorgniß, daß eine Commission von Aerzten schon sogleich zur Begutachtung des Gehirns des Einsenders eines Citats aus einer Schrift des Herrn Dr. Bretschneider in Nro. 30 dieser Blätter schreiten möchte, hat denselben veranlaßt, in Nro. 34 mit „wüthender Geberde“ sich seiner Haut zu wehren, als sollte jene Procedur unmittelbar mit ihm vorgenommen werden. Als Beweis, daß sein Begriffsorgan noch der Wiederherstellung fähig, und noch nicht alle Hoffnung bei ihm verloren sey, giebt er ein künstliches Probestück seiner Logik, und benutzt Herrn Dr. Bretschneider als einen Schild, um sich hinter denselben zu verkriechen, und die Sache so zu wenden, als wenn die von uns angeregte ärztliche Commission gegen diesen, und nicht gegen ihn, wegen seines jenem Citate beigefügten Nachsatzes aus eigner Weisheit, gemeint gewesen sey. Der Schwache sucht den Schutz des Starken, und bemühet sich, mit ihm zu identificiren, um dadurch bei einem auf ihn gerichteten Angriffe glauben zu machen, man habe sich an seinen Schutzpatron, als an etwas Heiligem, vergriffen. —

Der Name des Herrn Dr. Bretschneider als Theologe und Philosoph steht im Deutschen und nichtdeutschen Lande hoch genug, um des Herrn Erwiderers Huldigung entbehren zu können, wir sind aber überzeugt, daß derselbe sich auflachen würde, wenn er erführe, daß sein in ganz anderer Beziehung gebrauchtes Gleichniß von den Zöllen und Zolllinien in einer Handelsstadt benutzt worden sey, um als Beweis für eine Handelstheorie zu dienen.

Hinsichtlich der Probe von Logik, die der Herr Erwiderer auftischt, erlauben wir uns zu entgegnen, daß, wenn wir Ursache hätten zu vermuthen, daß sämmtliche Leser des Bürgerfreundes aus gelehrten Logikern beständen, wir uns vielleicht logischer ausgedrückt haben würden, da aber der Bürgerfreund, seinem Namen gemäß, für Bürger bestimmt ist, die muthmaßlich nicht alle gelehrte Logiker sind, so folgten wir dem Sprachgebrauche, um von männiglich verstanden zu werden. Der Meinung lebend, daß der Herr Er-

widerer schwer verstehet, was er lieset, so wollen wir diesen Sprachgebrauch erläutern. Gesetzt, A und B fahren in einem Schiffe, und sind so unglücklich, beide ins Wasser zu fallen; A ertrinkt, und B erhält einen nassen Fuß oder wird etwas gewaschen, so sollte man freilich logisch sagen: B sey weniger unglücklich davon gekommen als A; man wird aber durchweg sich so ausdrücken, B ist glücklicher davon gekommen als A. Andern-theils liegt es in der merkantilischen Welt wirklich so: was für einen Theil ein Nachtheil ist, ist für den andern Theil in der Regel ein Vortheil oder Glück, und wenn die Zolllinien des Deutschen Handelsbundes für die nichtdeutsche Industrie ein Nachtheil sind, so sind sie für die Deutsche Industrie des Bundes sicherlich ein Vortheil. Durch Aufhebung der Zolllinien um jeden einzelnen Deutschen Staat, und Verlegung derselben an die äußersten Gränzen des Gesammtlandes, wurde dem Binnenhandel der freie Verkehr und dem freien Aufschwunge des Kunstfleißes und der Cultur des Bodens ein weites Feld geöffnet, daher in Deutschland ein freier Handel geschaffen, der zuvor nicht existirte. Daß dieses für das verbündete Land ein großes Glück sey, und die Bewohner dieser früher von Separat-Zolllinien umgebenen, jetzt aber davon befreiten Provinzen, sich nun ungleich glücklicher fühlen, als vor der Zollvereinigung, kann wohl nur derjenige in Abrede stellen, der mit dem jetzigen Zustande des Deutschen Innlandes ganz und gar unbekannt ist, oder in der unvermeidlichen Benachtheiligung eines einzelnen (vielleicht seines) Interesses eine Benachtheiligung des ganzen Landes erkennt.

Wenn nun die stets sich erweiternde Deutsche Zolllinie noch nicht ganz Europa umfaßt, so hat solches Ursachen, die schwerlich je zu beseitigen seyn werden, am wenigsten durch Ausfälle Einzelner im Bürgerfreunde, und sind deren Verfasser füglich mit dem Mopse in der Fabel zu vergleichen, der in seinem Eifer gegen den Mond bellte, und darüber ins Wasser fiel.

Wenn wir nun erwiesen haben, daß die Logik des Herrn Erwiderers wohl nur auf eine Wortklauberei hinausgeht, so wollen wir ihn nicht davon abhalten, in seinem merkantilischen Treiben sich Raths bei einem Theologen, Seelsorger oder Beichtiger zu erholen, da dieses seiner Handelsmoral vielleicht sehr förderlich seyn kann; empfehlen ihm aber wiederholt, wenn er sich in Handelswissenschaften unterrichten will, deren Kunde nicht in theologischen, sondern in merkantilischen Schriften, und noch lieber im practischen Leben zu suchen, dabei auch es sich angelegen seyn zu lassen zu verstehen, was vor ihm geschrieben oder gedruckt stehet. Nur wenn er Letzteres befolgt, wollen wir die von ihm so sehr gefürchtete ärztliche Commission noch vorläufig in Suspens halten.

---

* Antikritik

wider die in № 28 und 29 des Bürgerfreundes angemaßte „Kritik" der v. Kobbe'schen Schrift, die Gräflich Bentink'sche Successionsfrage betreffend.

(Fortsetzung.)

Von der Sucht zu verunglückenden Versuchen im Urtheilen, immerwährend gepeinigt, duldet unser kritisirendes Männlein das Urtheilen natürlich nicht an Andern, was ganz in der Ordnung ist, bei dergleichen Patienten. Daher will Kritikus eine urtheilende Behauptung in der Vorrede, „Das Recht des Besitzers, des Herrn „Reichsgrafen Gustav Adolph Bentink „ist klar und offenbar" — schlechtweg und ohne Demonstration für ein Argument ausgegeben, — „das von dem Werthe des Ganzen keinen vortheilhaften Begriff gebe." — Will der Jüngling mit dergleichen verwegenen

Einfällen nicht lieber daheim bleiben, bis er in der Logik einigen Unterricht genossen haben wird, die ihm, nach vorliegenden Proben, bisher terra incognita geblieben. Sowohl die Richtigkeit als die Erheblichkeit fehlt seiner Ansicht, und er kann dafür keinen andern Entschuldigungsgrund anführen, als seinen mehrbezeichneten simplen Köhlerglauben. — Da wo ein Schriftsteller einen, aus der Erwägung des Materials abstrahirten, von ihm als zuverlässig anerkannten Satz aufstellt, — ist er gewiß, daß alle Kundigen und Unkundigen ohnehin die Sache nehmen, wie sie liegt, als ein Produkt der individuellen Ansicht des Autors, — ohne daß dieser verbunden wäre, erst durch eine ausdrückliche Anzeige: „nach unserer Meinung oder Dafürhalten" — die Leser mit der Nase darauf zu stoßen, daß nicht von einem Evangelio die Rede sey. Nur Uebelwollende, die zugleich ohne Unterricht geblieben sind, können daran Anstoß nehmen. — Hat doch dagegen Kritikus seine Visionen nicht einmal hierauf beschränkt, sondern sogar fast immer mit einem: „man sagt", „man hielt" — nicht für seine eigene, sondern für die allgemeine, oder wenigstens für vernünftiger Leute Meinung ausgegeben, ohne seine Dreistigkeit durch irgend eine captatio benevolentiae zu entschuldigen. — Wenn aber einer, mit einer einseitigen Behauptung herausplatzt: „irgend ein Satz des Schriftstellers gebe von dem Werthe des Ganzen einen unvortheilhaften Begriff" — so muß er erörtern und darthun, weßhalb und worin die nachtheilige Voraussetzung darin begründet oder daraus zu folgern sey, nicht aber sich einbilden, daß er mit der bloßen Dreistigkeit der Behauptung schon eine kritische Beurtheilung oder Nachweisung von sich gegeben habe. Da diese hier durchgehends fehlen, so documentirt damit Kritikus, daß er gar keine Begriffe habe, den Begriff einer Kritik nicht zu fassen vermöge, und allein in jenem finstern Köhlerglauben befangen sey. — Eben so gehaltlos ist es, wenn Kritikus von der Vermuthung des Herrn v. K. über das Stillschweigen der Schriftsteller, anmaßend sagt: „sie sey grundlos" — ohne zugleich auf kritischem Wege ihre Grundlosigkeit darzuthun. — Während Kritikus dem Herrn v. K. einseitig und ohne einige Unterstützung seines Vorgebens, den plumpen Vorwurf macht: „Er bleibe die Erklärung schul„dig, warum es bei seiner Ueberzeugung „vom Rechte des Besitzers des Herrn „Grafen G. A. Bentink, zu dessen Ver„theidigung nach seiner Schrift bedurft „habe?" — hat Er selbst nirgend glaublich gemacht, daß es irgend seiner sogenannten Kritik bedürfe, — noch auch einen Beschönigungsgrund für seinen angemaßten Beruf zu kritisiren anzuführen versucht, sondern stützt sich stillschweigend auf nichts, als auf den mehrerwähnten, ihm allein innewohnenden Köhlerglauben, nach welchem Er irrig menschliche Einsicht zu besitzen, wähnt! — Welchen Zweck aber Hr. v. K. mit seiner Schrift beabsichtigt, wird Jedem — der sie liest, ohnehin offenbar und weiter unten bemerklich gemacht werden. — Zur Legimitation für die angemaßte Kritik, kann dagegen unser Kritikus nichts anführen, als das Geständniß eine Gelegenheit aufgesucht zu haben, seiner unbärtigen Lästersucht gegen die Person des Herrn v. K. auf diesem Wege Luft zu machen.

Am Ende des seichten Vorbringens gegen die Vorrede, meint Kritikus mit Aufstellung einer Frage: den Herrn v. K. aus der Fassung zu bringen, und einen Hauptschlag vollführt zu haben; nemlich mit der Frage: Was derselbe durch seine früheren, (dort bezeichneten) juristischen Versuche bezweckt habe, und ob er selbst diese Versuche nicht für juristische oder staatsrechtliche Abhandlungen halte?

Da die Antwort auf diese Frage so nahe liegt, und gleichwohl der Kurzsichtigkeit unseres Kritikus verhüllt bleibt, so liefert Er mit Aufstellung derselben wiederum einen sichern Maßstab für die Enormität seines Stumpfsinnes.

Der erste Blick in die angezogenen Schriften selbst, wird jeden Leser überzeugen, daß in dem Pro und Contra über den Tripelzollverband durchaus nichts Juristisches oder Staatsrechtliches anzutreffen, und Alles im rein politischen und administrativen Interesse aufgefaßt und gewürdigt werden. — Sollte Kritikus zu seiner Ehrenrettung gegen diese augenscheinliche Gewißheit etwa anführen, daß er die Schrift, die er doch so keck citirt: gar nicht gelesen habe, so wäre dieß der einzige schlüpfrige Ausweg, gegen den, durch die Frage abgelegten Beweis, daß er den Unterschied zwischen dem Administrativen und Politischen (dem Gebiete der Staatsklugheit Angehörigen) und dem was der Wissenschaft des Staatsrechts anheim falle, durchaus nicht zu ergründen vermöge, — ein bedenkliches Symptom, wenn er sich dem Rechtsstudium zu widmen beabsichtigen sollte. —

In der Schrift über die „Mallet'sche Frage" ist das eigentlich Positiv-juristische, in sofern es der Abhandlung des Hrn. v. K. angehört, der philosophischen Erforschung des Begriffs von Injurien und der Reflexion über die Zurechnungsfähigkeit der vorliegenden Injurie, so sehr untergeordnet, daß sie nicht als juristische, d. i. der positiven Rechtswissenschaft zufallende Abhandlung zu gelten, geeignet ist. Beide Schriften behalten übrigens dennoch, ihrer sonstigen Tendenz nach, ihren eigenthümlichen, vom Hrn. v. K. selbst, gewiß nicht überschätzten Werth, ohne gerade speciell in juristischer Hinsicht auf eine namhafte Bedeutung Anspruch zu machen, und folglich bleibt die vorliegende Schrift über die Reichsgräflich Bentink'sche Successionsfrage, der erste Versuch desselben, in welchem die juristische Erörterung das anderweitige Material und Raisonnement überwiegt. — (D. Frtf. f.)

* Freundliches Gesuch.

Die Sandsteine vor einigen Häusern, welche zum Fußwege dienen, sind durch die Länge der Zeit wellenförmig ausgetreten, und stehen, wenn es regnet, voll Wasser. Die Eigenthümer solcher Steine werden von den Gehenden höflichst gebeten, wenigstens eine Rinne zum Ablauf des Wassers in solche Steine zu hauen, oder hauen zu lassen. Mehrere Gänger.

Gottesdienst.

Sonntag, den 1. Mai.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Past. Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Pastor Capelle.....	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Past. Prim. v. Aschen	St. Ansgarii	9 „
Hr. Dr. Krummacher.....	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Pastor Mallet.....	— — —	1 „
Hr. Pastor v. Hanffstengel	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor Iken.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Toel.....	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Hr. Pastor Meinertzhagen.	Armenkirche	8 „
Hr. Pastor Probst	St. Johannis	7 „ Messe
Hr. Pastor Wemer.....	— — —	9 „ Hochamt
Hr. Pastor Probst	— — —	10 „ Predigt
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8½ „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 35.

Bremen, Sonntag den 1. Mai 1836.

Gestorben:

Nro. 439. Den 23. April. Des verst. Obristen in Englischen Diensten Paul von Lüninck Wittwe, geborne Lamdy, 49 Jahr; Westerstraße Nro. 7.

— 440 und 441. Den 26. — Zwei todtgeborne Mädchen.

— 442. Den 26. — Des Segelmachers Hinrich Duntze Sohn, 2 Jahr; Neuenstraße Nro. 40.

— 443. Den 27. — Der Kaufmann Friedr. Martin Vietor, 60 Jahr; Langenstraße Nro. 59.

— 444. Den 27. — Des verst. Strumpfwebers Jacob Proppacher Wittwe, geb. Ahrens, 68 Jahr; Paulsberg Nro. 51.

— 445. Den 28. — Des verst. Zwirnmachers Lucas Sax Wittwe, geborne Schmidt, 73 Jahr; Hohenthorsstraße Nro. 31.

Nro. 446. Den 28. April. Der Bockknecht aus Münden Wilh. Seitz, 30 Jahr.

— 447. Den 28. — Des Uhrmachers Carl Friedr. Eulhardt Tochter, 4 Monat; Pelzerstr. Nr. 40.

— 448. Den 28. — Des verst. Schiffszimmermanns Wilhelm Behnert Wittwe, geborne Heitmann, 70 Jahr; Theerhof Nro. 37.

— 449. Den 28. — Der Schuhmachermeister Martin Juhre, 87½ Jahr; Klosterstraße Nro. 15.

— 450. Den 29. — Der Arb. Hinrich Ferdin. Meyer, 33 Jahr; Obernstraße unter Nro. 52.

— 451. Den 29. — Des verst. Arb. Warncke Warncken Wittwe, geb. Schröder, 65 Jahr; Muggenburg Nro. 33.

Geburten:

Nro. 506. Den 23. April. Des Arb. Arnold Defries Ehefr., geb. Volgers. alten Steinweg N. 100; von einem Mädchen.

— 507. Den 25. — Des Zimmergesellen Joh. Conrad Klinge Ehefr., geb. Tietjen, Dreckort N. 18; von einem Knaben.

— 508. Den 26. — Des Landmanns Friedrich Hermann Becker Ehefr., geb. Bormann, Ellhornstraße Nro. 11; von einem Mädchen.

— 509. Den 26. — Des Arb. Johann Kuhlmann Ehefr., geb. Klee, Bödekerstraße Nro. 15; von einem Knaben.

— 510. Den 26. — Des Arb. Daniel Seekamp Ehefr., geb. Bartels, am Dobben Nro. 11; von einem Mädchen.

— 511. Den 26. — Des Schuhmachers Johann Christ. Lüntzmann Ehefr., geb. Ficke, Piperstraße Nro. 12; von einem Mädchen.

Nro. 512 u. 513. Den 26. April. Zwei todtgeborne Mädchen.

— 514. Den 26. — Des Bürstenmachers Oltmann Gerh. Heeren Ehefr., geb. Wilkens, Kahlenstraße Nro. 1; von einem Knaben.

— 515. Den 26. — Des Malers Ludwig Friedr. Busch Ehefr., geb. Wilke, gr. St. Johannisstraße Nro. 61; von einem Mädchen.

— 516. Den 27. — Des Fußteppichwebers Joh. Bernh. Pagendarm Ehefr., geb. Hörmann, Theerhof Nro. 34; von einem Knaben.

— 517. Den 27. — Des Stuhlmachers Gevert Nicolaus Schomacker Ehefr., geb. Hartwig, Hanewinkels-Gang Nro. 3; von einem Knaben.

— 518. Den 28. April. Des Arb. Joh Herm. Friedrich Christ. Meyer Ehefr., geb. Leopold, Poyken-Gang Nro. 7; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 186. Der Kaufmann Joh. Herm. Wienholt hies. und Anna Gesina Sauerland aus Delmenhorst.

— 187. Der Leichdornoperateur Samuel Joseph, genannt Samuel Carsten Wilh. Eisenhard, hies. und Margrete Magdalena Bollmann aus Kirchwistädt.

— 188. Der Dienstknecht Joh. Heinr. Kleine und Marie Friederike Meißel aus Bassum.

— 189. Der Arb. Heinr. Wilhelm Schmidt und Stina Schilling hieselbst.

— 190. Der Schuhmachermeister Johann Adolph Heinrich Bauer zu Lemförde und Sophie Margaretha Charlotte Künncker aus Marl.

— 191. Der Sattleramtsmeister Joh. Friedrich Ficke und Margaretha Wilh. Dolge, Beide von hier.

— 192. Der Küpermeister Joh. Georg Putscher und Gesina Loose, Beide von hier.

Nro. 193. Der Drechsler Joh. Hinr. Risch zu Delmenhorst und Marie Dorothee Christine Röttjer aus Hagen.

— 194. Der Arb. Henr. Hashagen und Luise Schmalhusen, Beide von hier.

— 195. Der Zimmergesell Hinr. Brüggemann hieselbst und Eleonore Bernhardine Hasselbusch aus Barnstorff.

— 196. Der Matrose Johann Conr. Alers und Elisabeth Lehmann hieselbst.

— 197. Der Sattlergesell Joh. Christ. Schlüter hieselbst und Friederike Margar. Wiese aus Elsfleth.

Vom zweiten Aufgebot sind dispensirt:

— 198. Heinrich Müller und Elisabeth Freudenberg, Beide von hier.

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönzen, Catharinenstraße № 36.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 36.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 5. Mai 1836.

Sing und Sang ist eine Gabe,
Wer sie hat, o der vergrabe
Sie im Leben nicht!

* Der Muse Ausspruch.

Ich lag der Muse an mit Bitten,
Mir meine Kühnheit zu verzeihen,
Daß ich, ein Laie unter Laien,
Auch einst auf Pegasus geritten.

Da sprach sie lehrend zu mir nieder:
Mein Freund, den Ritt auf meinem Pferde
Vergönn' ich Jedem auf der Erde,
Wenn er nur warm ist, hell und bieder.

Doch leih' ich's nicht dem bloßen Denker;
Der läßt es nicht aus seinen Schranken,
Und hält am Zaum sich, bang' zu schwanken;
Der ist für Pegasus kein Lenker.

Auch leih' ich's nicht an bloß Gelehrte;
Die würden's nur mit fremden Waaren
An ihrem Karren überfahren,
Was seine Flugkraft bald verzehrte,

Gelehrten Vorrecht einzuräumen —
Das wär' für And're gar zu bitter.
Hier nicht privilegirte Ritter!
Ich will auch keinen Stand versäumen,

Drum mag ein Jeder sich versuchen;
Und wer es nicht versteht zu reiten,
Der wird von selbst herunter gleiten;
Ich will auch Keinen von mir fluchen.

H. Wilhelm.

---

* Der Unstern.

(Fortsetzung.)

Der Seemann musterte den Knaben, der verschämt die langen Wimpern niedergeschlagen hatte, und — ein Zeichen seiner Verlegenheit — an den Knöpfen seines Kamisols drehte.

„Wie nennt sich der Knabe?“ fragte er den Alten freundlich.

„Alphons ist sein Taufname, lieber Herr,“ erwiderte dieser, „außerdem nennt er sich nach seiner Mutter.“

„Aber, mein Sohn,“ wandte sich der Kapitän an den Erröthenden, „was willst Du auf dem Schiffe beginnen, Deine zarte Hand mag wohl gewohnt seyn, die Feder zu führen und die Zither zu schlagen; Dein Fuß wohl geeignet, in Feldern und auf Hügeln umherzustreifen; Dein Nacken stark genug, um die Trauben zur Kelter zu tragen; — aber wie wirst Du unter Frost und Sturm, unter Glatteis und brennender Sonnenhitze bei Tage oder bei Nacht auf den Raaen ausdauern; wie, wenn die Woge über Deinem Haupte zusammenschlägt, Deinen Platz behaupten; oder, wenn gelegentlich einmal die Donner des Kriegs unter und neben, vor und hinter Dir laut werden, und nur Kraft und Entschlossenheit an ihrer Stelle sind; wie wirst Du da bestehen können neben Deinen Gefährten; wie wird Dir da noch die Lust bleiben zu dem Stande, dem du augenscheinlich von der Natur nicht bestimmt bist. Und wie dann, wenn Du entmuthigt, verhöhnt, vielleicht Tausende von Meilen von Deiner Heimat entfernt, und durch strenge Gesetze an ein schwimmendes Brett gebunden bist, dem die bittere Erfahrung die bunten Farben und Läppchen raubte, die es Dir jetzt als eine Gondel der Freude und des Glücks erscheinen lassen?“

Der Knabe hatte die Hände gefaltet über die Brust gelegt, ein unbeschreiblich bittendes Zutrauen leuchtete aus seinen großen Augen, sprach aus seinen Zügen:

„Versucht es nur mit mir, Herr!“ stammelte er mit melodischer Stimme; „sind meine Hände auch jetzt noch schwach und weich; bin ich auch noch an keine schwere Arbeit gewohnt: so ist der gute Wille doch wohl auch nicht zu verachten, und zu etwas werdet ihr mich immer schon gebrauchen können!“

Eugene besann sich einen Augenblick; der Knabe gefiel ihm, der Alte blickte ihn so bittend an; „nun gut,“ sprach er, indem er das Kinn des Ermuthigten hob, „wir wollen es zusammen versuchen, ich will sehen, was in dir steckt, die Welt ist groß, der Fächer sind viele und Muth und guter Wille finden überall eine Heimat.“

„Du könntest jetzt gleich Deine neue Wohnung in Augenschein nehmen,“ fuhr er fort, als er gewahrte, daß eben das letzte Boot der Corvette abstoßen wollte, „und gefiele sie dir dann nicht, so stände es bei dir, noch bis morgen Deinen Entschluß zu ändern.“ — Die Freude leuchtete aus den Blicken des jungen Menschen; er machte eine Bewegung gegen das Boot, dann aber zuckte er ängstlich zusammen, und leise fragte er: „Ihr geht doch auch mit, edler Herr, und führt mich dort ein?!“

„Dessen bedarf's nicht!“ erwiderte der Seemann, dem diese Aeußerung anmaßend schien, etwas unwirsch.

Der Knabe stand einen Augenblick unentschlossen, dann drängte er sich nahe an Eugene, und angstvoll bewegt flüsterte er: Wenn es Euch möglich ist so geht mit; der Abend naht, es giebt viele böse Menschen hier; — o, glaubt mir, aber fragt mich nicht weiter, Euch droht Gefahr!“ —

Eugens blickte verwundert den Besorgten, dann den Greis, der von dem letzten Gespräche nichts vernommen hatte, und ruhig lächelnd zur Seite stand, an; laut auflachend sprach er: „Du wirst mir ein schöner Seemann werden; nun, geh nur und besieh Dir Deine Kameraden, nirgen wirst Du von Deiner Neigung geheilt seyn!“ —

Aengstlich umklammerte der junge Mensch den Arm des Offiziers; „glaubt mir nur dieses

erste Mal," versetzte er in hoher Aufregung, "Ihr habt Feinde, seyd auf Eurer Hut!" —

"Mich begleiten auch Freunde!" lächelte Eugene, indem er unter seinem Rocke ein Paar Terzerole hervorblicken ließ und die Hand an den Griff seines Seitengewehrs legte; "Du aber, zaudere nicht länger, Gehorsam auf den ersten Wink ist die erste Pflicht des Seemanns.

Zögernd begab sich der Knabe in das Boot.

"Der verleugnet seine Erziehung nicht!" wandte sich der Seeoffizier an den Alten; "aber sey Du nur ruhig, ich werde schon auf irgend eine Art für ihn sorgen, wenn mir nur erst selbst mehr Zeit zugemessen ist, und das möchte bald seyn, wie es den Anschein hat."

Der Greis versprach die Ausrüstung seines Enkels selbst an Bord zu bringen, und nur nach vielem Zureden gelang es Eugene, ihm ein Geschenk aufzudringen.

Viel hatte er heute noch zu besorgen. Er mußte manche Verabredung mit dem Gesandten, manche Rücksprache mit seinem Freunde nehmen; er wollte seinen Vater in der neuen Einrichtung sehen, und sich über dessen nächste Zukunft, wie über die ferneren Maßregeln zur Wiederauffindung Heloise'ns mit ihm besprechen. Darüber verlief denn Stunde nach Stunde, und es schlug von dem Thurme der Domkirche Mitternacht, als er über den Cours dem Hafen zuschritt, wo ein Boot seiner wartete.

Er gewahrte nicht, daß eine vermummte Gestalt ihm folgte, denn die breiteren Straßen, die er durchschritt, waren noch belebt von den tagscheuen Gewerben und Vergnügungen der größeren Städte. Aber stiller wurde es um und neben ihm, als er eine enge, steile Gasse betrat, die zum Kai führte. Nur sein Fußtritt unterbrach dort die Stille der Nacht, und hallte wieder an den winklichten, hohen Gebäuden. Plötzlich fühlte er sich am Arme ergriffen, und als er seitwärts blickte, gewahrte er den Knaben, den er längst am Bord der Corvette wähnte. "Herr," flüsterte dieser athemlos, "seyd vorsichtig, man schleicht Euch nach!" —

Der Seemann wandte sich, und gewahrte nun selbst die dunkle Gestalt, die sich bei der von ihm gemachten Bewegung hinter den Vorsprung eines Gebäudes drückte.

"Wer sagt Dir denn, daß das mir gilt, und wie kamst Du von der Corvette zurück?" fragte der Seemann mißtrauisch, indem er weiter schritt. Der Knabe blickte jeden Augenblick rückwärts, und kaum verständlich erwiderte er: "Es ließ mir keine Ruhe, ich drängte mich in das Boot, das Euch abholen sollte; — aber schreitet rascher, daß wir erst aus dieser unheimlichen Gasse kommen!"

Schon gewahrte Eugene durch die Mündung der Straße, die hier aus verfallenen Packhäusern und offenen Schoppen bestand, die Lichter des Hafendamms, als plötzlich zwei unheimliche Gestalten seinen Weg vertraten, und hinter ihm ein gellender Pfiff ertönte. Wie ein Wetterstrahl fuhr sein Pallasch aus der Scheide, und "gebt Raum da!" rief er befehlend, und schritt entschlossen auf die Beiden, die eben keine Miene machten, diesem Gebote Folge zu leisten, zu. Der Knabe war plötzlich von seiner Seite verschwunden, und so viel es die Aufmerksamkeit erlaubte, mit der er seine Blicke auf seine Gegner gerichtet hielt, wollte es ihm vorkommen, als huschte er neben einen derselben fort, und eilte geflügelten Laufs gegen den Hafen.

"Macht Platz da!" wiederholte jetzt der Seemann kräftiger, indem sein Pallasch schwirrend einen Kreis durch die Luft zog; aber wiederum und näher hinter ihm ertönte der Pfiff, und die beiden Unbekannten drängten auf ihn ein. Zum zweiten Male sauste seine Klinge herab, und ein

lautes Klirren verrieth, daß sie mit Waffen von gleichem Stoff in Berührung gekommen sey. Sein geübtes Auge hatte längst das Terrain übersehen, und jetzt, wo er überzeugt war, daß es ein ernstliches Zusammentreffen geben würde, wußte er es trefflich zu benutzen. Einige Steinstufen führten neben ihm zu einem Pförtchen, welches tief in der Mauer eines Packhauses angebracht war. Ein Sprung, und er stand im Rücken und von beiden Seiten gedeckt. Die vermummte Gestalt, welche ihm schon anfänglich gefolgt war, vereinigte sich jetzt mit den beiden andern, und wüthend drängten die Drei auf ihn ein. Alles war das Werk eines Augenblicks; ihm blieb nicht so viel Zeit, seine Pistolen zu benutzen. Der Seemann konnte sich nur auf seine Vertheidigung beschränken, und die Mordgesellen schienen den Vortheil seiner Stellung so wohl begriffen zu haben, daß sie ihn nur durch ununterbrochene Anfälle zu ermüden, oder ihm eine Blöße abzugewinnen suchten, ohne sich in den Bereich seiner Hiebe zu wagen. Sie würden endlich ihren Zweck erreicht haben; aber plötzlich ließen sich vom Hafendamm her eilig nahende Fußtritte hören, und die Rotte war plötzlich zerstoben, und Eugene sah sich von sechs seiner Bootsleute umgeben, die den Fliehenden mehr als ein God dam nachschickten.

Mit fliegender Brust war der Knabe neben ihm auf die Stufen gesunken, und sein zitternder Arm umfaßte krampfhaft die Kniee des noch immer zur Gegenwehr bereit Stehenden.

„Was Teufel soll mir das Alles bedeuten!“ rief Eugene zwischen Zorn und Ueberraschung.

„Kommt nur erst ins Boot, lieber Herr,“ flehte der Knabe, „es ist so unheimlich hier!“ —

Nachdenkend, von seinen Leuten gefolgt, denen ein solches Abentheuer eben nichts Neues war, schritt der Seeoffizier dem Hafen zu. Im Boote angelangt, aber fuhr er den Knaben, der sich in dessen Vordertheil zusammengekauert hatte, zürnend an: „Du wußtest vorher von diesem Anfall, woher ward Dir die Kunde?“

Lange schwieg der Angeredete, endlich stammelte er unter hervorbrechenden Thränen: „Ihr wolltet mir nicht glauben, lieber Herr, als ich Euch sagte, daß es hier böse Menschen gebe. Seht, zufällig belauscht' ich heut' einige derselben, als sie am Meeresufer gelagert, von einem fremden Seeoffizier sprachen, dem sie nachstellen wollten, und da mußte ich immer an Euch denken.“

Der Seemann wandte sich jetzt an seine Leute, und diese beschrieben ihm in ihrer Landessprache, die der Knabe nicht verstand, wie befangen und ängstlich er am Bord der Corvette gewesen; wie er sich nicht habe halten lassen wollen, als das Boot abgefahren, und wie er unermüdet, stundenlang die engen Gassen, die zum Hafen führen, auf- und abgewandert sey, bis er nun endlich sie mit Geberden und Worten auf die Gefahr aufmerksam gemacht habe, in welcher sich ihr Offizier befinde.

Eugene war bei dieser Erzählung nachdenkend geworden; er hatte längst errathen, von wem dieser feindliche Anfall ausging, und die Ergebenheit des jungen Menschen rührte ihn um so mehr, da sie sich bis jetzt auf keine Dankbarkeit begründete. Er faßte den Vorsatz, den Knaben um sich zu behalten, seine Anlagen und Fähigkeiten zu belauschen, und hiernach einen Plan zu seinem künftigen Fortkommen auszubilden.

Auf seinen Befehl wurde Jenem eine Schlafstelle neben der Kajüte eingeräumt, und ihm als erste Obliegenheit seiner neuen Laufbahn die Aufsicht über die Effekten seines Befehlshabers, wie auch die, dessen Person betreffenden kleinen Dienstleistungen aufgetragen. Der Knabe schien hocherfreut über diesen Anfang, und diese Freude steigerte sich zu dem Ausdruck der Verehrung, als

er schon in den ersten Augenblicken seiner neuen Function bemerkte, daß es dem Seemanne zuwider war, sich durch fremde Hände bedienen zu lassen, wo die eignen ausreichten.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Antikritik

wider die in № 28 und 29 des Bürgerfreundes angemaßte „Kritik" der v. Kobbe'schen Schrift, die Gräflich Bentink'sche Successionsfrage betreffend.

(Fortsetzung.)

Das sind Dinge, die Jedem einleuchten müssen, der nicht etwa, wie Kritikus, durch Aufstellung seiner Frage anschaulich macht, und öffentlich documentirt, daß er von aller kritischen Auffassungsgabe absolut entblößt sey. Damit endet nun sein Anfechtungs-Versuch wider die Vorrede, und liefert als kritische Ausbeute die Gewißheit: daß außer den wörtlichen Excerpten aus der Schrift des Herrn v. K., in dem übrigen, vom Kritikus selbst gelieferten Wortkram, auch nichts anzutreffen sey, was einem menschlichen Gedanken aufs Entfernteste vergleichbar wäre.

Gänzlich erschöpft und abgemattet von den ohnmächtigen Versuchen wider die Vorrede erscheint nun Kritikus vor den Thoren der Hauptfestung — des Buches selbst! —

„Das Werk besteht, wie man es von Hrn. v. „Kobbe gewohnt ist, zur Hälfte aus eignen „Gedanken und zur Hälfte aus fremden Citaten."

Diese sinnreiche Phrase giebt sich das Ansehn, als ob sie gesonnen wäre, für eine tiefsinnige kritische Bemerkung zu passiren! — ein Erkühnen, das sich komisch genug ausnimmt. — Wird unser angehender Jüngling dereinst einmal Bücher in die Hände bekommen, so wird er häufig Gelegenheit finden, die Entdeckung zu machen, daß auch andre Bücher, als die Schrift des Hrn. v. Kobbe theilweise aus eignen Gedanken und theilweise aus Citaten, d. i. aus Gedanken Anderer bestehen. — und daß Er wohl der Einzige seyn möchte, selbst in der literarischen verkehrten Welt, der diese Verbindungsart übel findet. — Begehrt er denn nichts als Citate vom Autor, oder nichts als eigne Gedanken? Doch das Verkehrteste ist, daß Er diese Methode als einen Vorwurf darstellt, zumal in einer sogenannten „Kritik", in der Alles mangelt, was einem Gedanken, sey es einem eigenen, oder einem citirten ähnlich sieht. —

„Unter den eigentlichen Bemerkungen ist wenig „Neues!" —

heißt es dann, mit einer vornehmen Miene, um zu verstehen zu geben, daß Kritikus, das Meiste längst weg gehabt habe, was ihm wohl Niemand glauben wird. — Ferner

„das wenige Neue ist ohne Erheblichkeit,"

das ist eine flache, höchst unerhebliche Kritik, die einem wirklichen Primaner vom Lehrer nicht gutgeheißen wird. Den Versuch des Hrn. v. K. zur Interpretation des Ausdrucks „eheliche Leibeserben" fertigt er mit der Phrase ab:

„Sie sey sonderbar, um sich gelinde auszu- „drücken," —

und meint damit den Anforderungen an eine kritische Beleuchtung genügt zu haben. — So wohlfeil gelangt man nun bei uns nicht dazu, für einen Kritikus zu gelten, wenn man dergleichen leere und unbestimmte Phrasen nicht durch Erörterungen zu rechtfertigen weiß.

In der zweiten Hälfte, seiner Gallenergießung, in Nro. 29 des Bgrfds., macht unser angehender Jüngling sich seine Aufgabe noch um Vieles leichter. Er schreibt mehrere Seiten aus der Schrift des Hrn. v. K. ab, und zur Erläuterung des, seinem Scharfsinne, bedenklichen Gehalts, beschränkt Er sich auf die Exclamation:

„diese Stelle mag zur Probe dienen und von „den übrigen Argumenten einen Begriff geben." —

Zur Beleuchtung dieser Art, Kritik zu verheißen und gar nicht zu kritisiren, dürfte es hinreichen, zu erwiedern:

„Diese Manier, die Sache zu behandeln, mag „zur Probe dienen, und wird von der kriti„schen Methode und Anlage des Jünglings „einen anschaulichen Begriff geben." —

Endlich, wie ein Knabe, der ein Sperlings-Nest gefunden, freut sich Kritikus einer kritischen Fundgrube an:

„offenbaren Unrichtigkeiten, die nicht „durch Druckfehler entstanden seyn „sollen," und dießmal ausnahmsweise, rechtfertigt Er diese tiefsinnige Entdeckung durch leibhaftige Nachweisung einiger unrichtigen Jahrszahlen. — Hätte Kritikus, vor lauter kritischem Eifer, sich nur so weit fassen können, die Rückseite des Mantelbogens der Schrift einmal ansehen zu können, so würde ihm ein Licht aufgegangen seyn, daß die Schrift in Braunschweig gedruckt sey, in einer Entfernung vom Wohnort des Verfassers, die immer den Druckfehlern günstig, — und der Correction ungünstig ist, was Er aber unfehlbar weder aus der Erfahrung geschöpft haben, noch durch Nachdenken herauszubringen im Stande seyn dürfte. — Kritikus aber, hatte zunächst Veranlassung von diesen Druckfehlern ganz stille zu schweigen, weil er selbst mit dem ärgsten Schreibfehler angefangen hat, der je begangen wurde, indem die Bezeichnung „Kritik" die auffallendste Unrichtigkeit enthält, die sich je in die Ueberschrift über ein so unkritisches Machwerk einschleichen konnte, — dann auch, weil die Druckfehler so offenbar sind, und deren Verbesserung so nahe liegt, daß jeder, auch der beschränkteste Leser sie bemerken, und deren Verbesserung selbst vornehmen wird, wie Er es durch sein eigenes redendes Beispiel einleuchtend gemacht hat.

Hierauf folgt nun der Versuch, ein allgemeines Resultat als Ausbeute der unkritischen Versuche des Jünglings aufzustellen, das denn quasi re bene gesta als simples Resultat des Köhlerglaubens sich darstellt. Es heißt sodann:

„Nach den vorstehenden Bemerkungen „kann das allgemeine Urtheil über die von Kob„be'sche Schrift nicht sehr günstig seyn."

Daran ist wiederum nicht das Mindeste wahr! — Was Kritikus nach seinem Köhlerglauben geäußert, ist weit entfernt, für Bemerkungen zu gelten, und so flach und schief gedacht, daß es zu einer Beurtheilung, wenn auch nur des Einzelnen selbst, worauf es abgesehen ist, durchaus keinen Stoff liefert, am wenigsten aber zu einem allgemeinen Urtheile hinzuführen vermag. Dazu bedarf es einer umfassenden Analyse des Inhalts, einer Aufsuchung der Criterien für die Erwägung, und einer Zusammenstellung der einzelnen Resultate, um den allgemeinen Befund daraus zu bilden, Requisite, die Kritikus noch nicht einmal vom Hörensagen kennen dürfte. — Demnächst meint Kritikus werde das allgemeine Urtheil:

„nach dem was gesprochen würde, — „mit den Beurtheilungen anderer competenterer „Richter in der Ansicht übereinstimmen: daß „der Verfasser sein Votum lieber für „sich hätte behalten sollen."

In wenigen Worten liefert hier Kritikus viel Unart und reichlichen Wirrwarr. Er geht von dem aus „was gesprochen wird!!" Hat also ein unbestimmtes Geträtsch als Grundlage für seine Ansicht aufgestellt, — eine achtbare Grundlage für die Entscheidung!!! Außer dem allgemeinen Urtheil, — worunter er natürlich seinen Köhlerglauben versteht und versteckt, provocirt Er, (nach dem was gesprochen wird) auf das Urtheil mancher anderer competenterer Richter, also neben dem allgemeinen Urtheil, noch

manche andere Urtheile competenterer, — deren Aufstellung dann wiederum, wenn sie competenterer sind, die Competenz des allgemeinen Urtheils, das Kritikus aushängt, vernichten würde.

Unfehlbar würden diese vom gleichen Schlage seyn wie Er selbst, weil sie mit ihm übereinstimmen, — und mithin auf gleicher Stufe intellectueller Competenz, für kritische Beurtheilung, stehen, wie er selbst; — und aus dieser trüben Quelle schöpft er die geistreiche Ansicht: — daß der Verfasser sein Votum lieber für sich hätte behalten sollen!! — Unter keinem andern Vorwande, als daß angeblich darüber gesprochen werde, — daß competentere Richter als Kritikus vorgeblich? darüber sprechen sollen!!! Da haben wir die Quintessenz des kritischen Vermögens unseres angehenden Jünglings in einem Klumpen.

Aus der Zergliederung der Armseligkeiten, die Kritikus zu Markte bringt, um unter dem Vorwande einer versuchten „Kritik" seine plumpen, boßhaften Ereiferungen gegen die Person und gegen die Schrift des Hrn. v. K. auszubringen und zu beschönigen, schöpfen wir im Allgemeinen das Urtheil: — daß Er mit seinen unnützen und unwürdigen Bemühungen um die Herabwürdigung eines geistreichen Dichters und schätzbaren Schriftstellers, — lieber hätte zu Hause bleiben sollen, um der ihn unfehlbar, und mit dem vollkommensten Rechte treffenden allgemeinen, wohlverschuldeten und unbegränzten Indignation zu entgehen. —

Täuschen wir uns nicht, so entdecken wir in der Schlußphrase noch auf ein Symptom, das vielleicht zu einem Aufschlusse führt, ob nicht außer dem eingefleischten Köhlerglauben an die Erheblichkeit seiner flachen Ansichten, noch ein anderes Motiv den Impuls gegeben, das Publikum mit seinen Absurditäten zu versorgen.

Nachdem er den Schluß der angegriffenen Schrift des Hrn. v. K. vollständig abgeschrieben, hebt er daraus eine Zeile hervor, wo es heißt: daß die Agnaten

„Fremdlinge seyen, die man fast nie, an die-
„sen Küsten sah," —

um daraus den Vorwurf „einer wahrheitswidrigen Phrase" dem Verfasser Schuld geben zu können. — Auch dieser Versuch beruht auf unwürdigen, zwecklosen und verfehlten Streitmitteln. — Einmal ist die Behauptung des Hrn. v. K. nicht so allgemein hingestellt, — wie Kritikus sie auffaßt, — sondern durch die particula „fast" augenscheinlich beschränkt, — und obendrein bestätigt Kritikus selbst die Behauptung des Verfassers durch sein Anführen,

„daß sie im Schlosse ihrer Väter geboren seyen,
„und ihre ganze Jugend! dort verlebt
„hätten." —

Nun sind sämmtliche Herren Agnaten, — (Achtungswürdige Männer, denen hier keine Art von Anerkennung versagt seyn soll,) — in vorgerückten Jahren, — seit ihrer Jugend vom Stammhause und Geburtsorte entfernt, in Englischen und Holländischen Kriegsdiensten, angestellt, — mithin wenn sie bloß in ihrer Jugend einheimisch waren, wie Kritikus behauptet, — doch jetzt Fremdlinge, wie Hr. v. K. richtig bemerkt, weil sie seit ihrer Jugend im Auslande domicilirt und in einen fortwährenden Dienstnexus gefesselt sind. — Kritikus also hat die Behauptung des Hrn. v. K., entweder nicht verstanden oder absichtlich mißverstanden, und seine ungeschickte Erwiderung dient unmittelbar zur Bestätigung dessen, was er anzufechten bemüht ist.

(Der Beschluß folgt.)

* Schlußbemerkung.

Da der gelehrte Herr Kritikus in Nro. 35 d. Bl. seinem eignen Geständniß nach, den Mangel seiner Logik hinter der dreisten Behauptung zu verstecken sucht: daß er solche den Lesern des Bürgerfreundes nicht schuldig zu seyn glaube, weil diese ja nicht Alle aus gelehrten Logikern beständen, was mit andern Worten so viel heißt: daß nur Wenige seine logischen Schnitzer zu merken im Stande wären, so glaubt er ihnen seine Weisheit durch bloßes Imponiren, mittelst des Sprachgebrauchs aufheften zu können. Wir müssen den guten Mann, der vergeblichen Mühe wegen, bedauern, die er sich gegeben, durch hinkende Beispiele darzuthun: daß der Sprachgebrauch hinreiche, die Stelle kritischer Beurtheilung zu vertreten. Eben dieser Verwirrung der Begriffe ist es zuzuschreiben, daß er den Widerspruch nicht merkt, der darin liegt, wenn er seinen Satz: „Verstehet Ihr auch, was Ihr leset," in auffallender Weise gegen sich selbst richtet. Denn indem er den Dr. Bretschneider die Achtung als Philosoph und Denker von der einen Seite zwar vindicirt, so ist er von der andern bemüht, dessen aus eben diesem Richtigdenken folgenden Ausspruch:

„daß alle Zölle und Zolllinien einst als ein „abgethaner Irrthum nur noch der Geschichte „der Vergessenheit angehören werden,"

als in seinen Kram nicht passend, durch falsches Lesen und Wortverdrehen umzumodeln; weil aber jener Ausspruch, seinem Wortverstande nach, zu klar ist, so sucht er den Ausweg, ihn als auf den Handel und das praktische Leben nicht anwendbar, sondern als ein, in anderer Beziehung (vermuthlich für die Mondbewohner) gebrauchtes Gleichniß? darzustellen. Wenn jemals der Dr. Bretschneider bei einer Absurdität laut aufzulachen veranlaßt seyn konnte, so möchte es unstreitig bei Lesung einer solchen verschrobenen und durch Johann Ballhorn berichtigten Ansicht eines, sich zu seinem Commentator aufgeworfenen Kritikers seyn.

Im Uebrigen halten wir gedachten Kritiker für das, was er sonst noch gefaselt, so wie für die geringere Meinung, welche er von der Einsicht der Leser des Bürgerfreundes durchblicken läßt, nicht für zurechnungsfähig, indem sein krankes Begriffs-Organ bereits zu einer unheilbaren fixen Idee sich gesteigert zu haben scheint, die alle Hülfe, selbst die seiner oft gerühmten und für sich wahrscheinlich in Bereitschaft haltenden Medicinal-Commission, vergeblich machen möchte. Daher werden wir denn auch seine etwaigen fernern Erörterungen nur als Auswüchse eines kranken Gehirns betrachten und als Solche zwar bemitleiden, aber nicht weiter erwiedern. —

---

* Buchstaben-Räthsel.

Nachdem Eduard vollendet
Seine Dienstzeit brav und treu,
Sich zum reichen Veit er wendet,
Und spricht unverholen frei:
„Gebt, Gevatter, mir zur Liebe
Eure Tochter, gebt sie mir;
Den dir seligsten der Triebe
Fühlt Eliesabeth mit mir."
Doch der spricht in seinem Grimme:
„Dir, dem Geld und Gut gebricht?"
Und mit seiner Donnerstimme
Schreit er: „Troll' Dich, armer Wicht!"
Und der Arme, tief beschämet,
Eilsgst sich nach Hause trollt,
Dort sich härmet und sich grämet,
Weil's der Alte nicht gewollt;
Athemlos fiel er dort nieder,
Namenlos war traunt sein Schmerz.
Und der Muth kehrt ihm erst wieder,
Als sich nahte Levi Herz;
„Gratulir' zu Ihrem Glücke,"
Sprach er; „schau'n Sie, gnäd'ger Herr!"
Und es starrten seine Blicke —
Wer war glücklicher, als er!
Wohl, erfahrt's in dieser Stunde,
Weßhalb seine Freud' so groß:
Mit Fortuna hold im Bunde,
Fiel ihm zu das große Loos.
Und die Kunde, weit erschollen,
Wurde schnell auch Veit bekannt,
Der schrieb: „Liebster, wenn Sie wollen,
„Nehmen Sie der Tochter Hand."
Und der Freiersmann, entschlossen,
Schrieb an den Gevatter Veit,
Weil der Vorfall ihn verdrossen,
Folgendes zur selb'gen Zeit:

„Stellt die Zeichen von dem Namen
„Eurer Tochter recht geschickt,
„Und ich sage dazu Amen,
„Wenn die Kunst Euch ist geglückt.
„Dann habt Ihr auf diese Weise
„Meine Antwort, nehmt sie hin." —

Leser, sage es mir leise,
Wie Du deut'st des Namens Sinn.

K.

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 36.

Bremen, Donnerstag den 3. Mai 1836.

Gestorben:

Nro. 452. Den 29. April. Die Näherinn Rebecca Boysmann, 64 Jahr; gr. Fuhrleutestr. Nr. 26.

— 453. Den 29. — Des Ard. Johann Hinrich Frese Tochter (gleich nach der Geburt gestorben); Hülsberg Nro. 10.

— 454. Den 30. — Des Krameramtsgenosse Christian Friederich Müller, 57 Jahr; Balgebrückstr. Nro. 24.

Nro. 455. Den 30. April. Des Lithographen Heinrich Jönzen Tochter, 1 Jahr; Osterthorsstraße Nro. 7.

— 456. Den 1. Mai. Des verst. Schuhmachers Friedrich Ihrens Wittwe, geb. Wätjen, 68 Jahr; gr. Krummenstraße Nro. 28.

— 457. Den 1. — Des Ard. Carl Wilhelm Neitmann Sohn, 2 Jahr; Mühlendamm Nro. 3.

Gebuurten:

Nro. 521. Den 27. April. Des Agenten Joh. Peter August Marbes Ehefrau, geb. Suck, Rembertistraße Nro. 42; von einem Mädchen.

— 522. Den 27. — Des Vergolders Louis Dunkelberg Ehefrau, geb. Storcke, Degengang Nro. 4; von einem Mädchen.

— 523. Den 27. — Des Matrosen Jacob Meyer Ehefr., geb. Vogt, bei der Reeperbahn Nr. 13; von einem Mädchen.

— 524. Den 28. — Des Tischlermeisters Otto Hermann Muselius Ehefr., geb. Stallmann, hinterm Stephanikirchhof Nro. 40; v. e. Mädchen.

— 525. Den 28. — Des Ard. Chr. Wilhelm Burchard Wagenbrett Ehefr., geb. Ernst, Ohlmeyers-Hof; von einem Knaben.

— 526. Den 28. — Des Cigarrenmachers Joh. Conrad Grube Ehefrau, geb. Huck, alten Steinweg Nro. 46; von einem Mädchen.

— 527. Den 28. — Des Ard. Gardert Meyer Ehefrau, geb. Helmken, gr. St. Annenstr. Nro. 64; von einem Knaben.

— 528. Den 29. — Des Ard. Gerd Hinrich Westenberg Ehefr., geb. Wittler, hint. Stephanithorswall Nro. 33; von einem Knaben.

— 529. Den 29. — Des Ard. Joh. Hinr. Frese Ehefr., geborne Lotz, Hülsberg Nro. 10; von einem Mädchen.

— 530. Den 29. — Des Malers Jobst Heinr. Christian Kirchhoff Ehefr., geb. Meyer, Doventhorsstr. Nro. 18; von einem Mädchen.

Nro. 531. Den 29. April. Des Rademachermeisters Johann Friedr. Fröger Ehefr., geb. Bock, Hankenstr. Nro. 20; von einem Mädchen

— 532. Den 29. — Des Schuhmachers Lambert Heinr. Thieß Ehefrau, geb. Mittag, Meyers-Gang Nro. 2 (Osterstraße); von einem Knaben.

— 533. Den 29. — Des Segelmachers Joh. Heinr. Buhrmann Ehefr., geb. Mehrtens, Timmerstraße Nro. 2; von einem Knaben.

— 534. Den 30. — Des Küpers Matthias Courier Ehefr., geb. Boschen, hinterm Paulsberg Nro. 13; von einem Mädchen.

— 535. Den 1 Mai. Des Kaufmanns Joh. Albert Droege Ehefr., geb. Fischer, Contrescarpe Nr. 14 B; von einem Mädchen.

— 536. Den 1. — Des Weinaufsehers Joh. Backhaus Ehefr., geb. Brauer, Catharinenstr. Nr. 26; von einem Knaben.

— 537. Den 1. — Des Tuchstopfers Gottfried Ephraim Brockmann Ehefr., geb. Bothe, gr. Fuhrleutestraße Nro. 41; von einem Mädchen.

— 538. Den 2. — Des Kaufmanns Carl Engelbert Eduard Klugkist Ehefr., geb. Heidmanns, Contrescarpe; von einem Knaben.

— 539. Den 2. — Des Krameramtsgenossen Joh. Jacob Wolfgang Kister Ehefr., geb. Eylers, Brautstraße Nro. 15; von einem Knaben.

— 540. Den 2. — Des Polizei-Commissairs Bernhard Schumacher Ehefrau, geb. Ottmanns, Neustadtsdeich Nro. 25; von einem Mädchen.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 37.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 8. Mai 1836.

Wohn' unter Menschen, auf der Flur
Mit immer neuem Sinne,
Des Geisterreichs und der Natur
Verborg'nen Schatz gewinne!

Mai-Lied.

Der Mai, der erste Mai ist da
Mit seinen Wonnelüften,
Und Alles speist Ambrosia,
Und schwelgt in Blüthendüften.

Und Alles taumelt, Alles singt,
Und schlürft den Muskateller,
Der sprudelnd in die Becher springt
Aus Gottes großem Keller.

Und jedes Herz, noch gestern dicht
Verhüllt in dunkle Prose,
Springt auf und glüht im Frühlingslicht,
Wie eine junge Rose.

Philister! heut' bekehret euch,
Laßt solchen Tag euch frommen!
Die Poesie, eu'r Himmelreich,
Ist nah' herbei gekommen.

Was steht ihr, ängstlich umzuschau'n
Mit Kompliment und Faxen?
Hängt die Perrücken auf den Zaun
Und laßt euch Locken wachsen!

Wir sind ganz And're, als ihr meint,
Reibt nur die Augen derbe,
Und eine neue Welt erscheint
Als eu'r gebührend Erbe.

Wer sich der Seelenangst entrafft,
Wird frei zu Göttern schweben:
In Götterfreiheit wirkt und schafft,
Und spürt das rechte Leben!

Klebt denn am Staube euer Loos,
Fühlt ihr euch kleine Meister,
Wohlan, so seyd im Kleinen groß,
Im Kleinsten freie Geister!

Allein bemerk' ich nicht Gebrumm,
Geschüttel mit den Köpfen? —

Philister, wie? ihr nehmt es krumm
Und wackelt mit den Zöpfen?

Dort hüpft ein buntes Vögelein,
Es singt mit lust'gem Schnabel:
„Poet, laß die Philister seyn,
Denn sie sind incurabel.

„Flieg' mit mir durch die schöne Welt
Und sing' ihr hohe Lieder,
Ein voller Blumenregen fällt
Vom Himmel auf dich nieder.

„Wohn' unter Menschen, auf der Flur
Mit immer neuem Sinne,
Des Geisterreichs und der Natur
Verborg'nen Schatz gewinne!

„Erprobe jedes Element
Und pflück' auf jedem Beete,
Sey du ein ewiger Student,
Ein ewiger Poete!"

Adolph Peters.

---

* Der Unsern.

(Fortsetzung.)

Der Gesandte begab sich am folgenden Tage am Bord der Corvette, die auch sofort die Anker lichtete. Kurz vor seiner Ankunft überbrachte auch der alte Nicole in einem reinlichen Bündelchen die Ausrüstung seines Enkels, der seinen Entschluß über Nacht nicht geändert hatte, beim Abschiede jedoch dem Alten ein zusammengefaltetes Papier in die Hand drückte, mit der verstohlenen Weisung, es sofort an die Adresse zu besorgen.

Die Nähe des Botschafters und seines Gefolges lenkten die Aufmerksamkeit Eugene's während der Fahrt, längs den herrlichen Küsten Spaniens, gänzlich von seinem Schützlinge ab; und er würde ihn oder doch vielleicht seine Vornahme vergessen haben, wenn ihn nicht häufig, dem Seemanne so leicht auffallende Abweichungen seiner früher gewohnten Weise, daran erinnert hätten. Schon nach wenigen Tagen bedurfte es keines Winks, keines Befehls mehr; seine Wünsche waren erfüllt, ehe die angelebte Gewohnheit sie hervorrief. In Allem, was seine Bequemlichkeit anging, sprach sich eine rastlos für ihn sorgende Hand aus, und das Alles geschah so zart, so unbemerkbar, als wären Geisterhände im Spiele.

Nach einer glücklichen Fahrt warf die Corvette an den blühenden Gestaden des Tajo die Anker aus, und folgte nach kurzem Verweilen einem höhern Befehle, der sie nach England rief.

Dort angelangt, ließ Eugene den, ihm fast unentbehrlich gewordenen Knaben auf dem Gute seines Oheims, und begab sich nach London, um sich von dem letzten Willen desselben in Kenntniß zu setzen.

Mit Ausnahme einiger Legate, war er als alleiniger Erbe genannt, und es hatte sich bereits ausgewiesen, daß diese Erbschaft jede Erwartung übertraf. Unbekannt mit allen den zu beobachtenden Formalitäten, Verwahrungen, Uebertragungen, Auseinandersetzungen, Erneuerungen von Kontrakten, und wie alle die angenehmen Verlegenheiten heißen mögen, in welche dort, wie überall, Jeder geräth, dem die Laune der, aus schwarzen Gewändern schelmisch lächelnden Göttinn plötzlich den goldenen Apfel in den Schooß wirft, übertrug er seine Angelegenheiten einem Manne, der, mit dem Geschäftsgange und den Verhältnissen bekannt, schon das Zutrauen seines Oheims besessen hatte, und sich auch später des seinigen würdig bewies.

Mehrere Monate waren ihm unter diesen, ihm so gänzlich fremden Besorgungen und Einrichtungen verstrichen, und er fühlte sich von Tage zu Tage unbehaglicher in der großen Weltstadt. Nicht, daß es ihm an freundlichem Entgegenkommen gefehlt hätte — eine solche Versäumung würde sich die wohlbegründete Berechnung der Väter und die weit ausgedehnte Ueberlegung der Mütter dieser spekulirenden Stadt nicht haben zu

Schulden kommen lassen — sein Herz, sein Gemüth fühlte sich leer, unbefriedigt. Er kam sich vor wie eine Tropenpflanze, die der Gärtner mit künstlicher Temperatur zur Blüthe bringen will. Wohl liegt in ihr der Trieb der heimatlichen Blüthenzeit, wohl fühlt sich ihr zartes Faserngewebe erwärmt, und der Saft beginnt, durch ihre Adern zu schleichen; aber es ist nicht die heimatliche Sonne, nicht die, ihr Gedeihen befördernde Luft; krankhaft schwillt ihre Knospe, und wenn der Gärtner hofft, sie werde sich entfalten, drängt ein rauher Hauch des, ihrem Lebensprinzip fremden Winters die erkünstelte Triebkraft zurück, und sie birgt sich scheu in die dunkeln Kammern ihrer Wurzel, eines höher begabten Rufes harrend, oder sich für immer verlierend in den allverbreiteten, ewig schaffenden Urstoff.

Die Ankunft der Glory auf der Themse entriß Eugene dem stagnirenden Elemente, mit dem ihn die Unthätigkeit und eine ungewohnte Lebensweise umgeben hatten, und fast zu gleicher Zeit wurde er zum Befehlshaber der Fregatte ernannt, die zu einem Streifzuge gegen den Sklavenhandel ausgerüstet werden sollte.

Mit widersprechenden Gefühlen betrat er das Fahrzeug, an welches sich für ihn so wichtige Erinnerungen knüpften. Die Mannschaft begrüßte ihn mit lautem Jubel, und das Bild seines edlen Oheims, trat ihm jetzt freundlich verklärt, frei von den trüben Spuren der letzten Scheidestunde entgegen. Aber leise stieg auch die Frage bei ihm auf, ob es nicht Pflicht sey, jetzt, da das Glück ihm reichlich bedacht habe, dem Leben und der bürgerlichen Gesellschaft den ihnen gebührenden Tribut abzutragen, dem aufstrebenden Talente Anderer Raum zu geben, und in ländlicher Zurückgezogenheit seine Zeit und seine Erfahrungen dem Wohle eines größeren oder kleineren Theils seiner Mitmenschen zu widmen.

Er war nicht lange zweifelhaft; der Ruf der Ehre gab dem innern Zwiespalt schon im Entstehen den Ausschlag. Jetzt konnte er nicht zurücktreten, jetzt, wo er ohne sein Zuthun zu dem Besitz von irdischen Gütern gelangt war, deren geringsten Theil er bei Beginn seiner Laufbahn kaum jemals zu erstreben hoffte; jetzt, wo der ehrenvolle Ruf an ihn erging, mitzuwirken zur Unterdrückung des gräßlichsten aller merkantilischen Auswüchse. Eifrig betrieb er die Ausrüstung der Fregatte, und begab sich, als er berechnen konnte, wann sie segelfertig seyn würde, auf einige Tage nach seinem Gute, um noch einige erforderliche Dispositionen zu treffen.

Ungeheuchelt war die Freude Alphonsens, als er seinen Beschützer wiedersah, und sie schien sich noch zu steigern, als er vernahm, daß er ihn auf seine ferne Station begleiten solle. So wenig er auch der Englischen Sprache mächtig war, hatte sich der Knabe während seines Aufenthalts die Liebe der, auf dem Gute angestellten Beamten, wie die der ganzen Dienerschaft in vollem Maße zu erwerben gewußt; er hatte sich Allen gefällig gemacht, den Einen durch die, in Begleitung der Guitarre, vorgetragenen Provençalischen Lieder, den Andern, durch irgend eine Zeichnung von seiner Hand, die mehr als gewöhnliche Fertigkeit verrieth. Der Seemann wurde angenehm überrascht, als er eines Abends, von einem Spaziergange durch den Park unerwartet früh zurückkehrend, seinen Schützling unter einer Ulme an der Auffahrt zum Schlosse sitzend, von Groß und Klein umgeben, ungestört belauschte, als er in wehmüthigen Weisen heimatliche Lieder mit einer bezaubernden Stimme und tiefem Gefühle vortrug. Eine gewisse achtungsvolle Scheu gesellte sich von diesem Augenblicke dem Wohlwollen bei, welches der junge Mensch ihm längst eingeflößt hatte; und mit einiger Verlegenheit bat er ihn noch an demselben

Abend, bei ihrer bevorstehenden Abreise das Instrument nicht zu vergessen.

Der Knabe verbeugte sich erröthend, aber sein strahlender Blick verrieth, daß ihm durch dieses unverhoffte Zugeständniß eine hohe Freude bereitet ward, und diese sprach sich auch noch durch die linde Nachtluft in vollen Accorden und lauten Jubeltönen aus.

Die Fregatte hatte die vaterländischen Ufer verlassen, und durchschnitt — ein trefflicher Segler — die Wogen des Atlantischen Ozeans. Alphons galt bei der Mannschaft für die rechte Hand ihres Befehlshabers; er speiste mit an der Tafel der Schiffsoffiziere; er las dem Kapitän vor; er hatte die Aufsicht über dessen Effekten, ohne daß dieser ferner die niederen Dienstleistungen von ihm angenommen hätte; — aber nur selten, und auch dann nur auf das ausdrückliche Geheiß seines Beschützers, war er beim Nachtisch oder bei andern außergewöhnlichen Festmahlen zum Gesange zu bewegen; und die Art und Weise, wie er derartige Aufforderungen abzulehnen pflegte, äußerte in der Regel eine solche magische Kraft, daß er aller Neckereien überhoben blieb. Der Knabe spielte eine ungewöhnliche Rolle auf der Fregatte. Noch vor der Abreise aus England mußte er sich auf das Geheiß des Kapitäns nach der Art der Seekadetten kleiden, ohne jedoch jemals Antheil am Dienste zu nehmen. Die Mehrzahl der Equipage hielt ihn für einen Anverwandten des Befehlshabers; aber Alle, ohne Ausnahme, hatten ihn lieb, denn er war Allen gefällig und hülfreich, und nirgends äußerte sich seine Thätigkeit lebhafter, als an den Lägern der Erkrankten. (D. Forts. f.)

---

* Missions-Wesen.

(Eingesandt.)

Zufällig fiel uns der erste Bericht der Rheinischen Missions-Gesellschaft von 1830 in die Hände, und wir erlauben uns, den Lesern Folgendes daraus vor Augen zu legen, damit sie sehen, was Missions-Gesellschaften ausführen.

Besagte Gesellschaft hatte beschlossen, Sendboten nach Afrika zu schicken; dazu hatten sich angefunden: der ehemalige Rudolstädtische Lieutenant Teobald von Wurmb aus Rudolstadt, welcher das Schwert mit der Lanzette vertauschte und Wundarzt wurde; Johann Leipoldt aus Plohn im Voigtlande; Daniel Sückhoff aus Elberfeld, und Gustav Zahn, aus Wasserthalleben, Letzterer Handwerker. Sich besser mit den Sendboten zu vereinigen, heirathete v. Wurmb die Schwester des Zahn's.

Am 30. Juni 1829 wurden die vier Missionäre als Heidenprediger ordinirt; am 4. Juli verließen sie die Missions-Gesellschaft und traten ihre Auswanderung an; am 19. Juli fuhren sie mit dem Ostindienfahrer „Charles Kerr", Kapitän Brodie, von England ab, und am 7. Oktbr. landeten sie auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Ihre erste Sorge ging dahin, sich anzukaufen. v. Wurmb kaufte 3 bis 4 Tagereisen vom Kap die von einem Bauern kultivirten Cedernberge, 3 bis 4000 Morgen groß, für 25,000 Kap'sche Gulden, und gab der Ansiedelei den Namen: Wupperthal. Das Engl. Gouvernement bestätigte Kauf und gegebenen Namen. Aus einem kleinen Keime — sagt die Missions-Gesellschaft — ist unter dem Segen des Herrn schnell ein Baum erwachsen.

Die Kosten der 5 Uebersiedelten berechnen sich:

	Rthl.	Sgr.	Pf.
Anschaffungen zur Ausrüstung der Missions-Brüder	1,268.	3.	—
Fracht der Effekten	123.	26.	6
Reisekosten bis London	240.	26.	3
Aufenthalt u. Anschaffungen in England, nebst Kosten der Ueberfahrt	3,132.	9.	—
	4,765.	4.	9

	Rt.	Sgr.	Pf.
Transp.	4,765.	4.	9
Unkosten in Afrika, Aufenthalt am Kap, Ankauf der Cedernberge	5,990.	23.	—
Facit	10,755.	27.	9

Diese 10,755 Rt. 27 Sgr. 9 Pf. sind größtentheils von den untern Ständen, als: Knechten, Mägden, Handwerkern und Tagelöhnern, zusammengebracht. (S. Seite 63 des Berichts.)

Wozu der blutige Schweiß dieser getäuschten Menschen verwendet ist, lehrt der Bericht: fünf kluge Menschen haben ihn benutzt, um sich ein sorgenfreies Leben für sich und ihre Nachkommen am Kap zu sichern.

Die heil. Schrift antwortet auf die Frage: wer ist dein Nächster? — der deine Hülfe von nöthen hat. Wir glauben, daß im Rheinischen gewiß Hülfsbedürftigere sind, als oben genannte 4 Handwerksgenossen; und wenn man denen unter die Arme gegriffen hätte, es ein, Gott wohlgefälligerer Dienst gewesen wäre, als fünf Menschen außer Landes zu schicken, die keiner Hülfe bedürftig waren.

Von hier ist auch ein Beitrag von 2 Rt. 24 Sgr. 9 Pf. zu der Uebersiedlung hingeschickt.

M.

---

* Versteht Ihr auch, was Ihr leset?

Drittes Capitel.

Beitrag aus der Naturgeschichte.

Unter den mannigfaltigen Creaturen dieser schönen Erde giebt es verschiedene Arten, die einen gewissen Ton, eine Farbe, oder andere Erscheinungen platterdings nicht ertragen können, und darüber stets in großen Zorn und große Wildheit gerathen, wenn es auch sonst die gutmüthigsten Wesen sind. Zu diesen Creaturen gehört unter andern der Puterhahn, welcher friedfertig und, obgleich nachdenkend scheinend, gedankenlos einherschreitet; aber, sobald er den Schall eines Pfiffs vernimmt, alsbald sein Gefieder zu Berge sträubt, hoch den Kopf und Hals emporreckt, in ein gellendes Gewieher ausbricht, und weit seinen Schnabel öffnet, um den Pfeiffenden zu verschlingen. Es fällt dabei der guten Bestie nicht ein, nachzudenken, ob der Pfiff zu ihrer Erbitterung, oder ganz ohne Rücksicht auf sie geschiehet, so daß es sie gar nicht anginge; es ist ihr genug: sie hört den Pfiff und schreitet sofort zum Kampfe, als gält' es Tod und Leben. Kinder gehen dem Wüthriche einige Schritte aus dem Wege, und lassen ihn in seinem selbstgefälligen Zorn vorüber stolziren, indem sie ihm nachlachen; Männer würdigen das Ungethüm kaum eines Blickes, höchstens eines Lächelns, denkend, es sey ein gar dummes Thier, sich so ins Blaue hinein über Etwas zu ereifern, das es nicht kennt.

Wenn gleich besagte Eigenthümlichkeit des erwähnten befiederten Zweibeins bekannt ist, so dürfte den naturgeschichtlichen Classificationen eine gewisse Species der menschlichen Race beizufügen seyn, welche eine gleiche Eigenthümlichkeit mit vorbemeldeten Puterhahn hat, indem bei Ersterer das Wort: „Zoll!“ eine ganz ähnliche Wirkung hervorbringt wie bei Letzterem das Pfeiffen. Wo nur besagte menschliche Species das Wort: „Zoll!“ findet oder hört, gleichviel in welcher Beziehung es gebraucht worden, da geräth selbe in Zorn, und schreitet gewaltig einher, unter dem Gelächter der Umstehenden:

„Schwellt auf den Kamm, springt wüthig zu,
Kratzt, beißt und krächzt: kulu, kulu, kulu!!!“ —

Gleichwie nun dem Puterhahn das Organ des Denkens fehlt, so scheint die bezeichnete menschliche Species an die Stelle jenes Organs das des Träumens zu besitzen, welches eine Schluß-

bemerkung im Bürgerfreunde Nro. 36 recht anschaulich macht. —

Nachdem der gute Herr Schlußbemerker in einer Schrift des Herrn Dr. Bretschneider, welche zum Zwecke hat, die rationale Theologie gegen den Vorwurf, daß sie die Revolutionen befördere, zu vertheidigen, gelesen hatte, daß die Zölle als die Vergesellschaftung der Völker hindernde Scheidewände erkannt worden wären (welches an und für sich genommen wohl noch nie ein Mensch in Abrede gestellt hat), und der Zeit gedacht ist, wo:

alle Zölle und Zolllinien als ein abgethaner Irrthum nur noch der Geschichte der Vergangenheit angehören werden,

brach sofort bei ihm das Verlangen der Verwirklichung des Traumbildes des sofortigen Aufhörens aller Zölle und Steuern auf der ganzen Welt und der Paroxismus aus, den das Wort: „Zoll!“ jederzeit zur Folge hat, und nun übersah er ganz natürlich, daß die Zeit, in welcher alle Zolllinien aufhören, und die Regierungen ohne Geld regiren, allem vernünftigen Anscheine nach, erst am jüngsten Tage eintreten wird, weßhalb sich denn wohl kaum etwas Abgeschmackteres denken läßt, als nach einem solchen Phantome zu haschen.

Wir wissen und haben es lange gewußt, daß die angedeutete und menschliche Species weder zu belehren noch zu bessern ist, und wollen uns auch in dieser Beziehung keine vergebliche Mühe mit ihr geben, haben uns aber vorgesetzt, wenn ein, ob des Wortes: „Zoll!“ wüthig gewordenes Subject hoch gehobenen Hauptes schnaubend über die Bühne unserer öffentlichen Blätter schreitet, dem allgemeinen Lächeln Worte zu geben, und die Aussprüche wirrer Träume tändelnd abzufertigen, auf daß das Ausland nicht glaube, daß unser gutes Bremen bloß von besagter Species bewohnt sey.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß, wenn die Wuth des Herrn Schlußbemerkers sich gelegt, oder durch eine „schließliche Schlußbemerkung“ sich ganz entladen hat, derselbe das ihm so fürchterliche Gespenst „Zoll“ einmal etwas näher besehen möge, um sich zu überzeugen, daß es ihm nichts zu Leide thut, und werden wir dann gern dieß Capitel „wofern es dabei von der Sache selbst die Rede ist, und nicht aus irgend einer beliebigen Schrift ganz aus dem Zusammenhange herausgerissene Sätze für unumstößliche Regeln ohne weitern Beweis gelten sollen“, wieder aufnehmen. (Vergleich Kölner Handels-Organ vom 1. Mai, Verhandlungen über den Deutschen Zollverein).

---

* Beachtungswerthes für Chemiker.

Einsender Dieses hat, bewogen durch die in vielen Zeitschriften so oft geschehenene Erwähnung des großen Verbrauchs von Englischen Stahlfedern und durch die Lockung im glücklichen Fall 1000 Mark zu verdienen, wiederum eine Zeitlang Stahlfedern gebraucht, und giebt hier seine Bemerkungen, indem er sich gern einer bessern Belehrung unterwirft. Die besten Sorten Stahlfedern sind wirklich im Anfange sehr elastisch und schreiben rein; verderben aber durch die Dinte bald und verlieren viel von ihrer Elastizität. Dann will die Dinte nicht gut fließen, auch wenn sie sehr dünn (dabei also auch sehr fatal bleich) ist, und die Feder muß durch häufiges Eintunken stets so voll gehalten werden, daß man leicht klekst, wenn man mit großer Mühe nur damit schreiben will. Ueberdieß wird das Geschriebene sehr oft gelb, was wahrscheinlich durch den Rost verursacht wird. Man räth, die Feder nach dem Gebrauche, in Wasser zu stellen; indessen hilft dieß auch nicht, weil sie auch im Wasser rostet. Hat

man sie einen oder zwei Tage darin stehen lassen, so ist sie so mürbe, daß man sie auseinander pflücken kann. Wird die Feder von Anfang an jedesmal sorgfältig ausgewischt und Engl. Velinpapier gebraucht, so mag sie länger gut bleiben; allein das kann Keiner, der z. B. am Comptoir arbeitet und oft unterbrochen wird. Für Frauenzimmer, Handwerker und solche Leute, welche selten und nicht viel schreiben, sind Stahlfedern sehr zu empfehlen, da sie in solchem Falle länger brauchbar bleiben als Gänsefedern, womit man vorsichtiger umgehen muß, wenn man nicht oft schneiden will. Die Hamburger Stahlfedern scheinen übrigens trotz der großen Belohnung eben so gut zu seyn als die Perry'schen. —

Beachtungswerth für Chemiker wäre es nun wohl zu versuchen, eine Art Bleistift zu erfinden, dessen Züge nicht leicht — auch nicht mit Kautschuk — auszulöschen wären, und der sonach zum gewöhnlichen Gebrauche immer ausreichte, während zum Schönschreiben ferner gewöhnliche Federn und Dinte gebraucht würden. Es würde dadurch sowohl das Federnschneiden (indem die Stifte ja auf Art der jetzt schon gebräuchlichen Bleistifte, die nur vorgeschroben werden, gemacht werden könnten), als der Gebrauch der, in manchem Betracht unangenehmen und oft fehlerhaften Dinte und des Streusandes oder Löschpapiers vermieden. Meiner Meinung nach müßte das für einen tüchtigen Chemiker nicht gar zu schwer seyn, da ja allenfalls auch das zu verbrauchende Papier danach eingerichtet werden könnte. Die Erfindung würde sich sicherlich reichlich belohnen und Einsender Dieses sich freuen, darauf aufmerksam gemacht zu haben. Sagittarius.

* Notiz.

Der verstorbene Eigenthümer der jetzt zum Verkauf stehenden drei Häuser mit großen Gärten, Nro. 197, 198 und 199 in der großen St. Johannisstraße, war Willens, das Haus Nro. 198 wegzunehmen, eine Fahrstraße nach dem Walle anzulegen, und 14 Häuser daran zu bauen, von der Größe, daß jedes Haus wenigstens jährlich 30 Rt. Miethe trage; dieß würde zu 4 pCt. einen Capitalwerth von 10,500 Rt. machen.

Der jetzige Käufer kann diesen Plan, wenn es ihm beliebt, ausführen. Die Fahrstraße wäre, wenn solche an die Stadt käme, von großem Nutzen aller Derjenigen, welche am Wall wohnen, oder sich anbauen, weil in dieser Gegend eine solche Straße fehlt.

M.

* Frage.

Nach der öffentlichen Anzeige sollte das Dampfboot „Expedition" am Sonntage den 1. Mai um 3 Uhr nach Lankenau fahren; es fuhr aber eine Viertelstunde später ab. Es fragt sich nun, ob dieses spätere Fahren als allgemeine Regel gilt, und man immer früh genug kommt, wenn man sich eine Viertelstunde später als angezeigt an Bord begiebt.

* Antikritik

wider die in № 28 und 29 des Bürgerfreundes angemaßte „Kritik" der v. Kobbe'schen Schrift, die Gräflich Bentink'sche Successionsfrage betreffend.

(Beschluß.)

Um das Ganze zu krönen, schließt Kritikulus noch mit einem abermaligen Berufen auf ein angebliches Gerücht über die Schrift:

„von welcher ein angesehener Rechtgelehrter gesagt haben soll!!!"

also wiederum ein Geträtsch über unbeglaubigte Aeußerungen Unbekannter und Unbenannter, als kritisches? Hülfsmittel zur Insinuation an das

Publicum in der Absicht zu verdächtigen!!! — Dergleichen gehaltlose und unwürdige Versuche kompromittiren sich selbst genugsam, und sind ihrer anschaulich frivolen Natur wegen nicht geeignet, auf eine Widerlegung Anspruch zu geben.

Da die Bemühungen des unkritischen Jünglings bloß an der Oberfläche der Schrift des Hrn. v. K. und einigen, nicht verstandenen Sätzen desselben ohnmächtig rütteln, nirgend aber in das Wesen der Verhandlung selbst so wenig das juridische, als das historische oder raisonnirende, eindringen, so mußte Referent sich darauf beschränken, den Ungrund der Anfechtungen an sich, und den üblen Willen des Kritikulus zu beleuchten und aufzuhellen, ohne in die eigentliche Materie der Verhandlung einzugehen, die an und für sich von ihm ganz unberührt geblieben war und also unversehrt dasteht. — Doch darf uns das nicht abhalten zur Widerlegung des Verdachts, — der in Bremen bei Unkundigen erregt seyn mögte, über die Tendenz und die Behandlung des Gegenstandes in der Schrift des Hrn. v. K. unsre Ansicht auszusprechen.

Forscht man nach einem befriedigenden Aufschluß darüber, warum Kritikulus, ungeachtet seiner ungewöhnlichen Ungeschicklichkeit, den Entschluß habe fassen können, bloß um der beabsichtigten Unarten und Anfeindungen willen, seine Unfähigkeit so dreist zur Schau zu stellen, so kann man sich der Vermuthung nicht erwehren, daß noch irgend ein andres Incitament dabei im Hintergrunde spuken möge. — Sollte Kritikulus vielleicht sich Hoffnung gemacht haben, von den Herren Agnaten sich einen wohlklingenden Dank zu erwerben, durch seine oberflächlichen Anfechtungen, dieser, mit Ihrem Interesse nicht verträglichen Schrift? Sollte gar Kritikulus eine Aufforderung dazu, unmittelbar oder direct von ihnen erhalten haben? — Doch — Es ist kaum wahrscheinlich, daß ein solcher Fehlgriff stattgefunden, und ihre Wahl an ein, seine Unfähigkeit so unverholen zur Schau tragendes Individuum hätte gelangen können!

Dem angehenden Jüngling aber, können wir die Warnung nicht vorenthalten, wenn er in der That den Entschluß fassen würde, „das Studiren zu lernen“ (wie man in lingua vernacula manchmal treffend sich ausdrücken hört,) daß jeder wohlmeinende Lehrer, an den er sich wenden dürfte, unfehlbar bei Untersuchung seiner Anlagen ihm liebreich abrathen, und mit den Worten des Tamino in der Zauberflöte ihm entgegenkommen dürfte, womit dieser sich gegen Papageno entschuldigt:

„Ich kann nichts thun als Dich beklagen,
„Weil ich zu schwach zu helfen bin!“ —

Denn für Mangel an Anlage giebt es einmal keine Abhülfe! Mit deren Versagung wollte Mutter Natur ein für allemal leise andeuten:

„Papageno schweige still!“ —

Es ist jenes Schloß am Munde, — das Papageno symbolisch der vorlauten, unreifen Jugend bemerklich machen sollte! — Ueberhaupt würde eine Parallele zwischen Kritikulus und Papageno sich noch um Vieles anmuthiger ausmalen lassen, wäre anders hier der Ort dazu, — dieß sey uns vorbehalten bis wir etwa abermals in öffentlichen Blättern die Entdeckung machen sollten: —

„Nun plaudert Papageno wieder!“

Ein unbetheiligter Bremer.

Gottesdienst.

Sonntag, den 8. Mai.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Past. Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Pastor Pauli.....	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Past. Prim. v. Aschen	St. Ansgarii	9 „
Hr. Dr. Böckel.....	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Pastor Mallet.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Iken.....	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor v. Hanffstengel	— — —	1 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Toel.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Hr. Pastor Meinertzhagen.	Armenkirche	8 „
Hr. Pastor Wemer.....	St. Johannis	7 „
Hr. Pastor Probst.....	— — —	Messe 9 „
Hr. Pastor Wemer.....	— — —	Hochamt 10 „
	St. Petri Dom	Predigt 6 „
	— — —	8½ „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 37.

Bremen, Sonntag den 8. Mai 1836.

Gestorben:

Nro. 458. Den 2. Mai. Des Kupferschmieds Joh. Hinrich Riechers Sohn, 1¼ Jahr; an der Balgebrückstraße Nro. 25.

— 459. Den 3. — Des verst. Strumpfwebermeisters Jacob Ohlmeyer Wittwe, geb. Wintermann, 76 Jahr; am neuen Markt Nro. 4.

— 460. Den 3. — Des Schneidermeisters August Carl Fischer Sohn, 7 Monat; Burgstraße N. 2.

— 461. Den 3. — Der Krameramtsgenosse Christ. Diedr. Osterloh, 76 Jahr; Osterstr. Nro. 30.

Nro. 462. Den 4. Mai. Der Gärtner Joseph Siegault, 46 J.; Sielpfad Nro. 9.

— 463. Den 4. — Der Arb. Joh. Schmidt, 45 Jahr; Bonspforte Nro. 4.

— 464. Den 5. — Des Arb. Johann Hinrich Lankenau Sohn, 3 Jahr 8 Monat; Dreckort Nr. 12.

— 465. Den 5. — Des Zimmergesellen Daniel Ludwig Krecklow Sohn, 5 Wochen; Plunkenstraße Nro. 14.

Geburten:

Nro. 541. Den 1. Mai. Des Landmanns Oltmann Seggermann Ehefrau, geborne Sanders, Hastedt Nro. 65; von einem Knaben.

— 542. Den 1. — Des Schneidermeisters Carl Friedrich Speck Ehefrau, geb. Thieldart, Süsterstraße Nro. 9; von einem Mädchen.

— 543. Den 2. — Des Kaufmanns Johannes Tidemann Ehefr., geborne Meinerzhagen, Martinistraße Nro. 12; von einem Mädchen.

— 544. Den 2. — Des Stuhlmachers Ludwig Clemens Bunsteck Ehefr., geb. Schulenburg, Stavendamm Nro. 15; von einem Mädchen.

— 545. Den 2. — Ein Mädchen.

— 546. Den 2. — Des Briefbestellers Diedrich Heinrich Engelke Ehefr., geb. Eickemeyer, Bürgerstr. Nro. 8; von einem Mädchen.

— 547. Den 2. — Des Soldaten Ignatz Dittmann Ehefrau, geb. Mühlenfeld, Neustadtswall N. 152; von einem Knaben.

— 548. Den 3. — Des Archivschreibers Leo August von Pohl Ehefr., geb. Röver, große Weidestraße Nro. 6; von einem Mädchen.

— 549. Den 3. — Des Schuhmachers Johann Martin Ehefr., geb. Vielaben, Rövekamp Nro. 29; von einem Knaben.

— 550. Den 3. — Des Arb. Gerd Hinrich Castens Ehefrau, geb. Bringemann, Spielleutestr. Nr. 8; von einem Mädchen.

— 551. Den 3. — Des Kaufmanns Joh. Henr. Westhoff Ehefrau, geborne Siedenburg, Papenstraße Nro. 11; von einem Mädchen.

— 552. Den 3. — Ein Knabe.

Nro. 553. Den 3. Mai. Des Schiffskapitäns Friedrich Haslop Ehefr., geb. Jungmann, Grünenstr. Nr. 50; von einem Knaben.

— 554. Den 3. — Des Schneidermeisters Mathias Wurmerich Ehefr., geborne Uhlhorn, Knoopstraße Nro. 10; von einem Knaben.

— 555. Den 3. — Des Stuhlmachers Johann Diedrich Herreilers Ehefr., geborne Lies, Glockengang Nro. 7; von einem Knaben.

— 556. Den 3. — Ein Mädchen.

— 557. Den 3. — Des Arb. Hinrich Osmers Ehefrau, geborne Holthusen, Runken Nro. 4; von einem Knaben.

— 558. Den 4. — Des Lohndieners Joh. Friedr. Philipp Rudolph Wicke Ehefr., geborne Vogelsang, Ansgariikirchhof Nro. 5; von einem Knaben.

— 559. Den 4. — Des Schuhmachers Diedrich Christ. Gronemann Ehefr., geb. Luders, Hanewinkels-Gang Nro. 10; von einem Knaben.

— 560. Den 4. — Des Arb. Hinr. Behrens Ehefrau, geborne Aumann, Hastedt Nro. 94; von einem Knaben.

— 561. Den 5. — Des Malers Herm. Heinr. Albrecht Ehefr., geb. Depmeyer, Faulenstr. Nr. 66; von einem Mädchen.

— 562. Den 5. — Des Fischbeinarbeiters Anton Brüggemann Ehefr., geb. Schumann, Düsternstr. Nro. 46; von einem Knaben.

— 563. Den 5. — Des Hökers Wenzelaus Heinr. Wienken Ehefr., geb. Heukamp, kl. Krankenstraße Nro. 7; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 202. Der Kaufmann Carl Nicolaus Wiegmann und Maria Caroline Spiegerberg, Beide von hier.

— 203. Der Krameramtsgenosse Joh. Jorg Alders hies. und Metta Busen zu Horn.

— 204. Der Schuhmacheramtsmeister Heinr. Conr. Christ. Eberhard und Elisabeth Waltjen hieselbst.

— 205. Der Straßenmachermeister Heinr. Stellmann und Catharina Hedewig Jacobsen, Beide von hier.

— 206. Der Stuhlmacher Joh. Friedr. Cott hieselbst und Anna Mardfeld aus Breden-Moor, Gerichts Achim.

— 207. Der Seifenfabrikant Joh. Diederich Meyer hies. und Anna Elisabeth Cathar. Conradine Bartels zu Oldenburg.

— 208. Der Landmann Berend Heinr. Meyer zu Großen-Henstedt bei Bassum und Anna Christine Barjenbruch zu Harpstedt.

Nro. 209. Der Kaufmann Joh. Friedr. Philippi und Ma[illegible] Charlotte Neubourg hieselbst.

— 210. Der Buchhalter Georg Lorenz Jung und An[illegible] Maria Sophia Kuncken hieselbst.

— 211. Der Arb. Franz Carl Hartmann und Gesche Sa[illegible] Christina Harting, Beide von hier.

— 212. Der Schuhmacheramtsmeister Joh. Carl Det[illegible] und Lucia Wilhelmine Schmidt, Beide v. h.

— 213. Der Schlachtermeister zu Verden Joh. Diedri[illegible] Winkelmann und Catharina Meta Lindhor[illegible] daselbst.

— 214. Der Küper Rudolph Schwieger am Buntenthor[illegible] steinwege und Wübke Freese aus Otten, Ge[illegible] richts Achim.

— 215. Der Schuhmacheramtsmeister Joh. Joachim Chri[illegible] Timm und Juliana Charlotte Häcker, Beide v. h.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 38.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 12. Mai 1836.

Freier erhebe den Flug zu den Sonnen,
Schütte den Staub von den Füßen dir,
Höheres Leben hat freudig begonnen,
Furcht vor dem Tode verschwinde nun hier!

* Am Himmelfahrtsfeste.

Der uns stets so treu geliebt
Und am Kreuz für uns gestorben,
Der uns nimmer hat betrübt,
Heil und Frieden uns erworben,

Hat zu des Ewigen Thron sich geschwungen
Von des Oelbergs heiligen Höhn,
Und der Erde Mächte bezwungen,
Himmelspalmen ihn jetzt umwehn.

Wir aber, wir schauen mit Sehnen,
Es fließen die heißesten Thränen,
Zum besseren Lande hinauf,

Hinauf, hinauf zu der Ferne,
Zum Kranze goldener Sterne,
Bis endet des Wanderers Lauf.

Endet sich dort unser Lauf,
Schwinden dort des Pilgers Sorgen:
O, dann blickt getrost hinauf
Und erwartet froh den Morgen!

Herrlicher winket uns droben das Leben,
Freier und seliger wirket der Geist,
Himmlische Freude, sie wird uns erheben,
Wie sie des Göttlichen Wort uns verheißt.

Und diesen erhabenen Glauben,
Ihn soll doch kein Spötter uns rauben,
Die wir dem Erlöser uns weihn,

Der uns auch die Stätte bereitet
Die höheren Bahnen uns leitet,
Zum Himmel uns führet ein!

Himmelauf und himmelan
Sei nun, Christ, dein Blick gerichtet,

Schwinge dich zur Sternenbahn,
Alles Dunkel ist gelichtet!

Freier erhebe den Flug zu den Sonnen,
Schütte den Staub von den Füßen dir,
Höheres Leben hat freudig begonnen,
Furcht vor dem Tode verschwinde nun hier!

Es herrschet der Mittler da droben,
Den Engel und Seraphim loben
Und aller Himmlischen Schaar.

O preiset den Ueberwinder,
Erlöseter Menschenkinder,
Bringt Dank und Liebe Ihm dar!

7.

---

* Der Unstern.

(Fortsetzung.)

Ein schönerer, klarerer Himmel breitete sich über der Fregatte aus, andere Gestirne funkelten Nachts aus der tiefblauen Höhe herab, eine glühendere Atmosphäre bräunte die Gesichter der Mannschaft, und die Sonne hob sich mehr und mehr zum Zenith. Die Glory hatte den Wendekreis des Krebses passirt, und langte wohlbehalten auf der Station der Capverd'schen Inseln an; von wo aus sie, nachdem ihrer Equipage einige Tage der Erholung zugestanden waren, nach den Mündungen des Kassamanza-Flusses beordert wurde, um dort dem schändlichen Handel mit Menschenfleisch zu wehren, der von vielen verwegenen, durch mehrere glückliche Erfolge kühn gemachte, Abentheurer aller Nationen seit einiger Zeit stärker betrieben wurde als jemals.

Die Portugiesen haben an diesem Strome, der sich durch ein reiches, stark bevölkertes Land wälzt, bis zu 150 Englischen Meilen hinauf ihre Sklavenfaktoreien, und noch an demselben Tage, als die Glory in dem, von einer zahlreichen Inselgruppe gebildeten Archipel, der sich an der Ausmündung dieses Gewässers gebildet hat, anlangte, wurde ihr von einigen Fischerboten der Fellups die Mittheilung, daß mehr als zehn Sklavenschiffe, von denen bereits einige volle Ladung hätten, stromaufwärts lägen.

Bald darauf bestätigte sich diese Nachricht; denn vor Einbruch der Nacht, die unter diesen Breitegraden plötzlich sich über Fluthen und Gefilde lagert, ohne sich durch die, uns Polnachbaren so befreundete, milde Vorbotinn, die Dämmerung, anmelden zu lassen, zeigten sich in der Ferne zwei Segel, die jedoch, als sie des Kreuzers ansichtig wurden, hinter dem hohen, dichtbewachsenen Ufer eines Seitenarms des Flusses verschwanden. Mittlerweile hatte sich die Nacht verbreitet, und der tropische Himmel wölbte sich in seiner wundervollen Klarheit über das leichtgekräuselte Meer. Der Kapitän ertheilte seine Befehle, und die Fregatte suchte mit, vom kühlen Nachtthau aufgefrischten Segeln die Höhe des Reviers zu gewinnen, von wo aus mit Anbruch des Tages ein weiter Strich der Küste zu beobachten war.

Stiller und stiller wurde es auf ihrem Verdeck; man hörte nur den abgemessenen Schritt der Wachen oder das eintönige Schrillen des Ruderhelms. Da erklangen die vollen Accorde der Guitarre und die melodische Stimme des Knaben ertönte feierlich durch das Dunkel. Er hatte sich neben dem Steuermann niedergesetzt, und blickte unverwandt auf das prachtvoll geschmückte Himmelszelt, und improvisirte liebliche Hymnen, und ahnete nicht, daß der Einzige, der sie verstand, tief ergriffen ihn belauschte. Es war der Kapitän, der, an dem Hintermast gelehnt, seine Blicke ebenfalls mit stiller Erhebung an dem leuchtenden Gewölbe weidete. Eine wehmüthige Stimmung hatte sein Gemüth beschlichen, der Gesang des Knaben ihn in seine Jugendzeit versetzt. Die einstige Aeusserung seines Vaters, die Prophezeiung des alten Barden, die späteren, darauf Bezug habenden Vorfälle frischten sich in seiner Erinnerung auf, und

lächelnd fragte er sich selbst, indem sein Blick über die zahllosen leuchtenden Fernwelten glitt: „welches mag denn der Unstern seyn, der über meiner Geburt gewaltet, und mich hindernd in die lichtscheuen Bahnen der mir Nahestehenden zwängt, und wann wird er sich verklären, wie es der Barde mir verhieß?“

Der Gesang des Knaben war plötzlich verstummt, mit einem an ihm ungewöhnlichen Eifer wandte er sich in gebrochenem Englisch an den Steuermann: „Wie heißt das leuchtende, prachtvolle Gestirn dort über dem Marssegel?“

Der Angeredete blieb einen Augenblick die Antwort schuldig; nicht daß er sich auf den Namen des Sternbildes hätte zu besinnen brauchen, er freuete sich nur, Gelegenheit zu finden, sich in wohlgeordneter Rede über ein Lieblingsthema auslassen zu können.

„Das ist das Kreuz des Südens, mein junger Herr,“ begann er mit feierlicher Emphase, „der Polarstern dieser Regionen. Es ist das schönste Sternbild am ganzen Firmamente. Ich habe es früher manche Nacht hindurch am Cap beobachtet, wie es sich gegen Osten allmälig aufrichtet, und, wenn es den Meridian erreicht hat, fast ganz gerade steht in seiner wunderbaren Glorie. Sehen Sie es sich einmal recht an, junger Herr, und Sie werden mir Recht geben, wenn ich behaupte, daß auch selbst Derjenige, der nie von der christlichen Religion sprechen hörte, von tiefer Bewunderung bei seinem Anblicke ergriffen werden muß; um wie viel mehr aber wir, deren Bildung, Gebräuche und Handlungen von frühester Jugend an aufs innigste mit diesem heiligen Symbole verwebt sind; wir christlichen Seefahrer pflegen es daher auch wohl das Gestirn der Liebe und des Friedens zu nennen!“

Der Steuermann schwieg; der Knabe hatte aufmerksam seiner Rede gelauscht, und auch dem Kapitän war kein Wort entgangen. Die feierliche Auseinandersetzung und die ihm unbekannte populaire Benennung des Gestirns trafen merkwürdiger Weise mit seinem Ideengange zusammen, und die letzten Worte des Barden: „gedenke meiner, wenn Dein Unstern aus blutigem Gewölk sich aufhellt zum Boten der Liebe und des Friedens!“ wiederholten sich ahnungsschwer in dem Innersten seiner Seele.

Der Morgenhimmel begann sich zu röthen, dichter lagerte sich das Dunkel über die Fluthen, dann schossen einzelne Lichtstrahlen unter dem Horizont hervor, und plötzlich erschien, wie aus dem leichtgekräuselten Meere auftauchend, in dunkelrother Gluth der Saum des licht- und lebenspendenden Welthalls. Hüpfend stieg er empor, auf seinen Strahlen mit Gedankenschnelle den jungen Morgen über die Schattenumlagerte Erde tragend.

Da rief die Mastkorbwache auf der Marsstange: „Ein Segel unter dem Winde!“ Der Kapitän befahl einem der Kadetten, in den Mastkorb hinaufzusteigen, und mit seinem Fernrohre das Fahrzeug zu untersuchen.

„Es ist ein armirtes Schiff und scheint auf Dreißig gebohrt zu seyn!“ rief der junge Mensch herab, „es liegt im Abfall, vier oder fünf Grade unter dem Winde.“

(Der Beschluß folgt.)

Das Todten-Gewölbe in Cöln.

Matthias Staupitz, der Sohn des Dr. Staupitz, der, obwohl er Katholik blieb, im Jahr 1518 Luther in Augsburg vertheidigte, war gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts Bürgermeister in Cöln, ein reicher Mann und der Gatte einer liebenswürdigen zart gesitteten Frau. Nun geschah es, daß eine sehr schöne Jungfrau in sein Haus zog, deren Vormund er geworden, und dem lebenslustigen Bürgermeister gefiel sein Mündel,

Adelheid Winburger, über die Maßen, so daß es in seinem Herzen streitig herging. Adelheid aber hatte einen Geliebten, Johannes Polt, der die Gottesgelahrtheit zu seinem Studium erwählte und eben hoffte, eine Pfarrerstelle in Cöln zu erhalten, um dann seine geliebte Adelheid heim zu führen. Unterdeß gab er Unterricht in allerlei Wissenschaften und ernährte sich redlich, erübrigte auch noch manchen Gulden, womit er seinen Bruder, Konrad Polt, unterstützte, der Todtengräber war, aber von seiner Stelle sich nur kümmerlich nährte, da er sich früh verheirathete, sein redliches Weib ihm schon zwei Kinder gebar und eben das dritte ihm verhieß.

Der Bürgermeister Staupitz aber konnte den Johannes Polt, aus sündlichem Grunde, nicht leiden, und er ergrimmte, als seine Gattinn sich der Liebenden annahm. Er wußte es dahin zu bringen, daß der Jüngling nicht allein seine Hoffnung auf die Pfarrerstelle verlor, sondern sich endlich gar genöthigt sah, Cöln zu verlassen, so daß auch der arme Konrad Polt auf seines Bruders Säckel nicht mehr rechnen konnte.

In Staupitz Hause kehrte der Unfriede ein, und Adelheid ließ den Bürgermeister mehr Verachtung als Liebe bemerken, während seine Gattinn im Stillen litt und endlich erkrankte. Unzufrieden mit seinen Verhältnissen und mit innern Vorwürfen gegen sich selbst kämpfend, kam nun eines Abends Staupitz trunken nach Hause und trat so zu dem Krankenbette der Gattinn mit heftigen Reden, die der Aerger und Rausch ihm eingaben. Die Kranke aber erschrak dermaßen, daß sie nach wenigen Stunden Todes verblich.

Mit Entsetzen erkannte am nächsten Tage Staupitz seine Frevelthat, fühlte den schweren Verlust, den er erlitten; die Reue in ihm war gränzenlos, so daß er beschloß, seine Stelle aufzugeben und in einem Kloster abzubüßen, was er verschuldet. Seine Gattinn aber ließ er mit hoher Pracht bestatten, all ihren Schmuck gab er ihr mit und in einem reich verzierten Sarge, obenauf mit Glasfenstern, wurde sie in einem Gewölbe der Cathedrale beigesetzt.

Der Begräbniß-Tag schloß mit einem stürmischen November-Abend, und in dem ungestümen Wetter kehrte Konrad Polt heim nach einem vergeblichen Versuch, ob ein Pfandleiher, dem er vor Kurzem ein golden Schaustück brachte, ihm darauf nicht noch einen Gulden borgen wolle. Zu Hause angekommen, fand er sein Weib der Entbindung nahe — und er hatte kein Mittel, die schweren Stunden ihr zu erleichtern. Eilend begab er sich wieder fort, die Wehmutter zu rufen, diese aber, seinen Mangel kennend, ging nur unter der Bedingung mit, daß er noch heut' ihr die Gebühren bezahle oder ihr ein Pfand dafür gebe. Als er die Frau zur Thür seines kleinen Hauses eingelassen hatte, blieb er draußen, schwer beklommen nach Athem ringend. Da schlug die große Thurm-Uhr der Cathedrale eben Elf, und plötzlich zuckte der Gedanke in ihm auf: was soll die Todte mit dem Schmuck, wenn die Noth der Lebendigen seiner bedarf? Dieser Gedanke wurde zu rascher That; er holte den Schlüssel zum Gewölbe, eine Blendlaterne und Werkzeuge zur Eröffnung des Sarges. Bald stand er, vor Aufregung seiner Sinne kaum mächtig, in der Behausung der Todten, und an dem Sarge der Frau Katharina Staupitz. Wie er starr hinschaute auf die Verblichene, die er bei ihrem Leben immer sehr geschätzt, war es ihm, als bewegten sich ihre Züge; doch höhnte er sich selber und meinte, die Phantasie nehme die Partei seines Gewissens, um ihn abzuschrecken — und doch konnte er eines Fröstelns durch alle Gebeine sich nicht erwehren. Er sah gar nicht mehr auf die Leiche, nur auf den Deckel des Sarges, den er nach vieler Mühe

erbrach und abhob, denn alle Glieder zitterten ihm fieberhaft. Jetzt griff er nach der Hand der Todten, ihr die Ringe zu nehmen — heiliger Gott! er fühlte sich gefaßt, gehalten, wandte sich im höchsten Entsetzen ab und stand doch anfangs wie gebannt; dann aber riß er seine Hand zurück, stürzte mit der Kraft der Verzweiflung aus dem Gewölbe, und rannte so nach seinem Hause, ohne daß ihm einfiel, er müsse das Gewölbe wieder verschließen. „Konrad!“ rief es plötzlich neben ihm — es war die Stimme des Bruders Johannes, und Jener lag fast ohnmächtig in seinen Armen. Johannes erzählte ihm, daß er von dem Tode der Frau Katharina gehört, und die Sorge um Adelheid habe ihn zurück getrieben nach Cöln; denn er fürchte jetzt um so mehr für sie und seine Liebe. Konrad aber verstand fast nichts von dem Bericht, ihn drängte es, seinem Johannes zu bekennen, was er gethan, und was geschehen. Diesem theilte sich das Entsetzen Konrad's mit, doch muthig freien Geistes, wie er war, sprach er, als sey er plötzlich entzückt: „Ermanne Dich, Konrad, geh' zum Bürgermeister und verkündige ihm: die Todten ständen auf, er möge alsbald zum Todten-Gewölbe kommen; ich selbst eile dorthin!“ — und danach schritt er auch schon vorwärts.

Staupitz, der in diesem Augenblicke wenig mehr erfuhr, als jene Worte des Johannes Polt, war erschrocken, doch zugleich belebt von freudiger Ahnung; und als Adelheid, durch den Lärmen mitten in der Nacht geweckt, herzu trat und die Kunde vernahm, ließ auch sie sich weder von Abmahnungen noch von dem Unwetter zurückhalten, mit nach dem Todten-Gewölbe zu gehen. Als sie dort anlangten, fanden sie Katharina, vom Scheintode zur Besinnung zurückgekehrt, auf der Stufe einer Nische sitzend und Johannes beschäftigt, sie mit Tropfen Weins zu stärken, dessen er in seinem Reisebündel bei sich trug. Staupitz, vor Freude außer sich, sank zu den Füßen der Gattinn, und pries laut Gott den Herrn, der seine geliebte Katharina zurückführe, ihm die Hölle vom Herzen zu nehmen. Konrad Polt aber war so zermalmt von der Begebenheit, daß er in Schmerz und Reue Alles gestand, wie es sich begeben, und sich dem Gericht ausliefern wollte. „Der Strafe darf ich Euch nicht entziehen“, sprach Staupitz; „werde jedoch eifrig sorgen, daß Euch das Gesetz milde sey, denn Ihr waret ein Werkzeug der Rettung. Euer Hausstand aber soll fortan nicht mehr so bedrückt seyn. Gegen Euch, Johannes“, — der sich bescheiden zurückgezogen hatte — „bekenne auch ich gern meine Schuld und will sie ernstlich tilgen!“ Dieß sprechend umarmte er den Jüngling, nahm dann seine Hand und die Adelheid's, legte sie in einander und segnete ihren Bund mit den Worten: „Euch führte der Allmächtige wunderbar an heiliger Stätte wieder zusammen, er wird bei Euch seyn bis an das Ende Eurer Tage!“ Fr. Lange.

---

* Einige Bemerkungen

zu dem, in den Nummern 28 bis 31 des gegenwärtigen Jahrgangs des Bürgerfreunds enthaltenen, den Lippischen Blättern entlehnten Aufsatzes, überschrieben: »Kann die Kirche leichter ohne die Theilnahme der Gebildeten, oder können die Gebildeten leichter ohne Theilnahme an der Kirche bestehen?«

Offenbar entfloß der oben genannte Aufsatz der Feder eines Mannes, dem die Kirche und ihre Anstalten am Herzen liegen, der den unkirchlichen Sinn vieler vor der Welt Angesehenen beklagt und gern mitwirken möchte, diese Letztgenannten, zu ihrem eigenen Heile, der Kirche wieder zuzuführen, und durch dieselben diese Heilsanstalt vor vermeintlicher Entartung zu sichern. Einen harten Vorwurf macht er aber der Kirche, wenn er den hier und da sichtbaren Verfall derselben dem Umstande zuschreibt, daß sie unwahr sey, wie in

ihrer Lehre, so auch in ihrer Verfassung. Hier muß man nun allerdings dem Verfasser darin Recht geben, daß die religiöse Ueberzeugung der großen Mehrzahl der Prediger unserer Zeit in vielen Punkten nicht mehr mit dem Inhalte der Bekenntnißschriften der protestantischen Kirchen übereinstimme, und daher die Verpflichtung auf Symbole, die sich überlebten, nicht mehr stattfinden solle. Denn wenn auch diese Verpflichtung unter Beschränkungen geschieht, durch welche dieselbe eigentlich wieder aufgehoben wird, so muß es doch dem Gefühle des gewissenhaften Mannes widersprechen, öffentlich Lehren beschwören zu müssen, deren Unhaltbarkeit die Eingeweihten im Augenblicke seines Schwurs auf seinem verlegenen Gesichte geschrieben sehen. Warum nicht, statt dessen, eine Verpflichtung auf das Evangelium, welches ja doch, nach protestantischem Grundsatze, die einzige Erkenntnißquelle ist für Lehrer und Lernende? Wem könnte diese Verpflichtung auf das Gotteswort nicht ausreichend und genügend erscheinen? Dem Volke etwa? Aber es will ja doch Gotteswort, nicht Menschensatzung hören! Darum sollte man allerdings fortan von Seiten der Kirche ohne Noth sich nicht länger den Schein geben, auf dem alten morsch gewordenen Grunde zu fußen. Das Volk würde gern beistimmen, wenn man demselben erklärte, Niemand könne einen bessern Grund legen, als den, der gelegt worden von Christo und seinen Aposteln.

Wenn der Verfasser obigen Aufsatzes weiterhin von der großen Kluft spricht, die stattfinde zwischen der religiösen Privatüberzeugung der Theologen unserer Tage und dem christlichen Volksglauben unter den Protestanten, so leistete er mit dieser Behauptung der Kirche, der er doch gern aufhelfen möchte, wahrlich keinen Dienst. Er selbst erklärt es der Pastoralklugheit zuwiderlaufend, wenn der Prediger sich als von der Neuerungssucht angesteckt, verrathe, und sich dadurch um die Liebe und Achtung seiner Pfarrkinder bringe. Er bedachte aber nicht, daß er durch seine angezogene Behauptung in vielen Gemeinen, in welchen sein Aufsatz werde gelesen werden, selbst das Mißtrauen in die Rechtgläubigkeit und Redlichkeit des Predigers in die Gemüther senken werde.

Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, welche Bücher der heiligen Schrift Einsender des Aufsatzes im Auge gehabt haben möge, von denen er bemerkt, daß die heutigen Theologen über ihren Ursprung und Inhalt ganz anders denken würden, als die große Masse des Christenvolkes. Wenn er aber gleich nachher von dem Erstaunen und dem Zorne des Volkes redet, die sich offenbaren würden, wenn es seine Prediger durchschauen könnte, wie dieselben an allen Fundamenten ihres Glaubens rüttelten, so können nicht die apocryphischen Bücher der Schrift gemeint seyn, sondern es ist das Evangelium von Christo selbst, das von den Theologen in Zweifel gezogen und aus seinen Angeln gehoben wird, nach des Verfassers Meinung. Wohl freilich mögt ihr darob erschrecken, ihr Schaaren der Gläubigen!

Aber wie unbegründet und ungerecht erscheint diese allgemeine Verdächtigung der Theologen der gegenwärtigen Zeit! Der Mystiker und der Buchstabenmenschen im schwarzen Rocke nicht einmal zu gedenken, wie groß bleibt noch immer die Zahl der Offenbarungsgläubigen aus dem Stande der Geistlichkeit! Wer mag behaupten, daß sie Alle, die da auftreten und reden zu ihren Gemeinen, von der höhern Handreichung und himmlischen Mittheilung durch den Eingeborenen, im Herzen in Christo doch nur den Größten der Sterblichen anerkennen? Was aber die Prediger aus der Zahl Derjenigen anbelangt, die mit Bewunderung und heiliger Ehrfurcht sich neigen vor dem Erstgeborenen aller Creaturen, ist es recht, sie vor den Au-

gen der Welt hinzustellen, als Solche, die da reden gegen ihre bessere Ueberzeugung, wenn sie Jesum verkündigen den Heilsbegierigen als den großen Retter, als Denjenigen, der nach dem Rathschlusse Gottes erschien als ein großes Licht Allen, die da saßen in Finsterniß und Schatten des Todes? *) Wann haben jemals die Theologen der christlichen Jahrhunderte den großen Unbegreiflichen mit Uebereinstimmung in den Ansichten von seiner Abkunft und Würde gepredigt? Wie verschieden von der Sprache seiner Mitapostel drückt schon Johannes sich aus, wenn er in seiner heiligen Begeisterung Jesum preist als den ewigen Sohn Gottes, der, aus des Vaters Schooße gekommen, Gnade und Wahrheit hernieder brachte zur Erde. Ist es denn nun Unredlichkeit zu nennen, wenn der Prediger Jedem überläßt, hinsichtlich des unerforschten und unerforschlichen Wesens des großen Meisters, aus Gott geboren, sich seine Meinung zu bilden und dieselbe, auch bei abweichender eigenen Ansicht, unangefochten läßt? Nur den Prediger würde dieser Vorwurf der Unredlichkeit in Wahrheit und mit Recht treffen, der da schweigen wollte und nicht mit seiner bessern Ueberzeugung hervorzutreten wagte, wo Jemand, nach irriger Auslegung, die Heilsordnung wollte umkehren, und sich trösten mit der Person des Heilands und seinem Erlösungsopfer, ohne sein Wort zu ehren.

Wenn der Verfasser des in Rede stehenden Aufsatzes ferner den Vorwurf, es fehle der Kirche ebenfalls an Wahrheit in der Verfassung, dadurch zu begründen sucht, daß sie nicht aus Freiwilligen bestehe, vielmehr die Mitglieder zur Theilnahme gezwungen würden, so daß die Kinder derselben getauft und confirmirt, und von ihnen, gern oder ungern, Beiträge zur Unterhaltung der Diener und Gebäude der Kirche entrichtet werden müßten, so darf man dreist entgegnen, daß, um mit des Verfassers Worten zu reden, im Allgemeinen auch in unsern Tagen die Ueberzeugung von der Unentbehrlichkeit der Kirche herrsche und die Einsicht von der Zweckmäßigkeit besonderer Anordnungen derselben und von dem Bedürfnisse gewisser Geldopfer nicht erst geweckt und verbreitet zu werden brauche. Mag auch immerhin die Minorität der Weisen und Edlen nach dem Fleische im Schooße der christlichen Kirche ihre Anstalten für Fesseln erkennen, deren sie gern sich entledigten, — ihre Ansicht stempelt noch nicht die Kirche zur Truggestalt und großen Lüge! Mögen immerhin Tausende, bei den Lebensfragen der Kirche, mit lautem Geschrei ihre verneinende Stimme erheben, der freudig bejahende Beifall aller der Millionen, die in der Kirche des Herrn eine göttliche Heilsanstalt auf Erden erkennen, läßt sie noch immer erscheinen als eine hehre Lichtgestalt, als die größte Wahrheit inmitten aller der Systeme menschlicher Weisheit, die im Laufe der christlichen Jahrhunderte neben dem Evangelio auftauchten und wieder versanken ins Meer der Irrthümer und Lügen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Bleibt auch freilich in dem in Rede stehenden Aufsatze der Stifter der Kirche anscheinend aus dem Spiele, so stand doch derselbe gewiß, als Grund des Glaubens, den die verschiedenen Ansichten der Theologen sollen erschüttert haben, bei Lesung dieser Behauptung in den meisten Gemüthern in erster Linie.

---

* Kunst-Anzeige.

Es ist ein schöner characteristischer Zug dieser vaterstädtischen Zeitschrift, in ihren Spalten heimische Talente und Kunsterzeugnisse unserer Mitbürger, die ohne dieses Vehikel vielleicht ganz unbekannt geblieben wären, der Theilnahme unserer zahlreichen Kunstfreunde zu empfehlen, und dadurch die Bemühungen geschickter Männer zur Thätigkeit hervorzurufen, und sie gleichsam in die Welt einzuführen.

In den vergangenen Tagen hatte ich das Vergnügen, einen jungen Mann kennen zu lernen, der in der Kunst des Glasschleifens, sowohl auf Hohlglas, als auch auf Flächen, zum Ammeublement, wie für die Architektur, Bedeutendes leistet, wie die Proben, welche mir zufällig zu Gesicht kamen, beweisen.

Mit der genannten Kunst verbindet der junge höchst bescheidene Mann die der Färbung der Gläser, so daß die Leistungen desselben, zweckmäßig angewendet in Kirchen und öffentlichen Gebäuden, wie im Boudoir der Dame, nicht allein ein magisches Zauberlicht hervorbringen, sondern auch durch ihre geschmackvolle, großartige und auch zarte Ausführung der dargestellten Gegenstände eine wahrhafte Zierde und Ausschmückung gewähren.

Ueberhaupt ist diese freundliche Kunst, ihr vielfaches Eingreifen in die gesellschaftlichen Verhältnisse des Lebens so vielseitig, daß meine lieben Mitbürger mir gewiß verpflichtet seyn werden, wenn ich die Adresse des jungen Künstlers mittheile, völlig davon überzeugt, daß ihm manche Aufträge zu Namens-, Geburts- und Familienfesten ertheilt werden.

Der Name dieses jungen Bremers ist: Heinrich Neddermann, seine Wohnung: große Krankenstraße Nro. 8, woselbst auch Proben seiner Kunstfertigkeit zur Ansicht bereit sind.

H.....n.

---

* Dreisylbige Charade,

in Beziehung der Charade, betitelt: »Abendsterne«, im Unterhaltungs-Blatte № 31.

Der verehrten Verfasserinn achtungsvoll gewidmet.

1. und 2. Sylbe.

Kennst Du das Land, wohin die Theuren ziehen,
Wohin auf Sehnsuchtsschwingen Du geflohn? —
Nicht jenes Land ist's, wo Orangen glühen,

Wo Gift und Dolch in ihren Schatten drohn.
Du ziehest nicht dorthin mit Deinen Lieben,
Ob üppig ist auch dieses Landes Flur;
Banditen-Sitz und Aufenthalt von Dieben
Ist dieses Land, das schönste der Natur.

Mein Heimatland? 's liegt überm Heer der Sterne,
Verheißet hohe Seligkeit und Lust —
Und dennoch suchst Du es nicht in der Ferne,
Du trägst dies Land in Deiner treuen Brust.

3. Sylbe.

Die letzte bringt Gewinn und auch Gefahren,
Wie uns bewußt; sie einet Land und Land;
Ach, möge doch Neptun sie hold bewahren
Vor jedem Unfall, mit der mächt'gen Hand.

Das Ganze.

Obwohl das Ganze man auch jetzt vermisset,
So ist es doch in hohem Glanz geschehn;
Ein Wunder deutet's, was uns heut' begrüsset,
Ihm glaubt der Christ, hat er's auch nicht gesehn.

Am 12. Mai 1836. K.

---

* Auflösung des Buchstaben-Räthsels in Nro. 36.

Veit zu Eliesabeth.

Meinst Du, Eduard liebe Dich?
Eduard liebt nur Geld und sich!

Eliesabeth.

Eduard ist mir treu ergeben,
Liebt mich, wie sein eignes Leben;
Theurer Vater, zürne nicht,
Achte, was die Tochter spricht.

Veit.

Wohl, es sey! In dieser Stunde
Kommt mir just die rechte Kunde,
Eduard hat viel Geld gewonnen,
Und die Liebe ist zerronnen;
Sieh, er schreibt: »Behalte siel«

Gottesdienst

am Himmelfahrtsfeste.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Pastor Capelle.....	U. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Pastor Pauli.....	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Trewiranus	St. Martini	9 „
Hr. Dr. Krummacher.....	St. Ansgarii	9 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Pastor Mallet.....	— — —	1 „
Hr. Pastor v. Hanffstengel	St. Pauli	9 „
	— — —	1 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 „
	— — —	1 „
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Hr. Pastor Meinertzhagen.	Armenkirche	9 „
Hr. Pastor Probst.....	St. Johannis	7 „ Messe
Hr. Pastor Wemer.....	— — —	9 „ Hochamt
Hr. Pastor Probst.....	— — —	10 „ Predigt
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8 „
	— — —	12 „

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 38.

Bremen, Donnerstag den 12. Mai 1836.

Gestorben:

Nro. 466. Den 6. Mai. Des Schiffszimmermanns Hinrich Boschen Ehefr., geb. Voß, 79 Jahr; Knoopstraße Nro. 50.

— 467. Den 6. — Des Schuhmachers Johann Heinrich Augustins Sohn (todtgeb.); Buntenthorssteinweg Nro. 208.

— 468. Den 7. — Gebetha Deetjen, 54 Jahr; Jacobistraße Nro. 4.

— 469. Den 7. — Des Arb. Joh. Frese Sohn, 3 J.; Buntenthorssteinweg.

— 470. Den 8. — Des verst. Kaufmann Carl Schünemann Wittwe, geb. Spange, 53 Jahr; zweite Schlachtpforte Nro. 7.

Nro. 471. Den 8. Mai. Des Schuhmachermeisters Johann Christian Lüntzmann Tochter, 12 Tage; Piperstraße Nro. 12.

— 472. Den 8. — Des verst. Kutschers Johann Heinrich Kracht Wittwe, geb. Buttelmann, 61 Jahr; Bonspforte Nro. 7.

— 473. Den 9. — Des verst. Stadtbaumeisters Joh. Georg Poppe Wittwe, geborne Meier, 61 Jahr; Herrlichkeit Nro. 14.

— 474. Den 9. — Diederich Müller, 71 Jahr; Armenhaus.

— 475. Den 9. — Der Arb. Johann Georg Bierau, 31 Jahr; Wätjengang Nr. 8 (Neustadt).

Geburten:

Nro. 564. Den 4. Mai. Des Kaufmanns Gottfr. Bagelmann Ehefr., geb. Kind, Catharinenstr. Nr. 6; von einem Mädchen.

— 565. Den 5. — Des Arb. Hermann Funcke Ehefrau, geborne Wischhusen, Hastedt Nro. 13; von einem Mädchen.

— 566. Den 5. — Des Arb. Johannes Hubertus Jöres Ehefrau, geb. Geils, Glockengang Nro. 5; von einem Mädchen.

— 567. Den 5. — Des Maurergesellen Jacob Westphal Ehefr., geb. Engelbrecht, Runken Nro. 37; von einem Mädchen.

— 568. Den 5. — Des Arb. Hermann Faber Ehefrau, geborne Kuhlmann, Hastedt Nro. 51; von einem Mädchen.

— 569. Den 5. — Des Arb. Wilhelm Ohlsen Ehefrau, geborne Hillenbrock, Hastedt; von einem Mädchen.

— 570. Den 6. — Des Schuhmachers Johann Hinrich Augustins Ehefr., geb. Meyer, Buntenthorssteinweg Nro. 208; von einem Knaben.

— 571. Den 6. — Des Waarenmäklers Johann Frischen Ehefr., geb. Leonhard, hinterm Brill Nr. 4; von einem Knaben.

— 572. Den 6. — Des Küpers Gerhard Dauelsberg Ehefr., geborne Bellois, Belloishof Nro. 2; von einem Knaben.

Nro. 573. Den 6. Mai. Zimmermann, ein Knabe; Buntenthorssteinweg Nro. 21.

— 574. Den 6. — Des Tonnenmachers Joh. Christian Meyer Ehefr., geb. Köster, Runken Nr. 20; von einem Knaben.

— 575. Den 7. — Des Schuhmachers Johann Heinrich Knapp Ehefr., geb. Schaefer, Muggenburg Nro. 9; von einem Knaben.

— 576. Den 7. — Des Wagenmeisters Philipp Witte Ehefr., geb. Kühlken, Krepenstraße Nro. 1; von einem Knaben.

— 577. Den 7. — Des Wechselmäklers August Ferdin. Meyer Ehefrau, geb. Schrage, Wachtstraße Nro. 36 A; von einem Knaben.

— 578. Den 7. — Des Malers Carl Herzog Ehefrau, geborne Beckmann, Weerder Nro. 34; von einem Mädchen.

— 579. Den 8. — Des Krameramtsgenossen Joh. Diedr. Steenken Ehefr., geb. Boelsch, Obernstraße Nro. 30; von einem Knaben.

— 580. Den 8. — Des Schneidermeisters Christ. Friedr Bödeker Ehefr., geb. Fiege, Papenstr. Nr. 25; von einem Knaben.

— 581. Den 10. — Des Kaufmanns Justus Friederich Wilh. Löning Ehefr., geb. Bley, Obernstr Nro. 12; von einem Mädchen.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 39.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 15. Mai 1836.

Was starrt ihr, träge Kräfte?
Erhebt euch wohlzuthun!
Vom segnenden Geschäfte
Soll Geist und Hand nie ruhn.

* Danklied im Frühlinge.

Gott, der Du neues Leben
Mir sandtest mit des Lenzes Weh'n,
In frohem kräft'gem Streben
Schwingt sich der Geist zu Deinen Höhn.
Ertönt ihm, Jubellieder,
Der liebend mein gedenkt —
Geweiht sey Dir sie wieder,
Die Kraft, die Du geschenkt.
Dich preist in vollen Chören
Der Schöpfung Lobgesang;
Doch würdiger Dich ehren
Soll frommer Thaten Dank.

Es wallt in Balsamdüften
Der Fluren Opfer Dir empor;
Geweckt von lauen Lüften,
Dringt frisches Leben rings hervor.
O Gott, Du bist die Liebe —
Die Welt umfleußt ihr Licht!
Des Lenzes Lust-Getriebe,
Des Menschen Angesicht
Sind Spiegel Deiner Güte;
Sie kränzet Wald und Flur;
Im liebenden Gemüthe
Blüht schöner ihre Spur.

Zu spenden neuen Segen,
Blickt uns die Sonne milder an —
Du hast im Frühlingsregen
Die Hand voll Gaben aufgethan.
Dir strömten Blüth' und Blätter
Aus unsichtbarer Hand;
Du hast im Hagelwetter
Der Wiese Grün gesandt.
Was starrt ihr, träge Kräfte?
Erhebt euch wohlzuthun!
Vom segnenden Geschäfte
Soll Geist und Hand nie ruhn.

Noch flehn verlass'ne Waisen,

Noch schallt der Wittwe Jammerton;
In bangen düstern Weisen
Klagt sie den früh verblühten Sohn.
Gott gab in unsre Hände
Was Thränen trocknen kann:
Daß schnell ihr Kummer ende,
Eilt freudig denn heran.
Gieb Trost, gieb Rath, gieb Güter —
Was Jedem Gott verliehn —
So will's der Welt-Gebieter;
So ehrt ihr würdig ihn!

Weihe. G. F. Nöldeke.

---

* Der Unstern.

(Beschluß.)

Der Kapitän gab dem Hochbootsmann, der am Steuerruder stand, ein Zeichen, den Helmstock in Acht zu nehmen; dann wurde die Quartierwache durch die Pfeife auf ihren Posten gerufen. Einige Augenblicke genügten, um das Focksegel und die Schoten zu brassen, die Bram- und Marssegel in die rechte Richtung zu bringen und die Boyleinen straff anzuziehen, und die Glory flog dahin, wie ein von der Leine losgelassenes Windspiel. Aber auch das verdächtige Fahrzeug bewies sich als guter Segler. Es schien seinen Cours auf die Capverd'schen Inseln nehmen zu wollen, und nach mehrstündiger Jagd hatte sein Verfolger ihm nur wenig von dem sie trennenden Zwischenraume abgewonnen. Der Hochbootsmann der Fregatte wandte sich, von Unmuth und Ungeduld gestachelt, an den Kapitän, der ruhig das Hinterkastell auf- und abschritt: „Es ist, als ob sie heute Blei um die Rippen hätte, Kapitän; der Leviathan da überholt sie, und wenn wir ihm vor Abend nicht noch ein „wart' ein Bischen" zurufen können, so würden wir morgen das Nachsehen haben!"

„Gedulde Dich nur, Toms," erwiderte sein Befehlshaber ruhig; „aber Du kannst immerhin ein paar Punkte höher halten, der Flüchtling wird bald seinen Cours verändern müssen; denn der Endymion, der dort seine Station hat, wird so gut als wir die Augen offen halten."

Die Voraussetzung des Kapitäns erwies sich nach wenigen Augenblicken als gegründet; das fremde Fahrzeug veränderte nach einem, Ueberraschung und Unentschlossenheit verrathenden Manoeuvre seinen Lauf, und suchte gegen die hohe See zu entkommen. Aber schon hatte ihm die Fregatte den Wind abgewonnen, und von Minute zu Minute traten seine einzelnen Theile in schärferen Umrissen aus dem Dufte, mit dem die Entfernung es umhüllte, hervor.

Die Sonne hatte den Meridian erreicht und brannte sengend auf die zum Angriff bereit stehende Mannschaft der Glory herab, als ein Vierundzwanzigpfünder dem verdächtigen Fahrzeuge den Ruf zudonnerte, zu dem der Hochbootsmann kurz vorher den Text geliefert hatte. Die Mahnung blieb unberücksicht, obgleich sie in gehörigen Zwischenräumen wiederholt wurde, und an der Regsamkeit, die sich an seinem Borde entwickelte, konnte man abnehmen, daß es entweder dem näheren Begegnen auszuweichen, oder die gesuchte Bekanntschaft abzuweisen suche.

Die Fregatte war ihm indessen so nahe gekommen, daß es dem Kapitän an der Zeit schien, seiner Aufforderung mehr Nachdruck zu geben. Sie hatte sich so gelegt, daß ihr Steuerbord die ganze Länge des fremden Schiffs bestrich, und plötzlich schleuderten zwanzig Feuerschlünde die schweren Eisenballen über das Verdeck des Gegners. Die Spuren der unaufhaltsamen Eilboten wurden nach und nach in der Takelage des Sklavenschiffs sichtbar, die Schnelligkeit seiner Fahrt nahm ab, und näher und näher rückte der Kreuzer an es heran. Da öffneten sich auch seine Stückpforten, und eine kräftige Lage traf die Fregatte.

Hier und dort stürzte einer ihrer Mannschaft mit zerrissenen Gliedern zu Boden. „Es scheint Ernst werden zu wollen,“ sprach der Kapitän, dem es darum zu thun gewesen war, den Gegner möglichst zu schonen, um ihn nicht unbrauchbar zu machen, zu den ihm nahestehenden Schiffsoffizieren, und bemerkte nun auch den Knaben, der erblaßt an seiner Seite stand. „Alphons,“ rief er mit dem unverkennbaren Ausdruck der Besorgniß, „geh hinab, hier ist Dein Platz nicht!“

Der Knabe schlug die großen Augen bittend zu ihm auf, aber eine zweite Lage der Fregatte machte seine Antwort unvernehmlich, und die Ereignisse des Augenblicks fesselten die Aufmerksamkeit des Befehlshabers.

Schon waren die Enterhaken ausgestreckt, schon entspann sich ein mörderisches Musketenfeuer von Bord zu Bord, schon waren die Verdecke beider Fahrzeuge mit Todten und Verwundeten bedeckt, da brachte eine geschickte Wendung des Kriegsschiffs beide Fahrzeuge Bord an Bord und die Haken klammerten sich fest, und ein Strom Gewaffneter ergoß sich über die Decke der Jammerhöle.

Die noch kampffähige Mannschaft des Sklavenschiffs warf die Waffen von sich und flehte um Gnade. Es bedurfte nur eines Wortes ihres Führers, und die, durch die hartnäckige Gegenwehr bis zur Wuth gereizten Sieger ordneten sich ruhig auf der Prise. Kaum aber hatte sich das Getümmel gelegt, kaum hatte Kapitän Osmond seine Befehle mit lauter Stimme ertheilt, da richtete sich einige Schritte von ihm einer der Verwundeten auf, sein stierer Blick haftete einen Moment lang auf dem Offizier der Flotte, seine Zähne schlugen knirschend zusammen, und mit überraschender Schnelligkeit richtete seine Faust ein Pistol auf die Brust des Seemanns.

Aber urplötzlich, wie ein rettender Engel, stand der Knabe vor dem Gefährdeten, der Hut war ihm entfallen, die glänzenden Locken ringelten sich um sein bleiches Antlitz, weit lehnte er sich dem Mordgewehr entgegen, und in tödtlicher Angst schrie er, die Hände auf die Brust legend: „Hierher, Mörder, hierher richte Dein Geschoß!“

Konvulsivisch zuckte der Angeredete zusammen, seine Augen traten glühend aus ihren Höhlen, ein teufliches Hohngelächter entquoll seinem Munde; „fahre zur Hölle!“ brüllte er, indem er, auf den linken Arm gestützt, mit dem rechten das Pistol erhebend, die mordgierigen Blicke auf den Kapitän richtete, der in diesem Augenblicke den Stiefbruder in ihm erkannte.

Das Gewehr entlud sich, dem Kapitän entfiel der Hut, Blut rieselte über seine Stirn, er taumelte und brach bewußtlos zusammen. Ohnmächtig sank der Knabe neben ihm nieder; unter den Bajonetten der Seesoldaten hauchte der Mörder sein Leben aus.

Die Fregatte war mit dem aufgebrachten Sklavenschiffe nach Sierra Leone gesegelt. Sie hatte ihren schwer verwundeten Befehlshaber zu Bathurst auf der Sct. Marieninsel zurücklassen müssen. Zu dem gewöhnlichen Wundfieber gesellten sich die vom Sumpfmiasma erzeugten Wechselfieber, und versetzten ihn in einen gefahrdrohenden Zustand geistiger und körperlicher Schwäche. Der Knabe war bei ihm geblieben, und beschäftigte sich ausschließlich mit seiner Pflege. Das ungesunde Klima und die Sorge um seinen Wohlthäter hatten auch seine Gesundheit untergraben, und bleich und abgezehrt saß er an dem Lager des Bewußtlosen, und lauschte auf jedem seiner Athemzüge, und besorgte mit sanfter Hand den Verband seiner Wunde. Vergebens waren die Vorstellungen des Arztes, der es ihm als eine

Pflicht der Selbsterhaltung auflegte, sich mehr der Ruhe zu überlassen; er schüttelte traurig das Lockenhaupt, suchte mit dem Ausdruck unsäglicher Angst in den Blicken des Heilkünstlers Hoffnung für den geliebten Kranken, und saß nach wie vor an seinem Lager.

So waren Wochen vergangen, als endlich der Arzt eines Abends erklärte, er fände den Zustand des Kranken beruhigender, und er glaube nach seiner, seit mehreren Jahren in diesen Gegenden gemachten Erfahrung die Prognose aussprechen zu dürfen, daß die Genesung von diesem Augenblicke an sich kräftig thätig zeigen würde.

Bei dieser Nachricht leuchtete die Freude aus den Blicken des Knaben, und als bald darauf der Patient in einen ruhigen Schlummer versank; als dieser Schlummer nicht mehr unterbrochen wurde durch den Ausbruch wirrer Fieberphantasien; als seine Brust anhaltend regelmäßig sich hob, und die entstellten Züge seines Gesichts die krampfhafte Spannung verloren und sich friedlich glätteten: da forderte auch bei dem treuen Pfleger die, durch die geistige Aufregung in ihren Functionen gestörte Natur ihr Recht; seine Augen schlossen sich, und von den bleiernen Flügeln des Schlafs umrauscht, sank sein Haupt auf die Polster des Krankenlagers.

Kapitän Osmond schlug die Augen auf; seine Blicke hafteten verwundert an der Decke des Zimmers, und schweiften fragend über die verschiedenen Geräthschaften, die es enthielt; dann weilten sie auf dem prachtvollen Abendhimmel, der seinen milden Schimmer durch die halbgeöffneten Jalousien warf, und wie von einem finstern Zauber entfesselt, legte er die Hand an seine Stirn und der Schmerz, den ihm die Berührung seiner Wunde verursachte, sonderte aus den Gebilden seiner Fieberphantasien den Augenblick, wo er, von der meuchelmörderischen Kugel getroffen, das Bewußtseyn verlor, als den ersten Stützpunkt der wiederkehrenden Erinnerung.

Es war ihm, als vernehme er leises Säuseln über seinem Haupte, als fächle von Zeit zu Zeit ein milder Hauch seine Wange. Es gelang ihm, sich aufzurichten, und mit hoher Freude gewahrte er den schlafenden Knaben. Besorgt forschte sein Auge in den, von der nahestehenden Kerze mattbeleuchteten Zügen des Schlummernden; denn auch die lichteren Augenblicke seiner Krankheit traten vor seine Seele, und das Bild des treuen, sanften Pflegers war mit ihnen auf das innigste verwebt. Bleich und abgezehrt lag die zarte Gestalt da. — Den Kapitän rührte die Hingebung seines Schützlings aufs tiefste.

Da erregte ein schimmernder Gegenstand, der sich aus der Brustbedeckung des Schläfers hervorgestohlen hatte, die Aufmerksamkeit des Seemanns. Es war ein, mit kostbaren Perlen besetztes Medaillon. Mit erwartungsvoller Hast zog er es vollends hervor, und aufs höchste überrascht, erkannte er es für das Kleinod, welches er bei seiner Entfernung aus dem Vaterhause seiner Stiefschwester als ein Erinnerungszeichen übergab. Das Bild seiner Mutter lächelte ihm freundlich entgegen.

Forschend heftete sich sein Blick auf den Schlummernden — und wie der Strahl der Morgensonne die graue Decke der Dämmerung durchbricht und die unförmlichen Nebelwolken verscheuchend über die blühenden Gefilde rollt, so vernichtete dieser Blick den Wahn, der ihn seit Monden getäuscht hatte. Das waren Heloise's Züge, die Züge des holden Kindes, das war das glänzende Lockenhaupt, die schöngewölbten Braunen, die schelmischen Grübchen der Wange. Der Knabe Alphons, sein Liebling, sein Lebensretter, sein Pfleger war Heloise. Die Fülle der Seligkeiten zog in seine Brust; der milde Hauch des Lenzes umfächelte, der laue Regen der Frühlingsnacht benetzte

die Knospe, und sie entfaltete sich in ihrer himmlischen Schöne, und ihre Blüthe hieß Liebe.

Die Mattigkeit zog ihn aufs Lager zurück; von dem Geräusch erwächte der Schlummernde, besorgt bog er sich über den Kranken; aber ihm begegnete nicht mehr der Starrblick der Fiebergluth, ein milder Schimmer, ein Abglanz hoher Seligkeit leuchtete ihm entgegen, ein seelenvolles Lächeln verklärte die bleichen Züge; „Heloise!“ lispelte es von der leichtbewegten Lippe, und seine Arme breiteten sich aus, und die Jungfrau erbebte in Scham, Ueberraschung und Freude, und lehnte weinend ihr Haupt an seine Brust, und das hehre Kreuz des Südens leuchtete — ein Sinnbild des Friedens und der Liebe — herab auf die Glücklichen.

Kapitän Osmond erstand bald von seinem Krankenlager, und auch auf Heloise'ns Wange war die Röthe der Gesundheit zurückgekehrt. Nach der Entdeckung ihres Geschlechts hatte sie auch die Kleidung desselben angelegt, und unendlich reizender erschien sie jetzt dem Geliebten. Eine zarte Scheu bemächtigte sich seiner, und es kostete ihm Mühe, sich den Knaben Alphons und die keusche, angebetete Jungfrau als eine und dieselbe Person zu denken.

Mit dem ersten nach England absegelnden Schiffe traten auch sie ihre Rückreise an. — Der Kapitän nahm seine Entlassung, verkaufte seine Güter in England, und bezog mit seiner jungen Gattinn und seinem, durch die Freude verjüngten Vater, der aus dem Briefe, den Heloise ihm früher von der Rhede aus zuschickte, ihre Rettung und ihren Entschluß kannte, eine der schönsten Bastiden an der schönen Landstraße von Aix nach Marseille. Der alte Nicole erhielt leicht Verzeihung für den gespielten Betrug; denn Heloise, nachdem sie mit Hülfe des Gärtners aus der Haft ihres Bruders und des Abbé's befreit war, hatte sich zu ihm geflüchtet, und ihn zum Vermittler zu bereden gewußt. Er wohnt bei seiner wirklichen Enkelinn, deren Mann Gärtner auf der Bastide ist.

A. Daeves.

---

* Einige Bemerkungen

zu dem, in den Nummern 28 bis 31 des gegenwärtigen Jahrgangs des Bürgerfreunds enthaltenen, den Lippischen Blättern entlehnten Aufsatzes, überschrieben: »Kann die Kirche leichter ohne die Theilnahme der Gebildeten, oder können die Gebildeten leichter ohne Theilnahme an der Kirche bestehen?«

(Beschluß.)

Mag immerhin selbstgefälliger Dünkel die Kinder der Welt vor der Kirche vorüberführen, die Kinder des Lichts werden sich nicht irren lassen und immerdar sich schaaren um den erleuchteten Verkündiger des Evangeliums. Wohl hat die Wissenschaft unserer Zeit den Prediger des Gotteswortes auf eine höhere Stufe der Erkenntniß gehoben, daß er tiefere Blicke mag thun in die ewige Wahrheit, — doch wirkt das immer mehr durch ihn enthüllte Licht belebend und erwärmend im Kreise der Gläubigen. Schaut hin auf die von Hohen und Niedern gefüllten Tempel, in denen, von Menschensatzung entkleidet, Gottes erleuchtendes, heiligendes und tröstendes Wort der heilsbegierigen Menge verkündet wird!

Möchten alle Staaten erkennen, was zum Frieden ihnen dienet und der Kirche, von welcher hier Heil, dort Verderben ausging über die Völker, ihre ganze Sorgfalt widmen! Auf ewiger Wahrheit ruhend reift dieser heilige Gottesbau nur im Lichte der Wahrheit zu stets höherer Vollendung. Darum sey und bleibe Erleuchtung das Loosungswort der Schutzherren der evangelischen Kirche! Die alte Lehrnorm früherer Jahrhunderte, nicht mehr angemessen der hellern Erkenntniß christlicher Religionswahrheiten eines auf einer höhern Stufe der Bildung stehenden Ge-

schlechts, die schon jetzt dem Prediger des Evangeliums nur nach ihrer Uebereinstimmung mit dem Gottesworte noch zur Richtschnur dient, wird von selbst immer mehr und mehr der Sonne der Aufklärung weichen, um von einem erleuchteten Kirchenregimente, ohne Anstoß zu erregen, als Menschensatzung beseitigt werden zu dürfen. Der Uebergang der Ergebnisse theologischer Forschung in die allgemeine Volksüberzeugung wird da nicht fehlen, wo aufgeklärte Lehrer mit weiser Besonnenheit die ihnen anvertraute Heerde des Herrn von der Dämmerung allmälig zum Lichte zu führen verstehen. Die Zahl dieser ächten Apostel des großen Lichtfreundes zu mehren immerdar, ist die Aufgabe der Staaten der protestantischen Christenheit. Rein und wahr wird dann die Kirche den ächt Gebildeten nicht umsonst rufen in ihre Tempel. Eine heitere Frömmigkeit wird immer mehr und mehr sich Bahn brechen in jeglichem Stande. Die Fackel der Vernunft wird sich einen zu einem großen Lichte mit des Eingebornen Himmelslehre und vertreiben die Nebel trüber Frömmelei, wie dicht sie auch mögen umlagert halten den Horizont des christlichen Lichtreichs. Ja, also vertraut Ihr Freunde der Kirche und fürchtet nicht des Mysticismus, den wahren Geist tödtende, das Herz beklemmende Begeisterung! Mit Gamaliel laßt uns den Sieg der heiligen Wahrheit nicht bezweifeln! Laßt getrost uns hoffen, der Finsterniß Fürst, wie sehr er auch kämpfe, daß er wiedergewinne verlorene Herrschaft, werde nicht dämpfen das Werk aus Gott, nicht löschen des Himmels erleuchtenden Strahl!

Der Wallfischfang.

Er beschäftigte sonst mehrere tausend Englische Matrosen, und lieferte in den letzten 20 Jahren im Durchschnitt eine jährliche Ausbeute von 11,000 bis 12,000 Tonn. Thran, und 600 Tonnen (1 Mill. bis 1,200,000 Pfd.) Fischbein, hat aber in der neuesten Zeit, wegen der größern Schwierigkeiten, die der Jäger zu überwinden hat, bedeutend abgenommen. Der unaufhörlichen Verfolgungen von Seiten des Menschen müde, hat der Wallfisch alle schiffbaren Theile des Spitzbergenschen Meeres verlassen, wo man gar nicht selten 50 bis 60 Englische Schiffe zugleich traf. Oestlich von der Baffinsbai traf man noch vor wenigen Jahren bis 72 Grad hinauf viele und große Wallfische; allein auch diese Gegend ward von ihnen verlassen, und sie zogen sich auf die Westseite der damals für undurchdringlich gehaltenen Eismauer, welche die Mitte der Baffinsbai einnimmt. Im Jahre 1818 ward diese Schranke von der ersten, von der Brittischen Regierung nach jenen Gegenden geschickten Expedition durchbrochen und dadurch den Jägern in das eigentliche Revier und Beute-Meer des Wallfisches der Weg gezeigt, so daß die Fischerei dort in den ersten Jahren äußerst lohnend war, indem der Ertrag jedes seit Absendung jener Expedition abgelaufenen Jahres bedeutender gewesen ist, als die Kosten sämmtlicher seit 20 Jahren unternommenen Polar-Expeditionen zusammen genommen, und dennoch giebt es beständig Leute, die fragen, was für einen Nutzen denn England von jenen Unternehmungen habe. Indeß fährt der Wallfisch fort, sich weiter zu flüchten, während die Jäger schonungslos Alt und Jung tödten, und künftig wird man die Thiere im Westen der Baffinsbay und östlich von Spitzbergen aufsuchen müssen.

Zwiefaches Plagiat.

Man schreit in Deutschland über unrechtmäßige Zueignung literarischen Eigenthums; ist aber folgende Geschichte, oder eine ähnliche, in

Deutschland schon vorgekommen? Bei Pons (Charent infer.) lebt ein liebenswürdiges Mädchen, Angelika Gordon, die ein schönes Talent für die religiöse Dichtkunst hat, was ohne einen Verein von Umständen nie an den Tag gekommen wäre, denn sie fühlte echt weiblich eine große Abneigung vor Publicität. Aber das Unglück brach über ihre unvermögende Familie herein, ihrer bejahrten Mutter brannte eine Scheune mit dem Ertrag der letzten Erndte ab, gerade in dem Augenblicke, wo ihre ältere Schwester gefährlich darnieder lag. Da dachte sie in der Noth an ihre Gedichte, über die ihr Sachverständige früher viel Ermunterndes gesagt hatten. Sie hoffte damit etwas zu gewinnen und schickte also einen Theil an zwei Pariser Literaten, um ihre Meinung darüber zu hören, und ob es der Mühe werth sey, sie im Druck erscheinen zu lassen. Die Antwort blieb sehr lange aus, und als sie ankam, fand Angelika vier Exemplare von „Essais poëtiques d'une jeune solitaire." Die Herren hatten sich ohne Weiteres über ihre Gedichte hergemacht, Einiges verändert und sie dann unter obigem Titel zu ihrem eignen Vortheil herausgegeben. Sie fragten sogar bei der Verfasserinn an, ob sie noch einige Exemplare haben wolle? Sie schwieg; bald darauf, als die Gedichte bedeutendes Aufsehen machten, wurde eine Demoiselle Theoduline Perriciot, in der Nähe von Lyon, als die junge Einsame, als Verfasserinn jener Gedichte genannt; sie erhielt hierüber sogar akademische Lobsprüche von Lyon und von Besançon, die sie nicht ablehnte, sondern bescheiden annahm. Jetzt hat endlich Angelika jene früheren Gedichte in ihrer vorigen Gestalt mit andern unter ihrem Namen — „Elégies chrétiennes" — herausgegeben und Demoiselle Theoduline steht in fatalem Lichte da. Es fragt sich indessen noch, ob sie, der man den Preis aufdrang, oder die jungen Leute, die ihn eigenhändig nahmen, verachtungswürdiger gehandelt. Ist Ehr- oder Geldsucht verabscheuungswürdiger?

Bertram.

Anekdote von Peter dem Großen.

(Aus den Papieren des Kammerherrn Drevnick.)

Bei einer zufälligen Unterredung über unnöthige Ausgaben und Sparsamkeit zeigte Czaar Peter seiner Umgebung, daß er geflickte wollene Strümpfe anhabe. (Es sind davon auch ein Paar bei seinen Kleidungsstücken in der akademischen Kunstkammer aufbewahrt.) Da sagte Einer von der Gesellschaft: „Nun, Euer Majestät könnten auch wohl ungeflickte Strümpfe tragen." — „Warum", fiel ihm der Monarch in die Rede; „warum soll ich Strümpfe wegwerfen, die ich noch wohl ein Jahr lang tragen kann, wenn sie geflickt werden?" Lächelnd antwortete Jener: „damit die Fabrik mehr Strümpfe absetze." Darauf sprach der Czaar: „Oho! sie liefert, ohne Absicht auf meine Person, noch lange nicht so viel, als im Lande nöthig sind, und es müssen ihrer stets aus der Ferne eingeführt werden. Sollte sie einst mehr liefern können, als im Reiche verbraucht werden, will ich ihr schon Gelegenheit schaffen, ihren Ueberfluß an die Nachbarn abzusetzen und noch weiter zu verschiffen, und dafür Geld oder unentbehrliche Waaren ins Land zu bringen. So lange dieß nicht geschieht, und das Land nur so viel beschafft, als es selbst nöthig hat, so lange bleibt es einer kleinen Reichsstadt gleich, wo ein Bürger für den Andern arbeitet, Einer des Andern Brod verzehrt; Alle zusammen aber immer arm bleiben und zur Aufnahme Nichts beitragen, weil stets dasselbe Geld umläuft."

* Bitte.

Der Bewohner des Erbe, an der Ausgarithors Contrescarpe wird recht freundlich ersucht,

die in seinem Garten so nahe an der Promenade aufgethürmten Thranfäßer, doch gefälligst herunternehmen zu lassen, da es nicht allein eine große Mißzierde selbst an seinem Erbe macht, sondern da auch hauptsächlich die Vorübergehenden Gefahr laufen, daß bei etwas starkem Winde ihnen die großen Fäßer auf den Kopf fallen können, und daß um so leichter, da wie es scheint, die kleinern unten und die größeren oben gestellt sind.

Von einer großen
Anzahl seiner Mitbürger.

Miscelle.

Nach einem New-Yorker Blatte starb am 22. Februar d. J. eine Frau, welche Washington's Amme gewesen seyn soll, und Joice Heth hieß, in einem Alter von 162 Jahren.

* Die neun bekannten Brüder.

Ein Räthsel.

1.

In Polen ist es mir nicht durch Verdienst geglückt,
Daß man als Ersten mich in Reih' und Glied erblickt.

2.

In Frankreich stehet mir bis auf den heut'gen Tag
Mein Bruder, wer's auch sey, an Rang und Größe nach.

3.

Und in Italien war längstens ich bekannt;
Dort werd' ich vorzugsweis' von Jedermann genannt.

4.

Norwegen ist das Land, wo ich repräsentir',
Doch in der Residenz zeig' ich mich kleinlich Dir.

5.

In Großbritannien steh' ich im ersten Rang,
Und man erkennet mich gewiß am stolzen Gang.

6.

In Schweden trifft man mich von alten Zeiten her;
Dort schuf mich wahrlich nicht ein blindes Ohngefähr.

7.

In Teutschland ward zuerst ich, Leser, Dir bekannt;
Du hast im Traume mich erkannt, auch oft genannt.

8.

In England werde ich den Engeln gleich gestellt,
Weil es die Ordnung will, und es also gefällt.

9.

In Nordamerika ward niemals ich vermißt;
Dort bin der Erste ich, hier Letzter, wie Ihr wißt.

Das Ganze.

Das Ganze ist Dir nun längst sicherlich bekannt;
Es treibt andächtig fort im ganzen Christenland
Zur heil'gen Halle heut' die fromme Christenschaar,
Beseelt von jenem Geist, bringt sie ihr Loblied dar.

Gottesdienst.

Sonntag, den 15. Mai.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Past. Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Pastor Capelle.....	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Dr. Böckel.....	St. Ansgarii	9 „
Hr. Dr. Krummacher.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Pastor Mallet.....	— — —	1 „
Hr. Pastor v. Hanffstengel	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor Iken.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Toel.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Hr. Pastor Meinerthagen.	Armenkirche	9 „
Hr. Pastor Probst.....	St. Johannis	7 „ Messe
Hr. Pastor Probst.....	— — —	9 „ Hochams
Hr. Pastor Probst.....	— — —	10 „ Predigt
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8 „
	— — —	12 „

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönhen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 39.

Bremen, Sonntag den 15. Mai 1836.

Gestorben:

Nro. 476. Den 9. Mai. Des Landmanns aus Burgschwalbach Georg Philipp Hund Tochter, 7 Monat; Buntenthorssteinweg Nro. 77.

— 477. Den 10. — Des Cigarrenfabrikanten Ernst Heinrich Bradtmöller Tochter (todtgeboren); Marterburg Nro. 41.

— 478. Den 10. — Meyer, todtgebornes Mädchen; Buntenthorssteinweg Nro. 240.

— 479. Den 11. — Des Schenkwirths Diedr. Ernst Tochter, 6 Monat; Buntenthorssteinweg Nr. 77.

— 480. Den 11. — Des verst. Majors in Franz. Diensten Matthias Bürgel Wittwe, geb. Coordes, 61 Jahr; Molkenstraße Nro. 41.

Nro. 481. Den 11. Mai. Der Weißbäcker Joh. Wilh. Behrmann, 50 Jahr; Osterstraße Nro. 24.

— 482. Den 12. — Des verst. Holzhändlers Anton Heinr. Drunert Tochter, 6 Jahr 2 Monat; Neustadtsdeich Nro. 27.

— 483. Den 12. — Des Arb. Joh. Friedr. Gottl. Donsing Sohn (todtgeboren); hinterm Heerdenthorswall Nro. 58.

— 484. Den 12. — Der Schneider Joh. Daniel Tietjen, 85 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 165.

— 485. Den 13. — Des Cigarrenfabrikanten Gerhard Heinr. Backmeyer Ehefrau, geborne Müller, 29 Jahr; Heerdenthorssteinweg Nro. 26.

Geburten:

Nro. 582. Den 8. Mai. Des Gärtners Hinr. Ludwig Thun Ehefr., geb. Hinrichs, Heerdenthorssteinweg Nro. 15; von einem Knaben.

— 583. Den 8. — Des Knopfmachers Joh. Peter Pantzer Ehefr., geb. Jacobsen, Molkenstr. Nro. 37; von einem Mädchen.

— 584. Den 8. — Des Cigarrenmachers Joh. Koppelmeyer Ehefr., g. Seghorn, Theerhof N. 35; von einem Knaben.

— 585. Den 8. — Des Malers Christoph Diedr. Meyer Ehefr., geb. Meyer, Schnoor Nro. 21; von einem Mädchen.

— 586. Den 9. — Des Kartenmachers Reiner Fischer Ehefr., geb. Hildebrandt, Buntenthorssteinweg Nro. 17; von einem Knaben.

— 587. Den 10. — Des Tischlers Herm. Martens Ehefrau, geb. Ripken, Neuenlande N. 31; von einem Mädchen.

— 588. Den 10 — Des Schuhmachermeisters Hermann Wilh. Arens Ehefr., geb. Mohns, Jacobistr. Nro. 19; von einem Knaben.

— 589. Den 10. — Des Cigarrenfabrikanten Ernst Heinr. Bradtmöller Ehefr., geb. Mehrtens, Marterburg Nro. 21; von einem todten Mädchen.

— 590. Den 10. — Meyer, todter Knabe; am Buntensteinweg Nro. 240.

— 591. Den 10. — Peters, ein Knabe; Dreckort N. 11.

Nro. 592. Den 10. Mai. Des Schuhmachers Hinrich Gerberding Ehefr., geb. Böse, Düsternstr. Nr. 5; von einem Knaben.

— 593. Den 10. — Des Schenkwirths Carl Pflüger Ehefrau, geborne Brüning, Buntenthorssteinweg Nro. 40; von einem Knaben.

— 594. Den 11. — Des Detaillisten Sander Lazarus Ehefr., geb. Abraham, Hastedt Nro. 76; von einem Mädchen.

— 595. Den 11. — Des Trödlers Peter von Linsen Ehefrau, geb. Ohsendorff, Buntenthorssteinweg Nro. 123; von einem Knaben.

— 596. Den 12. — Des Schreibers on der Regierungs-Canzelei Joh. Burchard Meyer Ehefr., geb. Flörcken, Kirchenstr. Nr. 28 (Neust.); v. e. K.

— 597. Den 12. — Des Arb. Joh. Friedr. Gottl. Donsing Ehefr., geb. Rohkar, hinterm Heerdenthorswall Nro. 58; von einem todten Knaben.

— 598. Den 13. — Des Schneidermeisters Wilh. Friedr. Böhmer Ehefr., geb. Poppe, Balgebrückstr. Nro. 26; von einem Mädchen.

— 599. Den 13. — Des Dr. juris und Obergerichts-Anwald Johann Daniel Noltenius Ehefrau, geborne Meier, Buchtstraße Nro. 58; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 216. Der Kaufmann Joh. Henrich Siemer und Clara Elisabeth Meyer, Beide von hier.

— 217. Der Cigarrenmacher Hinrich Asendorf zu Hellern bei Osnabrück und Anna Clara Christine Wilhelmine Frese daselbst.

— 218. Der Landmann Joh. Christ. Bergmann zu Heiligenbruch, Amts Syke, und Margar. Elisab. Westerkamp zu Dibbersen, Amts Thedinghausen.

— 219. Der Arb. Nicolaus Uhlhorn hies. und Anna Elisabeth Drewes aus Aumund.

— 220. Der Schmiedemeister Christ. Kruse zu Ganderkesee, Herzogthum Oldenburg, und Gesche Margar. Kähler daselbst.

Nro. 221. Der Gärtner Heinr. Wilh. Schröder und Su[illegible] Margaretha Meier hieselbst.

— 222. Der Zimmeramtsmeister Anton Gerh. Ha[illegible] und Anna Negendorn, Beide von hier.

— 223. Der Arb. Christ. Bernhard Scheel und [illegible] Wöhlken, Beide von hier.

— 224. Der Zinngießer Joh. Bollmann und Johanna [illegible]tharina Thieß, Beide von hier.

— 225. Der Zimmergesell Friedr. Christ. Graffe und [illegible]riette Clausine Wunnenberg, Beide von [illegible]

— 226. Der Schuhmacher Joh. Diedr. Herm. Zimck [illegible] Anna Brockmann, Beide von hier.

— 227. Der Tischler Hinr. Joh. Ahlers und Hanna M[illegible] Schäfer, Beide von hier.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 40.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 19. Mai 1836.

Der Hausfried' ist ein hohes Gut —
Wie leicht kann nicht des Zornes Wuth
Auf immer ihn zerstören!

* Männer-Trotz u. Weiber-Eigensinn. *)

Auf seinem Dreifuß saß Hans Kuh
Und schnitt die neuen Sohlen,
Für ein Paar neue Schuhe zu,
Die morgen abzuholen.
Er warf die Ahl' auf seinen Tisch,
Und hämmerte das Leder frisch,
Und strich den langen Pechdraht.

Schon war der Nachmittag vorbei,
Die Sonne ging bergunter;
Das war dem Meister einerlei,
Er nähte froh und munter.
Ich schwör' es hoch und breit und lang
Noch vor der Sonne Untergang,
Ist mein Paar Schuhe fertig.

Er hämmerte, er strich den Draht,
Und nähete und schnitzte,
Und ebnete die rauhe Naht,
Und schaffte, daß er schwitzte;
Doch durchs belaubte Fensterlein,
Fiel schon der Abendröthe Schein, —
Der Schuh war noch nicht fertig.

Der Meister strengt sich doppelt an,
Der Schuh, der Schuh muß fertig.
Er näht und dreht sich um und an,
Des Endes bald gewärtig.
Und sieh, herab die Sonne sinkt,
Und auf vom Sitz der Meister springt
Und ruft: der Schuh ist fertig!

Er trocknet sich vom Angesicht
Den Schweiß und spricht zum Weibe:
Komm her, mein Schatz, und brumme nicht,
Weg Leisten, Draht und Scheibe.
Komm, liebes Weib, und freue Dich;
Sieh doch die Arbeit an und sprich:
Gottlob! der Schuh ist fertig.

*) Obiges Gedicht fand sich als Manuscript unter alten Papieren. Wir wissen nicht, ob es schon irgendwo gedruckt ist, theilen es aber, seiner treffenden Schilderung wegen, mit.
Die Red.

Nun gut, versetzt' die Meisterinn,
Was fertig ist, ist fertig. —
Mein Weibchen, sprich mit frohem Sinn,
Gottlob! der Schuh ist fertig. —
Ei, spricht sie, laß die Narrerei,
Ich bin ja nicht Dein Papagai;
Was kümmern mich die Schuhe?

Wie, mir zu Liebe willst Du nicht
Nur die Paar Worte sagen?
Frau, thu' es doch, und bring' mir nicht
Die Galle in den Magen. —
Ei, Galle hin und Galle her,
Ich thu' es nun und nimmermehr;
Pack' Dich mit Deinen Schuhen!

Der Meister nimmt den Knieriem her,
Und schwingt ihn in den Händen;
Sieh Frau, ich bitte Dich recht sehr,
Sonst könnt' es böse enden.
Er bat, umsonst, die Meisterinn
Verblieb auf ihrem festen Sinn,
Sie hatt' ihr eignes Köpfchen.

Der Faden der Geduld zerriß,
Der Meister schwang den Riemen,
Es hatt' in einem Hui gewiß,
Ihr Rückchen zwanzig Striemen.
Sie schimpft' und schrie, er aber schlug,
Bis daß sie rief: Es ist genug!
Gottlob! der Schuh ist fertig.

Der Obervoigt war zu der Zeit
Am Hauf' vorbeigegangen,
Und hatte diesen Ehestreit
Vom Anfang her vernommen.
Er lachte, wie ein arger Gauch
Und hielt den ehrenfesten Bauch
Sich fest mit beiden Händen.

Als er daheim bei Tische saß
Und der Geschichte dachte,
Das Essen er beinah' vergaß,
Und immer vor sich lachte.
Die Obervogtinn sah ihn an,
Und sprach: Was ist Dir, lieber Mann,
Denn Lustiges geschehen?

Der hochgestrenge Herr erzählt
Der Dame die Geschichte
So lang und breit, wie unverhehlt
Ich sie auch hier berichte.

Die Dame sprach: Die Frau hat Recht,
Hans Kuh, der Schuster, that sehr schlecht;
Es ist da nichts zu lachen.

Ich, an der Stelle seiner Frau,
Ich hätt' es nicht gesprochen,
Und hätt' er mich geschlagen blau,
Mir Arm und Bein zerbrochen.
Der Obervoigt sprach: Liebes Kind,
Ich glaub', Du rufst nicht so geschwind
Gottlob! der Schuh ist fertig.

Wenn ich Dich aber, lieber Schatz,
Um diese Worte bäte,
Gewiß, die Bitte fände Platz,
Eh' ich sie Dir noch thäte.
Zum Beispiel, Kind, ich bitte Dich,
Sprich doch nur einmal so wie ich:
Gottlob! der Schuh ist fertig.

Die Vogtinn sprach: Du bist ein Tropf,
Mir so was anzutragen,
Und stelltest Du Dich auf den Kopf,
Ich würde das nicht sagen.
Wie! rief der Voigt erzürnet, sprich,
Wenn ich es Dir befehle, sprich:
Gottlob! der Schuh ist fertig.

Herr Obervoigt, gestrenger Herr,
Ich glaub', Ihr habt ein Tippchen;
Ihr seyd fürwahr ein ganzer Narr,
Euch schlüg' ich nur ein Schnippchen.
Befehlt so viel es Euch gefällt,
Doch, um Euch zu gehorchen, stel't
Nicht mich an, sondern And're.

Der Voigt packt flugs sie beim Genick:
Sey meines Zorns gewärtig!
Schreit er; sprich gleich den Augenblick:
Gottlob! der Schuh ist fertig.
Allein die Dame, gar nicht faul,
Giebt dem Gebieter Eins aufs Maul,
Daß ihm die Zähne wanken.

Er aber, was er kann und mag,
Zertrommelt ihr den Rücken.
Es hagelt immer Schlag auf Schlag,
Als schlüg' er sie in Stücken.
Umsonst ist Widerstand und Schrei'n,
Halt! ruft sie endlich, halt' doch ein,
Gottlob! der Schuh ist fertig.

Die Köchinn in der Küche hört,
Die hohe Herrschaft toben,

Bis sie vom Hausknecht auch erfährt,
Warum der Streit erhoben.
Die Frau hat Recht gehabt, spricht sie,
An ihrer Stelle sagt' ich's nie;
Wer könnte mich denn zwingen?

Was zwingen, Weib! rief stolz ihr Mann,
Der Hausknecht, wer dich zwingen?
Fast werd' ich's zeigen, wer es kann;
Du solltest anders singen!
Hätt' ich nicht sonst zu thun als hier,
Gebot' ich gleich zu sagen Dir:
Gottlob! der Schuh ist fertig.

Die Köchinn schrie: Gebiet' es doch,
Wir wollen doch nur sehen;
Gebieten Sie, ich warte noch;
Nun! wird es bald geschehen?
Weil Du denn willst, befehl' ich's Dir,
Weib, in den Augenblick sprich mir:
Gottlob! der Schuh ist fertig.

Du kannst noch hunderttausend Schuh
Zerlaufen, eh' ich's sage,
Geh', armer Pinsel, warte Du
Bis zu dem jüngsten Tage;
Mich zwingen? Du! sieh hier den Topf,
Er fährt Dir sicher an den Kopf,
Wenn Du Dich regen wolltest.

Das ist zu arg! was ist zu thun?
Erwiderte der Hausknecht;
Entweder Du gehorchest nun,
Wo nicht? so brauch' ich Hausrecht! —
Ich Dir gehorchen, dummer Tropf?
Plumps! flog der Haven ihm an 'n Kopf,
In hunderttausend Scherben.

Ach! allzu spät bereu'te sie
Die rasche Kanonade;
Der Hausknecht faßt und geißelt sie
Nun ohne alle Gnade,
Bis sie auf ihren Knien tief
Dreimal in einem Odem rief:
Gottlob! der Schuh ist fertig.

Bedenkt, wie schwach ihr Weiber seyd,
D'rum bietet nicht die Spitze,
Und gebet nach bei jedem Streit,
Und dämpft des Mannes Hitze.
Mit Schmeicheleien, glaubet mir,
Und guten Worten richtet ihr
Weit mehr aus als mit Scheiten.

Dem Männer-Trotze will ich nicht
Den Advokaten machen;
Der Mann gebrauche sein Gewicht
Nur in gerechten Sachen.
Der Hausfried' ist ein hohes Gut —
Wie leicht kann nicht des Zornes Wuth
Auf immer ihn zerstören!

Welcher Art sollten die Lese-Bücher in unseren Volksschulen seyn.

Mit Unrecht hat man in unseren Volksschulen den sogenannten Lesebüchern, welche, wohl zu unterscheiden von den Fibeln, den reiferen, im Lesen schon geförderten Schülern dienen, bisher nur sehr geringe Aufmerksamkeit geschenkt. Ihre Beschaffenheit, sowohl was Form als Inhalt anlangt, ist nämlich von der allergrößten Wichtigkeit; denn abgesehen von ihrem nächsten Zwecke, die Jugend im richtigen Lesen zu vervollkommnen, sind sie den niedern Ständen, wo nicht die einzigen, doch ohne Frage die einflußreichsten Muster für Orthographie und Stylistik, und bestimmen durch ihren Inhalt nicht nur die Stärke und den Umfang der intellectuellen, sondern auch der moralischen Volksbildung. Und welches ist nun gewöhnlich ihr Inhalt? Biblische Geschichte. Ich lobe das; denn nichts ist dem jugendlichen Gemüthe willkommener, nichts prägt sich ihm tiefer ein, nichts übt daher auch einen mächtigeren Einfluß auf dasselbe, als Geschichte; und daß es gerade biblische Geschichte ist, die man in unsern Lesebüchern findet, auch das hat seinen großen Werth, da in keinem andern Geschichtswerke ein so lebendiger religiöser Geist waltet, als eben in der Bibel, und Religion muß ja das Fundament und Element des Menschenlebens seyn. Nur daß man in der Regel den bei weitem größten Theil des Buches ohne vernünftige Auswahl mit Jüdischer Geschichte und Sage ausfüllt, und seinen

Inhalt lediglich auf biblische Geschichte beschränkt, das finde ich bedenklich.

Alles, was dazu dient, Christi Erscheinung, sein Wirken, seine Schicksale unter dem Jüd. Volke verständlich zu machen, behalte ferner neben den übrigen wahrhaft belehrenden Abschnitten des alten Testamentes seinen Platz in unsern Lesebüchern; Alles aber, was diesem Zwecke nicht entspricht, werde ausgeschieden und mache einer vollständigen, klaren, würdevollen und geistreichen Darstellung des Lebens und der Lehre unseres Erlösers Raum. Doch nicht bloß zu erfahren, wie das beseligende Licht der Wahrheit über Palästina aufgegangen, thut unserer Jugend noth; sie soll auch wissen, wie es überhaupt die Finsterniß der Welt zerstreut hat und siegreich kämpfend bis zu uns gedrungen ist. Es werde daher an die eigentlichen evangelischen Erzählungen zunächst ein umsichtiger Auszug der Apostelgeschichte gereihet. Da diese jedoch zwar meldet, wie durch die Bemühungen der Apostel einzelne christliche Gemeinden in Syrien, Kleinasien, Abessynien, Griechenland und Italien errichtet worden sind, natürlich aber keine Kunde giebt, wie des Glaubens heilige Gluth ganze Völker ergriffen, ganze Staaten, ganz Europa völlig umgestaltet und auch unsere Nation aus der Nacht des Aberglaubens kräftig emporgehoben hat; so wird man diese, für einen Christen, einen Deutschen gewiß nicht minder wichtige, Nachrichten aus andern Quellen nachtragen müssen. Eine Religionsgeschichte also, deren Radien nach allen Seiten hin von Christo, der Sonne unseres Lebens, auslaufen, sey das Buch, das wir der Jugend zum täglichen Gebrauche in die Hände geben. Da aber die Religionsgeschichte nicht ohne die politische zu verstehen ist; da sich Gott ferner in der Geschichte eines jeden Volkes, nicht bloß in der der Juden, und zwar für Jeden in der Geschichte seines eigenen Volkes am eindringlichsten und kräftigsten offenbart: so müßte bei der Bearbeitung eines Lesebuches für unsere Volksschulen auch auf die sogenannte Profanhistorie, und ganz besonders auf die Deutsche, Rücksicht genommen werden und als Resultat würde sich eine Weltgeschichte etwa nach folgendem Schema herausstellen:

Schöpfung der Welt und Urgeschichte der Menschheit bis auf Noah, ganz aus der Bibel genommen. Ausbreitung der drei Söhne Noah's, d. i. der drei Haupt - Menschenracen auf Erden, größtentheils eben daher. Sodann Geschichte der einzelnen Völker, und zwar nach Anleitung der Bibel zuerst der Babylonier und Assyrier. Von dorther, aus Mesopotamien, begleiten wir die Familie Abraham's nach Westen. Palästina und seine Bewohner, besonders die Phönizier. Geschichte der Patriarchen. Mit Joseph ziehen wir nach Aegypten. Kurze Beschreibung dieses merkwürdigen Landes und seines Volkes. Auszug der Israeliten aus Aegypten unter Moses, Gesetzgebung, Eroberung des gelobten Landes, Zustand unter den Richtern und Königen bis zu dem Babylonischen Exil. Nun treten die Perser hervor; Zoroaster, Cyrus, Darius. Rückkehr der Juden unter Esra und Nehemia; Zustand des Volkes während der Persischen Oberherrschaft. Untergang der Persischen Weltmonarchie durch Alexander den Großen. Das leitet uns zu der Griechischen Geschichte; Athen, Sparta, Perserkriege, Peloponnesischer Krieg, Sokrates, Philipp von Macedonien. Theilung des Macedonischen Weltreichs. Judäa, eine Syrische Provinz, erlangt durch die Makkabäer die Selbstständigkeit wieder. Einmischung der Römer. Kurze Geschichte derselben von Erbauung der Stadt bis Augustus. Herodes, König von Judäa. Christi Geburt und Jugendge-

schichte. Judäa, Römische Provinz. Der Heiland beginnt seine welterlösende Wirksamkeit; ausführliche Darstellung seines göttlichen, wundervollen Lebens nach den Berichten der Evangelisten. Apostelgeschichte oder Ausbreitung des Christenthums durch die Apostel.

Damit hört nun die biblische Historie gänzlich auf, aber im Geiste der Bibel wird die Geschichte der Menschheit fortgesetzt. Bild der ältesten christlichen Kirche; Verfolgung und weitere Ausbreitung derselben. Constantin der Große wird Christ und damit das Christenthum Staatsreligion im ganzen Umfange des Römischen Reiches. Auch die Gothen werden bekehrt. Das führt uns nach Deutschland. Aeltester Zustand der Deutschen. Arminius, der Retter seines Volkes. Völkerwanderung und Besetzung fast aller Länder Europas durch Deutsche, nunmehr zum Christenthum übergehende Stämme. Auch der Frankenkönig Chlodwig wird getauft. Pipin der Kleine und der Pabst. Nachträgliche Geschichte des Pabstthums überhaupt. Bonifacius oder Winfried. Karl der Große und Wittekind. Heinrich der Städteerbauer und Kaiser Otto I. Anscharius, Apostel des Nordens. Heinrich IV. und Pabst Gregor VII. Die Hohenstaufen. Kreuzzüge. Rückblick auf Palästina und den Religionsstifter Muhamed. Charakter des Mittelalters in bürgerlicher und religiöser Hinsicht. Faustrecht. Rudolf von Habsburg. Verfall des Pabstthums durch Mißbrauch der Gewalt und Sittenlosigkeit. Huß und die Kostnitzer Kirchenversammlung. Die Türken in Constantinopel. Umgestaltung des Europäischen Lebens durch wichtige Erfindungen, durch das Aufblühen der Wissenschaften und eines freien Bürgerstandes, so wie durch die Entdeckung eines neuen Seeweges nach Ostindien und eines ganzen neuen Welttheiles. Die Reformation in Deutschland, der Schweiz, England, Schweden u. s. w. Der dreißigjährige Krieg. Peter der Große, Gründer der Russischen Macht. Friedrich der Große und Joseph II. Nordamerika. Die Französische Revolution. Ende des Deutschen Kaiserthums. Die Freiheitskriege. Neueste Geschichte.

Nach diesem oder einem ähnlichen Schema wünschte ich nun die Lesebücher in den Volksschulen umgearbeitet zu sehen, nnd bin versichert, daß mir in diesem unmaßgeblichen Vorschlage alle rationalen Lehrer, ja alle denkenden Freunde des Volksschulwesens beistimmen werden. Der äußere Umfang und also auch der Preis des Buches würde durch eine solche Umarbeitung keineswegs vergrößert werden, indem nicht weniger Ungeeignetes ausfallen, als Neues hinzukommen dürfte.

Von dem intellectuellen und moralischen Nachtheilen unserer gewöhnlichen biblischen Lesebücher ist jedoch im Vorigen die Rede gewesen; hier also nur noch einige Worte über ihren Einfluß auf die Bildung des Volkes zu Staatsbürgern. Offenbar muß dieser Einfluß bisher, wofern er heilsam war, höchst unbedeutend gewesen seyn, denn nirgends hat er sichtbare Spuren von sich zurückgelassen, nirgends giebt es ein Volk, das bei gleicher Cultur so wenig staatsbürgerlichen Sinn, so wenig Begeisterung für das Wohl und die Ehre des Vaterlandes zeigte, als unser Deutsches. Ueberall herrscht hier (ich habe fortwährend die Mehrzahl, die große Menge, für welche unsere Volksschulen arbeiten, im Auge) das Privatinteresse vor; überall Engherzigkeit, sobald es gilt, dem allgemeinen Besten ein kleines Opfer zu bringen; überall die Ansicht, den Staat zu hintergehen, seinem Dienste sich zu entziehen, seinen Anordnungen heimlich zu widerstreben sey keine Sünde.

(Der Beschluß folgt.)

Altengland und der Französische Gesandte.

Einer der eifrigsten Bücher- und Raritätensammler, der bekannte Parker, Erzbischof von Canterbury, erzählt in einem zur Zeit der Königinn Elisabeth gedruckten anonymen, im Ganzen sehr ernsthaften Traktate über den Priestercölibat folgende nicht eben diesen Gegenstand berührende Anekdote.

„Es geschah, daß zu des Königes Hoheit, Heinrich VIII. (ich hoffe fest, Gott hat seine Seele bei sich), ein Französischer Gesandter mit Briefen, ich glaube vom Könige von Frankreich, kam, nicht lange vor den vom heiligen Vater von Rom geschickten. Dieser Gesandte, an der Rathstafel sizzend, machte eine sehr wichtige Miene und hatte wenig Verstand; dabei schwatzte er Französisch außerordentlich rasch, im Glauben, es werde für ihn bei allen Anwesenden eine hinlängliche Empfehlung seyn, daß er so geschwind reden könne. Das Gespräch verbreitete sich über viele Dinge; der Gegenstand war aber zum Theil ein Tadel der Völlerei der Engländer, die so viel thierische Nahrung im Lande verzehrten; zum Theil kam es darauf hinaus, daß er den großen Nutzen und die Nothwendigkeit der Französischen Sprache erhob, von der er sagte, sie sey fast in der ganzen Welt gebräuchlich. Und in seiner Einbildung wunderte er sich sehr darüber, daß verschiedene anwesende Edelleute sich nicht ins Gespräch mit ihm einlassen, ja ihn nicht einmal verstehen konnten, um seinen großen Verstand zu bemerken. Unter der Zahl der Lords saß da der alte, ehrenwerthe Kriegsmann, der Graf von Shrewsbury, vor sich hin auf seinen Teller schauend und dem leichtfertigen Schwätzer weder Gehör, noch Blick gönnend, sondern unbekümmert um ihn, während sein Kopf und seine Hände zitterten, Zeugniß genug, daß er in seinen Tagen ein Krieger gewesen war, und manches Nachtlager auf feuchtem Boden gefunden hatte. Der Französische Gesandte ärgerte sich über ihn und sagte: „Welche Ehre würde es jenem alten Edelmann machen, wenn er Französisch reden könnte! Sicherlich, es ist ein großer Mangel an seinem Adel!“ Einer der Herren, die das Gespräch mit ihm führten, bat ihn um Erlaubniß, einen Theil der Unterredung dem Lord Shrewsbury mitzutheilen, und berichtete diesem auf gewandte Weise, und sich an die Wahrheit haltend, die Bemerkung des Monsire. Als der alte Lord dieß vernahm, erhob er sein Haupt, welches bisher tief gebeugt gewesen war, so empor, daß er hochgewachsen erschien, wie er in seinen besten Jahren gewesen, und seine Braunen zusammenziehend, legte er die Hand an seinen Dolch und machte eine Miene, daß der vorlaute Französische Gesandte auf verwunderliche Weise die Farbe wechselte. „Sagt der Französische Hund so?“ fragte er; „wohlauf, antwortet ihm: bei dem gnädigen St. Cuthbert, wenn ich wüßte, daß nur ein einziges verpestetes Wort von seiner Sprache in meinem Leibe steckte, so wollte ich meinen Dolch ergreifen und es herausgraben, ehe ich mich vom Stuhl erhöbe; und sagt dem lohfarbenen Schurken noch ferner, er möge sich wohl in seinem Lande halb zu Tode gehungert haben; wenn wir aber unser Vieh nicht äßen und es so schnell, als wir thun, als Nahrung brauchten, so müßte es sich so rasch mehren, daß es uns auffräße.“ Als diese Worte dem Französischen Gaste hinterbracht wurden, verdarb er keine Speise mehr, trank aber wunderbar viel. Derjenige, welcher mir die Geschichte erzählt hat, wußte mir nicht zu sagen, ob es seine Convenance war, daß er nun stillschwieg, oder ob er sich inwendig ganz trocken geschwatzt hatte; er fügte aber hinzu, daß seine Blicke während der noch übrigen

Zeit des Mahls nicht mehr vom Grafen von Shrewsbury ablassen konnten.

Reumont.

Miscellen.

Ueber das scharfe Gehör der Araber erzählt der Capitain Lagondie Folgendes: „Während des Krieges wurde eine Abtheilung Französischer Reiterei vermißt, und da man fürchtete, sie möchten gefangen oder getödtet worden seyn, ward Capitain Lagondie mit einem Detaschement Cavallerie ausgeschickt, sie zu suchen, ihm überdieß auch ein Araber mitgegeben, auf den er sich verlassen konnte. Als die Nacht bereits hereingebrochen, hörte man Geräusch von Pferden; Lagondie vermuthet, es seyen die vermißten Kameraden und befahl, ihnen mit der Trompete ein Signal zu geben, als der Araber sagte: „Halt, macht kein Geräusch, bis wir sie sprechen hören, es können leicht Araber seyn!“ Lagondie und seine Leute horchten und horchten, konnten jedoch keinen Laut unterscheiden; der Araber hingegen sagte, nachdem er einige Minuten gelauscht hatte: „Ja, es sind Franzosen, denn sie sprechen nicht Arabisch.“ Es war demnach sein Gehör so scharf, daß er Worte vernahm, wo Andere keinen Laut hörten.“

In der Deutschen Uebersetzung von Rollin's „Histoire Ancienne“ wird bei Gelegenheit des Angriffs der Athener unter Nicias, auf Sicilien und Syracus, nach einer verlorenen Schlacht, der Satz: „Le General rallia ses troupes aprés leur défaite“, übersetzt: Der General ließ über die geschlagenen Truppen seinen Spott ergehen. Der Uebersetzer verwechselte rallia, von rallier, mit railla, von railler.

Michael Angelo sagt über Nachahmer ein so treffendes Wort, das selbst eine Reihe von drei Jahrhunderten die Spitze desselben nicht abzustumpfen vermochte. Man zeigte ihm nämlich einmal ein Gemälde, das in der Zusammenstellung schön, in seinen einzelnen Theilen aber aus andern Werken copirt war; er sagte darauf: „Es ist gut! aber am Tage des Gerichts, wenn alle Glieder sich ihrem wirklichen Körper wieder anfügen werden, wird von demselben nichts übrig bleiben.“ Wie trifft dieser Satz besonders viele unsrer dramatischen Werke, die Opern ja nicht zu vergessen!

Einem mächtigen Monarchen wurde eines Tages gemeldet, daß ein fremder General im Vorzimmer harre, und um eine Audienz bitte. — „Wie sieht er aus?“ sagte der Monarch. — „Es ist ein stattlicher Mann, mit Orden und Sternen auf der Brust behangen.“ — „Nun,“ sagte lächelnd der Mächtige, „so lasse man das Firmament hereinkommen.“

Auf den Kirchhof zu Bologna kam noch im Jahre 1832 jede Woche ein ältlicher Mann und setzte sich auf einen zierlichen Grabstein. Er nahm eine Schreibtafel aus der Tasche und schrieb unter beständigem Achselzucken etwas darauf, welches er wenigstens zehnmal wieder auslöschte. Endlich schien er mit sich einig und weinte ein Schnupftuch Thränen voll. Zuletzt erhob er sich, machte eine ehrfurchtsvolle Reverenz vor dem Monument, und eilte schnell von dannen. Dieser Mann hatte vor zwanzig Jahren schon Anstalten zu seinem Begräbnisse gemacht, und besuchte wöchentlich sein Grabmal, konnte aber mit der Inschrift nicht fertig werden, und der Grabstein mußte deßhalb schon oft abgeschliffen werden. — Wer zählt alle die Gattungen von Narren auf diesem Erdenrunde!

Ein Herr Jacquemin übersandte der Französischen Akademie die Resultate seiner Forschungen über die Luftkanäle der Vögelknochen. Er will bei rasch und sicher fliegenden Vögeln, wie bei Adlern und Geiern, namentlich bei solchen Individuen, die in der Freiheit gealtert sind, gefunden haben, daß die Luft, welche die Knochen des Kopfs füllt, aus der Höhlung des Schlafs kommt, wo sie durch die eustachische Röhre (tuba eustachiana) ein- und durch vier verschiedene Gänge wieder austritt. Herr Jacquemin bestimmt die Lage der verschiedenen Oeffnungen, worunter zwei Systeme von Löchern und die zwei andern einzelne Löcher sind, und bezeichnet die verschiedenen Knochen des Kopfs, womit jedes dieser Systeme in direkter oder indirekter Verbindung steht.

Auch in Nordamerika scheint der vergangene Winter außerordentlich streng gewesen zu seyn. In Newhampshire fiel an einigen Orten so viel Schnee, daß man eine Bahn sich durchhauen mußte, und unter einem Bogen von festem Schnee durchfuhr. Nach einem Vermonter Blatte begann es am 1. Februar sehr kalt zu werden, und am 2. fiel das Thermometer auf 30 unter Null, (wahrscheinlich Fahrenheit, also — 27½° R.). Am 3., 4., 5. und 6. stand es Morgens zwischen 12 und 20 unter Null (— 19½ und — 23° R.) und am 7. Morgens auf 25 (— 25¼° R.).

Flocken.

Von

Julius Sincerus.

Des Ehemannes Trost.

Mehr kann mir Freud' als Klag' um meine Frau jetzt frommen:
Der Teufel gab sie mir, jetzt hat sie Gott genommen. —

Trost und Verzweiflung.

Der Thor tröstet sich: auch der Weiseste kann fehlen; der Weise verliert allen Trost, wie ein Thor gefehlt zu haben. —

Der Herr an seinen Diener.

Mit Dir, Du dummer Kerl! ist gar nichts anzufangen,
Verkehrt hast Du bestellt, was Du bestellen sollen;
Hätt' ich zu diesem Zweck 'nen Esel brauchen wollen,
Dann wär' weit lieber doch ich selber schon gegangen.

Größtes Leid.

Soll ich Dir, Freund, der Leiden allergrößtes nennen?
Es ist: das größte Leid nicht still ertragen können.

Trost.

Daß manchem noch weit Schlimmern
Es besser geht, als Dir, will Dich bekümmern;
Doch tröste Dich; — Du siehst dafür:
Wie's manchem Bessern schlechter geht, als Dir.

Ein sehr grober Offizier erschien einst in Civil. „Man erkennt Sie gar nicht, wenn Sie civilisirt sind," sagte Iron zu ihm.

*** Auflösung der dreisylbigen Charade in Nro. 38:**

Himmelfahrt.

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 26.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 40.

Bremen, Donnerstag den 19. Mai 1836.

Gestorben:

Nro. 486. Den 2. Oktober 1835 starb auf der Reise von Newyork nach Bremen der Matrose des Schiffs Anne & Emilie Eduard Runken, 19 Jahr; von hier gebürtig.

— 487. Den 11. Mai. Des verst. Joh. Hinrich Niebuhr Wittwe, geb. Pohlmann, 61 Jahr; Wätjengang Nro. 9.

— 488. Den 12. — Des Schreibers an der Regierungs-Canzlei Joh. Burchard Meyer Sohn (gleich nach der Geburt gestorben); Kirchenstraße Nro. 28.

— 489. Den 12. — Der Schuhmacher Joh. Lankenau, 32 Jahr; Krankenhaus.

— 490. Den 12. — Des verst. Zimmermanns Jürgen Heinr. Behrens Wittwe, geb. Steege, 89 Jahr; Obernstraße Nro. 37 (Vorstadt).

— 491. Den 13. — Der Kaufmann Joh. Christ. Reymann, 73 Jahr; Osterstraße Nro. 73.

— 492. Den 13. — Der Consumtions-Gehülfe Johann Hinrich Volckmann, 33 Jahr; hinterm Abdenthorswall Nro. 63.

— 493. Den 13. — Des verst. Ard. Wilh. Knigge Wittwe, geb. de Laudell, 57 Jahr; Schnoor Nr. 41.

— 494. Den 13. — Der Tischler Albert Finke, 56 Jahr; außerm Steinthor Nro. 52.

— 495. Den 13. — Des Ard. Hinrich Geerken Tochter, 3 Wochen; Buntenthorssteinweg Nro. 238.

— 496. Den 14. — Des Schuhmachers Christ. Frundt Ehefr., geb. Jacobie, 48 Jahr; kleine Sortillenstraße Nro. 4.

— 497. Den 14. — Des Hökers Joh. Heinrich Sachse Tochter, 1 Jahr; große St. Johannisstraße Nro. 35.

— 498. Den 14. — Der Ard. Johann Jacob Tietjen, 70 Jahr; Armenhaus.

Nro. 499. Den 14. Mai. Des verst. Hinr. Warnken Wittwe, geb. Bohlsen, 80 Jahr; Armenhaus.

— 500. Den 15. — Ludwig Walstorff, 38 Jahr; Paulsberg Nro. 30.

— 501. Den 15. — Des Kaufmanns Wilhelm Ludwig Barth Sohn, 1¾ Jahr; Jacobistr. Nr. 27.

— 502. Den 15. — Der Handlungsdiener Joh. Müller, 22 Jahr; vor dem Heerdenthore.

— 503. Den 15. — Des verst. Landmanns Hinrich Robart Wittwe, geborne Hellmers, 82 Jahr; Sandstraße Nro. 2.

— 504. Den 15. — Der Todtengräber Johann Casten Schaub, 54 Jahr; Heerdenthorskirchhof.

— 505. Den 16. — Der Schiffskapitän Martin Slichting, 64 Jahr; am Wall.

— 506. Den 16 — Des verst. Landmanns Cord Ellerbusch Wittwe, geb. Meins, 73 Jahr; Sandberg Nro. 16.

— 507. Den 16. — Der Dr. juris und Notar Gerhard von dem Busch, 79 Jahr; Catharinenstraße Nro. 15.

— 508. Den 16. — Des Küpers Joh. Evangelist Schnabel Tochter (todtgeb.); Lahrmannshof Nr. 3 (Neustadt).

— 509. Den 16. — Der Gastwirth Heinr. Götting, 44 Jahr; Osterthorssteinweg Nro. 105.

— 510. Den 16. — Des Schneidermeisters Friedr. Wilhelm Schmidt Sohn, 6 Jahr; Piperstraße Nro. 7.

— 511. Den 17. — Des Zimmermanns Berend Kuhlmann Sohn, 10½ Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 178.

— 512. Den 17. — Des verstorb. Tonnenmachermeisters Christ. Suhling Wittwe, geb. von Ohlsen, 86 Jahr; Knoopstraße Nro. 13.

Geburten:

Nro. 600. Den 10. Mai. Des Freischlachters Franz Wilh. Bödeker Ehefr., g. Bahrs, Gerberhof N. 5; von einem Knaben.

— 601. Den 11. — Des Gärtners Joh. Hinr. Borcherding Ehefr., geb. Fahrenbring, Theisenrathsdeich; von einem Knaben.

Nro. 602. Den 12. Mai. Des Tabacksarbeiters Joh. Mathes Wollens Ehefr., geb. Heins, Sielwall N. 3; von einem Mädchen.

— 603. Den 12. — Des Stuhlmachers Conrad Friedr. Hunsermeyer Ehefr., g. Randermann, Buntenthorssteinweg Nro. 254; v. e. Knaben.

Nro. 604. Den 12. Mai. Des Schuhmachers Theodor Heinr. Reinke Ehefr., geb. Schniedewind, Osterstr. Nro. 54; von einem Mädchen.

— 605. Den 12. — Schwieger, ein Knabe; am Buntenthorssteinwege.

— 606. Den 12. — Des Zimmergesellen Carl Friedrich Pickmann Ehefr., geb. Gödemann, Gröplingerstraße Nro. 19; von einem Mädchen.

— 607. Den 13. — Des Hofmeyers Joh. Rickers Ehefrau, geb. Heuer, an der Viehweide N. 10; von einem Knaben.

— 608. Den 13. — Des Ard. Joh. Heinrich Eselmann Ehefr., geb. Koch, Schwachhausen Nro. 4; von einem Mädchen.

— 609 u. 610. Den 13. — Des Müllerknechts Christ. Behlmer Ehefr., geb. Cordes, Schwarzpott Nro. 11; von Zwillings-Töchtern.

— 611. Den 13. — Des Ard. Joh. Ernst Blome Ehefr., geb. Böse, Walldammstraße Nro. 6; von einem Mädchen.

— 612. Den 13. — Des Küpers Johann Barre Ehefr., geb. Warncken, am Bollwerk Nro. 10; von einem Knaben.

— 613. Den 14. — Meyer, ein Knabe; Wätjengang N. 5.

Nro. 614. Den 14. Mai. Des Ard. Gerd Heinr. Ehlers Ehefrau, geb. Petri, gr. St. Johannisstr. N. 24[illegible] von einem Mädchen.

— 615. Den 14. — Des Ard. Johann Ernst Gerlach Ehefr., geb. Schröder, Hastedt Nro. 33 [illegible] von einem Knaben.

— 616. Den 14. — Des Feder-Fabrikanten Diedr. Meyer Ehefr., geb. Becker, Grünenstraße Nro. 6[illegible] von einem Mädchen.

— 617. Den 15. — Des Kappenmachers Herm. Friedr. Bürkel Ehefr., geb. Müller, gr. Rosenstraße Nro. 2; von einem Knaben.

— 618. Den 15. — Des Maurergesellen Franz Meyer Ehefr., geb. Ernst, Dreckort Nro. 31; von einem Mädchen.

— 619. Den 16. — Des Landmanns Bernh. Loose Ehefr., geb. Nienkerke, Ellhornstraße Nro. 19; von einem Knaben.

— 620. Den 16. — Des Küpers Joh. Evangelist Schnabel Ehefr., geb. Hochmeyer, Lahrmanns-Hof Nro. 3; von einem todten Mädchen.

— 621. Den 16. — Des Schullehrers Conrad Diedrich Behrens Ehefr., geb. Hünerkoch, Rolandsstr. Nro. 12; von einem Mädchen.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 41.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 22. Mai 1836.

Sieh, ein And'rer, der den Vater schaute,
Kommt, vollendet des Propheten Bahn,
Und der Morgen, der auf Horeb graute,
Bricht als Tag von Sions Hügeln an.

* Pfingst-Lied.

Prahlst du noch mit deinen Felsenmauern,
Alter Tempel, den der Wahn gebaut;
Wo die Andacht mit geheimem Schauern
Sühnlos auf ihr blutig Opfer schaut?
Ach, du birgst umsonst in deinen Hallen
Des Gesetzes feste Marmorschrift;
Feuer Gottes mußte um dich fallen —
Dir ein Blitz, der morsche Zedern trifft!

Seinem Lichte weicht dein eitler Schimmer;
Und der Grabstein einer heil'gen Gruft
Stürzt auf dich und decket deine Trümmer
Und dein Weihrauch wird zum Moderduft.
Nicht mehr bannst du unter deinen Stempel
Des Gebetes Kraft und Gottes Ruhm;
Jede Seele wird Jehovas Tempel,
Alles Volk ein freies Priesterthum.

Heilig Feuer flammt' auf Horebs Höhe;
Bebend, mit verhülltem Angesicht,
Fühlt der Seher des Erhab'nen Nähe,
Hört Sein Reden, doch er sah Ihn nicht.
Sieh, ein And'rer, der den Vater schaute,
Kommt, vollendet des Propheten Bahn,
Und der Morgen, der auf Horeb graute,
Bricht als Tag von Sions Hügeln an.

Des Gesetzes Donner sind verklungen,
Freiheit athmet die erwachte Welt.
Rührend, wie ein Lied von Engelzungen,
Süß, wie Manna, das in Wüsten fällt,
Mild, wie Wehen lauer Sommernächte,
Tröstend, wie Gebet im Heiligthum,
Nahte zu dem sehnenden Geschlechte
Gottes Lieb' und Evangelium!

Herzen brannten, tief're Seufzer drangen,
Himmlisch Feuer! aus der ird'schen Brust.

Gottes Liebe lös't ihr letztes Bangen,
Gottes Wille ward der Menschen Lust.
Sel'ger, als des Lichtes erstes Röthen,
Das am Schöpfungsmorgen niederfloß —
Ward nun Licht, als in ihr furchtlos Beten
Die erlös'te Seele sich ergoß.

»Abba!« stammeln nachtentrung'ne Herzen
»Vater, siehe Deine Kinder an!«
Ueber alle Thränen, alle Schmerzen
Bricht des Glaubens reinste Sonne Bahn.
Schicksalsdräu'n und Todesschrecken weichen,
Jeder Schatten, dem allmächt'gen Strahl;
Christen kann der Erde Glanz erbleichen,
Doch ihr Sterben ist ihr Siegesmaal!

O, laß in des Irrthums Wüsteneien,
Geist der Wahrheit, Deinen Morgen grau'n;
Geist der Liebe, die des Tags sich freuen,
Mehr an Christus Friedenstempel bau'n!
Seinem Namen sinken Alle nieder,
Unterm Kreuze knien Sklav' und Held,
Und Ein großes Loblied sel'ger Brüder
Schall' im Dome der versöhnten Welt!

Leer. Ludwig Block.

Die Rheinfahrt. *)

Das Dampfschiff: die Stadt Coblenz, nahm uns auf, und rauschte bald dem alterthümlichen Mainz vorüber. Gern hätte ich dieses Mal wieder den Dom besucht, den Grabstein des Sängers Frauenlob, den der Fastrada, Carl's des Großen zweiter Gemahlinn besehen, und den eines lustigen Rathes, der, wenn ich nicht irre, im Domkreuzgang dicht bei jenen steht. Wie Narr und Tod auf alten Bildern traulich mitsammen gehen, eben so gesellte auch das Mittelalter in seiner wunderlichen Laune Narren und Dichter, bis beide gar in eine, halb komische, halb wehmüthige Figur zusammenschmolzen. Auch jenes schöne Grabmal des Bischofs Berthold von Henneberg hätte mich in mehr als einer Beziehung angezogen, da dieses hochverdienten Kirchenfürsten Marmorbüste sogar zu einer Mitzier der Wallhalla erkoren ist, doch — Mainz war nun einmal nicht das Ziel meiner Reise, und ich mußte mich an die Erinnerungen halten, die auch mächtig genug beim Anblick der schön am Ufer hingelagerten Stadt in mir sprachen. Ich konnte Niemanden fragen, ob wohl der alte merkwürdige Thürmer auf dem Stephansthurme noch am Leben sey, ein Mann, der den schönsten Greisenbart hat oder hatte, den ich je gesehen, eine ächte Prophetengestalt, und, wie ich hörte, ein Liebling des Dichters Wilhelm Müller, der auch sein Bild gezeichnet und dem Alten zurückgelassen. Vom Stephansthurm zu Mainz überschaut man eine entzückende Gegend, und nicht ernst und düster, sondern freundlich wie fast nie, tritt der Geist des classischen Alterthums in die sonnenhelle Gegenwart. Die Trümmer des Aquäducts liegen malerisch in der grünen Flur, die weißen Legionensteine leuchten wie Grabmonumente eines modernen Kirchhofs herüber, und nur der Eichelstein, ein fast formloser grauer Thurmzwerg, sieht ernst und nachdenklich den gleich Stromeswogen vorüberdrängenden Zeitmetamorphosen zu.

Die Wasserflügel des Dampfschiffs schlagen die brausende Stromfluth zu sprützendem Schaum; wie vom Bogen geschnellt, unaufhaltsam schießt der Pfeil des Schiffs dahin, und majestätisch zieht das oft gepriesene romantische Land des Rheingaues uns mit allen seinen Schlössern, Dörfern, Städten, Kloster- und Burgtrümmern, Felsenwänden und Waldbergen entgegen. Wie der gold'ne Schlüssel zu dieser Zauberpforte, die sich bei Nieder-Walluf öffnete, prangt gleich das prächtige Schloß von Biberich, das aus einem schönen Feentraum in die Wirklichkeit herausgetreten scheint. Manchem umbuschten Rieth fliegen wir vorüber, und vom

*) Fragment aus L. Bechstein's interessanten »Reisetagen«.

Verdeck des reinlichen Dampfschiffs sehen wir hoffend und freudig den kommenden Reizen der Landschaft entgegen; wie rauschend schnell das Schiff auch fährt, unsere Blicke segeln ihm weit voran, überspähen die Fülle der Ansichten, und bleiben dann an einem schönen Punkt haften, wie der Schmetterling an einer Blume, und auch nicht länger als ein Schmetterling an einer Blume. Jene langgestreckten Riethe, Inseln im Rhein, führen den Namen Auen und an der Petersaue und Ingelheimeraue fahren wir nahe vorbei, ehe wir noch Biberich erreichen. Und jetzt thut sich das Eldorado der schönsten Aussicht auf. Wie ein großer See, den die hohen fernen Berge amphitheatralisch eingränzen, ruht der Spiegel des Rheins. Schierstein mit seinen Obstwäldern, darüber die Bergruine Frauenstein, Walluf mit dem heitern Uferschlößchen der Grafen von Stadion, fliegen rasch vorbei, und schon zieht näher und immer näher Ellfeld heran, der Hauptort des Rheingaus, die alta villa der Römer. Graues Gewölk hing über diesen Hochberg und verhieß uns keine lachende Fahrt. Ueberhaupt sahen wir den Rhein nicht in jener warmen, sommerlichen Färbung, die so oft geschildert wird, sondern vielmehr in einem recht düstern und melancholischen Colorit, das gut zu den Trümmern paßte, die wie Grabsteine auf den Hühnenhügeln stehen, darunter das Mittelalter schläft. Es ist mir recht lieb, den Rhein und die Rheingegend so gesehen zu haben; er hat meinem Auge auch so unendliche Reize entfaltet. Die Rebenberge waren noch nackt, wie das erste Menschenpaar, noch nicht verhüllt von dem Feigenblatt des einförmigen Weinlaubgrüns, alle Blätter- und Blüthenfülle schlief noch träumend in den lenztriebgeschwellten Knospen, und die Natur lag noch in dem Morgenschlummer seliger Frühlingshoffnungen. Die Zeit, in der auch wir dem Lenz entgegensehen und entgegenharren, ist eigentlich die schönste, eben weil wir dann noch hoffende Kinder sind, die sich auf Sonnenblicke und Blumen freuen. Wenn sie mitten in der Sommerherrlichkeit und Blumenfülle stehen, wissen sie kaum, was sie anfangen sollen mit all dem Reichthum, werden seiner überdrüssig, zerzupfen selbst ihre schönsten Kränze und denken nun schon an den Herbst, der ihnen Beeren und Früchte bringt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Welcher Art sollten die Lese-Bücher in unseren Volksschulen seyn?

(Beschluß.)

Ohne Zweifel giebt es viele Ursachen dieser traurigen Erscheinung, eine derselben aber und gewiß nicht die geringste, scheint mir der Umstand zu seyn, daß man dem Volke seine eigenen Erinnerungen genommen und an die Stelle derselben die einer fremden, in ihrem Charakter und ihren Bedürfnissen himmelweit verschiedenen Nation, nämlich der Juden, untergeschoben hat. Wahrlich, hätte das Schicksal so mit den Griechen verfahren, hätte sich ihre Vaterlandsliebe nicht an den unsterblichen Nationalgesängen Homer's entzündet, die Tage von Marathon, Thermopylä und Salamis würden auf den Blättern der Geschichte fehlen! So aber flammten Alle vor Begierde, des Ruhmes der Ahnen sich werth zu zeigen, und mit Thränen im Auge lauschte Thucydides dem Herodot, als dieser die Volksversammlung durch Vorlesung seiner Geschichten begeisterte. Nichts lag dem Römischen Vater mehr am Herzen, als seinen Sohn frühzeitig in das Heiligthum der Nationalgeschichte einzuführen, und lange hielt die Erinnerung an die glorreichen Thaten und Tugenden der Altvordern dem später einreissenden Sittenverderbniß das Gegengewicht. Und was verleihet noch jetzt den Juden ihr nur schlecht

verhehltes Selbstgefühl? Was setzt sie in den Stand, dem Einflusse jeder fremden Nationalität zu trotzen und, obwohl seit fast zweitausend Jahren unter alle Völker verschleudert, doch ein eigenes Volk zu bleiben? Was anders, als ihr heiliges Volksbuch, das ihnen die Herrlichkeit ihres Stammes unter Moses, David, Salamo und den Mackabäern in den glänzendsten Farben schildert? Denn vor der Auffindung des Mosaischen Gesetzes unter dem Könige Josia (S. 2 Chron. 34, 14 ff.) buhlt Israel, nur kurze Zeit als Volk sich fühlend, fortwährend nicht nur mit fremden Göttern, sondern auch mit fremden Königen und Nationen. Einst glüheten auch Germania's Söhne für ihres Volkes Unabhängigkeit und Ruhm, aber damals erschallte noch der von dem Preise der vaterländischen Helden erbrausende Baritus in ihren siegenden Schlachtreihen, und jener Friesenfürst zog es vor, mit seinen Ahnen in ewiger Verdammung zu leben, als von ihnen getrennt die Seligkeit des Himmels zu genießen. Freilich, die Zeit der Poesie mußte verschwinden, verstummen mußten die Saiten, die dem Hort der Niebelungen und der Größe Diederich's von Bern erklangen; das Knaben- und Jünglingsalter unsers Volkes ist vorbei, es ist zum Manne worden; aber wehe dem Manne, in dessen Leben die Erinnerung seiner Kinderspiele, seiner Jünglingsbegeisterung und Jugendliebe ihren freundlich erquickenden Strahl nicht wirft! Wer seiner Vergangenheit vergessen hat, der möge auch auf keine Zukunft hoffen! Und doch scheint unser Volk zu etwas Großem berufen. Gebt ihm deßhalb sein Palladium, seine Geschichte zurück! Was kann es ihm nützen, alle Landplagen aufzuzählen, die durch Pharao's Verstocktheit über Aegypten kamen, wenn es die Landplagen nicht kennt, die durch anderweitige Verstocktheit so oft sein eigenes Vaterland verwüstet haben? Was —? Doch genug! Nach Gottes Willen sollen wir Menschen, Christen, Deutsche seyn. Somit ist aber an alle unsere Bildungsanstalten die Aufforderung gestellt, für eine dreifache Ausbildung der Jugend, eine menschliche, christliche und Deutsche, Sorge zu tragen, und dieser Aufforderung wird unsere Volksschule am leichtesten und sichersten Genüge leisten, wenn sie den Kindern statt der bisherigen Jüdisch-christlichen Lesebücher ein Lehr- und Lesebuch in die Hand giebt, welches, sowohl das Leben der Menschheit überhaupt, als des Deutschen Volkes insbesondere treu und anschaulich abspiegelnd, in seiner Mitte das Leben Jesu als einen das Ganze mild bestrahlenden Edelstein enthält.

R. B—n.

Ist es so zu erklären?

Der verstorbene verdienstvolle Offizier, Louis von Voß, hat bei Lebzeiten folgenden Bericht über eine auffallende Erscheinung schriftlich mitgetheilt, und der Einsender möchte wohl von Sachverständigen über den Vorfall und dessen Erklärung ein Urtheil vernehmen:

„Eine Preußische zwölfpfündige Kanone erscheint bei der Belagerung von Danzig als ein pneumatisches Feuerzeug.

Bei dem Artilleriewesen wurde bisher manche Erfahrung gemacht, welche, gehörig gewürdigt, dem Physiker wahrscheinlich schon früher hätte sehr nützlich seyn können. Man begnügte sich mehrentheils mit einigen oberflächlichen Erklärungen, und glaubte zu weitern vergleichenden Beobachtungen keine Veranlassung zu haben, um so mehr, da wirklich die Artillerie sowohl für die Praxis als für die Theorie keinen Vortheil daraus schöpfen zu können schien. Späterhin fand man aber, wie nothwendig dem Artilleristen die Kenntniß der Physik und Chemie wäre, und der verstorbene Tempelhof veranlaßte, für sämmtliche

Artillerieoffiziere in Berlin, Vorlesungen über beide Wissenschaften. Auch kann schon ein einziger seltsamer Vorfall mit einer zwölfpfündigen Kanone während der ruhmwürdigen Belagerung von Danzig, auf dem Hagelsberge beweisen, wie nothwendig dem Soldaten mannigfache Kenntnisse sind, wenn er über wichtige Erscheinungen in der Praxis richtig urtheilen will.

Aus den Französischen Laufgräben schlug eine zwölfpfündige Kugel in die Mündung eines zwölfpfündigen geladenen Kanons, das Kanon ging los, und die Preußische Kugel in Gesellschaft der Französischen — schlugen vereint in die Französische Batterie. — Dieser Zufall war um so merkwürdiger, als man außerhalb an der Mündung des zwölfpfündigen Kanons selbst nicht den geringsten Anstoß der eingeflogenen Kugel erkannte. Da sich nun diese Erscheinung nach der gewöhnlichen Weise, durch Reibung oder zufällig vorhandenen Sand, nicht deutlich genug erklären läßt, so scheint es, daß man hier bloß die Wirkung der in dem Rohre zusammen gepreßten Luft beachten muß. Bei schnell zusammen gepreßter Luft wird nämlich, nach neuern Erfahrungen, Licht und Wärme (Feuer) entwickelt, und so wie man diese Erfahrung schon zur Bildung eines Feuerzeuges benutzte — war auch die zwölfpfündige Kanone hier in dem nämlichen Fall. Das aus der plötzlich eingepreßten Luft im Rohre entwickelte Feuer entzündete die Ladung und verrichtete dießmal den Dienst des Luntenstocks. Louis v. Voß."

Gaunerstreiche.

Es ist der Pariser Polizei unlängst gelungen, eines höchst verschmitzten und gefährlichen Gauners, Namens Journet, habhaft zu werden. Dieser Mensch, vormals Lancier in der königlichen Exgarde, der wiederholt wegen Vergehen, und namentlich wegen Verfälschung zum Nachtheil eines Geistlichen, zu sechsjährigem Gefängniß verurtheilt gewesen war, ist ein Mann von dem vortheilhaftesten Aeußern. Seit einiger Zeit als Bedienter bei Herrn Chantpie de Boisserand, wurde im Hause dieses Privatmannes ein Diebstahl begangen, der ungewöhnliche Verwegenheit verrieth. Die Abwesenheit seines Herrn benutzend, der gerade in der Stadt speiste, miethete Journet ein Fuhrwerk und packte mit einer Zuversicht, die selbst den Hausmeister irre führte, der ihm von seiner Thür aus ruhig zusah, die Garderobe, Kleinodien und eine Menge anderer, dem Herrn Chantpie de Boisserand gehöriger werthvoller Gegenstände auf, so daß dieser, als er nach Hause kam, nicht einmal seinen Schlafrock und seine Pantoffeln mehr vorfand.

Alle Nachforschungen der Polizei blieben fruchtlos, und nur der Zufall führte ihr die Beute in die Hände, der sie so ämsig nachjagte. An einem Sonntag ging die junge Beschließerinn des Herrn Boisserand um 8 Uhr Abends mit einem Munizipalgardisten, ihrem Vetter, wie sie versichert hat, Arm in Arm über den Boulevard Bonne-Nouvelle, als sie sich plötzlich von einem brillanten Stutzer lorgnirt sah, der durch sein liebenswürdiges Aeußeres und seine graziös schaukelnden Bewegungen den eifersüchtigen Verdacht des Munizipalgardisten erregte. In demselben Augenblick glaubte die Beschließerinn in jenem Stutzer, trotz des veränderten Kostüms, den Bedienten des Herrn Boisserand zu erkennen; sie theilte dem Munizipalgardisten ihre Vermuthung mit, und dieser, ohne sich durch das rothe Bändchen schrecken zu lassen, das der Quidam in seinem Knopfloch zur Schau trug, griff den Industrieritter herzhaft an, und schleppte ihn nach ziemlich lebhaftem Kampfe zu dem nächsten Posten.

Herr Boisserand, der von der Polizei sogleich dorthin beschieden wurde, erkannte den Dieb auf der Stelle, der, sobald er sich entdeckt sah, sein Verbrechen sogleich eingestand, aber auch hoch und

theuer schwur, daß er Alles verkauft und durchgebracht habe, und daß Nichts mehr da sey. Auch am folgenden Tage blieb Journet bei dieser Aussage, bis es endlich dem Herrn Allard, Vorsteher des Sicherheitsdienstes, nach vieler Mühe und durch wiederholte dringende Fragen gelang, den Gauner zur Angabe seiner Wohnung zu bewegen. Diese befand sich in der Straße Poissonière in einem sehr schönen Zimmer, im zweiten Stock, welches Journet seit vollbrachtem Diebstahl unter dem Namen Gustav von Boncourt bewohnte, und wo man auch einen sehr hübschen Livreebedienten fand, der die ganze Nacht nicht ins Bett gekommen war, und seinem Herrn mehrere Einladungskarten zu Bällen zu überreichen hatte, welche Tags zuvor eingelaufen waren. Fast alle geraubten Gegenstände, 30,000 Fr. an Werth, fanden sich noch vor, und außerdem noch mehrere Pakete geglätteter und parfümirter Visitenkarten mit dem Namen: „Gustave de Boncourt, Forstmeister,“ nebst mehreren lythographirten Etats der Afrikanischen Besitzungen, falsche Patente und eine Menge werthvoller Juwelen.

Die meisten der vorgefundenen Effekten gehörten Herrn von Boisserand, allein es fehlten noch immer drei Gegenstände von Werth, nämlich ein mit Brillanten besetztes Diadem, ein paar Armbänder und ein Brillantring. Wo waren diese Sachen hingekommen? Journet, der hinsichtlich alles Uebrigen sehr offenherzig war, gab hier nur ausweichende Antworten, und nur der Schwatzhaftigkeit des Jockeys verdankte man die Entdekkung, daß diese Kleinodien sich in den Händen einer liebenswürdigen jungen Schauspielerinn des Boulevard befänden, die, als sie diese Geschenke erhielt, wohl nicht glaubte, wider Willen die Rolle einer Diebshehlerinn spielen zu müssen. Man begab sich sogleich zu der jungen Dame, die nicht wenig erschrak, als sie das herrliche Diadem, das eben in ihren blonden Locken prangte, abnehmen und es den Händen der Polizei überliefern mußte.

---

* Erstes und letztes Wort

an den Antikritikus der von Kobbe'schen Schrift über die Bentink'sche Angelegenheit.

Die in den Nummern 33 bis 37 des dießjährigen Bürgerfreundes gegen mich gerichtete Antikritik ist in einem so gemeinen, nur mit Persönlichkeiten beschäftigten und eines gebildeten Mannes unwürdigen Tone abgefaßt, und zeugt von einer so groben Unkenntniß der Sache selbst, daß es sich nicht der Mühe verlohnt, darauf ausführlich zu antworten, da sie von Unparteiischen bereits, wie sie es verdient, gewürdigt und dadurch eine Widerlegung, welche sehr leicht seyn würde, unnöthig geworden ist. — Dieses ganze Machwerk, dessen Verf. eine Freude daran zu finden scheint, seiner bitteren Galle gegen einen ihm wahrscheinlich gänzlich Unbekannten freien Lauf zu lassen, ist mir zu niedrig, um Gleiches mit Gleichem zu erwidern, wozu es mir überdieß an Zeit und Lust fehlt. — Auf diese Weise kann mir so wenig in den Augen des Publikums geschadet werden, daß ich meinem Antikritikus gern das Vergnügen gönne, sich in solcher Manier gegen mich zu expectoriren und die Versicherung gebe, daß dieß mein erstes und letztes Wort darüber sey, wenn er auch ferner mit seinen Schmähungen fortfahren sollte.

1836, Mai 16.

Der Verf. der Kritik der von Kobbe'schen Schrift über die Bentink'sche Rechtsfrage.

---

* Hymne an den Frühling.

Der Hauch des Lenzes, wie er um Hügel schwebt,
In Thalen säuselt, über Gefild' und Au',
Hat hell und bunt mit tausend Farben
Flammende Blüthen der Erd' entfächelt.

Die Sonne schaut mit liebender Seele d'rein;
Zu ihr erhebt sich bebend das junge Gras;
Es streckt in Sehnsucht seine Arme
Himmelan greifend der Baum im Walde.

Vom Strahl geküßt, der brennend die Lipp' ihr malt,
Aus ihres vollen, schwellenden Herzens Drang
Seufzt Wohlgerüch' und süße Düfte
Alle der Blumen belebte Menge.

Das junge Lamm hüpft über den Distelstrauch,
Und weidend blöckt das freudige Mutterschaaf;
Es hebt das Haupt aus hohem Grase
Brüllend die weidende Kuh vor Freuden.

Die Luft durchsummt ein ewiger Freudenton;
An Blumen hängt der sammelnde Bienenschwarm;
Im Strahl der Sonne spielen tanzend
Tausend Geschlechter beglückter Thiere.

Im Kreise schwebend, schwirrenden Flügelschlag's,
Schreit laut der Kiebitz über der jungen Brut;
Der Kukuk ruft voll Lebensfreude,
Daß er doch preise den eignen Namen.

Die Lerche steigt ins reinere Himmelblau
Und trägt hinauf den seligen Lobgesang;
Und tausend, tausend and're Wesen
Singen und stammeln den Dank der Freude.

Dem Herzen macht, dem freudegepreßten, Luft
In lauerschöpften Liedern die Nachtigall,
Sie will, vor Dankempfindung bebend,
Selig versingen die frohe Seele.

Auch du, mein Mund, sing' laut in das Lustgewühl,
Wo überall ein himmlischer Reigen tönt!
Und, meine Thräne, weine Dank auf,
Würdiger preisend als Lied und Harfe!

H. Wilhelm.

---

* Dem Verdienste seine Kronen!

Vierfylbige Charade.

1. Sylbenpaar.

Wenn zum hehren Dome wallet
Andachtsvoll die fromme Schaar,
Dann, voll mildem Wohlklang, hallet
Laut des Wortes erstes Paar.

Viele konnte es beglücken,
Manchen flügelt's himmelan,
Und voll seligem Entzücken
Zog's ihn von der ird'schen Bahn.

Doch alsdann ist es verhallet,
Wenn der Lehrer mahnend spricht,
Und an heil'ger Stätt' erschallet
Sein Wort, kündend Heil und Licht.

Such' die Deutung in der Ferne
Nicht, mein Freund, o welch Gewinn!
Es deckt Deine Augensterne
Dir zum Heil, im andern Sinn.

2. Sylbenpaar.

Als der Patriarch gegeben
Hochbeseligt auf den Höh'n,
Das, wonach das Volk sollt' leben,
Hat man dieses Paar geseh'n.

Am Altar' und an den Wänden
Stellt es sich dem Auge dar;
Und dort in des Schülers Händen
Wird der Lehrer es gewahr.

Wenn der Freund Dich invitiret
Freundschaftlich zum frohen Mahl',
Freundes-Kreis das Pärchen zieret,
Leerst Du freudig den Pokal.

Das Ganze.

Dieses Doppelpaar, das nennet
Den Verein, stets hochgeehrt,
Und wer seine Leistung kennet,
Der schätzt dessen hohen Werth.

Auch fehlt wahrlich nicht das Ganze,
Wie's die Anordnung verspricht,
Heut' in seinem hohen Glanze
Hochvergnügt an Letzterm nicht.

Und es wird sehr oft erfreuen
Durch das erste Sylbenpaar,
Ohr und Herz woll'n gern wir leihen,
Was es meisterhaft bringt dar.

Ja, wir werden es erfahren,
Was vereint es Hohes schafft;
Mög' es noch in späten Jahren
Wirken mit verjüngter Kraft.

K—nn.

---

* Auflösung

der »dreisylbigen Charade« in Nr. 38 d. Bl.

Dem wohlmeinenden Verfasser als freundliche Erwiederung achtungsvoll dargebracht.

Wohl kenn' ich es, das Land, was Du gemeinet,
Wir finden's oft ja auf der Erde schon,
Wenn uns ein glücklicher Verein erscheinet,
Und Mancher find'i's in seiner Thaten Lohn. —

Er fühlt den Himmel, hofft ihn übern Sternen,
Des Glaubens Deutung ist er sich bewußt,
Den Vorschmack kann er schon auf Erden lernen,
Im Hauch der Liebe, an der Freundschaft Brust. —

Wie wird so leicht ihm dann die Fahrt durchs Leben,
Reicht Liebe ihm, und Freundschaft treu die Hand,
Vor keiner Klippe wird er scheuen, beben —
Und hold beschützt tritt er ins Heimatland.

O dreimal selig, wen sie treu geleiten,
Wen noch beim Scheiden ihre Blüthe schmückt,
Wem folgt ihr Herzensschlag in jene Weiten, —
Er schwingt zum Himmel auf sich hochbeglückt!

Ihm ward solch Glück, zum Lohne seiner Thaten,
Ihm folgte seiner Freunde Herzensschlag,
Und Liebe pflegt noch seine schönen Saaten,
Und rufet glaubend noch den Dank ihm nach. —

»Wir sollen glauben, ob wir auch nicht sehen!«
Der Christ in sich dieß hohe Wort bewahrt;
Er läßt es fest in seinem Innern stehen,
Und glaubt auch an des Heilands Himmelfahrt! —

Oldenburg, am 18. Mai 1836.

Charlotte S. H. Starke.

---

* Auflösung

des »Räthsels« in Nro. 39 dieses Blattes:

Pfingsten.

Gottesdienst

am Pfingst-Sonntage, den 22. Mai.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Past. Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Pastor Pauli.....	— — —	1 »
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 »
Hr. Pastor Meinerthagen.	— — —	12 »
Hr. Dr. Krummacher.....	St. Ansgarii	9 »
Hr. Dr. Böckel.....	— — —	12 »
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 »
Hr. Dr. Pletzer.....	— — —	12 »
Hr. Pastor Iken.....	St. Pauli	9 »
Hr. Pastor v. Hanffstengel	— — —	1 »
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 »
Hr. Pastor Toel.....	— — —	1 »
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 »
Hr. Pastor Meinerthagen.	Armenkirche	8 »
Hr. Pastor Probst.....	St. Johannis	6½ » Messe
Hr. Vicarius Driver.....	— — —	9 » Hochamt
Hr. Pastor Probst.....	— — —	10 » Predigt
	St. Petri Dom	6 »
	— — —	8 »
	— — —	12 »
	— — —	2 »

Am Pfingst-Montage, den 23. Mai.

Hr. Pastor Capelle.....	U. L. Frauen	9 »
Hr. Pastor Pauli.....	— — —	1 »
Hr. Past. Prim Treviranus	St. Martini	9 »
Hr. Dr. Krummacher.....	St. Ansgarii	9 »
Hr. Candidat Frerichs....	— — —	12 »
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 »
Hr. Pastor Mallet.....	— — —	12 »
Hr. Pastor v. Hanffstengel	St. Pauli	9 »
Hr. Pastor Iken.....	— — —	1 »
Hr. Pastor Ulrichs	St. Remberti	9 »
Hr. Pastor Toel.....	— — —	1 »
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 »
Hr. Pastor Meinerthagen.	Armenkirche	8 »
Hr. Vicarius Driver.....	St. Johannis	6½ » Messe
Hr. Pastor Probst	— — —	9 » Hochamt
Hr. Vicarius Driver.....	— — —	10 » Predigt
	St. Petri Dom	6 »
	— — —	8 »
	— — —	1 »

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 41.

Bremen, Sonntag den 22. Mai 1836.

Gestorben:

Nro. 513. Den 17. Mai. Der Handlungsgehülfe Heinr. Friedr. Iken, 16 Jahr; Osterthorsstraße Nro. 7.

— 514. Den 17. — Des Cigarrenfabrikanten Ernst Hinr. Bradtmöller Ehefr., geb. Mehrtens, 39 Jahr; Marterburg Nro. 41.

— 515. Den 18. — Des Cigarrenmachers Albert Wilh. Lürßen Tochter, 11 Wochen; Westerstraße Nro. 42.

— 516. Den 18. — Der Arb. Brünje Brünjes, 56 Jahr; Blumenstraße Nro. 4.

— 517. Den 19. — Der Miethkutscher Joh. Hinr. Fittger, 70 Jahr; Buchtstraße Nro. 59.

Nro. 518. Den 19. Mai. Des verst. Kaufmanns zu Livorno Bernh. Peter Haase Wittwe, geb. Wulffen, 47 Jahr 10 Monat; Heerdenthorssteinweg Nro. 39.

— 519. Den 19. — Des verst. Arb. Hinrich Grimberg Wittwe, geb. Denker, 77 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 255.

— 520. Den 19. — Die Dienstmagd Metha Warncken, 30 Jahr; Fehrfeld Nro. 9.

— 521. Den 20. — Des Arb. Franz Heinr. Kniep Ehefrau, geb. Fröls, 44 Jahr; Theerhof N. 49.

Gebuurten:

Nro. 621. Den 13. Mai. Des Arb. Nicol. Friedr. Weinberg Ehefr., geborne Ficke, alten Steinweg Nro. 65; von einem Mädchen.

— 622. Den 15. — Des Maurergesellen Franz Meyer Ehefr., geb. Ernst, Dreckort Nro. 31; von einem Mädchen.

— 623. Den 16. — Des Waarenagenten Gottfr. David Hirdes Ehefr., geb. Kampe, gr. St. Annenstraße Nro. 27; von einem Knaben.

— 624. Den 16. — Des Uhrmachers Peter Heinr. Aug. Wolff Ehefr., geb. Dreyer, Obernstr. N. 45; von einem Mädchen.

— 625. Den 16. — Des Landmanns Joh. Wilh. Rauers Ehefr., geb. Hoormann, gr. Weidestraße Nro. 6; von einem Mädchen.

— 626. Den 17. — Des Kaufmanns Joh. Ludw. Ruyter Ehefr., geb. Warneken, Martinistr. Nr. 22; von einem Mädchen.

— 627. Den 17. — Des Cigarrenmachers Joh. Anton Scheel Ehefrau, geb. Schlens, hint. Paulsberg Nro. 24; von einem Mädchen.

Nro. 628. Den 17. Mai. Des Garnhändlers Joh. Christoph Brede Ehefr., geborne Osterloh, Bornstraße Nro. 11; von einem Mädchen.

— 629. Den 17. — Des Zimmergesellen Berend Wohlers Ehefr., geborne Garrelmann, Schwachhausen Nro. 12; von einem Knaben.

— 630. Den 17. — Des Schuhmachermeisters Joh. Koopmann Ehefr., geb. Plate, Ansgariithorswallstraße Nro. 1; von einem Knaben.

— 631. Den 17. — Des Lichtziehers Simon Heinr. Kölling Ehefr., geb. Steinheim, Tiefer Nr. 23; von einem Mädchen.

— 632. Den 19. — Des Krameramtsgenossen Joh. Friedr. Capelle Ehefr., geb. Hüpohl, Sögestr. N. 29; von einem Mädchen.

— 633. Den 19. — Des Kaufmanns Conr. Kellner Ehefrau, geb. Muhle, am alten Weg Nro. 8; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 228. Der Kaufmann Heinrich Ludwig Grommé hies. und Nicoline Zimmermann aus Hamm, bei Hamburg.

— 229. Der Arb. Christian Meybohm und Maria Meier, Beide von hier.

— 230. Der Landmann Joh. Hinr. Nordmann und Margaretha Warnken zu Osterholz, Kirchspiels Oberneuland.

Nro. 231. Der Segelmacher Diedrich Sanders und Charlotte Walter, Beide von hier.

— 232. Der Kahnschiffer Reinhard Stegmann und Betha Rohde, Beide von hier.

— 233. Der Höker Gerhard Heitmann und des verst. Küpers Joh. Heinr. Wiese Wittwe, Sophie Friederike Dorothee Eleonore, geb. Heine.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 42.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 26. Mai 1836.

Muthig! — auch Leiden, sind einst sie vergangen,
Laben die Seele, wie Regen die Au';
Gräber, von Trauer-Cypressen umhangen,
Malet bald stiller Vergißmeinnicht Blau.

* Meiner trauernden Freundinn D. K.

Was das Herz in Wehmuthstraum gesungen,
Sollte schön'rer Tage Denkmal seyn,
Und den schmerzlichen Erinnerungen
Webt' ich holder Zukunft Bilder ein:
Kaum ist noch des Liedes Ton verklungen;
Und ein neues Unheil stürmt herein —
Ist nicht Traum und Täuschung unser Streben,
Und ein flücht'ger Schatten Menschenleben?

Magst Du, Mutter, froh das Kind umarmen? —
Morgen ist es schon des Grabes Raub —
Gattinn, Du an Gatten-Brust erwarmen? —
Bald zerfällt das heiße Herz in Staub!
Rasset nicht das Schicksal ohn' Erbarmen
Frohe Menschen hin und welkes Laub?
Wo des Mai's Verlobte sich erfreu'ten,
Wird sich bald die Trauerweide breiten.

Aber in des Herzens stillen Tiefen
Wiederhallt das ew'ge Gotteswort:
»Selig Alle, die im Herrn entschliefen;
»Lohn der Treue wartet ihrer dort!«
Uns, die, scheidend, sie hinüberriefen,
Schleicht der Bach des Lebens zögernd fort;
Doch auch uns verrinnt der Sand der Stunden
Und vielleicht ist bald das Ziel gefunden.

Weibestreue, die dem längstverklärten
Still ihr frommes Todtenopfer bringt,
Jünglingsliebe, die der Heißbegehrten
Nach mit ungestümem Drange ringt,
Muttergram, der nach der Schwerentbehrten
Ohne Rast der Sehnsucht Flügel schwingt,
Zeuget: Nur in höhern Regionen
Soll unsterblich reine Liebe wohnen!

Schlinget muthig denn die süßen Bande,
Die dem Leben höhern Werth verleihn;

Zagt nicht an des düstern Grabes Rande,
Sinken früh, die ihr geliebt, hinein.
Zu dem unsichtbaren Vaterlande
Soll ihr Abschiedsgruß uns segnend weihn:
Ausgeharrt! — und in des Himmels Höhen
Winkt auf ewig frohes Wiedersehen.

Alle führt dem schönsten Ziel' entgegen
Eines unsichtbaren Vaters Hand;
Den auf eb'nen, blumenvollen Wegen,
Den an schroffer Klippen grausem Rand:
Blühet Dir vor Tausenden sein Segen,
Wallst Du heiter durch das Pilgerland;
Hebe Dich auf der Begeist'rung Schwingen,
Trost ins Herz dem Trauernden zu singen.

Weihe, 5. Dezbr. 1826. G. F. Nöldeke.

Die Rheinfahrt.

(Fortsetzung.)

Einige große Auen schmälern das Strombett; es sind die Rhein-Langwarther und Sandauen, und so sind wir genöthigt, unsern Blick nur auf das rechte Ufer zu werfen, wo so eben schöne Landhäuser und Villen, Kedrich, unter der Ruine Scharfenstein, der Draiserhof, der Erbacherhof und das freundliche Dörfchen Erbach selbst wie Phantasmagorienbilder rasch vorbeiziehen. Der Strahlenberg ist schon werth, daß wir ihm einen grüßenden Blick zuwerfen, denn seinem Schooß entquillt der Markebrunn, und seinem Schooß entkeimen die Reben, deren flüssiges Traubengold von jener Quelle den weit berühmten Namen leiht. Hattenheim zeigt sich nahe, und ich mußte unwillkürlich beim Namen dieses lieblichen Orts an jenen Professor denken, der seinen Zuhörern mit vier apodyktischen Worten bewies, daß die heutigen Hessen von den alten Katten herstammten, indem er also etymologisirte: Katten — Hatten — Hetten — Hessen. Dieser hätte jedenfalls Hattenheim von einer Kattenkolonie gründen und erbauen lassen. Wie wir uns auf der flüchtigen Stromfahrt nun dem von lachenden Landhäusern umgebenen Flecken Oestrich nähern, wird das jenseitige Ufer zwischen grasreichen Auen wieder sichtbar, und wir erblicken ein Flüßchen, das bei Freiweinheim in den Rhein mündet, die Selz, welche der alten Stadt Niederingelheim vorbeifließt. Dort soll Carl der Große geboren worden seyn; ob erwiesen, fragt sich, wenn auch Carl's Bauten dort Zeugniß seiner einstigen Anwesenheit ablegen. Auch Aachen, Paris und Lüttich rühmen sich dieser Ehre. Carl der Große ist zum schönsten mythischen Heldenbild geworden. Wie reizend erhebt nicht die Sage jenes einsame Mühlthal in der Nähe des Staremberger See's in Baiern, in welchem sie ebenfalls auf einsamem Mühlhaus den Heroen der Fränkischen Geschichte geboren werden läßt! Das ist eben der wunderbare poetische Zauber, der solche Gestalten verklärend umfließt, daß Keiner die Stätte weiß, wo sie auf Erden erschienen, sondern daß sie göttergleich, wie von den Sternen herabgestiegen, auf Erden wandeln, ebenso, wie der Schöpfungsmythus uns die ersten Menschen nicht als Neugeborne, sondern als vollkommen ausgebildete, in der Blüthe der Jahre und Lebensfülle stehende Wesen vorführt. Der Ort, wo Einer geboren wird, ist so zufällig, wie die Geburt und die Abstammung selbst; nur was Einer gilt, das ist er, und was Einer thut, danach gilt er. An ihren Werken sollt ihr sie erkennen.

In Ingelheim wurde Tassilo zum Klosterleben verurtheilt; König Ludwig, Carl's des Großen Sohn, starb auf der Ingelheimeraue, auch ist es der Geburtsort des Kosmographen Sebastian Münster.

An Lange-Winkel, oder Weinzell, dem Vini cella der Römer, denen die Rheinberge die köstlichen Rebenpflanzungen danken, vorüber, nähern wir uns nun schon dem Schlosse Johannesberg, einst eine Probstei, daher auch wohl Bi-

schofberg genannt, das so stolz auf seiner rundum mit Reben umpflanzten Höhe ruht, wie das goldene Kreuz oben auf einer Königskrone. Der Johannesberg, dieses Reichskleinodium des Dionysos, die Perle im Kronschatz des Königs Rhein war auch einst einem wirklichen Reichsschatzmeister verpfändet, doch stand damals noch nicht das jetzige prangende Schloß, vielmehr ward das alte geistliche Haus vom Schwert des Kriegs vertilgt. Im Besitze eines Fürst-Abtes von Fulda erhob sich im neuen Glanze ein wahrer Fürstenbau, der nun, wie bekannt, dem Fürsten Metternich gehört. Nicht weit davon steht auch das Mummsche Haus, wie ein eleganter Hofherr in einer bescheidenen Entfernung von seinem hohen Monarchen.

Die berühmte Weinstadt Geissenheim ist bald erreicht, und eben so bald vorüber geflogen. Von Zeit zu Zeit erschallt die Glocke auf dem Dampfschiff, Boote stoßen vom Strande, bald zur Rechten, bald zur Linken, Reisende steigen aus, steigen ein, immer wechselndes Leben, die Räderflügel hemmen auf Momente ihren rastlosen Umschwung. Fahre wohl! Dort flattert noch ein Tuch, wird noch ein Hut geschwungen, schallt noch ein Abschiedsruf — weiter rauscht das gewaltige Boot, und zum Punkt verkleinert die stets wachsende Entfernung die Scheidenden. Wieder schien sich der Strom nach allen Seiten hin zum See zu breiten, und zwar dießmal zum stürmischen See. Die Wellen schlugen hoch am Schiffe empor, aber das schoß stolz hindurch und nahm die feuchten Küsse der bewegten Fluth wie eine schmeichelnde Huldigung auf. Von tiefgrauem Gewölk war der Himmel überhangen, Regenstreifen verschleierten die Fernen, die Berghäupter des Niederwaldes, der dem mächtigen Strom zur einengenden Fessel zu werden scheint, waren von Wolken überzogen, und am ganzen Himmel kein Stückchen freundliches Blau mehr sichtbar. Aber rein und weiß, wie eine Taube, die unter Wetterwolken hinschwebt, zeigt sich hoch oben die St. Rochuscapelle, auf dem gleichnamigen Berge. Uhland's schönes Lied fiel mir ein: „Droben stehet die Capelle,“ und ich weiß nicht, war es ein innerlicher Schmerz, oder die feuchtkalte Luft auf dem Verdeck, was mich plötzlich durchschauerte, ich sprach mir leise das kleine Gedicht vor:

Hirtenknabe, Hirtenknabe
Dir auch singt man dort einmal. —

Jetzt nahten wir Rüdesheim; dieser hellfreundliche Ort ist mit seinen schmucken Häusern ganz nahe an das Rheinufer getreten, vermuthlich um sich an sonnigen Tagen recht bequem im Silberspiegel des Stromes beschauen zu können, oder gastlich zu seinem weltberühmten Traubennektar einzuladen. Ich wünsche ihm, daß nie der Rhein die tolle Laune bekomme, einen Besuch in seinen Kellern abzustatten. Die alte Brömserburg steht so ehrenfest wie ein Geharnischter unter den Bergterrassen; die Niederburg, eine alte Kaiserpfalz, auch Ingelsheim genannt, auch nahe am Ufer, soll noch aus Carl's des Großen, wo nicht den Römerzeiten herstammen. Wohlthätig und segensreich für eine lange Folgezeit war Carl des Großen Weilen und Wirken in dem von ihm geliebten Rheingau. An die sonnigen Berge von Rüdesheim pflanzte er Reben aus Burgund und Orleans, das enge Bett des Stromes, der sich brausend und ungeduldig durch die schmale Felsschlucht zwängte und preßte, ließ er erweitern; überall war seine helfende und segnende Hand.

Immer düsterer färbte sich der Himmel und der Strom. Die kleinen Kähne, die hier und dort rheinherüber und hinüber gleiten, suchen die schützenden Ufer zu gewinnen, größere Fahrzeuge scheinen mit Eile stromaufwärts zu steuern, aber ihre Eile ist nur scheinbar, wir sind es, die so rasch dahin fahren, wie der fliegende Holländer

durch eine Sturmnacht. Drüben links liegt Bingen, am Ausfluß der Nahe, Rüdesheim fast gerade gegenüber, und auch über dieser netten Stadt hebt sich malerisch eine Ruine, die Kloppe. Von allen Handelsartikeln des blühenden Bingens wäre uns ein Fäßlein edlen Scharlachbergers stets der preiswürdigste. Ein Blick zurück, o! da klärt sich ja der Himmel wieder ein wenig auf, immer noch sehen wir die Rochuscapelle, die wie ein die Gegend schützendes Gnadenbild auf ihrem Berge steht. Und vor uns steigt Hatto's graues Thurmgespenst aus dem Strom. Doch unsre Blicke weilen noch auf der alten Drususbrücke, welche über die Nahe führt, und umspähen die Klostertrümmer auf dem Ruppertsberg, die ein so gedeihlicher Boden für prophetische Schwärmereien waren. Wußten die fromme Hildegar und der mystische Holzhausen auch, wann das Haus, in dem sie lebten, zu einer Ruine werden würde?

Wer kennt nicht die schaurige Sage von dem Mäusethurm? Man hat versucht, sie zu zerstören, allein meines Erachtens nach ist hier die historische Kritik sehr am unrechten Ort angewandt. Die Sage wird ewig im Volke fortleben, deßhalb wird sie kein Vernünftiger für ein Evangelium halten. Daß der Thurm von auf ihm gepflanzten Kanonen, Mousserie genannt, dem Namen Mousenthurm, daraus Mäusethurm geworden, erhalten habe, klingt doch gar zu schal und abgeschmackt. Wurden vielleicht auf dem Mäusethurm, den der verbrecherische Polenkönig Popiel in den Goplosee baute, und dessen Ende, sammt dem seiner ganzen Familie, die Tradition ganz dem Ende des Bischofs Hotto gleich erzählt, auch Mousserie gepflanzt? Man lasse doch immer die Ordalien bestehen, welche die Poesie des Volkes, dieser stillwaltende Gott, erschafft, sie wirken mehr Gutes durch den Spiegel der Warnung, als manche Predigt. An dem Namen Hatto haften nun einmal böse Erinnerungen. Man denke an jenen Bischof Hatto von Mainz, der den Grafen Albrecht von Babenberg auf schändliche Weise betrog und verrieth.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber einige Strömungen des Ozeans.

Hr. Eug. Robert machte auf einer Reise nach Island im Jahre 1835 hierüber nachstehende Bemerkungen: „Die ungeheure Menge Holz, welche das Meer an die Küsten treibt, war für uns ein Gegenstand mannichfacher Untersuchungen und vieler Vermuthungen. Wir glauben, Nachstehendes mit Sicherheit behaupten zu können: 1) daß das Holz von mindestens zwei Continenten kommt; 2) daß es das Eismeer in einem noch sehr wohl erhaltenen Zustand erreicht; 3) daß es, vor seiner Ankunft in Island, zwischen das Eis kommt, und dort so zugerichtet wird, daß es mit zerrissenem Stamm, ohne Wurzeln wie ohne Rinde ausgeworfen wird; diese letztere findet sich oft daneben aufgerollt wie ein Pergament. Unter den Hauptholzarten, die wir sammelten, fand sich auch ein Acajoubloek, der vom Bohrwurm stark angegriffen war. Nach schwimmenden Früchten suchten wir vergebens.“

Alle Reisende, die in Island waren, bemerkten die große Menge Holz, das an die Küste geworfen wird; man konnte aber noch nicht ermitteln, woher all dieß Holz kam. Contre-Admiral Löwenhorn, der im Jahre 1786 eine Reise machte, um die Ostküste von Grönland aufzufinden, stieß auf seiner Fahrt gleichfalls auf eine Menge schwimmenden Holzes, und bemerkte darüber Folgendes: „Am 3. Julius Nachmittags unterm 65° 5′ N. B. und 35° O. L. zogen einige Wasservögel unsere Aufmerksamkeit auf sich, die auf etwas Schwarzem auf der Oberfläche des Meeres in einiger Entfernung vom Schiffe ruhten. Anfangs fürch-

tete ich, es möchte eine Klippe seyn; ich sondirte mit dem Senkblei, fand aber bei 200 Klaftern noch keinen Boden. Ich schickte einen Kahn aus, um die Sache zu untersuchen, und der Offizier benachrichtigte mich bald, es sey kein Felsen, sondern ein großes Stück Holz, das wir an Bord zogen; es war ein Acajoublock von 14 bis 15 Fuß Länge und 15 bis 16 Zoll Dicke.« Also auch hier Acajouholz; sonst ist es nichts Ungewöhnliches, in diesen Meeresstrichen schwimmendes Holz zu treffen, theils ganze Bäume mit den Wurzeln, theils mit der Axt zugehauene Stücke. Man weiß, daß diese hauptsächlich aus dem weißen Meere kommen; wenn im Frühjahre die Flüsse des Europäischen und Asiatischen Nordens aufgehen, wird das Holz hinausgeschwemmt, und in bedeutender Menge theils nach der Nordküste von Island, theils sogar nach der Westküste von Grönland geschwemmt, nachdem er das Kap Farewell umgangen hatte, und bis in die Baffinsbai hinaufgetrieben worden war. Wenn man in neuerer Zeit weniger davon findet, so liegt der Grund darin, daß die Wälder in der Nähe der Küste durch die bedeutende Ausbeutung abnehmen. Man weiß also, woher dieses Holz kommt, aber nicht der gleiche Fall ist es mit den Acajoublöcken, deren Vorhandenseyn in diesen nördlichen Meeren mit Recht Erstaunen erregt. Indeß ist zu bemerken, daß diese wohl schon lange im Meere gewesen seyn müssen, denn man hat in neuerer Zeit einen solchen Block durchsägt und gefunden, daß die Bohrwürmer, welche auch die Schiffe angreifen, weßhalb man diese mit Kupfer beschlägt, ihn trotz seiner großen Dicke bis in die Mitte hinein durchbohrt hatten. Fichten und selbst Eichen, die man zum Baue der Schiffe und bei hydraulischen Arbeiten anwendet, sind in wenigen Jahren durch diese Wasserinsekten zerstört; man weiß jedoch, daß sie lange Zeit brauchen, um in andere Hölzer, namentlich in Acajou, einzudringen. Auch hätte der Block wegen seiner spezifischen Schwere, die größer ist, als die des Wassers, untersinken sollen, und er scheint nur dadurch schwimmend geworden zu seyn, weil er im Innern durchbohrt war. Indeß wenn man auch annimmt, daß der Block schon lange im Wasser lag, so bleibt es doch äußerst merkwürdig, wie die Strömungen des Meeres ihn bis in den Polarkreis treiben konnten.

Ein anderer kaum minder merkwürdiger Fall wurde von Herrmann Schomburgh, dem bekannten Deutschen Reisenden, der sich gegenwärtig in Guiana befindet, aufgezeichnet. Dieser sah auf der Nordseite der Westindischen Insel Anegada eine Menge Korkholzstücke, und die Einwohner sagten ihm, daß das Meer jährlich Korkholz in hinreichender Menge am Ufer auswerfe, um sie damit für ihre Netze zu versehen. Der Korkholzbaum wird gegenwärtig im südlichen Europa und in Afrika gepflanzt, und somit muß wohl dieß Korkholz von den Spanischen und Portugiesischen Küsten kommen. Die an diesen Küsten vorherrschende südöstliche Strömung muß es vorwärts treiben, bis es in den Bereich der großen Westströmung fällt; endlich wird es von dem Arm des großen Stroms, der eine nordöstliche Richtung nimmt, ergriffen, und an die niedere Küste der Insel Anegada geworfen; vermuthlich auch an die Küsten der andern Karaibischen Inseln.

Die Bibel Karl's des Großen.

Dieses prachtvolle Manuscript, das kürzlich in London um 1500 Pfd. St. verkauft wurde, führt den Titel: Biblia sacra latina ex versione sancti Hironymi, codex membranaceus seculi VII (?) scriptus manu celeberrimi Alcuini, venerabilis Bedae discipuli et Carolo Magno donatus die qua Romae coronatus fuit. Alcuin war aus York in Eng-

land gebürtig und Schüler Bedas. Der Ruf seiner großen Gelehrsamkeit erregte die Aufmerksamkeit Karl's des Großen, der ihn aufforderte, seine eigene Erziehung und die seiner Kinder zu vollenden. Alcuin erfüllte seine Pflicht zur völligen Zufriedenheit des Kaisers, der ihn mit seiner Freundschaft beehrte, und ihm mehrere geistliche Benefizien bewilligte. Im Jahre 778 unternahm Alcuin, aufgefordert von Karl dem Großen, eine Revision der lateinischen Uebersetzung der Bibel von dem heiligen Hironymus. In dieser Absicht begann er das Manuscript, das er im Jahre 800 vollendete. Da er zu alt war, um eine lange Reise zu unternehmen, schickte er es durch seinen Freund und Schüler Nathanael nach Rom, wo dieser es Karl'n am ersten Tage des Jahres 801 während der Ceremonie seiner Krönung übergab. Lothar I., Enkel Karl's des Großen, ging, nachdem er den Französischen Thron verloren, als Mönch ins Kloster Prüm in Lothringen. Er legte in demselben die Bibel Karl's des Großen nieder. Im Jahre 1576 wurde das Kloster aufgelöst, die Benediktiner aber bewahrten die Bibel mit religiöser Verehrung, und nahmen sie mit sich nach Grandval in der Nähe von Basel. Dort blieb sie bis zur Besetzung des bischöflichen Gebiets von Basel durch die Französischen Truppen im Jahre 1793, wo alles Eigenthum der Abtei sequestrirt wurde. In diesem Jahre wurde die Bibel Eigenthum des Herrn Bennot, Vicepräsidenten von Delsberg, der sie im Jahre 1822 an Herrn Speyr Passavant, den letzten Eigenthümer, verkaufte. Die Authentizität des Buchs ist durch die größten Autoritäten bestätigt, so daß sich daran nicht zweifeln läßt.

Die Dampfboote auf dem Mississippi.

Die Zahl der auf dem Mississippi und in den Gewässern des Westens zu Grunde gehenden Dampfschiffe geht ins Unglaubliche: sie betrug vom Julius 1831 bis Julius 1833 nicht weniger als sieben und sechzig. Latrobe sagt hierüber: „Die Geschichte der Dampfbootunfälle ist das Furchtbarste und Empörendste, was man sich denken kann, und die Nichtachtung des Menschenlebens, überhaupt ein Characterzug des Amerikanischen Westens, ist ein sicherer Beweis, daß das moralische Gefühl auf einer sehr tiefen Stufe steht.“ Latrobe bemerkt ausdrücklich, daß die ungeheure Anzahl von Unfällen keineswegs dem befolgten System, nämlich der Maschinen mit Hochdruck, zuzuschreiben sey, sondern der unglaublichen Nachlässigkeit, womit man in Behandlung der übermenschlichen Kraft des Dampfes zu Werke geht.

Gedanken aus dem rothen Tagebuche.

Von Agnes Franz.

So wie der Blindgeborne die Schönheit der Natur und der Menschengestalt weder zu sehen noch zu ahnen vermag, obgleich sie wirklich da ist, so kann es eine Geisterwelt geben, die, obgleich unserm Sinne verschlossen, uns dennoch überall umgiebt, und die durch ihren Einfluß mannigfaltig auf uns einwirken kann. Wohl ist jedes Bemühen vergeblich, die Decke zu lüften, welche über diesem Geheimnisse ruht; — der Verstand der Verständigsten scheitert daran; — nur da, wo die Natur die Fäden des menschlichen Sinnengewebes feiner spann, wo sie das Gehäuse der Seele durchsichtiger bildete, so daß diese mit Seherkraft über die Gränzen natürlicher Beschränkung hin und wieder hinausdringen darf, — da vernehmen wir die Laute wunderbarer Verkündigung, die, wenn sie auch noch immer dem Lallen des Kindes gleichen, doch den Sinn mit Schauern der Ahnung erfüllen, und uns durch die geheim-

nißvolle Kunde einer uns unsichtbar umgebenden Welt in ernste Betrachtungen versenken, und das Herz empfänglicher machen für die stillen Winke von oben.

Das Leben ist so reich an Beweisen einer über uns waltenden, göttlichen Aufsicht, so reich an geheimen Warnungen, Winken, Ermunterungen, daß uns nichts dringender am Herzen liegen sollte, als unsere Empfänglichkeit für diese geistigen Wohlthaten zu schärfen, oder vielmehr lauter und ungestört zu erhalten. Wir können dieß nur, wenn wir uns so viel als möglich von den Zerstreuungen der Außenwelt zurückziehen, unser Leben vereinfachen, und unsern Sinn, so weit es in unsern Kräften steht, vor falschen, schädlichen Einwirkungen bewahren. Besonders aber sollten wir uns daran gewöhnen, überall an Gott zu denken; dieß würde unser Herz auch mitten in dem bewegtsten, thätigsten Leben seinen Winken offen erhalten, und das schöne Verhältniß des Kindes zum Vater würde wachsen und zunehmen, bis sein Geist sich feste Wohnung gemacht in unsern Herzen und sein heiliger Wille ganz der unsere geworden ist.

Vom Glauben zum Schauen gelangen; — in diesen Worten liegt eine große Fülle von Seligkeit.

Wir werden ihn sehen, den Erhabnen, der uns schon hier in den Wundern seiner Allmacht und Liebe so nahe war, wir werden ihn kennen lernen, den Freund unserer Seele, dessen Wort der Anker war, auf den wir uns stützten auf dem Meere des Lebens, und die uns verheißene, selige Vereinigung mit ihm wird zugleich der Born aller Erkenntniß, die Erfüllung der seligsten Hoffnungen seyn. Wir werden nun schauen, was wir geglaubt: die Weisheit der göttlichen Führungen, die heiligen Rathschlüsse der Liebe, die Enthüllung all' der erhab'nen Räthsel, die unser Leben umgeben, um unsern Glauben zu prüfen, und uns in kindlichem Vertrauen zu üben.

Diese höhere Einsicht wird mit uns wachsen von Ewigkeit zu Ewigkeit, je mehr wir aus dem Quell des Lichtes, der Weisheit schöpfen, — und dieser Blick in das Wesen der Gottheit wird die Krone seyn, die der Herr dem demuthsvollen Glauben zusagt: das verheißene, selige Schauen.

Es ist keine seltene Erscheinung, daß in den letzten Augenblicken des Lebens, wo die Bande der Erde schon gelockert sind, der Geist, wie von der Morgendämmerung des neuen Daseyns berührt, entzückte Worte stammelt, und von sinnlichen Bildern und Klängen Kunde giebt. Sollte dieß nicht die schöne Hoffnung bestätigen, daß unsere Seele, ohne dem langen Todesschlafe unterworfen zu seyn, sogleich, beim Abstreifen des Leibes, zu einem neuen, glücklichen Daseyn erwacht und neue Sinne empfängt, welche sogleich jene unsichtbare Welt begrüßen, die unserm Blicke zwar unzugänglich, aber demunerachtet uns vielleicht näher ist, als wir glauben, weil ihre Strahlen sich schon in dem brechenden Auge spiegeln, um uns den düstern Pfad durch die Thäler des Todes zu erhellen.

Miscellen.

Es bestehen in Berlin jetzt 33 Druckereien und ungefähr 350 bis 60 beschäftigte Gehülfen. Die größte Offizin ist die Decker'sche Geheime Ober-Hof-Buchdruckerei. Sie enthält, außer der Druckerei, eine Schrift- und Stereotypen-Gießerei, und eine Dampfmaschine mit einer doppelten Schnellpresse, welche in jeder Stunde von zwei verschiedenen Bogen 1000 fertig gedruckte

Exemplare liefert. Die Druckerei steht unter drei Faktoren, beschäftigt jetzt 18 Setzer, 21 Drucker und 13 Lehrlinge, außer den vier Markthelfern und acht Laufburschen. 18 Pressen und die Schnellpresse sind täglich im Gange. Die Gießerei hat fünf Oefen und beschäftigt einen Faktor, zwei Stempelschneider, drei Justirer und sogenannte Fertigmacher, sechs Gehülfen, einen Schleifer und fünf Lehrlinge.

Der Oriental Herald erzählt über die mit Ausnahme des Kopfs ganz weiße Outa-Schlange, welche sehr selten ist und eigenthümliche Gewohnheiten hat, Folgendes: Diese Geschöpfe gehen immer in Paaren, und es ist merkwürdig, daß wenn eines getödtet wird, von Menschen oder Vieh, das Ueberlebende dem Mörder folgt, bis es sich entweder gerächt hat oder selbst getödtet wird. Man hat Beispiele, daß es die Verfolgung mit der geduldigsten Ausdauer 300 (Englische) Meilen weit fortsetzt. Das kleine Thier, dessen Gefährten einer unserer Bootsleute getödtet hatte, sah man, nachdem wir vom Ufer abgestoßen, längs demselben in gerader Linie mit unserem Boote hingleiten, und als wir Cawnpur erreichten, fand man dasselbe in Bereitschaft, an dem muthwilligen Mörder seines Gefährten Rache zu nehmen. Es wurde aber erlegt, ehe es seinen Vorsatz ins Werk setzen konnte.

Als einst in der Vorzeit ein Herzog von Braunschweig den Bischof von Magdeburg, mit welchem er kriegte, in einem Gefechte in Stahl und Harnisch gekleidet, gefangen genommen und der Papst mit dem Banne drohte, wenn er den Bischof nicht frei gebe, reiste der Herzog mit seinem Gefangenen nach Rom, und stellte ihn in derselben Kriegstracht, wie er ihn gefangen, dem Papste vor. „Erkennst Du diesen für Deinen Sohn?“ fragte er den Pontifex, und als dieser mit einem „Nein“ antwortete, versetzte der Herzog: „Nun, diesen habe ich gefangen, keinen Bischof, sondern einen Feldherren.“ — Und wenn Don Pedro in Portugal und die Königinn Christine in Spanien die Mönche und Geistlichen, mit dem Säbel und der Flinte bewaffnet, zu Gefangenen machen, haben sie nicht Recht, solche als Soldaten zu behandeln und nie mehr für Religionslehrer zu erkennen?

„Ich glaube, Sie schon irgendwo gesehen zu haben“, rief eine Dame am Theetische einem jungen, wohlgebildeten Manne zu, welcher in die Gesellschaft trat und die Damen ehrfurchtsvoll begrüßte. „Wohl möglich, meine Gnädige“, erwiederte der junge Mann, „ich pflege wirklich zuweilen irgendwo zu seyn.“

Unter Heinrich II., König von Frankreich, fiel in Paris das letzte öffentliche Duell vor, bei welchem der König mit seinem ganzen Hofe zugegen war. Franz von Vivonne und Chabot von Jarnac waren die beiden Gegner, und der Letztere stieß den Ersteren, der gefütterte Stiefeln trug, so derb in die Kniekehle, daß er an der Wunde — richtiger vielleicht an der Ungeschicklichkeit des Wundarztes — sterben mußte. Durch dieses Duell entstand das Sprüchwort: „donner un coup de Jarnac.“

*** Auflösung der viersylbigen Charade in Nro. 41:**

Liedertafel.

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 26.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 42.

Bremen, Donnerstag den 26. Mai 1836.

Gestorben:

Nro. 522. Den 20. Mai. Des Bockknechts Joh. Hinr. Ungering Tochter, 10 Jahr; Tiefer Nro. 53.

— 523. Den 20. — Des Küpers Herm. Heinrich Franz Brinkmeyer Ehefrau, geb. Köster, 32 Jahr; Grützmacherstraße Nro. 19.

— 524. Den 20. — Des Kohlhökers Joh. Berend Twietmeyer Sohn, 6 Wochen; Uthbremerstraße Nro. 22.

— 525. Den 21. — Des Musikus Herm. Heinr. Kielenbeck Sohn, 8 Jahr; Bleicherstraße Nr. 38.

— 526. Den 21. — Herm. Jacob Scheiter, 10 Monat; Bachmannshof Nro. 3.

— 527. Den 21. — Der Schlossergesell Carl Ludewig Klöppel, 21 Jahr; Balgebrückstr. Nro. 12.

Nro. 528. Den 21. — Des verst. Handschuhmachers Joh. Franz Hein Wittwe, geb. Hauerken, 86 Jahr; Doventhorsdeich Nro. 5.

— 529. Den 21. — Des verst. Schuhmachermeist. Joh. Christian Seipel Wittwe, geb. Heickenfeld, 75 Jahr; am alten Weg Nro. 2.

— 530. Den 22. — Des verst. Tischlermeisters Hermann Schlengemann Wittwe, geb. Wätjen, 48 Jahr; Jacobistraße Nro. 23.

— 531. Den 23. — Des Hökers Wenzelaus Heinr. Wienken Ehefr., geb. Heukamp, 59 Jahr; kleine Krankenstraße Nro. 7.

— 532. Den 24. — Des Arb. Diedrich Krull Tochter, 4 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 53.

Geburten:

Nro. 634. Den 18. Mai. Des Glockengießers Herm. Bartels Ehefr., geb. Hildenbrock, Hutfilterstr. Nr. 29; von einem Knaben.

— 635. Den 19. — Des Küpermeisters Alb. Hellmers Ehefrau, geb. Schultze, Neuenstr. Nro. 80; von einem Mädchen.

— 636. Den 19. — Des Zimmermanns Joh. Carl Gottl. Wartenberg Ehefrau, geb. Spohler, hinterm Paulsberg Nro. 16; von einem Knaben.

— 637 u. 638. Den 19. — Des Fuhrmanns Alb. Prolle Ehfr., geb. Pennmeyer, gr. St. Johannisstr. N. 211; von Zwillings-Mädchen.

— 639. Den 19. — Des Amtsfischers Freerich Klevenhusen Ehefr., geb. Brackmann, Wichelnburg Nr. 1; von einem Knaben.

— 640. Den 19. — Des Küpers Hinr. Teschmacher Ehefr., geborne Denecken, Haferkamp Nro. 4; von einem Knaben.

— 641. Den 19. — Des Kaufmanns Joh. Caspar Wehmüller Ehefrau, geb. Waldvogel, Sögestraße Nro. 19; von einem Knaben.

— 642. Den 20. — Des Sattlermeisters Conr. Wätjen Ehefrau, geb. Meyer, Osterstraße Nro. 25; von einem Knaben.

Nro. 643. Den 20. — Des Steinhauers Hillmann Schmidt Ehefr., geb. Bornheim, Buntenthorssteinweg Nro. 219; von einem Knaben.

— 644. Den 20. — Des Cigarrenmachers Georg Lemke Ehefr., geb. Tiedemann, Brockampsgang N. 1; von einem Knaben.

— 645. Den 20. — Des Rademachers Herm. Heinrich Christian Arnholz Ehefr., geb. Bornemann, Obernstraße Nro. 58 (Vorst.); v. e. Knaben.

— 646. Den 21. — Des Strumpfwebers Hinrich Kaiser Ehefr., geb. Rothermund, Buntenthorssteinweg Nro. 49; von einem Mädchen.

— 647. Den 21. — Ein Mädchen — Grasenstraße Nro. 41.

— 648. Den 21. — Des Grobbäckers Heinr. Christoph Wolters Ehefr., geb. Müller, kurze Wallfahrt Nro. 4; von einem Knaben.

— 649. Den 22. — Des Frachtfuhrmanns Jürgen Huesheer Ehefr., geb. Ullhusen, Hülsberg N. 28; von einem Mädchen.

— 650. Den 23. — Des Reepschlägergesellen Hermann Kropp Ehefr., geb. Schütte, Schweinestraße Nro. 20; von einem Knaben.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 43.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 29. Mai 1836.

Nimmer werd' ich des Sängers vergessen,
Dem ein Höh'res, als Scepter und Kron',
Dem der Himmel die Leyer erkoren,
Zu lobsingen den ewigen Sohn! Wulff.

* Die Gedächtnißfeier.

Von
Georg Friedrich Wulff.

Als der tapf're Fürst Blücher von Wahlstadt
Hamburgs Fluren begrüßte, da trieb
Ihn die Sehnsucht zur Jugendgefährtinn,
Klopstock's Wittwe, so doppelt ihm lieb.

Durch des Wiedersehns erstes Entzücken
Brach gemach nur die Sprache sich Bahn:
Dem Entfalten der Knospe vergleichbar,
Der die Strahlen der Sonne sich nah'n.

Doch Vertrauen erschloß völlig die Herzen,
Auch der schweigsame Mund ward beredt:
Weilend sprach er vom Lenze des Lebens,
Reich von harmlosen Freuden durchwebt.

Und als höchlich der Blick sich gesonnet
An dem Bilde der rosigen Zeit;
Als das Herz von dem Weh langer Trennung
Durch des Wiedersehns Wonne befreit:

Da enthüllte die Freundinn dem Fürsten
Einen Wunsch, heißer Liebe entblüh't, —
Und er lauscht' unter heil'gen Gefühlen
Ihrem Wort', drob das Aug' ihm erglüht'.

»Deutschlands Kaiser beschenkte einst huldvoll
»Meinen Klopstock,« begann sie gerührt,
»Mit sechs Flaschen so schönen Tokayers,
»Wie er billig nur Fürsten gebührt.«

»Fünf erhöhten und würzten die Freuden,
»Die fünf Feste dem Hause beschert;
»Doch, — ein Siegel des größten Genusses,
»Blieb die sechste bis heut' ungeleert.«

»»Würdig zeig' sich ein Tag dieser Gabe!«« —
»Sprach mein Gatte,« — »»Der sey seiner werth,
»»Dem der Letzte des Nektars credenzet,
»»Den der Kaiser dem Sänger verehrt.««

»Klopstock starb! — — Seinen Wunsch zu erfüllen,
»O, mein Fürst, dies gebeut jetzt die Pflicht:
»Einen schöneren Tag, als den heut'gen,
»Einen Würd'gern, als Sie, giebt es nicht!«

»Drum gewährt, hoher Gast, mir die Bitte,
»Die der Liebe und Hoffnung entkeimt:
»Bringt dies Glas dem Gedächtniß des Theuren,
»Dem der Tod mich einst ewig vereint!« —

Und ein Blick schon, Erfüllung verheißend,
Krönt' der Wünsche erhabenstes Ziel:
Doch gar bald, vom Entzücken durchdrungen,
Ward dem Fürsten zum Wort das Gefühl.

»Dieses Glas ihm,« entströmt's seinem Munde,
»Dem so Freiheit, wie Religion
»Bis zum Tode das Herz hoch erglühte,
»Dem Beglücken der süßeste Lohn!«

»Jenem heiligen, ruhmvollen Sänger,
»Der, nicht fröhnend dem Geist' seiner Zeit,
»Voll gottsel'gen Gefühls, seine Lieder
»Dem Erlöser der Welt einst geweiht!«

»Nimmer werd' ich des Sängers vergessen,
»Dem ein Höh'res, als Scepter und Kron',
»Dem der Himmel die Leyer erkoren,
»Zu lobsingen den ewigen Sohn!«

»Was ein Klopstock den Saiten entlockte,
»Wird nie endenden Ruhms sich erfreun;
»Von Nationen geliebt und bewundert,
»Nannte Deutschland mit Stolz einst ihn sein.«

»Daß sein Tod nicht die Liebe erlöschet,
»Die vorzeit Deutsche Herzen erfüllt:
»Diese Thräne hier mög' es besiegeln,
»Die dem Auge des Kriegers entquillt!« —

Selt'ne Thräne vom bärtigen Helden,
O, wie thust Du dem Herzen so wohl:
Mir ein untrüglich Pfand Deines Hochsinns,
Wie der Liebe und Freundschaft Symbol:

Hätt' ich derzeit der Perle gewahret,
— Ohne Hehl spricht mein Mund dies Gelüst —
Ich hätt' flugs sie dem wackeren Feldherrn
Von der narbigen Wange geküßt.

Denn auch ich lieb', wie er einst, den Sänger,
Der, nicht fröhnend dem Geist' seiner Zeit,
Voll gottsel'gen Gefühls, seine Lieder
Dem Sohn Gottes in Demuth geweiht. —

Die Rheinfahrt.

(Fortsetzung.)

Von dem Bingerloch wurden wir nichts gewahr, meine Blicke hatte ich vom Mäusethurm ab, und auf die ihm ganz nahe zur Rechten kühn auf den Felsen hingebauten Ruinen des Schlosses Ehrenfels gerichtet. Ein Sonnenstrahl blitzte durch die grauen Wolken und fiel gerade auf das Burggemäuer, daß es in höchst malerischer Beleuchtung stand. Um die wohlerhaltene Mauerkrone des einen Thurms flogen krächzende Raben. Als ich den Steuermann nach dem Bingerloche fragte, hatten wir es schon weit hinter uns, man konnte Asmannshausen liegen sehen, und sich am Anblick der zahlreichen Burgtrümmer erfreuen, die das linke Rheinufer zieren. Das stattliche Pfalzberg, jetzt Friedrichsberg genannt, den schön erneuerten Rheinstein oder Königsstein, die wolkenhoch aufragende Falkenburg und in weiter Ferne das auf zackigen Fels kühn hingestellte, in günstiger Beleuchtung weit sichtbare Trümmerschloß Sonneck. Es war eine starke Kette von Raubritterschlössern, die den Rhein sperrte und das Land drückte, und es mögen wohl trauer- wie freudenreiche Tage gewesen seyn, als am Ende des dreizehnten Jahrhunderts die Bürgerhämmer des herrlichen Städtebundes, der Hansa, an die Burgmauern klopften, und in wenigen glorreichen Siegestagen diese Kette brachen, daß der Klang der zerspringenden schrillend durch den ganzen Rheingau fuhr.

Schon sind wir an Asmannshausen vorbeigeeilt. Das Dorf Trechlingshausen oder Dreiecks-hausen tritt neugierig mit seiner Landzunge in den Rhein, wie Coulissen eines Riesentheaters schieben sich die Berge bald aus-, bald ineinander, ein reicher Sonnenwechsel, und wir gewahren nun

Lorch oder Lorrich, den Gränzflecken des Rheingau's, der auf der untersten Sprosse der Teufelsleiter steht, einer sich steil, fast senkrecht emporgipfelnden Bergeswand, zu der hinauf einst zu Jedermanns Entsetzen, der Sage nach, ein kecker Ritter, wo nicht Meister Urian selbst, geritten ist. Bei Lorch mündet auch das Wisperthal nach dem Rheingau zu, von welchem Thal manche Sage geht; immer und immer soll es darin unheimlich flüstern, necken und spotten. In Döring's „Sonnenberg" ist in Bezug darauf eine höchst anziehende Episode eingewebt. Die Ruinen Heimburg, Hollingen, Fürstenberg, Gutenfels und Stahleck tauchen nach einander auf, und scheinen einen heitern Landsee zu begränzen, an dessen gesegneten Ufern nun seit den Römerzeiten her dem Freudengeber Bacchus geopfert wurde. Daher steht auch die alte Bacchiara, Bacharach, nicht nur als Bacchusaltar, sondern als Bacchustempelstadt, ob ihrer Weine hochgeehrt und berühmt, in unaustilgbarem Ansehn, und behauptet den Ruhm des alten Weinspruchs:

Zu Bacharach am Rhein ꝛc.
Da wächst der beste Wein.

Bacharach gewährt mit seinen vielen Thürmen, seinen die Berge umfassenden Mauerarmen, die bis hinauf zu der malerischen Ruine Stahleck reichen, und vor allen mit den imposanten Trümmern seiner St. Wernerskirche einen äußerst schönen Anblick, der Himmel lächle nun oder ziehe seine Stirn in Wolkenfalten, wie es auf meiner Fahrt der Fall war. Wer wollte läugnen, daß Grau in Grau nicht auch wunderbare Effekte hervorbringt? Die schweigende Erhabenheit und die großartige Ruhe einer Landschaft tritt um so mehr hervor, je weniger ein buntes Farbenspiel den Eindruck stört, der denn auch ein ganz anderer, tieferer ist. Jene merkwürdige Kirchenruine steht so herrlich da, leicht und kühn in die Luft gebaut, reich und edel, in dem reinsten gothischen Styl, welch ein Gebäude muß das in seiner Vollendung gewesen seyn, und wie schade, daß es jetzt nur noch durch seine Trümmer erhebt und erfreut! Ob Bacharach, wie behauptet wird, in Bau und Lage Aehnlichkeit mit Jerusalem hat, lasse ich an seinen Ort gestellt seyn; wäre es, nun so ist auch sein Zion und sein Tempelbau zerbrochen, wie dort. Den eigentlichen Bacchusaltar, einen Fels im Rhein, der nur zuweilen bei niedrigem Wasserstande sichtbar, und dann zum Weinsegen verheißenden Propheten wird, sah ich nicht, so wenig ich von dem wilden Gefährt etwas gewahr wurde. Die Aengste, die dasselbe sonst manchem Schiffer bereitete, beunruhigen den Steuermann des Dampfschiffes nicht.

Es gilt einen raschen und umfassenden Blick, um die tausendfachen Reize der Rheinufer in sich aufzunehmen, die sich in diesem Theil des Stromgebietes drängen und häufen, wenn man mit dem Dampfschiffe vorübereilend genießen will. Es sind nur flüchtige Küsse des Augenblicks, keine gesättigte und übersättigende Umarmung, dafür hauchen sie uns aber Begeisterung in die Seele für diese schöne und großartige Natur, und dieser Geliebten reines Bild lebt dann in unserm Innern mit blühendem Zauber geschmückt, dauernd fort. Leuchtend auf dem dunkeln Hintergrund der Berge steigt ein gethürmtes Schloß aus der unwilligen Fluth und schwimmt uns entgegen, eine Wasserfeste, die den Strom bewachen und hüten zu wollen scheint. Es ist die Pfalz, dieß berühmte Schloß mit seinem Pfalzgräfinnenwochenbett, seinem wunderbaren tiefen, nicht im Rhein entspringenden Brunnen und einigen Alterthümern; drüben am Rhein steht, wie eine reinliche Wärterinn das Städtchen Caub neben dieser stromumrauschten Felsenwiege. Burg Gutenfels blickt noch immer stattlich von ihrer Höhe, wie viel auch Zerstörungswuth und

Gewinnsucht ihrer Größe im rechten Wortsinn Abbruch gethan.

Wir rauschen an den reichen Schieferbrüchen der Gegend, an dem ehemals reichsfreien alterthümlichen Oberwesel und seiner schönen gothischen Marienkirche, die einsam am Ufer steht, vorbei. Ob noch auf dem Markt dieser Stadt die Fußtapfen des Pferdes vom heiligen Hubertus gezeigt werden, konnten wir nicht erfahren. Die alte Schönburg thront auf hohem Fels über der Stadt und dem Strom, und träumt von den Tagen Carl's des Großen. Seufzer des Sturms umschauern wie Erinnerungen ihre Zinnen. Hoch, steil und grau erheben sich die Berge, der Rhein entzieht sich wieder den Blicken, die hinteren Berge schleierte tiefer Nebel ein, als unser Schiff dem geheimnißvollen Gebiet der Rheinfei Lurlei nahte. Die Felsenberge pressen den Strom zusammen, er rauscht dumpf und gewaltig, und die Gegend hat, zumal in der düstern Beleuchtung, in welcher wir sie sahen, und noch ohne den heitern Laubschmuck des Frühlings, den Character einer erhabenen Einsamkeit, welche so ganz geeignet ist, melancholische Empfindungen zu erwecken. Hier war es, wo der heilige Einsiedler Goar einst den Fischern predigte, und an diese schroffen Felswände legte die Deutsche Sage ihr Zauberschiff vor Anker. Wie das wundersame Echo der Lurlei hallt fort und fort die trauliche Mährchenstimme weiter. Wer kennt sie nicht, die schöne Sage von der Lurlei und ihren grausamen Schwestern, die nun, ob ihrer felsenharten Herzen zu Felsen geworden, am Rhein sitzen? Carl Geib, Schreiber, und in neuer Zeit Fräulein Stiftsdame Adelheit von Stolterfoth haben sich des Rheinsagengebietes mit Glück bemächtigt, sie herrschen darin frei und so froh wie ich in meinem Thüringen, daher will ich ihr Recht ehren und so lieben Nachbarn nicht räuberisch in das Land fallen. Es ist etwas unendlich Süßes und Reizendes um das Heimischseyn in einem gewissen bestimmt gezogenen Kreise, in diesen zieht sich der Dichter, obwohl die weite Welt sein eigen ist, mit seinem ganzen Herzen, seinem innersten Sinn zurück, wie in ein liebtrauliches Lustschlößchen oder eine von linden Abendlüften durchfächelte, von Phalänen und Leuchtkäfern umschwebte Blüthenlaube.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Geniestreich.

(Aus den Memoiren der Königinn Marie Antoinette.)

Eines Tages kam Se. Königliche Hoheit, Monsieur, um der Königinn zu sagen, daß er sich in einer sehr verdrießlichen Lage befände.

— Was ist es denn, mein Bruder?

— Mein Gott, liebe Schwester! Der Fall ist sehr eigen, ich weiß nicht, ob ich Ihnen denselben mittheilen soll; unterdessen muß man Maßregeln ergreifen, denn das Gerede, welches ein so außergewöhnlicher Fall veranlassen wird, kann ein ganzes Nonnenkloster und die Würde eines sehr edlen Hauses in Verruf bringen.

Monsieur bricht ab, er seufzt, schlägt die Augen nieder; die Neugier der Königinn hat den höchsten Grad erreicht und sie beschwört ihren Schwager, ihr zu vertrauen, um was es sich handle, indem sie ihm die äußerste Verschwiegenheit gelobt. Endlich entschließt sich Monsieur zum Reden, aber nur mit zu Boden geschlagenen Augen.

— Sollten Sie es glauben, meine Schwester, sagte er, daß Madame Laval-Montmorency, diese alte und ehrwürdige Aebtissinn von Montmartre für ihren ergebensten Diener in Liebe entbrannt ist? Sie schreibt mir täglich Briefe, um mir die Gluth ihrer Leidenschaft zu schildern, und aufrichtig gesagt, ich weiß nicht, wie ich mich diesen Bewerbungen entziehen soll.

Die Königinn steht erstarrt; der hohe Ernst des Prinzen und sein Verdruß lassen den Gedanken an einen Scherz bei ihr nicht aufkommen. Der Prinz theilt ihr mehrere Bruchstücke dieses Briefwechsels aus dem Gedächtnisse mit, wobei er, wie er ausdrücklich bevorwortet, alle anzüglichen Stellen ausläßt, aber es bleibt genug übrig, um Marie Antoinette zu überzeugen, daß die gute Aebtissinn völlig toll geworden ist, und daß man die schleunigsten Maßregeln treffen müsse. Der Prinz beurlaubt sich, und die Königinn überlegt noch, mit wem sie sich in dieser Angelegenheit berathen soll, als die Gräfinn von Noailles, nachherige Marschallinn von Mouchy eintritt. Die Königinn entschließt sich kurz und erwählt diese Dame zu ihrer Vertrauten.

Es kam dieser formellen Ehrendame nicht in den Sinn, daß Jemand sich erdreisten könne, die Königinn zu mystificiren und die hochwürdige Aebtissinn zu verläumden. Sie denkt nur daran, durch welche Mittel man einem Eclat vorbeugen könne. Sie erbietet sich gegen die Königinn, nach der Abtei zu eilen und mit Frau von Montmorency, zu der sie in freundschaftlicher Beziehung stand, zu reden. Marie Antoinette nimmt das Erbieten an, die alte Dame steigt in den Wagen und treibt den Kutscher zur Eile an.

Am vorhergehenden Abend hatte Madame de Montmorency ein sorgfältig zugemachtes Paket erhalten. Es war von einem Freunde, der sie von einem Unglücke unterrichtete, welches die Frau von Mouchy betroffen. Die Marschallinn habe plötzlich eine nicht zu stillende Leidenschaft für den Prinzen gefaßt und schon werde sie ihres lächerlichen Betragens wegen, am Hofe ein Gegenstand des Gelächters. Man bitte die Aebtissinn, als die vertrauteste Freundinn der unglücklichen Dame, sie zu sich nach Montmartre zu berufen und wo möglich zur Vernunft zurückzuführen. Die hochgesinnte und fromme Dame seufzt über eine so grauenvolle Leidenschaft, die im Stande ist, alle Schranken zu überspringen, und sinnt während der ganzen Nacht, was sie wohl unternehmen könne.

Noch ist sie nicht mit sich einig, als die Pförtnerinn außer Athem herbeistürzt, um zu melden, daß die Frau Marschallinn angekommen sey und mit ihr zu sprechen begehre. Die Aebtissinn, an die Besuche ihrer Freundinn gewöhnt, erschrickt doch nicht wenig über ihre Ankunft. Nichts desto weniger sieht sie darin einen Fingerzeig Gottes, und befiehlt, die Ehrendame der Königinn hereinzuführen.

Man denke sich diese beiden ehrwürdigen Damen einander gegenüber, deren jede einen so kitzlichen Gegenstand zur Sprache zu bringen hat. Die Unterhaltung dreht sich vornehmlich um die allergewöhnlichsten Gegenstände; dann unterhält man sich von den Vorzügen des Prinzen, er ist ein würdiger Gegenstand für ein liebebedürftiges Herz, aber das Alter soll doch ein Schutzmittel gegen solche Thorheit seyn. Die Worte, anfänglich ängstlich abgewogen, werden deutlicher, bestimmter, und zuletzt erfolgt die gegenseitige Anklage, daß man in den Prinzen verliebt sey. Plötzlich werfen, sowohl die Hofdame als auch die Aebtissinn jeden Schein der Förmlichkeit ab, die Hochachtung bietet keine Schranke mehr; Worte folgen auf Worte, Beleidigungen folgen auf Beleidigungen, es ist ein rasendes Feuer, ein zernichtender Strom, den nichts aufhalten kann. Es ist eine Scene zum Todtlachen. Endlich gewinnen die beiden Damen, deren Lungen sich erschöpfen, einen Moment der Ueberlegung, und gerathen auf den Gedanken, daß Alles wohl eine entsetzliche Mystifikation seyn könne. Der Prinz wird dessen für fähig gehalten und nun bricht das Ungewitter über ihn herein. Madame de Mouchy kommt,

außer sich vor Zorn, nach Versailles zurück, sie entdeckt der Königinn in der übelsten Laune den Betrug, der Prinz lachte, Graf Artois und alle Mitglieder der Familie folgten seinem Beispiele. Heinrich Smidt.

Miscellen.

Die Geschichte der Stuart's hat eine Reihe von merkwürdigen Todesfällen aufzuweisen, die zum Aberglauben geneigte Gemüther auf den Gedanken führen, daß ein unglückliches Verhängniß über dieser Familie gewaltet habe. — Robert III., der zweite König aus dem Stuart'schen Geschlecht, starb im Jahre 1406 aus Gram, seinen Sohn in Englischer Gefangenschaft zu wissen. Dieser, Jakob I., wurde erst 18 Jahre nachher frei. Er mußte nämlich wieder Willen ein Englisches Fräulein heirathen, deren Mitgabe sein Lösegeld ward. Im Jahre 1437 starb er, in seinem Bette ermordet. Jakob II. ward 1460 von einer Kanonenkugel getödtet. Jakob III., sein Sohn, fiel in einer Schlacht, die er 1488 verlor. Jakob IV. bei ähnlicher Gelegenheit 1515. Jakob V. starb 1540 vor Kummer, seine Unterthanen der Ketzerei und dem Aufruhr hingegeben zu sehen. Seiner Tochter, der berühmten Maria Stuart, Schicksal, ihre lange Gefangenschaft und ihr schmähliches Ende auf dem Schaffot, auf Befehl der Königinn Elisabeth von England, sind bekannt. Maria's Sohn, Jakob VI. von Schottland (und Jakob I. von England), starb zwar im Bette, aber von aller Welt verlassen. Karl I., dessen Sohn, starb in London auf dem Schaffot, vor den Fenstern seines eigenen Palastes. Jakob II. starb 1720, seines Königreichs beraubt und daraus vertrieben. Sein Sohn war sein ganzes Leben hindurch im Auslande, als Prätendent den Namen Jakob III. von England und Jakob VIII. von Schottland führend. Endlich der letzte Prinz dieses unglücklichen Hauses, vorzugsweise unter dem Namen des Prätendenten (der auf die Krone Anspruch macht) bekannt, nahm den Titel Karl III. an, und starb in Rom, kinderlos. — So erlosch diese bedauernswerthe Königslinie, nachdem dieselbe durch einen Zeitraum von 400 Jahren unaufhörlich vom Unglück verfolgt worden war.

In Frankreich entstanden die Grenadiere. Im 14., 15. und 16. Jahrhunderte nannte man die ausgewählten Truppen, die gewöhnlich auf den Vorposten standen, enfans perdus (verlorne Mannschaft); sie marschirten an der Spitze der Angriffscolonnen und hatten die Ehre, die Ersten bei einem Sturme zu seyn. Im Jahre 1537, wo die Granaden erfunden wurden, versah man sie mit dieser Wurfwaffe, welche sie bei Belagerungen gegen die Feinde und deren Werke schleuderten; 1667 erhielten sie den Namen Grenadiere, und anfänglich gab man jeder Compagnie Infanterie vier Mann derselben bei. Sie mußten aber eine bestimmte Größe (5 Fuß 4 Zoll) haben, während man zu jener Zeit bei den übrigen Soldaten auf die Größe gar nicht, sondern nur auf Gesundheit und kräftigen Körperbau Rücksicht nahm. Die ersten Grenadiere trugen ein Beil, einen Degen und eine grenadière (Granatentasche), welche 12 bis 15 Granaten enthielt, die 2 Pfund schwer waren, mit einer Lunte angezündet und mit der Hand geworfen wurden. — Preußen ahmte die Grenadiere zuerst nach; später fand dieß Corps in allen Staaten Europas Eingang.

Eine ganze Comitée schwankt zwischen einer kolossalen Bildsäule und einem großen Obelisken. Sie weiß nämlich nicht, welches von diesen beiden Denkmalen sie den Manen Walter Scott's errichten soll. Unsre Zeit will sich mit Denkmalen ein Denkmal setzen!

Die Nacht-Literatur bricht herein! Vor einiger Zeit standen die Nachtstücke in gutem Ruf, dann kamen die „Verstorbenen“ in Mode, jetzt sind wieder die Nächte auf dem Tapet: „Pariser Nächte“, „Berliner Nächte“, haben wir schon; Heine schreibt „Florentinische Nächte“, und Ida Gräfin Hahn-Hahn giebt „Venetianische Nächte“ heraus. „Verkehrt in Nacht wohl gar sich deutsche Lit'ratur? Vom Tag' giebt sie fürwahr jetzt nicht die hell'ste Spur!“

Die Zeit ist doch sehr ironisch, und spielt selber den Richter. Groß-Hoffinger, Verfasser eines unmoralischen Roman's, den wir nicht bezeichnen mögen, lärmt gegen die „unmoralische gottlose Jugend“ in einem Nachtrage seines neuesten Buches; Gutzkow, der gegen die Ehe geschrieben, heirathet, Zeitungs-Nachrichten zufolge, in Frankfurt eine reiche Dame, und Tieck schreibt in seiner neuesten Novelle, „der junge Tischler-Meister“, gegen die Ehe ohne Liebe und meint, der Staat könne nur dem Uebel nicht abhelfen, was zu bedauern wäre. O ironische Zeit!

Die homöopathischen Aerzte haben eine Zusammenkunft in Magdeburg für den 10. August d. J. beschlossen. Sie hoffen auf zahlreiche Theilnahme. Ob sich dies auch mit den Grundsätzen der Homöopathie, die Alles in kleine Dosen getheilt wissen will, verträgt?

Schnelligkeit ist keine Hexerei! — so heißt die Firma unsres Jahrhunderts. Man hat jetzt eine Schnell-Essigfabrik erfunden; wozu man früher 24 Stunden brauchte, das läßt sich jetzt in 4 Stunden mit der größten Bequemlichkeit fabriciren. Welche fürchterliche Langeweile steht der Welt bevor, wenn Alles in solcher Geschwindigkeit abgemacht wird!

Die Gebrüder Eichhorn, die jetzt in London Aufsehen machen sollen, werden um so bewunderungswürdiger, als sie seit 3 bis 4 Jahren noch nicht älter als 9 und 11 Jahre sind.

Das Parlament, das sich auf Rechtsfälle aller Art gefaßt machen muß, fand in seinen Akten bei folgendem Prozeß nicht nur keinen Rechtsspruch, sondern auch nicht einmal einen Haltpunkt, wodurch man eine Klage einleiten konnte: Ein Miethkutscher nämlich verlangte von einer Person in seinem Wagen eine übergroße Summe Fuhrlohn; da sich dieselbe weigerte, ließ der Kutscher den Reisenden nicht absteigen, fuhr ihn, statt nach London, nach Greenwich bis Mitternacht herum, löschte die Laternen aus, spannte seine Pferde ab, und ließ den Passagier mitten auf der Straße. Derselbe hatte viele Geschäfte versäumt, und dadurch Schaden erlitten; aber er kann auf dem Wege des Rechts dem Kutscher nichts anhaben (?).

Von den in Paris im vorigen Jahre erschienenen Schriften, die eine Zahl von 4656 ergeben, sind — man staune — 708 theologischen Inhalts und die Auflagen sind so stark, daß die Abzüge sämmtlicher Bogen sich auf 19,500,000 belaufen. Was soll man hieraus schließen? — Wie schwach es indessen mit der Philosophie in Frankreich steht, beweist die kleine Zahl der Werke philosophischen Inhalts, die sich nicht auf 80 beläuft, und wozu alle Brochüren mitgerechnet sind. Medicin, Natur-Wissenschaften, Erfahrungs-Wissenschaften, industrielle Künste und — man denke sich — Politik, nebst der ganzen Jurisprudenz, nehmen etwa über die Hälfte der Bücherzahl theologischen Inhalts ein.

In Gent wurde ein Diebstahl dadurch verhindert, und der Dieb entdeckt, weil die Köchinn eines Hauses ihren Geliebten in der Eile nicht

anders als in das Comptoir ihres Herrn verbergen konnte, da dieser unerwartet früh eines Abends nach Hause kam. In der Nacht sollte in das Comptoir ein Einbruch geschehen; aber der Liebhaber verwundete mit der Papierscheere so sehr den Dieb, daß dieser augenblicklich niederstürzte, und am andern Morgen durch die Wunde zufällig entdeckt wurde. Manchmal ist es also gut, wenn man eine verliebte Köchinn hat!

*** Nachruf an die fremden Sänger.**

Lebt wohl, Ihr wackern Sangesbrüder,
Die Ihr mit Lenzeslaub geschmückt
Zu uns kamt und durch Eure Lieder,
Uns traulich Ohr und Herz entzückt;
Ihr, die Ihr unsern Kunstgenossen
So brüderlich Euch angeschlossen!

In unsers Domes heil'gen Hallen,
In unserm Lieblingsgarten, dort,
Wo Philomele'ns Töne schallen,
Ließ sich der trefflichste Akkord
Von Euern Stimmen in den Chören
Der Andacht und der Wonne hören.

Und unserm ländlich stillem Leben
Die höh're Weihe zu verleih'n,
Es durch ein Tonfest zu erheben
Mit Bremens Sängern im Verein:
O das gelang zu Aller Preise,
Ihr Theuren! Euch, auf selt'ne Weise.

Und als den Weserstrom hinunter
Ihr fuhr't und holder Chorgesang
In allen Weisen ernst und munter
An beiden Ufern wiederklang:
Wer pries da nicht die Macht der Töne,
Wie sie das Leben uns verschöne?!

Und daß Natur, durch Kunst erhoben,
Sich nimmer reizender empfahl,
Als durch vereinte Sangesproben
Das zeigte sich in Blumenthal.

Hier wurden Allen, die gesungen,
Des schönsten Nachruhms Huldigungen.

Ja, strömen Lieder aus der Seele,
Dann fühlen wir, daß unserm Geist'
Es nicht an höherm Aufschwung fehle,
Den freundlich uns ein Gott verheißt,
Wenn wir aus voller Brust verkünden,
Was tief im Innern wir empfinden.

Auch sprechen wahrlich nicht vergebens
Sich aus im frohen Rundgesang
Die Freuden des gesell'gen Lebens,
Wie jede Lust, die uns durchdrang:
Hört man stets, wie in diesen Tagen,
So herzlich ihn sich vorgetragen.

Laut sey jetzt Dank Euch nachgerufen,
Ihr fremden Sänger nah' und fern;
Euch glänz' auf allen Lebensstufen,
Für Euren Sang, ein heit'rer Stern!
Laßt mit dem Wunsch uns Abschied nehmen:
Denkt froh an uns und unser Bremen!

Gottesdienst.

Sonntag, den 29. Mai.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Past. Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Candidat Pralle.....	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Dr. Krummacher.....	St. Ansgarii	9 „
Hr. Dr. Böckel.....	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Pastor Mallet.....	— — —	12 „
Hr. Pastor v. Hanffstengel	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor Iken.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Torl.....	St. Remberti	9 „
Hr. Candidat Menken....	— — —	1 „
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Hr. Pastor Meinertzhagen.	Armenkirche	8 „
Hr. Pastor Probst.....	St. Johannis	6½ „ Messe
Hr. Vicarius Driver.....	— — —	9 „ Hochamt
Hr. Pastor Probst.....	— — —	10 „ Predigt
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8 „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Darves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 26.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 43.

Bremen, Donnerstag den 29. Mai 1836.

Gestorben:

Nro. 533. Den 21. Mai. Der Dienstknecht Hieronymus Christ. Sieriack, 28 Jahr; am Neuenmarkt Nro. 34.

— 534. Den 23. — Des Tischlers Heinrich Gottfr. Riegelmann Tochter, 4 J.; Großenstr. Nr. 24.

— 535. Den 25. — Der Schornsteinfegergesell Carl Rau, 37 Jahr; Rumpshof Nro. 5.

Nro. 536. Den 25. Mai. Die Schullehrerinn Metta Lucia Hanning, 71 Jahr; am Markt Nro. 7.

— 537. Den 25. — Des Küpers Wilh. Wiese Tochter, 22 Wochen; große Krummenstraße Nro. 3.

— 538. Den 27. — Des Schlossermeisters Conrad Fehrmann Sohn, 17 Wochen; Jacobistraße Nro. 14.

Geburten:

Nro. 651. Den 22. Mai. Des Arb. Herm. Welbrock Ehefrau, geb. Köhler, Buntenthorssteinw. Nr. 224; von einem Mädchen.

— 652. Den 22. — Ein Mädchen — Rosenkranz Nr. 12.

— 653. Den 23. — Des Dr. juris und Advokaten Carl Friedr. Gottfr. Mohr Ehefr., geb. Löning, am Wall Nro. 64 E; von einem Knaben.

— 654. Den 23. — Des Arb. Johann Heinr. Bonicker Ehefrau, geb. Heuermann, Doventhorsdeich Nro. 9; von einem Knaben.

— 655. Den 24. — Des Malers Wilh. Manilius Recka Ehefr., geb. Haake, Addenthorswallstr. Nr. 6; von einem Mädchen.

— 656. Den 24. — Des Uhrenhändlers Matheus Helmle Ehefr., geb. Geller, Westerstr. Nro. 88; von einem Mädchen.

— 657. Den 24. — Wille, ein Knabe; Kahrwegshof Nro. 1 (Neustadt).

Nro. 658. Den 24. Mai. Des Zimmermanns Franz Ludwig Grünkau Ehefr., geb. Pickmann, gr. St. Annenstraße Nro. 99; von einem Knaben.

— 659. Den 24. — Ein Knabe — Buntenthorssteinweg Nro. 247.

— 660. Den 24. — Des Schuhmachers Joh. Heinr. Haberland Ehefrau, geborne Horstkotte, große St. Johannisstraße Nro. 130; von einem Knaben.

— 661. Den 25. — Des Güterbestätergehülfen Carl Heinr. Ludewig Vaßmer Ehefr., geb. Blechen, Hasenpforte Nro. 6; von einem Knaben.

— 662. Den 25. — Des Schuhmachers Simon Lange Ehefr., geb. Riegelmann, große Rosenstraße Nro. 34; von einem Knaben.

— 663. Den 26. — Des Dr. juris und Advokaten Alexander Carl Conr. Adolph Kottmeier Ehefr., g. Albers, am Wall Nro. 81 B; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 224. Der Kaufmann Joh. Friedr. Adami und Anna Maria Schuhmacher hieselbst.

— 225. Der Kramer Hinrich Wilhelm Hölling zu Berne, Herzogth. Oldenburg, und Anna Catharina Punnken daselbst.

— 226. Der Tonnenmacheramtsmeister Friedr. Kehrmann und Henriette Uelzen, Beide von hier.

— 227. Der Bleicher Hermann Bremermann und Beta Lucia Rehlken, Beide von hier.

Nro. 228. Der Tischleramtsmeister Carl Diedrich Reincking und des verstorbenen Tischleramtsmeisters Johann Friedrich Müller Wittwe, Luise Dorothea geb. Spreen, hieselbst.

— 229. Der Küper Nicolaus Friedrich Petersen u. Anna Margaretha Ibe hieselbst.

— 230. Der Arb. Daniel Oede zu Hastedt und Gesche Wengelhoff aus Oiten.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 44.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 2. Juni 1836.

Euch, Ihr Holden, Euch, Ihr Schönen,
Die Ihr zart wie Blüthen seyd,
Euch sey unter sanften Tönen
Dieser Liederkranz geweih't. Nach Mühler.

* Gedichte von August Krüer.

I.

Zueignung.

Fluthe fort, du Strom der Lieder,
Jubelnd aus der vollen Brust,
Woge selig auf und nieder,
Trunken in der Maienlust;
Grüße, was in Lieb' erwachte,
Was mit tiefem, heißem Drang
Sich die höchste Lust erlachte,
Das begrüße Liederklang.

Wo die Augen Liebe strahlen,
Wo der Busen sehnend wallt,
Wundersüßen Reiz zu mahlen,
Jugendsinn in Tönen schallt,
Zu den teutschen Jungfrau'n allen
Eile meiner Lieder Fluth,
Um mit Feuerkraft zu hallen,
Zu erblüh'n in Rosengluth.

Und wenn dann von allen Blicken,
Die so himmelblau und klar,
Uns mit tiefer Frag' umstricken,
Einer mir voll Liebe war,
O dann kehret stolzer wieder,
Zeigt den Reiz, den er euch giebt,
Nennet mir, ihr meine Lieder,
Nennt die Jungfrau, die mich liebt.

II.

Der Abendstern.

Als Christus zuerst sein Aug' aufschlug
Voll ewiger Liebe dem Frommen,
Da blitzte hinauf der Blick im Flug,
Woher er selbst gekommen.

Der Blick, womit er zum Himmel sah,
Der konnt' den Himmel mahlen,
Der stand voll Lieb' verkörpert da,
Ein Stern mit glänzenden Strahlen.

Der blinkt und grüßt und lächelt fern,
Die Liebenden sehnend ihm nahen.
Das ist der Morgen- und Abendstern,
Den die heil'gen drei Könige sahen.

Der Schützenhauptmann.

Wer am zweiten Pfingsttage nach der Pommerschen Stadt Garz kommt, wird dort Zeuge eines solennen Aufzuges der Schützengilde seyn, dessen Spitze ein alter sehr geschickter Fahnenschwenker bildet, während der Nachtrupp aus einer Menge mit Armbrüsten versehener Knaben besteht. Diese sind durch Bänder und Blumen sattsam geputzt, und haben nicht nur eine eigene sauber gestickte Standarte, sondern auch einen eigenen kleinen Schützenkönig, der seinen Untergebenen mit possirlicher Grandezza voranschreitet, und sie schließlich in seiner Behausung mit Semmel und Caffee traktirt. Gleich dem großen Schützenkönige, hat auch er seine Würde dem besten Scheibenschuß zu danken, und bestreitet die Kosten seiner Krönung, wie seiner Civilliste, aus dem Ertrage einer geräumigen Oderwiese. Fragt man aber nach dem Ursprung solches jährlich nur ein Mal wiederkehrenden Knabenfestes, so wird man in das Mittelalter zurückgeführt, und erhält zugleich nicht sowohl die Erklärung jenes, über dem Hochaltar der St. Stephanskirche eingemauerten Kornmaßes von Stein, sondern auch eines alten Oelgemäldes, welches sonst im Schützenhause aufbewahrt stand, und die Unterschrift zeigte:

„Kummst nich tho em int Fenster 'nein,
Ward quade Hülp, vom Hartog seyn!"

Die Geschichte ist folgende:

Zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts hausete in Garz ein Maurer, Namens Berwig, welcher den Ruf eines sehr geschickten, leider aber auch sehr leichtsinnigen Mannes hatte; denn Alles, was er verdiente, das verwürfelte und verpraßte er mit lustigen Brüdern, während seine Familie darbte. So ging's eine Zeitlang fort. Da plötzlich that Berwig etwas Solides für den Haushalt, benahm sich wie ein reicher Mann, und die vielen ausländischen Silbermünzen, welche er zum Wechsler trug, ließen auf eine außerordentliche Geldquelle schließen. So etwas machte die Nachbarn erst neugierig, zuletzt argwöhnisch; denn unlängst war in der Gegend ein reisender Kaufherr erschlagen, und seines ganzen Vermögens beraubt worden, und dem wüsten Leben des Maurers traute man auch Böses zu. Die Gerichte nahmen Notiz davon, und Berwig wurde vorgeladen. Dieser reinigte sich von dem Verdacht des Mordes, und gestand nach vielen Umschweifen, das Glück habe ihn einen reichen Schatz finden lassen, als er in den Ruinen des Kapuziner-Klosters bei Prenzlau Steine gebrochen. Er lieferte Beweise, und ward auf freien Fuß gestellt; nun aber reklamirte die geistliche Behörde den Schatz, und um denselben zu retten, wußte Berwig's Advokat kein anderes Mittel, als daß er seinen Clienten versprechen ließ, eine namhafte Summe zur Wiederherstellung der kürzlich abgebrannten St. Stephanskirche in Garz beizutragen. Solche List führte ans Ziel, denn jetzt nahmen nicht nur alle Garzer Bürger Partei für Berwig, sondern auch die Herzöge von Stettin, welche ihr Land gar zu gern auf Kosten Brandenburgischer Unterthanen bereichern mochten. Kurz, Berwig bekam Recht; allein die bedeutende Abgabe für oben genannte Kirche, der Vampyrgeist der Justizpfleger und des Mannes unsinnige Verschwendung, sie lösten das schöne Vermögen sehr bald auf; immer tiefer sank Berwig in den Augen seiner Mitbürger, und als sein Weib vor Gram gestorben, da schlich er

heimlich aus der Stadt und kam nicht wieder. Er war verschollen.

Mit solchen trostlosen Nachrichten erschreckte man Berwig's Sohn Vincenz, der fern von der Vaterstadt, in Danzig, eines wohlverdienten Glükkes genoß. Schon in früher Jugend hatte er fleißig mit Hammer und Kelle handthiert, und nichts so sehr gewünscht, als dermaleinst ein tüchtiger Baumeister zu werden; aber gegen diese Lieblings-Idee kämpfte der Mutter Hochmuth, als sie ihres Mannes Silberschatz für unerschöpflich hielt, und der betrübte Vincenz mußte sich in Stettin der Handlung widmen. Späterhin kam er nach Rostock, Colberg, endlich nach Danzig, und hier verliebte sich die Tochter seines Principals in ihn; sie gab mit ihrer Hand auch das Eigenthums-Recht auf ein reiches Comptoir, welches besonders gute Geschäfte mit Getraide machte. Als er seiner Eltern Schicksal erfuhr, sank Vincenz in tiefe Melancholie, und machte all sein Besitzthum zu Gelde, eilte in das Vaterland zurück, forschte nach dem alten Berwig und gelobte öffentlich, die Stephanskirche von Garz fertig zu bauen, lasse ihn Gott seinen Vater wieder finden. Das Gerücht hiervon verbreitete sich rasch durch das ganze Land, und erreichte fast eben so schnell seinen Zweck; denn als Vincenz eines frühen Morgens ausgehen wollte, sah er einen in schmutzige Lumpen gehüllten Bettler vor der Hausthür niedergekauert, und das war der alte Berwig.

Dieser Mann hatte sich bisher bei allerhand liederlichem Gesindel aufgehalten, kümmerlich sein Leben gefristet, und den eignen unverbesserlichen, jetzt auch noch alle Lasterhaftigkeiten seiner unsaubern Genossen beigefügt. Vergebens that der treue Vincenz, was ein guter Sohn zu thun vermag, vergebens sorgte er auf das Reichlichste für den Vater, suchte er immer nur mit zarter Schonung den greisen Wüstling da einzuschränken, wo es durchaus seyn mußte: er gab sich undankbare Mühe, und erhielt für seine Freigebigkeit immer nur die bittersten Vorwürfe, daß er den angelobten Kirchenbau nicht rasch genug betreibe, oder den Unholden nicht zu Willen lebe, mit welchen Berwig heimlich auch jetzt noch innige Kameradschaft pflegte.

Was jenen Bau betrifft, so hatte der gewissenhafte Vincenz wirklich schon viel mehr dafür gethan, als sein ohnehin durch übereiltes Aufgeben der Danziger Handlung sehr geschmälertes Vermögen eigentlich zuließ. Nicht nur schien der Thurm bald vollendet zu seyn, sondern die ganze Sakristei war schon fertig, und über den Ort, wo der Hochaltar zu stehen kommen sollte, wölbte sich bereits die Decke, sah man das Wahrzeichen des Geld auf Geld spendenden Vincenz angebracht, ein Kornmaß von Granit, und demselben die Maurerpike beigefügt, womit Vater Berwig seinen Schatz gehoben. Und so war denn ein großer Theil des Kirchenbaues bloß auf Kosten der Berwig'schen Familie zu Stande gebracht; aber höher sollte die Anrechnung nicht steigen, dafür sorgte wohl das gaunermäßige Gesindel, für welches Vincenz sein Haus verschlossen gehalten, um allen Verkehr mit dem Vater möglichst abzuschneiden. Aus Rache steckten jene nächtlich herumschweifenden Buben die stille Wohnung in Brand, und Vincenz büßte den Rest seines Vermögens ein; denn was die Flammen nicht verzehrten, das ward im Getümmel ihm geraubt, und er rettete so gut als gar nichts. Der so plötzlich Verarmte trug dieß Schicksal mit frommer Ergebung, war ihm doch sein gutes, treues Weib geblieben, sein Sohn Severin und das Leben des Vaters, welcher sich in der Unglücksnacht vollkommen berauscht hatte, und von Vincenz mit Gewalt aus der brennenden Kammer gerissen werden mußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Rheinfahrt.

(Fortsetzung.)

Während solcher Betrachtung sind wir über einige gefährliche und klippenvolle Stellen geschifft, und der Rhein, so eng von hohen Bergen eingeschlossen, die mit nackten Füßen in den Strom getreten sind, erinnerte mich hier lebhaft an den Königssee bei Berchtesgaden, nur daß dort die senkrechten Berge noch höher sind, und außer dem heitern Bartholomäusschlößchen kein freundliches Haus einladend winkt. St. Goar zur einen, St. Goarshausen zur andern Seite, welchem letztern Orte die Katze über die Achseln sieht, und nach der Maus schielt, schon gewahrend, fahren wir aus der schauerlichen Felsenenge wieder in ein offenes und lachendes Gebiet. Die Wolkenmäntel, die sich auf die Häupter und die Schultern der sieben Jungfrauen gelegt hatten, blieben hinter uns, das stattliche Schloß Rheinfels zeigt in vortheilhafter Beleuchtung seine riesigen Trümmern, deren grandiose Räume einen ungemein herrlichen Prachtbau errathen lassen. Später hat es als Festung gedient, die eben so wacker vertheidigt, als mit Heftigkeit belagert und bestürmt worden ist. Wir dürfen unsere Blicke nicht allzulange auf diesen mächtigen Ruinen weilen lassen, denn schon zeigen sich in einiger Entfernung die berühmten Brüderburgen Liebenstein und Sternberg, um deren hohe Reste die Sage auch einen ihrer ewig grünen Kränze geschlungen hatte. Höchst malerisch liegen die trauernden Reste dieser Burgen auf ihren hohen Sitzen; ein herrlicher See scheint der Rhein den Fuß der Berge zu umspielen, an dessen Ende Bornhofen mit seiner stattlichen Kirche ruht. Jetzt, wenn wir in ihre Nähe kommen, wendet der Strom mit starker Einbiegung zur Linken und wir gewahren das ernste Boppart mit seiner doppeltgethürmten Kirche, welche im reinsten byzantinischen Styl erbauet ist. Sie führt den Namen Ottosburg. Wieder, da wir auch an diesem Ort unaufhaltsam vorüberfliegen, biegt der Strom nach rechts und von Weitem steigt die Maxburg mit hohen Mauern empor. Ist es doch, als wolle immer schöner und schöner der Strom sich mit den tausend Reizen seiner Ufer schmücken. Die unendliche Mannigfaltigkeit scheint unerschöpflich, und es muß ein Göttergenuß seyn, in Frühlingstagen oder in den reichen Tagen des Herbstes nicht auf dem Pfeil des Dampfschiffes, sondern am heitern Wanderstab, von Ort zu Ort, von Ruine zu Ruine ziehen, bald pilgernd, bald fahrend, bald im Schiff, oder im leichten Nachen, um die ganze Reizfülle dieser gottgesegneten Natur in sich aufzunehmen. Mich überkam eine tiefe Wehmuth, daß ich jetzt so einsam genoß, mit einem verödeten Herzen, alles Schmuckes der Freude so bar, wie rings noch die Fluren und Felsen und Berge des Lenzschmuckes, und die trübe Witterung, der wolkenüberflorte Himmel, die Regenstreifen und Nebelschauer paßten gut zu der getrübten Stimmung meines Innern. Doch die schlummernde Natur harrt des neuen Frühlings, darf ich nicht auch auf einen neuen Seelenlenz harren? Poesie und Frühling sind die Genien, die mit dem Flügelschlag ihrer Zauberschwingen erneutes Leben, erneutes Lieben wecken. Ich war so glücklich! —

Als Sänger drängt ich mich zur Minne,
Und Minne trägt mich zum Gesang;
Zum Liede wird, was ich nur sinne,
Zur Liebe wird mein Lebensgang.

O sel'ges Loos, das zu beneiden,
Das ist erwählt, das mich beglückt,
Das lächelnd selbst bei Weh und Leiden
Mir schöne Wunderblumen pflückt.

Denn Leiden sind des Lebens Nächte,
Ein rauschender Orakelhain;
Da walten heil'ge Göttermächte,
Und nur der Priester darf hinein.

Der Priester aber ist die Treue,
Erhaben über Hohn und Spott,
Der allen Duldenden aufs neue
Verkündet den versöhnten Gott.

Vergebens suchten meine Augen bei Rhense den alten Königsstuhl; wohl sah ich die Stätte, wo er gestanden, aber von ihm selbst nichts mehr. Die Franzosen haben im Revolutionskriege ihre Heldenkraft an diesem, schon damals dem Verfall nahen, rohen Bauwerk aus Deutscher Vorzeit erprobt, und ihn ganz zerstört. Wahrscheinlich meinten sie, weil sie ihren König geschlachtet, solle es auch keinen Königsstuhl mehr geben; die armen Franzosen! Ihr Königsstuhl steht dennoch und kommt ihnen fort und fort theuer genug zu stehen.

Rhense gegenüber liegt Niederlahnstein mit seiner schönen, auch byzantinischen St. Johanniskirche. Nicht lange währt es, und wir müssen unsere Blicke auf die hochgethürmte Burgruine Stolzenfels richten, die in düsterm Schweigen emporragt. Zur Rechten vermählt sich die Lahn mit dem Rhein, und die weit in den Strom vorspringende Uferecke bei der Lahnmündung ist kaum umschifft, als die stattliche Festung Ehrenbreitstein auf der einen, das schöne Coblenz auf der andern Seite uns entgegentreten. Diese Mauer und Wälle — für eine jahrtausendlange Dauer scheinen sie zu Trutz und Schutz als feste Wehr aufgeführt, und doch wird auch Ehrenbreitstein dereinst das Loos fallen, als großartige Ruine, wie Rheinfels, das herrliche Stromthal zu zieren. Es wird eine Zeit kommen, in welcher die modernen Zwingburgen mit den alten in die gleiche Reihe des Ueberflüssigseyns treten.

Heftiger Regen trieb endlich mich vom Verdeck in die Kajüte, wo sich jetzt die auch nicht ganz unerfreuliche Aussicht auf einen guten Mittagstisch darbot, der um so weniger zu verschmähen war, als es stets nöthig erscheinen will, auch bei den Genüssen, die unserm Geist durch Anschauungen, Erinnerungen, Gefühlsregungen u. s. w. geboten werden, die materiellen Anforderungen unsers körperlichen Ichs zu befriedigen. Ich habe bisher noch kein Wort über das Dampfschiff selbst sagen können, auf dem ich fuhr, und will und kann auch nur kurz darüber hinweggehen; die höchste Reinlichkeit, Ordnung, Güte und wahrlich nicht übertheuere Preise der Speisen und Getränke auf den Dampfschiffen sind nur zu loben. Das Leben auf diesen Schiffen hat Johanna Schopenhauer in ihrer Reise nach Belgien und Holland mit ächt weiblichem Scharfblick und aller ihr so sehr zu Gebote stehenden Gewandheit der Schilderung beschrieben. Die Gesellschaft in der zweiten Kajüte war gut, doch bemerkte ich keine Individuen von besonderm Interesse. Die dritte Kajüte war gemischt, wie gewöhnlich, dort durfte geraucht werden, weßhalb sich auch mehrere Männer aus der ersten in die zweite Kajüte zogen, um nach Herzenslust zu qualmen. In der ersten Kajüte, die nur von ganz vornehmen Personen gewählt wird, saß ein unsichtbarer Prinz; unsichtbar, weil er sich nicht sehen ließ; ich glaube, es war Don Miguel. Allzulange hielt sich auch vor Coblenz unser Schiff nicht auf. Noch einige Abschiedsblicke auf die freundliche, zum Theil elegante Stadt, und auf die Festung, auf deren Burg unsere modernen Giganten, wie die Alten den Pelion auf den Ossa, einen ganzen Berg von Stein gethürmt haben, — und schon haben wir die ganze Herrlichkeit hinter uns.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Recht der Fremden in Frankreich.

Ein Fremder genießt in Frankreich dieselben bürgerlichen Rechte, und zwar in derselben Ausdehnung, wie sie den Franzosen in der Nation

zu welcher der Fremde gehört, gleichfalls verstattet sind. So genießt ein Schweizer die Vortheile der bürgerlichen Rechte eines Franzosen in einem weit höheren Grade, als irgend ein Ausländer, in Anbetracht des gegenseitigen Einverständnisses, das hierüber unter beiden Nationen stattfindet. Damit ein Engländer z. B. die bürgerlichen Rechte eines Franzosen erwerben könne, muß er eine Ansiedlungsakte (acte de domicile) erhalten, die vom Justizminister unterzeichnet, vom König bestätigt und im Gesetzbulletin bekannt gemacht wurde. Durch diese Akte wird er ermächtigt, seine Wohnung in Frankreich zu nehmen, und alle bürgerlichen, aber keine politischen Rechte der Franzosen auszuüben, so lange er in Frankreich bleibt. Die Vortheile hiervon sind namentlich für alle Diejenigen bedeutend, welche Geldgeschäfte irgend einer Art abzumachen haben, denn die Rechte von Französischen Bürgern und von Fremden sind namentlich in Betreff der Schuldklagen und der Verhaftung wegen Schulden sehr verschieden.

Ein in Frankreich domicilirter Fremder kann sein Ansiedlungsrecht aufgeben, wann er will, genießt aber dann, wie natürlich, nicht mehr die Rechte Französischer Bürger. So lange er sein Ansiedlungsrecht noch hat, kann er wegen Schulden nur dann verhaftet werden, wenn ein Urtheilsspruch erfolgt ist, und man darf ihn nicht vorher provisorisch gefangen halten. Auch kann er in Streitfällen zwischen ihm und einem Franzosen nicht gezwungen werden, Sicherheit für die wahrscheinlich auflaufenden Gerichtskosten zu geben. Er kann ferner gegen Franzosen und Fremde, seyen diese domicilirt oder nicht, Schuldklagen anstellen, was ein nicht domicilirter Fremder auf sein bloßes Patent hin als Kaufmann oder Handwerker nicht thun kann.

Es herrscht gewöhnlich die sehr unrichtige Ansicht, daß ein längerer Aufenthalt in Frankreich und der Besitz eines gewissen Vermögens einen Fremden zum Genuß der bürgerlichen Rechte berechtige; aber dieß ist nicht mehr der Fall: ein Dekret vom Jahre 1812 erklärt, daß ein Fremder eine vom Justizminister unterzeichnete Ansiedlungsakte erlangen müsse, um zum Genuß der bürgerlichen Rechte zugelassen zu werden. Eine andere eben so falsche Ansicht ist, daß ein Fremder, der die Ansiedlungsakte erworben hat, seine Ansprüche verliere, wenn er einige Zeit außer Landes bleibe; es ist bloß nöthig, daß sein gewöhnlicher Aufenthalt in Frankreich sey, und daß in allen Urkunden, die er zu unterzeichnen hat, irgend ein Ort in Frankreich als sein gewöhnlicher Aufenthalt bezeichnet sey.

Die Ansiedlungsakte kann durch eine Ordonnanz des Königs zurückgenommen werden, aber die Motive dazu müssen darin bemerkt seyn, damit der dadurch seiner bürgerlichen Rechte beraubte Fremde den Justizminister, der die Ordonnanz unterzeichnen muß, belangen kann.

Wenn zwei Fremde, — ein Mann und eine Frau, sich in Frankreich verheirathen, ohne einen Ehekontrakt abzuschließen, so sind sie, im Falle einer von beiden Theilen in Frankreich domicilirt ist, strafbar, im entgegengesetzten Falle aber kümmert sich die Behörde nicht darum.

Da der Hauptvortheil der Ansiedlungsakte darin besteht, daß ein Fremder im Handel einen andern Fremden oder auch einen Franzosen wegen Schulden verhaften lassen kann, folglich das Recht hierzu immer einer gerichtlichen Prüfung unterliegt, so ist es unumgänglich nöthig, daß alle vorgeschriebenen Formalitäten dabei genau eingehalten werden. Der Fremde muß sich zu dem Ende auf der Mairie des erwählten Wohnorts, in Paris in seinem Arrondissement, melden, und sein Begehren in die Bücher der Mairie eintragen lassen. Dann muß er seinen Taufschein vorlegen, um zu

beweisen, daß er 21 Jahre alt ist, weil Niemand in Frankreich unter diesem Alter gesetzlich eine Urkunde unterzeichnen kann, und auch vorausgesetzt wird, daß man die Ansiedlung nachsucht, um Handel treiben zu können, was überdieß in der Eingabe bemerkt werden muß. Eine vom Maire unterzeichnete Abschrift dieser Eingabe wird an den Justizminister gesendet, der, wenn nicht ein von mehreren achtungswerthen Bewohnern der Stadt oder des Arrondissements unterzeichnetes Certificat eines guten Characters beigelegt ist, durch die Polizei der Nachbarschaft Nachforschungen anstellen läßt, deren Resultat über die günstige oder abschlägliche Antwort entscheidet. Dieses Fremdenrecht unterliegt indeß noch manchem Zweifel, mehrere Aussprüche der Tribunale haben das Gesetz erläutert, und neuliche Fälle haben einen angesehenen Rechtsgelehrten, Namens Legat, veranlaßt, einen eigenen Code des étrangers herauszugeben.

* Ehrenwerthes Handeln.

Die rechtschaffene Denkart der Jungfer Adelheid Lind.., deren bereits im Montags-Wochenblatte von Seiten der Todtenlade der Hausweber-Brüderschaft, durch die Anzeige erwähnt ist, daß solche eine, ihrem verstorbenen Vater als Schreiber bei solcher anvertraute Summe von 127 Rthlr., die nicht mehr vorhanden, sondern in dessen lange gewährter Krankheit, wo aller Erwerb aufgehört hatte, aufgegangen war, aus ihren eignen Mitteln und zwar sauer und mühsam seit Jahren durch eignen Fleiß und Thätigkeit erworben, freiwillig und aus eigenem Antriebe und ungeachtet des Abrathens Vieler, baar wieder erstattet habe, verdient, als ausgezeichnetes Beispiel wahrer bürgerlicher Tugend, auch in diesem Blatte um so mehr Erwähnung, da dem Verfasser der rastlose Eifer und die Rechtlichkeit, womit sie dieses Alles seit des Vaters Tode beim Ordnen des ohnehin sehr geschmälerten Nachlasses betrieben, und so alle übrigen rechtmäßigen Forderungen an selbigen getilgt hat, näher bekannt ist.

Ihr ganzes Benehmen dabei bezeichnet ihren biedern Sinn und strenge Begriffe von Ehre und kindlicher Pflicht die sie so selbst über deren Gebote hinaus zu erfüllen sich bemühet, und solches rühmlich geleistet hat, und verdient nun um so mehr ehrenvolle Anerkennung, als sie durch Verhältnisse von dem väterlichen Hause bereits lange getrennt, nicht in solchem lebte, und also um so eher Alles ihr hätte gleichgültig seyn können.

Möchte dieser Beweis kindlicher Pietät und redlicher Gesinnungen, besonders in der gegenwärtigen Zeit, wo Eigennutz und Selbstsucht so vorherrschend und Beweise des Gegentheils so selten sind, zur Nachahmung dienen!

Den 31. Mai. 1836.

Scharfrichterbesoldung in Basel in den Jahren 1400 — 1500.

„Dem Nachrichter soll," bestimmte die alte damalige Stadtordnung, „alle Wochen drei Schilling oder 8 Schilling, so er nicht im Spiel ist, außer Holz, etwas Rockengeld und Haus und Hof werden. Hat er aber Spiel, so giebt man ihm von dem Rade 1 Pfennig, vom Sieden 1 Pfennig, vom Pfählen 1 Pfennig, vom Brennen 1 Pfennig, vom Haupten 10 Schilling, vom Henken 1 Pfennig, von Einem zu viertheilen 2 Pfennig, die 4theile zu führen und aufzurichten 16 Schilling, vom Ertränken 10 Schilling, vom Blenden (der Augen) 5 Schilling, vom Ohrenabhauen 5 Schilling, eine Hand abzuschlagen 5 Schilling, Einen, der sich selbst getödtet, in ein Faß zu schlagen und in den Rhein zu werfen 10 Schilling, Einen zu schwemmen 5 Schilling und die Zunge auszuschneiden 5 Schilling."

Das war also Alles für den Nachrichter da-

mals — ein Spiel. Gott bewahre uns vor solchen Spielen!

Gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts bekam er einen noch größern — Spielraum. „Von Einem," heißt es da, „so man mit Zangen pfetzet, von jedem Stillhalten, da der Nachrichter pfetzet, 5 Schilling, von Einem in das Halseisen zu stellen 5 Schilling, vom Einem mit Ruthen auszuschlagen 5 Schilling."

An Gelegenheit, so zu spielen, fehlte es ihm wahrscheinlich nicht leicht in einer Woche.

* Immer weiter.

(Eingesandt.)

Die neue Welt bleibt im Vorschritt. Statt man in Europa Strohmänner und Strohweiber als Modepuppen ausstellt, gebraucht man dort lebende Personen. In einem Amerikanischen öffentlichen Blatte stand: „Es werden junge, hübsche Personen beiderlei Geschlechts gesucht, als Stroh-Modepuppen im Laden oder an der Thür aufgestellt zu werden." In Asien sollen die Eigenthümer der Modewinkel, der Mann den Modengott und die Frau — in Ermangelung derselben, eine Ladenjungfer — die Modegöttinn, nachgedrechselt, dem Publikum vor die Augen bringen.

Die vornehme Welt oder die Kopien der Kopien — weil die Vorgänger selbst Kopien sind — hat in Asien und Amerika lebende Personen zu Vorgängern; in Europa sind es Strohpuppen oder mit Sägespähnen u. dgl. ausgefüllte Bälge. Wer die Kopien gesehen hat, weiß die Kopien der Kopien zu würdigen. Däftig.

Miscellen.

Auf der Ostindischen Insel Ternate war es sonst der Gebrauch, Feigheit oder Verrath eines Oberoffiziers mit dem Tode zu bestrafen, aber der letztverstorbene Sultan erfand ein Mittel, seine Befehlshaber am Leben und in seinem Dienste zu behalten, und die Feigen zu tapfern Männern umzuformen. In einem Kriege mit den Bewohnern der benachbarten Insel Tidore flüchteten mehrere seiner Offiziere mit ihren Fahrzeugen nach Ternate zurück. Sogleich befahl der Sultan, daß seine Sklaven die pflichtvergessenen Offiziere mit Frauenkleidern anthun und sie in diesem Putze in ihrer Mitte durch die öffentlichen Straßen mit dem Ausrufe führen sollten: „Dieß sind keine Männer, sondern feige Weiber!" — Nachdem die Prozession vorbei war, baten Alle um die Gnade, sie in das Lager zurückkehren zu lassen, um ihren Schandfleck wieder auszulöschen, und als sie dem Feinde wieder gegenüber standen, fochten sie auf das tapferste und siegten. Hierauf führte sie der Sultan selbst in prächtigen Männerkleidern an der Hand, indem er ausrief: „Die feigen Weiber sind wieder tapfere Männer geworden und ruhmwürdige Helden!" — Das Ehrgefühl dieser Insulaner beschämt manches Europäische!

* Der Greis.

Wer sitzet auf dem Grabe,
Die Haare silberweiß?
»Jüngst ein beglückter Gatte,
»Jetzt ein gebrochner Greis.

»Hier liegen Kind und Mutter
»In einer Gruft vereint,
»Da hab' ich tausend Thränen
»Ins lange Gras geweint.

»Ich kam von Reisen und suchte
»Zu Hause Weib und Kind: —
»Man führte mich hier zum Hügel
»Wo sie begraben sind.«

Es flossen dem Greise die Zähren
In den weißen Bart hinab.
Jetzt hat er ausgeweinet;
Ihn deckt das stille Grab.

H. Wilhelm.

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 44.

Bremen, Donnerstag den 2. Juni 1836.

Gestorben:

Nro. 539. Den 26. Mai. Der Müllerknecht Gerd Hinrich Rust, 23 Jahr; Hastedt Nro. 95.

— 540. Den 27. — Des Zimmergesellen Heinr. Herm. Lommers Sohn, 2 Jahr; gr. St. Johannisstraße Nro. 187.

— 541. Den 27. — Des Uhrmachers Joh. Rud. Henning Wittwe, geb. Lange, 31 Jahr; hinterm Stephanithorswall Nro. 1.

— 542. Den 28. — Der Invalide Joh. Gottfr. Wilh. Siemering, 78 Jahr; Blumenstr. Nr. 4.

— 543. Den 28. — Des Matrosen Joh. Wille Sohn, 5 Tage; Kahrwegshoff Nro. 1.

— 544. Den 28. — Des Segelmachers Johann Georg Wähmann Tochter, 1 Jahr 4 Monat; Diepenau Nro. 9.

— 545. Den 28. — Des Cigarrenmachers Herm. Balje Tochter, 1½ Jahr; Hastedt Nro. 28.

— 546. Den 29. — Des Lohndieners Johann Friedrich Christoph Hesse Tochter, 3½ Jahr; Weges-Ende Nro. 21.

Nro. 547. Den 29. Mai. Der Kaufmann Johann Feldhusen, 27 Jahr; Bredenstraße Nro. 15.

— 548. Den 29. — Des verst. Mobilienhändlers Heinr. Groh Wittwe, geb. Pingels, 67 Jahr; gr. St. Johannisstr. Nro. 197.

— 549. Den 30. — Der Kaufmann Alb. Heinr. Motz, 42 Jahr; Knochenhauerstr. Nro. 46.

— 550. Den 30. — Des Gastwirths Joh. August Lübeck Tochter (todtgeboren); gr. St. Annenstraße Nro. 63.

— 551. Den 30. — Des Hökers Wenzelaus Heinr. Wienken Tochter, 4 Wochen; kl. Krankenstr. Nr. 7.

— 552. Den 30. — Des Steuermanns Johann Plander Ehefrau, geb. Schaub, 30 Jahr; Heerdenthorskirchhof.

— 553. Den 31. — Des Arb. Bernhard Brockwehl Sohn, 14 Jahr; hinterm Paulsberg Nro. 34.

— 554. Den 31. — Des Goldschmieds Hermann Mielotz Tochter, 23 Jahr; am Markt Nro. 3.

Geburten:

Nro. 664. Den 25. Mai. Des Schenkwirths Harm Klatte Ehefrau, geborne Wessels, auf Krimpel; von einem Knaben.

— 665. Den 25. — Des Landmanns Hermann Segelken Ehefrau, geb. Poppe, Düsternstr. Nro. 18; von einem Knaben.

— 666. Den 26. — Des Arb. Diedr. Wilh. Bode Ehefrau, geb. Thomsen, Abdenthorswallstr. N. 68; von einem Knaben.

— 667. Den 26. — Ein Mädchen — im Polnischen Bock Nro. 1.

— 668. Den 27. — Des Kaufmanns Gerh. Heinr. Rössingh Ehefrau, geb. Plate, Ansgariithorsstr. Nro. 2; von einem Mädchen.

— 669. Den 27. — Des Kappenmachers Joh. Heinrich Ludwig Beuse Ehefr., geb. Bruns, Abdenthorswallstraße Nro. 52; von einem Knaben.

— 670. Den 27. — Des Branntweinbrenners Joh. Heinr. Kehlbeck Ehefr., geb. Frese, Langenstr. Nr. 47; von einem Knaben.

— 671. Den 27. — Des Kimkers Hinr. Friedr. Wilh. Suhr Ehefr., geb. Flügger, Klosterkirchenstr. Nro. 6; von einem Knaben.

Nro. 672. Den 28. Mai. Des Arb. Jacob Ramp Ehefrau, geborne Frese, Rosenkranz Nro. 14; v. e. K.

— 673. Den 28. — Des Arb. Hinr. Sanders Ehefrau, geb. Haltermann, Sandersdeich Nr. 7; von einem Mädchen.

— 674. Den 29. — Des Uhrmachers Joh. Georg Meyer Ehefr., geb. Schlootmann, Herrlichkeit N. 1; von einem Knaben.

— 675. Den 29. — Des Schiffszimmermanns Joh. Christ. Peymann Ehefrau, geb. Schmidt, Muggenburg Nro. 29; von einem Knaben.

— 676. Den 29. — Des Hökers Joh. Herm. Begemann Ehefrau, geb. Schütte, Herrlichkeit Nro. 7; von einem Mädchen.

— 677. Den 29. — Des Grobbäckers Joh. Pauls Ehefrau, geb. Geerken, kl. Rosenstr Nr. 16; von einem Mädchen.

— 678. Den 29. — Des Restaurateurs Joh. Heinr. Conrad Hoppe Ehefr., geb. Knoll, Hakenstr. N. 3; von einem Knaben.

— 679. Den 30. — Des Gastwirths Joh. August Lübeck Ehefr., geb. Frese, gr. St. Annenstr. Nr. 63; von einem todten Mädchen.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 45.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 5. Juni 1836.

Grüß', Lied, mein Liebchen schön,
Grüß' wie die Alpenrose
So voller Düft' und Tön',
Voll Liebe, voll Gekose.

* Gedichte von August Krüer.

I.

Mein Weg.

Fraget nicht nach meinem Wege
Zu der alten Geisterburg,
Ueber Gräber, Felsenstege,
Zwischen Erd' und Himmel durch.

Ach! die dunklen Gräber decken,
Was ich lieb' im Herzen trug,
Was die Lieder mir erwecken
Mit dem stillen Geisterflug.

Manche wundervolle Blume
Blühet auf dem Felsenhang,
Winket nach dem Heiligthume,
Lächelt wie mit Mährchenklang.

Zwischen Himmel, zwischen Erde
Steht der Mensch und träumt und wacht,
Strebt hinauf in kühnem Werde,
Und dann sinkt er in die Nacht.

Aber in der ernsten alten
Traumgewebten Geisterburg
Weiß die Nacht sich zu gestalten,
Und der Himmel lächelt durch.

Auf dem Kiffhäuser in Thüringen
den 20. Oktbr. 1835.

II.

Der Schnee.

Lustig fällt vom dunklen Himmel
Mit dem weißen weichen Leib',
Im geschäftigen Gewimmel
Leis' herab das Höhenweib.

Und das schöne bunte Wehen,
Was der liebe Gott geschickt,
Will der Kleine lachend sehen,
Munter grüßt er h'raus und nickt.

In das immer dicht're Treiben
Sieht die Schwester sinnend ein:
»Vater, laß so gut mich bleiben,
Laß mich auch so weiß und rein!«

Weinend und mit leisem Beben
Spricht die ält're Schwester da:
»Ach, es wird zu schnell entschweben,
Lieb' und Sonne sind zu nah'.«

Und die Mutter spinnt geschäftig;
Hinterm Ofen sitzt der Greis,
»Kinder,« — warnt' er — »nicht so heftig,
Unterm Schnee ist mürb' das Eis!«

III.

Lied an Elise. *)

An hoher Alpenwand
Auf felsigem Gesteine
Eine schöne Rose stand,
Mit wundermildem Scheine.

Sie strahlte voller Lieb',
Und hauchte ihre Düfte
Mit tiefem stillen Trieb
In klare Himmellüfte.

Den wilden Jägersmann
Den trieb ein keckes Wagen
Die steilen Felsen an,
Das schnelle Wild zu jagen.

Er sah das Röslein steh'n,
Das schien ihm hold zu sprechen,
Konnt' da nicht weiter geh'n,
Meint', müßt die Blume brechen.

Und kühn der Jäger rang
Sich zu den steilen Klippen,
Froh er die Blume schwang,
Und drückt sie an die Lippen.

Dann eilt er heim voll Lust,
Und rief mit heißem Triebe:
»Schmück' Ros' des Liebchens Brust
Als Gruß von meiner Liebe.

Grüß', Lied, mein Liebchen schön,
Grüß' wie die Alpenrose
So voller Düft' und Tön',
Voll Liebe, voll Gekose.

Auf dem Wendelstein in Tirol den
30. Mai 1835.

*) Componirt von P. Fierlein, Mitglied des philharmonischen Vereins in München.

IV.

Das Bild der Sehnsucht.

In himmelweiter Ferne
Weiß ich ein Blümelein,
Das glänzt so hold und lieblich
Mit weiß und rothem Schein.

Kann alle Stund' im Tage
Das schöne Blümchen seh'n
Mit tiefem stillen Sehnen,
Doch kann ich's nicht ergeh'n.

Einmal in meinem Leben
Da war das Blümchen mein,
Ich trug' es treu im Herzen
Und hegt' es fromm und rein.

Und was mir glänzt so ferne,
Es ist ein treues Bild,
Was voll der alten Zeiten
Aus tiefer Sehnsucht quillt.

Kehrst wohl nun nimmer wieder,
Du gute, alte Zeit,
Muß wie dem Sarg dir folgen
Mit stiller Traurigkeit.

Sag' mir, wo du begraben;
Zur Lind'rung meiner Pein
Will ich dann auf dich scharren
Und legen mich zu dir ein.

Componirt von P. Fierlein.

Der Schützenhauptmann.

(Fortsetzung.)

Die Bürgerschaft von Garz war zwar übereingekommen, Vincenz in seiner bedrängten Lage zu unterstützen, auch gelang ihm die Wiedereinziehung einiger ausgeliehenen Gelder; weil aber

weder das Eine noch das Andere zur Erhaltung seiner einfachen Wirthschaft ausreichte, so mußte er durch seiner Hände Arbeit zu verdienen suchen, und das that er als Maurer. Ein Jahr verfloß, da, im Jahre 1420, ward der äußere Bau des Stephansthurmes vollendet, und es sollten Knopf, Fahne und Kreuz angebracht werden. Es geschah mit großer Feierlichkeit von Seiten aller bei dem Bau überhaupt betheiligt gewesenen Gewerke, und mit Rücksicht auf das, was man der Familie Berwig verdankte, ward nun Vincenz erkoren, die bei ähnlichen Ceremonien gebräuchliche Maurer-Rede zu halten. Er nahm das Ehrenamt an, und bestieg ein um den Thurm angebrachtes Gerüst, von welchem herab er zu der auf dem Kirchplatze versammelten Volksmenge eben so kunstlose, als tief gefühlte Worte sprach, worauf er bis zur Thurmspitze kletterte, von hier aus das Fest nach alter Observanz mit einigen Toasten zu beschließen. Da, in schwindelnder Höhe an Tauen hängend und an leichtem Pfahlwerke, füllte er mit edlem Wein ein Glas, leerte dasselbe auf die Gesundheit der Herzöge Otto und Casimir von Stettin, und schleuderte es in die Tiefe. Eine Trompeten-Fanfare schmetterte durch den Jubel des abergläubigen Volkes, welches nach einem Hollunderstrauche am Rande des Kirchhofs stürzte, dort das absonderliche Wunder anzustaunen, daß das vom Thurm hinein geworfene Glas unzerbrochen geblieben. Jetzt brachte Vincenz einen neuen Toast aus, ließ den Rath der Stadt Garz hoch leben, und schickte sein zweites Glas zur Erde nieder. Die Menge unten konnte es nicht sogleich finden; sie suchte noch, da trank der Maurer schon zum dritten und letzten Male, und zwar galt es das Wohl der gesammten Kirchengemeinde St. Stephan. Jetzt hebt er das geleerte Glas, und schleudert es in weitem Schwunge von sich, ohne zu sehen wohin. Diesmal in die Trompetentöne unten auf dem Kirchplatze mischt sich ein Schrei des Entsetzens. Der alte Berwig ist nach dem Hollunderstrauche gekrochen, und hier von des Sohnes Weinglase tödtlich getroffen; es hat ihm das kahle Haupt zersplittert.

Als Vincenz, vom Thurm hernieder gestiegen, den jähen Tod seines Vaters erfuhr, die blutige Leiche sah: da fiel er besinnungslos zu Boden. Man rief ihn zwar ins Leben zurück, aber ach, zu welchem! — der Unglückliche hatte den Verstand verloren.

Freilich kamen jetzt so alberne Gerüchte in Umlauf, freilich erhob ein krasser Aberglaube jener Zeit die laute Stimme, und hieß den bedauernswürdigen Vincenz einen von Gott Verfluchten: im Allgemeinen erinnerte man sich aber doch seiner Pietät für den Vater, seines frommen Wesens überhaupt, seiner Wohlthaten und der heiligen Rücksicht, welche unverschuldetes Unglück verdient. Vincenz ward in das Hospital untergebracht, und die Gemeinde St. Stephan hatte liebreiche Sorge für seine Familie.

Die von der unerforschlichen Vorsehung hart geprüfte Hausfrau trug ihr Geschick mit vieler Resignation, aber der Gram nagte am Herzen, und umsonst suchte der nun vierzehnjährige Severin seiner schwermüthigen Mutter eine Freude zu machen. Zog ihn diese an die Brust, dann weinte sie nur heiße Thränen über des Knaben Lockenhaupt und marterte sich mit dem Gedanken, wie Vater und Großvater, so werde auch er für ein schroff wechselndes Leben bestimmt seyn, ersinne Mutterliebe nicht ein Mittel, ihn auf immer zu schützen. Endlich stellte sich ihrer Phantasie ein solches unfehlbares Mittel dar. Severin sollte, in irgend ein Kloster aufgenommen, mit der Zeit ein Mönch werden: und da, um Ersteres zu bewerkstelligen, überall ein gewisses Kapital erforderlich war, oder doch sicherlich eine mächtige Für-

sprache, so flehte Frau Berwig ihre Danziger Verwandten um Unterstützung an. Allein die stolzen Patrizier der Hansestadt wollten nichts mehr hören von ihr, die einen armseligen Fremdling geheirathet hatte und mit demselben fortgezogen war. Nun eilte die Verstoßene zwei, drei Mal nach Stettin, um die Herzöge zu beschwören. Ach, sie ward auch hier mit rauhen Worten abgewiesen, und zum Tode betrübt mußte die Arme ihrem letzten schönen Traumbilde entsagen.

Severin begriff ihren Kummer mit aller Lebendigkeit seiner Seele und gelobte sich selbst, Alles daran zu setzen, damit wenigstens die letzten Tage seiner geliebten Mutter durch Erfüllung eines Lieblingswunsches erheitert, sie durch einen Sonnenblick erwärmt würde. Er fühlte nichts weniger als Neigung für den melancholischen Priesterstand; sein Feuerkopf, seine natürliche Thätigkeit wendete sich vielmehr dem heißesten Weltleben zu; kein einziger Knabe in Garz ritt und schwamm so gut wie Severin, keiner kletterte so dreist und sicher zu schwindelnder Höhe auf, keiner schoß so vortrefflich wie er mit der Armbrust, jener Lieblingswaffe, welche er fast nie aus der Hand legte — allein das Alles wollte er nicht mehr üben, wollte jede Lieblings-Beschäftigung aufgeben, und der Mutter zur Freude eine neue Heimath suchen in des Klosters düstern Hallen.

Trotz Severin's jugendlichem Sinn, blieb dieser ernste Entschluß unerschütterlich und wurde zur Schwärmerei, welche die Ausführung als sehr leicht vorstellte, sobald Herzog Casimir nur einigermaßen den Weg bahne. „Wenn ich den Herzog recht sehr bitte, dann verschafft er mir eine Freistelle; er ist ja so gut, und ich bin ja so arm!“ — urtheilte das fromme Kind, und sich der Mutter Seligkeit denkend, wenn er mit unerwarteter Freudenbotschaft wiederkomme — gab er einen glaubwürdigen Vorwand an, sich auf zwei Tage zu entfernen, steckte Brod in die Tasche, und wanderte munter nach Stettin.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Rheinfahrt.

(Fortsetzung.)

Der Gußregen hatte nachgelassen, der Himmel hellte sich auf, die Sonne trat mit wärmendem Strahl hervor, und der Mittag war nicht so empfindlich kühl, wie der Vormittag gewesen war. Um so befriedigender für die Schaulust. Doch mit den wildromantischen Partien ist es nun vorbei, die Gegend ebnet sich mehr und mehr, eilend an vielen Inseln und freundlichen Orten, die ich nicht alle herzählen möchte, tragen uns die raschen Wellen, fördern uns die rastlosen Räder vorbei, auch die Burgen werden seltner, desto mehr zeigen sich Kirchen und Capellen, doch schaut auch manche alterthümliche Stadt, manche mächtige Ruine ernst uns Vorübereilende an. So Andernach mit seinen starken altgothischen Thürmen, Hammerstein, Rheineck, Argenfels und viele andere. Die Landschaft ist nicht minder malerisch, wie früher, verschönt durch die herrlichen Kirchen, durch prangende Schlösser, Klöster und Abteien, die zum Theil jetzt ganz andern Zwecken, wie früher, geweiht sind. Höchst merkwürdig sind die Säulenbasaltbrüche in der Nähe des Städtchens Unkel. Der Basalt, dieser wunderbare, feuergeborne und im Werden in regelmäßige Crystall-Formen erstarrte Sohn der Elemente wird noch lange in so fern ein Räthsel für die Geologen bleiben, als, seine Entstehung zu erklären, eine höchst schwierige Aufgabe ist. Wie? wenn in früher Urzeit, als die Erde noch ein über und über von Fluth umrauschtes Chaos war, andere Himmelskörper, kleine, im Aether schwebende, dunkle Sterne, deren Kern

und Masse die schöpferische Hand der Allmacht nach diesen regelmäßigen Normen gebildet, sich angezogen von der Erde, unter tobenden Elementenkämpfen, mit ihr vereinigt hätten? Die Basaltsäulenbildung findet nichts in der irdischen Natur, was sich mit ihr vergleichen ließe, auch der rohe Basalt, jene Wacken, aus denen ganze hohe Berge, aber meist nur einzelne konische, bestehen, ist ein ureigenthümliches Gestein. Die Kegelform der meisten Basaltberge könnte wohl die Idee bekräftigen, sie als Agglomerate des Erdenkörpers vor der Zeit, in welcher er mit lebenden Wesen bevölkert wurde, anzunehmen, wohin auch die in den meisten Fällen vorkommende Zertrümmerung zu deuten scheint. Wäre der Basalt, wie man annimmt, ein vulkanisches Product, also crystallisirte Lava, so würden wir mehr als nur eine Fingalshöhle haben, in welcher die Säulenwunder zum Erstaunen hinreißen. Der Umstand, daß Lavabildungen und Bimssteine sich auch unter den Basalten finden, kann unmöglich einen Beweis für die Meinung abgeben, daß jeder Basaltberg ein Vulkan gewesen, oder doch durch vulkanische Eruptionen emporgehoben worden sey; denn wo bleibt denn dieser Beweis da, wo auf ungeheuern Basaltkuppen sich von jenen Feuerbergschlacken nicht eine Spur vorfindet? Daß bei den erschütternden Geburtswehen der Natur jedes Element erregt und mächtig thätig war, ist ohnehin begreiflich. Man nehme übrigens diese Ansicht nicht für eine Meinung, die ich zu verfechten gesonnen wäre.

Schon ragen von Ferne die Bergeshäupter des Siebengebirges empor; zur Wolkenhöhe fast der riesige Drachenfels mit seiner Ruine gleichen Namens. Die Insel mit dem ehemaligen Nonnenwörth ruht ganz friedlich, wie ein frommes Kind, im Strom. Nach den Fenstern da drunten blickt die Ruine Rolandseck, nur schade, daß diese von weitem wie ein Galgen aussieht, obgleich dieser ihr Haupttheil aus einem noch wohl erhaltenen gothischen Bogen besteht. Die schöne Sage von Ritter Roland und Hildegard oder Hildegund kennt Jedermann. Schiller, so meinen Manche, hat sie in seinem Ritter Toggenburg verewigt, und nur mit Unrecht an einen andern Ort verlegt. Es ist sehr die Frage, ob Schiller diese Rheinische Sage kannte, ob sie der Gegenstand seines Gedichtes war. Götzinger weist nach, oder behauptet vielmehr, ohne es nachzuweisen, es sey eine Tyrolische Sage, die Schiller zum Vorwurf seines so schönen Gedichtes gemacht habe. Warum sollte der Dichter beim Vorhandenseyn eines so romantischen Heldennamens, wie Roland, einen Andern, weit weniger bekannten, gewählt haben? —

Das Siebengebirge liegt uns nun ganz nahe, und erweckt lebhaft den Wunsch, seine mäßigen Höhen ersteigen, seine gewiß romantischen Thalgründe durchirren zu können. Die Drachenfelsruine ist eine Gespielinn der Blitze, so hochragend und schroff stand und steht kein andres Rheinisches Schloß. Hier war es, wo der Nibelungenheld Siegfried den Drachen tödtete und verbrannte, worauf er sich mit dem Fette des Ungeheuers hörnte. Wie lieblich mag die Sommerluft in diesem kleinen Waldgebirge wehen, wie traulich im Schatten seiner Thäler die Sage flüstern! Uns treibt es weiter. Nahe dem Drachenfels liegt die Wolkenburg in der Wolkennähe, und der Domberg, ein ungeheurer Steinbruch. Dort war früher noch ein Berg, der nicht mehr an seiner Stelle ist. Er ist den Rhein hinunter gefahren, wer ihn sehen und suchen will, muß nach Cöln gehen, dort wird er ihn finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Ueber die Entstehung des sogenannten Höhenrauchs. *)

Schon seit einer Reihe von Jahren liest man in mehreren Blättern über diese Naturerscheinung mancherlei Meinungen, und auch ich theile die meinige und meine Beobachtungen über diese Sache in der Kürze hier mit.

Es würde unnütz seyn, all' die verschiedenen Behauptungen zu wiederlegen; ich führe hier nur die fast allgemein angenommene Meinung an, daß der Höhenrauch Moorrauch sey, und aus den Moorgegenden in Westphalen, Niedersachsen und andern Gegenden komme.

Wahr ist's, daß in einigen Moorgegenden das abgestorbene Moorgras (Eriophorum polystachium Linn.), das meist in Büscheln steht, als Düngmittel, um die Hut zu verbessern, abgebrannt wird, besonders in den Gegenden, wo es wenig Weide giebt. Zufällig bin ich einmal durch diesen Moordampf, zwischen Hannover und Nienburg, nahe bei Neustadt am Rübenberg, gereist. Das Abbrennen geschah nahe an der Landstraße. Es war im April, der Wind sehr stark, feucht und kalt bei bedecktem Himmel; der Rauch flog schnell und dicht über die Felder weg nach einem ungefähr dreiviertel Stunden entfernten Dörfchen zu; kaum erreichte er dieses, so verschwand er größtentheils. — Der Rauch hatte den Geruch von verbranntem feuchten Stroh, aber keineswegs den eigenthümlichen Geruch des Höhenrauchs. — So viel dem Einsender bekannt, geschieht dieses Abbrennen nur in Privat- oder Gemeinde-Mooren, nicht in den großen und gedehnten Mooren, wie z. B. in Ostfriesland, im Oldenburgischen, Arenbergischen, in den Niederlanden und in den Landstrecken zwischen der Unterweser und Elbe *), und dieß schon deßwegen nicht, weil das Moorgras das Material ist, wovon sich der Torf bildet; wird dieses abgebrannt, so muß das Wachsen des Torfs aufhören. — Das abgestorbene Moorgras wird gewöhnlich bei trockner Witterung, zu genannten Zwecken, im März oder April abgebrannt, und zwar, aus begreiflichen Ursachen, früher, als das junge Gras hervorkommt. Die Abbrennungen geschehen in keinen großen Strecken und zu verschiedenen Stunden und Tagen, und es ist unmöglich, daß ein so unbedeutender Rauch sich über einen so großen Theil Teutschlands verbreiten könne; auch wird meines Wissens in den Monaten, wo der Höhenrauch am stärksten zu erscheinen pflegt, wie im Mai, Juni und Juli, das Moorgras nicht mehr abgebrannt.

Noch muß ich bemerken, daß bekanntlich aller Rauch oder Dampf von brennbaren Stoffen, ohne Ausnahme, von der atmosphärischen Luft aufgelöst, zersetzt, verschluckt wird (oder wie man es nennen will) und verschwindet. Dieses geschieht langsamer oder geschwinder, nach Beschaffenheit der atmosphärischen Luft und den Bestandtheilen des Rauchs. Sehr geschwind geschieht dieß im Winter bei strenger Kälte, bei Nord- oder Ostwinden und bei hohem Barometerstande, wie man sich von

*) Aus dem schriftlichen Nachlaß eines hiesigen Gelehrten.

*) Man sehe über diese großen Torfmoore 1) die große trigonometrische Karte von Westphalen von le Coq, 2) die Karte von Ostfriesland (ist eine Reduction der le Coq'schen u. A.), 3) die trigonometrische Karte von Oldenburg, gezeichnet von Therz 1802. 4) die schöne Moorkarte von Fr. Findorf 1795, und man wird erstaunen, was für eine ungeheure Niederlage in diesen Gegenden von einem so nützlichen Brennmaterial liegt, das in den ersten tausend Jahren nicht erschöpft werden wird, wie in England die Steinkohlen; sie gleicht den großen Niederlagen von Steinsalz in den Carpathischen Gebirgen. Ein nicht geringer Theil dieses Gebirges soll aus diesem Mineral bestehen. Zu welchen Zwecken hat der Schöpfer diese großen Niederlagen auf diesen Punkten der Erde angehäuft? — Doch diese Sache gehört nicht hierher.

dem Rauche aus den Schornsteinen zu diesen Zeiten leicht überzeugen kann. Bei feuchter und schwerer Luft und tiefem Barometerstand geschieht dieß langsamer. Bei dieser Beschaffenheit der Luft sieht man den Rauch lange über den Dächern der Dörfer, Städte und Thäler schweben, verschwindet aber doch nach Sonnenuntergang oder während der Nacht. Am schwersten und langsamsten verschwindet der schwefelhaltige Rauch, wie Einsender Dieses von den erstickenden schwarzen und gelben Dämpfen, bei einem Ausbruch des Vesuvs im August 1816, oft gesehen hat.

Dieses nur zur Wiederlegung der Meinungen, daß der Höhenrauch ein Moordampf seyn könne.

Nach meinen vieljährigen Betrachtungen wird wohl der Höhenrauch nichts Anderes seyn, als eine Zersetzung electrischer Wolken. *)

Niemals sieht man Höhenrauch, als nur dann, wenn mit den electrischen Wolken Wärme eintritt, und Gewitterwolken entstehen **), d. i. im April, höchst selten im März. Vor den Frühlings-Nachtgleichen und nach den Hundstagen oder im September, erinnere ich mich nicht, Höhenrauch gesehen zu haben.

Bei starkem und anhaltendem Höhenrauch sieht man viele kleine und größere electrische Wolken und der Horizont ist damit bekränzt; sie sind aber nicht zusammenhängend und zusammengedrängt, wie bei einem Gewitter. Die Zersetzungen geschehen nicht allgemein, sondern nur an verschiedenen Punkten zugleich. Hier verschwinden sie, erzeugen sich aber immer wieder. Bei diesen Erscheinungen oder Prozessen ist der Höhenrauch dauernd, und erstreckt sich dann über einen großen Theil Teutschlands. Es läßt sich aber dabei nicht genau unterscheiden, ob die Zersetzungen allein bei den electrischen Wolken oder auch bei der Luft-Electricität überhaupt. Dabei ist es am Tage heiß und trocken, Abends kühl und zuweilen kalt, der Wind fast immer Nord-West oder Nord. — Verwandeln sich diese Wolken in Regenwolken, so hört das Zersetzen auf, der Höhenrauch verschwindet bald wie anderer Rauch, auch wenn es nicht regnet.

Zu andern Zeiten sah ich starke Gewitter sich bilden, mit tief gehenden Wolken bei Süd-West-Wind. In dem Augenblick konnte man den Ausbruch eines sehr starken Gewitters erwarten; es geschah aber nicht; die schwarzen Wolken veränderten die Farbe, wurden aschgrau und gelblich, und in wenigen Minuten stand die ganze Gegend in dicken Höhenrauch. Der Wind sprang nach Norden um, die Atmosphäre wurde kühl und nach Sonnenuntergang kalt. Es sind dieselben Erscheinungen, wie man sie nach dem Ausbruch eines starken Gewitters wahrnimmt. — Werden dabei die electrischen Wolken alle zersetzt, so sieht man den folgenden Tag keinen Höhenrauch mehr, und er erstreckt sich nur auf gewisse Gegenden, wie die Gewitter und Gewitterregen. *)

Einf. hat den Höhenrauch zum ersten Male 1782 gesehen, und zwar in Begleitung der Influenza oder Grippe, wie in diesem Jahre. — Ob der Höhenrauch schon früher und in frühern Jahrhunderten beobachtet worden ist? ob man ihn auch im südlichen Teutschland, der Schweiz, Frankreich, Italien, Spanien, England gesehen hat? — Man sieht den Höhenrauch manche Jahre gar nicht, in andern nur wenig, in andern wieder sehr stark und dauernd. Was sind die Ursachen davon?

*) Electrische Wolken haben das Ansehen wie auf einander geschichtete Felsenmassen. Die täuschendste Aehnlichkeit haben sie in der Ferne mit den Gletschern in den Schweizer-Alpen, wie man dieses auf der Esplanade bei der Cathedralkirche in Bern sehen kann.

**) Im Winter erscheint kein Höhenrauch, obgleich man oft viele electrische Wolken sieht.

*) Herr Meisterlin in Detmold hat richtig beobachtet, und die Beobachtung, die er am 18. Juni 1831 gemacht, ist sehr merkwürdig (S. Orf.-Ztg. № 131 d. J.).

Die Zersetzungen electrischer Wolken ist ein chemisch-atmosphärischer Prozeß, wie alle atmosphärische Erscheinungen oder Meteore. — Unter welchen Beschaffenheiten und Bedingungen der Luft geschieht diese Zersetzung? — Eine genügende Beantwortung der letzten und noch anderer Fragen wird für den Physiker und Naturforscher eine schwierige Aufgabe seyn. Die Sache gehört zu der Meteorologie und Vorhersagungen der Witterung, die bis jetzt auf keinem festen Grunde ruhen und daher höchst schwankend und unsicher sind; sie gleichen den Vorhersagungen der Aerzte bei Krankheiten. — —

Diese Beobachtungen lassen sich leicht wiederholen, erweitern und verbessern, was der Wunsch des Einf. ist; er erlaubt sich aber dabei die Bitte, sie unbefangen und nicht mehr durch den Moordampf zu machen. —

Korrespondenz-Nachricht.

Lyon, April.

Wenn die Progression so fort geht, so wird Frankreich den Colonialzucker bald ganz entbehren können. Dadurch wird natürlich die Lage der Colonien immer bedenklicher, und um die drohende Gefahr etwas von ihnen zu entfernen, denkt die Regierung darauf, eine Abgabe auf den Runkelrübenzucker zu legen, und hat darüber auch vor Kurzem einen Gesetzvorschlag vor die Kammern gebracht. Wir glauben hier, dieß wäre ein großer Mißgriff, eine auffallende Härte gegen die Französische Industrie zu Gunsten der Colonien, die doch wenigstens nicht auf Kosten des Mutterstaats gehoben werden dürfen. Einer unserer besten Staatsökonomisten sagt darüber Folgendes: „Den Colonien wird in Kurzem ihre Todesstunde schlagen, und alle Bemühungen können dieß nur um etwas verschieben, aber nicht ganz verhindern. Hundert Kilogramme Colonialzucker kosten bei uns 90 Fr., von dem gleich guten Runkelrübenzucker wird aber die gleiche Quantität schon jetzt zu 45 Fr. gegeben, in Lieferungscontracten für sieben Jahre; welche Fortschritte werden wir aber in sieben Jahren in dieser Industrie gemacht haben! Es ist vorauszusagen, daß dann dieser Zucker den ärmern Klassen zu 20 Centimen, also um denselben Preis wie das Salz gegeben werden kann. Die Entdeckung und Vervollkommnung des Runkelrübenzuckers ist für die Gewinnung des Rohrzuckers in den Colonien, was die Entdeckung des Seewegs um das Cap der guten Hoffnung für den Handel der Venetianer im rothen Meere war. Die Fahrt um jenes Vorgebirge ist viel länger, um nach Indien zu kommen, und doch ist sie die wohlfeilste. Die Runkelrübe ist ärmer an Zuckerstoff als das Zuckerrohr, aber wir bauen sie viel leichter mit den Armen freier Menschen, die immer wohlfeiler arbeiten, als Sklaven, mit unserer bessern Mechanik, unserer immer fortschreitenden Wissenschaft und unsern wohlfeilern Kapitalien. Möge dieß die Regierung bedenken, und der Runkelrübenzuckerfabrikation wenigstens noch für drei Jahre Steuerfreiheit schenken.“

Gottesdienst.

Sonntag, den 5. Juni.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Past. Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Pastor Pauli.....	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Dr. Krummacher.....	St. Ansgarii	9 „
Hr. Dr. Böckel.....	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Dr. Pletzer.....	— — —	12 „
Hr. Pastor Iken.....	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor v. Hanffstengel	— — —	1 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Loose.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Hr. Pastor Meinerthagen.	Armenkirche	8 „
Hr. Pastor Probst.....	St. Johannis	6½ „ Messe
Hr. Vicarius Driver.....	— — —	9 „ Hochamt
Hr. Pastor Probst.....	— — —	10 „ Predigt
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8 „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 45.

Bremen, Sonntag den 5. Juni 1836.

Gestorben:

Nro. 555. Den 30. Mai. Des Hökers Friedr. Wilh. Rahe Sohn, 1¼ Jahr; Oelmühlenstraße Nro. 19.

— 556. Den 31. — Des verst. Kaufmanns August Geller Wittwe, geb. Meyer, 72 Jahr; Langenstraße Nro. 34.

— 557. Den 31. — Der Raschmacher Joh. Hinr. Bolte, 75 Jahr; Muggenburg Nro. 6.

— 558. Den 31. — Des Maurergesellen Christ. Wienken Sohn, 6 Monat; Rosenkranz Nro. 20.

— 559. Den 31. — Des Arb. Joh. Hinrich Wiewesing Sohn, 31 Jahr; kl. St. Johannisstr. Nr. 12.

— 560. Den 1. Juni. Des verst. Zimmergesellen Friedr. Denker Wittwe, geb. Blome, 82 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 85.

— 561. Den 1. — Des Maurergesellen Joh. Hinr. Docke Ehefr., geb. Behrens, 57 Jahr; Mühlenstr. Nro. 18.

— 562. Den 1. — Die Näherinn Rebecka Esthar. Schneider, 60 Jahr; Dreckort Nro. 9.

— 563. Den 1. — Des Schneiders Hinr. Mensing Sohn, 1 Jahr; Heerdenthorswallstraße.

Nro. 564. Den 1. Juni. Des verst. Packers und Kornaufsehers Friedr. Matthias Becker Wittwe, geb. Foltermann, 73 Jahr; Schlachte Nro. 6.

— 565. Den 1. — Des verstorb. Justus Joh. Germer Wittwe, geb. Wilckens, 65 Jahr; Armenhaus.

— 566. Den 2. — Des Arb. Hinrich Friedr. Schierloh Sohn, 1 Jahr; Langenstraße Nro. 78.

— 567. Den 2. — Des Schuhmachermeist. Gerh. Herm. Weber Ehefr., geb. Neelsen, 69 Jahr; Morterburg Nro. 17.

— 568. Den 2. — Des Arb. Jan Woelken Ehefr., geb. Rhodenberg, 70 Jahr; Süderstraße Nr. 14.

— 569. Den 2. — Des verst. Eisenkrämers Heinr. Diedr. Opterbeck Tochter, 24 Jahr; große Fuhrleutestraße Nro. 17.

— 570. Den 2. — Des Branntweinbrenners Casten Busch Ehefr., geb. Behrens, 66 Jahr; gr. Fuhrleutestraße Nro. 13.

— 571. Den 3. — Des Küpers Heinr. Rudolph Grobrügge Sohn (todtgeb.); Großenstr. Nr. 12.

Geburten:

Nro. 680. Den 30. Mai. Des Plättirers Carl Friedr. Gastmeyer Ehefrau, geb. Mülker, Ansgariithorssteinweg Nro. 5; von einem Knaben.

— 681. Den 30. — Des Christ. Jacob Bandow Ehefr., geb. Oertzen, gr. Rosenstraße Nro. 41; von einem Mädchen.

— 682. Den 30. — Des Mobilienhändlers Joh. Heinr. Conrad Heimberg Ehefr., geb. Knüdel, Hankenstraße Nro. 28; von einem Knaben.

— 683. Den 31. — Des Kaufmanns Adolph Conr. Ristenpart Ehefr., geb. Boelsch, Obernstr. Nr. 31; von einem Mädchen.

— 684. Den 31. — Des Postsecretairs Henning Eduard Heinsius Ehefrau, geb. Brants, Königsstraße Nro. 3; von einem Mädchen.

— 685. Den 31. — Des Küpers Joh. Chr. Wilh. Bornemann Ehefrau, geb. Bolte, Grünenstraße Nro. 29; von einem Mädchen.

— 686. Den 31. — Des Landmanns Hinr. Hustedt Ehefrau, geb. König, Hastedt Nro. 70; von einem Knaben.

— 687. Den 1. Juni. Des Hökers Jacob Breyhahn Ehefrau, geborne Thomsen, Kiefstraße Nro. 8; von einem Knaben.

Nro. 688. Den 1. Juni. Des Schuhmachermeist. Joh. Christ. Kracke Ehefr., geb. Bunte, gr. Hundestraße Nro. 6; von einem Knaben.

— 689. Den 1. — Des Schiffszimmermanns Joh. Heinr. Rauch Ehefr., geb. Blume, hint. Stephanithorswall Nro. 29; von einem Mädchen.

— 690. Den 1. — Des Stuhlmachers Johann Heinrich Lürßen Ehefr., geb. Grönninger, Theerhof Nro. 40; von einem Knaben.

— 691. Den 1. — Des Lohgärbergesellen Johann Gottl. Messerschmidt Ehefrau, geb. Breit, kl. Helle; von einem Knaben.

— 692. Den 2. — Des Vergolders August Friedr. Holzhausen Ehefr., geb. Meyer, kl. Hundestraße Nro. 15; von einem Knaben.

— 693. Den 2. — Des Schuhmachers Johann Daniel Schütte Ehefr., geb. Engelken, Buntenthorssteinweg Nro. 128; von einem Knaben.

— 694. Den 3. — Des Küpers Heinr. Rudolph Grobrügge Ehefr., geb. Hashagen, Großenstraße Nro. 12; von einem todten Knaben.

— 695. Den 3. — Des Schneiders Ernst Friedr. Zerbel Ehefr., geb. Wellmann, Schweinestr. N. 43; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 241. Der Straßenmachermeister Diedr. Bolte am Buntenthorssteinwege u. Sophie Hartmann, geb. Meyer, aus Seckenhausen.

— 242. Der Landmann Johann Meyer zu Morsum und Cathar. Margar. Adelheid Thies zu Ritzenbergen bei Verden.

— 243. Der Zimmermann Friedr. Wiechmann zu Stuhr und Wübke Margar. Sanders zu Moordeich.

— 244. Der Arb. Jacob Martin Graff, oder Grawe, und Margar. Dor. Brookmann, Beide von hier.

— 245. Der Schiffskapitän Johann Heinr. Julius Eugen Laun und Regine Margar. Luise Jansen, Beide von hier.

— 246. Der Matrose Heinrich Eduard Lübke zu Ronnebeck, Amts Blumenthal, und des verstorb. Matrosen Henr. Christ. Kakerdeck, genannt Wilms, Wittwe, Cathar. Doroth. Becker daselbst.

Nro. 247. Der Segelmacher Johann Hendrik Jansen zu Lüsumstotel und Anna Segelken daselbst.

— 248. Der Weinküper Carl Friedr. Bader hieselbst und Gesina Take aus Osterholz.

— 249. Der Cigarrenmacher Carl Friedrich Thierbach und Anna Heilshorn, Beide von hier.

— 250. Der Weinküper Joh. Friedrich Christian Klemm und Anne Maria Bensemann hieselbst.

— 251. Der Knopfmacheramtsmeister Joh. Heinr. Wappesahl hieselbst und Aleid Jans Nannings aus Weener.

— 252. Der Schuhmacher Joh. Friedrich Otte Weilant am Buntenthorssteinwege und Anna Catrina Raukopf daselbst.

— 253. Der Wildhändler Carl Wilhelm Brökerbaum und des verstorb. Unteroffiziers Rudolph Hemmer Wittwe, Johanna Cathar. Margar. geb. Herzog, hieselbst.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 46.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 9. Juni 1836.

Unwiderruflich dorrt die Blüthe,
Unwiderruflich wächst das Kind;
Abgründe liegen im Gemüthe,
Die tiefer als die Hölle sind. Platen.

* Gedichte von August Krüer.

V.

Der schwarze Unhold.

Es führt eine alte Sage,
Die macht oft Manchen stumm,
Vom schwarzen Unhold Klage,
Der ging auf Erden um.

Das war ein arger Sünder,
Der nur auf Schuld bedacht,
Viel tausend Menschenkinder
Um ihre Unschuld gebracht.

Zerstörte im wüsten Toben
Die schöne Gottessaat,
Herrgott der sah von oben
Mit Grimm die böse That.

In brausenden Gewittern
Fuhr er vom Himmelreich,
Der Schwarze stand voll Zittern,
Und ward vor Schrecken bleich.

Und so in der Gebärde
Blieb ihm der blasse Schein.
Seit der Zeit soll die Erde
So voller Teufel seyn.

VI.

Philister und ich.

Ei, wißt ihr mir denn keinen Mann,
Der fein sich für mich bücken
Und gut mich protegiren kann?
Dann wird's mir endlich glücken.

Dann wird wohl so ein Aemtchen mein,
Kann ruhig weiter streben,
Zieh' auch mein Mädchen mit hinein
In das Philisterleben. —

Und wiege meine Kind' voll Freud',
Kann mit der Pfeife schlendern,
Und klage dann mit Nachbarsleut',
Daß sich die Zeiten ändern.

Und habe stets viel Worte feil,
Hoch auf der Nas' die Brille,
Und lese so aus Langerweil'
Roman und Hauspostille.

Und klebe an der Scholle fort,
Lass' mir die Ruh' nicht rauben,
Und glaube denn auch Wort für Wort,
Was and're Menschen glauben.

Und hab' ich endlich ausgegähnt
Dann trägt man mich zu Grabe,
Ein prächt'ger Leichenstein erwähnt,
Was ich geschaffen habe. —

Jetzt aber treibt's von Land zu Land
Mich fort mit heißem Drängen,
Es zieht mich ein unsichtbar Band,
Es lockt mit süßen Klängen.

Es reißt mich fort mit wilder Hast
All überall zu fragen
Ein tiefes Sehnen, ohne Rast,
Und kann es nicht erjagen.

Unzähmbar ist der heiße Trieb,
Und weiß ihn nicht zu nennen;
Die Welt doch will den Tagedieb
Voll alter Klugheit kennen.

Er hat ein blasses Angesicht
Und fast zerriss'ne Kleider,
Macht wüst und unnütz gar Gedicht';
Ein wahrer Hungerleider. —

Doch fort mit diesem alten Brei,
Er klingt verzweifelt fade,
Frau Muhme steht Gevatter dabei
Und dreht ihn rund im Rade. —

Ich aber bin im Leid' voll Lust,
Sie webt mir tausend Sänge,
Sie zieht durch meine volle Brust
Im Strome froher Klänge.

Und Blumen blühen roth und weiß
Dereinst auf meinem Grabe,
Und ihre Düfte reden leis',
Was ich gesungen habe. —

Der Schützenhauptmann.

(Fortsetzung.)

Hier auf dem Schloßplatze fragte er nach Herzog Casimir, aber man stieß den ärmlich gekleideten Buben von einem Winkel in den andern, und verspottete ihn, hatte er mit nassen Augen die Ursache erzählt, warum er den Landesherrn durchaus sprechen müsse. Endlich fand sich doch ein freundlicher Greis, welcher rieth, noch ein Stündchen zu harren, dann werde der Herzog ausreiten und Severin einen Fußfall wagen dürfen. Solche liebreiche Worte trösteten den Knaben; er beschloß zu warten, setzte sich auf eine steinerne Bank nieder, spannte dann aus Langeweile seine Armbrust, zielte nach dem Sperling, welcher hoch auf einer Schloßzinne zwitscherte, und schoß ihn herunter. So that er ein Paar Mal und das belustigte die wachthabenden Trabanten; sie gruppirten sich um den kleinen Schützen, reichten immer neue Bolzen und jubelten nach jedem Schuß so laut, daß der so eben über den Platz schreitende Herr Detlef von Schwerin, Pommerscher Marschall und Hofmeister, aufmerksam wurde. Man sagte ihm die Ursache des Lärms; neugierig trat er in den Kreis, welchen die Trabanten respektvoll öffneten. Kaum hatte Severin den stattlich angethanen Ritter erblickt, als er, denselben für Herzog Casimir nehmend, zu seinen Füßen stürzte und die Bitte stammelte, ihn Kirchenschüler werden zu lassen, damit einst ein Mönch aus ihm werden könne. Der immer wohlgelaunte Schwerin fand es höchst spaßhaft, daß gerade solcher Wunsch von einem Knaben gehegt sey, der noch so eben bewiesen, welches bewundernwerthe

Talent für den Gebrauch seines Kriegswerkzeugs in ihm wohne, und den eignen Namen sagend, wies er den kleinen Bittsteller an den Herzog. „Aber“ — so lachte er im vaterländischen Dialekt:

»Kummst nich tho em int Fenster 'nein,
Ward quade Hülp vom Hartog seyn!«

Diese Scherzrede aus dem Munde eines vornehmen Mannes, der seinem Kindergeiste ein Wesen höherer Art erschien, ward von Severin für Ernst genommen. Er hielt sich an das Wort, und kaum hatten seine brennenden Blicke die Höhe nach einigen Fenstern des Schlosses gemessen: als, die Armbrust fortschleudernd, er schon begann, das Mauerwerk zu erklimmen, sich von einem Rüststein, von einer erhabenen Linie, von einer Brüstung zur andern schwang und nicht eher rastete, bis er haushoch an der steilen Mauer hing und durchaus nicht weiter konnte. Schwerin hatte das halsbrechende Wagestück von Anfang an gesehen und dabei gelacht wie ein Wahnsinniger; aber als er zuletzt den Knaben dort oben gleichsam in der Luft schweben sah — da ward ihm bange, und schnell befahl er, Leitern anzusetzen, und den Tollkühnen zu retten. Sein Wille geschah, und nun in wohlmeinenden Worten das Mißverständniß lösend, bedeutete er, ein Kopf wie Severin's sey nicht zur Tonsur bestimmt; den Gedanken möge er nur immer aufgeben, sich vielmehr zum tüchtigen Manne und Krieger bilden, wie Herzog Casimir deren jeder Zeit bedürfe, und wenn es ihm dereinst gelinge, einen wesentlichen Dienst zu leisten, so werde der Landesvater ihn sicherlich auch danach belohnen. Damit stieg er die Schloßtreppe hinauf. Severin aber starrte dem Ritter nach, dessen Rede ihm zum zweiten Male ein Orakelspruch schien, und alles unnatürlich Ernste, welches der Kindesseele eigentlich nur aufgedrungen gewesen, das trat zurück, als jene lustigen Trabanten noch eine Zeitlang mit dem kleinen Schützen geplaudert, und auch auf ihre Weise einen Kommentar zu des Marschalls Belehrungen geliefert hatten. So erheitert und sich selbst wiedergegeben, kehrte Severin heim nach Garz, warf sich der Mutter um den Hals und schmeichelte so lange, bis sie versprach, nicht zu weinen, bereite er sich für ein rüstiges Weltleben vor. Was er in Stettin gesehen und gehört, das schwirrte in seinem Kopfe, und er ward noch viel ungeduldiger, als von der Bürgerschaft zu Garz funfzig Mann zu Fuß und acht mit Spießen bewaffnete Reiter ausgehoben wurden, sich fleißig in den Waffen übten und nur auf Herzog Casimir's Ankunft harrten, um sich dessen in die Ukermark feindlich eindringendem Heer anzuschließen. Gleich allen andern Knaben der Stadt, fand sich Severin regelmäßig auf dem Drillplatze ein; aber ihm war's nicht genug zuzuschauen, er machte auch alle Exercitien mit, so weit das seine Kräfte erlaubten, überredete seine Kameraden zu thun wie er, und den Fußknechten zur Seite schaarte sich bald ein munterer Knabentrupp, den Severin wie ein Hauptmann befehligte. Wenigstens bei dem Letzteren war es nicht kindlicher Scherz mehr, daß er die mit kurzen Spießen und leichten Armbrüsten bewaffneten Buben ebenfalls aufstellte, als Herzog Casimir IV. aus Stettin herüberkam, und die Garzer Mannschaft musterte. Herr Detlef von Schwerin hatte bereits von Severin gesprochen, und den jungen Fürsten gefiel das interessante Gesicht des kleinen Schützenhauptmanns; ihm das Kinn streichelnd, sprach er einige gütige Worte und schloß mit dem Scherz: „Nun hab' Dich wohl, Büblein, und wenn die Männer auswärts sind, dann schütz' Du mir die Stadt!“

Solche Aeußerung machte unbeschreiblichen Eindruck auf Severin und erfüllte ihn mit Stolz, weil er fest überzeugt blieb, der Herzog habe es ernstlich gemeint; eben so meinten auch seine Genossen, und wenn gleich die Väter darüber spot-

teten, so gestanden sie doch, Severin sey ein gar wichtiger und beneidenswerther Junge, denn der Landesherr selbst habe mit ihm gesprochen. Dieß Urtheil bestärkte den Schützenhauptmann nur in seinem kindlichen Wahn, die Vaterstadt müsse bei Gelegenheit von ihm vertheidigt werden. Darum setzte er nicht nur mit verdoppeltem Eifer das Waffenspielen fort, sondern von dem Augenblick an, wo er Herzog Casimir in den Brandenburgischen Krieg gezogen wußte, betrachtete er sich gleichsam als Vice-Kommandant von Garz, und horchte mit unsäglicher Unruhe auf Nachrichten aus Angermünde.

Im festen Schlosse dieser Stadt befehligte Ritter Johann von Briesen eine Pommersche Besatzung, und sah von einem Brandenburgischen Heere sich angegriffen, zugleich aber auch der kräftigen Hülfe entgegen, welche sein Landesherr bringen werde. Wirklich eilte Herzog Casimir an der Spitze zahlreicher Vasallen, denen sich alle Söldner des Bischofs Magnus von Cammin, und sogar Polnische Hülfsvölker unter Peter Kerdeluky angeschlossen, zum Entsatz der vom Feinde bedrängten Stadt herbei. Da kam es alsbald zum entscheidenden Treffen, und trotz ihrer Tapferkeit wurden die Pommern total geschlagen. Herr Detlef von Schwerin blieb auf dem Platze, mit ihm fanden Peter Kerdeluky und sechzig Ritter einen blutigen Tod; zweihundert Andere wurden gefangen, und Herzog Casimir verdankte Freiheit und Leben nur der Selbst-Opferung treuer Leibwächter. (Der Beschl. folgt.)

Die Rheinfahrt.

(Fortsetzung.)

Wir sehen die vielbesuchte Ruine Godesberg und bald darauf das heitre Bonn, dessen heiterste Seite mir jedoch nicht gegen den Rhein zugekehrt schien, vielmehr geben die hohen und unnöthigen Stadtmauern dem Aeußern des Ortes ein altväterisch düsteres Ansehen. Ueberhaupt war die Ungunst des Himmels daran Schuld, daß diese Schöne mir ihre Reize neidisch verhüllte; ich fand die Straßen schmutzig und nirgends die gerühmte Anmuth der Stadt. Die Gegend ist ein Paradies.

Wir kamen Nachmittags gegen 5 Uhr in Bonn an, und ich besah an diesem und am andern Tage einige der interessanten und vielbeschriebenen Merkwürdigkeiten, und unter ihnen zuerst den Münster. Seine Bauart ist die spätere Byzantinische. Er wurde, der Sage nach, von der Kreuzerfinderinn Helena, Constantin's des Großen Mutter, gegründet, doch weit später neu erbaut. Der Baustyl im Innern ist bei vieler regelmäßigen Schönheit, nicht ganz Byzantinisch, vielmehr mit dem Gothischen gemischt. Die geringen Glasmalereien sind aus der Zeit, wo die Kunst verfiel. Nächst einem modernen Marmordenkmal der Stifterinn, und einigen anderen mit Wappen und Allegorien aus der spätern Zeit, sind auch noch einige mittelalterliche steinerne Epitaphien vorhanden. Das Universitätsgebäude, das ehemalige kurfürstliche Palais, ist wirklich sehenswerth, und nur wenige Deutsche Universitäten werden diese Räumlichkeit, verbunden mit freundlicher Ausschmückung ohne Pracht, wie sie dem Ernste der Wissenschaften ziemt, aufzuweisen haben. Die Bibliothek, obgleich noch jung, steht im kräftigen Wachsthum, und hat in zwei großen Sälen und einem geräumigen Lesezimmer ein angemessenes, sehr zweckmäßig eingerichtetes Local. In der Aula, einem nicht allzugroßen Salon, sind drei wandhohe, sinnvoll allegorische Fresken fertig, welche die Theologie, Jurisprudenz und Philosophie vorstellen; die vierte Facultät, die Medizin, ist noch nicht begonnen. Diese Gemälde sind mit Fleiß angelegt und ausgeführt, namentlich hat man sich bestrebt,

viele der darauf vorgestellten historisch denkwürdigen Männer aus den verschiedenen Schulen durch Portraitähnlichkeit kenntlich zu machen, manchmal ist diese auch mißglückt. Es ist damit eine eigne Sache, und laufen zu viele Menschlichkeiten mit unter; so sah ich einst in einer Süddeutschen Stadt ein durchaus allegorisches Kirchenbild von einem übrigens äußerst liebenswürdigen und achtungswerthen Künstler, wo unten die Seligen und die Verdammten zu schauen waren, unter den ersten befand sich der König von Baiern, und bescheidentlich auch der Künstler und sein Bruder, unter den letztern aber Doctor Luther. Sancta Simplicitas lebt immer noch, eine wunderliche Heilige. Ich sollte meinen, die neuere Kunst müsse die Allegorie verschmähen, und ich weiß nicht, ist es die Assonanz der Worte, oder die Zeit, in welche beide am meisten fallen, ich kann nie an Allegorie denken ohne auch an Allongeperrücken denken zu müssen. Vielleicht schwindet sie dann, wenn einmal auch das starr festgehaltene Facultätswesen endet, und das Gebiet der Wissenschaften durch keinerlei Mauer und Cordon mehr abgegränzt wird.

Ein Spatziergang nach Poppelsdorf belohnte sich mir köstlich. Die Einrichtung des dortigen naturhistorischen Museums ist höchst bewunderungs- und achtungswerth, und außer dem Grottenzimmer nichts daselbst, was an die Zopfzeit erinnern könnte. Die Anordnung und Aufstellung ist ganz ausgezeichnet zu nennen, da steckt nichts in Kästen hinter Schloß und Riegel, Alles steht und liegt in schöner Folge, in systematischer Ordnung dem Auge zur Schau offen in Schränken und auf Tafeltischen da, und darunter viel Seltenes und Kostbares. Das reichhaltigste Cabinet macht keinen angenehmen Eindruck, wenn der Raum, den es einnimmt, allzu beschränkt ist, und wenn die Seele des Ganzen, wenn Ordnung fehlt. Die Suiten der Rheinischen Gebirgsarten in dem Grottenzimmer sind sehr belehrend, und die Modelle, welche das Berg- und Hüttenwesen in seinem ganzen Umfang vorbilden, nicht minder sehenswerth. In dem Saale der Skelette und Intestinalien sind auch Geweihe von ausgezeichneter Schönheit. Auch der flüchtige Beschauer findet unter den schöngeordneten Conchylien, Moorgewächsen, Mollusken, Insecten und Crustaceen manches Seltene; Fische und Amphibien nehmen einen Saal für sich ein, die Vögel desgleichen. Daß unter den Säugethieren sich noch Lücken finden, darf nicht befremden. Ich sah auf derselben Reise das nicht minder ansehnliche Museum zu Brüssel, allein ich gebe dem zu Bonn unbedenklich den Vorzug. Schon die erwähnten, mit Fleiß gesammelten Suiten Rheinischer Mineralien zeichnen letzteres vortheilhaft aus. (Die Forts. folgt.)

Die Glockenspieler in England.

Die edle Kunst des Glockenspieles, die den meisten Völkern des Kontinents unbekannt ist, wurde in England mit besonderer Sorgfalt und einer wahren Vorliebe getrieben. Wettkämpfe und Konkurse wurden ausgeschrieben, in deren Folge sich oft tödtliche Feindschaft zwischen den rivalisirenden Glockenspielern entspannen. Zwar besitzt England keine Glockenspiele, die sich mit denen von Delft und Leiden in Holland vergleichen ließen, aber es hat doch den „Großen Thomas“ von Oxford, der nach einander die Ankunft des Commodore Anson, die Schlacht von Dettingen, die Einnahme von Quebek, die Thronbesteigung und Vermählung Georg's III. und endlich die Krönung Georg's IV. verkündete. Die Glockenspiele der Thurmuhren von London bieten keine Abwechslung wie die in Holland; sie sind sehr monoton und wiederholen stets das Nämliche, was jedoch den berühmten Viotti nicht gehindert hat, dieses

Thema in sein schönes Violinkonzert aufzunehmen, wo es eine herrliche Wirkung macht.

Die Kunst des Glockenläutens hat ihre Geheimnisse, die man mit den Glockenspielen in England und Holland nicht verwechseln darf. Das Glockenspiel ist ein mechanisches Kunstwerk, um aber die in freier Luft aufgehangenen Glocken ertönen zu lassen, bedarf es eines kräftigen Arms und großer Gewandheit. Was man in England „Wechsel der Glocken" nennt, besteht darin, daß man sie wechselsweise in verschiedener Reihenfolge ertönen läßt, und dieß ist von großer Wichtigkeit. Wenn zwei Glocken auf zwei verschiedene Weisen geschlagen werden können, so steigt dieß bei drei Glocken auf 6 und bei vier auf 24. Im Verfolg der geometrischen Progression dieser Berechnung hat man herausgebracht, daß, um alle Kombinationen von 12 Glocken zu schlagen, 80 Jahre erforderlich wären, zwei Schläge auf die Sekunde gerechnet. Sogar Gelehrte haben sich mit diesen Berechnungen, die ins Unendliche gehen, beschäftigt, und es ist über dieselben in Norwich ein ganzer Band erschienen, in welchem man lesen kann, daß, um alle Kombinationen von 80 Glocken (zwei Schläge auf die Sekunde gerechnet) zu schlagen, die Summe von 117 Billionen Jahren erforderlich ist.

Die verschiedenen Weisen, die Glocken zu schlagen, werden durch besondere Ausdrücke bezeichnet. Der mit dem Klöppel geführte Schlag wird Bob genannt. Der Bob maximus ist das, was man bei uns ein ganzes Geläute nennt. Der dreifache Bob besteht darin, daß man die Glocke zweimal anschlagen und den Ton nach der ersten Vibration auf sich selbst zurückfallen läßt. Außerdem hat man noch einen Bob-cator des Großvaters, einen Bob-major, einen doppelten Bob-major und einen umgekehrten Bob-major. Im Jahre 1809 fand auf dem Theater zu Norwich eine Production von einem berühmten Glockenspieler, Namens Samuel, statt, zu welcher acht Glocken aufgehängt waren. Die Journale ließen dem Künstler alle Gerechtigkeit wiederfahren, und lobten die Gewandheit, mit der er (wie sie sich ausdrückten) binnen 2½ Minuten den ganzen Cyklus seiner dreifachen Bobs, und binnen 5 Minuten den der Bobs-cator des Großvaters durchgeführt habe. „Aber," sagte ein Journalist bei dieser Gelegenheit, „was sind diese kleinen Glöckchen neben jenen ungeheuren ehernen Glocken, deren sonorer Ton weithin durch die Lüfte hallt? Ein Konzert auf solchen Glöckchen verhält sich zu einem Glockenkonzert wie eine Revue gegen eine Schlacht."

Im Jahre 1796 geschah viel im Felde des Glockenspieles. Im August dieses Jahres schlugen die jungen Leute von Westmoreland in 3 Stunden 20 Minuten auf dem Thurm der Marienkirche alle auf sieben Glocken nur möglichen Kombinationen, 5040 an der Zahl. Dieß spornte alle Glockenspieler zur Nacheiferung, und Stephan Hill, dessen Name noch in ehrendem Andenken steht, ließ zu Kidminster ein großes aus 4984 Kombinationen oder 1,267,453 Schlägen bestehendes Glockengeläute ausführen. Die jungen Leute von Cambridge wollten nicht zurückbleiben, und gaben auf den Glocken der großen Marienkirche 6600 verschiedene Kombinationen zum Besten. Die Liebhaber strömten herbei, mit den Uhren in der Hand, um die Regelmäßigkeit der Ausführung beurtheilen zu können, und ihr Ausspruch fiel günstig für die Glockenläuter aus; sie hatten im Takt kaum den sechsten Theil einer Minute nachgegeben, und das letzte Tausend Schläge hatte nicht mehr Zeit erfordert als das erste.

Acht junge Leute von Birmingham, von Enthusiasmus für die edle Kunst entflammt, wollten ein vollständiges Geläute von 15,180 Bobs-major ausführen; ihre Kräfte waren aber dem Unternehmen nicht gewachsen, und sie mußten nach

14,220 Geläuten, welche 8 Stunden 45 Minuten in Anspruch nahmen, aufhören.

Die ausgezeichnersten Liebhaber dieses seltsamen Zweigs der musikalischen Kunst leben in Norwich und Cumberland. Der Patriarch des Englischen Geläutes und Präsident der Gesellschaft der jungen Leute in Cumberland, Herr Patrick, dem der von der Gesellschaft von Norwich ausgeschriebene Preis von 50 Pfd. St. für die beste Komposition für Glocken zugesprochen wurde, ist unlängst gestorben. Die Leichenbegleitung des Verewigten bestand aus lauter Liebhabern der edeln Kunst, von denen jeder eine Glocke in der Hand trug, deren Klöpper mit Flor umwunden war; das Geläute mit diesen gedämpften Glocken machte eine ganz eigene Wirkung. Dieselbe Ceremonie fand zu Asthon under Line bei dem Leichenbegängniß des Glockenläuters James Ogden statt, der sein Amt 50 Jahre verwaltet hatte. Er hatte 828 Monate gelebt, und 828 Glockengeläute ehrten sein Andenken.

Englische Niederlassung am Columbiafluß.

Die Hudsonsbaikompagnie, die bekanntlich von Canada her bis zu diesem Strome vorgedrungen ist, hat manchen Saamen der Civilisation in diesen bisher gänzlich unbekannten Gegenden ausgestreut. Es ist noch nicht zwanzig Jahre her, daß die Diener der Kompagnie und andere mit den Indianern handelnde Personen Wochen lang ohne Brod und Gemüse, nur von thierischer Nahrung, Fischen, Geflügel und Büffelfleisch leben mußten; jetzt kann man ganz wörtlich sagen, sie leben unter ihrem Weinstock und Feigenbaum oder in bequemen Häusern, statt in Wigwams und unter dem Himmelsdach. Wo diese unternehmenden Handelsleute ihren Fuß hinsetzten, haben sie Spuren der Civilisation zurückgelassen, nicht bloß dadurch, daß sie Getreide und Gemüsearten in reichlicher Menge anbauten, oft weit mehr, als sie selbst bedurften, sondern auch dadurch, daß sie die Sitten der Wilden zähmten, oder den bisher ganz unbändigen Sinn derselben durch einige wohlthätige Gesetze einschränkten. — Auch die Niederlassung am rothen Fluß, welche Graf Selkirk stiftete, kann als ein grüner Fleck in dieser Wildniß betrachtet werden. Sie hat jetzt die Jahre der Kindheit überstanden und ist ungemein blühend, führt Talg, Häute, Korn und Büffelwolle aus, und der jungfräuliche Boden liefert eine Erndte, wie kaum irgendwo in Canada. — Der Brief eines solchen Indianerhändlers, welcher dieser Schilderung angehängt ist, bemerkt noch: der Winter ist hier (in der Nähe des Forts Vancoever) sehr neblig und feucht, der Sommer furchtbar heiß, und an Mosquitos fehlt es nicht. Die zwei Indianerstämme in der Nachbarschaft heißen Tschinuks und Tschikitals, die erstern nähren sich mit Fischen, die andern von der Jagd. Sie sind im Ganzen eine hübsche Race, aber entstellt durch die Sitte, den Kopf in der Kindheit durch Bandagen platt zu drücken; viele unserer Leute haben Indianische Frauen genommen. Einige Amerikanische Missionäre haben sich seit einigen Jahren in unserer Nähe niedergelassen, aber noch keine sonderliche Fortschritte gemacht.

Neue Feuerwaffen.

Ein Franzose, Namens Charoy, hat eine Art Lanzenschlagröhre (lance - fusée) oder eine Pike zum Gebrauch der Artillerie erfunden, welche nach Art der Perkussionsgewehre sich entzündet, auch wenn der Befehl, das Feuer einzustellen, gegeben wird, wieder ausgelöscht und abermals angezündet werden kann, wenn man mit dem Fuß an die Kapsel stößt. Derselbe hat auch Feuerpfeile für die Schiffe erfunden: sobald die Spitze auf einen

Widerstand leistenden Körper trifft, entzündet sich der Pfeil an mehreren Stellen und verbrennt völlig. Eine dritte Erfindung Herrn Charoy's, der man eine bedeutende Wichtigkeit beilegt, ist eine Bombe, die ohne Brandröhre losgeht, so daß sie bei Nacht keinen Lichtstreif nach sich läßt. Bei der Art, wie die Bombe konstruirt ist, muß sie stets auf die Oeffnung fallen; die Erschütterung macht, daß die Kapsel losgeht, durch welche die Ladung entzündet wird, und die Bombe in dem Augenblick, wo sie ihre Bestimmung erreicht, aber nicht früher, zerspringt. Der Erfolg ist derselbe, ob die Bombe auf eine ebene oder unebene, oder geneigte Fläche, oder auch nur auf Wasser aufschlägt.

Miscellen.

Die Welt und die Menschen sind in einer immerwährenden Pro- und Reproduction. Nirgend ist ein Stillstand, und doch sind noch manche Menschen in dem Wahne befangen, an eine fortwährende Stabilität zu glauben, wie z. B. in China, und bemerken es nicht, daß ungeachtet ihrer Nichteinsicht, sich doch auch bei ihnen, wenn gleich auch sehr langsam, Eines und das Andere zu etwas ganz Anderm, als dem Bestehenden, umwandelt. Hat auch ihr Geist nicht die selbstständige Kraft, sich aus sich selbst zu entfalten, so wird er doch bereits mit Europäischen Ideen inoculirt, die über alle Berge und alle Meere dringen und neue Ansichten gebären. Die Welt und die Menschen müßten ja verfaulen, wenn sie nicht in steter Bewegung sich befänden. Der Geist ist stets lebendig und thatkräftig, und wo er auch eine Zeit lang schlummert, wird er doch mit der Zeit wieder aufgeweckt, und schreitet dann um so rascher auf der geöffneten Bahn fort.

So nothwendig auch seiner Zeit die Kirchenreformation war, so kam sie doch nicht ohne die heftigsten Krämpfe zu Stande; ebenso ergeht es dem constitutionellen ständischen Systeme. Noch viele Kämpfe wird es zu bestehen haben, ehe es zu einer heilbringenden Reinheit gedeihen wird.

Seit einiger Zeit haben sich in Calcutta einige Europäische Schlächter niedergelassen, und machen so gute Geschäfte, daß sie wohl manchen zur Nachfolge locken dürften.

* Nachruf
an
Fräulein Marie Wolf.

Tausend Herzen riefen: »Weile, weile!«
Doch Du wandtest, holde Lieblinginn
Der Camöne, Dich von uns in Eile,
Ach! und trübtest manchen frohen Sinn.

Gleich der Nachtigall, wenn sie entfliehet
Bei des Herbstes ungewohntem Weh'n,
Und in eine mild're Heimath ziehet,
Sah'n wir Dich zu fernem Kreise gehn. —

Denn es traf auch Dich, in uns'rer Mitte,
Rauher Stürme Hauch mit Ungebühr,
Da verlor — nichts fruchtete die Bitte —
Bremens Bühne ihre schönste Zier.

Nicht mehr kannst Du jetzt vor uns entfalten
Deine hohe Kunst in manchem Bild,
In den wechselvollsten Huldgestalten,
Die uns mit Bewund'rung sonst erfüllt.

Lebe wohl! Vergiß, was Dich verletzte,
Wo Dir reiche Kränze auch geblüht;
Denke nur, wie uns Dein Spiel ergötzte,
Wie Dein Leben Achtung Dir erzielt!

Schwandest Du dahin auch unserm Blicke,
Wird uns nie Erinn'rung doch geraubt. —
Ist es möglich, kehre einst zurücke,
Neuen Lorbeer um das schöne Haupt!!

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 46.

Bremen, Donnerstag den 9. Juni 1836.

Gestorben:

Nro. 572. Den 3. Juni. Des Schneiders Joh. Friedr. Ticklenburg Sohn, 18 Wochen; Hütsberg Nr. 16.

— 573. Den 4. — Des verst. Arb. Herm. Castens Wittwe, geb. Schnebden, 80 Jahr; Barkhof Nr. 2 B.

— 574. Den 4. — Des Stuhlmachers Gerh. Gödel Ehefrau, geborne Gerssen, 56 Jahr; Marterburg Nro. 17.

— 575. Den 5. — Der Altschuster Joh. Jacob Becker, 82 Jahr; Holzpforte Nro. 5.

Nro. 576. Den 5. Juni. Der Maurergesell Herm. von Bremen, 47 Jahr; Fedelhören Nro. 36.

— 577. Den 6. — Der Schneider Johann Pohlmann, 56 Jahr; Schnoor Nro. 9.

— 578. Den 6. — Des Schneidermeisters Joh. Friedrich Blömer Sohn, 5 Monat; Knochenhauerstr. Nro. 9.

— 579. Den 7. — Des Arb. Hinr. Bode Sohn, 9 Wochen; Buntenthorssteinweg Nro. 137.

Geburten:

Nro. 696. Den 1. Juni. Des Gastwirths Segelke Mühlenstedt Ehefr., geb. Meyer, Buntenthorssteinweg Nro. 22; von einem Mädchen.

— 697. Den 2. — Des Landmanns Joh. Solte Ehefr., geborne Solte, Neuenlande Nro. 26; von einem Mädchen.

— 698. Den 2. — Des Mobilienhändlers Joh. Friedr. Ulrich Ehefr., geborne Kramer, Heerdenthorssteinweg Nro. 25 A; von einem Knaben.

— 699. Den 2. — Des Stuhlmachers Joh. Hinr. Roselius Ehefr., geb. Kortwig, Grafenstr. Nr. 36; von einem Mädchen.

— 700. Den 3. — Des Wundarztes Phil. Jacob Daniel Schnee Ehefrau, geb. Becker, Buntenthorssteinweg Nro. 62; von einem Mädchen.

— 701. Den 3. — Des Schuhmachers Heinr. Schminke Ehefrau, geb. Knochenhauer, alten Steinweg Nro. 41; von einem Mädchen.

Nro. 702. Den 3. Juni. Ein Knabe — Sandersdeich Nr. 1.

— 703. Den 4. — Ein Mädchen — alten Steinweg Nro. 64.

— 704. Den 4. — Des Kahnschiffers Johann Hinrich Arncke Ehefrau, geborne Lindemann, Fischerdeich Nro. 11; von einem Knaben.

— 705. Den 4. — Des Hökers Töns Heinrich Wilhelm Sieck Ehefrau, geborne Meyer, Hohenthorsstraße Nro. 33; von einem Mädchen.

— 706. Den 5. — Des Arb. Heinrich Aukamp Ehefrau, geborne Meyer, Buntenthorssteinweg Nr. 142; von einem Mädchen.

— 707. Den 5. — Des Blechenschlägermeisters Carl Eduard Tiedemann Ehefrau, geborne Pansing, Pelzerstraße Nro. 39; von einem Knaben.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 47.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 12. Juni 1836.

— — — Verliebte und Verrückte
Sind beide von so brausendem Gehirn,
So bildungsreicher Phantasie, die wahrnimmt,
Was nie die kühlere Vernunft begreift. Shakespeare.

* Gedichte von August Krüer.

VII.

Lied der Liebe.

Leichthinschaukelnd, süßes Flüstern
Summt der Wind und spielt und flieht,
Mährchen redend in den Zweigen,
Wunderbare Wiegenlied'.

Schöne Blumen kosen leise,
Grüßen sich und lächeln mild,
Blumen sind ja Engelträume,
Farbig angehauchte Bild'.

Und die Sonne glüht voll Leben,
Ihrer Strahlen Feuerschein
Dringt voll Gluth, ein Kuß der Liebe,
Zeugend in die Erde ein.

Und der Himmel lächelt traulich
In der ausgegoss'nen Ruh',
Ach, er deckt die gute Erde
Wie mit Mutterliebe zu.

Nur mich plagt's mit Fieberschauer,
»Schöne, freie Gotteswelt,
Sagt mir — Sonne, Blumen, Träume,
Sagt, wer mich hierhergestellt!«

Vor mir steht ein altes Männchen
Von der Philosophen Zunft,
Und er spricht, der alte Hofrath:
»Brauchen Sie, mein Herr, Vernunft.«

Ei, du grauer Stubenhöcker,
Du durchdachter Bücherwurm,
Deinen Schluß hab' ich geschlossen,
Doch beschwichtigt nicht den Sturm.

Und es pagt das alte Räthsel,
Und im Auge brennt es heiß, —

Da erscheinst du, o Geliebte,
Ahnung gebend fromm und leis'. —

Zarte sanfte Blumendüfte,
Himmelbläue rein und klar
Formten sich mit Sonnenstrahlen,
Und die erste Jungfrau war.

O, nun fass' ich dich voll Liebe,
Schöne, freie Gotteswelt,
Heil'ge Wahrheit ist die Liebe,
Die mich so hierhergestellt.

VIII.

Meine Liebe.

Ich weiß ein Thal voll Wonne,
Wo stiller Friede thront,
Da küssen sich die Tauben,
Da meine Liebe wohnt.

Viel wunderherrliche Mährchen
Und alte Sagen viel,
Die hin und her sich wiegen
In süßer Töne Spiel.

Des Mondes Dämmerweben
Zieht traulich sich hinein,
Bringt Engel mit und Elfen,
Die tanzen ihre Reih'n.

Zwei treu sich liebende Menschen
Ergehen trunken sich
Und wandeln Arm im Arme,
Mein Liebchen ist's und ich.

Ihr hohen grauen Berge,
O, seyd uns Schirm und Dach,
Seyd wie die alten Riesen
Und haltet treulich Wach'! —

Denn wenn die spitze Nase
Der alten Muhme Weis,
Wenn die 'mal darin schnüffelt —
Dann Alles zusammenfällt.

Der Schützenhauptmann.

(Beschluß.)

Während der kriegerische Bischof Magnus die wenigen geretteten Mannschaften nach Stendal führte, dort einen Hauptpaß der Pommerschen Gränze zu vertheidigen, floh Casimir nach Vierraden und sammelte die Versprengten, welche umsonst versucht hatten, über die Oder zu entkommen. Seine Absicht gelang, weil er nicht verfolgt wurde, sondern der Sieger bei Angermünde alle Streitkraft gegen den bei Prenzlau stehenden Herzog Otto II. gewandt hatte. Wohl hundert berittene Polen fanden sich unter der Burg Vierraden ein, zu deren fernerem Schutze die treue Bürgerschaft von Garz noch den größten Theil ihrer waffenfähigen Jünglinge ausschickte, und kaum hatten diese Posto gefaßt, als der Herzog sich mit einigen Polnischen Reitern aufmachte, um nach Stettin zu eilen, wo seine persönliche Gegenwart durchaus nothwendig geworden.

Aber dem Schwerte erklärter Feinde glücklich entronnen, schien Casimir dem Verrath eigener Bundesgenossen rettungslos preisgegeben, als im dunklen Forst vor Garz eine Meuterei seiner Polnischen Eskorte zum Ausbruch gekommen. Plötzlich hieben jene tückischen Sarmaten fast alle Pommerschen Begleiter des Herzogs nieder, und überfielen ihn selbst, entweder ein reiches Lösegeld zu erpressen oder durch Auslieferung ihres Gefangenen einen günstigen Frieden vom Churfürsten Friedrich I. zu erkaufen. Casimir wehrte sich löwenmäßig, aber der Uebermacht weichend, mußte er sein Heil endlich doch in schleuniger Flucht suchen. Nur einem einzigen Pommerschen Ritter, Bogislav von Kleist, gelang es, sich von der wilden Rotte los zu machen; wie der Herzog floh nun auch er durch den Wald, und hinter drein schnaubten die grimmigen Polen.

Inzwischen war Severin Berwig fieberhaft aufgeregt durch alle Straßen von Garz gerannt, hatte mit jedem Kameraden gesprochen, und begreiflich machend, am Mühlenthore erfahre man ganz gewiß zuerst, wie es den Vätern in Vierraden ergehe, war es ihm gelungen, die Knabenschaar dort zu sammeln. Sie bestieg den Festungsthurm und blickte auf die Ukermärkische Landstraße, welche, aus des Waldes Dunkelgrün hervor schlängelnd, längs den Hügeln des Salvey-Ufers fortlief und kurz vor Garz sich in ein Defilee preßte. Severin's Unruhe ließ ihn nicht rasten auf dem Thurm; er beredete die kecksten seiner Freunde, und wie von Ahnung getrieben, flog er mit ihnen nach den bebuschten Salvey-Hügeln.

Sieh, da auf der Landstraße wirbelt eine Staubsäule! Severin's Augen brannten, die Brust hob sich, er zitterte vor Erwartung, denn ganz deutlich war das Schnaufen von Rossen zu hören, gellendes Geschrei und der Waffen Eisengerassel.

Immer näher kam's. Ha, ein Ritter mit hochflatterndem Helmbusch jagt auf keuchendem Falben daher — ihm nach ein anderer, noch einer, dann ein ganzer Schwarm und Alles verschwindet wieder im dichten Staube.

Die Knaben plauderten nicht mehr; bewegungslos standen sie hinter ihren Bäumen, in ängstlicher Spannung hielt Severin den Athem an.

Ein Windstoß sauste durch das Thal. Jener Ritter mit roth und gelbem Helmbusch erschien wieder, und auch die andern Bewaffneten wickelten sich nach und nach aus dem Staube.

„Um Gott, es ist unser Herzog, von Feinden verfolgt!“ so auf einmal schrie Severin und die Gefährten sprangen zurück.

„Pfui, über die Memmen! Wollt Ihr den Herzog in Gefahr lassen? Wollt Ihr Euren Vätern Schande machen?“ zürnte Jener.

„Aber — was sollen wir denn machen — wir können doch nicht“ — —

„Könnt Ihr nicht schießen? Wozu wären Eure scharfen Bolzen? Zielt nach den Rossen! Zwischen Bäumen versteckt, sieht Euch kein Feind, und hier herauf kommt Niemand!“

Damit trat Severin hinter einen Strauch, spannte die Armbrust und legte sich in Anschlag. Es war ein Kind, aber ein glühendes Heldenkind!

So eben sprengen die Reiter am Fuße des Hügels, zuerst der Herzog, dicht hinter ihm der geharnischte Kleist, aber der Letztere wird von einem wüthenden Polen erreicht, niedergehauen — in demselben Moment stürzt der Herzogs falber Hengst todt zu Boden, wälzt sich — mit Freudengebrüll hebt der Pole noch einmal sein gekrümmtes, von Blut rauchendes Schwert. —

Pft — da schwirrt ein Bolzen, trifft des Sarmaten Gurgel, und kopfüber fällt er vom Roß.

Während der verwundete Kleist sich zum Herzoge schleppt, demselben zu helfen oder mit ihm zu sterben, prellen auf keuchenden Rennern auch die übrigen Polen heran; aber sie stutzen beim Anblick ihres getödteten Führers; zehn scharfe Bolzen flitzten durch die Luft, hier fällt ein Pferd zusammen, dort taumelt ein Mann, fluchend wenden die Andern zurück, und als Severin's Schützen nochmals sicher gezielt, da war der Wahlplatz frei und Herzog Casimir gerettet.

Mit dem Entzücken der Siegesfreude sprang Severin auf die Landstraße und half dem verwundeten Ritter, seinen Herrn von dem todten Pferde losmachen; dann ließ er nach Garz melden, und während einige Bürger den Herzog nebst dessen Gefährten forttrugen, deckte die Schaar des kleinen Schützenhauptmanns den Rückzug in die Stadt.

Casimir erkannte seinen Retter und gelobte fürstlichen Dank. Er hielt Wort, wenngleich

später, als Ritter Bogislav von Kleist. Dieser adoptirte Severin in aller Form und ließ ihn als Edelknaben erziehen, worauf Herzog Casimir den Jüngling feierlich zum Ritter schlug, und seinem Kleist'schen Wappenschilde einen silbernen Pfeil im grünen Felde beifügte. Den Knaben in Garz aber ward schon 1423, gleich nach dem Frieden von Perleberg, das Privilegium einer eigenen Schützengilde ertheilt, und dieselbe mit einer Domainen-Wiese dotirt. Als Scheibenziel diente ihr in der ersten Zeit ein gemalter Ritter im Harnisch.

Fr. Pitt.

Die Rheinfahrt.

(Fortsetzung.)

So kurz mein Aufenthalt in Bonn war, so war er dennoch lang genug, um die Klage zu vernehmen, daß der dortige Geist nicht der beste, auch Collegialität nicht die Cardinaltugend der Professoren sey, und daß viel mystisches und katholicisirendes Unwesen dort spuke, dessen Choragen nicht weit zu suchen sind. Auch die Chronique scandaleuse ist in Bonn nicht unthätig, so berichtete sie mir eine curiose Geschichte von 31 kurz- und langhaarigen Perrücken, so lächerlich und abgeschmackt, daß ich sie nicht wiederholen mag. Vom Museum der Rheinischen Alterthümer wurde mir gesagt, als ich den Wunsch äußerte, es zu sehen, es sey nicht der Mühe werth, hinzugehen; ein Paar alte Steine, ein Paar alte Töpfe, das sey der ganze Schatz. Ich weiß aber schon, wie gering von manchen Personen das Alterthum und derartige Sammlungen aus Unverstand geschätzt werden, ließ Herrn Professor W. Schlegel dennoch um eine Karte ersuchen, erhielt sie, und fand jene Rederei unwahr. Das Rheinische Antiquarium ist in seiner Anlage sowohl, was die Localität, als auch dem nach, was es enthält, schön und reich. Es war verdienstlich, es anzulegen, da die Umgegend von Bonn wie das ganze Rheingebiet so außerordentlich viele Römische Alterthümer darbieten, deren immer mehr aufgefunden werden, und diejenigen, die sich der Alterthumswissenschaft widmen wollen, hier durch Selbstanschauung mehr in einem Tage lernen können, als in einer Woche aus Büchern. Ein schöner Altar, der einst in Bonn, dem alten Ara Ubiorum, auf dem Römischen Platze über Basaltsäulen stand, die Inschrift „Deae victoriae Sacrum" trägt, und vielleicht jener Altar selbst war, nach welchem man die Stadt nannte, ziert das Museum; nicht minder ein vortrefflich erhaltener beflügelter Kopf des Mercur, ein kolossaler restaurirter Jupiterskopf, dessen Haupthaar von antiker Bronze besondere Aufmerksamkeit verdient, wohlerhaltene Votivtafeln und vieles Andere, auch einige Reliefs und Säulencapitäler aus der spätern christlichen Zeit. Die Sammlung der Vasen, Urnen und Lampen ist reichhaltig, auch von sonstigen Hausgeräthen der Römer viel, sehr viel da und Alles wohlgeordnet. Warum das Manchen nicht genügen will, sehe ich wahrhaftig nicht ein; freilich giebt es reichere Museen, das kann jedoch für eine noch junge Anstalt kein Vorwurf seyn. Ich mag die Niladmirari-Männer nicht, die da glauben, sie vergeben ihrer Würde etwas, oder man würde sie für weniger kenntnißreich und gebildet halten, wenn sie über irgend ein Einzelnes oder Gesammtes eine menschliche Freude und billige Anerkennung äußerten. Viel gesehen zu haben, ist kein Verdienst, es ist kaum das eins, viel gelernt zu haben, denn alle diese Dinge hängen von Geburt, Erziehung, natürlichen Anlagen und günstigen Lebensverhältnissen ab. Daher stört mich im Genuß das so oft vorkommende: Das ist Alles nichts gegen das in N. N., das habe ich dort und dort viel schöner, viel reichhaltiger gesehen u. s. w. Man ist am

Ende recht übel daran, mit solch einem gelehrten Ungeheuer, dem nichts auf der Welt mehr neu ist, und das Ungeheuer selbst muß noch übler daran seyn. Auch kommt man in große Verlegenheit, wenn man aufgefordert und genöthigt ist, einem Solchen selbst etwas zu zeigen. W. Schlegel verdient für die Aufstellung und Anordnung dieses Museums allen Dank, und ich wünschte ihm gern dafür, daß frühere und vergessene Privatverhältnisse von ihm von Heine nicht so unbarmherzig und schonungslos aufgedeckt worden wären, wenn die Erzählung jener Scandala rückgängig zu machen wäre.

(Der Beschluß folgt.)

Soll eine Eisenbahn von Hamburg und Bremen aus durch das Königreich Hannover geführt werden?

Die Hannöversche Zeitung vom 4. Juni enthält folgenden beherzigungswerthen Artikel:

Bevor endlich die Acten über diese, in ihrem Umfange und ihren Folgen schwer zu berechnende, Frage geschlossen werden, sey es einem, weder als Landwirth noch Kaufmann oder Staatsdiener dabei betheiligten, ruhigen Beobachter erlaubt, die Zweifelsgründe noch einmal hier zusammenzustellen, wie sie schlichtes Nachdenken und warme Theilnahme am öffentlichen Wohl ihm eingiebt. Um so mehr aber glaubt er dießmal seiner eigenen Unbefangenheit vertrauen zu dürfen, da eben für ihn und sein vorgerücktes Alter die durch Eisenbahnen und Dampfwagen zu erreichende Abkürzung aller Wege ein höchst schätzbarer Gewinn seyn würde — wie dann auch für diesen anspruchlosen Aufsatz ihm die kürzeste Form als die beste erscheint.

I. Immer noch wird England als fax et tuba vorangestellt, wenn es sich um Anpreisung der Eisenbahnen und Dampfwagen handelt — während doch die Eigenthümlichkeit fast aller seiner Verhältnisse kaum irgend eine Vergleichung mit andern Ländern gestattet.

Durch seine insularische Lage, seine altbegründete Seemacht und Handelsklugheit — denn schon unter Cromwell ward Jamaica erobert und die Schifffahrtsacte gegeben — zum wahren Inhaber des Welthandels geworden, kann England mit Fug und Vortheil auf die möglichste Beschleunigung des unermeßlichen Waarenzugs bedacht seyn müssen, welchen eignes Bedürfniß und die Ausfuhr nach allen Strichen der Windrose belebt. Auch entbehrt es seinerseits, bei seinem relativ beschränkten Umfange, solcher weit in das Land hinein schiffbaren Ströme, wie eben z. B. das nördliche Deutschland deren an der Oder, Elbe, Weser und dem Rheine besitzt, vermag dagegen andererseits um so leichter die mäßigen Radien seines, so viele gewerbfleißige und blühende Städte enthaltenden, Umfangs mit Kunstwegen jeder Art zu befriedigen, und vorzugsweise dabei zur Machtentwickelung des Dampfes seinen unerschöpflichen Vorrath an trefflichen Steinkohlen zu benutzen. Jene zahlreichen Städte aber allzumal sind entstanden und blühend geworden, bevor an Eisenbahnen gedacht wurde — und trotz der erwähnten günstigen Eigenthümlichkeiten, zu welchen auch noch viel altherkömmliche Autonomie der Bürger und die ziemlich gleichmäßige Milde seines Winters gehören, hat England doch bisher sich eigentlich nur der einzigen Eisen- und Dampfwagenbahn zu rühmen, welche den belebtesten Seehafen und die bedeutendste Manufacturstadt des Landes, vielleicht auch unseres Erdtheils und unserer Zeit, miteinander verbindet. Manche weitere freilich ist jetzt im Werden, der Erfolg jedoch an sich und für die Unternehmer noch ungewiß, und selbst im Parlamente mitunter laut bezweifelt worden.

Was aber jene berühmte, und doch auch noch nicht alte, Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester betrifft, so ward schon vor zwei Jahren ihr, trotz der Bewährtheit des darauf verwandten Englischen Eisens und mechanischen Verstandes, vorgeworfen, „wie sehr auf ihr das Schwanken „und Werfen der Wagen, für diese und die Straße „selbst eben so nachtheilig als für die Reisenden „lästig, schon zugenommen habe, wegen der Un„ebenheiten, welche an den Verbindungsstellen der „Eisenbahnschienen (rails) entstanden sind. Wir „selbst," heißt es ferner, „haben auf der Straße „Eisensplitter von bedeutender Größe gefunden, „welche durch das häufige Anstoßen der Räder an „den uneben gewordenen Vereinigungsstellen sich „von den Schienenstücken losgerissen hatten" u. s. w. *). Wenn übrigens schon vor der Anlegung der Eisenbahn die tägliche Zahl der Reisenden zwischen den genannten beiden Städten etwa 450 betrug, und seitdem, wie zur Steuer der Wahrheit gesagt werden muß, in der zweiten Jahreshälfte 1833 auf 1216 im täglichen Durchschnitte stieg **), so hoch aber auch steigen mußte, um über die Anlage-Capital-Zinsen und über die Unterhaltungskosten hinaus noch einigen Gewinn abzuwerfen, so wird es, um von einem gegebenen Puncte aus das Schicksal der fraglichen Deutschen Eisenbahn zu prognosticiren, vielleicht mehr rathsam als ermuthigend seyn, möglichst genau die Zahl der Reisenden zu berechnen, welche nach einem Durchschnitte der letzten drei Jahre täglich von Süden und Norden her durch die Hauptstadt Hannover gekommen, und wie viele deren folglich, selbst unter der kühnen Voraussetzung einer gleich günstigen Vermehrung, für eine künftige Eisenbahn zu erwarten seyn dürften.

*) Edinburgh Review, b. CXXI.

**) S. ebendaselbst.

II. In Hinsicht auf Eisenbahnen für Norddeutschland — denn vom südlichen kann und soll hier nicht die Rede seyn — bietet sich zunächst die zwiefache Frage dar, ob und wie viel sein commercielles Interesse dadurch gewinne, ob und wie viel sein landwirthschaftliches dadurch verlieren kann?

Die erste, das commercielle Interesse betreffende, Frage geht zwar bei weitem vorzugsweise die beiden freien Städte Hamburg und Bremen, als die wahren Inhaber des Norddeutschen Activ- und Zwischenhandels an: doch wirkt dessen Gedeihen oder Sinken zu sehr auf die umliegenden Gegenden zurück, um nicht mit Recht auch in dieser Beziehung berücksichtigt zu werden.

Zwei Vortheile soll nun demselben die Eisenbahn gewähren, die unendlich beschleunigte nämlich und die wohlfeilere Waarenbeförderung.

Erfahrene Kaufleute jener Städte aber, besonders der erstgenannten, versichern, daß an so schneller Beförderung, sobald sie ein Gemeingut Aller und also die Concurrenz die nämliche bleibt, in der Regel wenig gelegen, daß überdem durchaus nicht anzunehmen sey, der Waarenzug nach Mittel- und Süddeutschland werde sich irgend in Verhältniß zu seiner vermehrten Schnelligkeit steigern können. Bei der jetzigen Vervollkommnung und Sicherheit aller Hauptstraßen sey das Zeitbedürfniß und die Gefahrlosigkeit der Waarenüberkunft mit solcher Zuverlässigkeit zu berechnen, daß in dieser Hinsicht dem Kaufmanne und Speculanten wenig zu wünschen bleibe — wie dann auch die, bei den jetzigen Frucht- und Frachtpreisen ohnehin schon eintretende Wohlfeilheit des Transportes immer wesentlich dadurch gewinne, daß die Güter auf der nämlichen Achse, ohne wiederholte Umpackung und die damit verbundenen Spesen, bis Frankfurt, Nürnberg u. s. w. gehen.

Was andererseits die Ausfuhr des Binnenlandes nach jenen Seestädten betrifft, so wird sein Korn, seine Leinwand und Wolle sie sowohl zu Wasser, stromabwärts, selbst bei dem jetzigen Zustande der Flüsse, als auch zu Lande in jenen ebenen Gegenden wohl immer zeitig genug erreichen können, wenn es nur, da die Landnachbaren gewöhnlich an gleicher Ueberfülle leiden, nicht an hinreichender Nachfrage von überseeischer Seite her fehlt. Und sollte auch — im Gegensatze der, erfahrungsgemäß mehr auf Personen- als Waarentransport berechneten, Eisenbahnen von Manchester und Brüssel — die beabsichtigte Norddeutsche einzelne sehr schwere Gegenstände, wie z. B. Brennholz, Steinkohlen und Bausteine leichter und weiter als bisher herbeizuschaffen und zu befördern gestatten, so wird dieses doch immer nur in solchen Richtungen gelten, welche der Wasserwege ganz entbehren, und jedenfalls schwerlich für die ungeheuren Kosten der ersten Anlage und für die Unterhaltung einer Eisenbahn entschädigen.

Nur eine wohlbegründete und begreifliche Aengstlichkeit also, falls durch solche Anlagen in anderen Ländern vielleicht Hamburg, Bremen, und theilweise auch Lübeck der natürlichen Ansprüche und Vortheile ihrer Lage gewisser Maßen beraubt werden, und namentlich Antwerpen und Cöln sich der Aus- und Einfuhr in den, sonst auf die Weser- und Elbhäfen angewiesenen, Provinzen bemächtigen könnten, würde zunächst die oben genannten freien Städte, und dann auch die Hannoversche Staatsregierung, zur Ausführung der fraglichen Eisenbahn antreiben dürfen. Wahrscheinlicher und glücklicher Weise wird jene Gefahr wohl erst dann zu befürchten seyn, wenn Belgien wirklich sich, früher als ganz Deutschland zu einem Zollvereine vereinigt wäre, an den Preußischen Zollverein anschließen, und Preußen dadurch bewogen werden sollte, mit schwerem Aufwande die Eisenbahn von Cöln bis Minden fortzusetzen, und mittelst derselben eigentlich doch immer nur Antwerpen, vielleicht selbst zu Magdeburgs Nachtheil, zu begünstigen. (Die Forts. folgt.)

---

* Bitte
an die Hochverehrte Behörde der hiesigen Wallanlagen.

Von Jahr zu Jahr, ja von Tag zu Tag verschönern sich diese, dem schönsten Parke gleichen Anlagen durch die geschmackvollen Anpflanzungen und neuen Parthien, zur Freude von Bremens Einwohnern und der uns besuchenden Fremden, die auch in der strengsten Beurtheilung diesen, allen ähnlichen Anlagen im Bezirke der unsrigen an Größe gleichen Städte rc. den Vorzug geben, und höchsten Dank müssen alle Bremer es der hochverehrten Oberbehörde dieses, uns in unserer Erinnerung in die Parke der Großen Englands oft versetzenden Gartenbaues, wie dem eigentlichen Schöpfer, Hrn. Kunstgärtner Altmann, der sich auch in unserer Schwesterstadt Hamburg ein ähnliches Verdienst erwarb, wissen, uns in diese schönen Gefilde versetzt zu sehen.

Auch eine Nebenparthie jener herrlichen Anlagen, von ihnen als unbrauchbar getrennt, der ehemalige tiefe Kolck am alten Walle und dem Bassin hinter den Wohnungen des Accisemeisters und der Polizeidiener am schönen Osterthor, von der hochverehrten Behörde dem Herrn Hofrath Schütte zu einer Blumengarten-Anlage auf dessen Ansuchen, freilich auf unbestimmte Zeit, übergeben, bereitete seit einigen Jahren den Spaziergängern auf dem alten Walle, statt der sonstigen traurigen Ansicht eines übelduftenden Kloaks, den der schönst blühenden Flora, die der Blumen liebende Pfleger mit jedem Jahre mit neuen Blumen zu vermehren suchte, und dadurch den auf dem alten Walle Lustwandelnden manches Vergnügen in dem an-

genehmen Gefühle der Ansicht dieser schönen Kinder Florens bereitete. Auch Ihm danken wir, und freuen uns des herannahenden Sommers, der nun bald die Früchte seines Fleißes zu neuen Blüthen treiben wird, in deren Anschauen wir uns mit Ihm ergötzen werden.

Möchte nur nicht unserm Auge in diesem Sommer wieder, wie in dem verflossenen, der Hintergrund dieses liebliche Blumengemälde störend berühren, und alle die herrlichen Farbentöne verwischen, die der Vorder- und Mittelgrund so malerisch aufstellte!

Es bestand solcher Hintergrund in einer steten Menge von zum Bleichen hingelegter und zum Trocknen aufgehängter Wäsche in allen ersinnlichen Formen und Farben, an den Abhängen der Ufer, ja an den Bäumen und Stauden hinter den Wohnungen des Accisemeisters, der Polizeidiener und, was noch mehr zu verwundern war, hinter der des Herrn Blumengärtners selbst, und noch vor einigen Tagen sahen wir, Spaziergänger des alten Walles, an jenem Hintergrunde bunte und blutrothe alte Tücher als Flaggen flattern, bei denen uns Schiller's Worte aus der Kapuziner-Predigt in Wallenstein's Lager: „Blutigroth hängt der Herrgott den Kriegsmantel 'runter", einfielen.

Hoffentlich wird es der Hohen Behörde der schönen Anlagen, die wahrscheinlich solchen Uebelstand bisher nicht zu bemerken Gelegenheit hatte, angenehm seyn, wenn wir darüber hierdurch unsere Klage bei Hochderselben in Anregung bringen, und um gütige Abhülfe des störenden Gemäldes bitten.

Mehrere Freunde und Hochschätzer der hiesigen Wallanlagen und Verehrer der Hochverehrten Behörde.

Miscellen.

Aus der Anzeige einer Zeitung in Neuschottland lernen wir eine ganz eigene Art von Zeitungssubskriptionen kennen. Dieselbe lautet folgendermaßen: „Diejenigen Subskribenten, welche eingewilligt haben, uns in Brennholz zu bezahlen, werden gebeten, es möglichst bald herzubringen, denn wenn sie es nicht thun und die Kälte dauert fort, so müssen wir erfrieren!"

Noch drei Jahre! Nehmt Euch zusammen! Nur noch drei Jahre haben wir Zeit. Eine Seherinn zu Weilheim hat es ganz bestimmt ausgesprochen, daß das tausendjährige Reich 1839 beginne!

Gottesdienst.

Sonntag, den 12. Juni.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Past. Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Pastor Capelle.....	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Dr. Böckel.....	St. Ansgarii	9 „
Hr. Dr. Krummacher.....	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Pastor Mallet.....	— — —	12 „
Hr. Pastor v. Hanffstengel	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor Iken.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 „
Hr. Candidat Bredenkamp	— — —	1 „
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Hr. Pastor Meinerthagen.	Armenkirche	8 „
Hr. Vicarius Driver.....	St. Johannis	6½ „ Messe
Hr. Pastor Probst.....	— — —	9 „ Hochamt
Hr. Vicarius Driver.....	— — —	10 „ Predigt
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8 „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 47.

Bremen, Sonntag den 12. Juni 1886.

Gestorben:

Nro. 580. Den 7. Juni. Der Zimmergesell Johann Gabriel Stolze, 58 Jahr; Odernstr. Nr. 39 (Vorst.)

— 581. Den 7. — Die Dienstmagd Anna Fischer, 38 Jahr; Sögestraße Nro. 12.

— 582. Den 7. — Des verst. Ard. Christoph Lucke Wittwe, geb. Meyerholtz, 72 Jahr; am neuen Markt Nro. 4.

— 583. Den 7. — Der Maurergesell Jan von Bremen, 77 Jahr; Kohlhökerstraße Nro. 18.

— 584. Den 7. — Des Stuhlmachers Ludwig Clemens Bunsieck Tochter, 5 Wochen; Stavendamm Nro. 15.

— 585. Den 8. — Des Matrosen Herm. Meyer Sohn, 3 Jahr; Odernstraße Nro. 51 (Vorstadt).

— 586. Den 8. — Des verstorb. Ard. Heinrich Schütte Wittwe, geb. Winter, 80 Jahr; Theerhof Nro. 56.

Nro. 587. Den 8. Juni. Des Matrosen Joh. Frahm Sohn, 5¾ Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 19.

— 588. Den 8. — Der Ard. Joh. Heinr. Friedr. Heimschemeyer, 41 Jahr; Blötengang Nro. 1.

— 589. Den 8. — Des verst. Schneidermeist. Joh. Nicol. Hartig Wittwe, geb. Budelmann, 81 Jahr; Martinistraße Nro. 16.

— 590. Den 8. — Der Tischlergesell Nicolaus Müller, 23 Jahr; Schwanenstraße.

— 591. Den 8. — Maria Charlotte Sievecke, 67 Jahr; Armenhaus.

— 592. Den 9. — Der Schirmmacher Joh. Friedr. Bothe, 55 Jahr; Abbenthorswallstraße Nro. 23.

— 593. Den 10. — Des Schuhmachermeisters Joh. David Engelcken Tochter, 10 Jahr; kleinen Pajeckengang Nro. 2.

Geburten:

Nro. 708. Den 5. Juni. Des Bürstenmachers Hans Heinr. Wilkening Ehefrau, geb. Ahlers, Molkenstr. Nro. 30; von einem Mädchen.

— 709. Den 7. — Des Kaufmanns Ludw. Georg Franke Ehefrau, geb. Alberti, Neuenstr. N. 13; v. e. Knab.

— 710. Den 7. — Des Kaufmanns Joh. Jungk Ehefr., geb. Morjan, am Wall Nr. 40 B; v. e. M.

— 711. Den 7. — Des Grobbäckers Heinr. Wilh. Groppe Ehefr., geb. Hagedorn, Osterthorswallstraße Nro. 19; von einem Mädchen.

— 712. Den 7. — Des Maurers Chr. Gottfr. Staackmann Ehefr., geb. Lürßen, gr. St. Johannisstraße Nro. 229; von einem Mädchen.

Nro. 713. Den 7. Juni. Des Schuhmachermeisters Wilhelm Siebert Ehefrau, geb. Hammel, Hankenstraße Nro. 5; von einem Knaben.

— 714. Den 7. — Des Zimmergesellen Hinrich Adolph Kämena Ehefrau, geborne Matthiesen, im krummen Arm Nro. 7; von einem Knaben.

— 715. Den 7. — Des Ard. Johann Diedr. Warncken Ehefr., geborne Wagner, Hastedt Nro. 56; von einem Knaben.

— 716. Den 8. — Des Kaufmanns Johann Friedrich Schwartze Ehefrau, geborne Degener, am Wall Nro. 78 A; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 254. Der Kaufmann Carl Eduard Focke und Charlotte Elisabeth Melchers, Beide von hier.

— 255. Der Maurergesell Georg Meyer und Anna Metta Sengstacke, Beide von hier.

— 256. Der Tischlermeister Georg Jacob Natje zu Münden und Christine Antoinette Eisel hieselbst.

— 257. Der Handlungsdiener Johann Julius Christian Wipperling hieselbst und Johanna Friederica Ehlers aus Elsfleth.

— 258. Der Cigarrenmacher Dieder. Wendt und Margar. Dorothea Sorger, Beide von hier.

— 259. Der Kupferschmiedeamtsmeister Oettmer Carl Hermann Weymann und Francisca Amalia Friederike Leisewitz, beide von hier.

260. Der Ard. Hermann Conrad Steinmetz und des verst. Malers Heinrich Anton Frese Wittwe, Margaretha Elisabeth Zimmermann, Beide von hier.

Nro. 261. Der Hutfabrikant Hieronimus Baumgarten zu Bremerhaven und Anna Sophia Maria Schwerdmann hieselbst.

— 262. Der Seidenhutmacher Johann David Schwaan u. Metta Charl. Sophia Murken, B. v. h.

— 263. Der Miethkutscher Johann Heinrich Gerding hieselbst und Catharina Margar. Bosselmann aus Schülingen bei Verden.

— 264. Der Schlosseramtsmeister Ludwig Heinrich Theodor Käckler und Wilhelmine Schütjer hies.

— 265. Der hies. Bürger Johann Christoph Günther u. Adelheid Schau, Beide von hier.

Vom zweiten Aufgebot sind dispensirt:

— 266. Der Kaufmann Moritz Wilhelm Ludwig Friedrich Jacob Juncker zu Moscau und des verstorb. Knopffabrikanten Michael Werle Wittwe, Johanne Margaretha, geb. Schönheit, daselbst.

A. Darves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 48.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 16. Juni 1836.

Die Gottheit wollen sie zumeist
Abspiegeln bloß im eignen Geist,
Und haben gottbesessen
Die Menschlichkeit vergessen. Rückert.

* **Gedichte von August Krüer.**

IX.

An die Begriffsstreiter.

Das ist ein Drängen und Treiben,
Das ist ein Laufen und Steh'n,
Das ist ein Streiten und Schreiben,
Es kann's kein Mensch versteh'n.

Muß erst die Weihe haben,
Muß wissen, worauf man fußt,
Dann kann er sich schon laben
An all' dem tollen Wust.

Dann kann er uns Ein's versetzen,
Und macht uns, wozu er mag,
Und beweist mit seinen Schätzen,
Warum es Nacht' und Tag. —

Bringt Alles zum Begriffe,
Was nur der Geist umschweift,
Nur scheitert er an dem Riffe —
Warum man sich selbst nicht begreift.

Und weiß das Ding zu schrauben,
Beweist uns Wunder die Meng',
Und wirft Vernunft und Glauben
In ein systematisch Gedräng'.

Und wenn es erst geschrieben,
Dann ist's ein fester Brauch,
Den kann nun ein Jeder üben,
Und kann ihn vergessen auch.

Gelehrtendrang zu stillen
Giebt's Kämpfe arg und heiß, —
Nicht um der Wahrheit Willen,
Nein nur um Wortbeweis. —

Sie wissen sich zu helfen,
Und staunen selbst dabei;

Das ist vieler Philosophen
Urtiefer, urkluger Brei. —

X.

Liebe.

Sag' mir, Sänger, was ist Liebe,
Die im Herzen wogt und wallt?
Nenne mir der heißen Triebe
Wunderzeugende Gewalt.

Liebe ist das volle Dehnen,
Wo der Geist in Tönen klingt,
Durch der Schaffung heißes Sehnen
Selbst sich darzubilden ringt.

Liebe ist der Gottheit Walten,
Die sich in die Körper schmiegt,
Um sich reich da zu gestalten,
Und bewußt sich heimlich wiegt.

Liebe webt den Mährchenschleier,
Liebe ist des Glaubens Wort,
Liebe schuf des Dichters Leier,
Rauscht in seinen Tönen fort.

Auch aus der Verwesung Trümmern,
Aus dem blüthenvollen Baum,
Aus der Sterne gold'nem Schimmern
Lächelt euch der Liebe — Traum.

Bild der Armuth.

Aus der Erzählung: »Der blinde Knabe«, von Gustav Nierlitz.

1.

Die zerbrochene Tasse.

„Na, vorwärts, ihr Leute!“ sprach Meister Tanzer, der Töpfer, zu seinen Gesellen, als sie ihr Frühstück, Caffee und Weißbrod, verzehrt hatten — „an die Arbeit!“

Er stand auf; die Gesellen thaten desgleichen und wanderten in die angränzende Werkstatt, wo Jeder sich hinter die Drehscheibe setzte und rührig zu arbeiten begann.

„Wer norkelt nur an der Klinke herum?“ unterbrach nach einer kleinen Weile der Meister die Stille. „Immer herein!“ fuhr er halb unwillig fort, als der Drücker des Schlosses sich mehrmals hob und senkte, ohne daß die Thür sich öffnete. Er wollte eben seinen Sitz verlassen, als ein kleines Mädchen mit einem schüchternen Gruße hereintrippelte, und dicht an der Schwelle stehen blieb. Es hatte noch nicht fünf Uhr geschlagen; gleichwohl waren die blonden Haare des Mädchens, das etwa 10 Jahr alt seyn konnte, schon glatt gescheitelt und gekämmt, die Schuhe geputzt und alle Theile des ärmlichen, aber reinlichen Anzuges geordnet. Wangen und Hände glänzten von derjenigen Rosenröthe, welche das Waschen mit kaltem, frischem Wasser gewöhnlich hervorzubringen pflegt.

Meister Tanzer bemerkte dieß Alles mit stillem Wohlbehagen. Seine Miene war ganz freundlich geworden, als er zu dem blöde dastehenden Kinde sprach: „Ei, ei, mein Töchterchen! schon so früh auf? Hältst Du's auch mit dem Sprüchworte: Morgenstunde hat Gold im Munde? Das ist brav von Dir. Es scheint Dir zu bekommen. Blühst ja wie ein Röschen im Morgenthau. Nun, was bringst Du mir denn? Willst mir vielleicht Handkauf geben?“

Das Mädchen blieb ihm die A[illegible] schuldig und blickte in ihr aufgehobnes Schürzchen, aus welcher es endlich zwei Hälften einer porzellanenen Untertasse hervorholte.

„Ich wollte Sie nur fragen“ — sprach die Kleine weinerlich — „ob Sie mir diese Tasse wieder zusammenkitten könnten? Aber ja so, daß man keinen Riß bemerkt.“

Tanzer besah prüfend die Scherben, welche von feiner Masse und mit schönen Blumen bemalt

waren. „Keinen Riß soll man sehen?“ hob er an — „das wird schwer halten! Nun, wir wollen's versuchen.“ Mit diesen Worten legt' er die Scherben bei Seite und verfügte sich wieder nach seiner Drehscheibe hin.

Die Kleine aber bat recht dringlich: „Ach, bester Herr Meister! seyn Sie doch so gütig und kitten Sie mir jetzt gleich die Tasse. Gern will ich so lange warten.“ Der Töpfer und seine Gesellen lachten.

„Da könntest Du“, sagte Ersterer, „gar lange warten müssen. Die Tasse muß, wenn sie gekittet ist, ins Feuer. In drei Tagen brenne ich meine Waare und in fünf Tagen kannst Du erst Deine Tasse bekommen.“

Das Kind blickte traurig den Meister an, welcher redselig fortfuhr: „Aha! nun begreife ich Dein frühes Aufstehen. Mütterchen sollte nichts von der zerbrochenen Tasse erfahren und darum wolltest Du sie gekittet haben, bevor Jenes aufgestanden wäre. He! hab' ich Recht? Na, hast Du kein Kätzchen, Hündchen oder Eichhörnchen daheim, dem Du die zertöpferte Tasse zuschieben könntest?“

Das Mädchen sah den Meister fragend an, welcher ordentlich beschämt sprach: „Behüte mich Gott, daß ich Dich zum Lügen verleiten sollte. Es war nur mein Spaß. Nein, mein Kind! sag' Du Deiner Mutter die reine Wahrheit. Das ist das Beste. Willst Du?“

Das Mädchen nickte, als verstehe sich dieß schon von selbst, und ging.

Des nächsten Tages, bei früher Zeit kam das Kind wieder.

„Ich habe Dir ja gesagt“, sprach Meister Tanzer und zog die Stirne in Falten, „daß Du erst in fünf Tagen Deine Tasse bekommen kannst.“

„Deßhalb komme ich nicht“, antwortete die Kleine betreten; „ich bringe noch etwas zu kitten.“ Sie brachte die Scherben eines dunkelbraunen Topfes aus ihrer Schürze. Wiederum lachten Meister Tanzer und seine Leute.

„Damit ist's nichts“, hob er endlich an. „Du denkst, weil das Ding so glänzt, sey es Porzellan. Nur Waldenburger Geschirr ist es und so gut Thon als das unsere. Dieß kann man nicht kitten. Eine schöne Geschichte wär's, wenn unsere Waare gekittet werden könnte. Da müßten wir davon laufen oder trocknes Brod essen. Wirf nur die Scherben weg.“

Das Mädchen wurde blaß. „Der Topf gehört nicht uns“, klagte sie, „sondern Secretair Abendroths, die uns ein wenig Essen geschenkt hatten.“

„Das bedaure ich“, erwiderte Tanzer, „allein Du hättest mit fremdem Eigenthume vorsichtiger umgehen sollen.“

„Ich nicht“, sagte das Kind, „meine Mutter hat ihn fallen lassen, weil sie die Gicht in den Händen hat und darum nichts ordentlich anfassen kann. Haben sie denn auch dergleichen Töpfe und was kostet wohl einer von dieser Größe?“

Tanzer fühlte Mitleiden. „Ich habe wohl deren vorräthig“, sprach er, „allein freilich sind sie dreimal theurer als gewöhnliche.“ Er holte aus seiner Vorrathskammer einen ähnlichen Topf und wollte ihn schon dem Mädchen zum Geschenk machen, als er zufällig nach dessen, immer noch aufgehobener Schürze blickte und eine Papiertüte daraus hervorragen sah. „Was hast Du denn da?“ fragte er neugierig — „Caffee oder Cichorien?“

„Vogelfutter ist's für unser Hänschen“, sprach die Kleine freundlich.

„So! Vogelfutter!“ dehnte Herr Tanzer lang heraus, setzte schnell das beabsichtigte Geschenk weg und sich wieder an die Drehscheibe. „Bald hätt' ich einen dummen Streich gemacht“, sagte

er, als Jene ohne Topf fortgegangen war. „Wenn ihr noch Vögel halten könnt: müßt ihr mir auch die Waare bezahlen. Habe ich sie doch auch nicht umsonst. Ja, ja, da thun die Leute oft so arm — so arm — und wenn's dazu kommt — haben sie noch Hunde, Katzen und Vögel. Ihr wäret meine Almosenpercipienten!“

Dem Meister wurmte das Vogelfutter selbst dann noch, als das Mädchen nach vier Tagen ihre Tasse abzuholen kam. Der Riß war kaum zu bemerken und Tanzer verlangte den üblichen Preis, einen Groschen. Das Mädchen wendete ihre Tasche um und um, und brachte nur zehn Pfennige zusammen.

„Es fehlen zwei Pfennige“, sagte sie schüchtern und den Blick flehend zum Meister emporgerichtet, der da hart entgegnete: „Das sehe ich. Nun, Du magst mir bei Gelegenheit das Fehlende nachbringen.“ Doch überließ er ihr die Tasse. Die Kleine schlich gebeugt von dannen.

„Die bin ich los“ — sprach Tanzer zu seinen Leuten. „Die kommt mir gewiß nicht wieder über die Schwelle.“

Sie kam aber wieder und zwar schon nach zwei Tagen, die zwei Pfennige in der Hand.

Tanzer war überrascht. „Das ist schön“ — lobte er das Kind — „daß Du so ehrlich bist. Brauchtest nicht wieder zu kommen — kannte ja weder Deinen Namen, noch Deine Wohnung. Wie heißt Du denn? wer sind Deine Eltern? wo wohnst Du?“

Das Mädchen beantwortete diese Fragen in umgekehrter Reihe und sagte:

„Wir wohnen in dem Seilergäßchen Nr. 47. Mein Vater ist todt; er war ein Maler. Ich heiße Magdalene Tube.“

„Ein Maler war Dein Vater? Ei sieh doch! da kannst Du wohl auch malen? am Ende besser noch als mein Lehrbursche dort, der das Maul groß und breit aufsperrt, anstatt seine Töpfe zu malen und Schüsselreine zu schreiben.“

Erschrocken faßte der Junge seinen Pinsel wieder und wurde feuerroth, als Lenchen seine Arbeit ins Auge faßte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Soll eine Eisenbahn von Hamburg und Bremen aus durch das Königreich Hannover geführt werden?

(Fortsetzung.)

Weit deutlicher noch als die Zweideutigkeit des commercciellen Nutzens, läßt sich der unmittelbare Schaden nachweisen, mit welchem die fragliche Eisenbahn das, eben in diesem Theile von Norddeutschland vorerst — vielleicht zu der Bewohner wahrem Heil — noch vorwaltende landwirthschaftliche Interesse bedroht.

Wenn es bisher ein wesentliches Bestreben der Staatsregierungen war, den Frachthandel und Waarenzug in den ihnen anvertrauten Ländern möglichst zu erhalten und zu erweitern, so geschah das doch wohl vorzugsweise, um des nothwendig damit verbundenen, bei den jetzigen gedrückten Preisen doppelt schätzbaren, Verbrauchs an landwirthschaftlichen Producten, und um des, für diese sowohl als an den Schlagbäumen der Straße eingehenden baaren Geldgewinns willen. Wird nun zwar auch die Eisenbahn ihr Weggeld eintragen, so muß doch, wenn Dampf die schwer beladenen Wagen beflügelt, jener Productenverbrauch für Pferde und deren Führer sich wenigstens unendlich vermindern, müssen höchst wahrscheinlich mehr oder weniger schnell alle die zahlreichen Fuhrmannswirthschaften zu Grunde gehen, welche sich allmälig an den, von Hamburg und Bremen nach Cassel u. s. w. führenden Landstraßen angesiedelt haben. Und nicht allein bilden diese Fuhr-

mannswirthschaften — der, gleichfalls mit Schmälerung ihres Erwerbs bedrohten, eigentlichen Gasthöfe nicht einmal zu erwähnen — schon an sich eben so viele kleine Stapelplätze für den Geldverkehr der Umgegend, sondern an jede derselben lehnen sich überdem Werkstätten von Schmieden, Sattlern und Wagnern ꝛc. an, und genießen ihren, wenn auch noch so bescheidenen, Antheil an der Spende der durchziehenden fremden Kaufmannsgüter. Wer will und wird allen diesen, als steuerpflichtige gute Unterthanen dem Schutze des Staates Vertrauenden, ihr künftiges Geschick verbürgen und sichern wollen, wenn ihr gegenwärtiges, höchstens zu Gunsten einzelner großen Maschinen- oder sonstigen Speculanten und monopolisirenden Städte, durch einen verwegenen Versuch gelähmt und vernichtet würde? — Eben in unserer Zeit, wo der Proletarier und Heimathlosen schon so viele sind, soll wahrlich der Staat eher auf Vervielfältigung als auf Verminderung selbstständiger kleiner Existenzen bedacht seyn, welche ihn weder mit üppigen Ansprüchen noch mit den Gefahren hungernder Dürftigkeit bedrohen *). Denn uns stehen nicht, wie dem Britischen Seereiche, neben der Möglichkeit einer ungeheuern Armen-Taxe die Mittel zu Gebote, die Ueberzahl der Müßigen und solcher Nothleidenden, welche heute noch nicht des Brodes für morgen sicher sind, mit Leichtigkeit nach Canada, Australien u. s. w. zu verschiffen, und dort ihnen die reiche und mächtige Hand zu bieten, zur Begründung eines neuen Daseyns — und weh genug thut es längst jedem richtigen Gefühle, so viele Deutsche alljährlich die gute alte, sonst jedem Menschen so werthe, Heimath mit wundem Herzen verlassen und allen Wechselfällen der trügerischen Meeres- und Lebenswellen preisgegeben zu sehen! — Wäre unter so ernstem Gesichtspuncte ein spottender Seitenblick möglich, so dürfte er mit Recht die gewagte Behauptung treffen, als würde durch Eisenbahnen der Werth des umliegenden Grundes und Bodens überhaupt erhöht, während dieser Vortheil höchstens augenblicklich von einzelnen Ackerstrichen gelten mag, mit welchen die Inhaber der zur Anlage der Bahn nöthig gewesenen, und gut bezahlten Stücke Landes, ihre Feldflur wieder zu ergänzen wünschen.

III. Die Staatsregierung endlich als solche, als Verwalterinn der Staatsmittel und gleichsam als Ober-Vormünderinn aller Interessen, wird wohl noch manches Andere zu bedenken haben, ehe sie ihren letzten Entschluß in dieser hochwichtigen Sache faßt und ausspricht.

Zunächst bietet sich, falls die bisher angeführten Zweifelsgründe nicht zur Verneinung der Hauptfrage führen, die untergeordnete, jedoch nicht unbedeutende, dar, ob der Staat für eigne Rechnung den Entwurf verwirklichen, oder dessen Vollziehung Privatunternehmern überlassen soll?

Im ersten Falle würde er wahrscheinlich ein großes neues Capital erborgen und verzinsen müssen, um sich den Ertrag des alten, auf die bisherigen Kunststraßen verwendeten, gewissermaßen vorsätzlich zu verkümmern. Im andern wird jedes Expropriationsgesetz, ohne dessen Beistand nun einmal die Unternehmungen dieser Art gar nicht auszuführen sind, doppelt widrig und um so härter erscheinen, je tiefer es hin und wieder, zu Gunsten einer freilich eben so großartigen als-

*) Eine im neuesten Style frömmelnde Regierungsbehörde könnte sich freilich vielleicht mit dem Bibelspruche beruhigen wollen: »Selig sind die Armen, denn ihrer ist das Himmelreich« — wie ganz neuerlich irgendwo die unerwartete Bestätigung des Todesurtheils über eine Mörderinn ihres Kindes, vertraulich durch den unmenschlichen frommen Grund soll erläutert worden seyn, »daß noch des Geistlichen Berichte die Thäterinn eben jetzt recht reumüthig, und also recht vorbereitet sey zum Eingang in das ewige Leben!« — Aehnliches aber ist gewiß nicht in Hannover zu besorgen.

unsichern Speculation, in das Recht irgend eines alten Besitzes und seiner zufälligen Annehmlichkeiten eingreift.

In beiden Fällen, drittens, übernimmt die Staatsregierung wenigstens die ganze Verantwortlichkeit für alle obenangedeuteten schädlichen Rückwirkungen der Eisenbahn auf das Gesammt- und manches Privatwohl, so wie die Beschützung der Anlage gegen manche nächtliche Gefahren eigner Art, welche eben aus dem verletzten Daseyn und Gefühle so vieler rüstigen Menschen hervorgehen, und vielleicht einen schwierigen neuen Abschnitt im Strafgesetzbuche erfordern können.

Wird aber auch der beste Wille und die ganze Macht der Staatsregierung jenen überwältigenden Schneewürfen zu wehren wissen, welche oft mehrere Fuß hoch, und oft auf Wochen und Monate, die Lüneburgischen und Bremischen Ebenen, und dann nothwendig auch deren Eisenbahnen bedecken? *) — Wie und wie lange werden ferner die Eisenschienen in Deutschland den häufigen Abwechselungen der feuchten und der heftigsten trockenen Kälte wiederstehen, wie letztere in dem gleichmäßig milden Clima des eigentlichen Englands fast nie vorkommt? — Wird nicht dem Lande sein einträglicher Frachthandel auf weit einfachere Weise durch möglichste Vervollkommnung der alten Kunststraßen und der Flußbetten, und durch möglichste Erleichterung der Land- und Wasser-Wegzölle erhalten werden?

Eine andere, weitreichende und wohlthätige, Wirksamkeit indessen wird die Staatsregierung durch zweckmäßige Benutzung ihrer, bei dieser Gelegenheit einmal recht geltend zu machenden, diplomatischen Verbindungen und Agenten ausüben können, indem sie durch zeitige Unterhandlungen mit andern Deutschen Staaten, welche jetzt allzumal schwerlich gern große Summen über ihre gewöhnlichen Ausgaben hinaus verwenden, einseitige, oft von der Eigensucht einzelner Menschen und Städte veranlaßte, Unternehmungen zu verhüten sucht, und so sich selbst die Kosten ähnlicher, aus Nothwehr jenen entgegenzusetzenden, Anstalten erspart.

Nichts hier von den wachsenden Schwierigkeiten der Sache selbst, wo die Ebene in Gebirgshöhen übergeht *) — nichts auch von den, schon so vielfach vorgekommenen, zerstörenden Wirkungen, welche die unwiderstehliche Gewalt fühlloser Maschinen bei dem leichtesten Versehen auf lebende Wesen ausübt; denn, wenn und wo diese Andeutungen nicht genügen, da würde auch die ausführlichste Begründung derselben wahrscheinlich unwillkommen und verloren seyn. . . . r.

(Der Beschluß folgt.)

*) Der letzte Winter hat unseren Gegenden fast gar keinen Schnee gebracht: zu Brüssel aber ward schon am 13 November, wie die Zeitungen damals meldeten, »der Dienst auf der Eisenbahn durch das in den Gleisen befindliche Eis beinahe unterbrochen. Sehr lange konnte der erste Zug gar nicht von der Stelle. . . . Endlich war man genöthigt, einen schwer beladenen Wagen vor die Maschine zu stellen, um, von ihr fortgestoßen, das Eis zu brechen« u. s. w.

*) »Die schlimmen Wirkungen der Abhänge (slopes, heißt es im angeführten Blatte der Edinburgh Review) auf der Manchester- und Liverpool-Eisenbahn haben die Straßenbaumeister, von der Nothwendigkeit überzeugt, bei künftigen Unternehmungen sie zu vermeiden, oder wenigstens so viel als möglich zu vermindern. Dieser Zweck wird auch auf dem Striche von Birmingham nach London größtentheils erreicht werden, aber mit ungeheuren (enormous) Kosten.«

Die Republik Babin.

Es giebt heutzutage Gelehrte, welche alle Staatsverfassungen von dem König Sesostris an bis auf Nikolaus von Rußland herab gründlich kennen; es giebt Reisende, welche alle vier Welttheile vom Mississippi bis an den Kaukasus besucht, und die kalten Gegenden des Eismeeres so wie

die brennend heißen Sandwüsten Afrika's mit eigenen Augen gesehen haben; aber, ich glaube sicher, Keiner von ihnen würde uns eine genügende Antwort geben können, wenn wir die Frage aufwürfen: Was versteht man unter der Republik Babin? wo blüht oder vielmehr blühete die Republik Babin? Da man wahrscheinlich statt aller Antwort an uns dieselbe Frage richten würde, so beginnen wir ohne weitere Umstände unsere Geschichtserzählung, welche wir aus einer Polnischen Chronik geschöpft haben.

In dem Lubliner Palatinat liegt, 4 Meilen von der Hauptstadt entfernt, ein kleines Dorf, Namens Babin. Dieses Dorf gehörte im J. 1560 einem gewissen Pszuka, einem unterrichteten, für die damalige Zeit sehr gebildeten Manne, als Staatsbürger und Familienvater von seinen Landsleuten geschätzt und geachtet; er liebte sein Vaterland und lustige Gesellschaft über Alles. Eines Tags kam er auf den Gedanken, eine Republik zu stiften; man glaube jedoch ja nicht, daß ihn der Ehrzeiz plagte, noch daß er neuerungssüchtig war; nichts stimmte weniger mit seinem Charakter überein, als hochverrätherische Umtriebe gegen den Thron seines Königs Sigismund. Worin bestand denn seine Republik? Sie bestand in einem Verein von ehrenwerthen, dem Scherz und und muntern Treiben sehr ergebenen Leuten, welche sich in den Kopf setzten, das Betragen und die Sitten ihrer Mitbürger einzig und allein mit den Waffen des Witzes und Spaßes zu bessern. Es wurde dem Gründer der Republik nicht schwer, Mitglieder zu seinem Verein zu werben; die Republik Babin erhielt bald eine eigene Stiftungsurkunde, erfreute sich eines glücklichen Fortgangs und überlebte ihren Gründer.

Jede bürgerliche Einrichtung hat ihren Zweck; der Zweck der ebengenannten ging darauf hin, allen Bewohnern des Königreichs Polen, welche sich irgend eine lächerliche, verkehrte Handlungsweise hatten zu Schulden kommen lassen, Titel, Aemter und Würden zu verleihen; weder der sträfliche Frevel, noch die ungeschickte Tölpelhaftigkeit im Privat-, wie im öffentlichen Leben entrannen einer ironischen Belohnung. Hatte z. B. irgend ein Landbote den Auftrag, einen Bericht an den Reichstag abzustatten oder eine Rede an die Versammlung zu halten, wehe ihm, wenn er weder das Talent der Rede noch der Schrift zu handhaben verstand; denn er bekam sofort ein Diplom zugeschickt, worin er zum Redner oder Berichterstatter der Republik Babin ernannt wurde. Derjenige, welcher ein ihm anvertrautes Geheimniß nicht zu bewahren gewußt und es zur Unzeit verbreitet hatte, konnte sicher darauf zählen, daß ihn die Republik Babin zu ihrem Geheimrath erwählte.

Keine Thatsache, bedeutend oder unbedeutend, entging den Späheraugen des republikanischen Vereins im Dorfe Babin. Wer vom Pferde gefallen war, erhielt ein Rittmeister-Patent; der Offizier, welcher im Kriege durch seine Ungeschicklichkeit ein wohlberechnetes Manöuver vereitelte und den Verlust einer Schlacht herbeiführte, wurde zum Feldmarschall ernannt; dem Prozeßsüchtigen, der mit allen seinen Nachbarn im Streite lag, übertrug man das Amt eines Friedensrichters, und wenn Jemand in einer Versammlung solche Verwirrung anstiftete, daß Alles darunter und darüber ging, wurde er zum Präsidenteen der Republik Babin erwählt. Kurz die Republik Babin zählte unter ihren Beamten wunderliche Subjekte: Staatsdiener, welche Kassengelder unterschlugen, waren ihre Schatzmeister; Trunkenbolde führten die Oberaufsicht über die öffentlichen Keller; Wüstlinge bewachten den öffentlichen Anstand, und alle Dichterlinge, welche die Leute unaufhörlich mit der Vorlesung ihrer Werke plagten, herrschten un-

umschränkt auf dem Parnaß; mit Einem Wort, das war eine wirkliche Besserungsanstalt, welche bestrafte, ohne zu züchtigen, und mit unschuldigem Scherz Wunderdinge that.

Als der König Sigismund von dem Bestehen dieser Republik ganz neuer und eigenthümlicher Art Kunde erhalten hatte, und das stete Weiterumsichgreifen dieses kleinen Staats seine Neugierde reizte, wollte er die Mitglieder eines Vereins kennen lernen, welche sich das Horazische Castigat ridendo mores zur Devise genommen. Er betrat gerade den Sitzungssaal, als die leitenden Mitglieder der Republik versammelt waren, welche den Anwesenden neue Kandidaten vorschlugen und die mit großem Ernste und aller Würde die Ansprüche für ihre Zulassungsfähigkeit, so wie die geeignetsten ihnen zu ertheilenden Titel berathen ließen. Der König schien sich sehr daran zu erbauen, und fragte, ob es in dieser Republik einen König gäbe, wie im Königreich Polen. Bewahre Gott, erwiderte Derjenige, an welchen diese Frage gerichtet war, daß wir bei Lebzeiten Ew. Majestät einen neuen König wählen sollten. Herrschen Sie über die Republik Babin mit demselben Glücke, welches Sie auf dem Polnischen Thron begleitet. Sigismund fühlte sich von diesem Vorschlage durchaus nicht verletzt, und verließ den Sitzungssaal ganz erbaut von dem fröhlichen, muntern Freimuth der Republik Babin. Der Kanonikus Szaniawski hat sehr gründliche Forschungen über die Republik Babin angestellt und nachgewiesen, daß sie bis zum Jahre 1677 fortbestand; sein Bericht darüber, den er vor mehreren Jahren der Akademie der Wissenschaften in Warschau vorgelesen hat, erregte zu verschiedenen Malen das allgemeine Gelächter der Zuhörer.

---

* Frage.

Wer irgend eine selbstgemachte Melodie gut singt, ist im wirklichen Wortverstande ein Sänger; wer Musik versteht, und fremde Melodien vom Blatt gut vorträgt, wird auch ein Sänger genannt; wie heißen nun Diejenigen, welche keine Musik verstehen, und das nur singen können, was ihnen eingelehrt ist? — Ein Vogel, welcher seinen natürlichen Gesang singt, heißt ein Sangvogel; hingegen derjenige, welcher durch Vorpfeifen — geschehe es nun durch andere Vögel, Instrumente oder durch Vorpfeifen mit dem Munde — einen ihm nicht eigenthümlichen Gesang pfeift, ein Abgerichteter. Könnte man, Diesem analog, nicht die Sänger, welche nach einem Instrumente oder durch Vorsingen nur Melodien lernen, abgerichtete Sänger nennen?

---

* Glasarbeiten.

Vor einiger Zeit redete ich durch das Organ dieser Blätter über die Glasarbeiten und Glasschleifereien des Herrn Neddermann, die ich der Beachtung empfahl. Der junge Mann, der so herzlich gern in seinem Geschäfte thätig zu seyn wünscht, hat, um die Gewogenheit seiner Mitbürger sich zu erwerben, einige geschmackvolle Proben seiner Arbeiten in der Börsenhalle ausgestellt, und verdient hierbei die freundliche Bereitwilligkeit, mit der Herr Ohlmeyer die Erlaubniß dazu ertheilte, lobend erwähnt zu werden. Einsender dieser Zeilen ist völlig davon überzeugt, daß die Betrachtung dieser Ausstellungen einen sehr angenehmen Anblick gewährt.

H.....

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönzen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 48.

Bremen, Donnerstag den 16. Juni 1836.

Gestorben:

Nro. 594. Den 10. Juni. Der Soldat Joh. Heinr. Schärfenberg, 32 Jahr; im Hospitale.

— 595. Den 10. — Des verst. Matrosen Hinr. Henning Wittwe, geb. Rademacher, 70 Jahr; kleinen Rosenstraße Nro. 22.

— 596. Den 10. — Der Arb. Joh. Streichardt, 39 J.; Buntenthorssteinweg Nro. 22.

— 597. Den 11. — Des Maurergesellen Christ. Gottfr. Staackmann Ehefr., geb. Lürßen, 36 Jahr; gr. St. Johannisstraße Nro. 229.

— 598. Den 11. — Des verst. Schneidermeisters Joh. Conr. Dörbaum Wittwe, geborne Brunsen, 67 Jahr; Faulenstraße Nro. 8.

— 599. Den 11. — Der Arb. Christ. Lesemann, 28 J.; Hülsberg Nro. 11.

— 600. Den 11. — Die Näherinn Meta Gefken, 28 J.; Redekers-Gang Nro. 2.

Nro. 601. Den 11. Juni. Des Strumpfwebers Joh. Jacob Ruge Ehefr., geborne Lange, 62 Jahr; gr. St. Annenstraße Nro. 100.

— 602. Den 12. — Des Kaufmanns Carl Christoph Strüver Ehefr., geborne Castens, 48 Jahr; Stavendamm Nro. 2.

— 603. Den 12. — Der Glasermeister Mart. Nic. Gottfr. Treckmann, 58 J.; gr. Krankenstr. Nro. 6.

— 604. Den 13. — Des Arb. Wilh. Berkau Ehefrau, geb. Lürßen, 55 Jahr; Reeperbahn Nro. 17.

— 605. Den 13. — Des Zinngießers Joh. Christ. Gottfr. Schütt Sohn, 15 Jahr; Wachtstraße Nr. 7.

— 606. Den 13. — Des Arb. Joh. Heinr. Carl Christ. Mohrhoff Ehefr., geb. Niehaus, 39 Jahr; Wätjengang Nro. 6 (Neustadt).

— 607. Den 14. — Die Dienstmagd Dorothea Runge, 66 Jahr; Heerdenthorscontrescarpe.

Gebuurten:

Nro. 717. Den 9. Juni. Des Arb. Friedr. Brauer Ehefr., geb. Meyer, hint. Paulsberg Nro. 21; von einem Mädchen.

— 718. Den 9. — Des Arb. Heinrich Henckel Ehefrau, geb. Albrecht, Hastedt; von einem Knaben.

— 719. Den 9. — Des Kaufmanns Friedr. Oetling Ehefrau, geb. Stägemann, Langenstr. Nro. 118; von einem Knaben.

— 720. Den 11. — Des Conditors Christ. Abbehusen Ehefr., geb. Rinne, Steinstr. Nr. 4; v. e. Knaben.

— 721. Den 11. — Des Cigarrenmachers Bernh. Eschner Ehefr., geb. Fincke, gr. St. Johannisstraße; von einem Knaben.

— 722. Den 11. — Des Knochenhaueramtsmeisters Diedr. Goosmann Ehefr., geb. Pabst, Großenstraße Nro. 28; von einem Mädchen.

— 723. Den 11. — Des Kaufmanns Friedr. Carl Ferdin. Nielsen Ehefr., geb. Böving, Osterthorsstr. Nro. 6; von einem Mädchen.

Nro. 724. Den 11. Juni. Des Arb. Joh. Heinr. Knippelmeyer Ehefr., geb. Spreen, gr. Fischerstraße Nro. 9; von einem Mädchen.

— 725. Den 12. — Des Waarenagenten Johann Heinrich Bergmann Ehefrau, geborne Haselmann, Grünenstraße Nro. 102; von einem Knaben.

— 726. Den 12. — Des Schuhmachers Hinrich Jacob Gercken Ehefr., geb. Grieme, Osterthorswallstraße Nro. 45; von einem Mädchen.

— 727. Den 12. — Des Schweineschlachters Joh. Gerh. Biskanter Ehefrau, geb. Falcke, Osterstraße Nro. 46 A; von einem Knaben.

— 728. Den 13. — Des Zimmergesellen Gerhard Heinr. Eggers Ehefr., geb. Lagemann, Düsternstr. Nro. 73; von einem Mädchen.

— 729. Den 13. — Des Kupferschmiedeamtsmeisters Diedr. Alten Ehefr., geb. Pape, am Brill Nr. 16; von einem Mädchen.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 49.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 19. Juni 1836.

Und woher die tiefen Klagen,
Die die Seele dir erfüll'n? —
Mühe dich in holden Sagen
Schön und wahr sie zu enthüll'n.

* Gedichte von August Krüer.

XI.

Meine Klagen.

Todtenleis' und voller Schauer
Lösen sich die Stunden ab,
Und das Herz in schwerer Trauer
Klagt auf meiner Träume Grab.

Und mit heimathwehem Triebe,
Ohne Hoffnung, ohne Lust,
Ohne süßes Leid' der Liebe,
Ohne Freund verwaist die Brust.

Was ich auch in tiefen Sorgen
Düstersinnend hab' erdacht,
Abend wird es, es wird Morgen,
Doch in mir bleibt's immer Nacht.

Daß urernst und wüstgelaunet
Wie das alte Schicksal steht,
Es nicht selbst des Leides staunet,
Und betroffen rückwärts geht. —

Daß das bunte tolle Leben,
Was der böse Wechsel stimmt,
Sich im Glück' mir ganz gegeben,
Und im Unglück ganz sich nimmt.

Und daß auch so tiefe Klagen
Mir die Seele ganz erfüll'n,
Die so gern in holden Sagen
Schön und wahr sich mögt' enthüll'n. —

XII.

Gute Nacht!

Die Sonne sinkt und ihre Feuerstrahlen,
Die inniglieben noch als Abschiedskuß
Des Himmels Wolken wie mit Purpur malen,
Sie sinken grüßend mit und in dem Gruß',

Der unserm Herzen mild entgegenlacht,
Da spricht es klar und traulich — gute Nacht.

Und Abend wird es und die Farben bleichen,
Das rege Leben schwindet schnell und schweigt,
Und aus der Erde schauervollen Reichen
Ringt sich die Nacht, und wie sie jäh entsteigt —
Da schleicht es hinterlistig, tückisch, sacht,
Und bang und mahnend ruft man — gute Nacht.

Denn was sich scheu dem Sonnenstrahl versteckte,
Das rollt sich jetzt Verderben bringend ab,
Das sind die Geister, die die Nacht erweckte,
Hohnlachend fliehen sie das dunkle Grab,
Und wehe! wo sie herrscht die Höllenmacht,
Sie reißt hinab, o darum — gute Nacht.

Auch in des Herzens allertiefste Falten
Dringt scharf sie ein, der leise Wunsch wird groß,
Es winkt und neckt voll lieblicher Gestalten,
Und von dem Guten reißt es schnell sich los;
Hohnlachend, ist das böse Werk vollbracht,
Entflieht die Schaar und raubt die — gute Nacht.

Der Riegel knarrt, mit lieblichem Umfangen
Schmiegt sich die Jungfrau an des Mannes Herz,
In süßem Kosen, liebevollem Bangen,
In trautem Flüstern, leis'verstecktem Scherz
Entflieht die Zeit, doch das Verderben wacht,
Leicht schwindet die Vernunft und dann die — gute Nacht.

Du schöner Brauch, du gute alte Sitte,
So heimlich, traulich bei uns eingeführt,
O, walte kräftig fort in uns'rer Mitte,
Leicht ist der Sinn, leicht ist das Herz gerührt,
Und ach zu spät die rasche That bedacht,
D'rum nehmt sie liebend auf die — gute Nacht.

Bild der Armuth.

(Fortsetzung.)

„Laß doch hören", sprach Meister Tanzer zum Mädchen, „was der Faulpelz geschrieben hat. Kannst Du lesen?"

Statt der Antwort nahm Magdalene die erste beste Schüssel und las:

»Ich bin kein dummer Esel,
Esse gerne Klößel.«

„Das glaub' ich gern!" fiel Meister Tanzer lachend ein. „Weiter!"

Auf der zweiten Schüssel stand:

»Wenn ich schon Geselle wär',
Kauft' ich mir gleich Schweineschmeer.«

„Ob der Junge von etwas Anderem als vom Essen zu schreiben weiß", brummte Tanzer, „ich wette, die dritte Schüssel handelt von demselben Kapitel."

Sie lautete:

»Fische, Vögel und Forellen
Essen gern die Töpfergesellen.«

„Hab' ich's doch gesagt!" sprach der Meister. „Der Junge denkt, weil die Schüsseln zum Aufbewahren des Essens bestimmt sind, dürfe er auch von nichts weiter sprechen. Hat man nicht andere hübsche Reime, als: „ich ging zu meiner Base, gleich fiel ich auf die Nase." Oder: „Flöten, Bäß' und Geigen, blasen manche Reigen" und dergleichen mehr. Was steht denn da in der vierten Schüssel?"

Der Lehrbursche wollte dieselbe in großer Verlegenheit bei Seite ziehen, allein der dadurch aufmerksam gemachte Meister bestand um so mehr auf dem Lesen des Reimes, der die Worte enthielt:

»Bin ich einmal Meister,
Ess' ich nicht mehr Kleister.«

Der sanftmüthige Tanzer wurde hier ernstlich böse. „Wie? Junge!" rief er, „Du unterstehst Dich, den guten Mehlpappe, der für Dich Schlingel noch viel zu gut ist, Kleister zu schimpfen? Wart', ich will Dich schon bekleistern! Aber der Thunichtgut ist's gar nicht werth, daß man sich über ihn erbost. Fortjagen werde ich ihn. Komm her, meine Tochter, beschäme ihn und male einen Topf an, oder schreibe mir einen Reim."

Schämig gehorchte Magdalene. Und wenn sie ihre Sache noch so schlecht gemacht hätte: Tanzer wurde sie, dem Lehrburschen zum Tort, gewiß gelobt haben. Allein dieß war keineswegs

der Fall. Mit geübter, sichrer Hand zeichnete das Kind die blauen Zierrathen auf den weißen Thon, schrieb es in den Boden der Schüssel die Worte:

»Fleißig, höflich, sittsam seyn,
Stehet Jung und Alten fein.«

Der Meister ging, ohne ein Wort zu sagen, in seine Vorrathskammer, aus welcher er mit einem Waldenburger Topfe zurückkehrte, den er dem Mädchen hinreichte. „Da", sprach er dabei, „nimm! Er war Dir schon neulich zugedacht. Wer, so klein und jung, schon so brav arbeiten kann als Du, mag sich immerhin einen Vogel halten. Willst Du mir Töpfchen malen und Schüsselreime schreiben? Sollst es nicht schlecht bezahlt bekommen."

Niemand war froher als Lenchen. Mit freudestrahlendem Angesicht sagte sie zu und sprang mit ihrem Topfe fröhlich von dannen.

2.

Der Armuth Stillleben.

Frau Tube, Lenchen's Mutter, war, von Gichtschmerzen gequält, fast die ganze Nacht munter gewesen. Erst gegen Morgen fiel sie in einen sanften Schlaf, der nun um so fester war. Daher hörte sie nicht den Hahnenruf, der aus dem nahegelegenen Hühnerstalle nach ihrem stillen Stübchen herübertönte, wohl aber Magdalene. So geräuschlos als möglich stand sie von ihrem ärmlichen Lager auf. Noch war es stockfinster in ihrer Wohnung. Doch ordnungsliebend, wie sie war, fand sie auch im Dunkeln ihre Kleidung, welche sie schnell anlegte und dann leise das Stübchen verließ. Dicht an demselben befand sich außen im engen Hofraume ein Röhrtrog, in welchem Magdalene Angesicht, Hals und Hände badete. Hierauf lauschte sie an dem Bette der Mutter deren ruhigen Athemzügen, und verrichtete knieend ihr andächtiges Morgengebet. Nun nahm sie ihren Strickstrumpf hervor und strickte emsig, bis ein schwacher Tagesschimmer durch das ziemlich erblindete Fenster sich stahl. Da legte sie die Arbeit hin und zündete mit Hülfe eines Feuerzeuges in dem Ofen ein Feuer an, den Morgentrank zu bereiten.

„Es riecht nach Rauch", hob die Mutter, aus ihrem Schlaf erwachend und hustend, an.

„Guten Morgen, liebe Mutter!" sagte Lenchen freundlich. „Das Holz ist noch ziemlich naß und der Ofen voll Sprünge; doch will ich sogleich nachsehen, ob ich's abändern kann." Aus einem Scherben holte sie bereit gehaltenen Lehm und verstrich damit geschickt die Fugen im Ofen, aus welchen der Rauch hervordrang.

„Richte mich doch auf", verlangte die Mutter.

Lenchen bog sich über sie hin; die Gichtkranke umklammerte mit beiden Armen des Kindes Hals, welches nun mit Aufbietung aller seiner Kräfte die gewichtige Last emporhob. Sorglich stopfte es nun das Kopfkissen der Sitzenden in den Rücken, welche verdrießlich ausrief: „Woher kommt nur der häßliche Zugwind, der mir den Nacken kältet? Steht denn das Fenster auf?" Forschend richtete Magdalene ihr Auge auf jenes.

„Ach!" sprach sie, „das Papier ist von dem Fensterschweiße aufgeweicht und an einer Seite losgegangen." Geschwind verdeckte sie die zerbrochene Scheibe mit einem alten Oelgemälde, das zu diesem Behufe schon bereit zu stehen schien.

„Ist der Caffee fertig?" fragte nun die Mutter.

„Es wird gar nicht lange dauern, liebstes Mütterchen", sagte Magdalene. „Denke Dir nur, Mütterchen! ich bin wieder recht glücklich gewesen. Einen ganzen Topf voll großer, schöner Rindsknochen hab' ich bekommen, wovon ich für Dich recht kräftige Brühe auskochen kann. Auch hat mir Wirth's Köchinn versprochen, alle Tage den Caffeesatz aufzuheben. Ich soll ihr bloß die Caffee-

säcke dafür auswaschen. Heute trinken wir schon davon und nicht bloß Gerste und Runkelrübe."

„Aber warum gehst Du barfuß?" fuhr die Mutter fort, dem Kinde auf die nackten Füße sehend. „Du wirst Dich auf den kalten Steinen erkälten. Kannst Du denn Deine Schuhe nicht anziehen?"

„Schilt nicht, liebe Mutter! ich will sie schonen. Die Sohlen sind schon wieder so dünn, so dünn, fast wie Mohnblatt, und die Absätze ziemlich herunter."

„Ach Gott! wie soll das nur werden?!" klagte Frau Tube. „Du kommst fast nicht vom Schuhmacher weg. Und was will noch Allesseyn!"

„Sorge Dich nicht, Mütterchen! Ich verdiene ja einen hübschen Groschen Geld bei dem guten Meister Tanzer und der liebe Gott hat uns auch noch nicht verlassen."

„Ja, aber er läßt uns recht lange auf seine Hülfe warten", entgegnete die Mutter.

„Wenn die Noth am größten, ist die Hülf' am nächsten", tröstete Magdalene und warf einen Kummerblick auf ihre gelähmte Mutter, die kaum die kleinsten Bewegungen verrichten konnte.

„Ist denn Raphael noch nicht munter?" hob die Mutter wieder zu fragen an. Indem krabbelte etwas in dem dunkeln Winkel hinter dem Ofen herum. Gleich darauf kam leis' und tappend ein kleiner Knabe hervorgeschlichen, der nur erst halb angekleidet war. Magdalene ging ihm einige Schritte entgegen, nahm ihn beim Kopfe und sagte, einen Kuß auf seine Stirne drükkend, mit großer Herzlichkeit: „Guten Morgen, mein Raphael!"

Dieser erwiderte den Gruß, rief aber dann sogleich besorgt: „Was macht Hänschen? Er singt ja nicht!"

„Weil es ihm noch zu finster ist", tröstete Lenchen, „drum kann er sich gar nicht aus dem Schlafe finden!"

Die Mutter aber schmälte und sagte: „Ja, ja! über den Vogel vergißt er Alles, sogar den guten Morgen."

„Sey nicht böse!" bat der Knabe, auf das Bett der Mutter zuschreitend; „ich wußte nicht, daß Du schon munter seyst. Ach, und mir hatte geträumt, daß man uns das Hänschen genommen habe und ich war deswegen noch ganz verdreht. Guten Morgen, liebe Mutter!" Er haschte nach der Hand der Kranken, die er mit großer Inbrunst küßte.

Während dem hatte Magdalene die gekittete Tasse und zwei Töpfchen von gleicher Größe auf den Tisch gestellt. Aus ihrem Handkörbchen eine Dreiersemmel hervorlangend, sagte sie innig vergnügt: „Diese hab' ich gestern Abend von der Bäckersfrau an der Ecke bekommen, weil ich ihrer Christel die Gasse kehren half. Sie ist zwar altbacken, aber in dem Caffee wird sie schon aufweichen." Geschäftig vertheilte sie das Gebäck in drei gleiche Theile und schenkte dann den heißen Trank ein. „Auch Milch hab' ich", sagte sie zufrieden, „aber freilich keinen Zucker." Sie hatte den Tisch an das Bett' der Mutter gerückt und die kleine Familie genoß mit großem Behagen das ärmliche Frühstück.

Magdalene, kindlich froh, wie das stille Bewußtseyn erfüllter Pflichten zu machen pflegt, heiterte durch ihr Gespräch selbst die von Körperleiden gedrückte Mutter auf und Minute auf Minute war schnell entflohen, als plötzlich ein goldgelber Canarienvogel aus seinem engen Gebauer schmetternd seine Stimme ertönen ließ.

„Hänschen! mein Hänschen!" rief Raphael verklärt.

Die Mutter aber sprach: „Der Vogel gemahnt uns an unsre Pflicht. Er lobt seinen Schöpfer, noch ehe er gefrühstückt." Und mit schwacher, bebender Stimme hob sie an: „Mein erst Gefühl sey Preis und Dank" —

„Erheb' ihn, meine Seele!" fielen der beiden Kinder Stimmen laut und andächtig ein und sangen das Lob- und Danklied bis zum Ende, begleitet von den jubilirenden Tönen des Vogels.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Rheinfahrt.

(Beschluß.)

Während ich so die mich gerade interessirenden Merkwürdigkeiten Bonns sah, machte mein Reisegefährte andere Besuche, und führte mich später bei der geschätzten und berühmten Schriftstellerinn Frau Johanna Schopenhauer ein, die noch in ihrem Greisenalter geistes- und lebensthätig ist. Ihre Reiseschilderungen sind so anziehend, daß sie noch lange als Muster dienen können, und ihre durchdachten Kunsturtheile erscheinen so anspruchlos, daß immer der zartfühlende Genius der Frau hindurchblickt. Ich habe vor Kunsturtheilen und Urtheilern sonst eine heilige Scheu, das ganze Wesen derselben ist sehr oft eine anmaßliche Hohlrederei, entweder auf sehr allgemeine oder sehr individuelle Ansichten basirt, auf eine Anzahl Phrasen reducirbar, die der witzige Advocat in Detmold auf eine köstliche Weise zum Besten giebt. Doch fruchtet bei dem Volke der eingefleischten Kunstkenner auch die geistreichste Satyre nichts, und das ermüdende Geschwätz von Farbentinten und Tönen, Wärme und Lichtern, Säften und Düften spinnt sich in die Unendlichkeit fort. Solch ein kunstgeschwätziger Kerl kann Einem bei Betrachtung eines Gemäldes den schönsten Genuß verleiden, er stiehlt, ein Farbenanatomiker, die Seele aus dem Himmel, um sie zu zergliedern.

Ich werde daher, so viel ich auch auf meiner Reise Bilder, und herrliche Bilder sah, nur von sehr wenigen reden, erstlich, weil ich ein ächtes und rechtes Kunsturtheil fällen zu können, mir gar nicht anmaßen will, denn mir fehlt, wie so Vielen, die dennoch urtheilen, die Kenntniß der Technik der Malerei, und zweitens weil Beschreibungen von Bildern, wenn sie nicht recht prägnant aus einer sehr geübten Feder fließen, wie bei jener Dame, den Leser langweilen müssen, statt ihn zu unterhalten. Zudem sind die guten Bilder, die ich sah, fast alle schon beschrieben, selbst die der Exposition in Paris lang und breit, wozu also das Papier mit Wiederholungen füllen? Es geht den Bildern wie den Büchern, dem Einen gefällt, dem Andern mißfällt das eine oder das andere, und Jeder wird, befragt, triftige Gründe für sein Urtheil auszuführen wissen.

Nachdem ich noch in Bonn die schätzbare Bekanntschaft einer geistreichen Dame, Alterthumskennerinn und Sammlerinn, gemacht, die mir mehrere der in dortiger Gegend ausgegrabenen Römischen Antikaglien zum Geschenke machte, fuhr ich mit der Post, da mein Gefährte noch Geschäfte in Bonn hatte, und am andern Tage erst nachkam, allein nach Cöln. Ich überblickte noch mit Lust die reizvolle Gegend, die in sanfter Abendbeleuchtung lag, allmälig aber hüllten sich diese Reize in den Schleier der Dämmerung, und die weite Fläche hörte auf, dem Auge angenehme Ruhepunkte zu bieten. Dafür machte mir der gefällige Schirrmeister Spaß. Er war aus Mansfeld, und wollte, ich weiß nicht mehr, unter wie viel Kaisern und Königen gedient haben; auch Gensd'arme war er gewesen und gab manches Abenteuer zum Besten; auch schien er die Tour zwischen Bonn und Cöln schon sehr oft gemacht zu haben, denn er kannte, es kannte ihn Jedermann.

In dieser Gegend fangen schon die bequemen Blousen an, die in ganz Belgien üblich sind, leinwandne blaue Staubkittel, wie die Thüringischen Fuhrleute sie tragen, die vielleicht diese Tracht aus den Niederlanden entlehnten. Auch die wohlha-

bendsten Leute bedienen sich derselben, wenn sie über Land fahren oder gehen, und jeder Blouse, die vorüberging, sprach mein Schirrmeister zu. Auf halbem Wege hielt die Post an. „Hier," sprach der Conducteur: „bekommt der Postillion ein Tröpfchen, und wir finden ein Speciälchen." Was unter dem Tröpfchen zu verstehen sey, konnte ich mir allenfalls denken, doch wurde meine Phantasie von der Wirklichkeit überflügelt, denn solch ein großes Glas Branntwein, wie der Schwager verschluckte, hätte ich nimmermehr ein Tröpfchen genannt: wer mäßig trinkt, begnügt sich hier mit einem halben Tröpfchen, und hat auch daran genug. Nun war ich in der That auf das Speciälchen neugierig, entweder dachte ich, ist's ein kleiner lustiger Freund, den der Vielgediente noch in den Wagen schmuggelt, oder ein ihm ganz speciell vertraulich zugethanes Fomininum. Weitgefehlt, das Speciälchen war ein Schöppchen Wein. Was es doch für sonderbare Provincialismen giebt! Später fand ich, daß man in ganz Cöln ein Glas Wein nicht anders fordert, und hatte mich dieser Ausdruck anfangs befremdet, so fand ich ihn nachher ganz natürlich. Ein Alterthumsforscher müßte sich, ihn erklärend, also vernehmen lassen: Sehen Sie, mein verehrter unwissender Freund und Fremdling, die alte Colonia Agrippina war eine von Römern erbaute und bewohnte Stadt, und vielleicht ist Ihnen erinnerlich, daß die Römer Lateinisch zu sprechen beliebten. Wenn sie nun in eine Taberne kamen, und nicht gleich eine ganze Amphora voll Wein austrinken wollten, so pflegten sie wohl, wie wir noch heut' zu Tage zu thun pflegen, wenn wir nicht gesonnen sind, eine ganze oder halbe Flasche zu trinken, auch einen Schoppen zu stechen, wie wir Cölner thun, und forderten daher ein poculum speciale, einen einzelnen, besondern Becher, ein apartes Maß, welcher Sprachgebrauch noch bis heute üblich. Wenn Sie nun nicht ganz vernagelt sind, werden Sie mich begriffen haben.

Unter des Conducteurs Unterhaltung schlief ich ein, und erwachte erst, als wir zu Cöln einfuhren.

Soll eine Eisenbahn von Hamburg und Bremen aus durch das Königreich Hannover geführt werden?

(Beschluß.)

Der Einsender des vorstehenden, wie es ihm scheint, sehr beachtenswerthen Aufsatzes, erlaubt sich, ein paar Bemerkungen hinzuzufügen, deren vollständigere Ausführung ihm durch manche Umstände und Verhältnisse nicht verstattet wird.

Erstlich sollte man endlich aufhören, sich in der Behandlung der Frage von der Ausführbarkeit und Nützlichkeit der Eisenbahnen in Deutschland, auf England zu berufen, da schon ein ausdrücklich zu dem Zwecke einer Untersuchung des Gegenstandes nach England gesandter königlicher Preußischer Baumeister (Oberbaurath v. Hagen), dessen Aufsatz in der Hannov. Zeitung mitgetheilt worden, aus den ihm vorgelegten Papieren und Rechnungen der Unternehmer der Eisenbahn zwischen Manchester und Liverpool dargethan hat, daß die ungeheure Verschiedenheit aller hier in Frage kommenden Umstände, jede Vergleichung Englischer Unternehmungen (so auch einiger Niederländischen und Rheinischen) mit Deutschen untersagt, und alle daher genommenen Gründe völlig entkräftet. Uebrigens belehren uns die Zeitungen, daß das Englische Parlament sich in diesem Augenblicke, wo ganz Europa von einem Tarantelstiche zu einem furiosen Eisenbahn-Tanze gereizt zu werden scheint, sehr ernstlich damit beschäftigt, die Speculations-Wuth für Eisenbahnen zu dämpfen, welche in England, diesem Lande einer auf das Höchste

gespannten Thätigkeit des Geistes und aller körperlichen Kräfte, die Classen der Nation ergriffen hat, welche dabei gewinnen oder gewinnen zu können hoffen.

Zweitens weisen einige sehr treffende Bemerkungen im vorstehenden Aufsatze darauf hin, daß es nicht sowohl das Interesse des Handels ist, als vielmehr der Krämerei, welches bei den Eisenbahnen im Allgemeinen in Frage kommt; daher denn auch die lebhaftesten und zudringlichsten Bemühungen, für dieses vermeinte Mittel, Reichthum zu schaffen, nicht von großen Handelsstädten ausgehen, sondern von Landstädten, die gar keinen Antheil am großen Welthandel haben. Unter den Verhältnissen der wenig zahlreichen Personen, welche diesen leiten, und durch ihn reich werden, herrscht immer weit mehr Uebereinstimmung und wenig Eifersucht. Jeder hat seinen eigenen großen Wirkungskreis, der nicht durch den Nachbar beengt wird. Dagegen muß jeder Krämer mit seinem Mitbewerber wetteifern, um seinen kleinen Gewinnst zu vermehren, seinen Nachbar beneiden, und an sich zu ziehen suchen, was nur Einer oder der Andere zu gewinnen vermag.

Drittens hat uns unser vortrefflicher Lehrer practischer Kenntniß und Einsicht in Angelegenheiten des Staatshaushalts und des Handels, Büsch, schon vor dem Eintritte der großen Umwälzung alter Verhältnisse der Europäischen Staaten, darauf aufmerksam gemacht, daß es ein sehr gewöhnlicher, aber verderblicher Irrthum ist, Beförderungsmittel des Verkehrs unter den Menschen für Quellen der Industrie und des Reichthums anzusehen. Diese liegen in ganz anderen Umständen, welche die Thätigkeit des Geistes und der Industrie befördern. Was Büsch von den Brücken beweiset, daß sie den Geldverkehr erleichtern und befördern können, aber keinen Geldverkehr zu schaffen vermögen, sondern ihn als schon vorhanden voraussetzen, daher denn auch keine Regierung im Stande ist, eine Brücke zum Vortheile des Verkehrs da anzulegen, wo nicht schon die Umstände vorhanden sind, welche zu ihrem Gedeihen erfordert werden; dieses kann auch auf die Eisenbahnen angewandt werden. Auf ihnen kann nur fortgeschafft werden, was an ihrem Endpuncte verlangt wird: bloß um die Eisenbahnen zu benutzen, wird aber nie etwas Erhebliches producirt werden. Die sehr einsichtsvolle Oesterreichische Staatsverwaltung hat hiernach ihr Verfahren abgemessen. Schon vor zehn Jahren traf man in Böhmen auf unzählige kleine Eisenbahnen, wodurch Wälder, die Holz und Kohlen producirten, mit Orten in Verbindung gesetzt wurden, wo jene rohen Stoffe verbraucht werden konnten. Wenn eben diese Regierung jetzt große Eisenbahnen anlegen will, um die an Producten reichsten Gegenden des großen Reichs mit denen zu verbinden, wo sich Abnehmer finden, so ist dieses ein Beweis, nicht, daß es ihr bisher an Einsicht und Thätigkeit gefehlt hat, sondern daß die Oesterreichischen Staaten, mit welchen man noch vor Kurzem wenig bekannt war, ungemeine Fortschritte in der Cultur aller Art gemacht haben, und daß die Verhältnisse der einzelnen Länder und Völkerstämme des Kaiserreichs im Inlande und zum Auslande sehr verändert sind.

Viertens ist die Beförderung des Speculationsgeistes in Beziehung auf Eisenbahnen durch Actien-Gesellschaften höchst gefährlich. Der Gedanke, die Thätigkeit der Capitalisten durch Actien zu beleben, hat seinen Ursprung in England. Daselbst ist ein solcher Ueberfluß an Geldmitteln, daß in diesem Mittelpuncte alles mobilen Reichthums von Europa, ein jeder Entwurf aus Geld mehr Geld zu machen, und das Blendende aber leicht verderbliche Mittel dazu, der Credit, mit allen fürchterlichen Mißbräuchen desselben, gar leicht

Theilnehmer findet. Die neuesten Berathungen des Parlaments zeigen aber auch, daß es sogar in diesem überreichen Lande nothwendig ist, der Spielwuth, die sich und Andere täuscht, und in welche die Errichtung von Gesellschaften und Unternehmungen auf Actien unfehlbar ausartet, Gränzen zu setzen. Dieses kann mit Nachdruck nur auf eine einzige Art geschehen. Die ersten Unterzeichner müssen für den ganzen Belauf des Nominalwerthes der Actien, Realcaution leisten. Werden sie nicht dazu angehalten, so zeichnen sie für zehn, vielleicht für hundert Mal so viel als sie im Vermögen haben, benutzen das erste momentane Steigen des Börsencourses der Actien, streichen zehn oder auch hundert oder tausend Procent des Nominalwerthes der Actien, auf die sie vielleicht nicht den zehnten Theil eingezahlt haben, für sich ein, ziehen sich aus der Sache heraus, und lassen den bethörten Abnehmer den Schaden tragen. In London wird daraus höchstens ein lame duck wie sie es nennen, das heißt, wer nicht zahlen kann oder mag, verschwindet von der Börse, und verläuft sich in dem unermeßlichen London, oder er geht nach Amerika oder Australien, statt in das Zuchthaus zu wandern, wo er einen schicklichen Platz hätte.

Gott wolle unser Vaterland vor dem Elende bewahren, welches eine solche Börse verbreiten würde. Auch in England existirt es; aber es wird in dem unendlichen Gewirre nicht beachtet, und die Größe aller Englischen Unternehmungen, welche jeden Beobachter in Staunen versetzt, verhindert, das zu sehen, was in Deutschland selbst in den größten und reichsten Orten Alles verdunkeln würde, was daneben besteht, sey es auch noch so verständig angelegt und so nützlich.

Miscellen.

Das Jahr 1840 scheint in der Allgemeinheit bei dem Hader über das Jubiläum der Erfindung der Buchdruckerkunst zu siegen, denn nur wenige Städte bestehen auf dem Jahr 1836. So wird denn auch der Kalander bei Ehren bleiben, der seit lange jene Angabe als die wahre aufnahm und demnach noch in diesem Jahre sagt: „das 1836ste Jahr ist seit Erfindung der Buchdruckerkunst das 396ste.“

Man hat eine Holz-Art entdeckt, die in Indien nicht selten ist und die Eigenschaft besitzt, durch die Würmer nicht zernagt zu werden. Man will Schiffe aus diesem Holz bauen.

Gottesdienst.

Sonntag, den 19. Juni.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Past. Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Candidat Menken	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Dr. Böckel.....	St. Ansgarii	9 „
Hr. Candidat Freerichs....	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Candidat Pralle.....	— — —	12 „
Hr. Pastor Iken.....	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor v. Hanffstengel	— — —	1 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Mallet	— — —	1 „
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Hr. Pastor Meinertzhagen.	Armenkirche	8 „
Hr. Pastor Probst	St. Johannis	6½ „ Messe
Hr. Vicarius Driver.....	— — —	9 „ Hochamt
Hr. Pastor Probst	— — —	10 „ Predigt
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8 „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 49.

Bremen, Sonntag den 19. Juni 1836.

Gestorben:

Nro. 608. Den 13. Juni. Des Briefbestellers Herm. Friedr. Pape Sohn, 1¼ Jahr; Obernstraße Nro. 8 (Vorstadt).

— 609. Den 14. — Des Küpers Johann Barre Sohn, 2¼ Jahr; am Bollwerk Nro. 10.

— 610. Den 14. — Des Archivschreibers Leo August von Pohl Tochter, 1¼ Jahr; gr. Weidestr. Nr. 6.

— 611. Den 14. — Des verst. Soldaten Christ. Friedr. Wohlenz Wittwe, geb. Grünewald, 71 Jahr; Wätjengang Nro. 3 (Neustadt).

— 612. Den 14. — Des Weinarbeiters Hinrich Kemna Ehefr., geb. Wedemeyer, 75 Jahr; Packhof Nro. 2.

— 613. Den 14. — Des Chirurgus Jacob Schnee Tochter, 12 Tage; Buntenthorssteinweg Nr. 64.

— 614. Den 15. — Der Bleicher Wilhelm Bollmann, 30 Jahr; Bleicherstraße Nro. 29.

— 615. Den 15. — Der Handlungsdiener Heinr. Dierkmann, 19 Jahr; Dechanatstraße Nro. 2.

Nro. 616. Den 15. Juni. Des Stuhlmachers Herm. Oetjen Ehefr., geb. Heitmann, 34 Jahr; Kohlhökerstraße Nro. 53.

— 617. Den 15. — Desselben Sohn (todtgeboren).

— 618. Den 16. — Des Schuhmachers Heinr. Burose Tochter, 5 Jahr; Buntenthorssteinweg.

— 619. Den 16. — Des verst. Blechenschlägermeist. Carl Christian Elstermann Tochter, 19 Jahr; Stintbrücke Nro. 19.

— 620. Den 16. — Der Soldat im hies. Infanterie-Bataillon Carl Hard, 57 Jahr; Hospital.

— 621. Den 16. — Des Posamentiers Heinr. Wilhelm Hollmann Sohn, 11 Monat, Pelzerstraße Nro. 38.

— 622. Den 17. — Des verst. Schuhmachermeist. Joh. Daniel Becker Wittwe, geborne Wulfmeier, 76 Jahr; Grünenstraße Nro. 17.

Geburten:

Nro. 730. Den 13. Juni. Des Malers Gottfried Diedrich Heinr. Köster Ehefr., geb. Knobel, gr. Rosenstraße Nro. 5; von einem Mädchen.

— 731. Den 13. — Des Schuhmachers Friedrich Buschmann Ehefr., geb. Strauß, Nienabersgang Nro. 2; von einem Mädchen.

— 732. Den 14. — Des Oberländischen Schiffers Diedr. Sievers Ehefrau, geb. Häsehus, am Wall; von einem Knaben.

— 733. Den 14. — Des Schuhmachermeist. Joh. Wilh. Ehlert Hüneken Ehefrau, geb. Petersen, Neuenstraße Nro. 94; von einem Knaben.

— 734. Den 14. — Des Ard. Chr. Meydohm Ehef., g. Meyer, Punkendeich; von einem Knaben.

— 735. Den 14. — Des Schmiedeamtsmeist. Hr. Gottlieb Krameyer Ehefr., geb. Bruns, gr. Rosenstr. Nro. 15; von einem Mädchen.

— 736. Den 14. — Des Küpers Carl Schmidt Ehefr., geb. Schöne, kl. Sortillenstr. Nr. 5; v. e. Knaben.

Nro. 737. Den 14. Juni. Des Cigarrenmachers Christoph Hinrich Lampe Ehefrau, geborne Stieberg, am Stephanithor Nro. 1; von einem Mädchen.

— 738. Den 15. — Des Malers Carl Hr. Chr. Dierksen Ehefr., geb. Schnaars, hint. Ansgariithorswall Nro. 5; von einem Mädchen.

— 739. Den 15. — Des Schenkwirths Bernh. Friedr. Dannemann Ehefr., geborne Wilckens, alten Steinweg Nro. 19; von einem Knaben.

— 740. Den 15. — Des Stuhlmachers Hermann Oetjen Ehefr., geb. Heitmann, Kohlhökerstr. Nr. 53; von einem todten Knaben.

— 741. Den 15. — Des Schiffszimmermanns Joh. Christ. Schmidt Ehefrau, geb. Lampe, Muggenburg Nro. 34; von einem Knaben.

— 742. Den 16. — Des Kaufmanns Friedr. Wilh. Hunicke Ehefr., geb. Dangers, Breedenstr. N. 6; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 267. Der Schweineschlachter Friedr. Heinrich Christoph Schlaeger und Anna Cathar. Goosmann hies.

— 268. Der Ard. Jacob Peter Brunckhorst hies. und Gesche Harder zu Spatrishop im Holsteinischen.

Nro. 269. Der Schneideramtsmeister Georg Heinrich Schreiber und des verstorbenen Schneideramtsmeist. Nicolaus Stelljes Wittwe, Cathar. Elisabeth Flügge hieselbst.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 50.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 23. Juni 1836.

Jetzt wicklet sich der Himmel auf,
Jetzt b'wegen sich die Räder,
Der Morgen rüstet sich zum Lauf,
Umgürt't mit Rosenfeder.

O, wie so schön, wie frisch und kraus!
Wie glänzend' Elementen!
Nit mögen's g'nügsam streichen aus!
Noch Redner, noch Scribenten.

Friedrich von Spee.

Sonnenaufgang.

Der Morgen blüht, mit zarten Rosendüften
umröthet sich des Himmels östlich Thor,
D'raus schauen Engelhäupter mild hervor
Und lächeln selig auf die Frühlingstriften.

Nun blitzt es flammend in des Himmels Lüften,
Auf Thal und Wiesen schwebt ein goldner Flor,
Die Blumenaugen leuchten sanft empor
Und purpurn schimmert's in den Felsenklüften!

Da rollt empor der Sonne Flammenball,
Da brauset hin durchs ganze Weltenall
Des Sonnenfeuers heil'ger Gluthenstrom.

Ein Weihrauch dampft die schöne, weite Flur,
In einer Hymne hallt nun die Natur —
Die rauscht empor zum blauen Himmelsdom!

Günther Nicol.

Bild der Armuth.

(Fortsetzung.)

Darüber war es besser hell geworden in dem zu ebener Erde liegenden und von einem hohen Hofraume umschlossenen Stübchen. Magdalene griff zur Nähnadel, ihr schadhaft gewordenes Röckchen auszubessern; Raphael aber kramte einen Haufen Seidenfleckchen aus, die er eifrig auszuzupfen anfing. Die Kinder schwiegen, da die Mutter ein Buch ergriffen; nur der Vogel lärmte zuweilen.

Da erschallten nach einer Weile laute Schritte über den getäfelten Hof. Sie näherten sich dem Stübchen der armen Familie. Ein starker Finger pochte an und bevor noch Lenchen das „Herein" über die Lippen schlüpfte, wurde aufgeklinkt. Der Mann, der hereintrat, war von der im Stüb-

chen immer noch herrschenden Dämmerung so befangen, daß er nicht gleich die Gegenstände darin zu unterscheiden vermochte. In das Gewirr vor sich hineinstarrend, fragte er: „Wohnt Frau Tube hier?“

„Ach, Herr Tanzer ist's! Mutter! der gute Herr Tanzer kommt zu uns!“ jauchzte Magdalene und sprang dem Meister freudenvoll entgegen. Grüßend versuchte die Mutter aufzustehen, mußte jedoch ihr Vorhaben aufgeben. Raphael aber flüchtete mit seinen Fleckchen hinter den Ofen.

„Nun?“ sagte Herr Tanzer, „ich glaubte, Du seyst todtkrank, weil Du mich zwei Tage schon im Stiche gelassen hast. Was fehlt Dir denn?“

Betroffen entgegnete das Kind: „Ich bin ja bei Ihnen gewesen und habe es dem Lehrburschen aufgetragen, mich zu entschuldigen. Meine Mutter hatte wieder ihren Gichtanfall bekommen und konnte sich nicht rühren. Darum mußte ich diese Tage zu Hause bleiben.“

„Seh' mir eins den Schlingel! kein Wort hat er mir gesagt. Wart'! ich werde dir Gedanken machen müssen! Laß mich nur heimkommen! Also: das ist Deine Mutter? Freue mich, die wackre Frau kennen zu lernen, die eine so gute Tochter erzogen hat. Die Gicht hat sie, sagst Du? Eine schlimme Krankheit! sucht uns Töpfer auch gewöhnlich heim! Müssen da mit unsern nackten Füßen im strengsten Winter den kalten Thon bearbeiten, daß er weich werde. Bleibt's Reißen dann nicht aus. Aber, das ist ja ein wahres Hundeloch von Stube! Hierin muß der gesündeste Mensch des Todes werden! Finster wie ein Keller, dazu die schöne Nachbarschaft draußen; rechts der Wassertrog, links die Düngergrube! Richtig! da läuft ja das Wasser stromweis von den Wänden. Ihr armen Leute! Obendrein kalt, wenn gleich es nach Rauch riecht.“ Des Töpfers Auge richtete sich sofort auf die Sache seines Gewerbes, den Ofen. „Ein schönes Ding von Ofen!“ brummte er unwillig. „Der muß noch vor der Sündfluth gemacht worden seyn. Gleicht er nicht meines Arbeiters Schaafpelze? so zerrissen und geflickt ist er! Den Wirth muß ich vornehmen! Zwar wird er denken, ich thue es nur meines Vortheils willen, einen Ofen los zu werden, aber meinetwegen! — Unverantwortlich ist's, ein solches Loch als Wohnung zu vermiethen.“ Um den Ofen herumgehend, wäre der Meister beinahe über den still dasitzenden Knaben gefallen.

„Was?“ rief er verwundert, „noch Jemand? Mein Jungelchen, Du wirst Dir die Augen verderben in dieser Egyptischen Finsterniß, Fleckchen zupfest Du? Blind wirst Du werden, sag' ich Dir!“

Magdalene seufzte tief und ihre Mutter sagte mit unterdrückter Wehmuth: „Er ist's schon.“

Tanzer prallte zurück. „Bl—bli—blind!“ stammelte er erschrocken. Halb mit Gewalt zog er den Knaben zum Lichte hin. „Sieh mich doch an, mein Junge!“ bat er.

„Ich kann ja nicht sehen!“ sagte dieser freundlich sanft, richtete aber doch die erblindeten Augen nach des Fragenden Gesicht empor.

Der wackere Tanzer war tief ergriffen. Hurtig besah er sich noch einmal den Ofen; eigentlich aber nur, um die Thränen zu verbergen, die ihm aus den ehrlichen Augen tropften. „Großer Gott!“ sprach er dann, „welch ein Unglück! Und, Lenchen! kein Wort hast Du mir davon gesagt. Ist er denn schon lange blind?“

„Seit seinem zweiten Jahre!“ berichtete die Mutter.

„I, wie ist denn das zugegangen?“ forschte Tanzer weiter.

„Das wissen wir nicht“, sprach die Mutter. „Wir merkten es erst nach und nach und zu spät,

als der arme Junge schon fast nichts mehr sehen konnte."

„Mein guter Knabe", sagte Tanzer, „erinnerst Du Dich wohl noch, wie der blaue Himmel, die blitzende Sonne oder das Angesicht Deiner Mutter aussieht?"

Raphael schüttelte langsam und nachdenklich das Haupt.

„Du kennst nicht die Pracht der Baumblüthe, die bunten Farben der Blumen, die Weiße des Schnee's? Kannst Dir nicht vorstellen den rauschenden Fluß mit seinen segelnden Schiffen, die blumenreichen Wiesen mit den weidenden Schäfchen, den Wald mit seinen immer grünen Bäumen, den —"

Die Mutter zupfte hier verstohlen den fragenden Meister, welcher den Wink und das traurig werdende Antlitz des Knaben verstand und einlenkte. „Freust Du Dich denn über Etwas in der Welt, die Du nicht siehst?" sprach er. Das Gesicht Raphael's verklärte sich, als er zögernd sprach: „O ja! ich freue mich, wenn Mutter mit mir zufrieden ist, wenn Lenchen mich streichelt, wenn ich esse und trinke und in meinem warmen Bettchen liege; auch wenn ich recht viel Fleckchen gezupft habe und — wenn mein Hänschen singt."

Tanzer dachte nach. „Du hast Recht", sprach er dann; „Du bist immer noch viel glücklicher als tausend andere Geschöpfe. Du kannst hören Dein Vögelchen singen, vernimmst die süßen Töne der Musik, Deiner Mutter und Schwester Stimmen. Kannst auch selbst sprechen, kannst sagen, wo Dir's fehlt, was Du wünschest, kannst Dich mit andern Menschen unterhalten. Und wenn Du auch die Farben der Blumen nicht siehst, erfreut Dich doch ihr angenehmer Duft. Eine Auster aber z. B. kann dieß Alles nicht. Sie kann weder sehen, noch hören, weder riechen, noch schmecken und ihr Gefühl kann nur stumpf seyn. Bloß ihre Schaalen vermag sie auf- und zuzuklappen, während Du hundert verschiedene Bewegungen mit Deinen Gliedern machen kannst. Darum muß jeder Mensch sich nicht mit dem vergleichen, der glücklicher, sondern unglücklicher als er selbst ist, wenn er zufrieden bleiben will."

Tanzer drückte dem blinden Raphael ein Geldstück in die Hand, nahm freundlich Abschied und entfernte sich von der Familie, welche den gutthätigen Mann laut pries und segnete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Niederländische Chroniken.

Nacherzählt

von

Alfred Reumont.

Graf Balduin's Gerechtigkeit.

Während der ersten Jahre des zwölften Jahrhunderts sahen viele Flamänder sich veranlaßt, ihrem Vaterlande Lebewohl zu sagen. Unaufhörliche Regengüsse, denen drei Ueberschwemmungen des Meeres folgten, führten unsägliches Elend, Hungersnoth und Seuchen in ihrem Gefolge. Ueberdieß wurde das Land durch Räuber unsicher gemacht, welche die allgemeine Verwirrung und die Abwesenheit des Grafen Robert II. benutzten, den man den Hierosolimiten nannte, weil sein Gelübde als Kreuzfahrer ihn seit einer Reihe von Jahren im heiligen Lande zurückhielt. Die Flamändischen Auswanderer begaben sich fast alle nach England, wo Heinrich I. ihnen einen großen Landstrich im östlichen Theile seines Reichs zur Benutzung überließ, und auf diese Weise eine Menge von Fremden anlockte, welche fast alle wohlhabend und seinen eigenen Unterthanen in Künsten und Gewerbthätigkeit weit überlegen waren. Eine solche Noth herrschte in Flan-

dern bereits drei Jahre lang, als Robert, nach Europa zurückgekehrt, für Ludwig den Dicken kämpfend, vor Mantes fiel und die Grafschaft Flandern seinem Sohne Balduin VII. hinterließ.

Am Tage, wo Balduin den Tod seines Vaters vernahm, zeigte er sich, der Sitte gemäß, die Stirne von der Grafenkrone umgeben, seinen Vasallen und ließ sich, auf der Brettecke stehend, vom Volke huldigen. Sein Blick war strenge, seine Haltung ernst, und seine Hand stützte sich auf die Streitaxt. „Wohlauf, meine Herrn," sprach er mit fester Stimme, wovon Niemand ein Wörtchen überhörte, indem Alle voll Erwartung schwiegen, „hört genau und behaltet, was ich sage: von heute an verkündige ich den Land- und Herrenfrieden, und werde für dessen Beobachtung sorgen. Meine Stände sollen ihn überall ansagen und bekannt machen, und von dieser Stunde an soll er Gültigkeit haben. Und handelt Einer dagegen," fügte er hinzu, indem er seine Streitaxt erhob, die in der Sonne leuchtete und dumpfen Klanges wider den Marmor des Balcons anschlug — „wehe ihm!"

Da verlas ein Wappenherold den allgemeinen Frieden: „Keiner soll bei Nacht mit Gewalt in eines Andern Haus treten. Keiner soll Feuer anlegen oder damit drohen. Keiner soll Waffen tragen, mit Ausnahme der Amtleute, der Vorsteher der Zünfte und Innungen und anderer Beamten des Fürsten. Wer dawider handelt, erleidet die Todesstrafe. Der, welcher einen Mord begangen oder eine Wunde beigebracht, soll die Nothwendigkeit, in welcher er sich befand, sich zu vertheidigen, nach den Regeln des Rechts beweisen und durch den Zweikampf oder die Wasser-, Feuer- und Eisenprobe bekräftigen, wenn nicht, hat er den Tod verschuldet. Die Amtleute und übrigen Beamten sollen Gerechtigkeit üben und keine übermäßige Geldstrafe auflegen, sonst haben sie das Leben verwirkt." Und der Graf Balduin erhob von Neuem seine Axt und wiederholte: „Wenn Einer dagegen fehlt, wehe ihm!"

Am folgenden Morgen erschien der Graf wiederum auf der Brettecke mit einem zahlreichen Gefolge. Der Vollzieher des Gesetzes und seine Gehülfen erschienen zugleich mit aufgestreiften Hemdärmeln und ein Herold rief: „Wer vom Herrn Grafen von Flandern Gerechtigkeit begehrt, trete kühn hervor und rede ohne Furcht." Eine arme, alte Frau, mit Lumpen bedeckt und Beweise thätlicher Mißhandlung an sich tragend, erhob die Hände und sagte mit schwacher Stimme: „Ich rufe die Gerechtigkeit des edeln Herrn an." Die Menge theilte sich und ließ ihr den Weg frei. „Gnädiger Herr," begann sie, „ich bin eine arme Wittwe und ernähre drei Waisen meines Sohnes, welcher in Palästina im Dienste Gottes und Eures Herrn Vaters geblieben ist. Meine ganze Habe bestand in einer Hütte und zwei Kühen. Der Ritter Peter von Orscamp, welcher hier steht, kam gestern an meiner Wohnung vorbei und ließ eine meiner Kühe durch seine Leute aufgreifen, und da ich ihn mit Eurer Gerechtigkeit bedrohte, ließ er meine Hütte niederreißen, schlug mich und versetzte mich in den Zustand, in welchem Ihr mich erblickt." — „Henker," fragte Balduin bei Seite, „ist dein Kessel siedenden Oels bereit?" — „Gnädiger Herr," antwortete dieser, „in einigen Augenblicken." — Durch ein Kopfnicken befahl der Graf dem Herold, eine andere Sache vorzunehmen, und die Alte trat zurück, traurig und ihre unvorsichtige Klage bereuend, welche ihr keine Gerechtigkeit zuwege gebracht, sie aber wohl der Rache des mächtigen Ritters von Orscamp preisgegeben hatte. Dieser lächelte mit triumphirender und verächtlicher Miene, während ein unzufriedenes Murren sich unter der Menge hören ließ, und man sich leise zuraunte:

„Seht ihr wohl? der Graf verschont ihn, weil er ein mächtiger Herr ist.“ Balduin, ohne auf das Geräusch zu achten, vernahm zwei andere Kläger und einigte sie durch wechselseitige Nachgebigkeit, die er ihnen anempfahl. Als er damit zu Ende war, fragte er von Neuem: „Henker, ist dein Kessel siedenden Oels bereit?“ — „Sogleich, gnädiger Herr.“ Zwei neue Streitende erschienen, wurden vernommen, befriedigt und entlassen. Da fragte der Graf zum dritten Male nach dem Kessel. „Er ist bereit,“ war die Antwort.

„Herr Peter von Orscamp, tretet vor!“ Bei diesen Worten verließ der Unglückliche bleich und wankend den Haufen Adeliger, bei welchen er stand. Balduin zeigte mit dem Finger auf den Ritter und den Kessel. Der überraschte Henker zauderte. Balduin legte die Hand an seine Waffe und warf einen entsetzlichen Blick auf den Mann. Dieser ergriff den Ritter und stürzte ihn in voller Rüstung in das siedende Oel. Das Volk aber rief: „Es lebe Balduin Hapkmann!“ *) — „Ja,“ antwortete der Graf, „ich nehme den Namen an und will ihn fürder tragen.“

Zwei Jahre darauf war Flandern, befreit von den Räubern, die es beunruhigten, regiert mit strenger, unwandelbarer Gerechtigkeit, eine mächtige, reiche und glückliche Provinz geworden. Ueberzeugt, dort Recht und Schutz zu finden, begaben fremde Kaufleute sich in Menge hin und begründeten durch Tausch in dem eben noch so dürftigen Lande einen blühenden Handel. In der Gewißheit, ihre Erndte einsammeln zu können und sich deren Ertrag nicht durch räuberische Hände entzogen zu sehen, bauten die Landleute mit Thätigkeit einen fruchtbaren Boden. So kam es, daß man, von Balduin redend, ihn nicht anders als den guten Herrn mit der Axt nannte.

War aber dem Volke ein solcher Zustand willkommen, so war es anders mit den vornehmen Vasallen der Grafschaft, die sich in ihrer Willkür gehemmt sahen. Auch entstanden mehrere Verschwörungen gegen Balduin.

Eine dieser Verschwörungen war nahe daran, zu gelingen. Bei einem großen Festmale, welches der Graf am Tage von Mariä Geburt gab — die h. Jungfrau ist die Patronimn Flanderns — warfen zwei-und-zwanzig Verschworene sich auf Balduin, welcher sich mit der kleinen Axt, die er immer im Gürtel trug, und mit einem silbernen Gefäße, dessen er sich wie eines Schildes bediente, gegen die Streiche der Meuchler bis zur Ankunft der Seinigen vertheidigte, welche die Schuldigen in Stücke hieben, mit Ausnahme eines Einzigen, Robert von Flequières, welcher des Grafen eigener Neffe war. Robert, obgleich noch sehr jung, war ein ausgelassener Lüstling, ein starker Trinker, und mehr denn Einer durch die strenge Ordnung gehindert, welche Balduin handhabte. Auch war er einer der Ersten gewesen, die Anschläge auf dessen Leben anzuzetteln, und hatte längst schon seinem Oheim einen tödtlichen Haß geschworen.

„He da!“ sprach Balduin, seine blutige Axt abtrocknend und seinem Mundschenken das Gefäß, welches ihm so wohl als Schild gedient, zum Füllen hinhaltend, „schafft die Leichen weg, reinigt die Tische, wascht das Blut ab, und man setze sich wieder zum Mahle.“ Des Grafen Befehl ward sogleich befolgt. „Komm' her, mein schöner Neffe, hierher, ganz nahe zu mir. Du hast dich genug angestrengt, um einen tüchtigen Trunk ertragen zu können.“ — „Das ist köstlicher Wein,“ sagte Robert mit Keckheit. „So, er schmeckt dir? Nun wohl, du sollst das ganze Fuder haben. Mundschenk, lasset sogleich das große Fuder Malvasier herbeischaffen, das im Keller liegt.“ Man gehorchte. Dieß Fuder ist

*) Mann mit der Axt.

dein, Robert, ich habe es dir versprochen, du sollst's haben, denn das wird dein Sarg seyn. Fülle deinen Becher — schöpfe tief! Wenn du trunken bist, sollst du ganz drein zu liegen kommen. Auf solche Weise wirst du am Busen eines Freundes sterben. — Laßt den Henker kommen!"

Robert wollte um Gnade bitten, als er aber Balduin ansah, der ihm einen vollen Becher hinhielt, begegnete er dem unerbittlichen Blick des Richters. Da nahm er den Becher und trank ihn aus. Aber die Trunkenheit kam nicht. Er leerte einen zweiten Becher, einen dritten, noch mehrere, um fertig zu werden; aber er blieb ohne Rausch, ohne Taumel — nüchtern, besonnen, die Lippen trocken, die Brust brennend, zusammengeschnürt. „Eure Axt!" rief er endlich dem Grafen zu; „Eure Axt, aus Mitleid!" Balduin zeigte auf den wiedergefüllten Becher. Das währte bis zu Tagesanbruch. Da gab der Graf ein Zeichen: Robert sank unter in dem ungeheuern Weinfaß, und Graf Balduin ging zu Bette.

Ein junger Orangutang.

Das Französische Museum der Naturgeschichte hat am 15ten Mai einen jungen Orangutang erhalten durch einen Kapitän Vanisghem, der ihn in Sumatra auf eine seltsame Art erhielt. Er hatte einigen Jägern Auftrag gegeben, ihm einen zu fangen, und diese stießen bald auf ein Weibchen mit ihrem Jungen; heftig verfolgt, flüchtete sich dieses auf einen Baum, dessen Zweige die Jäger nach einander abhieben. Nur der Zweig, welcher das Thier trug, war noch übrig, und als dieses sich von allen Seiten umringt sah, wollte es sich auf einen benachbarten Baum schwingen, als einer der Jäger ihm durch einen Streich mit dem Beile die Hand abhieb. Das Weibchen nahm nun ihr Junges in die ihr noch übrige Hand, da es sich aber nun auf den Bäumen nicht gehörig halten konnte, fiel es bald in die Hände der Jäger. Auf der Reise nach Europa fing seine Wunde an zu eitern, und das Weibchen starb, das Junge aber, dessen Alter er auf sechs Wochen schätzte, blieb am Leben. Anfangs war es ganz nackt, und nur nach und nach fingen die Haare, die jetzt den ganzen Körper bedecken, an sich zu entwickeln: die Haare des Rückens kamen zuerst, dann die des Bauchs und der untern Theile. Nichts desto weniger hatte das Thier bereits die Schneide- und Hundszähne erhalten, die Backenzähne, deren es jetzt drei auf jeder Seite und an jeder Kinnlade hatte, erschienen später, ohne dem Jungen merkliche Schmerzen zu verursachen. Man nährte dasselbe mit Fleischbrühe, die man ihm wie einem Kinde eingeben mußte; damals war es sehr schwach und einfältig, jetzt dagegen ist es sehr aufgeweckt und für Liebkosungen empfindlich; namentlich liebt es Herrn Vanisghem, doch ist es mit Jedermann vertraut, gibt den Leuten die Hand, hält sich an ihren Beinen fest, und klettert ihnen sogar auf die Schultern. Wird es gar zu unruhig, so straft es der Kapitän mit Ohrfeigen oder auch mit Hieben mit dem Tau; dann setzt es sich in einen Winkel, verbirgt das Gesicht in seinen Händen und weint manchmal. In diesem Falle bringt es die Hände an die Augen, gleichsam um sie auszuwischen. Es spielt mit Kindern, und ist mit diesen viel sanfter als mit großen Personen. Einige Thiere liebt es, die Katzen aber kann es nicht ausstehen, eben so wenig die andern Affen; dagegen liebt es besonders die Hunde, und der Kapitän schlug vor, ihm einen jungen Hund zur Gesellschaft in seinen Käfig zu geben. Die Gesellschaft scheint es sehr zu lieben, denn sobald es allein ist, wird es zornig und zerreißt Alles, was ihm unter die Hände kommt; sobald man es dagegen in Gesellschaft

bringt, kann man mit ihm machen, was man will, und besonders läßt es sich gern auf alle mögliche Weise herumpudeln. Es befindet sich vollkommen wohl. Sein etwas großer Bauch fällt auf, so wie sein langsamer Gang, als ob das Thierchen kreuzlahm wäre; dagegen klettert es mit einer ungemeinen Leichtigkeit.

Der Stein der Weisen im Flusse Soan.

Der Fluß Soan, welcher die Militärstraße von Calcutta nach Benares durchschneidet, ist wegen seiner Kieselsteine berühmt; in der Regenzeit ist der Strom drei (Engl.) Meilen breit, während der übrigen Zeit des Jahres aber ist das Bett größtentheils trocken. Nach der Meinung des Volks liegt im Bette des Flusses der Stein der Weisen, welcher Glauben sich auf folgende Thatsache gründet. In den Tagen, als Sassiram und Rotas Ghor blühende Städte waren, zog ein Fürst, Namens Schir Schah, mit einem prächtigen Zuge über den Soan. Als man am jenseitigen Ufer ankam, war die eiserne Kette am Fuß eines Elephanten in reines Gold umgewandelt, und die befragten Weisen erklärten, die Kette müsse mit dem Paros Pathar, dem Stein der Weisen, in Berührung gekommen seyn. Eine solche Gelegenheit, zu unermeßlichem Reichthum zu gelangen, war nicht zu versäumen, und alsbald ward befohlen, aus dem Strombett eine Masse Kiesel herauszuholen; Vornehm und Gering machte sich an die Arbeit, Jeder mit einem Stück Eisen an der Hand; man brachte einen Kiesel an das Stück Eisen, und wenn dieß nicht in Gold verwandelt wurde, warf man den Kiesel wieder ins Wasser. Aber die Zeit verfloß, die Leute wurden ungeduldig, und das Anrühren und Wegwerfen ging ziemlich schnell. Das blinde Glück ließ endlich den Stein der Weisen in die Hände eines Grasschneiders fallen, das Eisen verwandelte sich augenblicklich in Gold, aber — eben so schnell war auch der Stein, gleich seinen unnützen Vorgängern, wieder zurück ins Wasser geflogen. Der Fürst, wüthend, seine Hoffnung so getäuscht zu sehen, ließ den unglücklichen Grasschneider alsbald mit gebundenen Händen und Füßen in den Strom werfen. Das Suchen begann von Neuem, aber umsonst, der Stein liegt noch im Flusse.

Eine empfehlenswerthe Methode aus Marokko.

Ein Kaiser von Marokko hatte das Whistspiel erlernt und so großes Wohlgefallen an demselben gefunden, daß alle Beziere sich mit größtem Eifer auf das Studium dieses Europäischen Lieblingsspiels legen mußten, um zu jeder Stunde des Tages mit ihrem erhabenen Herrscher eine Partie machen zu können. So ehrenvoll es für die Herren Beziere war, mit ihrem Souverain am Spieltische zu sitzen, hatte die Sache doch auch ihr Unangenehmes, indem der Herrscher etwas ungestümen, Afrikanischen Charakters war und die Fehler, welche die Spielenden begingen, nicht nur strenge zu rügen, sondern auch durch Winke und hingeworfene Worte den Gang des Spieles nach seinen Wünschen zu leiten pflegte. Als einst einer dieser Beziere eine Farbe angespielt hatte, welche den Wünschen des Herrschers nicht entsprach, rief er: „Spiele Pique, Canaille, oder ich lasse Dir den Kopf herab säbeln.“ — Es wurde Pique gespielt. Man wird gestehen, daß diese Methode, irgend einen Wunsch zu realisiren, wenn sie auch ihre unangenehme Seite hat, doch sehr wirksam ist, und wenn man sieht, wie in andern Ländern Hohe und Niedere sich zuweilen quälen und plagen, um irgend ein widerspenstiges Individuum, welches nicht Pique spielen will, zur Raison zu bringen, so wird Mancher auch nicht unterlassen

können, diese Marrokkanische und wirksame Methode empfehlenswerth zu finden, wozu wir indeß nicht einstimmen. Fr. Wendel.

Glosse.

Als König Friedrich II. einst in Westpreußen auf einen Justizamtmann traf, der auf seine Frage, ob er sich bei seinem Dienste gut stehe, zur Antwort gab: ich bin zufrieden, versetzte der König: Er ist ein braver Mann, denn er hat mir etwas gesagt, was ich seit vielen Jahren von keinem Menschen gehört habe.

Wahrlich, die Zahl der Zufriedenen ist auf Erden, im Verhältnisse zu jener der Unzufriedenen äußerst gering. Wie Wenige werden auf die Frage: Bist Du auch mit Deiner Lage zufrieden? mit einem Ja! antworten. Immer fehlt etwas zur Zufriedenheit, und je mehr man besitzt, je mehr will man besitzen. Das Menschenleben ist viel zu kurz, alle die Wünsche zu befriedigen, welche einem Menschen inne wohnen.

Das größte Beispiel einer welthistorischen Unzufriedenheit in unsern Tagen hat uns Bonaparte vorgestellt. Der Mann war nicht zufrieden, als er General, Consul, erblicher Consul geworden; er mußte es bis zum Kaiser bringen. Aber er war mit der Beherrschung Frankreichs und Italiens noch nicht zufrieden, ganz Europa sollte seinem Scepter unterthan werden. Nie hatte er genug, nie sprach er: ich bin zufrieden. Unersättlich war seine Eroberungslust, seine Gier nach fremdem Eigenthum, bis er auf der Schwertschneide saß, die ihn selbst durchschnitt.

Guter Gott! Warum denken denn die Menschen nicht auf die Vergänglichkeit ihres Lebens, auf die Nichtigkeit aller Erdengenüsse. Gewiß, sie würden zufriedener seyn, ihre Lebenstage in Friede und Ruhe hinzubringen, die naturgemäßen Bedürfnisse im mäßigen Genusse nach den Gesetzen der Natur selbst zu befriedigen, und den Geist für die Ewigkeit auszubilden. Führen denn Verbrechen gegen Gott und die Menschheit zum ewigen, freudenreichen Leben? — O, ihr Thoren!

Miscellen.

In der Grafschaft Leicester steht ein katholischer Geistlicher an der Spitze einer Secte convulsivisch frommer Betschwestern. Sie gebärden sich wunderbar genug, wenn sie beten. Sie recken den Kopf in die Höhe, zerren sich gegenseitig in krampfhafter Entzückung hin und her, werfen die Fersen in frommer Begeisterung in die Höhe, kurz sie thun alles Mögliche, den Himmel durch solche Gesten aufmerksam zu machen. In der That gehört Kraft dazu, eine Bitte, begleitet von solchen epileptischen Zuckungen, abzuschlagen.

Das Knie der Taglioni, das, durch Verrenkung am Tanz gehindert, die ganze Pariser tanzende Welt hinkend machte, ist, ja, es ist geheilt! Im Juni tritt sie wieder auf. Paris jauchzt!

Die Stempelbill hat das Maximum des Formats der Englischen Zeitungen auf 1530 Quadratzoll angegeben. Zwei solche Blätter können als Spanische Wand dienen.

Die Berliner Zeitungen vom 27. Mai enthalten eine Anzeige, überschrieben: „Beachtungswerthe Anzeige ohne Lügen und Prahlerei.“ Es muß demnach eine Anzeige mit Lügen und Prahlerei auch beachtungswerth seyn können.

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Duevel, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönthen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 50.

Bremen, Donnerstag den 23. Juni 1836.

Gestorben:

Nro. 623. Den 17. Juni. Des Kaufmanns Joh. Friederich Bockelmann Tochter, 3½ Jahr; am Markt Nro. 3.

— 624. Den 17. — Catharina Henriette Wunnenberg, 28 Jahr; hint. Stephanithorswall Nr. 15.

— 625. Den 18. — Der Schlachter Joh. Hinr. Früchtenicht, 26 Jahr; Hastedt.

— 626. Den 18. — Des Schuhmachers Friedr. Buschmann Tochter, 6 Tage; Nienadersgang N. 2.

— 627. Den 19. — Des Joh. Hinr. Lameyer Ehefrau, geb. Radda, 72 Jahr; Großenstr. Nr. 32.

Nro. 628. Den 19. Juni. Des Ard. Joh. Dahncke Sohn, 2¾ Jahr; große Fuhrleutestraße Nro. 38.

— 629. Den 19. — Der Ard. Joh. Gerling, 21 Jahr; Bollandsgang Nro. 8.

— 630. Den 20. — Des Schlachters Ludewig Marckworth Ehefr., geb. Bruns, 50 Jahr; Buntenthorsteinweg Nro. 243.

— 631. Den 20. — Der Landmann Nicolaus Fäsenfeld, 74 Jahr; Dreckort Nro. 1.

— 632. Den 21. — Der Schuhmachermeister Joh. Wilh. Huncke, 46 Jahr; Wegesende Nro. 12.

Geburten:

Nro. 743. Den 15. Juni. Des Tonnenmachermeisters Joh. Caspar Wöltjen Ehefr., geborne Kumpsfelo, Geeren Nro. 50; von einem Mädchen.

— 744. Den 15. — Des Landmanns Arend Solte Ehefrau, geb. Averdieck, Schwachhausen N. 25; von einem Knaben.

— 745. Den 15. — Des Cigarrenmachers Joh. Conrad Ludewig Aßmann Ehefr., geborne Krollmann, Hanewinkelsgang Nro. 5; v. e. Mädchen.

— 746. Den 16. — Des Schuhmachers Johann Michael Fischer Ehefr., geb. Riegheimer, am Buntenthorsteinweg Nro. 68; von einem Knab.

— 747. Den 16. — Des Fuhrmanns Joh. Chr. Hesemeyer Ehefr., geb. Kessler, Lichamstr. N. 3; von einem Mädchen.

— 748. Den 16. — Des Kaufmanns August Friedrich Heinrich Gudewill Ehefr., geborne Schultze, Martinistr. Nro. 26; von einem Knaben.

— 749. Den 16. — Des Stuhlmachers Dietr. Sagehorn Ehefr., geb. Meyer, gr. St. Johannisstraße Nro. 89; von einem Mädchen.

— 750. Den 16. — Des Ard. Johann Albert Schröder Ehefr., geb. Bönicke, Papenstraße Nro. 19; von einem Mädchen.

— 751. Den 16. — Des Ard. Joh. Hinrich Kracke Ehefrau, geb. Siemers, Hastedt Nro. 99; von einem Knaben.

— 752. Den 16. — Des Schiffkapitäns Jürgen Jesse Scholborg Ehefr., geb. Fägels, Stephanithorswall; von einem Knaben.

— 753. Den 17. — Des Stuhlmachers Joh. Hr. Christ. Riebeling Ehefr., geb. Henschen, hinter der Balje Nro. 5; von einem Mädchen.

Nro. 754. Den 17. Juni. Des Schuhmachermeisters Joh. Christoph Tiemann Ehefr., geborne Oertzsch, Stavenstr. Nro. 4; von einem Knaben.

— 755. Den 17. — Des Hökers Joh. Dieder. Bockelmann Ehefr., geb. Hillmers, Neuenstraße N. 48; von einem Mädchen.

— 756. Den 17. — Des Ard. Johann Arend Lüdking Ehefr., geb. Falckenburg, Neuenstr. N. 66; von einem Knaben.

— 757. Den 17. — Des Lohgerbergesellen Hinr. Meyer Ehefr., geb. Hilcken, Buntenthorsteinweg Nro. 170; von einem Knaben.

— 758. Den 17. — Ein Knabe — gr. Fuhrleutestraße.

— 759. Den 17. — Des Schmiedeamtsmeisters Johann Phil. Bartel Ehefr., geb. Rieffel, Molkenstraße Nro. 61; von einem Mädchen.

— 760. Den 18. — Ein Knabe, Buntenthorsteinw. N. 11.

— 761. Den 18. — Des Buchhändlers Arnold Diedrich Geisler Ehefr., geb. Münch, Osterthorsstr. Nro. 21; von einem Knaben.

— 762. Den 18. — Des Nagelschmieds Johann Höcker Ehefr., geb. Drewes, Buntenthorsteinweg Nro. 50; von einem Knaben.

— 763. Den 19. — Des Ard. Joh. Diedrich Friedrich Eggers Ehefr., geb. Eggers, außerm Steinthor Nro. 62; von einem Knaben.

— 764. Den 19. — Ein Mädchen — gr. St. Johannisstr.

— 765. Den 20. — Des Ard. Carl Ehlendrock Ehefr., geb. Dencker, kl. Sortillenstr. Nro. 17; von einem Knaben.

— 766. Den 21. — Des Hökers Gerd. Heitmann Ehefr., geb. Heyn, Schwanenstr. N. 39; von einem Knaben.

Eilundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 51.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 26. Juni 1836.

Singe, wem Gesang gegeben
In dem Deutschen Dichterwald;
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt! Uhland.

An meine Lieder. *)

Frisch heran, ihr muntern Lieder,
Geht nun in die Welt hinein,
Wecket Lebensfrohsinn wieder,
Wo ein Herz will fröhlich seyn.

Aber auch im ernstern Tone
Redet, Lieder, frei und frank;
Denn es ist dem Musensohne
Nichts verhaßter, als der Zwang.

Wecket Sehnsucht, Schmerz und Freude,
Fächelt Ruh' in Wallers Brust,
Führet ihn vom tiefsten Leide
Sanft empor zur höchsten Lust.

Wie ein frommer Morgensegen,
So erquickt das matte Herz,
Labt, wie milder Maienregen,
Nach des Winters Leid und Schmerz.

Reichen Trost strömt in die Seelen,
Wecket Glauben, stark und kühn,
Wollt dem Pilger nichts verhehlen,
Für den Himmel ihn erziehn.

Auf der Wand'rung streut, o Lieder,
Blüthen hin auf seinen Pfad,
Heit'rer geht es auf und nieder,
Wenn Gesangeslust ihm naht.

Lieder, gleichet lauen Winden,
Die ihm sanfte Kühlung wehn,
Wie der Rosen Düfte schwinden,
Nur von Genien gesehn.

Gleichet aber auch den Stürmen,
Die, durchbrausend Land und Meer,

*) Aus den eben erschienenen, bei dem Verfasser, Wentzenstraße Nro. 1, und für Auswärtige bei Herrn Buchhändler Kaiser zu habenden:
„Lyrische Gedichte von Burchard Ernst, Cand. d. Theol.",
die wir hiermit den Freunden der Dichtkunst empfohlen haben wollen. Die Red.

Felsenhoch die Wogen thürmen,
Sich erhebend kühn und hehr.

So erreget Lust und Liebe,
Aber tiefe Schmerzen auch,
Bis, befreit vom Drang der Triebe,
Flieht empor des Lebens Hauch.

Nun hinaus in's rasche Leben,
Erstlingslieder, froh und frei
Zeugt, daß liebevollem Streben
Stets dieß Herz ergeben sey.

Bild der Armuth.

(Fortsetzung.)

3.

Kleine Sorgen.

Nicht gar lange war Tanzer fort, als der Wirth des Hauses hereintrat. Er hatte die Stirn in finstere Falten gezogen und mit harten Worten fuhr er die arme Frau an. „Wie kann Sie mir", sprach er heftig, „einen solchen Grobian von Töpfer auf den Hals schicken? Hab' ich Ihr meine Wohnung aufgedrungen? Wem sie nicht behagt, mag sich fort packen. Solch Lumpenvolk kann ich alle Tage bekommen. Nur einen Finger darf ich hinaushalten, so bammeln gleich zehn andere Miethsleute daran. Der Ofen ist 30 Jahr lang gut gewesen und Ihretwegen werde ich keinen neuen kaufen. Es ist schon Gefälligkeit genug, daß ich Ihr das Logis für 12 Thlr. lasse, da ich doch sonst immer 16 bekommen habe."

Furchtsam hatte sich Raphael hinter das Bett der Mutter geflüchtet, als er diese Scheltworte hörte. Magdalene zitterte und wagte kein Wort zu sprechen. Die Mutter aber sagte bittend und die gefalteten Hände aus ihrem Schmerzenslager streckend: „Ach bester Herr Duller! ich bin ganz unschuldig an dieser Verdrießlichkeit. Es ist mir nicht in den Sinn gekommen, über meine Wohnung Klage führen zu lassen. Ich weiß nur zu gut, daß arme Leute nicht wie Grafen wohnen können. Meister Tanzer mag wohl anderer Oefen gewohnt seyn, weil er deren verfertigen kann; aber ich bin zufrieden, wenn uns nur die Kacheln nicht über dem Kopfe zusammenstürzen."

Diese Worte besänftigten in etwas den Wirth. „Wenn dem so ist", sprach er, „werde ich den Tanzmeister oder Meister Tanzer abzufertigen wissen, sollte er sich nochmals um Dinge bekümmern, die ihn nichts angehen. Da hat er mir von Ihrem Elende vorgepredigt und von der Pflicht, einer so armen Familie beizustehen. Er will sich verwenden, daß Sie Almosen bekommt. Mir ganz recht. Kaum bin ich dann wegen des Zinses gedeckt. Da mache Sie sich gefaßt, daß ein Armenpfleger kommt, Ihre Lage zu untersuchen. Ich glaubte schon, daß diese nicht die beste sey; aber den Canarienvogel da darf Sie nicht sehen lassen, sonst geht Sie leer aus. Weiß Sie was? mir gefällt das muntere Thierchen. Singt auch recht laut. Ich will Ihr acht Groschen dafür geben. Diese sind mitzunehmen und einen kostspieligen Fresser wird Sie dadurch los."

Hier konnte der arme Raphael seine Wehmuth nicht länger bemeistern. In ein lautes Schluchzen brach er hinter dem Bette aus. Magdalene'n traten die Thränen gleichfalls in die Augen. Der Wirth aber langte bereits nach dem Vogelbauer, als sey die Sache schon abgemacht. Frau Tube jedoch, gerührt von dem Schmerz ihres blinden Kindes, entgegnete fest: „Nein, Herr Duller! den Vogel verkaufe ich nicht. Er ist meines armen Raphael's einzige Freude. Wissen Sie, was das heißt, blind zu seyn? Von Gottes schöner Welt nichts, gar nichts sehen zu können? Dem sehenden Menschen gehört die ganze Schöpfung mit allen Reichen der Natur. Durch das Auge ist er Herr über alle Kreaturen geworden.

Der Blinde aber muß sich mit dem begnügen, was seine sehenden Brüder von ihrem Ueberflusse ihm zukommen lassen: den schnell vorübergehenden Genuß der Nahrungsmittel und das Reich der Töne. Ich kann meinem blinden Kinde nichts reichen, als Brod, Kartoffeln, Gerstentrank und Wasser. Ich kann ihn nur erfreuen durch den Gesang dieses Vogels, der uns überdieß im Sommer zur Arbeit aufsingt und zu Gott ruft. — Beruhige Dich, mein Raphael", sagte die Mutter zu ihrem schluchzenden Sohne, „ich verkaufe Deinen Liebling nicht."

„Wie Sie will!" sagte der Wirth ärgerlich. „Meine Meinung war gut. Sie spricht ja wie ein Buch. Schade nur, daß man davon nicht satt wird. Mit dem Almosen aber wird es bei so bewandten Umständen nichts; das kann ich Ihr versichern."

Vor sich hin brummend entfernte sich der Wirth.

Wie er voraus gesagt hatte, geschah es. Nach einigen Stunden trat ein Mann herein, der sich als den Armenpfleger des Distrikts ankündigte. Er fand die Lage der Familie wirklich sehr bedrängt; auch überzeugte er sich, daß sie nicht durch eigene Schuld in diese Noth gerathen sey. Doch abermals war der Vogel der Stein des Anstoßes. Er könne es nicht verantworten, sagte er, wenn er dasjenige Geld, das wohlthätige Einwohner der Stadt zu Erhaltung armer Menschen bewilligten, zu Canarienfutter verwende. Alles, was er thun könne, sey dieß, daß er Magdalene'n in eine Freischule bringe. Diese hatte seit dem Tode ihres Vaters keine Schule besucht, weil ihre Mutter das Schulgeld nicht erschwingen konnte. Beiden war daher das Anerbieten des freundlichen Armenpflegers sehr erwünscht und sie dankten ihm herzlich dafür.

Von nun an besuchte Magdalene die Schule, und die Nachmittage, welche frei vom Unterricht waren, brachte sie bei Meister Tanzer zu.

So rückte das Weihnachtsfest heran, mit ihm aber auch zugleich die Zeit, wo der Miethzins zu entrichten war. Fortdauernde Kränklichkeit hatte Frau Tube an aller Arbeit verhindert. Was Magdalene verdiente, war kaum hinreichend, die kleine Familie zu erhalten. Im Winter will ohnehin mehr seyn als im Sommer, wo die Milde der Witterung ersparen hilft oder unentgeldliche Nahrungsmittel darbietet. Das Freudenfest der heiligen Weihnacht wird daher für die meisten armen Leute eine wahre Sorgenzeit. So erging's wenigstens der Frau Tube. Sie fürchtete nicht ohne Grund, daß der harte Wirth keine Geduld haben werde, wenn der Miethzins nicht pünktlich erfolgte. Werthvolle Gegenstände, die sie etwa in's Geld setzen könnte, besaß sie nicht mehr. Magdalene, die gute Tochter, bemühte sich, die Sorge der armen Mutter vom Herzen zu wälzen. Meister Tanzer verfertigte zum bevorstehenden Christmarkt eine große Menge Töpfergeschirr für Kinder. Da diese die bunten Farben in der Regel lieben, so bekam Magdalene alle Hände vollauf zu thun. Das, was andern Kindern zur Ergötzlichkeit gereichen sollte, wurde für sie eine Quelle des Verdienstes und somit eine Freude höherer, reinerer Art. Sie gedachte durch den angestrengtesten Fleiß den Miethzins zu erschwingen und dadurch ihrer Mutter das liebste Weihnachtsgeschenk zu bereiten. Da mußte sie denn freilich die Vormittage zu Hülfe nehmen. Sie glaubte aber um so mehr, daß ihr Lehrer diese Versäumniß der Schule nicht rügen werde, wenn sie ihm die wahre Ursache davon vorstellen würde, da sie bisher nur im äußersten Nothfalle aus der Schule weggeblieben war. Freilich versah sie es darin, daß sie sich erst nach beendigten

Geschäfte bei ihrem Lehrer zu entschuldigen beschloß. Und ein solch kleines Versehen zieht manchmal recht bedenkliche Folgen nach sich.

(Der Beschluß folgt.)

Der alte böse General.

Ein — scher General war während der Kriege gegen die Französische Republik zum Befehlshaber einer Gränz-Festung ernannt worden. Er glaubte die strengsten Vorsichts-Maßregeln anwenden zu müssen und gab daher gemessene Befehle, auf alle Reisende und Einpassirende ein scharfes Auge zu haben und alle Jene, welche sich nicht gehörig legitimiren würden, unvorzüglich zu ihm zu bringen. Eines Tages, eben als der General sich von der Tafel erhoben hatte, brachte man einen jungen Menschen, der seinen Paß verloren zu haben vorgab und sich als ein Mitglied der ehrlichen Handschuhmacher-Zunft qualifizirte. Der General, welcher ein gutes Glas Ungarwein gebührend zu schätzen wußte, auch gewöhnlich an der Mittagstafel ein Glas, oder eine Flasche, mehr trank, als gerade nöthig gewesen wäre, hatte kaum aus dem Munde des rapportirenden Corporals erfahren, um was es sich handelte, als er in die fürchterlichste Wuth gerieth und wie ein Tiger auf den zitternden Arrestanten losstürzte. „Wie, Spitzbube!" rief er, „Du hast Deinen Paß verloren, und wagst es, mir dergleichen aufzubinden, und hältst mich für dumm genug, um nicht auf den ersten Blick den Spion in Dir zu erkennen? Dich soll das Polnische Donnerwetter! Adjutant! fort mit dem Schurken, der Regiments-Pater soll ihm die Absolution ertheilen, dann lassen Sie ihn ohne Umstände auf dem Glacis aufknüpfen." Mit einem lauten Schrei stürzte der unglückliche Handschuh-Fabrikant zu des Generals Füßen. „Herr Gott im Himmel!" rief er, „Euer Exellenz wollen einen unschuldigen Menschen, der nichts gethan, nichts verbrochen hat, aufknüpfen lassen? Gott erbarme sich meiner!" — „Unschuldig?" donnerte der General, „ist Dein Verbrechen nicht deutlich in Deinem Schelmengesichte zu lesen! Warte, ich will Dir Dein nichtswürdiges Handwerk legen, Du sollst mich kennen lernen. Adjutant! das erste Regiment soll morgen mit Tages-Anbruch ausrücken und der Spitzbube soll zehnmal auf, zehnmal ab, durch dreihundert Mann, mit dreimal gewechselten Ruthen, Gassen laufen, das wird ihm die Lust zum Spioniren auf immer vertreiben." — „Heilige Mutter Gottes!" wimmerte der Handschuhmacher am Boden, „das wäre ja noch schrecklicher als der Galgen; wie soll ich eine so grausame Strafe aushalten, und warum soll ich sie aushalten, da ich unschuldig bin wie ein neugebornes Kind. Ich habe schon das große Unglück gehabt, meine Brieftasche mit dem Passe und zwanzig Gulden in Bankozetteln zu verlieren, und nun soll ich noch so fürchterliche Qualen leiden, ohne zu wissen, warum und weßwegen?" — „Ohne zu wissen, warum?" schrie der General; „Canaille, Du weißt nicht, warum? Ist es jetzt Zeit, seine Pässe zu verlieren, jetzt, in Kriegszeiten, an der feindlichen Gränze! Warte, Kerl! Du sollst nichts mehr verlieren: ich lasse Dir morgen, bei der Wachtparade, durch zwei Corporale funfzig Prügel aufzählen, das soll Dich aufmerksam machen. Funfzig Prügel, hol' mich der Teufel, kein einziger soll fehlen." — „Prügel, funfzig Prügel! ach! Euer Exellenz, allergnädigster Herr, ich habe in meinem Leben noch keine Prügel bekommen, ich bin immer ein braver und ehrlicher Bursche gewesen!" — „Ein ehrlicher Bursche! Du? und hast keinen Paß; Kreuztausend-Jesuiten-Sackerment! warte, ich will Dir Deine Ehrlichkeit anstreichen, Du sollst an mich denken. Adjutant! der Profos soll morgen, mit Tages-Anbruch, den Burschen hinaus vor das Neuthor führen, der

Stöckelknecht *) soll dabei seyn und soll ihm da einen Fußtritt, er wird schon wissen wohin, geben und ihn dann zu allen zehn tausend Teufeln schicken; fort mit ihm!" — „Gott im Himmel!" schrie der vor Angst halbtodte Handschuhmacher, „das wäre ja noch schlimmer, das wäre das größte Unglück! Ich gehöre der ehrsamen Handschuhmacher-Zunft an, welcher Meister würde mich in Arbeit nehmen, wenn mir eine solche Schande widerfahren wäre? ich müßte ja gleich in das tiefste Wasser springen; da wäre es ja besser, wenn Euer Exellenz selbst die allerhöchste Gnade hätten —." — „So! das wäre besser? so komm' her, verfluchte Canaille!" — Der Hartgeängstigte sprang schnell auf, empfing einen Fußtritt an die Stelle, welche dem Scharfsinne des Stöckelknechtes überlassen werden sollte, und wurde wohlbehalten, und mit einer Schnelligkeit, die nichts zu wünschen ließ, durch die offene Thür bis auf die Treppe befördert.

Emil Linden.

---

* Bemerkung.

(Eingesandt.)

Als die Maler noch eine Zunft hatten, errichteten sie eine Todtenlade, und daß auf eine so gute Art, daß sie nicht allein ihr gutes Bestehen hat, sondern überlegt. Diese Todtenlade ist noch das einzige Band, welches die vormaligen Altmeister zusammenhält. Ihnen scheint dieß auch drückend zu werden; denn laut öffentlichen Blättern sind sie Willens, die Lade aufzuheben und deren Fond unter sich zu theilen. Zu diesem Entschluß konnen sie nur gebracht worden seyn, entweder, daß ihnen dieses Band, das sie noch zusammenhält, zu drückend scheint, oder daß sie nach Aufhebung der Innung so zurückgekommen sind, daß sie sich genöthigt sehen, sich an der Aufhebung der Lade zu erholen; oder endlich, daß es aus Mißgunst geschieht, indem Keiner dem zuletzt Lebenden den Inhalt der Lade, welcher ihm alsdann zufiele, gönnt. Doch dieses wollen wir nicht glauben, weil Tontinen auf die Art errichtet werden, daß der zuletzt Lebende sämmtliche Zinsen von dem Capitale zieht, welches die Gesellschaft eingeschossen hat.

*) Der Gehülfe des Profos heißt in der — chischen Armee »Stöckelknecht.«

Zerstreuungen.

Lessing wollte einmal die Treue seines Dieners prüfen und ließ deßhalb Geld auf dem Arbeitstische liegen, aber — ungezählt.

Zu einer Wittwe, die über den Tod ihres Mannes weinte und klagte vor einem Notar, sagte dieser voll Mitleid's: „Haben Sie denn nur den einen gehabt?"

Ein junges Mädchen, das in einem Gasthofe diente, sollte eines der Zimmer heizen. „Um Vergebung", fragte sie, „für wie viel Personen?"

Ein Gelehrter klopfte während des Studirens seine Tabackspfeife aus, und rief dann heftig: „Herein!"

Ein Französischer Edelmann war so zerstreut, daß er zuletzt Jeden, der mit ihm zu thun hatte, an seinen Verwalter Luquet verwies. Als in seinen letzten Stunden der Beichtvater fragte: wie es mit seinen Sünden stehe? entgegnete der Edelmann auch nach seiner Gewohnheit: „Das wird Ihnen Luquet sagen!"

Curiosum.

Des Geschmacklosen giebt es viel und aller Orten, doch auf dem Felde der Poesie könnte man es in Haufen zusammen treiben, hauptsächlich aber auf dem Schulmeisterfelde der didaktischen Poesie, die einmal bei uns sehr im Flor war. Doch dürfte schwerlich folgender Vers, den ein

Danziger in die Welt schickte, bekannt genug und nach Verdienst gewürdigt worden seyn. Der Dichter warnt die Kinder vor dem Klettern und ruft begeistert aus:

»Die, die wie die Ziegen klettern,
Haben oft nichts Gut's gethan;
Denn leicht können sie zerschmettern
Sich Hand, Kopf, Fuß, Nas', Bein, Zahn!«

Es fragt sich, ob auf Gottes Erdboden diesen Versen ein paar gleiche zur Seite gestellt werden können! Zum Glück denkt der Dichter noch einen zweiten Band folgen zu lassen, und da liefert er vielleicht selbst ein Seitenstück.

Fr. Wendel.

Zeitbilder.

Seit Bulwer zeigt sich viele Lust unter den Britten, Deutschland einer Beobachtung zu würdigen. Die Masse der Englischen Romane, die in Deutschland spielen, beweist es. Jetzt gedenkt der bekannte Professor Bareas Sears zu Boston unter dem Titel „My sejourn in Germany" eine Beschreibung seines längern Aufenthalts in Deutschland herauszugeben.

Der in Spanien commandirende General Evans erhielt von der Londoner Bibelgesellschaft eine Menge Spanischer Bibeln, um sie unter der Fremdenlegion je und je zu vertheilen.

Ueber „Hüllmann's Predigerbibel" sind eine ganze Masse von Schriften erschienen. Die „allgemeine Literatur-Zeitung" beginnt die Recension über diese Schriften mit den Worten: „Diese kleinen Schriften sind Aktenstücke, aus denen man aufs Neue das heillose Treiben und die fanatische Verfolgungssucht der Pseudo-Evangelischen kennen lernt."

In der „evangelischen Kirchenzeitung" freut sich Jemand über den religiösen Fortschritt in England und ruft begeistert aus: „Wir wollen nicht rasten, bis „Stadtmissionen" in unsre dichten Volksmassen eindringen und unsre Treuen das Wort vom Heil in jedes Dorf unseres Landes tragen." „Ob wir bei uns Deutschen so etwas wieder erleben? es ist doch nicht möglich!" Ei, Freund, bei dem Fanatismus hat das Mögliche kaum eine Gränze!

Der Selbstmord ist bei den Arabern so etwas Unerhörtes, daß ganz Alexandrien vor einiger Zeit außer sich war, als ein Araber einen Versuch zum Selbstmorde machte, und ihn wirklich vollbrachte, trotz dem ihn mehrere Personen daran zu hindern suchten. Es ist dieß das erste und einzige Beispiel von Selbstmord unter den Eingebornen jenes Landes. Wohl wär' es wünschenswerth, die Ursachen des Selbstmordes bei einem Araber zu erfahren; die Psychologie könnte dadurch gewinnen.

In Marseille schlug neulich der Blitz in das Haus des Englischen Consuls und verbrannte das Journal, das dieser Herr in der Hand hielt, ohne ihn zu verletzen. Die Zeitungen schweigen über den wichtigen Punkt, ob dieß Journal ein ministerielles oder liberales gewesen.

Einen Beweis, wie weit die Aufklärung Frankreichs und namentlich in den Provinzen gediehen ist, liefert folgender Vorfall, den die Zeitungen melden: „Vor einiger Zeit gedachte man in einer Französischen Kirche die sehr alte Madonna durch eine neue zu ersetzen, aber bei der Nachricht davon verbreitete sich eine dumpfe Unruhe unter den Einwohnern des Ortes; der Geistliche hatte kaum seine Amtskleidung abgelegt, als ihm die Menge den Weg versperrte: „Sie dürfen nicht vorbei", rief man, „was haben Sie mit unsrer guten Jungfrau gemacht?" „Ja", riefen

die Frauen, „geben Sie uns unsere heilige gute Jungfrau zurück; nur sie thut Wunder und ein Beweis davon ist, daß sie die Würmer nicht zermagt haben." Andere gingen noch weiter und riefen: „Sie haben sie verkauft, unsere heilige gute Jungfrau, für 40,000 Francs, an eine andere Kirche verkauft." Es gelang dem Geistlichen, der aufgeregten Menge zu entkommen; aber der minder glückliche Vikar wurde lange gemißhandelt. Die Behörde bemühte sich vergebens, die Ruhe wieder herzustellen, und selbst die bewaffnete Macht zog sich zurück. Nun holten die Aufrührer die alte Madonna wieder aus dem Winkel hervor, in den man sie verwiesen hatte und stellten sie unter großem Jubel der Menge, bei Te Deum und Kerzenschein, wieder in die Nische." Das Volk in Spanien liefert schöne Gegenstücke zu diesen Scenen des „aufgeklärten" Volkes.

Räthsel.

Vivit ut in vasto bestia saeva specu.
Lozichius.

Ein wildes, doch oft gezähmtes Thier,
In dunkeler Höhle lauernd,
Bei Tag und bei Nacht auch meistens hier
Oft müssig und schweigsam kauernd.

Und um die dunkele Höhle her
Ein Wall von weißem Gesteine,
Den überschreitet das Thier nicht sehr,
Gefesselt mit kräftiger Leine;

Muß sterben, wenn es dem dunkeln Haus
Mit Gewalt entrissen ist worden,
Doch weiß es von seinem Verstecke aus
Mit Gift und Waffe zu morden.

Glatt führet es Gift, und mit Haaren Dolch,
Doch beides unsichtbare Waffen;
Der Dolch doch weniger als der Kolch
Macht seinen Feinden zu schaffen.

Allein auch Honig und Nektar fließt,
Von dem wohl Gezähmten entbunden,
Und manchmal heilenden Balsam gießt
Es in fast unheilbare Wunden.

Ist aber es krank, so verliert es wohl
Die sonst so nöthige Ruhe,
Dann wird sein Ton oft so leer und hohl,
Wie einer bestöhlenen Truhe.

Drum lehrt das gelehrige wilde Thier,
Zu gehorchen vernünftigem Willen,
Dann wird es den Freunden die edle Begier
Mit Nektar und Balsam stillen.

J. G. M.

Korrespondenz-Nachricht.

Berlin.

Die politischen Blätter haben bereits berichtet, welch' allgemeine Aufmerksamkeit, Theilnahme und Zuvorkommenheit die Französischen Prinzen am Berliner Hofe gefunden, — es ist dieß vollkommen zu bestätigen, mit Freuden füge ich aber auch hinzu, daß sich wohl nie ein Paar fremde Königssöhne dessen würdiger gezeigt haben; — über ihr liebenswürdiges Betragen, ihr freundlich-herablassendes Wesen ist nur Eine Stimme im Publicum — vorzugsweise sind es die Damen, welche die schönen Prinzen in ganz besondere Affection genommen haben. In den Zügen des Herzogs von Orleans liegt ein lebensfrischer, kräftiger Muth, ein durchdringender Geist und jene anmuthige Ritterlichkeit, welche unwiderstehlich fesselt und die Herzen gewinnt. Der Herzog von Nemours jedoch trägt eine unbeschreibliche Sanftmuth und Güte im Antlitz — man fühlt sich augenblicklich von ihm angezogen, man möchte sogleich auf ihn zueilen und ihm von Herzen die Hand drücken — der Liebreiz seiner weichen Züge erinnert lebhaft an die süßen Feenmährchen, welche uns in der Jugend entzückten, wo Zauberprinzen mit goldenem Haar und engelgleicher Schönheit in wunderbaren Zaubergärten und Schlössern umherwandeln und sich im Kampfe mit fürchterlichen Drachen, Riesen und andern Ungethümen die Geliebte erstreiten. Es liegt nicht jenes Blizzende, Forschende und Penetrante in seinen Zügen, wie in denen seines Bruders, doch leuchtet ein warmer, tiefer Sinn für alles Schöne, Edle und Erhabene unverkennbar daraus hervor.

Eben so wohlthuend, als ihr liebenswürdiges Betragen auf alle die wirkte, welche mit den erlauchten Prinzen in Berührung zu kommen so glücklich waren, eben so überrascht fand man sich durch die, für ihren hohen Stand ganz ungewöhnliche Geistesbildung; Musiker, Maler, Bildhauer, Archäologen, Juweliere u. s. w., Alle waren er-

staunt über die höchst schätzbaren, oft bis in die kleinsten Details dringenden Kenntnisse, über die Lust und den regen Sinn für die Erweiterung derselben. So war der talentvolle Hossauer, Goldschmied Sr. Majestät des Königs, ganz erstaunt, als die Prinzen bei Gelegenheit einiger ihnen vorgelegter Kunstsachen nicht allein einen höchst gebildeten Kunstgeschmack, sondern auch eine genaue Sachkenntniß der Fabrication jener Gegenstände an den Tag legten. Mit Gold weiß Jeder umzugehen, es auch zu verarbeiten, wie aber Kunstgebilde daraus zu fertigen sind, weiß nicht Jeder. Bei dem genialen Professor Krüger bestellten die Prinzen ein Oelgemälde mit kriegerischen Figuren; beim Professor Rauch eine Statüe in Marmor; wenn ich recht gehört, jedes Kunstwerk für 10,000 Thaler. — Das ist fürstlich!

Die Geschenke, welche an Personen vertheilt wurden, welche so glücklich waren, den Prinzen kleine Dienste erweisen zu können, sind so überaus prachtvoll, glänzend und verschwenderisch ausgefallen, daß sie alles Andere, was je von fremden erlauchten Häuptern in Berlin gethan wurde, übertroffen und verdunkelt haben; auch ist die Art und Weise des Gebens fast immer eine delicate und zarte gewesen. So fand die Frau des Bürgermeisters eines kleinen Städtchens, in dessen Hause die Prinzen übernachtet, den Tag nach der Abreise derselben, in ihrem Toilettentischchen einen kostbaren Diamantring, im Werthe von 800 Thalern. Die geringe Dienerschaft des Museums, welches die Prinzen besuchten, erhielt ein Geschenk von 80 Stück Friedrichsd'or. Eine fürstliche Person eine Tabatière mit Brillanten, im Werthe von 12,000 Thalern. Die Armenkasse 5000 Thaler. Der königliche Marstall 4000 Thaler. Die Stallmeister 2000 Thaler. Die Dienerschaft des königliches Schlosses 1000 Stück Friedrichsd'or. Nach diesen geringen Angaben wird sich der Werth jener Geschenke, welche hochgestellte Personen, die mit den Prinzen in tägliche Berührung kamen, erhielten, leicht ermessen lassen. Der Französische Gesandte, Herr Bresson, welcher wegen seines loyalen Wesens und feinen Betragens hier allgemein beliebt ist, gab einen Thée dansant, welcher 60,000 Francs gekostet hat, es wurde dazu ein eigner Saal erbaut, welcher feenhaft ausgeschmückt, das Prachtvollste gewesen ist, was man hier je in dieser Art gesehen. Von Ordenaustheilungen hat man noch nichts gehört.

Auch so manches Komische hat sich ereignet. Ein Kuchenbäcker sandte am ersten Feiertage eine colossale Prätzel, mit den in Zucker gegossenen, verschlungenen Namenszügen: Louis Philipp und Friedrich Wilhelm III. Eine schwärmerische Tabacksfabrikantentochter sandte ein schön gesticktes Band, mit den Französischen und Preußischen Farben, nebst einem zarten Gedicht; beide Geschenke kamen aus guten Herzen und waren das Ergebniß der reinsten Verehrung, denn Geber und Geberinn sind sehr reich. Die Prinzen haben sich sehr über diese harmlosen Späße amüsirt. Unter einem lebhaften Freudengeschrei und donnerndem Hurrah verließen die erhabenen Königssöhne unsere Stadt — die Erinnerung an sie wird nie in uns erlöschen. — Möge der Himmel sie auf allen ihren Wegen begleiten, und sie mit seinem besten Segen krönen.

Rudolph Gernlein.

Gottesdienst.

Sonntag, den 26. Juni.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfangd. Predigt.
Hr. Past. Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Pastor Capelle.....	— — —	1 =
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 =
Hr. Dr. Böckel.....	St. Ansgarii	9 =
Hr. Dr. Krummacher.....	— — —	12 =
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 =
Hr. Pastor Mallet.....	— — —	12 =
Hr. Pastor v. Hanffstengel	St. Pauli	9 =
Hr. Pastor Iken.....	— — —	1 =
Hr. Candidat Wedekindt.	St. Remberti	9 =
Hr. Pastor Ulrichs.....	— — —	1 =
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 =
Hr. Pastor Meinertzhagen.	Armenkirche	8 =
Hr. Pastor Probst.....	St. Johannis	6½ = Messe
Hr. Vicarius Driver.....	— — —	9 = Hochamt
Hr. Pastor Probst.....	— — —	10 = Predigt
	St. Petri Dom	6 =
	— — —	8 =
	— — —	12 =
	— — —	2 =

(Hierbei eine Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 51.

Bremen, Sonntag den 26. Juni 1836.

Gestorben:

Nro. 633. Den 21. Juni. Joh. Christ. Seidenzahl, 20 Jahr; Wulwesstraße Nro. 14.

— 634. Den 23. — Des Schuhmachermeisters Heinrich Nicol. Lages Ehefr., geb. Behnert, 58 Jahr; Blumenstraße Nro. 5 A.

Nro. 635. Den 24. Juni. Des Zimmergesellen Carl Schultz Tochter (todtgeboren); Mühlenstr. Nro. 3.

Geburten:

Nro. 767. Den 21. Juni. Des Schuhmachermeisters Carl Friedr. August Kerls Ehefrau, geb. Winkelmann, Marterburg Nr. 56; v. e. Mädchen.

— 768. Den 21. — Des Bierbrauers Bernhard Wächter Ehefr., geb. Palm, Langenstraße Nro. 100; von einem Knaben.

— 769. Den 21. — Des Schneidermeisters Joh. Abrah. Bringmann Ehef., geb. Straßner, kl. Rosenstraße Nro. 18; von einem Mädchen.

— 770. Den 21. — Des Schuhmachers Ernst Völckers Ehefrau, geb. Reußen, Buntenthorssteinweg Nro. 129; von einem Mädchen.

— 771. Den 21. — Des Arb. Eduard Ziegler Ehefrau, geb. Walter, hint. Osterthorswall Nro. 83; von einem Knaben.

— 772. Den 21. — Ein Mädchen — alten Steinweg N. 28.

— 773. Den 21. — Des Waarenagenten Friedr. August Schulze Ehefrau, geb. Brauns, Osterthorscontrescarpe; von einem Mädchen.

Nro. 774. Den 21. Juni. Des Schuhmachers Helmrich Jacob Meyer Ehefr., geb. Kellner, Hastedt Nr. 38; von einem Knaben.

— 775. Den 22. — Des Arb. Joh. Christ. Duddenhausen Ehefr., geb. Lotz, Walldammstr. Nro. 5; von einem Knaben.

— 776. Den 23. — Des Arb. Simon Anton Moritz Ehefrau, geb. Kremelberg, Jacobikirchhof Nr. 7; von einem Knaben.

— 777. Den 23. — Des Dr. juris und Untergerichtssecretairs Carl von Lingen Ehef., geb. Schumacher, am Wall Nr. 64 D; v. e. Mädchen.

— 778. Den 23. — Des Cigarrenmachers Joh. Herm. Werner Ehefr., geb. Schoor, Heerdenthorssteinweg Nro. 21; von einem Mädchen.

— 779. Den 24. — Des Zimmergesellen Carl Schultz Ehefrau, geb. Auwieg, Mühlenstr. Nro. 3; von einem todten Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 267. Der Zimmergesell Friederich Ludewig Stürcken und Betha Tietjen hieselbst.

— 268. Der Arb. Herm. Meibohm und Anna Dorothea Pfannenschmidt, Beide von hier.

Nro. 269. Der Aufwärter auf dem Dampfboote Joh. Friedr. Wilh. Kelkenberg und Catharina Elisabeth Margaretha Uhlhorn hieselbst.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

Nro. 52.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 30. Juni 1836.

— — — O, heil'ge Gottesliebe,
Wie schaust du mich aus tausend Wundern an!
Seit ich dich fand mit frommem Kindestriebe,
Ward Herz und Sinn mir fröhlich aufgethan.

Kindesglück.

Ich denke dein, du, der mit Vaterblicken
Auf seine Welt im Morgenglanze sieht,
Ich denke dein, und seliges Entzücken
Durchströmt wie Gruß des Friedens mein Gemüth.
Wie könnt' ich zagen, da des Himmels Pforten
Weit aufgethan des Herzens Flehen sind?
Du siehst auf mich, du hörst mich aller Orten,
Du bist mein Vater, ich dein Kind!

Ich bin dein Kind! O seliger Gedanke,
Wie ist's so süß in deinem Frieden ruhn!
Ich weiß, obgleich ich fehle noch und wanke,
Du kennst mein Herz, und wirst das Deine thun.
Du hältst den Weltkreis in den starken Händen!
Du bist's, aus dem uns Heil und Leben rinnt.
Froh darf mein durstig Herz sich zu dir wenden,
Du bist mein Vater, ich dein Kind!

Ich bin dein Kind! — Nun muß mir Alles frommen,
So Freud' als Schmerz und banger Trennung Pein.
»Du hast's gegeben, Herr! Du hast's genommen!«
Das soll im Leid mein Trost und Wahlspruch seyn.
In deiner Hand da weiß ich wohlgeborgen,
Was ich geliebt, — und bin ich treu gesinnt,
So tagt auch mir ein neuer Freudenmorgen!
Du bist mein Vater, ich dein Kind!

Ich bin dein Kind! Hinweg du eitler Schimmer,
Du leicht verlierend Blendwerk dieser Welt.
Du trennest mich von meinem Erbe nimmer!
Mein Trachten ist nach höherm Gut gestellt.
Das Ew'ge such' ich in dem Wandelbaren,
Das Glück, das nicht mit dieser Zeit verrinnt;
Es ruht in Gott, ich habe es erfahren;
Er ist mein Vater, ich sein Kind!

Ich bin sein Kind! — O heil'ge Gottesliebe,
Wie schaust du mich aus tausend Wundern an!
Seit ich dich fand mit frommem Kindestriebe,
Ward Herz und Sinn mir fröhlich aufgethan.
Nun leb' ich still in Hoffnung und im Frieden,

Weil heil'ge Deutung jeder Traum gewinnt;
Ein selig Loos hast du mir, Gott, beschieden,
Du bist mein Vater, ich dein Kind!

Ich bin dein Kind! — Nun fürcht' ich nichts auf Erden!
Willkommen, Tod! Willkommen, Grabesnacht!
Ich schlumm're ein und muß zu Staube werden,
Doch zag' ich nicht! Ich weiß: die Liebe wacht.
Ja, Vaterhand! dich will ich fest umfassen,
Du führst hinauf, wo ew'ges Leben rinnt;
Du wirst mich auch im Tode nicht verlassen!
Gott ist mein Vater, ich sein Kind!

Agnes Franz.

Bild der Armuth.

(Beschluß.)

4.

Die Christbescheerung.

Der vorletzte Tag des Christmarktes war da und Magdalene's Arbeit beendet. Tanzer hatte ihr versprochen, am heiligen Abend ihren Lohn auszuzahlen. Wahrscheinlich gedachte der wackere Mann, ihr dabei noch ein kleines Weihnachtsgeschenk zu geben, denn er hatte sie zur Christbescheerung auf den Abend bei sich eingeladen.

Die fleißigsten und gesittetsten Kinder aus den Freischulen der ganzen Stadt erhielten alljährlich in einem großen Saale reichliche Christgeschenke bescheert. Den Worten des Erlösers eingedenk: Was ihr gethan habt den geringsten von meinen Brüdern, das habt ihr mir gethan! pflegten alle mit Gütern gesegnete Kinderfreunde der Stadt ihr Schärflein beizutragen. An der Freude der armen Kinder entzündete sich dann stets die heilige Flamme eines reinen Entzückens in dem Herzen der Geber und bestätigte den Spruch Christi: Geben ist seliger denn Nehmen. Auch heute, den Tag vor dem heiligen Abende, sollte diese Freude stattfinden. Magdalene wußte dieß. Zwar war sie nicht unter die Zahl der zu beschenkenden Kinder aufgenommen worden, weil sie erst seit wenig Monaten die Freischule besuchte; jedoch empfand sie hierüber weder Schmerz noch Neid. Hatte der Lehrer sie doch gelobt und auf das nächste Jahr vertröstet. Aber dem fröhlichen Treiben von Ferne zuzuschauen, wünschte sie sehnlichst. „Komm, mein Raphael", sprach sie daher am Nachmittage desselben Tages zu ihrem Bruder, „wir wollen zusammen auf den Christmarkt gehen und dann der Bescheerung zusehen. Das immerwährende Sitzen ist Dir nicht gesund und wenn Du auch nichts siehst, hörst Du doch das Schellengeläute und Knallen bei den Schlitten, das fröhliche Summen der Menschen, das Singen der Schüler und die Musik der Dreh-Orgeln. Auch will ich Dir genau beschreiben, was in den Buden Schönes zu verkaufen ist; von der Windmühle, die sich dreht, wenn man Sand oben einschüttet; von den bunten Pyramiden; von dem Nußknacker mit dem großen Munde; von Säge-, Zappel- und Pfefferkuchen-Männern und dergleichen mehr will ich Dir erzählen. Komm, mein Raphael!"

Die Mutter redete auch zu und der Blinde schlich an der Hand seiner Schwester zum Hause hinaus. Die frische, kalte Luft röthete seine bleiche Wange; das fröhliche Leben draußen weckte auch seine schlaffen Lebensgeister; ein zufriedenes Lächeln spiegelte sich jetzt auf dem Leidens-Antlitze. So wandelte er über den Markt, hörte stillgenügsam der erzählenden Schwester zu und folgte ihr willig, als sie den Weg nach dem Gewandhause einschlug, wo die Christbescheerung vor sich gehen sollte.

Schon kamen, von den Lehrern angeführt, lange Züge armer Kinder anmarschirt. Ihr Gesicht leuchtete vor Entzücken, all' ihre Bewegungen drückten Freude aus. Auch diejenigen aus Magdalene'ns Schule näherten sich. Von mehreren Schülerinnen bekam sie freundlich zugenickt. Eine trennte sich sogar vom Zuge und näherte

sich ihr, um die eiligen Worte zu sprechen: „Lenchen! ist es wahr, daß Du sechs Tage die Schule muthwillig versäumt hast? Ein Lehrbursche hat es zum Lehrer gesagt, der deßwegen recht ungehalten auf Dich ist.“

Magdalene wollte sich entschuldigen, doch die Kleine war schon fort und in dem Eingange des Hauses verschwunden. Ein recht schmerzliches Weh durchzuckte Lenchen's Brust. Wer mochte sie nur so verläumdet haben? So viel sie wußte, hatte sie sich Niemanden zum Feinde gemacht. Ach, sie konnte nicht begreifen, daß der Böse immer Aergerniß an einem tadellosen Wandel nimmt und darum des Guten Feind wird. Wie brannte es in ihr, sich bei dem Lehrer zu rechtfertigen! Verlangend sah sie zu den hohen Fenstern auf, welche ein heller Kerzenschimmer zu erleuchten begann. Viele Menschen, zu Fuß und in Wagen, strömten herzu, die Freude der Kinder mit anzusehen. Nur sie mit ihrem blinden Bruder wurde hart von der Wache zurückgewiesen. Dem Raphael wurde allgemach die Zeit lang und die Kälte empfindlich. Er blies sich in die verklommenen Finger und hob bald das rechte, bald das linke Bein in die Höhe. Dieß bemerkend, band Lenchen ihre Schürze ab und wickelte sie um ihres Bruders Hände.

Dieß veranlaßte eine Obsthökerinn, die ihre Waare in der Nähe feil bot, die beiden Kinder anzureden. „Friert Euch, ihr armen Kinderchen?“ sprach sie mitleidig. „Warum seyd Ihr denn nicht auch bei der Bescheerung? Hat der gute Kleine keine warme Handschuhe, die er anziehen könnte? Komm her, Kleiner! wärme Dir Deine Händchen über meinem Kohlentopfe.“

Gern folgte Magdalene dieser freundlichen Einladung. Sie führte ihren Bruder zu dem Obstkrame hin und, sich seiner Hände bemächtigend, ließ sie dieselben die Nähe des Kohlentopfes finden.

Dieß Verfahren machte die Frau aufmerksam. „Der Kleine sieht wohl nicht gut?“ fragte sie.

„Gar nichts“, seufzte Magdalene, „er ist blind.“

Die Frau schauerte zusammen. „O mein Herr Gott!“ rief sie, in die Hände schlagend, „das unglückliche Kind!“ Sie sah sich um nach irgend einem passenden Geschenke für den Blinden. Denn des Armen Mitleid ist oft thätiger als das des Reichen.

„Hier!“ sagte sie, jede Hand Raphael's mit einem heißen, so eben gebratenen Apfel anfüllend, das hilft ein Weilchen für Kälte und Hunger. Gott gebe Dir armen Knaben eine fröhliche Weihnacht!“ Auch Lenchen erhielt ein gleiches Geschenk und beide Kinder entfernten sich mit herzlichem Danke von der barmherzigen Samariterinn. Indeß war die Dunkelheit hereingebrochen. Immer heller flimmerten oben die unzähligen Wachskerzen in den grünen Tannenbäumen durch die Fenster herab. Eine sanfte Musik, einen schönen Choral spielend, durchdrang die stille Winterluft. Vergessen war bei Raphael Kälte und Kummer. Wie die Sonnenrose der Sonne — also richtete sich sein Angesicht empor zu den himmlischen Tönen. Die erblindeten Augen erglänzten im Wiederscheine des festlichen Lichtscheines. Und als darauf ein halbes Tausend weicher, heller, freudiger Kinderstimmen, erst leise, dann lauter und lauter anschwellend, in die Accorde der Instrumente einfielen und den Vater im Himmel priesen, der solche Freude den Menschenkindern durch seinen Sohn bereitet hat: da hatte auch das blinde Auge Thränen der Freude, die es willig darbrachte zu Ehren des Herrn aller Herren.

„Horch!“ sprach Raphael mit seligem Entzücken und leise, als wolle er den Gesang nicht stören, „horch, Lenchen! der Himmel ist offen. Die lieben Engel singen ihr Halleluja. O, könnte

ich doch jetzt gleich fliegen und mich aufschwingen hoch, hoch über die Erde.“

„Und mich und die Mutter allein hier unten zurück lassen?“ fiel Magdalene gekränkt ein.

„Nein! nein!“ sprach Raphael eifrig. „Ich flöge immer ab und zu.“

„Und was sollte aus Deinem Hänschen werden?“ fuhr Magdalene fort.

„Du hast Recht!“ fiel Raphael hastig ein. „Na, sey unbesorgt; ich will nicht fortfliegen.“

„Das wird sich schon von selbst verbieten“, sagte Magdalene lächelnd. „Aber die Mutter wird sich um uns ängsten, wenn wir länger bleiben. Wenn die Kinder werden ausgesungen haben, so laß uns nach Hause gehen.“

Dieß thaten sie und erzählten daheim der lauschenden Mutter von der wohlthätigen Obsthökerinn, und von dem, was sie gehört und gesehen hatten. Raphael aber träumte die ganze Nacht nur von singenden Engeln und daß er fliegen könne. So war er wenigstens im Schlafe glücklich; ein Vorzug, den die Armen und Bedrängten gewöhnlich vor den Reichen und Glücklichen dieser Welt voraus haben und wodurch der liebe Gott schon hier oft das Gleichgewicht zwischen diesen und jenen herstellt.

---

* Würdige Feier.

Dem auch bei uns noch im freundlichen Andenken stehenden großen Mimen Eßlair, wurde jüngst in Mannheim ein Fest bereitet, wie es wenigen Kunstjüngern zu Theil wird. Ein Bericht vom 5. Juni von daher beschreibt es wie folgt:

In den Annalen des Mannheimer Theaters wird wohl der gestrige Abend durch seine herzerhebende Feier mit unvergänglichem Glanze leuchten; denn eine Schlußscene, wie sie sich da unsern feuchten Blicken bot, wird nicht leicht wiederkehren. Eßlair, der uns seit einiger Zeit aus alter Anhänglichkeit zur Wiege seiner Kunst wieder durch seine Gegenwart beglückt und uns eine Reihe seiner ausgezeichnetsten Rollen vorgeführt hat, kündigte seine letzte Vorstellung auf gestern an. Es ward gegeben: „Der Essighändler“ und Raupach's „Bettler“. Das Haus war so überfüllt, daß das Orchester geräumt werden mußte, um der hereinströmenden Menge noch einige Plätze zu gewähren. Wie meisterhaft unser ehrwürdiger Mime seine Rolle als Dominik durchführte, mit welcher durch und durch gediegenen Natur, bedarf kaum der Erwähnung; in jeder Pause kannte der Jubel, das Beifallrufen und Klatschen keine Gränzen mehr, das Publikum war von Entzücken berauscht, Lorbeerkränze und Gedichte flogen auf die Bühne, und nach dem ersten Stücke ward der Altmeister stürmisch gerufen, wie bisher jedesmal. Als Bettler wieder unübertrefflich. Zum Schlusse abermals aufs Ungeduldigste gerufen, sieht sich der Allbewunderte, Allgeliebte, eben im Begriff, seinen Dank der Versammlung auszusprechen, plötzlich im Halbkreise sämmtlicher Schauspieler und Damen des Hoftheaters, Alle in Gala. Die ärmliche Stube des Bettlers hat sich verwandelt in einen schönen Salon, der überraschte Greis muß sich auf einen mit Blumenguirlanden umrankten Stuhl niederlassen, und unser wackerer Braunhofer spricht mit der ihm eigenen Würde und Tiefe der Empfindung ein Gedicht, worin er die Geister Iffland's, Beil's und Anderer, die das hiesige Theater einst verherrlichten, zur Feier dieses Abends ladet, und noch lange Jahre kräftigen Fortwirkens dem edlen Genossen jener schönen Zeit wünscht, ihm innig dankend für alles Köstliche, was er geleistet. Bei den letzten Worten nahm Frau von Busch, die schon seit so vielen Jahren unserer Bühne treu geblieben, in deren Blüthezeit sie selbst eine ihrer ersten Zierden war, einen Lorbeerkranz vom Sammetkissen der

nächsten Dame und schmückte die Silberhaare des edlen Künstlerhauptes. Sämmtliche Mitglieder zogen an ihm vorüber, und jede Hand bestreute seinen Sitz mit Blumensträußen, so daß ein ganzer Liebesfrühling um ihn heranblühte. Eßlair erhob sich, er wollte sprechen, es war ihm unmöglich; er sah die Augen der ihn umringenden Künstler und Schüler voll Thränen, er sah vor sich die zahllose Menge in Thränen, ihm selbst rollten sie über die Wangen, und er vermochte bloß, nach wiederholten vergeblichen Versuchen, um seinen Gefühlen Worte zu geben, auf sein vom innigsten freudigsten Dankgefühl zu tief bewegtes Herz und auf den Mund zu deuten, der keine Sprache dafür hatte. Es war ein schöner Augenblick, die reinste Weihe der Kunst durchzog und verbrüderte alle Herzen; gewiß wird dieser Moment jedem der Zuschauer unvergeßlich bleiben. Nein! es ward keine Komödie gespielt, wie bei so mancher Festlichkeit! Unter unendlichem Jubelrufen, Lebehoch und Trompetengeschmetter fiel der Vorhang vor der rührenden Gruppe. A. S.

Ein merkwürdiges Testament.

Ein Rechnenlehrer in Straßburg hinterließ ein Testament folgenden Inhalts:

Mein vielgeehrter Großvater, Prosperus, unterrichtete mich im Schreiben und Rechnen. Als ich kaum acht Jahr alt, bewies er mir, daß wenn man die fünf Procente Interessen zum Kapital schlage, sich dasselbe in 100 Jahren 131 Mal vermehren müsse. Die Aufmerksamkeit, mit der ich ihm zuhörte, schien ihm zu gefallen; er zog plötzlich 24 Livres aus seiner Tasche und sagte mit einer Begeisterung, welche mir noch jetzt vor Augen schwebt: Mein Kind, erinnere Dich so lange Du lebst, daß mit Oekonomie und Rechnenkunst dem Menschen Nichts auf der Welt unmöglich ist. Hier schenke ich Dir 24 Livres, trage sie zu einem Kaufmann, meinem Freunde, der sie aus Gefälligkeit für mich, in seinen Handel aufnehmen wird. Jährlich sollst Du die Interessen dazu schlagen, und dann einst bei Deinem Tode für die Ruhe Deiner und meiner Seele eine fromme Stiftung davon gründen.

Seinem Befehle habe ich Folge geleistet. Aus den 24 Livres sind seit 62 Jahren 500 Livres geworden, die ich, Kraft dieses, in fünf gleiche Theile dividire, und verordne, daß sie, gleich der Stammsumme meines Großvaters, immerfort zu Zinses-Zinsen ausgethan bleiben, jedoch so, daß alle 100 Jahre nur Ein Fünftheil gehoben und angeredet werde.

Das erste Fünftheil wird in 100 Jahren so viel betragen, daß dafür ein Morast, der neben meinem Geburtsorte liegt, urbar gemacht werden kann.

Vom zweiten Fünftheil, 100 Jahre später, sollen 80 Preise zur Aufmunterung des Ackerbaues, der Wissenschaften u. s. w. gestiftet werden.

Vom dritten Fünftheil, 100 Jahre später, sollen im ganzen Reiche 100 patriotische Leihhäuser angelegt werden, welche jedem fleißigen und redlichen Bürger, ohne Interessen, Vorschüsse machen. Ferner soll man in den vornehmsten Städten zwölf Kunstsammlungen und zwölf öffentliche Bibliotheken gründen, jede derselben soll 100,000 Livres jährliche Renten haben, um vierzig verdienstvolle Gelehrte zu unterhalten.

Vom vierten Fünftheil, 100 Jahre später, sollen hundert neue Städte angelegt und jede mit 150,000 Menschen bevölkert werden, man könnte einwenden, daß in ganz Europa nicht so viel baares Geld vorhanden sey; aber ich überlasse den Executoren meines Testaments, das Geld nach Belieben in Immobilia zu verwandeln.

Vom fünften Fünftheil endlich, nach Ablauf von 590 Jahren, sollen zuerst unsere eigene Staats-

schulden, und dann, wenn es zureicht, die Schulden der Engländer bezahlt werden, aus Dankbarkeit für Newton's schönes Werk: „Die Universalrechnenkunst“.

Die Executoren des Testaments, sechs an der Zahl, sollen aus den redlichsten Männern gewählt werden, und Jeder soll sterbend seinen Nachfolger ernennen. Für ihre Mühe mögen sie bei Hebung des vierten Fünftheils, einen kleinen Bruch von 32 Millionen Livres unter sich theilen. Fedor.

*Du sollst den Sabbath heiligen!

Dieses ernste Gebot wird zum großen Bedauern der Anwohner des so getauften Schützenhofes dort ganz außer Acht gelassen, indem des Sonntags Morgens während der Predigt, wo doch kein lärmendes Geräusch seyn darf, die Privat-Exerzirenden mit Trommelschlag eingeübt werden. Man glaubt, daß es nur dieses Winkes bedarf, um die betreffende Behörde zu einer Abänderung zu veranlassen. Auf dem Altstadtswall würde sie gewiß auch nicht erlauben, daß der Sonntag so entheiligt würde, darum glauben die Anwohner zu einem Gleichen berechtigt zu seyn.

Einige Anwohner des Schützenhofes an der Grünenstraße.

Türkische Gastfreundschaft.

(Aus dem Tagebuche eines Reisenden.)

Bucharest, den 6. Okt. 1836.

Ich machte heute die Bekanntschaft eines hier angesehenen Griechischen Landbesitzers und Kaufmanns, T — s. Seine Familie war in der Nähe von Janina ansässig, wurde von Ali Pascha verfolgt, geplündert und geplagt, und später im Griechischen Kriege völlig zerstreut. Man kann sich leicht vorstellen, daß er kein fanatischer Bewunderer der Türken ist, aber er machte bei allen seinen Bemerkungen über sie einen strengen Unterschied zwischen dem System des Gouvernements und dem Charakter der Individuen, oder vielmehr dem Nationalcharakter, den er dem aller andern Völker vorzuziehen scheint. Er erzählte mir manche Beispiele ihrer Redlichkeit, und versicherte mir, daß er jährlich für Hunderttausende Waaren nach Konstantinopel schicke, welche er Türkischen Schiffspatronen, ohne daß eine Feder dabei angerührt werde, anvertraue, und daß sie ihm den Ertrag mit der größten Pünktlichkeit aus Konstantinopel zurückbringen, ohne daß er je in irgend einem Falle sich über Nachlässigkeit oder Unredlichkeit irgend einer Art zu beklagen gehabt hätte. Unter der Menge Türkischer Anekdoten, die er mir erzählte, machte mir folgende am meisten Vergnügen. Nach der Zerstreuung seiner Familie durchwanderte sein Vater mehrere Jahre lang alle Provinzen der Europäischen Türkei, um seine verlornen Kinder aufzusuchen; eines Abends kam er spät an ein Türkisches Dorf in der Nähe von Sistow, in der Wallachei; da fast in allen Türkischen Dörfern ein oder mehrere Häuser der Aufnahme von Fremden gewidmet sind, so suchte er eines derselben aufzufinden; er bemerkte in einem ansehnlichen Hause im Erdgeschosse Licht, und blickte von der Straße durch das Fenster, um zu sehen, ob er etwa Aufnahme erwarten könne. Er sah einen alten Türken mit einem ehrwürdigen weißen Barte auf einem Teppiche sitzen und bitter weinen. Er zögerte, in das Haus zu treten, da der Besitzer offenbar von einem großen Unglück betroffen schien, und er ihm in der Mitte seines Jammers nicht die Ungemächlichkeit, einen Fremden aufzunehmen, aufbürden wollte. Er sah sich im Dorfe nach einem andern Hause um, fand aber alle Lichter ausgelöscht, und entschloß sich endlich, da die Nacht kalt war, sich doch an den alten Türken zu wenden. Er trat in das Haus, und kaum erblickte ihn der alte Mann, als er sich erhob, ihm um den Hals fiel, und ihn mit allen Zeichen der ausgelassensten Freude empfing. Er glaubte, der Schmerz über einen großen Verlust habe den Greis wahnsinnig gemacht, aber dieser beeilte sich, ihn an einen warmen Platz zu setzen, ihm das Beste vorzulegen, was sein Haus enthielt, und ihn zu bedienen, als ob er ein verlorner Sohn oder Bruder wäre, den er wiedergefunden habe. Nach einiger Zeit sagte der Türke: „du must dich über mein Betragen gewundert haben, aber höre, was mein Grund dazu war. Mein Vater hat vor 37 Jahren dieses Zimmer der Aufnahme von Fremden bestimmt, und mir auf seinem Todbette befohlen, alle Tage einen, der des Weges kommen möge, zu beherbergen. Seit dieser Zeit hatte es mir noch keinen Tag an einem Gast gefehlt, bis auf heute, und als der Abend vorrückte und Niemand meine Gastfreundschaft ansprach, so fürchtete ich,

daß es ein Zeichen sey, daß mir Gott seine Gnade entzogen habe, und daß mir daher Unglück drohe. Ich konnte mich nicht enthalten zu weinen, als du kamst, um den Fluch von mir zu entfernen.“ Der alte Mann behielt den Griechen, bis ein neuer Gastfreund kam, und nöthigte ihm dann ein Geschenk auf, ehe er ihn entließ.

---

* Correspondenz-Nachrichten eines reisenden Deutschen durch die Ver. Staat. von Nord-Amerika.

Neu-Orleans, den 14. Mai 1836.

Vorzugsweise schreibe ich pr. „Olbers“, Kapt. W. Exter, aus Gründen, die hinreichend sind, wenn man Schiff und Schiffer kennt.

Unsere gegenwärtige Zeit ist produktiv an Begebenheiten verschiedener Natur, die, wenn auch jetzt noch unbedeutend, später von nicht zu berechnenden Folgen seyn können. Texas, ein herrliches Land, streitet für Freiheit oder, wie Mexiko sagt, rebellirt. —

Vom Mexikanischen Gouvernement eingeladen, gingen nämlich früher Massen von Menschen — Amerikaner, Irländer, Deutsche u. s. w. — nach Texas, um sich dort anzubauen; diesen Leuten wurde vom Mexikanischen Gouvernement eine Konstitution zugesagt.

Santa Anna, Präsident von Mexiko und nebenher ein Wicht, der nie das Wohl der Republik, sondern immer sein eigenes Interesse kultivirte, sucht jetzt Texas zu unterdrücken. Die Texaner, von Freiwilligen, meistens von hier aus, unterstützt, haben neuerdings, am 21. Apr. 1836, einer Division der Mexikanischen Armee? ein Treffen geliefert, in welchem nicht nur Santa Anna selbst, sondern ca. 30 seiner ersten Offiziere nebst 600 Soldaten gefangen genommen wurden. Auf der Seite von Texas standen, unter dem General Houston, nur 750 Mann, Santa Anna hatte 1,100 Mann, von denen 500 fielen.

General Urrea, mit der zweiten und Hauptdivision, steht, nach heutigen Nachrichten, in der Nähe des Colorado, wahrscheinlich unschlüssig, ob vor- oder rückwärts zu gehen. —

Seit einigen Tagen sind wiederum viele Menschen angeworben, und zwar von reichen Leuten hier, welche Besitzungen in Texas haben, für Texas zu kämpfen; auch Polen habe ich unter diesen Freiwilligen und Angeworbenen angetroffen, die nichts zu verlieren haben, und nicht aus der Uebung kommen wollen.

Die allgemeine Stimmung ist hier in Neu-Orleans für Texas; selbst in Mexiko ist man mit dem Santa Anna nicht recht erbaut. Schon vor einigen Monaten wurde hier in aller Stille ein Schooner ausgerüstet mit ca. 300 Mann, unter General Mejia's Kommando, der, ein zweiter Kortez, Mexiko erobern wollte. Er stützte sich auf seine Popularität, und kannte, als verbannter Mexikanischer General, die Gesinnungen des Volks gegen Santa Anna. Sein Unternehmen schlug fehl, obwohl er, gelandet, vom Fort Besitz genommen, und schon vor dem Zollhause in Tampiko stand. Von seinen Leuten wurden 26 Mann in Tampiko öffentlich erschossen, er selbst entkam mit dem Rest derselben, und ist nun wieder hier; noch gestern sah ich ihn in der Italienischen Oper.

Auch in Florida herrschen Unruhen. Die benachbarten Indianer, unterstützt von entlaufenen Negern, die sich an der Menschheit rächen wollen, haben an den dortigen Ansiedlern Mord, Brand und unnennbare Gräuel verübt. Von allen Seiten strömten Leute herbei mit dem Vorsatze, die Indianer auszurotten. Hier in Neu-Orleans bildeten sich mehrere Kompagnien, verbanden sich mit den Truppen der Ver. Staat. und gingen nach Florida. Seit mehreren Tagen kommen jedoch schon Viele wieder zurück, weil man mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, als man sich vorgestellt. Die Indianer nehmlich, des Landes kundig, liegen in den Waldungen versteckt, stellen sich hinter die Bäume, greifen nie an, sondern ziehen sich vertheidigungsweise auf solche Terrains zurück, wohin ihnen Niemand folgen kann. Deutsche haben sich auf diesem Zuge nach Florida, laut Aussage der Offiziere, besonders ausgezeichnet; wo Gefahr war, hat man freiwillige Deutsche gesehen, die, ihrem Charakter treu, mehr gethan als gesprochen.

Murat, Sohn des ehemaligen Königs von Neapel, ebenfalls in Florida als Landmann wohnend, befindet sich der Unruhen wegen pro tempore hier in Neu-Orleans. Ausgezeichnetes hat der Mann nicht, wenigstens konnte ich es nicht entdecken; auch sein Aeußeres steht in Kontrast mit dem, was die Geschichte von seinem Vater erzählt.

Mord und Todtschlag ist seit einiger Zeit wieder häufiger geworden. Washington Whitacker, ein junger, wohlhabender Pflanzer von Feliciana, erstach vor einiger Zeit einen Aufseher des „Planter-Hotels“. Einer seiner Advokaten, Grymes, ließ sich 10,000 Dollars bezahlen, ehe er seine Vertheidigung übernahm; dennoch wurde er zum Tode verurtheilt, und das Urtheil vom Gouverneur bestätigt. Am festgesetzten Tage seiner Hinrichtung wurde ihm von seiner Mutter ein großes Messer

zugesteckt, welches sie in ihrem Unterrock eingenäht hatte; mit diesem brachte er sich drei Stiche bei, von denen einer das Herz zerschnitt. Seine Mutter hatte beim Abschied den Gefängnißwärter gebeten, ihrem Sohne etwas Ruhe zu gönnen; nach Verlauf von 15 Minuten sagte sie, „man möge nur hineingehen, er sey jetzt todt.“ — Bei Oeffnung des Gitters bestätigte sich ihre Aussage. — Ich bedauere, bei dieser Gelegenheit einer Thatsache erwähnen zu müssen, die den Amerikanern eben nicht zur Ehre gereicht. Derselbe Washington Whitacker, welcher, als kaltblütiger Mörder, mit vollem Recht zum Tode verurtheilt worden, und durch Selbstmord seine Schande verdoppelte, wurde, nachdem sein Leichnam von seinen Verwandten nach Feliciana gebracht, dort mit militairischen Honneurs begraben, Reden zu seinem Lobe gehalten, und das Kriminal-Gericht in Neu-Orleans ein Inquisitions-Gericht genannt!! —

Den 15. Mai 1836.

Noch immer kommen von verschiedenen Seiten Auswanderer hier an. Die große Anzahl derselben würde immer besser gethan haben, mit dem lieben Gott zu Hause zu bleiben. Wenn die Sachen dieser Leute gelandet werden, so glaubt man auf der Marktstraße nahe dem Altonaer Thore in Hamburg zu seyn. Große Kisten und Kasten mit der Jahreszahl ihrer Anfertigung auf dem Deckel und dem Namen des Eigenthümers, Erbstücke aus den Zeiten Karl's des Großen, Besenstiele und Nachtstühle, Matten und Matratzen, Kochtöpfe und Kochlöffel (Schlefe), Alles durcheinander, und obendrauf die züchtige Hausfrau ohne Obdach, oft mit einem Dutzend Kindern. Im Allgemeinen ist das Zollhaus mit diesen armen Leuten sehr nachsichtig, überzeugt, daß sie selten wissentlich schmuggeln; doch sind die Offizianten seit einiger Zeit strenger geworden, weil man vor einigen Monaten einen Deutschen Juden — wie man sagt, soll er Hirsch heißen — ertappte, der, nachdem er seine Anverwandten in Frankfurt a/M. besucht hatte, von Havre nach hier wieder zurückgekommen, seine weiten Taschen, die er noch immer aus alter Gewohnheit so groß trägt, weil sie ihm früher in den hiesigen Auctionen, wo er den Pedlar, Einkäufer von Schuhen ꝛc., machte, mit silbernen Löffeln, Ringen u. s. w. angefüllt hatte. Dieser Hirsch ist kein gewöhnlicher Hirsch und um so mehr zu tadeln, weil er ein reicher Mann ist und als solcher ein Deutsches Haus machend, durch sein schmutziges Benehmen Veranlassung zum Verdacht auch gegen seine Landsleute geben könnte. Besagter Samuel Hirsch kümmert sich übrigens wenig um die Meinung seiner Mitbürger: „ist er doch geworden reich.“ —

Gestern brachte der Steamer „John Collier“ die Nachricht, daß man in St. Louis einen Neger verbrannt habe. Schon von den Gerichten als Mörder ins Gefängniß geworfen, wurde er vom Pöbel wieder herausgeholt, an einen Baum gebunden und langsam gebraten! umringt von 30 Schützen, die Jeden zu erschießen drohten, der es wagen würde, seine Qualen auf irgend eine Art schnell zu enden. So geräth Madame Justitia oft in schlechte Gesellschaft in diesem Canaan.

Obwohl es schon sehr heiß ist, wimmeln die Straßen von Neu-Orleans noch von Menschen. Schiffe gehen und kommen täglich. Auch Spekulationen auf Ländereien sind enorm: eine Strecke Landes am Mississippi, vor ca. 10 Jahren für 2 Barrel Whisky angekauft, wurde am vorigen Sonnabend in Lots für eine halbe Million Dollars versteigert.

Man glaubt und befürchtet, daß an einigen Waaren in diesem Jahre verloren wird, doch weiß man auch aus Erfahrung, daß oft die gescheutesten Calculationen dieser Art cum multis erroribus ausfallen.

Sollte ich mit meinen Nachrichten nicht gelangweilt haben, so mögen Sie periodenweise Bruchstücke ähnlicher Art erwarten.

Berichtigung.

In № 51 Seite 405 in der ersten Spalte beliebe man statt: ehemaliga Aimeister — ehemalige Amtsmeister zu lesen.

Anzeige.

Der kleine, verbesserte Kalender der freien Hansestadt Bremen für das Jahr 1837 hat die Presse verlassen und ist bei den hiesigen Herren Buchbindern und Catharinenstraße Nro. 36 für 2 Groten zu haben. Er enthält außer den gewöhnlichen richtigen Notizen dieses Mal den Eintritt der Fluth bei Bremerhaven und Elsfleth.

(Hierbei als Beilage: „Anzeigen der Geburts- und Sterbe-Fälle der Stadt Bremen“.)

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen der Geburts- und Sterbefälle der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 52.

Bremen, Donnerstag den 30. Juni 1836.

Gestorben:

Nro. 636. Den 24. Juni. Der Cigarrenmacher Hinr. Eschenfeld, 36 Jahr; Düsternstraße Nro. 80.

— 637. Den 25. — Des Branntweinbrenners August Heinr. Thielbar Sohn, 7 Jahr; Hohenthorsstr N. 21.

— 638. Den 25. — Des Dr. med. Steph. Eduard Hirschfeld Sohn, 5 Monat; am Wall Nro. 76 A.

— 639. Den 25. — Der Tischler Johann Hinrich Eichhoff, 52 Jahr; Neuenstraße Nro. 64.

— 640. Den 26. — Der Waaren-Agent Joh. Hermann Haase, 40 Jahr; Holzstraße Nro. 5.

Nro. 641. Den 26. Juni. Des Sattlermeisters Arnold Hinrich Friedrich Cordes Sohn, 10½ Jahr; am Brill Nro. 6.

— 642. Den 26. — Der Oberländische Schiffer Johann Hinrich Fincke, 40 Jahr; Comthurstr. N. 7.

— 643. Den 26. — Des Ard. Johann Diedrich Friedr. Eggers Sohn, 7 Tage; außerm Steinthor Nro. 62.

— 644. Den 27. — Des Bockfahrers Johann Lünecke Tochter, 1¼ Jahr; Punkendeich Nro. 71.

Geburten:

Nro. 780. Den 22. Juni. Des Zimmergesellen Diedr. Budelmann Ehefr., geb. Woltmann, am Langendeich Nro. 1; von einem Knaben.

— 781. Den 22. — Ein Mädchen — Buntenthorssteinw.

— 782. Den 23. — Des Landmanns Lütje Giesecken Ehefrau, geb. Mahlstedt, Obernstraße Nro. 17; (Vorstadt); von einem Mädchen.

— 783. Den 23. — Des Steuermanns Daniel Steenken Ehefr., geb. Kimm, alten Steinweg N. 26 C; von einem Knaben.

— 784. Den 23. — Des Oelfabrikanten Peter Gotte Ehefr., geb. Schönewolff, Röverkamp N. 37; von einem Mädchen.

— 785. Den 23. — Des Stuhlmachers Gottlieb Benjamin Kleppel Ehefr., geb. Meyer, Westerstr. Nro. 4; von einem Knaben.

— 786. Den 23. — Ein Knabe — Stephanithorswallstr.

— 787. Den 24. — Des Freischlachters Arnold Ordemann Ehefr., geb. Almers, Tiefer N. 29; v. e. M.

— 788. Den 24. — Des Oekonomen im neuen Museo Johann Friedrich Lotze Ehefr., geb. Riedebusch, Schüsselkord Nro. 36; v. e. Mädch.

Nro. 789. Den 24. Juni. Des Cigarrenmachers Christoph v. Horn Ehefr., geb. Möhrmann, Lemmers-Hof Nro. 6; von einem Knaben.

— 790. Den 24. — Des Knochenhaueramtsmeisters Joh. Bölken Ehefr., geb. Görcks, Diekers-Gang Nro. 1; von einem Knaben.

— 791. Den 25. — Des Landmanns Warnke Hashagen Ehefr., geb. Ratjen, Düsternstraße Nro. 81; von einem Knaben.

— 792. Den 25. — Des Stuhlmachers Gerhard Hinrich Timpe Ehefr., geb. Moritz, kl. St. Annenstraße Nro. 4; von einem Knaben.

— 793. Den 26. — Des Stuhlmachers Heinr. Ludwig Grote Ehefr., geb. Siemering, kl. Krummenstraße Nro. 36; von einem Mädchen.

— 794. Den 26. — Des Cigarrenmachers Joh. Hinrich Geerke Ehefr., geb. Blume, Kupferschlägers-Gang Nro. 6; von einem Knaben.

— 795. Den 27. — Des Cigarrenmachers Andreas Heinr. Ehbrecht Ehefr., geb. Wessels, Thielbars-Hof N. 2; von einem Mädchen.

Eilmdzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 53.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 3. Juli 1836.

Der Himmel lächle so dem heil'gen Bund',
Daß künft'ge Tag' uns nicht durch Kummer schelten.
Shakespeare,
Romeo und Julia.

* Die Bettlerinn.

Kauernd vor der morschen Hütte sitzt die bleiche Bettlerinn;
Mitleid in den sanften Augen tritt die Dame zu ihr hin:
»Armes Weib! der bitt're Mangel spricht aus deinem Angesicht,
Nimm! das greise Elend mildern, ist des Reichen schönste Pflicht.«

»»Edle Dame!«« spricht die Alte, »»sey gesegnet, deren Herz,
Noch so jung, voll Mitleid lodert für der Armuth herben Schmerz.
Aber hast Du auch Erbarmen, auch Vergebung für die Schuld?
Hat auch die verworfne Mutter noch ein Recht auf Deine Huld?««

»»Achtzehn Jahre bitt'rer Thränen löschten nicht der Reue Gluth,
Suchen zitternd meine Arme, ach umsonst! ihr letztes Gut.
Nicht der Hunger, nicht die Kälte haben Thränen mir erpreßt,
Nur des Mutterherzens Reue hat die Augen wund genäßt««

»»In die Hütte, wo ich darbend saß, an gramerfüllter Brust
Tränkend meines jungen Lebens letzte kummervolle Lust,
Trat einst eine edle Dame, sah der armen Wittwe Noth;
Wandelnd auf des Mitleids Wegen, gab sie Kleider mir und Brod!««

»»Sah das Kind an meinem Herzen, das, in Lumpen eingehüllt,

Aengstlich wimmernd, einer kranken Lilienknospe bleiches Bild;
Sprach zu mir und küßt' es zärtlich: armes Weib, wie bist Du reich!
Aller Reichthum, der mein Eigen, kommt nicht Deinem Schatze gleich!««

»»Aber weh! was wird der zarten Blüthe künftig Schicksal seyn?
Denn der Armuth bleiche Schwester ist Entbehrung nicht allein;
Auch das Laster, auch die Schande finden ihre Opfer bald
In den Höhlen, wo des Glückes reine Glocke nicht erschallt.««

»»Gieb Dein Kind mir! ich will's pflegen, wie der West mit Blumen spielt!
Ach! ich hab' der Mutterfreuden Himmelswonne nie gefühlt!
Gieb Dein Kind, es sey mein Eigen, und was mein ist, das sey seyn;
Gut und glücklich will ich's machen, und dieß reiche Gold sey Dein!««

»»Und die Furien berückten schlangenlistig meinen Sinn:
Mit geschloss'nen Augen riß ich's von der Brust und gab es hin!
Gab mein Alles, gab mein eigen Leben hin für schnödes Gold;
In die tiefste Fluth versenkte ich den gelben Judasfold!««

Und die schöne Dame kniete nieder vor dem Bettelweib',
Schlang die weichen Lilienarme fest um ihren welken Leib:
»Mutter! Mutter! meine Mutter! ich bin Deine Tochter, ich!!
Lange sucht' ich Dich vergebens, endlich, endlich find' ich Dich!«

»Ja, sie hat ihr Wort gehalten, gut und glücklich mich gemacht,
Hat in ihrer Sterbestunde liebevoll noch Dein gedacht.
Bis ans Ende Dich zu pflegen sey mir schönste Pflicht allein;
Sey Du wieder meine Mutter, laß mich Deine Tochter seyn!«

Hermann Röpe.

Die Liebe im Sarge.

Novelline

von

Carl Seidel.

Es war am 1. September, als am Aegidientage des Jahres 1699, in der Kühlen-Brunnen-Gasse zu Halle sehr lebhaft. Der Männer gewahrte man nicht allzuviele, desto mehr aber drängten Weiber und Kinder, wie auch ehrsame Jungfrauen, sich zum Hause des Waffenschmiedes Tobias Feldmann, wo die weit aufstehende Pforte mehrfach geschmückt war. Draußen auf den schmalen steinernen Sitzen zu beiden Seiten derselben standen Gefäße mit Blumen aller Art, wie sie die schon vorgerückte Jahreszeit irgend noch zu bieten hatte, und reiche Laubgewinde umflochten rings die Thür. Drinnen aber war der enge Flur in gleicher Art verziert, und sein ursprüngliches Dunkel wurde von großen schildförmigen Wandleuchtern aus blitzendem Messing erhellt. Ihr Licht fiel auf einen offenen Sarg, von gelber Farbe und prachtvoll beschlagen, der in der Mitte auf einer schwarz behangenen Erhöhung stand. Regina Feldmann, des Meisters Tobias einzige Tochter, sollte heute Nachmittag beerdigt werden; schon begann das Trauergefolge sich zu versammeln, und deßhalb drängte sich Alles, die holde Entschlafene noch einmal zu sehen; völlig unentstellt waren ja die Züge des edlen bleichen Angesichts; eine Myrtenkrone im lichten Haar lag unter Blumen die bräutliche Jungfrau wie schlummernd da, ein rührend schönes Bild. Zwei junge Nachbarinnen, worunter Maria Hilster, der Verstorbenen

nächste Freundinn, weinten derselben unter dem Gedränge fremder Weiber und Kinder eben noch die letzten Thränen am Sarge, stürzten aber plötzlich, um Verlaub bittend, in das neben der Flur gelegene Zimmer, wo der bekümmerte Vater der zahlreich zur Leichenfeier geladenen Trauergäste harrte. Auch drei Musensöhne hatten sich nämlich unter lautem Gespräch in den Flur gedrängt, und jedes ehrbare Mädchen in Halle floh gern damals eine solche Nähe, wo die erst seit wenigen Jahren bestehende Universität noch etwas durchaus Ungewohntes war.

Das hat man — sprach ergrimmt der Stadtchirurgus Blitz — von dem saubern Geschenk der kurfürstlichen Gnade, wofür die Stadt sich noch höchlichst bedanken soll; keines ehrsamen Bürgers Kind kann sich mehr am hellen lichten Tage hinaus auf die Gasse wagen, ohne sich den Neckereien der rohen Gesellen auszusetzen.

Laßt das gut seyn, Gevatter, — sprach Meister Tobias, — ich habe Euch schon oft gesagt, ihr seht nur scheel auf die täglich sich mehrenden Doctoren hier, und fürchtet, sie werden Euch das Brod schmälern; doch wie gesagt, mein Doctor bleibt Ihr, und ich dächte, Ihr kenntet doch den alten Feldmann, wenn es aufs Worthalten ankommt. Was aber die Universität anbelangt, so sage ich, sie hat ihr Gutes und wird Halle reich machen; ich selbst habe seitdem schon manche Klinge mehr verkauft als sonst, wo wir nur die Ritter-Akademie hier hatten.

Geld, da können Sie Recht haben, Herr Schwiegervater, mag es wohl geben, — entgegnete der Rathmann Finke und zupfte verdrießlich die Halskrause seines zierlichen Trauerkleides zurecht, — aber alle Zucht und Sitte geht verloren; mich selbst hat neulich ein solcher Bursch vom breiten Stein gewiesen und mich noch heute dazu ausgelacht, als ich ihm sagte, daß ich Rathmann wäre und daß ich als ein achtbarer Vierziger allenfalls sein Vater seyn könnte. Dergleichen Unfug war sonst unerhört in Halle!

Jetzt sind die Unholde fort, sprachen die Mädchen, die bis dahin durch die verhangene Scheibe der Stubenthür gelauscht hatten; doch bald darauf standen schon wieder zwei andere Studenten am Sarge. Still und ernsten Blikkes schaute der Eine voll Theilnahme und unverwandt auf die schönen bleichen Züge. Sie lebt! sie lebt! rief er auf einmal, die nach Art der Todten gefalteten Hände ergreifend.

Wer beschreibt das Drängen und Wirren, welches dieser alsbald auf der Gasse vielfach wiederholte Ruf veranlaßte; die eben mit der Bahre nahenden Träger vermochten vor der anwachsenden Menge das Trauerhaus nicht zu erreichen, in dessen Flur es eben sehr laut herging.

Man ist nicht klug! — schrie der Stadtchirurgus Blitz, — die Hände sind kalt und starr, und werden es auch bleiben!

Still geschwiegen! ich sage, der eine Zeigefinger hat eben eine ganz deutliche Bewegung gemacht; das Mädchen lebt und damit Punktum! entgegnete der Student.

Bist Du Deiner Sache auch gewiß? flüsterte ihm sein Begleiter, ein Jurist, ins Ohr.

Ganz sicher, Herr Bruder! Professor Hoffmann hat noch neulich auf dem Katheder gesagt, daß bei Scheintodten häufig ein leichtes Zucken einzelner Glieder das langsam wiederkehrende Leben anzeige; sie lebt gewiß.

Sie ist sicher todt! — rief Meister Tobias, die kalte Wange berührend. — O, es ist unerhört, die letzten Ehren, die ein trauernder Vater seinem lieben Kinde anthun kann, auf so schnöde Weise zu stören. Ja, Gevatter, Ihr habt doch Recht, Halle geht zu Grunde! Aber noch bin ich Meister Tobias der Schwertfeger und Herr in

meinem Hause. Hinaus zur Thür, wer hier nicht gehört! — Ihr aber, Gesellen, hebt flugs den Deckel auf, schließt den Sarg!

Mit Nichten, — sprach kräftig festen Tones Bernhard, der Studiosus der Medicin, und blieb sammt seinem Begleiter ruhig stehen, während Feldmann's drohend ausgesprochene Worte den Schwarm der übrigen Gaffer auf die Gasse hinausgetrieben hatten. — Mit Nichten! Du, Hirschwald, bleibst hier und haftest mir dafür, daß nichts vorgenommen wird, bis ich mit dem Herrn Professor Hoffmann zurückgekommen, den ich eiligst aufsuchen will.

Nicht also, — sprach der Bräutigam der Verstorbenen entrüstet, — das ist wohl wieder einer von den vielen Streichen, die jetzt die ehrsamen Bürger von Halle foppen und wobei sich nunmehr der Hauptanstifter mit guter Manier aus dem Staube machen will. Ruhig hiergeblieben, Herr! ich bin Rathmann. Heda draußen, hole doch Einer die Häscher herbei.

Sehr weise! — rief der Stadtchirurg und stellte sich sammt einigen andern Trauergästen vor die Thür.

Nun denn, — sprach Bernhard, — ich bleibe, so eile Du aber, Herr Bruder, und rufe den Professor her, er wohnt nicht weit von hier.

Weiß schon, weiß schon! entgegnete Hirschwald, schob mit raschem Arme den Stadtchirurgus auf die Seite und machte draußen so eilig als möglich sich Bahn durch das immer größer werdende Gedränge.

Unterdessen hatten die Gesellen auf das wiederholte Geheiß des zornigen Meisters den Deckel erhoben, da legte Bernhard beide Arme quer über den Sarg, klammerte sich, als man ihn mit Gewalt fortreißen wollte, in die blanken Griffe und verhinderte in solcher Weise das Schließen desselben. Jetzt drangen, von dem wachsenden Lärm herbeigezogen, einige Häscher in das Haus; als dieselben aber hier den Verlauf der Sache vernahmen, so meinten sie, man sollte doch nun den Ausspruch des Herrn Professors abwarten; denn, so flüsterte der Eine dem zornentbrannten Meister Tobias zu, Herr Bernhard wäre ein gar fleißiger und ehrsamer junger Herr, der keine Flausen zu machen liebte, wie die reichen Studenten, die nur herkämen, um auf der neuen Universität alle mögliche Tollheiten zu treiben. Auch mehrere unter den Trauergästen äußerten sich, an manche frühere Erzählung von einem täuschenden Scheintode zurückdenkend, in gleicher Weise, und so sah man denn, von den verschiedensten Gefühlen bewegt, der Ankunft des Professors Hoffmann in größter Spannung entgegen, die indessen nicht allzulange währte.

Platz! Platz gemacht! rief draußen im Gedränge der Studiosus Hirschwald, der glücklicher Weise den sehnlich Erwarteten sogleich aufgefunden hatte, und der hoch berühmte Arzt trat in den Flur. Wie folgten die Blicke der Anwesenden jetzt jeder seiner Bewegungen, als er die Entschlummerte zu untersuchen begann. Er öffnete deren gefalteten Hände, um in der freieren Lage derselben eine Spur selbstständiger Bewegung zu beobachten; er versuchte eine Regung des Pulses zu fühlen, er legte ihr seine Hand lauschend auf die Herzgrube, aber vergebens! keine Spur des Lebens zeigte sich. Bernhard blieb indessen ehrerbietig bei seiner Behauptung, daß er zu genau das Zucken des Fingers wahrgenommen hätte und daß hier noch Leben vorhanden seyn müßte, weßhalb er jedoch jetzt, wo der Augenschein ihn zu widerlegen schien, bereits wieder härter angegangen ward von dem über eine solche Störung des Leichenprunkes hoch entrüsteten Vater und allenfalls mehr noch von dem Stadtchirurgus Bliß.

Possen! Alberne Possen! — rief dieser triumphirend — ich sagte es ja dem jungen hochgelahrt thuenden Herrn Doctor in spe sogleich: „sie ist sicher todt!“ und dieser laute und bestimmte Ausspruch verbreitete sich alsbald auf die Gasse hinaus unter die neugierig harrende Menge.

Unterdessen hatte der Professor sich einen Spiegel reichen lassen, polirte denselben sorgfältig und hielt ihn, lauschend, vor der Entseelten Mund.

Ich muß die Leiche noch sehen! — so ließ jetzt draußen eine männliche Stimme sich vernehmen; indem ward die Thüre mit Heftigkeit aufgedrängt, und mit dem von Thränen halb erstickten Ausrufe: Regina! trat ein junger Mensch, ohne auf die Anwesenden zu achten, rasch an den Sarg.

Der Heinrich! — riefen im Tone der Verwunderung mehrere Stimmen.

Woher? — sagte, sich entfärbend, der Rathmann.

Fort, ins Bett! — gebot gleichzeitig der Professor — Sie lebt!

Eilig ins Bett mit ihr! sie lebt! sie lebt! — widerhallte es hundertstimmig draußen, und nun erst überstieg das Drängen und Wirren jede Beschreibung; das Haus wäre förmlich gestürmt worden, wenn nicht Hirschwald mit den Häschern die Thür besetzt und die Andringenden theils durch Vorstellungen, theils durch Gewalt zurückgehalten hätten. Des Vaters Freude, der sein Kind in seiner Weise und Form herzlich liebte, ist eben so wenig zu schildern; mit Thränen im Auge überschüttete er den kurz zuvor noch so schnöde von ihm behandelten Bernhard mit Lob und Dank, doch dieser hörte nicht, indem er einzig nur um Reginens Lager beschäftigt war, alle die Anordnungen gehörig ins Werk zu setzen, die sein verehrter Lehrer zur gänzlichen Wiederbelebung anordnete. Der Stadtchirurgus Blitz, dessen Weisheit hier zu Spott geworden war, hatte für gut befunden, sich schweigend zu entfernen, sichtlich voll stillen Grimmes, wahrscheinlich über alle Professoren und Studenten in ganz Halle, ja vielleicht auch hadernd mit allen möglichen Scheintodten, die seinen Todtenschein Lügen straften. Auch der Rathmann Finke äußerte in wohlgestellten Worten Freude und Dank über ein so unverhofftes und frohes Ereigniß, doch schien dasselbe ihn nicht gänzlich zu erfüllen, indem der so unerwartet eingetretene Heinrich Stark seine Aufmerksamkeit fast eben so sehr in Anspruch nahm als die neu belebte Braut.

(Die Fortsetzung folgt.)

Irische Mährchen. *)

Die schnelle Reise.

Vielleicht haben Viele von den wunderbaren Begebenheiten Daniel O'Rourke's gehört, aber Wenige dürften wohl wissen, daß der Grund all' seiner Gefahren in nichts mehr und nichts weniger lag, als in einem Schläf unter dem Phookathurm. **) Ich kannte den Mann wohl; er wohnte am Fuß des Hungry Hills, eben rechter Hand, wo man Bantry zugeht. Er hatte seine Sechzig auf dem Rücken und graues Haar und eine rothe Nase, als er mir seine Geschichte erzählte, und es war am 25sten Junius 1813, wo ich sie aus seinem eigenen Mund vernahm. „Man geht mich oft um die Erzählung an,“ sprach er, „und ist's heut' nicht das erstemal. Sehen Sie, des Herrn Sohn war aus der Fremde in Frankreich und Spanien zurückgekehrt, wohin junge Herren zu gehen pflegten, ehe man von Bonaparte und so

*) Aus Croker's Irish Fairy Legends.

**) Die Phooka ist ein gespenstiges Wesen, ungefähr unserm Alp entsprechend.

was hörte, und dann ward denn allem Volk auf dem Gut, fein und schlecht, hoch und nieder, reich und arm, ein Mittagessen gegeben. Ja die Herren von damals, das waren noch die rechten Herren: sie fluchten unser eins ein wenig an, ist keine Frage, und versetzten meinetwegen hier und da einen Peitschenhieb; aber wir verloren nichts dabei; sie waren gar leutselig und höflich, und luden manchen Tumult von fremden Herrschaften ein, und da war keine Schinderei um den Grundzins und wenige Verwalter; jetzt ist's anders geworden; doch ich thäte besser, meine Geschichte zu erzählen."

„Na, wir hatten von Allem die Hülle und die Fülle, und aßen und tranken, und tanzten, und der junge Herr tanzte mit Peggy Barry — war ein schmuckes junges Paar, obwohl sie jetzt beide tief unterm Gras liegen.

„Eine lange Geschichte kurz zu machen, ich wurde fast, was man so sagt, benebelt, denn ich hab' keine Erinnerung davon, wie ich von dem Platz wegkam; nur daß ich wegkam, damit hat's seine Richtigkeit. Ich dachte bei mir selbst, ich wollte einen Gang zu Molly Cronohan's, der weisen Frau, machen, um ein Wort über die junge Kuh zu reden, die mir verzaubert worden, und als ich über die Schrittsteine bei Ballyaschennough ging, und nach den Sternen aufsah und mich segnete — warum? es war Mariä Verkündigung — glitschte mein Fuß aus, und plumps fiel ich ins Wasser. Leben und Tod! dacht' ich, ich ersaufe. Doch fing ich an zu schwimmen, und schwimmen und schwimmen, so lieb mir mein Leben war, bis ich endlich an das Ufer einer Insel kam, sey's da oder dort, aber Niemand konnte mir nachher je sagen, wo.

„Ich wanderte und wanderte herum, ohne zu wissen wohin, bis ich endlich auf einen großen Sumpf gerieth. Der Mond schien so hell wie der Tag, und ich sah nach West und Ost, und Nord und Süd, und da war nichts als Sumpf und Sumpf und Sumpf. Ich begriff nicht, wie ich mitten hinein gekommen und mein Herz ward kalt vor Angst, denn ich glaubte nicht anders, als das werde meine Grabstätte abgeben. So setz' ich mich denn auf einen Stein, der zum Glück neben mir liegt, und fang' an, ein Sterbelied zu singen, als der Mond auf einmal schwarz wird, und ich blicke auf und da ist mir's, als bewege sich etwas zwischen mir und ihm herab, und ich konnte nicht sagen, was es war. Herab kommt's wie eine Kralle und sieht mir gerad' ins Gesicht, und was ist's als ein Adler? ein so schöner als je vom Königreich Kerry ausflog! sieht mir ins Gesicht und fragt mich: „Daniel O'Rourke," fragt er, „wie geht's?" „Recht gut, Herr, dank' der Nachfrag," sag' ich, „hoffentlich befindet Ihr Euch wohl," und verwundere mich über die Massen, daß ein Adler sprechen kann, wie ein Christ. „Was führt Dich her, Daniel?" sagt er. „O nichts, Herr," sag' ich; „wollte nur, ich wär' wieder mit heiler Haut zu Haus." „Willst Du über die Insel hinaus, Daniel?" „Ja wohl, Herr," sag' ich, und nehm' mir ein Herz und erzähl' ihm, wie ich einen Tropfen zu viel getrunken und ins Wasser gefallen und nach der Insel geschwommen und in den Sumpf gerathen sey, und den Weg nicht heraus zu finden wußte. „Daniel," sagt er, nachdem er sich einen Augenblick bedacht, „es ist zwar sehr unziemlich von Dir, an Mariä Verkündigung einen Rausch zu trinken, aber weil Du ein ordentlicher, nüchterner Mann bist, der fleißig in die Messe geht, und mir und den Meinigen nie Steine nachwirft und uns im Feld nicht nachschreit — mein Leben für's Deine! Sitz' auf und halt' Dich fest, daß Du nicht herabfällst und ich will Dich aus dem Sumpf hinaustragen." „Sorg' ich doch fast," sag' ich,

„Euer Edlen möchten Spaß mit mir machen, denn wer hat je gehört, daß Einer auf einem Adler geritten wäre?" „Auf Edelmanns Wort!" ruft er, „es ist mein völliger Ernst, nimm also mein Offert an, oder stirb hier in dem Sumpf — überdieß seh' ich, daß Dein Stein immer mehr einsinkt."

„Und so war's! ich spürte, daß der Stein unter mir jede Minute tiefer zu liegen kam. Ich hatte keine Wahl, und so denk ich denn bei mir selbst: „Wer Keinem traut, kriegt keine Braut!" und sage: „Ich dank' Euer Edlen für Ihre Höflichkeit und will das Anerbieten annehmen." So stieg ich denn auf den Adler, und hielt ihn fest um den Hals, und auf stieß er wie eine Lerche, auf und auf, Gott weiß, wie weit er flog. „Wenn ich so frei seyn darf," sag' ich zu ihm — in der Meinung, er wisse den Weg nach Haus nicht recht — und sprach sehr höflich — warum? ich war ganz in seiner Gewalt — „wenn ich so frei seyn darf, gnädiger Herr, und ohne Eurem bessern Urtheil vorgreifen zu wollen, so möcht' ich bitten, daß Ihr jetzt ein wenig abwärts flöget; Ihr seyd jetzt grad' über meinem Hause und ich könnte dort abgesetzt werden, und ich danke unterthänig für die gehabte Mühe."

„Hoho, Daniel," antwortete er, hältst Du mich für einen Narren? Blick' hinab auf den Acker dort: siehst Du nicht zwei Männer und eine Flinte? Auf mein Wort, es wäre ein schlechter Spaß, mich da für einen besoffenen Lumpenhund, den ich von einem kalten Stein in einem Sumpf aufgegriffen, todt schießen zu lassen!" „Daß dich der Teufel!" denk' ich, sag' aber nichts, denn wozu hätt's geholfen? So stieg und stieg er, und ich bat ihn jede Minute, abwärts zu fliegen, aber immer umsonst. „Wo in der Welt geht Ihr hin, Herr?" frag' ich. „Halt's Maul, Daniel," sagt er, „Fege vor deiner eigenen Thür und mische Dich nicht in andrer Leute Angelegenheiten," „Nun," sag' ich, „das ist doch gewiß und wahrhaftig meine eigene Angelegenheit!" „Sey still!" brummt er, und ich sprach nichts weiter.

„Endlich, wohin kommen wir, als auf den Mond! Nun steckt oder stack zu meiner Zeit eine Sichel aus der einen Seite des Monds heraus, und „Daniel," sagt der Adler, „ich bin müde von dem langen Fliegen; ich wußte nicht, daß es so weit gehen werde." Und „Mylord," sag' ich, „gnädiger Herr, wer in der Welt verlangte denn, daß Ihr so weit fliegen solltet — ich? lamentire und bitte und flehe ich nicht schon eine halbe Stunde lang, Ihr möchtet anhalten?" — „Schwazzen hilft jetzt nichts, Daniel," sagt der Adler, „ich bin gar übel müde, und Du mußt herab und Dich auf den Mond setzen, bis ich ausgeruht habe." „Auf den Mond setzen?" frag' ich, „auf das kleine Rondell da? da fiel ich in einer Minute herab, daß man die Stücke zusammenfegen könnte. Ihr seyd ein schändlicher Betrüger, wißt Ihr das!" „Nicht im Geringsten," antwortet der Adler, „Du kannst Dich an der Sichel halten, die da aus der Seite heraussieht." „Ich will nicht," sag' ich. „Mag seyn," sagt er ruhig; „wenn Du's aber nicht thust, guter Freund, so geb' ich Dir einen Schlag mit dem Flügel, und sende Dich auf den Boden hinab, wo jeder Knochen in Deinem Leib zu Staub zerschmettert." „Da hab' ich's nun," denk' ich bei mir selbst, „daß ich mich je mit Gesindel wie Du eingelassen," that einen tüchtigen Fluch auf Irländisch, steige aus Furcht, er möchte wissen was ich gedacht habe, schnell ab, fasse die Sichel und setze mich auf den Mond; und war ein mächtig kalter Sitz, kann ich versichern."

(Der Beschluß folgt.)

Plötzliches Aufhören von Taubheit.

Ein Herr Felibien hat der Pariser Akademie der Wissenschaften nachstehendes merkwürdige Beispiel mitgetheilt: Der Sohn eines Krämers in Chartres, der von Geburt taub und somit auch stumm war, fing im Alter von 23 oder 24 Jahren plötzlich zu sprechen an, ohne daß man je vorher etwas von ihm gehört hätte. Dieß erweckte natürlich die allgemeine Aufmerksamkeit, und viele hielten es für ganz wunderbar, der junge Mann jedoch gab eine ganz einfache und vernünftige Erklärung. Vor vier Monaten, sagte er, sey er durch ein neues, sehr angenehmes Gefühl überrascht worden, das, wie er später merkte, davon herrührte, daß er das Anschlagen von Glocken hörte; anfangs habe er nur auf Einem Ohre gehört, später aber sey ihm aus dem linken Ohre eine Art Wasser geflossen, und dann habe er auf beiden Ohren deutlich gehört. Von dieser Zeit an merkte er mit der größten Aufmerksamkeit auf die Töne, welche die Bewegungen der Lippen begleiteten, da er schon zur Zeit seiner Taubheit bemerkt hatte, daß die andern Personen sich auf diese Art Mittheilungen machten. In kurzer Zeit konnte er durch Beachtung der Handlungen mit den gesprochenen Worten die Bedeutung derselben theils merken, theils errathen, und nach verschiedenen Versuchen, sie für sich allein nachzuahmen, glaubte er, nach vier Monaten im Stande zu seyn, selbst mitzusprechen. Ohne Jemand vorher davon ein Wort zu sagen, mischte er sich ins Gespräch, obgleich weit unvollkommner als er sich gedacht hatte. Mehrere Geistliche befragten ihn über Gott, Unsterblichkeit, über seine Ansichten vom Guten und Bösen u. dgl.; er zeigte sich aber, obwohl man ihn an die kirchlichen Ceremonien gewöhnt hatte, über alle diese Punkte völlig unwissend; selbst vom Tode hatte er nur ganz verwirrte und unvollständige Ideen, und er scheint auch nie darüber nachgedacht zu haben.

Der Mundkoch.

Ich achte auch auf meiner Zunge Walten,
Und suche, was ihr gütlich thut.
Ein eigner Mundkoch wird von mir gehalten,
Der Hunger heißt, und der kocht gut.
Und will der Freund auch außen bleiben,
Bewegung kann zu seinem Amt ihn treiben.
Kein Essen, was der Mundkoch adelt,
Wird jemals dann von mir getadelt.
Feinschmecker, nur von Gaumenlust getrieben,
Ach, wenn sie doch den Mundkoch sich verschrieben!

T — r.

Gottesdienst.

Sonntag, den 3. Juli.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfangs Predigt.
Hr. Past. Prim. Passavant	u. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Pastor Pauli	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Dr. Krummacher.....	St. Ansgarii	9 „
Hr. Dr. Böckel.....	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Candidat Menken	— — —	12 „
Hr. Pastor Iken.....	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor v. Hanffstengel	— — —	1 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 „
Hr. Candidat Berger....	— — —	1 „
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Hr. Pastor Meinerzhagen.	Armenkirche	8 „
Hr. Pastor Probst	St. Johannis	6½ „ Messe
Hr. Vicarius Driver.....	— — —	9 „ Hochamt
Hr. Pastor Probst	— — —	10 „ Predigt
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8 „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

(Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen".)

A. Doeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 38.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 53.

Bremen, Sonntag den 3. Juli 1836.

Gestorben:

Nro. 645. Den 28. Juni. Adolph Andrig, 5 Jahr 8 Mt.; Georgshof Nro. 9.

– 646. Den 28. — Der Handlungsgehülfe Heinr. Enners, 24 Jahr; Röverkamp Nro. 39.

– 647. Den 28. — Des Maurergesellen Friedr. Röper Tochter, 2¼ Jahr; in der Wisch Nro. 2.

– 648. Den 28. — Desselben Sohn — gleich nach der Geburt gestorben.

– 649. Den 28. — Der Landmann Hinrich Hohnholt, 56 Jahr; Hastedt.

Nro. 650. Den 29. Juni. Des Maurergesellen Christ. Gottfr. Staackmann Tochter, 3 Wochen; große St. Johannisstraße Nro. 229.

— 651. Den 29. — Des Zimmergesellen Carl Schultz Ehefr., geb. Auwig, 34 Jahr; Mühlenstr. Nro. 3.

— 652. Den 30. — Des Gastwirths Johann Friedrich Conrad Ferdinand Strüver Tochter, 6 Jahr; Dechanatstraße Nro. 15.

Geburten:

Nro. 796. Den 25. Juni. Des Seidenhutfabrikanten Christlieb Heinrich Linck Ehefrau, geb. Schwaan, Langwedlerstraße Nro. 2; v. e. Mädchen.

– 797. Den 26. — Des Segelmachers Diedr. Sanders Ehefr., geb. Walter, Stephanithorssteinweg Nro. 6; von einem Knaben.

– 798. Den 27. — Des Arb. Joh. Conr. Ludw. Schrage Ehefr., geb. Schniedewind, gr. St. Johannisstraße Nro. 6; von einem Mädchen.

– 799 u. 800. Den 27. — Des Maurergesell. Friedr. Röper Ehef., geb. Schaaf, in der Wisch Nro. 2; von Zwillingen, einem Knaben und einem Mädchen.

– 801. Den 27. — Des Kaufmanns Joh. Christ. Dübbers Ehefr., geb. Helmcken, Osterstr. Nr. 10; von einem Knaben.

– 802. Den 27. — Des Stuhlmachers Franz Joseph Hayn Ehef., geb. Focke, Schwanenstr. N. 18; v. e. M.

Nro. 803. Den 28. Juni. Des Weinküpers Gerd Diedrich Precht Ehef., geb. Sander, Marterburg N. 16; von einem Knaben.

— 804. Den 28. — Des Küpers Friedrich Wilhelm Schasse Ehefrau, geborne Tabing, kleine Fuhrleutestraße Nro. 4; von einem Mädchen.

— 805. Den 28. — Des Küpers Heinrich Ludolph Kniep Ehefrau, geborne Zitzer, Reeperbahn Nro. 19; von einem Mädchen.

— 806. Den 28. — Des Branntweinbrenners Johann Hinrich Claussen Ehefrau, geborne Schmidt, Johannisstraße Nro. 3; von einem Knaben.

— 807. Den 30. — Des Kaufmanns Carl Philipp August Schabbehard Ehefrau, geborne Freytag, Osterthorswallstraße Nro. 104; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 270. Der Arb. Henr. Schlüter und des verstorb. Arb. Joh. Hinr. Christ. Sievers Wittwe, Metta Christina, geb. Wohlers.

– 271. Der Matrose Berend Hinr. Siebenburg zu Deichhausen, bei Altenesch, und Metta Margar. Kehrwerder, oder Kehrwieder, hieselbst.

– 272. Der Kammmacher Ernst Louis Stadtlander hies. und Marlene Jacobs zu Hülseberg bei Ritterhude.

– 273. Der Landmann Heinrich Töbelmann zu Kirchwey, Amts Syke, und Gesina Ahl zu Hensterholz.

Nro. 274. Der Post-Packmeister am königl. Großbritannisch-Hannöverischen Postamte Caspar Ulrich Martens hies. und Anna Elisab. Dorothee Stellmann zu Hannover.

— 275. Der Gürtleramtsmeister und Graveur August Heinrich Meyer und Anna Runde, Beide von hier.

— 276. Der Zimmergesell Carl Joh. Friedr. Meyer und des verstorb. Arb. Carl Ludwig Büttemeyer Wittwe, Anna Sophia, geb. Ohlrogge, hies.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 54.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 7. Juli 1836.

Das Grab ist tief und stille
Und schauderhaft sein Rand;
Doch weht durch seine Hülle
Sich manches ew'ge Band.

Nach Salis.

Die alte Jungfrau.

»Todtengräber, warum störst Du dieses stillen Grabes Ruh'?
Dreißig Jahr' an jedem Morgen wandl' ich diesem Hügel zu.
Dreißig Jahr' in jedem Lenze hab' ich seinen Schmuck gepflegt,
Und die frisch gewund'nen Kränze sorgsam d'rüber hingelegt.«

»Seine Zeit ist abgelaufen, unser Pacht ist endlich aus,
Und den säumigen Bewohner werf' ich aus dem mortschen Haus;
Denn die Kammer, die er einnahm, hat ein and'rer Gast bestellt,
Der nun, müde von der Reise, einen langen Rasttag hält.«

»Todtengräber, sieh, die Blume, die Dein Spaten jetzt zerstört,
Weil sie blüht' auf diesem Hügel, war sie mir vor Allem werth;
Wie ein Gruß aus dunkler Tiefe, blickte sie empor zum Licht:
Droben ist ein Wiedersehen, ewig ist die Trennung nicht!«

Schneeblüth wird der Greisinn Wange plötzlich und ihr Blick erstarrt:
Eben hat der Todtengräber einen Schädel ausgescharrt!
In die augenleeren Höhlen greift er mit der harten Hand,
Schleudert ihn ins offne Beinhaus an der nahen Kirchhofwand.

Aber pfeilschnell eilt die Alte, bringt das Knochenhaupt zurück.

Hält es fest in beiden Händen, heftet starr darauf den Blick;
Bis sich aus den dunklen Augen eine große Thräne ringt,
Und ein Schauer, wie ein dumpfer Glockenton, die Brust durchdringt.

»Also schon ein Wiedersehen, ehe noch mein Auge bricht?
Alles trennt das Grab hienieden, uns allein nur scheidet's nicht?
Wandellos, wie einst im Leben, so bewährest Du aufs Neu',
Frühverlor'ner, Nievergess'ner, noch im Grabe Deine Treu'?«

»Jene dumpfe, finst're Tiefe schloß so lange schon Dich ein;
Nicht das schauerliche Beinhaus soll nun Deine Wohnung seyn;
Eine schön're soll Dir werden: freudig, wie am Hochzeittag,
Führ' ich Dich in meine Kammer, Dein bestimmtes Brautgemach.«

»Wie sich's schlummert tief da unten, das erzählst Du Deiner Braut,
Bist Du mit den Grabesträumen doch so lange schon vertraut,
Bis der Abend kommt, wo mir auch sinkt das müde Auge zu;
Dann — in Deines Liebchens Armen — geh noch einmal ein zur Ruh'!« —

Hermann Röpe.

Die Liebe im Sarge.

(Fortsetzung.)

Woher denn so plötzlich? — fragte er denselben im erregten Tone — Es hieß ja, Er arbeitete fern von hier, in Nürnberg, wohin Ihm auch Sein Wanderbrief gestellt war.

Bis jetzt, Herr Rathmann — entgegnete Stark — hielt mich die Arbeit noch in Leipzig.

So! Was will Er aber hier? Was hat Er am Sarge meiner Braut zu schaffen?

Was? Mein Besuch, Herr Rathmann, galt nur der Todten; der Tod löst alle Rücksichten, alle Erdenbande und führt die hier getrennten Seelen zur ewigen Vereinigung in Christo. Jetzt gehe ich nach Nürnberg, will's Gott! — setzte er mit wankender Stimme hinzu — Bald noch weiter!

Nein, mein guter Gesell, Er geht noch nicht! — sprach der glückliche Vater — Aus Trauerwein wird Freudentrank; so wie sie die Augen wirklich aufschlägt, da gehen wir Alle hinüber und trinken Eins aufs frische Leben! Er stößt mit an und erzählt mir dann, ob er bis Nürnberg gewesen ist, ob mein alter Meister dort noch lebt, und warum Er so schnell zurückkommt; an Arbeit hat es Ihm doch wohl nicht gefehlt! Wie lange ist Er nun fort?

Es sind jetzt drei Wochen und vier Tage, Meister!

Ganz recht, es war ja anfangs April; Er ging gerade ein paar Tage vor Reginens Verlobung.

Sie wissen, Herr Schwiegersohn, ich klagte Ihnen noch damals den Verlust — denn ich sage es Ihm gerade ins Gesicht, Heinrich, einen so wackern Gesellen habe ich noch nicht in meiner Werkstatt gehabt! Wie lange hat Er bei mir gearbeitet?

Ueber drei Jahre.

Hätte noch einmal so lange bleiben können; aber da kam Ihm so plötzlich die Wanderlust an, Niemand wußte warum! Nun, Er ist schnell genug wiedergekehrt, kommt gerade zur frohen Stunde. Habe viel auszustehen gehabt mit dem Mädel; bald, nachdem Er fort war, fing sie an zu kränkeln —

Hinaus! — sprach jetzt der Professor und unterbrach dadurch die mit halb leiser Stimme geführte Unterhaltung — Hinaus, sie beginnt, sich

zu regen! Beim völligen Erwachen muß es ruhig um sie seyn!

Alle folgten dieser Weisung und gingen in das gegenüberliegende Zimmer, wohin der größte Theil der Trauergäste sich früher schon begeben hatte, und theilnehmend oder auch neugierig, wie die harrende Menge auf der Gasse, des Ausganges eines so merkwürdigen Ereignisses wartete; nur der geschäftige Bernhard, der Professor und auf dessen Geheiß auch Marie, Reginens Freundinn, blieben bei der Kranken. Nicht lange währte es, so kehrte ihr das Leben wieder völlig zurück; sie schlug die Augen auf, ihr erster Blick fiel auf Bernhard.

Mein Retter! mein Schutzengel! — sprach sie mit leisem Tone und reichte ihm schwach die beiden Hände entgegen. Sie erkannte ihn an der Stimme; denn ihr Scheintod war von jener grausigen Art gewesen, worin der Kranke im hellen Bewußtseyn Alles um sich her deutlich hört, und dennoch von der Höllenfurcht des lebendig Begrabenwerdens gefoltert wird; schon der Gedanke allein ergreift, auch ohne alle Nähe solcher Gefahr, die Lebenden mit Entsetzen; denn er ist gewiß ungleich schrecklicher, als der Tod selbst. Bernhard faßte die ihm dargereichten Hände mit Inbrunst, und die Freudenthräne im Auge gab ein Zeugniß seines tiefbewegten Innern. Einen Menschen vom sichern Tode des Ertrinkens retten, ist in sich lohnend, aber Jemanden mit dem erhaltenen Leben zugleich von solcher Folterqual zu befreien, das erregt sicher noch ein beglückenderes Gefühl. — Reginens zweiter Blick fiel auf den Doctor Hoffmann, dessen weise Anordnungen ihr das Leben zurückgerufen hatten, und sodann auf die freudig schluchzende Freundinn. Jetzt wurde der Vater gerufen; die Wonne, mit der er sein einziges, liebes Kind umarmte, und dann sprachlos den wackern Bernhard und dem innig theilnehmenden Arzte wechselnd in die Arme sank, bedarf keiner weitern Ausmalung. Den Herrn Bräutigam verlangte Regina zu dessen Verdruß nicht zu sehen; überdieß verbot der Professor, dem die weitere ärztliche Behandlung natürlich übertragen blieb, zunächst allen Besuch, indem die zu neuem Leben Erwachte vor Allem der Ruhe bedurfte zur ferneren Genesung, und so blieb dieselbe alsbald der stillen Obhut ihrer Freundinn überlassen. Desto munterer ging es dagegen drüben im andern Zimmer zu, wohin auch der Doctor Hoffmann dem Meister Tobias auf dessen Ersuchen hatte folgen müssen; die Gläser klangen hier auf das Wohl der Geretteten, so wie auf das ihrer Retter, und der so seltsam neu beglückte Bräutigam wurde mit Glückwünschen überhäuft. Alles war heiter, nur der wackere Heinrich, der einzige Gesell unter all' den reichen Bürgern und Meistern, stand zurückgezogen in einer Fensterecke, und eine stille Thräne schien in sein Glas zu träufeln, als einer der Gäste ihm die Ehre anthat, auch mit ihm auf die Gesundheit der genesenden Jungfer Braut anzustoßen. Unbemerkt wollte er sich fortschleichen, doch Meister Tobias gewahrte ihn und nahm ihm das Versprechen ab, doch in den nächsten Tagen wiederzukommen, indem er, wie er sagte, so Manches mit ihm in ruhiger Stunde zu besprechen hätte. Darauf entfernte sich Heinrich, und eben so Bernhard, der früher schon von dem zu jedem Danke bereiten Vater zu baldiger Wiederkehr geladen war; nicht lange nachher schickten auch alle die andern frohen Trauergäste sich zum Aufbruche an. Draußen auf der Gasse wurden dieselben vielfältig mit Fragen bestürmt: ob denn Regina wirklich lebe? ob sie auch fortleben werde? ob denn auch Alles mit rechten Dingen zuginge? und dergleichen mehr. Wie der Herr Stadt-Chirurgus Blitz sich hatte verlauten lassen, so sollte nämlich das Alles noch manchem

Zweifel unterworfen seyn. Und wenn, so hatte derselbe bemerkt, der Herr Director Thomasius und andere respective Aufklärer und Neuerer auch noch so viel eiferten und schrieben, so wisse doch jeder Mann von Erfahrung und jede vernünftige Frau gar wohl, was man von Hexen, Schwarzkünstlern und anderem Zauberspuk zu halten habe, worin ihm denn auch die Wittwe Adam, als eine sehr gottesfürchtige Frau bekannt, sammt vielen andern ehrsamen Bürgerinnen und Bürgern der guten Stadt Halle getreulich beistimmten.

Es dunkelte bereits, als Heinrich fern durch die einsamern Gassen dahinschlich, unentschlossen, was er in der peinlichen Lage thun sollte, in welche ihn eine wunderbare Fügung versetzt hatte. Unter seinen Augen hatte Regina, während er in Feldmann's Werkstatt arbeitete, sich zur holden Jungfrau entfaltet; sie war schön und mild, aber als das letzte Kind einer kränklichen, früh verstorbenen Mutter von zartem und schwächlichem Körperbau; zwei ältere Geschwister ruheten bereits auf dem Friedhofe, und auch früher war sie selbst schon einmal dem Grabe sehr nahe gewesen. Täglich sah Heinrich die stille, bleiche Gestalt, und Mitleiden und Theilnahme wandelten sich unvermerkt in innige Liebe. Auch Regina war nicht gleichgültig gegen ihn geblieben. Oft hörte sie Heinrich's Lob aus dem Munde des sonst in seiner Arbeit schwer zufrieden zu stellenden Vaters. Sie gewahrte die stille Neigung in der Brust des bescheidenen, fromm an seinem Lutherthum haltenden Jünglings, liebte ihn noch halb unbewußt, und diesem beseligenden Gefühle einer ersten aufkeimenden Neigung entsprossen alsbald die ersten Rosen der Jugend dauernder auf ihren Wangen, die den still besorgten Vater von Neuem mit lang gehegten Hoffnungen und Wünschen erfüllten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Irische Mährchen.

Die schnelle Reise.

(Beschluß.)

„Als er mich da hübsch gelandet sieht, wendet er sich zu mir und sagt: „Guten Morgen, Daniel O'Rourke, ich denk', ich hab' Dir's jetzt ordentlich vergolten. Du hast voriges Jahr mein Nest ausgenommen“ (es war leider ganz richtig, aber wie er's herausgebracht, ist schwer zu sagen), und zur Erwiederung kannst Du jetzt deine Schenkel auf dem Mond' kühlen.“

„Steht's so, und willst Du mich auf die Art im Stich lassen, du Vieh!“ sag' ich. „Du garstiges, unnatürliches Beest, einen solchen Dienst willst Du mir leisten? die schwere Noth über Dich, mit deiner krummen Nase, und über deine ganze Brut, Du Lumpenkerl!“ Das Alles half nichts; er breitete die Schwingen aus, lachte und flog davon wie der Blitz. Ich schrie hinter ihm her, er sollte halten, aber ich hätte alle Ewigkeit fortbrüllen können, ohne daß er darauf geachtet haben würde. Fort flog er, und ich hab' ihn bis zum heutigen Tag' nicht wieder gesehen — mögen alle Wetter mit ihm fliegen! Man kann sich vorstellen, daß ich mich in einer trostlosen Lage befand, und aus bloßem Kummer fortbrüllte; da that sich auf einmal ein Thürlein mitten im Mond' auf, und knarrt in den Angeln, als wär's mindestens vier Wochen lang nicht geöffnet worden. Wie ich eben denke: „da hat man's Schmieren auch vergessen,“ wer anders tritt heraus, als der Mann im Mond'? Ich kannte ihn an seinem Busch'.

„Guten Morgen, Daniel O'Rourke,“ sagt er, „wie geht's?“ „Recht ordentlich, dank' der Nachfrage,“ sag' ich; „hoffentlich befinden sich Euer Gnaden wohl?“ „Was führt Ihn her, Daniel?“ fragt er. Da erzähl' ich ihm meine

ganze Geschichte, und wie mich der verdammte Adler hier sitzen lassen.

„Dan,“ sagt der Mann im Mond', als ich fertig bin, „hier darf Er nicht bleiben.“ „Es ist in der That ganz gegen meinen Willen, daß ich hier bin,“ antwortete ich, „aber wie soll ich zurück?“ „Das ist Seine Sache, Daniel; meine ist's, Ihm zu sagen, daß er nicht hier bleiben darf, scheer' Er sich also den Augenblick fort.“ „Ich thu' ja keinen Schaden, sondern halte mich nur an dieser Sichel, weil ich sonst falle.“ „Das eben soll Er bleiben lassen, Daniel.“ „Herr! Herr! darf ich fragen, wie groß Eure Familie ist, daß Ihr einem armen Reisenden kein Quartier geben wollt? Sicherlich werdet Ihr nicht oft von Fremden inkommodirt, denn es ist ein weiter Weg.“ „Ich bin allein im Hauf', Daniel, aber wenn ich Ihm gut zum Rath seyn soll, so laß Er diese Sichel los.“ „Mit Eurer Erlaubniß, ich lasse sie nicht los, und je mehr Ihr mich anschreit, desto weniger laß ich fahren — versteht Ihr mich?“ „Er thäte besser, Er ließe fahren!“ „Nun, mein Bürschlein,“ sag' ich, und meß' ihn vom Kopf zu Fuß mit dem Auge, „zu jedem Handel gehören ihrer Zwei, und ich weiche nicht vom Platz; wenn Ihr weichen wollt, so steht's Euch frei.“ „Das wollen wir sehen,“ sagt er, und kehrt um und wirft die Thür so mächtig hinter sich zu (denn er war augenscheinlich erbost), daß ich glaubte, Mond und Alles werde mit herabstürzen.

„Na, ich hielt mich fertig, meine Stärke mit ihm zu probiren, als er wieder zurückkommt mit dem Küchenmesser in der Hand, und ohne ein Wort zu sagen, thut er zwei Streiche in den Stiel der Sichel, und whup! bricht er entzwei. „Guten Morgen, Daniel,“ ruft der kleine alte Schurke, als er mich mit einem Stückchen Stiel in der Hand hinab fallen sieht; „ich dank' ihm für Seinen Besuch, und schön Wetter auf die Reise!“ Ich hatte keine Zeit zur Antwort, denn ich flog und wirbelte hinab und machte Kreise wie ein Fuchshund. „Gott steh' mir bei,“ denk' ich, „das ist ein sauberes Revier für einen manierlichen Mann, wenn man ihm so zur Nachtzeit darin sieht!“ Das Wort war mir noch nicht aus dem Mund', als husch! ein Trieb wilder Gänse hart an meinem Ohr vorüberfliegt, geraden Wegs von meinem eigenen Sumpf in Ballyascheenough, — denn woher hätten sie mich sonst kennen sollen? Der alte Gänserich aber, der ihr General war, wendet den Kopf und ruft mir zu: „Seyd Ihr's, Daniel?“ „Ich bin's,“ antwort' ich, gar nicht mehr verwundert über seine Frage, denn ich war jetzt an alle Arten von Teufeleien gewöhnt, und kannte ihn überdieß von lange her. „Guten Morgen, Daniel O'Rourke,“ ruft er, „wie steht's um die Gesundheit so früh?“ „Ganz ordentlich, Herr, dank' der Nachfrag',“ sag' ich, und mußte tief Athem holen, denn fast wär' er mir ausgegangen, „ich hoffe, mit Euer Edeln stets eben so.“ „Ich denke, Ihr fallt, Daniel,“ sagt er. „Das dürft Ihr allerdings denken,“ sag' ich. „Und wohin geht Ihr so schnell?“ fragt der Gänserich. Da erzähl' ich ihm meine Geschichte, und wie mich der Mann im Mond' fortgejagt. „Daniel,“ sagt er, „ich will Euch retten: streckt die Hand aus und faßt mich beim Fuß, so will ich Euch heim bringen.“ „Eine sehr große Gnade!“ ruf' ich, obwohl ich innerlich immer fort dachte: „ich trau' Dir nicht recht;“ aber keine andere Hülfe war da, und so faß' ich denn den Gänserich am Fuß, und ich und die andern Gänse fliegen hinter ihm her schnell wie Heuschrecken.

„Wir fliegen und fliegen und fliegen, bis wir über den weiten Ocean kommen. Ich kannte ihn gleich, denn ich sah Kap Clear zu meiner rechten Hand aus dem Wasser heraufgucken. „Ach, Mylord,“ sag' ich zu dem Gänserich, denn ich

dachte, eine höfliche Sprache ist immer am besten, „fliegt doch, wenn's gefällig ist, dem Land' zu.“ „Ist für jetzt eine baare Unmöglichkeit, Daniel,“ sagt er, „denn seht, wir gehen jetzt nach Arabien.“ „Nach Arabien!? das ist gewiß ein Ort in der Fremde, recht weit weg! O, Herr Gänserich, dann bin ich wahrlich ein bedauernswürdiger Mann unter Euch.“ „Still, still, Ihr Narr, ich sag' Euch, Arabien ist Euch ein recht hübsches Plätzchen, gleicht West Carbery wie ein Ei dem andern, nur gibt's dort etwas mehr Sand.“

„Eben als wir sprachen, kam uns ein Schiff zu Gesicht, das aufs Schönste vor dem Wind lief. „Ach, Herr,“ rief ich, „wolltet Ihr mich nicht in das Schiff da fallen lassen?“ „Wir sind noch nicht recht darüber,“ sagt er. „Wir sind's,“ antwortete ich. „Wir sind's nicht; ließ ich Euch jetzt fallen, so platschtet Ihr mitten ins Wasser.“ „O, das weiß ich besser; es ist jetzt eben unter uns, laßt nur los!“ „Wenn's Ihr denn nicht anders haben wollt, so habt's.“ Damit öffnet er den Fuß, und mein Seel! er hatte Recht — mitten in das Salzmeer plumpte ich hinein, und sank hinab bis auf den Grund, und gab mich verloren für immer, als ein Wallfisch auf mich zu kam, und mir gerad' ins Gesicht sah; und kein Wort sagte er, hob aber den Schwanz auf und besprützte mich über und über mit dem kalten Salzwasser, bis keine trockene Faser mehr an meinem ganzen Leib' war, und ich hörte Jemand sagen, und kannte die Stimme wohl: „Steh' auf, du besoffenes Vieh!“ Und damit wachte ich auf und Judy stand mit einem Kübel voll Wasser neben mir, den sie ganz über mich ausgoß; denn — Gott hab' sie selig! — obwohl sie ein gutes Weib war, konnte sie mich doch nie betrunken sehen, und hatte eine bittere Hand.

„Steh' auf!“ rief sie abermals, „hast Du unter allen Plätzen im Kirchspiel keinen andern auffinden können, um Dich hinzulegen, als die alte Mauer von Carrigaphooka? Sicherlich hast Du da einen unruhigen Schlaf gehabt!“ Und darin hatte sie Recht, und bekäm' ich noch zehnmal etwas zu viel in den Kopf, ich legte mich nicht wieder an jenen Ort, das weiß ich.“

Ueber die Begrüßungsweise verschiedener Völker.

(Vom Professor Fedor Possart)

Merkwürdig ist es, wie die verschiedenen Völker Gruß und Abschied ausdrücken, indem hier sehr viel auf die Beschaffenheit des Landes, der Verhältnisse, Religion und Sitte ankommt. Nahm der Römer von Jemandem Abschied, so sagte er vale, d. h. sey stark, weil Körperkraft, Tapferkeit und Gewandheit die erste Tugend der Römer war. Diejenigen Völker, welche ihre Sprache von der lateinischen ableiten, nehmen auf die Religion Rücksicht, daher kommt das Italienische addio, das sich in allen Romanischen Sprachen wiederholt. Die am Meere wohnenden Völker, welche sich viel mit der Schiffahrt abgeben, drücken lebe wohl mit fahre wohl aus, weil der Wohlstand dieser Nation von einer glücklichen Schiffahrt abhängt.

Die Slavischen Völker, welche in ihrer Sprache von ihren Nachbarn bedeutend abweichen, drücken lebe wohl ganz abweichend von den obengenannten Nationen aus. Der Russe sagt proschtschai oder prosti, von proschtschat' und prosstit' d. h. verzeihen, vergeben. Der Ausdruck: verzeihe, vergieb, schreibt sich von der Kirche her. Wenn in frühern Zeiten jemand aus dem Kloster trat, so sagte er bei seinem Abschiede zu seinen Freunden: vergieb, d. h. wenn ich etwas Unrechtes begangen habe. Der Slovene sagt: sdrávo, gesund, oder sdrav ostáni,

d. h. bleibe gesund; auch Bóg to shivi, d. h. Gott mache dich leben (beim Anwünschen der Gesundheit); hier spricht sich die Slavische Gemüthlichkeit aus.

Die Bewohner der Schumadia in Serbien haben einen merkwürdigen Gruß, wenn sie einem begegnen, sie fragen nämlich: Giebt es Eicheln? d. h. geht es gut? Ein sonderbarer Ausdruck, der sich aber leicht erklären läßt. In der Schumadia herrscht ein wahres patriarchalisches Leben, das Volk ist ein Hirtenvolk, und alle seine Ideen beziehen sich sämmtlich auf das Gedeihen der Heerden, daher der Ausdruck: „Giebt es Eicheln?“

Wollmarkts-Betrachtungen.

Erster Eckensteher. Sage mir, Lude, wat denkst Du Dir denn so eegentlich, wenn Du Dir diese Wullsäcke ankikst.

Zweiter Eckensteher. Ik bedaure mir, det uf mir keene Wulle nich wächst, da braucht ich nicht mehr Ecke zu stehen und könnte von meinem eegnen Körper leben.

Erster Eckensteher. Nee, Lude, det wäre doch nischt, von wegen die gruße Hitze im Summer. Ik denke mir, wenn et anjetzt pure Bratensose regnete und die Wullsäcke verwandelten sich in Sußieschen — deß wäre mir det größte Vergnügen. Da legte ik mir rinner und schenirte mir vor Keenen nich, denn mir wäre Allens Wurst.

Zweiter Eckensteher. Deine Idee wär' gar nicht übel. Aber, Apropos! Weil die Rede grad' darauf kummen duht, so wollt' ik Dir etwas fragen. Könntest Du mir woll Bescheed sagen, wie det eegentlich mit der veredelten Wolle is? Ik habe mir schon immer darum den Kopp zerbrochen.

Erster Eckensteher. Na, det will ik Dir gleich verdemunstiren. Du weeßt doch, daß es bei uns Menschen Adlige und Unadlige geben duht. Du und ik wir zwee beede gehören zu die Unadlichen, weil unsre Alten keene Edelleute gewesen sind, et wäre zwar nich unmöglich aberst doch nicht wahrscheinlich. Su is es jrade bei die Schafe, es kummt da Allens auf die Race an.

Zweiter Eckensteher. Na, ik verstehe Dir schon — det sage ik Dir aberst — wenn Du mir wieder schimpfen duhst, so schimpfe mir eenen veredelten Schafkopp. A. H.

Curiosum.

Unsere großen und kleinen gedruckten „Gratulanten“ enthalten sonder Zweifel eine sehr treffliche Auswahl von Gelegenheits-Gedichten aller Art; aber sie haben noch lange nicht den Grad von Vollkommenheit erreicht, der ihnen werden könnte, wenn die Herausgeber derselben ein eifrigeres Quellenstudium verfolgten. So würden sie z. B. eine reiche Ausbeute finden, wenn sie Reisen nach den kleinen friedlichen Städten und Dörfern unternähmen, deren Poeten das Feld der Gelegenheits-Gedichte vor allen Andern bauen; ihre poetischen Productionen aber nur selten aus ihrer kleinen Stadt oder Dorfwelt in die große Welt hinausgehen lassen. Besonders reichhaltige Beiträge würden die Herren Hauslehrer auf dem Lande liefern, die alle ohne Ausnahme Poeten sind. Als eine Probe dieser Art stehe hier der Anfang eines Gedichts, das ein Theolog der Tochter seines Principals überreichte:

Es wär' doch jammerschade,
Wollt' ich nicht dichten fein,
Heut' wird der ält'sten Made-
Moiselle ihr Geburtstag seyn.

Ich will hier über diese wahren Worte kein Wort verlieren, die Herausgeber der „Gratulanten“ wer-

den den Werth derselben am besten erkennen, und mit Nachdruck hervorheben. Nur das Eine will ich noch bemerken, daß der Herr Principal nebst Frau Gemahlinn und Fräulein Tochter heiße Thränen bei dem Lesen jener Worte geweint haben.

Romulus Heilmann.

Sprüchwörter aus einem Manuscript.

Dem Narr'n sind Wort' im Weisheits-Siegel so nutz als einem Blinden Spiegel.

Wie's Einer im Sinn hat, so meint sein Behagen: daß Menschen und Glocken dasselbe sagen.

Die Fische sind mit Netzen zu fah'n, bei Menschen ist's mit dem Beutel gethan.

Was Vormittags recht und Nachmittags schlecht, das war zu keiner Stunde noch recht.

Wo du nicht That kannst senden aus, da halt' auch klug das Maul zuhaus.

Ein Thor kann freilich auch regieren, nur muß in Ewigkeit nichts passiren.

Willst du dich haben gut gesetzt, leb' wie vor Zeiten und sprich wie jetzt.

Daß man sich nach der Deck' lernt strecken, da liegt der Schatz, nicht in den Säcken.

Wer frei und wohl zu leben begehrt, hab' enge Gränz' am eignen Heerd'.

Tessin.

Miscellen.

Im Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen ist, auf Befehl des Fürsten, das Beichtgeld bei der Communion abgeschafft worden. Man wird deßhalb hoffentlich die Sünden nicht für wohlfeiler halten.

Im Bayerischen Rheinkreise hat die Aussaat der Traktätlein wieder einmal ein Unkraut erzeugt. Ein „Erweckter", Joh. Schwarz, verbreitete ein Traktätlein unter dem Volke, in welchem nächst Anderem gesagt ist: „man solle die Geistlichen, welche sich nicht zum Inhalt des Traktätleins bekennen, als Ketzer von den Kanzeln weisen und aus den Kirchen verjagen; und wenn die Obrigkeit dieß hindere, sey sie nicht Gottes, sondern Satanas Dienerinn." Das Traktätlein könnte also wieder dasselbe Motto haben, was schon vor einem halben Jahrhundert für alle fanatische Schriften vorgeschlagen wurde: „Folgt ihr meinem Willen, thut ihr stets das Rechte; folgt ihr euerm Willen, seyd ihr Satansknechte."

Französische Blätter melden Folgendes: Vor einigen Tagen fand eine Zusammenkunft im Boulogner Walde statt, zwischen den Herren Lucian D. und Theophile G. Beide Gegner kamen zu Wagen an, begleitet von vier Zeugen, entfernten sich dann ins Dickicht, wo man zwei Pistolenschüsse abfeuern hörte, von denen jedoch keiner traf. Da die Zeugen erklärten, daß die beiden Herren ihrer Ehre Genüge gethan hätten, entfernten sie sich und frühstückten mit einander an der Porte-Maillot. Die Veranlassung des Streites zwischen beiden Herren war Handwerksneid, denn sie sind beide — Schuhputzer.

Auflösung des Räthsels in Nro. 51:

Die Zunge.

(Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen der Stadt Bremen".)

J. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöhnen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 54.

Bremen, Donnerstag den 7. Juli 1836.

Gestorben:

Nro. 653. Den 1. Juli. Des Schuhmachers aus Schönbrun Michael Fischer Ehefrau, geborne Rügheim, 27 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 68.

— 654. Den 1. — Eine, in der Weser gefundene, männliche Leiche; 30 bis 40 Jahr alt.

— 655. Den 2. — Der Rasirer Johann Joseph Friedr. Bringmann, 34 Jahr; Grünenstr. Nr. 60.

— 656. Den 2. — Der Weinküper Joh. Heinr. Förster, 23 Jahr; Kirchenstraße Nro. 31 (Neustadt).

— 657. Den 2. — Des Kaufmanns August Doench Tochter, gleich nach der Geburt gestorben; Neustadtsdeich Nro. 42.

— 658. Den 2. — Des verst. Kaufmanns Albert Heinr. Motz Sohn, 2 Jahr; Knochenhauerstraße Nro. 46.

Nro. 659. Den 2. Juli. Der Arb. Arend Blendermann, 52 Jahr; Düsternstraße Nro. 38.

— 660. Den 2. — Der Arb. Ernst Friedrich Korff, 45 Jahr; Wulwesstraße Nro. 7.

— 661. Den 3. — Der Arb. Joh. Herm. Freudenberg, 37 Jahr; Theerhof Nro. 26.

— 662. Den 3. — Der Kaufmann Alb. Bothe, 45¾ Jahr; Hutfilterstraße Nro. 32.

— 663. Den 3. — Luise Isen, 30 Jahr; Weerder.

— 664. Den 3. — Des Kaufmanns Wilh. Carl Georg Spitta Ehefrau, geborne Hachez, 35 Jahr; Domshof Nro. 15.

— 665. Den 5. — Der Schuhmacher aus Stadtproedten in Bayern Carl Herberich, 22 Jahr.

Geburten:

Nro. 808. Den 30. Juni. Des Küpersmeisters Gottfr. Hähnel Ehefr., geb. Behrmann, Jacobikirchhof Nro. 2; von einem Mädchen.

— 809. Den 30. — Des Schiffszimmermanns Joh. Hinr. Meyland Ehefr., geb. Hahlbohm, Rosenkranz Nro. 7; von einem Mädchen.

— 810. Den 30. — Des Arb. Georg Justus Wilhelm Brüggemann Ehefrau, geb. Steid, Kupferschläger-Gang Nro. 8; von einem Knaben.

— 811. Den 1. Juli. Des Schuhmachermeisters Christ. Heinr. Schmidt Ehefr., geb. Bossel, Schnoor Nro. 25; von einem Knaben.

— 812. Den 1. — Des Küpers Tillmann Rüter Ehefr., geb. Dresselmann, kl. Fischerstr. Nro. 2; von einem Mädchen.

— 813. Den 1. — Des Arb. Lütje Alers Ehefr., geborne Bolte, im Polnischen Bock Nro. 2; von einem Knaben.

— 814. Den 1. — Des Maurergesellen Johann Jacob Donner Ehefr., geb. Döhle, Wulwesstraße Nro. 11; von einem Knaben.

Nro. 815. Den 2. Juli. Des Windmüllers Christian Ludw. Kölling Ehefr., geb. Wulfken, alt. Steinweg Nro. 5; von einem Knaben.

— 816. Den 2. — Des Buchhalters Friedr. Joh. Arnold Thiele Ehefr., geb. Wilkens, Gasthaus-Hof Nro. 4; von einem Knaben.

— 817. Den 2. — Des Kaufmanns Aug. Doench Ehefrau, geb. Rindelaub, Neustadtsdeich N. 42; von einem Mädchen.

— 818. Den 2. — Des Kimmkers Helmrich Kuhlmann Ehefr., geb. Woelke, Kirchenstraße Nro. 27 (Neust.); von einem Mädchen.

— 819. Den 2. — Des Weggeld-Einnehmers Johann Heinr. Arens Ehefr., geb. Anthony, Hastedt; von einem Knaben.

— 820. Den 3. — Des Gürtlers Herm. Frucht Ehefr., geb. Recke, Ansgaritthorsstraße Nro. 13; von einem Knaben.

— 821. Den 5. — Des Kaufmanns Carl August Nicol. Theodor Spiegelberg Ehefrau, geb. Trotsen, Wisterstraße Nro. 27; von einem Knaben.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 55.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 10. Juli 1836.

Selig, wenn dem Hochzeitskranze,
Nicht gebleicht vom Sonnenglanze,
Silberreis im Herbst entsprießt!

Zur Feier einer Silber-Hochzeit.

In des Lebens Blüthentagen,
Wo die Pulse rascher schlagen
Und das Auge sehnend glüht,
Locket oft im Dämmerscheine
Phantasie zum Herzvereine,
Was sich bald auf ewig flieht.

Hört die hellen Jubeltöne;
Seht, der Jüngling führt die Schöne,
Hymens Fackel weht voran!
Seht den Torus üppig schwellen. —
Doch dem Vollgenuß entquellen
Reu' und Gram für Weib und Mann!

Die sich früh gefunden hatten,
Die im holden Myrtenschatten
Schon der Jahre Lenz begrüßt,
Selig, wenn dem Hochzeitkranze,
Nicht gebleicht vom Sonnenglanze,
Silberreis im Herbst entsprießt!

Laßt es Eure Schläfe kränzen;
Führet an zu leichten Tänzen
Heit'rer Jugend frohen Reih'n.
Harren nicht, von Glanz umflossen,
Eures heil'gen Bundes Sprossen,
Süßberauscht im Freudenwein?

Seht, es kam aus Näh' und Ferne,
Hergewinkt vom holden Sterne,
Zu euch her der Freunde Schaar
Auf der Freude Zauberschwingen;
Und der Liebe Gaben bringen
Sie dem silbernen Altar.

Trinkt aus blinkendem Pokale,
Leert der reinen Freuden Schaale;
Täglich füllt sie neu sich an!

Nimmer kann die Lust versiegen,
Wo so früh den durst'gen Zügen
Edens Quell entgegenrann.

Lächelnd soll er wiederkehren,
Dieser Tag, von leisern Chören,
Hoher Ahnung voll, begrüßt,
Wenn Ihr einst im Silberhaare
Steht am gold'nen Traualtare,
Euch der Enkel Kranz umschließt.

Weihe. G. F. Nöldeke.

Die Liebe im Sarge.

(Fortsetzung.)

Das einzige Kind mit einem gewissen Glanze zu verheirathen, war stets Meister Tobias Lieblingswunsch gewesen. Durch Geschicklichkeit und Fleiß sehr wohlhabend geworden, hatte er von Nürnberg, wo damals das Bürgerthum noch in hohem Glanze war, den Bürgerstolz jener Zeiten heimgebracht; er hoffte wohl selbst noch einmal Stadtältester in Halle zu werden, und so war es ihm höchst erwünscht, daß der Rathmann Finke, von der Schönheit und vielleicht auch von dem Vermögen Reginens angezogen, um dieselbe warb. Der Umstand, daß sein künftiger Eidam bereits vierzig Jahre zählte, setzte diesen in den Augen des Meisters Tobias nicht herab, sondern verlieh ihm vielmehr nur noch größere Würde und folglich auch höhern Werth. Regina und Heinrich hatten sich zwar gegenseitig offenbart, daß sie einander nicht abgeneigt wären, Alles aber in der strengen und züchtigen Zurückhaltung jener Zeit, und mit dem betrübenden Beisatze, daß aus einer Heirath zwischen ihnen niemals etwas werden könnte, denn sie erkannten gar wohl des Vaters Liebe und Rechtlichkeit, aber auch seinen Stolz und seine Beharrlichkeit und Strenge; damals herrschte ein Hausvater noch mit soldatischem Despotismus in seiner Familie, und die schlichte Einfachheit einer bürgerlich-religiösen Erziehung hielt die Regungen des Herzens noch dergestalt gebannt, daß eine bindende Neigung gegen den Willen der Aeltern völlig unmöglich schien. Als daher des Rathmanns Werbungen begannen, die Regina, weniger aus Furcht als aus frommer Ehrfurcht vor dem alsbald deutlich ausgesprochenen Willen des Vaters, nicht zurückzuweisen wagte, so räumte unter beiderseitigen stillen Thränen Heinrich dem begünstigten Nebenbuhler schweigend das Feld. Vergebens hatte ihn der Meister Tobias, dem die Neigung des tüchtigen, aber blutarmen Gesellen für Reginen auch niemals entfernt in den Sinn gekommen war, zu halten versucht, und ihm sodann, da er nun einmal durchaus wandern wollte, nach dem lieben Nürnberg zu gehen gerathen; allein die Liebe für Reginen hielt ihn in dem nicht fernen Leipzig gefesselt, wo er, in verborgener Zurückgezogenheit lebend, doch wenigstens im Geheim noch Kunde von ihr einziehen konnte. Nach seiner Abreise machte jedoch Reginens Liebe, über alle fromm religiöse Beschränkung und alle Ehrfurcht vor dem väterlichen Willen hinaus, ihre Rechte im Innersten vollständig geltend; der Mund hatte im schuldigen Gehorsam dem Rathmann das Jawort gegeben, aber das Herz brach zusammen; die Rosen wichen, kaum erblüht, wieder von den Wangen, und dem tiefen Grame folgte nach längerer nervöser Krankheit, die der Stadtchirurgus Blitz nicht zu ergründen vermochte, endlich jener grausige Zustand des Scheintodes, aus dem erst die Stimme des auf die Todesbotschaft herbeigeeilten Heinrich die Leidende erweckt zu haben schien.

Wie bald nachher der wackere Heinrich, die Brust voll schmerzlicher Gefühle, einsam durch die Gassen schlich, so schritt an jenem Abende auch Bernhard tief erregt seiner fern in der Vorstadt gelegenen kleinen Behausung zu. Die sel-

tenen Ereignisse der letzten Stunden, Reginens schönes bleiches Todtenbild, ihr lebenvoller Dank, vereint mit des Vaters Freude, hatten einen mächtigen Eindruck auf ihn gemacht. Seine Wissenschaft, die er so überaus liebte, der er aber nur unter Entbehrungen und Sorgen mancher Art obzuliegen im Stande war, hatte heut' zugleich in seinen Augen einen neuen Triumph gefeiert und manche dämmernde Hoffnung, daß er sich fortan derselben vielleicht freier und wirksamer hingeben könne, beschlich seine Seele. Nachdem er zu Hause angelangt war, wo zwei theuere Wesen ihn liebend empfingen und ihm freudig Lob und Dank zollten für seine schöne That, stürmten noch andere streitende Gefühle durch seine Brust; spät erst fand auf einsamer Kammer sein biederer und klarer Sinn sich unter dem so wirren Drange des Innern wieder zurecht und gab dem für sein Leben so denkwürdigen Tage die wahre Richtung und Bedeutung. Am folgenden Tage besuchte er an der Seite seines Lehrers und Meisters die Kranke, die sich merklich erholt hatte und ihn als ihren wahren Retter nochmals freudig begrüßte. Auch Meister Tobias war des wiederholten Dankes voll, sicherte ihm für vorkommende Drangsale feierlich alle irgend in seiner Macht stehende Hülfe zu und lud ihn als täglichen Gast in sein Haus; Bernhard erschien jedoch nach wie vor nur in Begleitung des Professors Hoffmann am Krankenbett. Darüber ward der alte Feldmann ordentlich böse, und zürnte auch auf Heinrich, der sich weigerte, von Neuem in Arbeit bei ihm zu treten, und ohne allen weitern Grund kurzweg nur immer dabei beharrte, daß er wieder fort müßte. Als er einige Tage nachher, auf des Vaters eigene Anregung, die aus dem Krankenbette erstandene Regina gesehen und gesprochen hatte, schien er nur mehr noch in seinem Vorsatze bestärkt worden zu seyn. Auf deren Zustand hatte dieser kurze Besuch nicht vortheilhaft eingewirkt; auch die Nähe des Bräutigams regte dieselbe dergestalt auf, daß der Professor mit allen Kranken-Visiten zugleich auch dessen Gegenwart verbot, wodurch der Rathmann sich nicht wenig verletzt fühlte. Gern hätte er alle Leute und besonders den armen Heinrich Stark gänzlich aus Feldmann's Hause verbannt, doch schwieg er, weil sein Stolz es nicht zugab, daß er eine ihn peinigende Eifersucht auf einen niedern Gesellen irgend gegen seinen künftigen Schwiegervater verlautbarte. Eine willkommene Gesellschaft war ihm in diesen Tagen des Mißmuths der nicht minder verdrüßliche Stadtchirurgus, der bis jetzt nur einmal, wahrscheinlich mehr aus herumspürender Neugier als aus Theilnahme, seinen Gevatter Tobias besucht hatte.

Einige Tage später saß die bleiche Regina, deren lebendige Existenz nunmehr den guten Hallensern zur unbezweifelten Gewißheit geworden war, mit ihrer Freundinn im traulichen Gespräche am Fenster. Die Rede war, wie gewöhnlich, nur von Bernhard, ihrem Retter aus der gräßlichsten Pein, die nur ein Mensch zu fühlen vermag. Maria, welche mancherlei Erkundigungen über den jungen Mann hatte einziehen müssen, berichtete viel Gutes von ihm. Ein wenig wunderbar schien es ihr nur, daß derselbe, wie sie als ganz gewiß herausgebracht zu haben versicherte, ungeachtet seiner Armuth und seiner kaum vollendeten Studien, doch bereits heimlich versprochen seyn sollte und zwar mit der einzigen Tochter seiner armen Wirthin, der Wittwe des fremden Accisesschreibers, mit der als Frau eines solchen Blutsaugers sonst Niemand umginge; zum Verständniß dieses Grolls sey es hier beiläufig angemerkt, daß die damals noch nicht allzulange in allen Brandenburgischen Landen eingeführte Accise den Bewohnern als eine überaus drückende Abgabe erschien, an welche sie sich auch nach längerer Verjährung

durchaus nicht gewöhnen mochten. Bei dieser Wittwe also habe Bernhard vor etwa anderthalb Jahren sein Kämmerlein gemiethet und da habe sich denn der Liebeshandel entsponnen. Regina hatte den Bericht mit der gespanntesten Theilnahme vernommen und sich bald darauf, weil sie sich, wie sie sagte, heut' ein wenig matt fühlte, einsam in ihr Stübchen zurückgezogen.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber den Arbeitslohn und die gegenwärtige Lage der industriellen Klassen in England.

(Nach dem Essay on Wages.)

Bei den Untersuchungen über das, seit den letzten funfzig Jahren vorgehende Wachsthum der Reichthümer bei allen Nationen Europas, zweifelten beim Anblick der vielen Armen und Bedürftigen Manche, ob diese Vermehrung des Kapitals wirklich zum Vortheil der Gesammtheit ausgeschlagen habe. Erschreckt durch die schnelle Ersetzung der menschlichen Kraft durch die Kraft der Maschinen zum Nachtheil der arbeitenden Klassen, durch diesen stets wiederholten Kampf der Arbeit mit dem Elend, durch die Handelskrisen, welche oft die blühendsten Länder heimsuchten, entschieden viele Staatsökonomen die Frage verneinend, und einige derselben, Malthus an der Spitze, auf eine für die Zukunft der Menschheit trostlose Weise. Der Erfolg hat diese Irrthümer widerlegt und wird sie immer mehr widerlegen.

Allerdings ist die gegenseitige Stellung der Arbeiter und derer, die arbeiten lassen, nicht immer dieselbe. Die Kapitalien haben eine Tendenz, sich in großen Massen anzuhäufen, aber wenn das Gesetz des Fortschritts den Kapitalisten günstig ist, so folgt daraus noch nicht, daß die wahre Stellung des Arbeiters sich nicht auch verbessere, denn es ist gar nicht möglich, daß die Reichthümer und der sie begleitende Luxus fortwährend sich vermehren, ohne daß die Masse des Volks davon Nutzen ziehe. Man kann zuversichtlich behaupten, daß niemals die Mittel, sich Arbeit zu verschaffen, zahlreicher waren, und daß der Arbeitslohn, verglichen mit dem Preis der Verbrauchsgegenstände, den Arbeiter nie mehr in Stand setzte, anständig und gut zu leben. Es wäre abgeschmackt, wenn man behaupten wollte, in den verschiedenen Zweigen des Handels werde keine Veränderung, in den Moden keine Schwankungen, es würden keine neue Erfindungen und keine Vervollkommnungen eintreten, wodurch momentan diese oder jene Klasse von Arbeitern außer Brod gesetzt werden kann; wenn man aber den Zustand der Manufaktur = Industrie gründlich untersucht, so kann man mit Zuversicht auf eine lange Periode wachsenden Wohlstandes hoffen. Wer den Arbeitslohn nur nach dem Gelde berechnet, begeht einen großen Fehler wie Mac Culloch, welcher behauptet hat, der Arbeitslohn sey in England seit 50 Jahren gesunken, während, wenn man die Quantität und Qualität der Waaren in Erwägung zieht, welche sich der Arbeiter vermittelst seiner Arbeit verschaffen kann, man erkennen muß, daß der Arbeitslohn fortwährend gestiegen ist. Diese Vermehrung war zwar hinsichtlich der Nahrungsmittel wegen der Korngesetze nicht sehr bedeutend, aber sehr groß hinsichtlich aller andern Gegenstände. Der beste Beweis von der Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen liegt darin, daß die Sparkassen in England ein Kapital von 15,000,000 Pfd. St. und die in Frankreich, die aus viel neuerer Zeit datiren, von 60,000,000 Fr. besitzen. Es ist ausgemacht, daß die Wohlhabenheit der arbeitenden Klassen seit 1821 bedeutend gestiegen ist, und in manchen Ländern des Kontinents vielleicht noch weit mehr, als in England.

Die unmittelbare Ursache des raschen Aufschwungs, den der Handel Großbritaniens seit einem halben Jahrhundert nahm, liegt unbestreitbar in der außerordentlichen Ausdehnung seiner Manufakturen, in der Vorzüglichkeit und dem niedern Preise der Erzeugnisse derselben. Ohne ins Detail der verschiedenen Ursachen einzugehen, welche zu dieser Ausdehnung beitrugen, kann man unmöglich läugnen, daß die Hauptquellen der Reichthümer und der Macht Englands die Freiheit und die Sicherheit waren. Nur zwei Länder, Holland und die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, waren in dieser Hinsicht in ziemlich ähnlichen Verhältnissen wie England. Trotz mancher Nachtheile in ihrer Lage, waren und sind noch die Holländer das industriöseste und reichste Volk des Europäischen Kontinents, während die Amerikaner, deren Verhältnisse noch günstiger sind, auf der Bahn der Industrie mit einer bisher unbekannten Schnelligkeit fortgeschritten sind. Seit langer Zeit war Großbritannien frei von jedem äußern Angriff, wie von jeder innern Erschütterung, die Verhältnisse mit andern Nationen waren manchmal vexatorischen und drückenden Bestimmungen ausgesetzt, im Ganzen aber der natürliche Gang der Dinge hier weniger gehemmt, als sonst überall. Aber ohne Sicherheit wäre diese Freiheit unnütz. Diese Sicherheit besteht indeß: die Plane der Kapitalisten wurden durch keine unruhige Besorgniß über die Zukunft gestört. Wenn diese Sicherheit je erschüttert werden sollte, so würde die Wohlfahrt Englands plötzlich zusammenbrechen, und der Handel Londons, wie der von Tyrus, Carthago und Venedig bald nur noch in der Geschichte leben.

Wenn indeß die Industrie Englands den möglichst hohen Grad von Schutz und Freiheit genießt, so ist sie auf der andern Seite in ihrem Aufschwung gehemmt durch die Auflagen aller Art, die auf ihr lasten und auf den Arbeitslohn ungünstig einwirken. In den Vereinigten Staaten waren die Auflagen stets leicht; nur selten und auf sehr kurze Zeit sah man sich genöthigt, zu andern Abgaben, als denen der Zölle, seine Zuflucht zu nehmen. In England dagegen hielt die Regierung von der Revolution von 1688 an für nöthig, Theil an allen Kriegen Europas zu nehmen, und diese Kriege führten ungeheure Ausgaben im Gefolge mit sich, dann eine unmäßige Schuldenlast und eben so unmäßige Steuern. Bei Erhebung dieser Summen hat man große Sorge getragen, die Interessen der Grundbesitzer zu schonen, denn diese waren es, welche die Gesetze machten: darum warf man alle Auflagen auf die Verbrauchsgegenstände und somit auf die Arbeiter. In Folge dieses Systems, das viel komplicirter ist, als man glaubt, verhüllt man den wirklichen Betrag der Zahlung, und wenn die Abgabe nicht sehr bedeutend ist, so merken die Käufer gar nicht, wie viel sie über den natürlichen Preis der Waare als Steuer zahlen. Indeß kann man unmöglich verkennen, daß die indirekten Steuern der Gesellschaft im Ganzen einen wesentlichen Nachtheil bringen, denn wenn die Producenten rohe Stoffe kaufen, müssen sie den Steuerbetrag zum Voraus bezahlen, und benutzen diesen Umstand, um den Preis des besteuerten Artikels zu erhöhen, nicht nur im Verhältniß zum Betrag der Steuer, sondern auch des Zinses von dem vorgeschossenen Kapital. Pitt erklärte, daß drei Fünftheile des Ertrages der Arbeit in die Schatzkammer fließen, und Sir Henry Parnell hat berechnet, daß die höheren Klassen von einem Budget von 50 Millionen nur sechs bezahlen.

Im Jahre 1833 berechnete das Metropolitan Magazin, daß ein Einwohner von London, welcher 200 Pfd. St. (1,200 Rt.) Einkommen hat, davon 80 Pfd. 10 Sch. 4 P. (484 Rt.)

Steuer zahlt, und specificirt diese Summe auf eine Art, daß nicht wohl an der Richtigkeit der Rechnung zu zweifeln ist. Man weiß, mit welcher Ungleichheit die Auflagen auf die Konsumtion vertheilt sind, und die Schwierigkeit, sie gleicher auf alle Klassen zu vertheilen, ist allerdings nicht gering. Unbegreiflich ist aber, daß in einem wesentlich manufakturirenden Lande die Grundsteuer mit auffallender Härte auf den industriellen Gebäuden lastet, während die Wohnungen des Luxus und der Nichtsthuerei fast unbelastet sind. Einige Beispiele werden dieß erläutern:

Eine Boutike im Regentstreet von 24 Fuß Breite und 75 Fuß Tiefe ist auf 400 Pfd. St. jährliches Einkommen geschätzt und zahlt 56 Pfd. 13 Sch. 4 P.

Der Palast von Stowe, eine fürstliche Wohnung, die dem Herzog von Buckingham gehört, und 916′ in der Hauptfagade lang ist, Korinthische Säulen, Pilaster, einen mit Marmor gepflasterten Saal, einen Thurm, Obelisken, Tempel, Wälder und Bosquete hat, ist auf 300 Pfd. jährliches Einkommen geschätzt und zahlt . . . . . 42 Pfd. 10 Sch.

Das Schloß zu Nottingham, dem Herzog von Newcastle gehörig und auf 100 Pfd. jährliches Einkommen geschätzt, zahlt . . . . . 14 Pfd. 3 Sch. 4 P.

Als vor einiger Zeit jedoch das Schloß von Nottingham durch den Pöbel beschädigt wurde, erhielt der Herzog eine Entschädigung von 20,000 Pf., für die Beschädigung an einem Eigenthum, das auf 100 Pf. jährlichen Ertrags geschätzt wurde. Ein Haus, das 8 Fenster hat, zahlt 2 Sch. für das Fenster; wenn es 16 hat, 4 Sch. 11 P. für jedes; 32 Fenster zahlen 6 Sch. 8 P., und so steigt es allmälig bis 39 Fenster, welche 7 Sch. jedes zahlen. Auch hier sind wieder die mittlern und untern Klassen überladen: mit 40 Fenstern nimmt die Steuer wieder ab, und bei mehr als 180 Fenstern zahlt jedes nur noch 1½ Sch. Alle beweglichen Güter zahlen beim Ableben des Eigenthümers eine ungeheure Abgabe. Die Grundbesitzer haben ein Mittel gefunden, diese Last sich minder drückend zu machen, indem sie Sorge trugen, daß der Ertrag ihrer Güter durch den Handel des Auslands nicht mehr vermindert werde. Nicht nur ist die Korneinfuhr so gut, wie ganz verboten, sondern die Eingangszölle aller andern Ackerbau-Produktionen sind so hoch, daß sie fast einem Verbot gleichkommen. Man begreift leicht, wie verderblich ein solches System für die Industrie ist: einer Seits ist sie genöthigt, die rohen Stoffe, deren sie zum Unterhalt ihrer Arbeiter nöthig hat, theuer zu bezahlen, anderer Seits ist die Frage nach ihren Produkten vermindert durch die Ausschließung fremden Korns. Nichtsdestoweniger sind die indirekten Steuern, welche wesentlich die Manufakturen treffen, unaufhörlich gestiegen, während die Grundsteuern fast stationär sind. Im Jahre 1762 bildeten die indirekten Steuern etwa $\frac{1}{16}$ der jährlichen Ausgaben des Arbeiters, jetzt ungefähr ein Drittheil. Diese Vermehrung ist größtentheils dem Theemonopol der Ostindischen Kompagnie und dem Kornmonopol der Grundbesitzer zuzuschreiben. Der Vortheil, den der Arbeiter von der Abschaffung der Korngesetze erndten würde, besteht weniger in der Verminderung des Kornpreises, als in der größern Masse von Waaren, die er sich für seine Arbeit verschaffen könnte, wegen des durch die Freiheit des Handels mit den Korn erzeugenden

Ländern vermehrten Begehrs. Dieß würde dem Eigenthümer keine Opfer kosten, da sein Land wahrscheinlich zu einem eben so hohen Preise wie jetzt verpachtet würde. Trotz dieser ungeheuren Abzüge indeß, die er von dem Ertrag seiner Arbeit erleiden muß, erhält der Arbeiter eine stets wachsende Menge Verbrauchsgegenstände, was eine fortdauernde Vermehrung des Kapitalfonds anzeigt, aus dem er bezahlt wird. Wie groß würde aber nicht die Vermehrung dieser Verbrauchsgegenstände seyn, wenn er den Ertrag seiner Arbeit, ohne die Dazwischenkunft der Zoll- und Accisebeamten, so wie der Korngesetze, austauschen könnte. Hätte man die wahren Interessen Englands zu Rathe gezogen, so ständen jetzt die Abgaben nicht höher als im Jahre 1762, und der Arbeitslohn wäre dem in den Vereinigten Staaten gleich, wo nicht höher.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichtliche Aehrenlese.

Einst fragte ein Rathsherr zu Erfurt den Philipp Melanchton, der sich eben daselbst aufhielt, wie ihm der Klang der großen Glocken gefiele. Melanchton antwortete: Magnos magna decent! (Große Herren müssen große Schellen haben!)

Die Bürger zu Erfurt wollten im Jahre 1509 von dem Rathe daselbst Rechnung abgelegt haben, wegen bisheriger Verwaltung der Gemeindegelder; und es fand sich, daß der Rath nach und nach 600,000 Thaler Schulden gemacht hatte. Als die Abgeordneten der Bürgerschaft unter Anderm erklärten: die Gemeinde wolle kurz und gut wissen, wo das Geld hingekommen wäre, sagte der Bürgermeister, Namens Kelner, trotzig: „Was Gemeinde, hier steht die Gemeinde!" — Darüber wurde das Volk rasend, brachte Kelner ins Gefängniß und ließ ihn aufhenken.

Johannes IV. von Anhalt war ein frommer Fürst. Sein Symbolum war die Schädelstätte, mit der Ueberschrift: „Das ist die Freud', die ich erbeut." Er ließ bauen und gab das Holz dazu, und als einige meinten, daß dadurch dem Wilde großer Abbruch geschehe, erwiderte er: „Ich will lieber, daß die Menschen beisammen wohnen als die Thiere."

G.

Miscellen.

Ein Almanach von Neusüdwales enthält in einer langen Beschreibung folgende Notizen: „Die Strecke Landes, die unter dem Namen Neusüdwales bekannt ist, war vor 50 Jahren mit ungeheuren, undurchdringlichen Wäldern bedeckt. Sie dienten wilden Thieren zum Aufenthalt, und die wenigen menschlichen Wesen waren dem Thiere fast ähnlich. Am 7. Febr. 1788 landete ein Englischer Offizier, Philips, im mittäglichen Südwales, wählte Sidney-Cove zum Sitz der Verwaltung der Colonie, gründete die Hauptstadt und gegenwärtig, also 48 Jahre später, ist Sidney eine reiche, blühende, bevölkerte Stadt, wo man alle Hülfsmittel und Annehmlichkeiten Europas trifft; sie bildet den Mittelpunkt eines mit Dörfern, Flecken, Pachthöfen überdeckten Landstrichs, auf dem man sich durch den Feldbau reichlich ernähren kann. Posten gehen nach allen Theilen; Sidney selbst hat eine Kleinpost, und sechs Zeitungen werden daselbst gedruckt. In den Straßen sind Fiaker aufgestellt und Dampfböte gehen nach New-Castle. Elementar-Schulen und zwei Col-

legien, Sternwarten, Theater, Gesellschaften für Gartenbau, kurz alle Zeichen einer ganzen Civilisation, wie sie sich unsere Voreltern kaum geträumt, sind dort schnell entstanden. Wahrlich, jetzt kann man nicht einmal vor Verzweiflung in die wilde Welt laufen, denn ehe man sich dort umgesehen, ist eine civilisirte daraus geworden.

Die Stadt New-Roß in Ireland hat eine Wette von 100 Pfd. Sterling angeboten, daß man keine auch noch so schöne Frau aus ganz Ireland in ihre Mauern führen kann, der sie nicht eine unbestreitbar größere Schönheit entgegen setzen könnten.

Die drei Blinden.

Glück und Tod und Liebe sind,
Wie wir wissen, alle drei
Blind, auf beiden Augen blind.
Doch nichts weniger dabei
Führen sie im Thun und Leben
Dieser Welt, im Seyn und Weben,
Und in aller Wesen Lauf
Einen großen Reigen auf.
Denn die Welt ist überall
Zu vergleichen einem Ball:
Frau Fortuna hebt ihn an,
Gut und schlecht, so wie sie kann;
Amor tanzt die Galoppade,
Und der Tod schlägt nur Chamade.

Chastel.

Freude und Schmerz.

Wir sehen fast täglich, wie Freude und Schmerz
Um Wechsel der Herrschaft sich streiten,
Und wechselnd veredeln sich Beide das Herz,
Sie kräftigen, heben und leiten
Den schlummernden Geist und den schwächlichen Sinn
Zu höherem, kräftigerm Wirken oft hin.
Doch leben sie Beide in ewigem Streit,
Ich weiß nicht, wer Recht wird behalten,
Auch waren noch niemals Juristen bereit,
Den Rechtspunkt genau zu entfalten.
Mein Glückwunsch zum Siege der Freude ist ächt;
Sie ist eine Dame — die haben stets Recht.

W. Proh.

Klage über Noth.

Wollt' ich, o Gott, für jede Wohlthat Dank dir sagen,
So hätt' ich gar nicht Zeit, um über Noth zu klagen.

T—r.

Gottesdienst.

Sonntag, den 10. Juli.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Past. Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Candidat Pralle.....	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Dr. Böckel.....	St. Ansgarii	9 „
Hr. Candidat Freriehs....	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Candidat Menken....	— — —	12 „
Hr. Pastor v. Hanffstengel	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor Iken.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 „
Hr. Candidat Toel.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Hr. Pastor Meinertzhagen.	Armenkirche	8 „
Hr. Vicarius Driver.....	St. Johannis	6½ „ Messe
Hr. Pastor Probst.....	— — —	9 „ Hochamt
Hr. Vicarius Driver.....	— — —	10 „ Predigt
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8 „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

(Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen".)

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 55.

Bremen, Sonntag den 10. Juli 1836.

Gestorben:

Nro. 666. Den 5. Juli. Der Tischler Hinrich Goosmann, 34 Jahr; Neuenstraße Nro. 31.

— 667. Den 5. — Der Arb. Joh. Heinr. Carl Christ. Mohrhoff, 37 Jahr; Wädtjengang Nro. 6.

— 668. Den 6. — Der Arb. Herm. Henke, 46 Jahr; Hankenstraße Nro. 1.

— 669. Den 7. — Des Küpers Joh. Heinrich Brüning Tochter (todtgeb.); Neuenstraße Nro. 87.

— 670. Den 7. — Des Arb. Conrad Hermann Hartung Tochter, 11 Wochen; Nienadersgang Nro. 8 (Neustadt).

Nro. 671. Den 7. Juli. Der Arb. Ernst August Liesmann, 53 Jahr; Geeren unter Nro. 9.

— 672. Den 7. — Maria Wiese, 28 Jahr; Buntenthorsteinweg N. 8.

— 673. Den 7. — Der Bockfahrer Joh. Christ. Schmidt, 69 Jahr; Schnoor Nro. 5.

— 674. Den 7. — Des Mascopsträgers Johannes Ferrelmann Ehefrau, geborne Croon, 39 Jahr; Schnoor Nro. 11.

— 675. Den 8. — Des Malers Ernst Hinr. Meyer Sohn (todtgeb.); Marterburg Nro. 47.

Gebuurten:

Nro. 822. Den 4. Juli. Des Arb. Jürgen Heinrich Heuerhusen Ehefr., geb. Oelrichs, gr. St. Johannisstraße Nro. 69; von einem Knaben.

— 823. Den 4. — Des Krameramtsgenossen Ernst Conr. Waltjen Ehefrau, geb. Töicken, Wachtstraße Nro. 12; von einem Knaben.

— 824. Den 4. — Des Bockfahrers Joh. Franz Wilcke Ehefr., geb. Boschen, Deichstraße Nro. 9; von einem Mädchen.

— 825. Den 5. — Des Handelsmanns Georg Eggers Ehefrau, geb. Lemmermann, auf dem Häfen N. 20; von einem Knaben.

— 826. Den 5. — Des Handschuhmachers Aloisius Wranna Ehef., geb. Popphusen, Papenstraße Nr. 18; von einem Mädchen.

— 827. Den 5. — Des Kaufmanns Joh. Chr. Luderus Drost Ehef., geb. Hillern, Langenstr. Nr. 15; von einem Knaben.

— 828. Den 5. — Des Schneidermeisters Joh. Friedr. Klinckhardt Ehefrau, geb. Radda, Deetjenhof Nro. 2; von einem Knaben.

Nro. 829. Den 6. Juli. Des Pastors zu St. Pauli Johann Adolph Iken Ehefr., geb. Rodewald, Osterstr. Nro. 20; von einem Knaben.

— 830. Den 6. — Des Schmiedeamtsmeisters Gerhard Pape Ehefr., geb. Volkmann, Knochenhauerstraße Nro. 32; von einem Mädchen.

— 831. Den 6. — Des Schiffskapitäns Joh. Conr. Peterßen Ehefrau, geb. Strüve, Rembertistraße Nro. 33 A; von einem Knaben.

— 832. Den 6. — Des Arb. Joh. Heinr. Wilh. Meyer Ehefrau, geb. Sudholtz, kleine Sortillenstraße (Kunsthof) Nro. 3; von einem Knaben.

— 833. Den 7. — Des Küpers Joh. Heinrich Brüning Ehefr., geb. Wagener, Neuenstraße Nr. 87; von einem todten Mädchen.

— 834. Den 8. — Des Malers Ernst Hinr. Meyer Ehefrau, geb. Vaßmers, Marterburg Nro. 47; von einem todten Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 280. Der Schuhmacher Joh. Georg Wilh. Arens und Anna Margar. Klußmann, Beide von hier.

— 281. Der Zimmergesell Arend Hinr. Sanders aus Hastedt und des verst. Zimmergesellen Rudolph Wicke Wittwe, Anna Metta, geb. Döhle, hieselbst.

— 282. Der Stuhlmacher Thomas Christelmann und Cathar. Margar. Wedeking, Beide von hier.

— 283. Der Tischleramtsmeister Joh. Christ. Tiestedt hies. und Cathar. Elisabeth Ravens aus Sandstedt.

— 284. Der Blechenschläger Jürgen Heinr. Schrieder, oder Schriever, und Anna Maria Meyer, B. v. d.

— 285. Der Bierbrauer Heinr. Ludewig Barckhausen und Margaretha Hüpohl hieselbst.

Nro. 286. Der Steinhauer Heinrich Georg Peters hies. und Sophie Charlotte Grube aus Minden.

— 287. Der Schneideramtsmeister Georg Michael Arnold und Anna Margar. Brüggemann aus Bassum.

— 288. Der Arb. Hinr. Panning hies. und Marie Sophie Eleonore Thielepapen aus Wunstorf.

— 289. Der Blechenschläger Nicol. Bartels und Henriette Berens hieselbst.

— 290. Der Schlosseramtsmeister Philipp Wilhelm Küster und Anna Margar. Eggers, Beide von hier.

— 291. Der Schiffszimmermann Friedr. Schröer und Johanna Catharina Schelb, Beide von hier.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 56.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 14. Juli 1836.

Und auch mir hat sie den Kranz gereihet,
Und auch mir des Grabes Nacht erhellt;
Hat zu neuem Leben mich geweihet,
Wenn der Reise schwere Hülle fällt. D.

Des Greises Antwort.

Wie kommt es, Greis! daß noch Dein Auge glüht,
Daß es gar kühn und frühlingsfreudig blickt,
Daß es, ein Stern, am blauen Himmel blüht
Vom Strahlenglanz der Jugend hold umschmückt:
Daß es erglänzt im allerschönsten Hoffen
Als säh' es alle Himmel himmlisch offen? —
O — warst Du nie umhüllt von Finsternissen,
Die Ideale, sind sie nicht zerrissen
Gleich schönen Träumen — eine Morgenblume
Die bald im Strahl des Tages sticht,
Die in des Herzens stillem Heiligthume
Der schwarze Hauch des Lebens rasch verdirbt?
Sprich! — hast Du nie des Schmerzes Kelch geleert,
Deß Feuer wild der Adern Saft verzehrt,
Der grimmig in des Lebens Marke wühlt,
Der kreischend auf der Trauerharfe spielt —
Verschonte Dich der Norne strenge Hand,
Und er blieb ferne Deiner Lippen Rand? —
Verfolgten Dich nie bleicher Neid und Haß
Der Menschheit leckes Danaidenfaß,
Umgab Dich nie die ekle Gleißnerei
Und nie des Teufels Kind, die Heuchelei?
Sprich! hat Dich nicht des Freundes Blick getäuscht,
Hat Undank nicht Dein edles Herz zerfleischt,
Schlug Dir Verläumdung nimmer tiefe Wunden —
Hast Du Cypressenkränze nicht gefunden? —
Wie fest stehst Du, erhabene Gestalt,
Von Silberlocken ist Dein Haupt umwallt,
Ein Blüthenschnee, der schimmernd sich gesenkt
Hin auf Dein Haupt, o — ward es nie gekränkt? — —

»Wohl gab auch mir die Urne dunkle Loose,
Auch mir verblich so manche Purpurrose,
Was mir des Lebens früher Morgen gab,
Das riß des Lebens Mittag bald hinab! —
Wohl gab auch mir der Schmerz die dunkle Schale,
Ich ließ, heiß weinend, meine Ideale,
Ich klagte oft an schwarzen Sarkophagen

Und zuckend hat mein Herz daran geschlagen!
Cypressenkränze flocht auch meine Hand,
Ich hing sie auf an manches Grabes Rand —
Es rauschte trüb' des Lebens dunkle Welle,
Doch klar blieb mir des Herzens heil'ge Stelle! —
Früh hatte ich der Tugend mich gegeben,
Ein Himmelsstern, durchstrahlt sie unser Leben,
Sie schenkt jetzt meinem Auge Jugendglanz
Und sie umblüht des Hauptes Silberkranz.
Ja! and're Sterne lächeln neben ihr:
Du, hohe Weisheit! sey gesegnet mir,
Du, ew'ge Wahrheit! sey gebenedei't,
Du! mächtiger als Tod, und alle Zeit!
Du, göttlich Recht! — Dich hab' ich stets geliebt,
Kein Menschenaug' ward je durch mich getrübt:
Und von der festen Zuversicht verschönt
Du, Hoffnung! mild von Rosenglanz umkrönt.
Du lächelst ob der Gräber schwarzer Nacht,
Des Frühlingshimmels gottgeweihte Pracht —
D'rum glänzt mein Aug' im allerschönsten Hoffen
Als säh' es alle Himmel himmlisch offen!« —

So sprach der Greis. — Die Tugend wird uns schirmen,
Ein starker Engel in des Lebens Stürmen —
Was auch der Menschenwitz sonst offenbare,
Nur Tugend bleibt das einzig ewig Wahre!

Günther Nicol.

Die Liebe im Sarge.

(Beschluß.)

Am folgenden Tage fand der Arzt Reginen in einem mehr krankhaften Zustande als sonst; bei dem nächsten Besuche, wo Bernhard ihn eben wieder einmal begleitete, war sie fieberhaft erregt, und später sank sie von Tage zu Tage mehr zusammen, so daß sie bald das Bett nicht wieder verlassen konnte. Die mehr als dreitägige Todesangst des lebendig Begrabenwerdens schien die ohnehin schwachen Kräfte erschöpft zu haben, doch war bei der sichtlich zunehmenden Besserung und Kräftigung der ersten Tage Hoffmann der Ansicht, daß irgend etwas Ungewöhnliches vorgegangen seyn müsse, was die neue Krisis herbeigeführt habe. Er fragte den nach so unverhoffter Freude nur jetzt um so tiefer betrübten Vater, doch dieser wußte nichts Bestimmtes anzugeben, wenn gleich ihm einige Ahnung von einer möglichen näheren Beziehung Heinrich's zu seiner Tochter geworden war, der übrigens seit Reginens neuerdings so bedenklichem Zustande nichts mehr von seiner nahen Wanderung verlauten ließ; der Herr Stadt-Chirurgus Blitz, der sich sonst wohl nicht sonderlich um die Gesellen zu kümmern pflegte, hatte nämlich, als des Rathmannes dienstwilliges Werkzeug, ganz plötzlich so Manches gegen den braven Heinrich und gegen die Wiederaufnahme in die Werkstatt des Herrn Gevatters zu erinnern, wobei denn so etwas von muthmaßlichen Liebesgedanken des hochmüthigen armen Schluckers mit unterlief. Der Gedanke an eine Neigung Reginens für seinen ehemaligen Gesellen kam dem Meister Tobias zwar nicht in den Sinn, doch konnte dessen thörige Liebe sein Kind vielleicht beunruhigt haben, und in diesem Sinne theilte er dem Professor die Sache mit. Dieser nahm, in Hinsicht auf Heinrich's unvermuthete Rückkehr und auf noch manche andere Umstände, den Handel ernster als der Vater, der eigentlich selbst nicht recht an eine solche Unziemlichkeit seines sonst so wackern Gesellen glaubte, und suchte nunmehr von der Freundinn der Kranken ein näheres Licht zu erhalten, vernahm aber auch hier außer einigen ferneren Vermuthungen nichts Bestimmteres. Regine hatte, still und träumerisch wie sie war, ganz gegen die Natur der Mädchen, keine Vertraute ihrer heimlichen Neigung, die übrigens erst nach Heinrich's früherer Abreise zur mächtig verzehrenden Sehnsucht geworden war. Ohne denselben, bei der streng christlichen Zucht und Sitte jener Zeit, kaum mehr als zwei Mal längere Zeit allein gesprochen zu haben, hatte sie in dem täglichen

Beisammenseyn ihre vollste Befriedigung gefunden, und erst, nachdem er ihr für immer fern war, und wo sie bald einem Andern angehören sollte, war sie über ihren hoffnungslosen Zustand zum hellen Bewußtseyn gekommen. Der Professor hielt sich indessen vollständig überzeugt, daß nur Seelenleid Reginens Krankheit veranlaßte, und suchte nunmehr in gelegener Stunde sie selbst zu erforschen, die stets hohe Achtung und Vertrauen zu ihm gezeigt hatte. Wiederholentlich hatte er demnach einsame, aber nur kurze Unterhaltungen mit ihr, da die mehr und mehr stets schwindenden Kräfte keine längere Aufregung der Art zu erlauben schienen. Ueber Alles, was er dort am Krankenbette vernommen, von dem er jetzt noch sorgsamer als vorher den mürrischen Bräutigam und selbst auch Bernhard, nach einer sorgfältigen Erkundigung über dessen nähere Verhältnisse, entfernt hielt, beobachtete er indessen tiefes Schweigen.

Dem ewigen Gott nur — so sagte er dem bekümmerten Vater — kann man die Lösung dieser Wirrniß anheimstellen, menschlicher Rath und Hülfe vermögen hier nichts.

Wenig Beruhigendes vernahm auch der einstweilen bei Verwandten lebende Heinrich von ihm, als dieser, nachdem er, durch manche Andeutungen eingeschüchtert, schon seit Wochen das Haus seines frühern Meisters nicht mehr betreten hatte, sich ein Herz faßte, und ihn auf der Gasse nach Reginens Zustande fragte.

Er ist ein braver, gottesfürchtiger junger Mensch, — so endete, ihm herzlich die Hand drückend, der Professor — Er hat schon mit christlicher Ergebung geduldet und getragen, Er wird auch ferner in allen Prüfungen des Lebens bestehen.

Die Trauer verkündenden Worte des geschickten Arztes fanden nur zu bald ihre Bestätigung. Früh am Morgen des 14. Octobers, also nach wenigen Wochen, waren die Trauergäste abermals in Feldmann's Hause versammelt, um die entschlafene Regina prunklos heimzutragen zur ewigen Ruhe; offen stand der Sarg wieder in dem Flur des Hauses, aber nicht Heinrich's tief bewegte Stimme, nicht des Vaters und der Umstehenden Thränen erweckten sie mehr; sie hatte ausgekämpft. Der später so hoch berühmte Professor Franke, damals zugleich Pfarrer der Hallischen Vorstadt Glaucha, hielt ihr eine überaus treffliche Leichenpredigt, worin die Unerforschlichkeit der Wege Gottes ganz besonders hervorgehoben waren; nur ihm, als dem Beichtiger Reginens, und dem alten Feldmann schien der Arzt etwas Näheres über die Ursachen des tödtlichen Rückfalls mitgetheilt zu haben; der Bräutigam und alle Uebrigen, selbst Bernhard kaum ausgenommen, verloren sich darüber mehr in leere Vermuthungen; nur der Herr Stadt-Chirurgus Blitz sah, wie er behauptete, ganz klar in der Sache, und meinte: er hätte es ja gleich vor sechs Wochen gesagt, daß es mit dem Leben der Jungfrau Regina nichts seyn würde, und wie die Erfahrung augenscheinlich lehre, so habe er sich damals auch nicht geirrt. Allen Anderen also blieb die Sache im Dunkeln; erst nach langen Jahren veröffentlichte der umsichtige Hoffmann in wohlgesetztem Latein die so merkwürdige Krankheitsgeschichte der Seele, die übrigens in der überaus zarten und allzu reizbaren Körperbeschaffenheit der gleichsam zwei Mal Verstorbenen ihre erste Begründung fand. Nach Heinrich's Abreise hatte das Herz jede damals so mächtige Fessel fromm religiöser Haltung und Sitte gewaltsam zersprengt; tiefster Gram hatte sich Reginens, als Braut eines Andern, bemeistert, hatte wahrscheinlich das belebende Nerven-Fluidum in seinen Verrichtungen zerrüttet, ja fast erschöpft, und so den schaudervollen Zustand des Scheintodes hervorgebracht, mit dem jedoch das

Wunderbare dieser Krankheitsgeschichte eigentlich erst beginnt. Die Bilder des Grausens, welche Regina in abgerissenen Skizzen von jenem martervollen Zustande gegeben, überbieten jede Beschreibung.

An dem zur Beerdigung bestimmten Tage war — so ungefähr hatte sie abgebrochen erzählt — mir jede, auch die theuerste Erinnerung völlig entschwunden, weder Vergangenheit noch Gegenwart kannte ich mehr; nur die nahe Zukunft, der einzige Gedanke, in der nächsten Stunde lebendig begraben zu werden, durchschauerte mich, und rüttelte die letzten Funken meiner Lebensgeister zu hellstem Bewußtseyn wach. In der steigenden Todesangst versuchte ich lange vergeblich, mich zu regen, doch da erschallte plötzlich Bernhard's Lebensruf, und, Gott verzeihe mir, wenn ich sündige, aber ich muß es sagen, die Stimme des Auferstehungsengels kann dem Gerechten nicht lieblicher erklingen. Ich vernahm seinen Streit und Kampf um mein Leben, seine Gestalt erschien meinem Geiste leuchtend wie ein Bote des Himmels, und als sein Arm, das Schließen des Sarges zu verhindern, schirmend mich deckte, da hatte — der Herr möge mich darob nicht richten, denn ich konnte nicht anders — der muthige Retter meine ganze Seele erfüllt. Plötzlich erschallte mir darauf, wie ein feindlicher Ruf, der mir meinen Schutzgeist rauben wollte, Heinrich's sonst so werthe Stimme; ein stechender Schmerz durchzuckte mich, und gab mir die Macht der Bewegung wieder; ich war in's Daseyn zurückgekehrt, aber nur für ihn, der mich jetzt dem Sarge enthob, mochte ich leben, nur seinem Dienste, nur seinem Glücke sollte der Rest meiner Tage geweiht seyn!

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß diese plötzlich entkeimte Neigung mehr ein krankhafter Seelenzustand war, der in der vorangegangenen Folterpein seine natürliche Begründung hatte und sich später auch völlig als fixe Idee, ja bisweilen als eine förmliche Abwesenheit des Geistes bekundete. Nach der sicheren Botschaft von Bernhard's stiller Verlobung hatte eine wachsende Schwermuth sich der Kranken bemächtigt. Sie, die bei einer glücklichen Erwiederung dieser so wunderbar dem Sarge entsprossenen Liebe unfehlbar genesen seyn würde, ward jetzt täglich kränker und zugleich auch theilnahmloser gegen Vater und Freundinn; der verhaßte Bräutigam und auch Heinrich erschienen, wie sie furchtsam sagte, oft als schwarze und graue gespenstige Gestalten an ihrem Lager und drohten dem lichten Bilde, welches ihr innerer Sinn beständig erblickte. Unter solchen Visionen endete auch die Kranke im Beiseyn des theilnehmenden Hoffmann, der ihre letzten Athemzüge belauscht hatte, und jetzt am Grabe aus der Fülle seiner tief bekümmerten Seele in die Worte seines Kollegen und Herzensfreundes Franke mit einstimmte: „Unerforschlich sind die Wege des Herrn!“ Mild tröstend erklangen dieselben auch in der Seele des christlich gesinnten Heinrich, der, dem Leichenzuge folgend, damals nicht ahnte, daß er selbst sie später an demselben Orte mit ganz anderen Gefühlen wiederholen würde, nachdem der Meister Tobias, erst durch des Professors Wort die seltene Rechtlichkeit des jungen Mannes recht klar erkennend, ihn fortan wie einen Sohn behandelte.

Am 14. October 1702, also drei Jahre nach dem Begräbniß, besuchten vier Menschen voll stiller Wehmuth Reginens Grab. Es waren der Doctor Bernhard, jetzt practischer Arzt in Magdeburg, mit seiner Braut und der Schwertfegermeister Heinrich Stark mit seiner jungen Frau; er hatte, nachdem der alte Feldmann seine letzten Tage in Ruhe verleben wollte, dessen Geschäft übernommen und Reginens Freundinn, Maria Hilster, geheirathet.

Wundersam — sagte Bernhard, indem er die Hand der Braut ergriff — hat die Todte da unten uns Lebenden hier vereint. Ohne ihren früheren Scheintod, ohne des alten Tobias vielfache Hülfe wäre ich jetzt noch fern vom Ziele meiner Wünsche.

Heinrich aber blickte darauf voll Innigkeit auf die weinende Gattin, und sprach mit bebender Stimme und zum Himmel gefalteten Händen: Unerforschlich sind die Wege des Herrn!

Carl Seidel.

Ueber den Arbeitslohn und die gegenwärtige Lage der industriellen Klassen in England.

(Fortsetzung.)

Wir wollen jetzt zu den Resultaten übergehen, welche die Fortschritte der Industrie in dem Wohlstand der arbeitenden Klassen hervorgebracht haben.

Hr. Birch erzählt im Leben des Prinzen Heinrich, Sohn Jakob's I., daß im Anfange des 17ten Jahrhunderts das Pfund Ochsenfleisch 3½ P. kostete, das Pfund Hammelfleisch 3⅔ P. Der Preis des Weizens stand damals 50 Sch. das Quarter, Butter kostete 6 P. das Pfund und der Zucker 1 Sch. Der höchste Arbeitslohn betrug 10 P. des Tages, ohne die Kost, die Meisten erhielten nur 6 bis 7 P. und die Frauen 5 P. täglich. Der Arbeitslohn der Handwerker wechselte von 8 P. bis 1 Sch. Nur der Meister Zimmermann, der die Arbeiten der Andern leitete, erhielt 14 P. Es ist augenscheinlich, daß bei diesem Stand der Dinge die industriellen Klassen außer Stande waren, sich diejenigen Verbrauchsgegenstände zu verschaffen, welche jetzt den Haupttheil ihrer Nahrung ausmachen. Das weiße Brod war eine für die Tafeln des Adels und der Reichen bestimmte Delikatesse; die Bedienten in den großen Häusern erhielten nur Roggen- oder Haferbrod. Kartoffeln kosteten 2 Sch. das Pfund, und erschienen nur auf der Tafel des Königs. Ueber ein Jahrhundert später war der Arbeitslohn nur wenig gestiegen und selbst im Jahre 1796 waren die von der Hauptstadt entlegenen Provinzen in dieser Beziehung sehr zurück. Der Arbeitslohn in Cumberland betrug damals: für Dreschen, Heckenmachen, Gräbenziehen, Torfstechen u. dgl. 8 P.; für das Schneiden in der Erndte 10—12 P.; für das Einheimsen 12—15 P. Die Frauen gewannen manchmal bis 6 P., gewöhnlich aber nur 4 für das Ausraufen des Unkrauts. Zur Zeit der Heuerndte erhielten sie 6 P., zur Zeit der Kornerndte 10 P.; wenn sie daheim blieben und Wolle spannen, gewannen sie 4 — 6 P. Die gewöhnliche Nahrung der so beschäftigten Personen bestand für das Frühstück in einem Brei, hasty Pudding (schneller Pudding) genannt, aus Hafermehl mit Wasser und Fleischbrühe, oder abgerahmter Milch, wovon 3 Pinten einen halben Penny kosteten, und manchmal mit etwas Butter angemacht. Das Mittagessen war mannichfacher: es bestand meist aus Erdäpfeln, von denen der Bushel 8 P. kostete, nebst Brod und Speck; ferner aus Milch und Gerstenbrod; Sonntags Rindfleisch und ein Pudding aus Weizenmehl. Das gewöhnliche Abendessen bestand in Hafermehl mit Milch gekocht und Gerstenbrod.

Die Lage der Handwerker war nicht günstiger. Sir F. Eden theilt die Kosten der Haushaltung eines Schneiders derselben Provinz mit, der 30 Jahre alt, verheirathet war und 3 Kinder hatte. Die Einnahmen beliefen sich folgendermaßen:

Ertrag der Arbeit in 50 Wochen (2 Wochen Unwohlseyn gerechnet) zu 8 P. des Tages	10 Pfd.
Ein Lehrling gewann 2 Sch. in der Woche	5 —
Die Frau gewann mit Hanfspinnen und Helfen bei der Erndte	3 —
ungefähr	18 Pfd. St.

Diese Einnahme wurde von den Ausgaben völlig aufgezehrt; davon nahm Wohnung und Feurung 1 Pfd. 6 Sch., Gerste und Habermehl 7 Pfd. 10 Sch. 8 P., Butter, Milch, Melasse 2 Pfd. 13 Sch. 4 P. weg, oder 11½ Pfd. zusammen; der Rest war für andere kleine Ausgaben.

In der Umgegend von London gewann eine fleißige Familie allerdings mehr, dafür aber waren auch die Ausgaben bedeutender; indeß lebten die Leute besser, was unsere obige Behauptung bestätigt. Derselbe Schriftsteller, der die oben mitgetheilte Berechnung enthält, theilt auch den Stand der Einnahmen und Ausgaben eines Gärtners aus der Grafschaft Middlesex mit. Dieß war ein fleißiger Mann, 40 Jahr alt, mit einer Frau und 4 Kindern, zwei Knaben von 8 und 6 Jahren und zwei Mädchen von 4 Jahren und 18 Monaten. Er arbeitete Sommers von Morgens 6 Uhr bis Abends 6 Uhr, und Winters von Tagesanbruch bis in die Nacht.

Einnahme:

	Pfd.	Sch.	P.
Bestimmter Lohn, 11 Sch. i. d. Woche	28.	12.	—
Außerordentliche Einnahmen bei seinem Herrn	6.	—	—
Bei andern Personen	3.	—	—
Die Frau gewann während der Heuerndte	1.	—	—
Gesammteinnahme	38.	12.	—

Ausgaben:

	Pfd.	Sch.	P.
Miethzins eines Häuschens mit einem kleinen Garten, 1½ Sch. die Woche	3.	18.	—
Vier Pfd. Weizenbrod des Tags à 10 P.	15.	3.	4
Fleisch 1 Sch. 9 P. die Woche . .	4.	11.	—
Nachbier (small beer) eine Gallone die Woche à 6 P.	1.	6.	—
Käse	1.	—	—
Zwei Unzen Thee die Woche, das Pfd. zu 4 Sch. gerechnet	—	19.	6
Zwei Pfd. Zucker die Woche zu 9 P. das Pfund	3.	18.	—
Lichte, 10 Sch. Kohlen, ein Bushel die Woche, während 26 Wochen zu 1 Sch. 6 P. den Bushel 1 Pf. 19 Sch.	2.	9.	—
Zwei Paar Schuhe zu 7½ Sch. das Paar nebst Ausbesserung . . .	—	16.	—
Drei Paar Strümpfe 6 Sch., ein altes Kleid 7 Sch., Hemden 10 Sch., andere Kleidungsstücke 10 Sch. .	1.	13.	—
Die Kleidung der Frauen kostete jährlich	1.	1.	—
Die beiden ältern Kinder kosteten 3 P. die Woche für den Schulunterricht	1.	6.	—
Gesammtausgabe	39.	—	4

Für die Kleidung der Kinder ist nichts gerechnet, indem die Frau stets Mittel fand, sie mit den alten Kleidern ihres Mannes zu kleiden, so wie mit den Geschenken an Linnenzeug u. s. w., die sie bei ihren Kindbetten erhielt. Außer seinem bestimmten Lohn hatte der Mann das Recht, Kartoffeln und Gemüse im Garten seines Herrn zu nehmen, so wie jeden Morgen ein Quart abgerahmte Milch in der Milcherei. Trotz dieser bedeutenden Unterstützung gab doch diese Familie zum mindesten Alles aus, was sie gewann, und dieß war so ziemlich das Loos aller Arbeiter jener Zeit.

(Der Beschl. folgt.)

Der Dichter Santeuil und Dominico.

Dominico, der berühmte Harlekin des Italienischen Theaters zu Paris, ein sehr geistreicher Mann, der den Charakter des Harlekins, welcher bis dahin stets als ein tölpischer, unwissender Bediente gegeben wurde, gänzlich umgestaltete, die Albernheiten und Zoten, die man früher aus dem Munde desselben zu hören gewohnt war, durch geistreiche und pikante Witzspiele ersetzte und so der Liebling des Pariser Publikums und des Hofes wurde, wollte einst den Vorhang der Italienischen Bühne mit einer Büste des Harlekin und mit einem passenden Sinnspruche in lateinischer Sprache schmücken. Es waren ihm bereits mehrere Sinnsprüche und Verse — denn bereitwillige Poeten gab es zu allen Zeiten — vorgelegt worden, aber keiner derselben hatte seinen Wünschen entsprochen. Daß der berühmte Dichter Santeuil oder Santolius, der Verfasser vieler geistlichen Gesänge und Hymnen in lateinischer Sprache, welcher in jener Zeit in Paris lebte, ihm einen trefflichen Vers liefern würde, war er überzeugt, da er aber den Ernst dieses Mannes und die höhere Sphäre, in welcher er sich bewegte, kannte, so wagte er es nicht, ihm seine Bitte vorzutragen. Indeß lag ihm die Sache zu sehr am Herzen und so sann er rastlos, irgend ein gewöhnliches oder ungewöhnliches Mittel zu finden, an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen; endlich glaubte er ein ungewöhnliches gefunden zu haben. — Santolius saß eines Morgens am Schreibtische, als ganz leise an die Thür geklopft wurde und schnell eine Gestalt, bis an die Augen in einem Mantel gehüllt, in das Zimmer trat. Der fromme Dichter hatte kaum Zeit, diese Gestalt in das Auge zu fassen, als sie den Mantel abwarf und ein Harlekin im vollen Kostüm, mit Hütchen und Pritsche vor ihm stand. Eine solche profane Erscheinung überraschte den ernsten Dichter nicht wenig; er warf einen Blick des Unmuthes auf den frechen Störer und wollte eben einige harte Worte folgen lassen, als derselbe anfing, die possierlichen Lazzi eines Harlekins zu machen, aus einer Ecke des Zimmers in die andere zu hüpfen, bald kurz bald lang zu werden, zu tanzen und zu springen. Santeuil sah anfangs die Possen mit ernster Miene an, doch bald zwangen ihm die drolligen Bewegungen, die possierlichen Stellungen, die mit Anmuth und Leichtigkeit ausgeführten Sprünge ein Lächeln ab; er rückte seinen Stuhl, wandte sich gegen dieß lustige Wesen, verfolgte jede seiner Bewegungen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und fing endlich an, in seinem Lehnstuhle die Lazzi desselben nachzuahmen. Dominico verdoppelte seine Anstrengungen; Santolius wollte nicht zurückbleiben; er erhob sich von seinem Sitze, machte die possierlichsten Sprünge, verfolgte den Harlekin, wurde von ihm verfolgt, machte sich bald lang bald kurz, und sank endlich, erschöpft von der ungewohnten Arbeit in seinen Lehnstuhl. Nun wähnte Dominico, daß der günstige Augenblick gekommen sei, er zog seine Maske ab und trug seine Bitte vor. Santeuil lachte, umarmte den Bittsteller und schrieb die bekannten Worte: „Castigat ridendo mores,“ welche Dominico schnell auf seinen Vorhang setzen ließ, und welcher noch heute der Wahlspruch der Italienischen Harlekine ist, indem sie ihn in ihrer Sprache übertragen haben. Auf den schwarzen Tafeln, welche die Italienischen Schauspielergesellschaften in den Straßen der Städte, wo sie spielen, aufhängen, und auf welchen der Titel des aufzuführenden Stückes mit Kreide geschrieben ist, liest man auch die Worte: „Scherzando ancora si castiga il vizio.“ — Auch scherzend sträft man das Laster. Wer auch gerade nicht den im Jahre 1688 verstorbenen Dominico, sondern in unserem Jahrhunderte die berühmten Italienischen

Harlekine Arrisi und Pellandi gesehen hat, wird es für möglich halten, daß selbst ein Mann, wie der ernste Santeuil, sich hinreißen lassen konnte.

E. L.

---

* Wasserlöse.

Es ist schon oftmals — auch in diesen Blättern — zur Sprache gekommen, diesen der Gesundheit der Menschen nachtheiligen Cloak durch eine geschlossene Rinne zu bedecken; der Gemein-Sinn stößt sich aber immer an den dadurch verursachten, dem Staate zur Last fallenden Kosten, welche auf ca. 5000 Rt. angeschlagen werden. Diejenigen, welche hauptsächlich dagegen sind, und vielleicht fürchten, weil sie mit dieser Gegend wenig in Berührung kommen und also keinen direkten Nutzen davon haben, daß auch aus ihren Taschen etwas dazu hergegeben werden müsse, haben wohl einestheils gar nicht darüber nachgedacht und kennen anderntheils die Verhältnisse nicht. Gewiß würden, wenn eine solche zum allgemeinen Besten und der Gesundheit zuträgliche Verbesserung vorgenommen würde, die Anwohner dieser Gegend gern einen Theil der Kosten tragen, wenn es nur Ernst damit wäre.

Berechnet man nun die Kosten, welche der Staat jetzt jährlich zur Unterhaltung (wie sie jetzt ist) hergeben muß, die nachher fast ganz wegfallen, wenn die Belegung mit Astrack geschieht, wie es veranschlagt ist, so möchten die Zinsen reichlich wieder eingebracht werden. Endlich kommt wohl ein Kosten-Aufwand von 5000 Rt. für die ganze Stadt schon gar nicht in Anschlag, wenn man, Alles vorher Gesagte nicht beachtend, nur annimmt, daß es hier auf manches Menschen Leben und Gesundheit ankommt; — bekanntlich haben schon mehrere Menschen ihren Tod in der Wasserlöse gefunden und namentlich sind schon allein in diesem Jahre ein Dutzend Kinder hineingefallen, wovon ein paar beinahe ertrunken wären; — welche Verantwortung haben also die Gegner auf sich zu nehmen, wenn dergleichen Unglücksfälle ferner geschehen, und wie können denn 5000 Rt., wovon die Anwohner noch einen Theil tragen würden, hier ein Object machen für das Ganze! Das kommt ja gar nicht in Betracht, und Jedem muß es doch angenehm seyn, wenn seine Vaterstadt verbessert und verschönert wird, wie es ja jetzt sonst an so vielen Stellen geschieht, was zu rühmen ist.

---

* Aufforderung.

Der Unfug, den die Knaben mit Schießpulver treiben, ist schon seit längerer Zeit dem Publico belästigend und selbst schädlich, jüngst aber selbst Einigen der lieben Jugend lebensgefährlich geworden. Ein solcher, nur mit der größten Vorsicht zu behandelnder Stoff, kann in den Händen des Leichtsinns die unglücklichsten Folgen haben und herben Jammer auf ganze Familien häufen; es ergeht daher — in Ermangelung anderer Mittel, diesem Unwesen zu steuern — die dringende Aufforderung an alle unsere Mitbürger, welche sich mit dem Verkauf dieses Artikels befassen, doch allen Unmündigen und Unberufenen ihn vorzuenthalten.

Mehrere Bürger.

(Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen der Stadt Bremen".)

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 56.

Bremen, Donnerstag den 14. Juli 1836.

Gestorben:

Nro. 676. Den 8. Juli. Des Cigarrenmachers Joh. Adam Thiel Ehefr., geb. Strauß, 37 Jahr; Pieperstraße Nro. 18.

— 677. Den 8. — Der Arb. Hinr. Wilh. Christ. Domeier, 53 Jahr; Abbenthorswallstr. Nr. 21.

— 678. Den 9. — Des Detaillisten Joh. Conrad Gante Sohn, 11 Monat; Diepenau Nro. 10.

— 679. Den 9. — Des Zuckerbäckergehülfen Joh. Daniel Biermann Tochter, 11 Jahr; im Sack Nro. 11.

— 680. Den 9. — Des Pfropfschneiders Herm. Christ. Wendisch Tochter (todtgeb.); Buntenthorssteinweg Nro. 82.

— 681. Den 9. — Des Müllers aus Altenburg Johann Gottfr. Meuschke Tochter, 1 Jahr 5 Monat; Buntenthorssteinweg Nro. 22.

Nro. 682. Den 9. Juli. Des Arb. Jürgen Heinr. Heuerhusen Sohn, 5 Tage; gr. St. Annenstr. Nr. 69.

— 683. Den 10. — Des Schuhmachers Diedr. Schmidt Sohn, 10 Tage; im Schnoor Nro. 25.

— 684. Den 10. — Des Weinküpers Joh. Heinr. Kählendeck Ehefrau, geborne Lübcke, 36 Jahr; Geeren Nro. 1.

— 685. Den 10. — Des Arb. Johann Heinr. Diedrich Deichmann Sohn, 7½ Jahr; Großenstraße Nro. 36.

— 686. Den 10. — Des Trödlers Peter Carl Solcher Ehefrau, geb. Kommer, 40 Jahr; große St. Johannisstraße Nro. 241.

— 687. Den 12. — Des Tischlers Gösselke Wultken Ehefrau, geb. Hons, 62 Jahr; Obernstr. Nr. 55 (Vorstadt).

Geburten:

Nro. 835. Den 6. Juli. Des Fuhrmanns Hinrich Sanders Ehef., geb. Haacke, alten Steinweg Nr. 61; von einem Mädchen.

— 836. Den 6. — Des Tischleramtsmeisters Conr. Block Ehefrau, geb. Hennings, Sögestr. Nro. 12; von einem Knaben.

— 837. Den 7. — Des Arb. Herm. Thomsen Ehefrau, geb. Ritterbusch, gr. St. Unnenstr. Nr. 71; von einem Knaben.

— 838. Den 7. — Des Schuhmachers Christian Frische Ehef., geb. Claasen, Oelmühlenstr. Nr. 22; von einem Knaben.

— 839. Den 7. — Des Schuhmachers Carl Christ. Wilh. Kledahn Ehefr., geb. Bodes, Heerdenthorswallstraße Nro. 57; von einem Knaben.

— 840. Den 8. — Des Küpers Windler Bollmann Ehefrau, geb. Klaussen, Reeperbahn Nro. 20; von einem Knaben.

— 841. Den 8. — Des Küpers Joh. Jacob Riechmann Ehefr., geb. Doodt, hinterm St. phanithorswall Nro. 8; von einem Knaben.

— 842. Den 8. — Des Arb. Joh. Conrad Seegert Ehefrau, geb. Leisten, Osterthorswallstr. Nr. 90; von einem Mädchen.

Nro. 843. Den 8. Juli. Des Handelmanns Johannes Rehbein Ehef., geb. Haase, Großenstr. Nr. 30; von einem Mädchen.

— 844. Den 9. — Des Landmanns Joh. Hinrich Lürs Ehefrau, geb. Husheer, Hülsberg Nro. 33; von einem Mädchen.

— 845. Den 9. — Des Arb. Friedrich Hesse Ehefrau, geb. Meyerdiercks, Grafenstr. Nro. 4; von einem Mädchen.

— 846. Den 9. — Des Garnfabrikanten Joh. Carl Wintermann Ehefr., geb. Kanzelmeyer, Osterstr. Nro. 42; von einem Mädchen.

— 847. Den 9. — Des Pfropfschneiders Herm. Christ. Wendisch Ehefr., geb. Dühnfort, Buntenthorssteinweg Nro. 82; von einem todten Mädchen.

— 848. Den 10. — Des Schlossermeisters Gerh. Hinrich Bruns Ehefrau, geb. Lagemann, U. L. Fr. Kirchhof Nro. 12; von einem Knaben.

— 849. Den 10. — Des Küpers Joh. Conrad Gefken Ehefr., geb. Wagnitz, Ellhornstraße Nro. 6; von einem Knaben.

— 850. Den 11. — Des Stuhlmachers Christ. Stackmann Ehefrau, geb. Unverzagt, Götzhof Nro. 6; von einem Mädchen.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 57.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 17. Juli 1836.

Ein großes Lebendiges ist die Natur,
Und Alles ist Frucht und Alles ist Saamen.
Schiller.

Der Streit der Elemente.

Das Feuer sprach: wer kann mich zügeln?
Ich rase her auf Blitzesflügeln
Und unaufhaltsam ist mein Lauf;
Mit wilden Zähnen gierig fassend,
Vernichtung nur zurückelassend,
Frißt meine Flamme Alles auf.

Das Wasser sprach: auf meinen Wegen,
Stemmt sich ein Anstoß mir entgegen,
Verschlingt ihn brausend meine Fluth;
Ich wälz' auf Stadt und Land Verderben,
Nichts widerstehet mir, und sterben
Muß unter mir des Feuers Glut.

Der Wind, der luftige Geselle,
Im Kampf mit Flamm' und Wasserwelle,
Sprach: mir gebührt die Meisterschaft;
Ich reiße Bäum' und Thürme nieder,
Ich fliege hin, ich fliege wieder;
Was gleichet meiner Eil' und Kraft?

Die Mutter Erde, die das höret,
Sprach: Kinder, wer hat euch bethöret?
Ich schaff' am Frühlingskleid in Ruh',
Und daß es besser mir gedeihe
In meinem guten Wirken, leihe
Mir jedes seine Kraft dazu.

Und sieh! das Wasser floß gelinde,
Nur angehaucht vom lauen Winde,
Das Feuer drang vom Luftazur,
Und Alles zeigt' mit schönem Walten,
In tausend lieblichen Gestalten
Die große Werkstatt der Natur.

Nic. Müller.

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

Von

Thaddäus Bulgarin.

In dem glänzenden Petersburg finden sich, wie in allen großen Hauptstädten, die stärksten Gegensätze. Ueppigkeit, Reichthum, Sittenverfeinerung und Bildung glänzen im Schooße der Hauptstadt, ihre Strahlen dringen zum Theil nach den fernsten Enden Rußlands, aber in manchem schmutzigen Gäßchen der entlegenern Theile Petersburgs leben die Menschen so roh und elend wie in Kamtschatka oder Beresow. In einem solchen Gäßchen stand in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts ein Häuschen, bis ans Fenster im Morast, und im Herbst und Frühjahr unzugänglich wie eine Holländische Festung. In dem erwähnten Häuschen erblickte man nicht die geringste Spur der Umwandlung Rußlands unter Peter dem Großen oder der Entdeckung Amerika's; aus Russischem Holz' und Russischem Lehm' bestand das ganze Baumaterial, die Verzierungen und das Geräth des Hauses.

Es war Herbst: der Wind pfiff durch die Ritzen des schwachen Daches und rüttelte an den Fensterläden. Die vor dem Heiligenbild' brennende Lampe verbreitete ein bleiches Licht in der niedern Kammer. Eine Uhr war nicht im Hause, aber die Schläfrigkeit der alten tauben Magd, die am Ofen saß, deutete an, daß es später Abend sey. In der Ecke lag unter einem rohen Schafpelz ein bleicher, zum Skelett abgemagerter Mann mit silberweißen Haaren: vor ihm standen seine beiden Kinder, ein junger Mann von 19 und ein Mädchen von 10 Jahren. Lange beobachtete sie der Alte schweigend mit thränenleeren Augen, denn langer Kummer hatte seine Augen ausgetrocknet. Endlich begann er: „Meine letzte Stunde ist gekommen, liebe Kinder, aber auf meinem Herzen liegt es centnerschwer..., ich hinterlasse euch nichts, weder Erziehung, noch Stand, nicht einmal einen guten Namen!..."

Er seufzte abermals tief und fuhr dann fort: „Man hat mir Alles geraubt, aber ich vergebe meinen Feinden; ich würde ihrer nicht gedenken in dieser Stunde, wo ich bereit bin, vor Gott zu treten, aber ich muß meinen Namen reinigen vor euch, damit ihr beim Eintritt in die Welt nicht bei dem Andenken eures Vaters erröthet, wenn ihr die Verleumdung hört, die mich bis übers Grab verfolgt. Du, Weniamin, bist schon im Alter, mich zu verstehen: drum höre.

„Mein Vater hatte von niederem Stande sich durch Geschäftsthätigkeit zu einem Vermögen von drei Millionen Rubeln emporgearbeitet, aber der Dämon des Stolzes beschlich sein Herz, er lebte glänzend und verheirathete sich mit einem adeligen Fräulein. Feste aller Art ließen ihm keine Zeit, sich mit seinem Geschäfte abzugeben, und zerrütteten sein Vermögen; um sich zu retten, warf er sich in verzweifelte Spekulationen und machte Bankerott. Meine Mutter und ihre Verwandten überhäuften ihn mit Vorwürfen, behandelten ihn mit hochmüthiger Verachtung, und verließen ihn gänzlich. Ich war damals vier Jahre alt, und wir wußten nicht, wo wir unser Haupt hinlegen sollten. Ein ehemaliger Arbeiter meines Vaters bot ihm dieß Häuschen an, und wir richteten uns ein. Mein Vater hatte mit vornehmen Privatpersonen und mit der Staatskasse Geschäfte gemacht, und hoffte noch einige hunderttausend Rubel zu erhalten, aber alle seine Hoffnungen schlugen fehl; unfähig, Armuth und Verachtung zu ertragen, überließ er sich der Verzweiflung und stürzte sich in die Newa. Vergebens wandte man sich nun an die Verwandten meiner Mutter, daß sie mich aufnehmen möchten, alle weigerten sich und so nahm mich endlich der ehe-

malige Arbeiter meines Vaters an Kindesstatt an. Als ich heranwuchs, gab mir sein Sohn Unterricht im Lesen und Schreiben, und bald konnte ich mir mit Abschreiben mein Brod verdienen. Nach und nach bekam ich Zutritt in eine Kanzlei und erhielt endlich eine kleine Besoldung, heirathete die Nichte meines Wohlthäters, und lebte glücklich mit ihr. Du wurdest geboren, Weniamin, und ich verdoppelte meine Anstrengungen, um mir einiges Geld zu deiner Erziehung zusammen zu sparen, als ein unerwarteter Schlag alle meine Hoffnungen zerstörte....“

Der Greis schwieg, bedeckte die Augen mit den Händen, und ein schwerer Seufzer rang sich aus seiner Brust; die Kinder weinten.

„Mir wurde aufgetragen, einen Aktenauszug bei einem wichtigen Prozesse zu machen, beide Theile suchten mich zu bestechen, und als ich die verlangte Auslieferung einiger Papiere verweigerte, wandten sie sich an den Sekretär, meinen Vorgesetzten. Dieser befahl mir, Abschriften von den Papieren zu machen, ich mußte gehorchen, und er verkaufte sie an einen der Prozeßführenden um hohen Preis. Die Sache kam an den Tag, eine Untersuchung wurde angestellt, ich hatte die Papiere geschrieben, und so wurde ich trotz aller Betheurungen meiner Unschuld schimpflich entlassen. Der Sekretär, welcher mich zu Grunde gerichtet hat, ist Nikita Tumanin, jetzt ein reicher, angesehener Mann in einem hohen Posten. Er soll sich seitdem geändert haben, und ein frommer, in Ausbreitung der Sittlichkeit und Befestigung des Glaubens eifriger Mann geworden seyn. Gehe zu ihm und sage ihm, daß ich ihn am Rande des Grabes bitte, für meine Beerdigung zu sorgen und meine Stelle bei Euch zu vertreten; sage ihm, daß ich ihm vergebe, und ihn wieder zu sehen hoffe vor dem Richterstuhle Gottes!....“

Die Anstrengung des Sprechens hatte den Greis vollends erschöpft, er sank zurück, fing an zu röcheln, und verschied. Die Kinder weinten laut, ihr Jammer rief einige Nachbarn herbei, welche sich bemühten, die armen Waisen zu beruhigen, und der Magd den Körper waschen halfen.

Der unglückliche Greis, der so sein Leben in Armuth und Elend endete, war mein Vater Peter Tschuchin, seine Kinder, ich, Weniamin, und meine Schwester Lisa. Wir brachten die Nacht in Thränen und im Gebet hin. Im Hause befanden sich in Allem zusammen drei Rubel, und wir wußten nicht, wie wir den Vater begraben sollten, da man ohne Geld weder leben noch sterben kann: mit Ungeduld erwartete ich den Morgen, um zu dem gewesenen Sekretär zu gehen, und ihn zu bitten, sein Opfer zu begraben. Am Erfolg zweifelte ich nicht im Geringsten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den Arbeitslohn und die gegenwärtige Lage der industriellen Klassen in England.

(Beschluß.)

Der Arbeitslohn war damals, wie noch jetzt, sehr verschieden, nicht nur in den verschiedenen Arten von Fabriken, sondern auch in demselben Arbeitszweige, nach dem größern oder geringern Grad von Fleiß und Geschicklichkeit. Der mittlere Arbeitslohn der Männer war 16 Sch. die Woche, und damals, wie jetzt, beklagte man sich über die Unvorsichtigkeit der Arbeiter, einen, zwei, ja drei Tage in der Woche nicht zu arbeiten. Die Frauen gewannen etwa 8 Sch., die Kinder je nach dem Alter 2 bis 4 Sch. die Woche; mit 7 Jahren fingen die Letztern zu arbeiten an. Die Baumwollendrucker waren sehr gut bezahlt: sie gewannen 1 bis 2 Pfd. St. in der Woche.

Die Tagelöhner auf dem Lande erhielten 2 bis 2½ Sch. täglich.

Die sechs letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts waren durch eine große Theurung aller Lebensbedürfnisse bezeichnet. Der mittlere Preis des Getreides stieg im August 1795 auf 108 Sch. der Quarter, im März 1796 auf 100 Sch. In den beiden folgenden Jahren sanken die Preise ein wenig, aber die beiden so schlechten Erndten von 1799 und 1800 trieben den Preis so in die Höhe, daß der vierpfündige Laib Brod 22¼ P. (42 Groten) kostete, ein nie erhörter Preis. Auch der Preis des Fleisches stieg durch den Mangel an Fütterung und den ungünstigen Einfluß der Jahreszeit auf das Vieh; dieselben Ursachen trieben die Seife und die Lichte in die Höhe. Die Revolution von St. Domingo endlich steigerte den Preis der Kolonialwaaren, während eine Reihe strenger Winter die Kohlen in die Höhe trieb, und die durch den Krieg und die hohen Abgaben vermehrten Frachtkosten den Preis der Baumaterialien verdoppelten.

Die bedeutende und zu gleicher Zeit erfolgte Steigerung aller Gegenstände der ersten Nothwendigkeit machte es den arbeitenden Klassen unmöglich, von dem bisherigen Arbeitslohn zu leben, und da zugleich in Folge des Krieges und der Ausdehnung des Ackerbaues und der Fabriken immer mehr Arme nöthig wurden, so stieg der Arbeitslohn fortwährend, doch nicht hinreichend, um den gesteigerten Preis aller Lebensbedürfnisse auszugleichen. Darum waren die Arbeiter großen Entbehrungen ausgesetzt, die nur zum Theil durch die theils unentgeldliche, theils zu niedern Preisen geschehene Austheilung von Nahrungsmitteln, Brennmaterial und Kleidern in den meisten Städten gemildert wurden. Von dieser Zeit datirt sich die unselige Sitte, den unzureichenden Arbeitslohn durch Geldvertheilungen von Seite des Kirchspiels auszugleichen. *) Von 1801 bis 1812 dauerten die bald mehr, bald minder hohen Preise fort; die erste allgemeine reichliche Erndte nach einer langen Reihe von schlechten Jahren war die von 1813, und sie drückte in Verbindung mit der Eröffnung der Nord- und Ostseehäfen den Preis des Getreides auf die Hälfte herab. Bald darauf zeigte sich indeß aufs Neue Mangel, und da derselbe mit starken Aushebungen für Armee und Flotte zusammentraf, so wurde eine abermalige Erhöhung des Arbeitslohns verlangt und widerwillig gewährt. Indeß war diese Erhöhung nicht so groß als die der Preise der Lebensmittel. Es ergiebt sich aus Arthur Young's Schriften, daß im Jahre 1811 der Arbeitslohn um 100 pCt., der Weizen um 115, Fleisch um 146, Butter um 140 und Käse um 153 pCt. gestiegen waren. Die Steigerung der Preise des Biers, des Leders und einiger andern Gegenstände erster Nothwendigkeit war noch bedeutender. Uebrigens muß man bemerken, daß die einzigen Klassen, deren Arbeitslohn auf eine dem Preis der Lebensmittel einigermaßen entsprechende Art erhöht wurde, die Ackerbauarbeiter und Handwerker waren. Die Manufakturbevölkerung sah sich in Folge der Dekrete Napoleon's, der Geheimrathsbefehle und der Nonintercourse-Akte **) sehr großen Schwankungen des Arbeitslohns und selbst unerträglichen Entbehrungen ausgesetzt. So erfuhren die Spinner und Weber im Jahre 1812 eine bedeutende Verminderung des Arbeitslohns, während Roggen- und Habermehl, so wie die Kartoffeln, von denen sie hauptsächlich leben, sehr gestiegen waren.

*) Da ausgesprochen war, daß ein Familienvater, der nicht hinreichend gewinne, um seine Familie zu ernähren, zu seinem Erwerb eine gewisse Summe erhalten solle, so heiratheten viele, um diese Summe zu erhalten.

**) Alles dieß bezieht sich theils auf das Kontinentalsystem, theils auf das Benehmen Nordamerikas, um nicht in den Streit zwischen England und Frankreich mit verwickelt zu werden.

Im Jahre 1824 wurden allmälig die mechanischen Webstühle in den Baumwollenmanufakturen allgemein, und diese neue Fabrikationsmethode verminderte die Erzeugungskosten bedeutend: der Verkauf nahm zu, und eben darum konnte man auch einer größeren Anzahl Menschen Arbeit geben, wie vorher; indeß ist es allerdings wahr, daß Diejenigen, welche mit der Hand zu weben fortfuhren, durch die Konkurrenz sehr zu leiden hatten, da man mit einem mechanischen Webstuhl in derselben Zeit dreimal so viel weben kann, als mit einem gewöhnlichen. Indeß ist dieß Uebel nur vorübergehend, während die Vortheile der Maschinen dauernd, ja im Zunehmen sind. Uebrigens ist auch das Uebel dadurch vermindert, daß die Maschinen den Frauen und Kindern der Weber, welche außerdem keine Arbeit gefunden hätten, Beschäftigung verschafften.

Wir wollen ein einziges Beispiel anführen, um zu beweisen, daß die Einführung der Maschinen in der That der Masse der Bevölkerung sehr vortheilhaft war. Die Gemeinde Hyde, im Kirchspiele Stockport, enthielt im Jahre 1801 eine Bevölkerung von 830 S., welche 533 Pfd. 12 Sch. oder 13 Sch. auf den Kopf Armentaxe zahlte. Jetzt zählt diese Gemeinde 7138 E. und zahlt jährlich 834 Pfd. 14 Sch. oder 2 Sch. 3 P. auf den Kopf Armentaxe. Diese Vermehrung ihres Wohlstands dankt sie nur der Einführung der Dampfmaschinen. Der mittlere Verbrauch von Baumwollenzeugen in Großbritannien betrug von 1816 bis 1820 227 Millionen P. jährlich, von 1824 bis 1828 400 Mill. jährlich; jetzt beträgt er 500 Mill. Doch wir wollen jetzt untersuchen, welchen Erfolg diese Fortschritte der Industrie auf die industriellen Klassen ausübten. Wir haben oben die Einnahmen und Ausgaben der arbeitenden Klassen in den neunziger Jahren detaillirt, und kommen nun an ihre jetzige Lage. Nach dieser Nebeneinanderstellung kann man dann leicht den Schluß ziehen.

Im J. 1833 konnte ein Baumwollenspinner in Manchester wöchentlich 19 Pfd. Faden von Nr. 200 fertig machen; diese Arbeit trug ihm rein 42 Sch. 9 P. ein und beschäftigte ihn 69 Stunden. Doch diese Angabe ist im Allgemeinen zu hoch, wir wollen eine mittlere annehmen, wie die in der Session von 1833 zur Untersuchung über den Stand der Manufakturen ernannten Kommissäre sie feststellten. Sie befragten die Frau eines Arbeiters zu Manchester, dessen Arbeitslohn sich auf 35 Sch. in der Woche belief, und sie legte ihnen den wöchentlichen Betrag der Ausgaben für ihre Haushaltung vor, welche aus ihr, ihrem Manne und fünf Kindern bestand, dessen ältestes ein Mädchen von 14 Jahren war. Der wöchentliche Verbrauch belief sich im Durchschnitt auf 18 Sch. 1 P.

Demnach blieben für Kleidung, allenfallsige Krankheiten, Schulunterricht u. s. w. wöchentlich 16 Sch. 11 P. übrig. Das Frühstück besteht gewöhnlich aus einer dicken Milchsuppe mit Roggen- oder Habermehl, Sonntags aus Thee mit Brod und Butter; das Mittagessen an den Arbeitstagen aus Kartoffeln mit Speck und weißem Brod, Sonntags aus Fleisch ohne Butter, Eier oder Pudding; gegen Abend wird ohne Ausnahme Thee und Butterbrod genossen. Das Abendessen besteht aus einem Muß von Hafermehl mit Milch, manchmal aus Kartoffeln und Milch. Am Sonntag kommt noch dazu weißes Brod und Käse, nie aber an Arbeitstagen. Wenn die Eier nur ½ P. das Stück kosten, wird ein Eierkuchen mit Speck gemacht. Diese Familie trinkt weder Bier noch geistige Getränke. Die Wohnung besteht aus 4 Zimmern, zwei in jeder Etage. Ihr Ameublement ist auf das Nothwendigste beschränkt.

Allerdings leben nicht alle Familien so sparsam, es sind aber auch nicht alle mit fünf Kindern belastet, und sind nicht trotz dessen im Stande, wöchentlich 17 Sch. oder 40 Pfd. jährlich zu ersparen. Ueberhaupt kann ein so vereinzeltes Faktum nicht entscheiden. Gewiß ist indeß, daß seit 1827, einer Epoche der Krise und des Unbehagens, die Konsumtion in allen Manufakturstädten Englands bedeutend zugenommen hat. Zu Manchester stieg die Fleischkonsumtion seit 1827 um 30 Proz., die des Thees um 20 Proz., die des Biers um 75, die der gewöhnlichen Zeuge um 80. Der Verbrauch von Kohlen hat sich mehr als verdoppelt, und merkwürdig genug ist zu Glasgow die Konsumtion des Zuckers seit 1827 um 33 Proz. gestiegen. Man erwäge wohl, daß es nicht die wohlhabenden Klassen sind, von denen diese Vermehrung ausging — seit langer Zeit hat ihre Konsumtion das Maximum erreicht — sondern der größern Leichtigkeit, womit die untern Klassen sich diese Gegenstände verschaffen, muß man die vermehrte Konsumtion zuschreiben. Ein noch entscheidenderer Beweis besteht darin, daß im J. 1825 zu Newcastle, abgesehen von den Einlagen in die Sparkassen, 829 Arbeiter Aktien in verschiedenen industriellen Unternehmungen besaßen; zu Manchester betrug die Zahl solcher Aktienbesitzer 2827, zu Berningham 546. Die Zahl der Aktionäre in andern Manufakturdistrikten ist nicht bekannt, doch darf man annehmen, daß sie verhältnißmäßig nicht geringer ist, denn die Wohlhabenheit konzentrirt sich nicht auf einem einzigen Punkte, sondern umfaßt alle Zweige des industriellen Systems.

---

* Verein zur Verhütung des lebendig Begrabenwerdens.

In der Brem. Zeitg. Nr. 191 vom 9. Juli steht folgende Nachricht aus Schleswig, vom 13. Juni:

„Es geht hier das fürchterliche Gerücht, ein „Arbeiter in Husum, der spät am Abend auf „dem Kirchhofe zu thun gehabt, habe Gewim„mer aus einem frischen Grabe gehört. Er „habe sogleich Anzeige davon gemacht, die Nach„grabung sey aber bis zum andern Morgen aus„gesetzt worden, wo man den Begrabenen auf „dem Gesichte liegend, aber todt gefunden. Sollte „wirklich Wahres an diesem so fürchterlichen „Gerüchte seyn? dessen Schauer, wenn es mög„lich ist, noch dadurch gesteigert werden, daß „hinzugesetzt wird, die Beerdigung sey durch die „Armen-Casse besorgt worden."

Einsender Dieses weiß nicht, ob sich Dieses, wie den angeführten Umständen nach leider zu fürchten, bestätigt hat. Man hat aber ohnehin so viele Beweise, daß ein Mensch begraben werden kann, ohne todt zu seyn, daß sie uns dringend auffordern, auf solche Einrichtungen Bedacht zu nehmen, wodurch verhindert wird, daß ein solcher gräßlicher Mord an einem Menschen, vielleicht an uns selbst verübt werden kann. Trifft dieß fürchterliche Schicksal vielleicht nur einen Einzigen unter uns Tausenden, wer sichert Dich, Leser, daß Du nicht gerade dieser Einzige seyest? Alle mit Deiner Familie getroffenen Verabredungen sichern Dich doch nicht völlig. Man hat das Beispiel gehabt, daß ein Scheintodter nach mehreren Wochen wieder aufgewacht ist, und nur die eingetretene Fäulniß ist das gewisse Zeichen des wirklich erfolgten Todes, und ob diese wirklich eingetreten ist, kann nur ein Arzt oder ein in soweit mit der Heilkunde Vertrauter beurtheilen. Wie selten wird aber wohl ein Solcher bei einem erfolgten Todesfall zu Rathe gezogen, und die zu völliger Ueberzeugung gehörige Zeit abgewartet! —

Was helfen Dir nun Deine Schätze, Deine palastähnlichen Häuser, Deine Landgüter oder Deine Equipagen, oder was nützt Dir Dein reich-

liches Auskommen durch ein nützliches Geschäft oder Handwerk, was hilft Dir die erworbene Achtung Deiner Mitbürger, die innige Liebe Deiner Gattinn, Deiner zarten, zu Deiner Freude heranwachsenden Kinder, Leser, wenn Du ausgestreckt und unfähig, ein Glied zu rühren, daliegst, vielleicht sogar hören kannst, wie Deine verlassene, vielleicht durch Deinen Tod in eine schlimmere Lage versetzt werdende Familie Dich unter herzzerschneidendem Jammer in den Sarg legt; wie Deine Freunde mit Wehklagen denselben umringen? Wie wird Dir seyn, wenn man Dein schreckliches Gefängniß mit langen festen Schrauben zuschraubt, wenn Du fortgeschafft und tief in den Schooß der Erde versenkt wirst, wenn die letzten Töne, welche Dein Ohr erreichen, von den auf Deinen Sarg hinabgeworfenen Erdschollen kommen? Wenn Du Dich nun von aller menschlichen Hülfe abgeschnitten weißt, gewiß, einen über alle Vorstellung schrecklichen Tod zu leiden, so qualvoll, wie ihn bei unserer Civilisation nicht der ärgste Verbrecher zu dulden braucht? Oder denke Dir einen völlig bewußtlosen Zustand und wie Du nun im Finstern erwachst, anfangs wähnend, Du liegst in Deinem Bette, nur mit dem Gefühle einer unangenehmen Kälte und eines beengten Zustandes; wie Dir nun nach und nach die fürchterliche Ueberzeugung wird, Du liegst im Sarge, für einen Todten gehalten; wie bald nun auch die anfängliche Hoffnung schwindet, man habe Dich noch nicht ins Grab gesenkt, und Du könnest noch Dein Wieder-Erwachen kund thun, wenn auf Dein ohnmächtiges Klopfen nicht einmal ein hohler Ton erschallt, sondern die festgestampfte Erde jeden Laut dämpft? Welche namenlose Angst wird Dich erfassen, Leser! — Es kann Dich eben so gut treffen wie jeden Andern, und möchten es ihrer noch so wenig seyn! Kannst Du bei solcher Gefahr gleichgültig seyn?

Und doch scheint es fast, als sey der größte Theil der Bewohner Bremens gleichgültig bei derselben.

Einf. Dies. hat früher schon im Unterhaltungsblatt auf diesen Gegenstand aufmerksam gemacht, und vorgeschlagen, es möchten Diejenigen, welche sich für diesen Gegenstand interessiren, freiwillig zusammentreten, um zu berathen, welche Einrichtungen zu treffen seyen, um die Möglichkeit des lebendig Begrabenwerdens zu verhüten, sich auch zu einem Beitrage zu etwaigen Kosten erboten, und zu mehreren freiwilligen Beiträgen, welche die Redactionen des Unterhaltungs-Blatts und des Bürgerfrds. anzunehmen bereit waren, aufgefordert.

Es haben sich hierauf allerdings mehrere und achtbare Männer gemeldet, auch zu namhaften Beiträgen erboten, und dennoch ist die Sache zu keinem Resultate gediehen. Einestheils wohl darum, weil die Verhältnisse des Einsenders keine größere öffentliche Wirksamkeit in dieser Angelegenheit anriethen, anderntheils und vielmehr aber wohl aus der Ursache, weil der Vorschlag gleich anfangs mißverstanden war.

Es ist nämlich nicht die Rede davon, Beiträge zu sammeln, um davon, sobald die Summen zureichen, sogleich eins oder mehrere prachtvolle Leichenhäuser zu bauen. — Gegen diese Leichenhäuser erhoben sich sogleich Stimmen. — Vielleicht konnte es unnöthige Furcht vor unnützen Verschwendungen seyn, zu denen doch Keiner gezwungen war, und von Seiten des Vereins auch niemals gezwungen werden konnte; wahrscheinlicher aber noch waren es Anhänger des noch immer weit und breit verehrten alten Schlendrians, welche auch bei uns sehr zahlreich sind, und die sich eben so gut sträuben würden, wenn die hiesigen übermäßig hohen Ausgaben bei Leichenbegängnissen beschränkt werden sollten, als ihnen der Name eines Leichenhauses zuwider ist. — Nein, davon ist nicht die Rede; sondern nur davon, einen sich für die Sache interessirenden Verein zu stiften, zu berathen, welche Einrichtungen erforderlich sind, und zu etwaigen Versuchen geringe Beiträge oder auch nur die Zusage derselben zu sammeln. Ist kein Leichenhaus nöthig, und kann das Beabsichtigte sonst erreicht werden, um so besser!

Es hieß früher einmal, ein Dresdener habe eine einfache Erfindung zur Verhütung des lebendig Begrabens gemacht, welche darin bestehe, daß über dem eingesenkten und zum Theil wieder geöffneten Sarge eine Art Bretterhaus, welches bis an die Oberfläche des Kirchhofes reicht, gestellt werde. Dieses verhüte das Zusammenfallen der Erde und sey mit einer Glocke versehen, deren Klingelschnur an den Arm des Begrabenen befe-

stigt werde. Bei später erhaltener Ueberzeugung der eingetretenen wirklichen Verwesung, werde der Sarg mit dem gehörigen Deckel versehen und das Grab in der Stille zugeworfen. Würde sich eine solche einfache Erfindung bewähren, wozu dann ein Leichenhaus, mit dessen Benutzung manche Unbequemlichkeiten verknüpft sind, die, besonders bei geringerm Stande, Anstoß geben? Aber bevor nicht ein Verein zusammentritt, der die Sache untersucht, und sich verpflichtet, zu solchen oder sonstigen Einrichtungen sich die Hand zu reichen, und sich zur Benutzung derselben zu verpflichten, kann auch dergleichen niemals ins Leben treten.

Würde sich jene Einrichtung nicht als anwendbar bewähren, würden im ungünstigen Falle auch sonstige zutreffende Verabredungen über das Verfahren bei eintretenden Sterbefällen in den Familien des Vereins sich nicht als zum Ziele führend ausweisen, so würde auch wohl bei einem Verein achtbarer Leute Anstalt zu einem nöthigen Leichenhause gemacht und die Mittel herbeigeschafft werden können. Bis dahin bedarf es aber keiner großen Geldopfer. Werden Beiträge geliefert oder nur zugesagt, wie früher schon geschehen ist, und welche damals zurückgegeben sind, so ist es wünschenswerth. Geringere Ausgaben sind wahrscheinlich jedenfalls erforderlich, und größere Zusagen würden im ungünstigen Falle in Anspruch genommen werden. Ein Verein ist und bleibt aber das Nöthigste.

Das und nichts mehr ist es, wozu abermals Einsender Dieses seine verehrten Mitbürger auffordert. Die Redaction des Bürgerfreundes hat sich abermals erboten, Anmeldungen zu diesem Zwecke, sey es mit oder ohne Zusage oder Lieferung von Beiträgen, entgegen zu nehmen. Die Namen würden, wenn es etwa gewünscht werden sollte, nur den Mitgliedern des sich bildenden Vereins bekannt werden, und etwa baar zu leistende Beiträge ganz ohne Namen bleiben können. Zusagen gelten nur für den ersten Versuch, keineswegs aber für einen jährlichen Beitrag. Sollte sich einer der sich meldenden Herren so für die Sache interessiren, daß derselbe die vorläufige Leitung übernehmen und unter seinem Namen sich um Unterschriften bemühen wolle, was Einsender Dieses, wie gesagt, nicht gut kann, so wäre dieß höchst wünschenswerth, und es würden demselben von der Redaction manche Anleitungen dazu ertheilt werden können. Einsender verpflichtet sich zu seinem früher zugesagten Beitrag und bittet die geehrten Leser dieses Blattes dringend um Beherzigung des Gesagten.

Gottesdienst.

Sonntag, den 17. Juli.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Past. Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Pastor Pauli.....	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Dr. Böckel.....	St. Ansgarii	9 „
Hr. Candidat Menken....	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Candidat Pralle.....	— — —	12 „
Hr. Pastor Iken.....	St. Pauli	9 „
	— — —	1 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 „
Hr. Candidat Toel.....	— — —	1 „
Hr. Candidat Menken....	St. Michaelis	9 „
Kein Gottesdienst	Armenkirche	8 „
Hr. Pastor Probst	St. Johannis	6½ „ Messe
Hr. Vicarius Driver.....	— — —	9 „ Hochamt
	— — —	11 „ Schulpräl.
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8 „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

Anzeige.

Der kleine verbesserte hanseatische **Tedez-Kalender** für das Jahr 1837, der durchgehends in allen Notizen für das Bremer Territorium richtig berechnet ist, hat die Presse verlassen und ist bei allen Herrn Buchbindern und Catharinenstraße Nro. 36 für 2 Groten zu haben. — Auch der kleine **Tafel-Kalender** für das Jahr **1837** hat die Presse verlassen und ist ebendaselbst zu haben.

(Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen".)

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 57.

Bremen, Sonntag den 17. Juli 1836.

Gestorben:

Nro. 688. Den 12. Juli. Beta Duncker, 31 Jahr; Arbeitshaus.

— 689. Den 12. — Des Maurermeisters Werner Frese Sohn, 2¼ Jahr; auf dem Häfen.

— 690. Den 12. — Der Marqueur Friedrich Kirchhoff, 19 Jahr; Dechanatstraße Nro. 15.

— 691. Den 13. — Der Schuhmacher Herm. Hinrich Heuer, 42 Jahr; am Buntenthorssteinwege Nro. 78 A.

— 692. Den 13. — Des Küpers Joh. Wilh. Hildebrandt Tochter, 4 Jahr; Sofatsgang Nr. 5 (Neust.)

— 693. Den 13. — Des Zuckerbäckermeisterknechts Wilh. Borrmann Ehefrau, geb. Huke, 45 Jahr; Catharinenstraße Nro. 25.

— 694. Den 13. — Margar. Elisab. Gatzky, 88 Jahr; Pelzerstraße Nro. 22.

— 695. Den 13. — Des Ard. Heinr. Storck Ehefr., geb. Schwiet, 51 Jahr; Wüstenstätte Nro. 3.

Nro. 696. Den 13. Juli. Der Sprachlehrer Jean Franz Parizot, 71 Jahr; auf dem Häfen Nro. 17.

— 697. Den 14. — Des Cigarrenmachers Henr. Meyne Ehef., geb. Mengler, 36 Jahr; Mühlendamm Nro. 2.

— 698. Den 15. — Des Gürtlermeist. Herm. Friedrich Julius Carl Frucht Ehefrau, geborne Rieke, 27 Jahr; Ansgariithorsstraße Nro. 13.

— 699. Den 15. — Des Packers und Kornaufsehers Carsten Lankenau Ehef., geb. Tietjen, 66 Jahr 4 Mt.; Glockenstraße Nro. 5.

— 700. Den 14. — Des Ard. Berendt Brandt Ehefr., geb. Rutenberg, 50 Jahr; Hastedt Nr. 32.

— 701. Den 14. — Des Stuhlmachers Carl Samuel Meissel Tochter, 19 Jahr; Doventhorsstr. N. 13.

— 702. Den 14. — Des Tabacksfabrikanten Joh. Christ. Müller Tochter (todtgeb.); Tiefer Nro. 10.

Geburten:

Nro. 851. Den 10. Juli. Ein Knabe — außerm Steinthor Nro. 67.

— 852. Den 10. — Des Gastwirths Joh. Friedr. Christ. Waltemath Ehefrau, geb. Rippe, Schlachte Nro. 35; von einem Knaben.

— 853. Den 11. — Des Buchhalters Johann Heinrich Kothe Ehefr., geb. Hattorff, Hohenthorsstr. Nro. 60; von einem Knaben.

— 854. Den 11. — Des Ard. Ernst Friedrich Meyer Ehefrau, geborne Gerstenbüttel, große St. Annenstraße Nro. 75; von einem Mädchen.

— 855. Den 11. — Des Essigfabrikanten Daniel Deetjen Ehefrau, geborne Hafers, Weerder Nro. 49; von einem Knaben.

— 856. Den 11. — Des Lichtziehers Johann Abr. Hockemeyer Ehefrau, geborne Vieregge, große Sanct Johannisstraße Nro. 7; von einem Mädchen.

— 857. Den 12. — Des Kunstgärtners Joh. Chr. Westphal Ehef., geb. Döhle, Bauernstr. Nr. 7; von einem Knaben.

— 858. Den 12. — Des Küpers Joh. Berend Ekelmann Ehefr., geb. Tiemann, gr. Krummenstr. N. 7; von einem Knaben.

Nro. 859. Den 13. Juli. Des Schuhmachers Joh. Friedrich Bartels Ehef., geb. Ulrich, Ertelsgang Nr. 6 (Neustadt); von einem Knaben.

— 860. Den 14. — Des Cigarrenmachers Diedr. Nicol. Fienemann Ehefr., geb. Harnisch, Brautstr. Nro. 28; von einem Mädchen.

— 861. Den 14. — Des Rademachers Ludewig Wrede Ehef., geb. Hasselmeyer, Buntenthorssteinw. Nro. 116; von einem Knaben.

— 862. Den 14. — Des Kahnschiffers Gätje Claußen Ehefrau, geb. Schaub, alt. Steinweg Nr. 4 B; von einem Mädchen.

— 863. Den 14. — Des Conditors Georg August Hinterthür Ehef., geb. Retberg, Sandstr. N. 11; von einem Mädchen.

— 864. Den 14. — Des Schirmfabrikanten Joh. Franz Bernhard Weis Ehef., geb. Eikon, Obernstr. Nro. 51; von einem Knaben.

— 865. Den 14. — Des Kaufmanns Joh. Gottfr. Christ. Friederich Moock Ehefrau, geb. Kampfenkel, Pelzerstraße Nro. 2; von einem Knaben.

— 866. Den 14. — Des Tabacksfabrikanten Joh. Christ. Müller Ehefr., geb. Pundsack, Tiefer N. 10; von einem todten Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 292. Der Maler Anton Friedrich Cramer hieselbst und Margar. Kuhland aus Moyhausen bei Oredesdorff.

— 293. Der Cigarrenmacher Johann Carl Heinr. Corts, oder Cords, am Buntenthorssteinwege und des verstorb. Arbeitsmanns daselbst Adam Erck Wittwe, Marg. Elisab., geb. Rithmöller.

— 294. Der Stuhlmacher Joh. Heinr. August Fien und des verstorb. Ard. Joh. Friedrich Windelken Wittwe, Cathar., geb. Gefken, Beide v. h.

Nro. 295. Der Schmiedemeister Friedrich Hermann Gustav Heinr. Ehlers zu Wildeshausen und Maria Elisabeth Bernett zu Hengsterholz, Gemeine Ganderkesee.

— 296. Der Maler Ernst Friedrich Georg Hörmann und Adelheid Ernsting hieselbst.

— 297. Der Ard. Joh. Christian Hellweg, oder Heilweg, hieselbst und Christine Charlotte Kobbenbrink aus Halle bei Bielefeld.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 58.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 21. Juli 1836.

Umstrahlt von mildem, rosenfarb'nen Glanze,
Wie bei der Abendsonne letztem Glüh'n,
Steht Urda ernst, im düstern Lotuskranze,
Aus dem die Schwestern helle Fäden zieh'n.
Werandi eilt aus ihrem weichen Arme,
Und gaukelt tändelnd um der Quelle Rand,
Nur kurze Zeit — mit stillbewegtem Harme
Reicht sie der Schwester Skulda ihre Hand.

A. Daeves
Mimer's Brunnen.

Das Weltgeheimniß.

Ich saß an Tages Gränzen
Auf einem moosigen Stein,
Da sah ich am Himmel erglänzen
Einen wundervollen Schein.

Darinnen schliefen behäglich
Drei Kinder Arm in Arm,
Und drüber schwebte beweglich
Ein bunter Schmetterlingsschwarm.

Der Abendlüfte Säuseln
Umspielte Stirn und Wang';
Aus gold'nen Haares Kräuseln
Ertönt's wie Liederklang.

Und als ich hinan mich wagte
Zum bunten, farbigen Ring;
Das älteste Kind mich fragte
Nach wundersamem Ding'.

Das Wort so still und schaurig
Ihm von der Lippe floß,
Daß ich, darüber traurig,
Gar manche Thräne vergoß.

Das And're, in der Mitten
Von Zweien armumhegt,
Nach jeder Stunde Tritten
Ein Blatt beiseite legt.

D'rauf es mit schwarzen Nägeln
Ein leuchtend Zeichen schrieb,
Das bei der Tage Kegeln
Sich bog, doch immer blieb.

Das Letzte saß zur Linken,
Es hatt' ein Buch zur Hand,
Worin in schimmerndem Blinken
Ein heiliges Räthsel stand.

Und über das Buch gebogen
Lag manch' Jahrtausend und schlief;

Den Sinn hatte keines erwogen,
Er war einem Jeden zu tief!

Da blüht' in fernem Osten
Eine Blume wunderschön,
Berührte des Himmels Pfosten
Und konnte die Schrift versteh'n.

Und aus der Blum' erklang es
Wie wundersame Mähr',
Und zu den Menschen drang es
Als eine heil'ge Lehr':

»Die Kinder, es sind Geschwister,
Sie sind unendlich alt,
Und ihr geheimes Geflüster
Hat einen tiefen Gehalt.

Doch wer ihn will begreifen,
Der muß, wie Kinder, rein,
Von schimmernd-hellem Reifen
Um die Schläfe bekränzet seyn!«

Ernst Willkomm.

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Fortsetzung.)

Tumanin wohnte auf der Admiralitätsseite in einem großen steinernen Hause, und nahm die ganze zweite Etage ein. Ich ging ziemlich früh hin, und wurde auch ohne Mühe vorgelassen.

„Wer bist Du?“ fing Tumanin an.

„Ich bin der Sohn des Kanzellisten Tschuchin, der einst die Ehre hatte, unter Ihnen zu dienen; er starb gestern in Dürftigkeit und auf seinem Todtenbette trug er mir auf, Sie zu bitten, daß Sie ihn begraben lassen und mein und meiner jungen Schwester Beschützer seyn möchten.“ Bei diesen Worten verbeugte ich mich tief, und setzte mit leiser Stimme hinzu: „Er trug mir auf, Ihnen zu sagen, daß er Ihnen vergebe!“

Auf dem Gesichte Tumanin's glaubte ich Freude über den Tod meines Vaters, als über Befreiung von einem gefährlichen Zeugen, zu erblicken, als ich aber der Verzeihung erwähnte, verfinsterte sich sein Gesicht, er schoß einen wüthenden Blick auf mich, und sagte: „Der gerechte Richter hat nicht die Verzeihung des Verbrechers nöthig, verstehst Du mich? Dein Vater war ein Verbrecher und ich milderte aus christlicher Liebe seine Strafe.“

„Mein Vater war ein rechtlicher Mann, Euer Exellenz, und wenn er fehlte, so geschah es aus Irrthum.“

„Hat Dir vielleicht dein Vater seine Schuld erzählt?“

„Er hat mir Alles genau erzählt.“

Tumanin runzelte furchtbar die Stirn, fuhr mit der Hand darüber, blinzelte mit den Augen, und sagte endlich: „Dein Vater hat gelogen, und seine Schuld auf Andere gewälzt; wenn Du Deine Seele retten willst, so ahme ihm nicht nach, und willst Du nicht sein Schicksal auf dieser Welt theilen, so schweig' und erzähle Niemandem, was er Dir anlog, um unschuldig zu erscheinen.“

In diesem Augenblick trat eine junge, aber in ihrem Blick' und Benehmen kecke, fast freche Frau ins Kabinet, und sagte, ohne Tumanin zu grüßen, mit befehlender Stimme: „Ich nehme den Wagen: ich muß in den Bazar fahren.“

„Ich möchte Dich bitten, zu erlauben, daß ich zuerst zu dem Baron fahre, ich habe ein wichtiges Geschäft bei ihm.“

„Du brauchst jetzt nicht mit Deinem dummen Baron scheinheilig zu thun!“ erwiderte sie zornig, „ich brauche den Wagen sogleich.“

„Besinne Dich, Liebe,“ sagte Tumanin in großer Verlegenheit: „hier ist ein Fremder.“

„Der Teufel hole alle Deine Bettler.“

Ich erröthete, denn Scham und Verdruß brachten mein Blut in Wallung, Tumanin aber erwiderte, ohne die Augen aufzuschlagen: „So nimm den Wagen, liebe Seele, und gehe mit Gott!“

Die Frau wandte sich rasch und ging hinaus, Tumanin aber blieb in seinem Lehnstuhl sitzen, bedeckte die Augen mit den Händen und murmelte etwas vor sich hin. Dann erhob er sich plötzlich und klingelte; ein Lakai trat herein: „Hole mir das große Buch aus meinem Schlafzimmer; oder nein, ich habe es bei Anna Karlowna gelassen,“ sagte Tumanin, ohne mich anzusehen, und setzte sich aufs Neue in seinen Lehnstuhl. Nach einer Minute erschien der Lakai mit einem mächtigen Buche, Tumanin fragte mich, ob ich schreiben könne, und auf meine bejahende Antwort reichte er mir das Buch und eine Feder mit den Worten: „Ich will diktiren; schreibe“: — „Empfangen zum Begräbniß meines armen Vaters...“ Hier hielt er einige Augenblicke inne; — „fünf Rubel.“

Ich schrieb nicht weiter, ein mir bisher unbekannter Stolz stieg in meiner Seele auf, und bei dem Gedanken, daß meine einzige Hoffnung zusammengebrochen sey, regte sich in mir eine Art von Verwegenheit. „Das schreibe ich nicht, und die fünf Rubel nehme ich nicht!“ sagte ich und legte die Feder nieder.

„Wie! reichen etwa fünf Rubel nicht hin, um vier Bretter zusammenzuschlagen?“ fragte Tumanin mit spöttischem Lächeln. „Bettler begräbt man nicht unter dem Baldachin.“

„Ich will meinen Vater nicht unter dem Baldachin, aber ehrlich begraben lassen, und wenn Sie, der ihn zu Grunde gerichtet und ins Grab gestürzt hat, ihn nicht christlich begraben lassen wollen, so finde ich noch gute Leute....“

Tumanin ließ mich nicht ausreden, er sprang auf, stieß mich zur Thüre hinaus, und rief den Dienern: „Jagt diesen Bettler da hinaus! Warte! Du sollst mir keine ruhige Stelle finden.“

Ich hörte nicht, was er weiter sprach: die Lakaien jagten mich hinaus, und ich rannte eilfertigst die Treppe hinab, zum Glück ohne zu fallen. Unten im Hofe stand ein Wagen, und dieselbe Frau, die ich schon oben im Kabinette Tumanin's gesehen hatte, setzte eben den Fuß auf den Wagentritt. Das Gelächter der Lakaien, die mich die Treppe hinabstießen, und mein Sprung veranlaßten sie, sich umzublicken: „Was soll das bedeuten?“ fragte sie.

Ich erröthete, und konnte nicht sprechen; das Schluchzen erstickte meine Stimme. „Beruhige Dich, und sage mir, was ist vorgefallen?“ fuhr sie fort.

Ich faßte mir ein Herz, und erzählte ihr in wenig Worten, weßhalb ich gekommen und wie mich Tumanin behandelt, wobei ich hinzu setzte, mein Vater hätte sterbend erklärt, daß er unschuldig sey, und Tumanin ihn boshaft zu Grunde gerichtet habe.

„Niederträchtiger, schändlicher Heuchler!“ sagte die Frau, vor Zorn erröthend, nahm dann aus ihrem Ridikül ein Bankbillet von 50 Rubeln und fuhr fort: „Geh', mein Junge, nach Hause, laß Deinen Vater begraben, und vergiß die Beleidigung, die Du in diesem Hause erfahren hast.“

Ich wollte der Dame die Hand küssen, und ihr danken, aber sie sprang schnell in den Wagen, der Lakai schloß die Thür, der Kutscher hieb auf die Pferde los, und der Wagen flog hinaus. Ich eilte auf die Straße, aus Furcht, die Lakaien möchten mich verfolgen, und mir mein Geld nehmen: schon war ich mißtrauisch geworden, denn ich hatte die Bosheit der Menschen erfahren. Der Pförtner fegte eben die Straße, ich trat zu ihm und sagte: „Wer ist denn die Dame, die da hinaus fuhr?“ Der Pförtner stemmte sich auf seinen Besen, sah mich an, und antwortete grob: „Was geht das Dich an? Packe Dich Deiner Wege!“ Ich zog einen halben Rubel aus der Tasche, zeigte ihn dem Pförtner, und sagte: „Wenn Du

mir sagst, wer die Dame ist, so gebe ich Dir dieß Geld. Der Pförtner lächelte und sah mich schlau an: „Willst Du die ganze Wahrheit wissen?“

„Versteht sich,“ erwiderte ich.

„Nun, so höre. Diese Dame ist die Schliesserinn des alten Generals, der im zweiten Stock' wohnt; man nennt sie Anna Karlowna, und in ihrem Passe steht, daß sie aus Reval gebürtig, und die Frau eines Flottenunteroffiziers ist. Der vorige Pförtner erzählte mir, sie hätte einige Zeit dem General die Wäsche besorgt, später, als man den Mann im Dienste nach Astrachan schickte, zog sie zu dem General ins Haus und wirthschaftet jetzt hier als Frau. Man sagt, sie streichle den alten Herrn mit Igelshandschuhen. Der alte Herr, siehst Du, hat erwachsene Kinder, die im Dienste sind, und so ist, wie natürlich, zwischen dem Vater und den Kindern Streit wegen Anna Karlowna. Doch, davon weiß ich nichts, und das ist auch für Dein Achtgroschenstück genug.“ Den eigentlichen Sinn der Rede des Pförtners begriff ich damals nicht, sondern war nur froh, den Namen meiner Wohlthäterinn zu kennen, und eilte mit raschem Schritte nach Hause, im Stillen gelobend, jeden Abend für sie zu beten.

An der Thüre kam mir meine Schwester entgegen, unter Thränen lächelnd, und legte mir ein Bankbillet von 100 Rubeln in die Hand. „Erinnerst Du Dich noch, Bruder, des großen Mannes, der uns im Sommer so oft auf der Kräuterstraße und am Ufer begegnete?“

„Der immer vor den Vorübergehenden das Gesicht mit dem Schnupftuch' verbarg, als hätte er Zahnschmerzen, und sich dann vom Weg abwandte?“

„Eben derselbe, er ging diesen Morgen am Hause vorüber, und als er mich an der Bahre sitzen und weinen sah, kam er herein, und fragte mich, wie es gehe. Als ihm Marie sagte, daß wir nicht wüßten, wovon den Vater begraben, und daß Du ausgegangen seyest, um einen Herrn um Geld zu bitten, trat er vor das Heiligenbild, befahl mir hierauf, ihn zum Hinterpförtchen hinauszuführen, und gab mir dann dieß Papier. Marie sagte, daß man dafür viel Geld bekomme.“

Ich trat ins Zimmer, warf mich vor der Leiche auf die Knie, betete inbrünstig, und dankte Gott für die mir gesendete Hülfe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Schiffbruch des „Francis Spaight“.

Der „Star“, ein Journal, welches in Limerick (Ireland) erscheint, enthält in einem seiner jüngsten Blätter die nachfolgende Erzählung eines Schiffbruchs, der unter den vielen furchtbaren Unglücksfällen, von welchen Seeleute heimgesucht wurden, einer der entsetzlichsten ist, und abermals Zeugniß giebt, wie das Gefühl der Selbsterhaltung endlich alle moralische Kraft, Sittlichkeit und höheres Bewußtseyn vernichtet, den Menschen dem wildesten Thiere gleich macht, und alle Schranken zertrümmert, die Vernunft, Gesetz und Civilisation seit Jahrtausenden mühsam erbaut haben. — Der „Francis Spaight“, ein schönes Schiff von 345 Tonnen, beladen mit Bauholz, segelte am 24. November v. J. von St. Johns in Neu-Foundland nach Dublin. Die Mannschaft bestand aus vierzehn Mann (Kapitän und Steuermann mit eingerechnet) und vier Schiffsjungen. Es waren Bootsleute von den Ufern des Shannon, einige aus Kilruff, einer oder zwei aus Foynes, einer aus Tarbert. — Das Wetter konnte nicht schöner seyn in den

ersten zehn Tagen der Reise, dann aber folgten Stürme, durch welche das Schiff gezwungen wurde, vor dem Winde unter einem einzigen Besan-Topsegel zu treiben. — Am dritten Dezember in der dritten Morgenstunde erhob sich auf dem Deck' wildes Geschrei und Verwirrung. Das Schiff, entweder durch die Sorglosigkeit des Steuermanns oder in Folge seiner nachlässigen Beladung, war plötzlich umgeschlagen und lag wie ein Baum auf der hochgehenden See. — Der Morgen war noch nicht gekommen, die schwärzeste Nacht lag auf dem unglücklichen Schiffe, und die Wellen stürzten so furchtbar darüber hin, daß der Kapitän weder die Mannschaft zur Vollziehung seiner Befehle bewegen, noch bei der Lage des Schiffs und bei der schnellen Anfüllung desselben mit Wasser, die Pumpen arbeiten lassen konnte. In weniger als einer Stunde lag der „Francis Spaight" bis an seinen Balken-Enden nieder, und der größte Theil der Mannschaft rettete sich nur, indem sie an der Loofseite hinaufkletterte und sich in das Tauwerk hing; dennoch aber ertranken zwei Matrosen, Patrik Lusak und Patrik Behane, die sich beim Umschlagen im Vorderschiff befanden und über Bord gespült wurden, zugleich auch der Steuermann, William Griffith, der wenige Minuten vorher in das hintere Kabinet gegangen war, welches sich augenblicklich mit Wasser füllte. — Der Kapitän, in Begleitung eines Mannes, Namens Murville, versuchte nach der ersten Bestürzung, den Haupt- und Vordermast zu kappen. Dieß gelang, die Masten stürzten über Bord, die große Kreuzstange folgte ihnen und fast augenblicklich richtete sich jetzt das Schiff auf; sogleich aber sank es, fast ganz mit Wasser gefüllt, unter, und nichts war mehr frei als das Hinterdeck und die Bollwerke. — Es giebt keine schrecksichere und hoffnungslosere Lage, als die der unglücklichen Mannschaft war. Auf dem Verdecke bis an die Knöchel im Wasser stehend mitten in einer Winternacht, vom Sturm umbraust, oder im Tauwerk' hängend und nichts erblickend als Welle an Welle, die über sie hinrollte, kannten sie noch nicht das ganze Schreckliche ihres Zustandes, bis der Anbruch des Tages, den Alle, mit ängstlicher Sehnsucht nach Osten blickend, erwarteten, ihnen dieses enthüllte. Jetzt entdeckten sie, daß ihr ganzer Mundvorrath von den Wellen fortgespült war, und da alle Räume des Schiffes von der See angefüllt waren, besaßen sie kein Mittel, um zu den Süßwasser-Vorräthen zu gelangen. Der Sturm hielt an und der furchtbare Wellenschlag ging jetzt unausgesetzt über die Verdecke, so daß, ihrer Sicherheit sowohl als des Obdachs halber, die Mannschaft sämmtlich in die Kajüte unter dem Hinterdeck' floh. Aber auch hier war Alles voll Wasser. Es gab keine trockene Planke, auf welche sich Jemand setzen oder legen konnte, und die einzige Erleichterung der Unglücklichen blieb es, sich dicht gedrängt zusammen zu stellen, und sich Einer an den Andern zu lehnen. Gegen zehn Uhr Vormittags entdeckte man plötzlich ein Segel im Westen, und eine Zeit lang glaubte man, daß sein Cours sich nähere, allein sie waren zu entfernt, um durch Signale ihre Noth zu schildern, und bald verschwand es aus ihren Blicken. Dieser Tag und der folgende verging ohne die geringste Veränderung des Wetters, erst am dritten milderte sich der Sturm, und diese ganze Zeit über hatten die Schiffbrüchigen in der Cajüte aneinander gelehnt oder an den Schiffswänden gestanden, ohne Ruhe und Schlaf zu finden. — Die größte Qual war Hunger, oder vielmehr ein Zusammenkrampfen des Magens, und Durst; doch Niemand besaß irgend ein denkbares Mittel der Linderung. Es waren funfzehn lebende Wesen und keines hatte seit dem Schiffbruche einen Bissen genossen. Zum Trinken fanden sie in der Jajüte drei Flaschen Wein, die in langen Zeit-

räumen in Weingläsern, fast tropfenweis', ausgetheilt wurden. Zu diesem kam etwas Regenwasser, welches sie anfangs nicht zu sammeln wußten, bis sie sich eine geringe Menge dadurch verschafften, daß sie ein Stück getheertes Segeltuch unter den Sattel des Besan-Mastes hielten. — Sieben Tage nach dem Erscheinen des ersten Schiffes ward ein anderes vom Wetterquartier aus erblickt. Es kam ihnen entgegen, nur vier Meilen nördlich, und die Hoffnungen der Mannschaft lebten auf, ihre Angst verschwand für eine kurze Zeit. Ein Stück Segel ward als Signal am Besan-Mast aufgezogen, der Tag war hell, man mußte das Zeichen erblicken — wenigstens glaubten dieß die unglücklichen Leute — aber das Rettungsschiff entfernte sich, wie das erste, und verschwand schnell ihren Blicken. Jetzt bemächtigte sich Verzweiflung der Mannschaft. Wie sie in den nächsten fünf Tagen ihr Leben fristeten, ist schwer zu erzählen, doch nicht Einer hatte etwas zu essen. Einige bemühten sich, die Hornknöpfe ihrer Jacken zu zermalmen, der einzige Ersatz für Nahrung, den sie besaßen; denn sie hatten eben so wenig Mittel, Fische zu fangen als Vögel, die zuweilen das Schiff umflogen. So schrecklich dieser Zustand war, er ward noch schrecklicher durch das Benehmen der Mannschaft, Einer gegen den Andern. Mit dem steigenden Elend verloren sie alle gegenseitige Nachsicht und Güte, und wurden bis zum äußersten Grade selbstsüchtig und mürrisch. Die Stärkeren verschafften sich gewaltsam einen Platz zum Liegen in der Kajüte und warfen die Schwächeren und Kranken hinaus, um in Nässe und Kälte für sich zu sorgen, wie sie konnten.

Am 19. Dezember, dem sechszehnten Tage seit ihrem Schiffbruch', und seit sie hungerten, versammelten sich mehrere Gruppen auf dem Verdeck', in deren Gesichtern große Aufregung zu lesen war. Das Geheimniß derselben ward noch an diesem Tage aufgeklärt. Als sie Alle zusammen in der Kajüte waren, trat der Kapitän zu ihnen und sprach über ihre verzweifelte Lage. Er sagte ihnen, daß sie jetzt so lange ohne Lebensmittel seyen, daß es über die menschliche Natur gehe, es noch länger zu ertragen, daß sie am Rande des Grabes ständen, und die einzige Frage, welche sie zu entscheiden hätten, die wäre: ob Einer oder Alle sterben sollten? Es scheine gewiß, daß der Tod sie sämmtlich wegraffe, wenn nicht schnell Lebensmittel geschafft werden könnten; stürbe jedoch nur Einer, so möchten die Uebrigen wohl sich erhalten, bis ein Schiff zu Gesicht käme. Seine Meinung sey daher, Einer solle für Alle leiden, und das Loos unter den vier Schiffsjungen entscheiden, da diese keine Familien hätten und sie kein so großer Verlust für ihre Freunde wären als die, welche Weiber und Kinder besäßen, deren Schicksal von ihrer Erhaltung abhinge. — Der Vorschlag des Kapitäns wurde angenommen, das Loos geworfen; es traf einen Knaben, Namens O'Brien. Der arme Junge hörte die Ankündigung, ohne ein Wort zu erwidern. Sein Gesicht war sehr bleich, aber er veränderte keine Miene. Die Männer sagten ihm, daß er sich zum Tode bereiten müsse, und der Kapitän erklärte, daß es am besten sey, ihm die Adern am Arme zu öffnen, damit er sich verblute, wogegen O'Brien keinen Einwand machte. Der Kapitän befahl nun dem Koch John German, die Operation zu vollziehen, indem er ihm vorhielt, daß dieß sein Amt und seine Pflicht sey; allein German verwarf dieß mit Abscheu. Jetzt aber wurde er selbst von seinen Gefährten mit dem Tode bedroht, wenn er bei seiner Weigerung bliebe, und zuletzt verstand er sich dazu.

(Der Beschluß folgt.)

Schlauer Betrug.

In einem Lande, das — wir versichern es auf Manneswort — wirklich auf der Landkarte zu finden, hat sich vor Kurzem folgender Betrug begeben, der vielleicht durch Originalität ausgezeichnet ist; wir sagen vielleicht! denn es wird nachgerade nirgends schwerer, einer Originalität zu begegnen, als bei dem Betruge, der von der Kultur am meisten bevorzugt scheint. Doch ohne Anzüglichkeit weiter! Es liegt eine fast gänzlich verfallene Ruine in jenem Lande, die noch bis heut' den prunkenden Namen: „Schloß B**" hat; dazu gehören 1½ Morgen des steinigsten Ackers, den die Erde aufbringen kann; dieß Wenige Alles gehörte einem armen Bauer, der sich an die Ruine eine Hütte angeklebt hatte, die nur deßhalb nicht bei dem ersten Windstoße zusammen fiel, weil sie von jeglichem Windstoße als zu geringschätzig übersehen wurde. Zu dem niedergeschlagenen Herrn dieses unglücklichen Besitzthums trat ein wohlgekleideter Mann, dessen Wagen unten am Berge hielt, und fragte: „Ist dieß Schloß B**?" — „Ja, mein Herr!" — „Sind Sie der Eigenthümer?" — „Ja, mein Herr!" — „Wollen Sie es verkaufen?" — Nach einer kurzen Pause: „Ja, mein Herr! Aber einen Käufer zu finden, ist ein Kunststück!" — „Nun, ich will's kaufen!" — Eine Pause, die mit der Pantomime des Unglaubens ausgefüllt wurde. „Ganz gewiß!" bestätigte Jener; „ich biete 2000 Thaler." — „Für die Ruine und das Bischen steinigten Acker?" — „Für die Stelle, welche Schloß B** heißt." Der Bauer fällt vor Verwunderung aus den Wolken und in den Himmel hinein; genug aber, das Geschäft kommt zu Stande und am nächsten Tage wird bei einem Notar das Kauf-Instrument aufgesetzt, wobei die 2000 Thaler wohlgezählt dem nächsten Tische anvertraut sind. „Eine Bedingung nur habe ich", spricht der Käufer jetzt zu dem Bauer; „empfangen Sie Ihr Geld, kann es Ihnen ganz gleich seyn, wenn wir in den Kauf-Kontrakt setzen: 200,000 Thaler statt 2000 Thaler." Der Bauer schüttelte zwar sein Haupt, indeß der Notar, der seine Gebühren für die große Summe erhalten soll, spielt den Indifferenten; die Nullen mehr kommen in das Instrument und der vergnügte Bauer trägt seine 2000 Thaler zu dem Verkäufer eines sehr anmuthigen Bauerngehöfts, welches jetzt das seine ist. Der Käufer des Schlosses B** aber geht vierzehn Meilen weiter nach der Hauptstadt des nächsten Landes, und sucht, zur Verbesserung seines für 200,000 Thaler gekauften, bis dahin schuldenfreien Schlosses ein Kapital von 40,000 Thaler zur ersten Hypothek mit fünf Prozent, welche Zins-Summe bekanntlich jetzt eine hohe und schon schwer zu haben ist. Er findet einen Reichen, der die Summe giebt und der Besitzer des Schlosses B** reist eiligst — nach Amerika. Jener Reiche bekommt nach dem ersten Vierteljahr keine Zinsen, er fragt bedenklich den Unterhändler; der schreibt — und erfährt, daß Schloß B** bis dato noch gar nicht in Besitz genommen sey. „Dem Mann muß ein Unglück begegnet seyn, in dem Falle habe ich die ersten Rechte an Schloß B**", spricht freudig der Kreditor, eilt, an Ort und Stelle zu kommen und findet den winzigen Steinhaufen, auch die 1½ Morgen steinigten Bodens sind noch vorhanden; Raums genug, um, wenn Einen der Schlag trifft, gleich da begraben zu werden. Der Kreditor aber belebte die Luft mit einigen Flüchen, düngte die Erde mit einigen Thränen des Aergers, machte den Boden noch etwas härter mit den Fußtritten der Wuth und fuhr dann heim, um sein Lebelang an diese Prellerei zu denken! Ln.

* Brief eines Vormundes an seinen Mündel. *)

Bremen, den ... Juni 182..

Lieber Vetter!

Von der, Dir bewußten Geschäftsreise bin ich im besten Wohlseyn hier wieder angelangt, und fand Deinen lieben Brief vom 25sten v. M., woraus ich Deine dortige glückliche Ankunft vernahm, wie auch, daß Du sogleich bei einem guten Meister in Arbeit gekommen bist.

Nach der bestehenden Zunft-Ordnung ist die Wanderschaft eines Ausgelernten deßwegen, damit er sich in fremden Städten in dem erlernten Gewerbe vervollkommne. Wende daher die Zeit Deiner Wanderschaft gut an, nicht allein um in der practischen und theoretischen Baukunst die besten Fortschritte zu machen, sondern laß es Dein unermüdetes Bestreben seyn, Deinen moralischen und sittlichen Werth immer mehr und mehr zu verbessern, damit Du vor Gott und Menschen angenehm erfunden werdest. Hast Du dieses Ziel erreicht, dann kannst Du mit freiem Blicke eines freien Bürgers in unsern Freistaat wieder eintreten, und ich werde mich doppelt freuen, Dein Vormund gewesen zu seyn. — Du hast keinen Vater und keine Mutter mehr, bist also eine Waise. Es war demnach meine Pflicht als Onkel, mich Deiner anzunehmen. Ich habe dieses gern gethan und der Tag wird einer der fröhlichsten meines Lebens seyn, wo ich Dich an Geist und Körper voll Würde und Kraft bei mir wiedersehen werde. Du befindest Dich jetzt in einer großen Königsstadt, wo Du das Leben und Weben der Menschen ganz anders erblicken wirst als hier. Du kannst es für einen großen Werth schätzen, zwei Dir theure Freunde, deren Umgang Du hier schon sehr geschätzt, dort zu besitzen. Einen wahren Freund zu haben, ist ein Schatz, der mehr als alle Güter dieser Welt zu würdigen ist. Ich kenne diese Deine beiden Freunde; sie sind Deiner Freundschaft werth, benutze ihre Erfahrungen und schließe Dich fest an sie. Vergiß nie den Text, welchen Dein würdiger Geistlicher bei Deiner Confirmation gewählt hatte: „Habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte Dich, daß Du in keine Sünde willigest". Diese göttlichen Worte, verbunden mit den Ermahnungen Deines Seelsorgers, laß unverrückt nicht allein in Deinem Gedächtniß fest eingewurzelt bleiben, sondern strebe danach, sie treu zu befolgen. Sieh alle Menschen, weß Glaubens und Standes sie auch seyn mögen, als Deine Brüder an. Verzeihe gern dem, der Dir wehe thut. Trage in Deinem Herzen und in Deiner Seele die Meister-Worte des Evangeliums: „Was Du willst, das Dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch", und übe diese göttlichen Worte bei jeder vorkommenden Gelegenheit aus. Bewahre in Dir das hohe Gefühl, der Sohn eines Bürgers unsers freien Staats zu seyn, und gebe Zeugniß durch Dein Thun und Lassen, das Du ein freier junger Mann, bescheiden, gesittet und gebildet bist. Fliehe allen Luxus und alle Verschwendungen. Diese Untugenden erniedrigen die Würde der Menschen, indem sie die guten alten Sitten unserer Vorfahren vernichten, Wohlstand in Armuth verwandeln und das ehrbare bürgerliche Leben und die häuslichen Freuden untergraben. Sodann geht der reine Bürgersinn verloren und mit ihm alle Lust, zum Besten des Freistaats beizutragen und für dessen Wohl zu wirken. Die Erziehung der Kinder deren, die in Verschwendung und Uebermuth leben, wird vernachlässiget, und diese Unschuldigen büßen oft für die Schuld ihrer Eltern. — Sey treu und redlich in allen Deinen Handlungen, nachsichtsvoll gegen den Fehlenden, und den Bedrängten stets ein Freund.

Beherzige dieses mein Schreiben mit der Empfänglichkeit Deines Herzens für alles Gute, so ich stets an Dir wahrgenommen habe. Was Dir auch in der Fremde begegnen mag, sey es gut oder böse, theile es mir mit. An Vaterstelle und als Dein Freund will ich Dein Rathgeber und Helfer seyn, so wie ich verbleibe

Dein

Dir wohlwollender Onkel

N. N.

*) Der folgende, vor nicht gar langer Zeit geschriebene, Brief scheint uns, seiner einfachen Moral und der darin enthaltenen Lehren und Lebens-Ansichten wegen, der Veröffentlichung werth.

Die Redaction.

(Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen der Stadt Bremen".)

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 58.

Bremen, Donnerstag den 21. Juli 1836.

Gestorben:

Nro. 703. Den 15. Juli. Des Kaufmanns Friedrich Anton Geyer Tochter, gleich nach der Geburt gestorben; Wachtstraße Nro. 19.

– 704. Den 15. — Der Schlossermeister Johann Heinr. Fehrmann, 44 Jahr; Buchtstraße Nro. 43.

– 705. Den 15. — Der Arb. Friedrich Wilhelm Bielefeld, 47 Jahr; Grünenstraße Nro. 73.

– 706. Den 17. — Des verst. Waarenagenten Just. Werner Dolge Wittwe, geborne Wellinghausen, 74 Jahr; gr. Krummenstraße Nro. 42.

– 707. Den 17. — Des Essigfabrikanten Daniel Deetjen Sohn, 7 Tage; Weerder Nro. 49.

Nro. 708. Den 18. Juli. Der Küper Carsten Scheer, 22 Jahr; Schwanenstraße Nro. 36.

— 709. Den 18. — Der Arb. Friedrich Chr. Hencke, 62 Jahr; Marterburg Nro. 1.

— 710. Den 18. — Der Schneider Heinrich Wilhelm Vollbracht, 28 Jahr; Osterstraße Nro. 5.

— 711. Den 18. — Der Lootse Albert Stegemann, 63 Jahr; gr. Krummenstraße Nro. 15.

— 712. Den 19. — Des Gastwirths Hermann Gottlieb Schmidt Tochter (todtgeb.); Osterthorssteinweg Nro. 38.

Gebuurten:

Nro. 867. Den 13. Juli. Des Kimkermeisters Hinr. Brummerhop Ehef., geb. Kropp, Obernstr. Nr. 36 (Vorstadt); von einem Mädchen.

– 868. Den 13. — Des Schneidermeisters Carl Joseph Kapsch Ehefr., geb. Kuhlmann, Neuenstraße Nro. 6; von einem Knaben.

– 869. Den 14. — Des Schuhmachers Chr. Friedrich August Zimmermann Ehef., geb. Mittelstein, gr. St. Johannisstraße Nro. 103; v. e. M.

– 870. Den 14. — Des Kaufmanns Jürgen Lira Bohlens Ehef., geb. Bastian, Langenstr. Nr. 84; von einem Mädchen.

– 871. Den 14. — Ein Knabe — kleine Krankenstraße Nro. 4.

– 872. Den 14. — Des Fuhrmanns Joh. Heinr. Meyer Ehefr., geb. Röpke, gr. St. Johannisstraße Nro. 73; von einem Mädchen.

– 873 und 874. Den 15. — Des Kaufmanns Friedrich Anton Geyer Ehefr., geb. Kopitzch, Wachtstraße Nro. 19; von Zwillingen, einem Knaben und einem Mädchen.

– 875. Den 15. — Des Oekonomen am Werkhause Joh. Heinr. Berckling Ehef., geb. Tolle, Stephanikirchhof Nro. 1; von einem Mädchen.

Nro. 876. Den 15. Juli. Des Stuhlmachers Anton Eden Ehefrau, geb. Haveland, gr. St. Johannisstraße Nro. 181; von einem Mädchen.

— 877. Den 15. — Des Cigarrenmachers Franz Moritz Kuhlmann Ehefrau, geb. Potthas, hinterm Paulsberg Nro. 75; von einem Knaben.

— 878. Den 15. — Des Arb. Chr. Heinr. Ricke Ehef., geb. Bredhorst, Fedelhören Nro. 26; v. e. K.

— 879. Den 16. — Des Blechenschlägermeist. Hermann Conrad Dehne Ehefr., geb. Lohmüller, Faulenstraße Nro. 14; von einem Mädchen.

— 880. Den 16. — Ein Mädchen — Hastedt Nr. 77.

— 881. Den 17. — Des Arb. Hinr. Ludwig Klusmeyer Ehef., geb. Wurtmann, Buntenthorssteinweg Nro. 162; von einem Knaben.

— 882. Den 17. — Des Seidenfärbers Johann Heinr. Haake Ehef., geb. Otto, Neustadtsdeich N. 55; von einem Knaben.

— 883. Den 19. — Des Gastwirths Hermann Gottlieb Schmidt Ehefr., geb. Wienroth, Osterthorssteinweg Nro. 38; von einem todten Mädchen.

— 884. Des Arb. Joh. Wiegmann Ehefrau, geb. Schumacher, hinterm Abbenthorswall Nro. 35; von einem Mädchen.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 59.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 24. Juli 1836.

Den nicht Erschaffenen, den Einzigen,
Der Allem Alles ist, den Einzigen,
Den Ersten, den, Geschöpfe, betet an!

Gleim.

Hymne.

Tönt Saiten dem Allmächtigen, Allweisen,
Ihm, den der Seraphim Gesänge preisen!
Auf dessen Wink in ew'gen Harmonien
Sich Welten dreh'n und Sonnenheere glühen.

Wie gros und herrlich sind all' seine Werke!
— Die Spiegel seiner Weisheit, Lieb' und Stärke; —
Der Wurm im Staub', der Baum in seiner Blüthe
Verkünden seine Vaterhuld und Güte.

Anbetung dir, du Lenker meiner Tage!
Anbetung dir und Preis in Wonn' und Klage!
Auf Menschen nicht, auf dich nur will ich bauen,
Du führst dein Kind vom Glauben einst zum Schauen.

R. Köhler.

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Fortsetzung.)

Mein Vater hatte mich gelehrt, was er selbst wußte: Lesen, Schreiben und Rechnen; ich hatte eine schöne Hand, schrieb ziemlich regelrecht, und war im Rechnen sehr erfahren. Der Inhaber eines benachbarten Kleinhandels, für den mein Vater die Rechenbücher führte, und sich dadurch ein dürftiges Unterkommen erwarb, verschaffte mir eine Schreiberstelle im Comptoir eines Branntweinschankpächters *) mit jährlich 200 Rubeln Gehalt, wofür ich täglich acht Stunden arbeiten

*) Der Branntweinhandel ist in Rußland Regal.

mußte. Seit drittehalb Jahren hatte ich die Stelle versehen, und den Gehalt meinem Vater gegeben. Der Tod des Letztern hielt mich einige Tage zu Hause, ich benachrichtigte jedoch meinen Vorstand von der Ursache meines Wegbleibens. Als ich meinen Vater begraben hatte, bewirthete ich meine Nachbarn und Nachbarinnen, die, als sie erfuhren, daß ich Geld erhalten hätte, zusammenkamen, um sich des Verstorbenen zu erinnern. Am fünften Tage ging ich, wie früher, wieder nach dem Comptoir, wo mir der Diener sagte, ich möchte, ohne an die Arbeit zu gehen, zu dem Vorstand kommen. Mir keiner Schuld bewußt, ging ich dahin.

Der Vorstand lag auf einem Diwan, eine Pfeife im Munde, eine große Tasse mit Thee stand auf dem Tische. Ein mächtiger Pudel rannte bellend auf mich zu, und nöthigte mich, hinter einem Stuhle mich zu schützen. Der Vorstand brachte endlich den Hund zur Ruhe, und rief mich zu sich: „Bist Du Tschuchin?“ fragte er. Auf meine bejahende Antwort fuhr er fort: „Seit wie lange dienst Du im Comptoir?“

„Seit zwei Jahren.“

„Von heute an bist Du entlassen. Laß Dir vom Kassier den Rest Deines Gehalts auszahlen, und gehe mit Gott!“

„Geruhen Euer Hochwohlgeboren, womit habe ich diese Ungnade verdient? Ich bin zum Erstenmale fünf Tage vom Comptoir weggeblieben, weil ich meinen Vater begraben mußte. Früher war ich immer der Erste bei der Arbeit, und der Letzte beim Weggehen. Erlaubt mir, Euch zu bitten . . .“

„Das hilft Alles nichts. Solche Leute, wie Du, kann ich nicht auf dem Comptoir haben. Danke Gott, daß Du nicht in den Thurm oder gar nach Sibirien kommst.“

„Erlauben mir Euer Hochwohlgeboren zu bemerken, ob nicht ein Irrthum vorwaltet . . . Vielleicht hat ein anderer Tschuchin irgend etwas Schlimmes gethan. Ich habe nichts Unrechtes begangen, und mein Gewissen ist rein.“

„Hast Du nicht den wirklichen Staatsrath Tumanin um Unterstützung gebeten?“

„Das that ich in Auftrag meines sterbenden Vaters und aus Noth — in der Meinung, ich hätte ein Recht dazu, jetzt aber bereue ich . . . .“

„Späte Reue, . . . wenn man um Almosen bittet, soll man wenigstens nicht stehlen.“

„Stehlen! Verzeiht, Euer Hochwohlgeboren.“ Mein Blut kochte und ich zitterte am ganzen Körper vor Unwillen. „Stehlen!“ rief ich aus.

„O ich sehe, Du bist ein ausgemachter Schurke!“ sagte er mit höhnischem Lächeln. „Du verstehst es aus dem Grunde, Dich unschuldig zu stellen. Aber hier ist der Brief Tumanin's, welcher mich benachrichtigt, daß Du zu ihm gekommen bist, ihn um Unterstützung gebeten und zugleich von seinem Tische eine Brieftasche gestohlen hast.“

„Lüge und Verläumdung!“ schrie ich wüthend; „und wenn ich vor Hunger hätte sterben sollen, hätte ich mich nicht so erniedrigt. Tumanin hat durch Verläumdung meinen Vater zu Grunde gerichtet, und will auch mich zu Grunde richten. Ich entlarve den Schurken.“

„Schweig!“ schrie mit drohender Stimme der Vorstand, sprang vom Sopha auf und warf mir einen wüthenden Blick zu. „Schweig, oder ich laß Dich augenblicklich schließen und schicke Dich auf die Polizei. Taugenichts, Du solltest den Staub von den Füßen Tumanin's lecken, dafür daß er Dir verzeiht, und mich bittet, die Sache nicht weiter zu untersuchen, sondern Dich bloß ohne Attestat aus dem Dienste zu schicken. Das ist die geringste Strafe! Und Du wagst es, diesen tugendhaften Mann, diesen exemplarischen

Christen zu beschuldigen! Kennst Du auch die ganze Abscheulichkeit Deines Vergehens? Du hast 200 Rubel gestohlen, aber ein einziger gestohlener Groschen brandmarkt einen Menschen auf Lebenszeit, und verbannt ihn aus der Gesellschaft ehrlicher Menschen . . . Fort von hier! — Aus meinen Augen! . . ."

Diese so kränkenden Worte, der Verdacht eines so schmählichen Verbrechens kränkten mich in der tiefsten Seele, und versetzten mich in eine Art stummer Wuth. Ich wollte sprechen, und vermochte es nicht, meine Fäuste ballten sich krampfhaft, der Athem stockte, mir flimmerte es vor den Augen, und meine Zähne knirschten, — ich stieß einen unverständlichen Ton aus.

„Fort!" brüllte der Vorstand, stand vom Sopha auf und schwang das Pfeifenrohr gegen mich. Der Hund sprang bellend auf mich los. Ich dachte nicht daran, mich zu vertheidigen, sondern stand wie versteinert, und starrte unbeweglich den Vorstand an. Dieser aber stieß mich zur Thür hinaus und maschinenmäßig lief ich die Treppe hinab und hinaus auf die Straße, wo ich bewußtlos niedersank.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einer Branntweinschenke, im Zimmer des Schenkwirths. Meine Hand war verbunden, man ließ mir zur Ader, und rettete mich dadurch vom Schlage. Der Schenkwirth erzählte mir, daß er Geschäfte halber zum Vorstande gegangen sey, und mich mitten unter einem Haufen Neugieriger besinnungslos auf der Straße liegen gefunden habe; da er mich als einen Schreiber des Comptoirs anerkannt, so hätte er mich zu einem vorüberfahrenden Schlitten getragen und nach seinem Hause führen lassen. Ich erzählte ihm nun unter Thränen meine Geschichte, und betheuerte meine Unschuld, als ich aber hinzusetzte, daß ich von Tumanin Genugthuung für die erlittene Beleidigung und Beweis seiner Verläumdung fordern, und zur Veröffentlichung seiner Schändlichkeit die Revision des Prozesses meines verstorbenen Vaters nachsuchen wolle, sagte der Schenkwirth, welcher meine Lage lebhaft bedauerte: „Laß das bleiben, wenn Du nicht noch tiefer ins Unglück kommen willst. Du kennst das Sprüchwort: mit den Mächtigen soll man nicht streiten, und Reichen soll man's nicht gleichthun wollen. Wer wird Dich anhören, und wer Dir glauben? Du bist nicht der Erste und nicht der Letzte, der ohne Schuld schuldig ist. Im Gegentheile: verstecke Dich vor Deinem Feinde, und vermeide alle Gelegenheit, ihm in den Weg zu kommen. Ihm glaubt man aufs Wort, Du wirst, wenn Du auch schwörst, Niemanden überzeugen. Nimm ein Beispiel an unserm Vorstande. Du sagst, er habe Dir eine Predigt über die Ehrlichkeit gehalten. Das ist die rechte Höhe. Heute noch hat er mir erklärt, wenn wir Schenkwirthe ihm nicht zum neuen Jahre 50,000 Rubel schenkten, so jage er uns Alle fort, und verleihe die Schenkhäuser an Andere. Merke wohl, das ist kein Diebstahl, sondern der Lohn für seine Mühe; ein ehrlicher Gewinn. Laß diese Herren in Ruhe, Bruder. Wie können wir mit ihnen prozessiren! Eine Hand wäscht die Andere, dann sind sie beide weiß, und zwischen die Thür soll man den Finger nicht stecken."

Noch Manches sagte mir der gute Schenkwirth, um mich zu beruhigen, gab mir dann zehn Rubel, und ließ mich mit seinem Pferde nach Hause bringen; „kannst Du es mir zurückgeben, so thue es, wo nicht, so wird Gott es mir vergelten!"

Ich war nun ohne Brod und der Winter vor der Thür, diese Zeit der Belustigungen und Genüsse für die Reichen, aber eine schwere Zeit für die Armen, die mit Hunger und Kälte zu kämpfen haben. Mein Geldvorrath schwand, und

ich hatte keine Hoffnung, Etwas zu erwerben. Meine Zeit vertrieb ich mir theils mit häuslichen Arbeiten, theils mit Lesen, was ich leidenschaftlich trieb, und wozu mir ein junger Freund die Mittel verschaffte. Als wir eines Abends beisammen saßen und unser spärliches Mahl, nämlich Schwarzbrod und Salz, verzehrten, klopfte Etwas ans Fenster. Als wir öffneten, trat ein Mann in einem schönen Oberrock und einer Bibermütze ein. Meine Schwester und ich standen auf und verbeugten uns, er setzte sich an den Tisch, und nachdem er uns eine Zeit lang schweigend beobachtet hatte, sagte er mit Einemmale: „Habt Ihr nichts Anderes zu essen?"

„Wir danken Gott auch dafür, und bitten ihn um unser tägliches Brod," entgegnete ich.

Der Unbekannte schüttelte leicht den Kopf, seufzte und wurde nachdenklich. Ich wagte nicht, sein Schweigen zu unterbrechen, suchte aber ihm ins Gesicht zu sehen, das durch seinen Rockkragen fast ganz verdeckt war. Plötzlich blickte er auf, und nun flüsterte mir meine Schwester zu: „Das ist derselbe Herr, der mir das viele Geld schenkte." Ich blickte ihn genauer an, und erkannte jetzt den Mann, dem wir mehrmal auf unsern einsamen Spaziergängen begegnet waren, und der immer so sorgfältig die Blicke der Menschen gemieden, sich abgewendet, oder sein Gesicht versteckt hatte. Ich faßte schnell seine Hand, küßte sie mit Inbrunst, und rief meiner Schwester: „Lisa, danke auch Du unserem Wohlthäter!" Die Aeußerung schien ihm zu mißfallen, er zog die Hand zurück und sagte unwillig: „Hört auf, ich liebe das nicht!" Wir traten schweigend zur Seite, konnten jedoch unsere Freudenthränen nicht zurückhalten.

„Es ist genug geweint," sagte der Unbekannte freundlich, indem er seine Stimme zu mildern suchte. Er fragte mich aus über meine Mittel zum Fortkommen, über meine Beschäftigungen und meine Familie; meine Erzählung schien ihn zu rühren. Er sah mich an, als wolle er mir mit dem Blicke in die Seele dringen, und als ich geendigt hatte, sagte er: „Danke Gott, daß er Dich vor Versuchung bewahrte: Noth und Ueberfluß, Erniedrigung und unbeschränkte Freiheit führen leicht zum Verbrechen." Bei diesen Worten seufzte er tief, ließ den Kopf auf die Brust sinken und schwieg.

„Zeige mir Deine Schrift," fuhr er endlich fort, sich wieder ermannend. Ich holte einige Hefte, wo ich Auszüge und einzelne Ideen niedergeschrieben hatte, gab sie ihm und sagte: „Das ist schnell geschrieben, sonst schreibe ich schon besser."

„Die Schrift ist gut!" sagte er, stand dann auf, legte fünf Silberrubel auf den Tisch und setzte hinzu: „Hier ist Etwas fürs Erstemal, Kinder! bei Euch ist's kalt, kauft Euch Holz und Fleisch. In einigen Tagen komme ich wieder und verschaffe Dir Arbeit, Weniamin. Lebt wohl."

Er ging nach der Thür, ich vertrat ihm aber den Weg, dankte ihm von ganzem Herzen und sagte: „Laßt uns doch wissen, wem wir zu danken verpflichtet sind!"

„Das braucht Ihr gar nicht zu wissen," versetzte er mit sichtlichem Aerger, und entfernte sich schnell.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Schiffbruch des „Francis Spaight".

(Beschluß.)

O'Brien zog seine Jacke aus, ohne zu warten, bis dieß gefordert wurde, und nachdem er das Schiffsvolk gebeten hatte, wenn Einer von ihnen die Heimath erreichen sollte, seiner armen Mutter zu melden, wie es ihm gegangen, streckte er seinen rechten Arm aus. Der Koch schnitt ihm nun mit einem kleinen Messer zwei Mal die Adern

durch, allein es kam kein Blut, und dieß erzeugte unter den Leuten eine große Unschlüssigkeit, was nun zu thun sey? Sie wurden durch den Knaben selbst davon befreit, der sogleich den Koch bat, ihm das Messer zu geben, weil er nicht wünsche, daß Jener ihm noch mehr Qualen verursache. Als er das Messer hatte, versuchte er, sich selbst die Ader zu öffnen, und als der Kapitän ihm empfahl, den linken Arm zu nehmen, that er dieß ohne Weiteres. Er stach nun mit der Spitze des Messers in die Biegung des Ellenbogens, wie der Chirurg thut, aber gleich dem Koche, brachte auch er kein Blut. Eine tiefe Bestürzung ergriff jetzt Alle, aber nach einer oder zwei Minuten sagte der Kapitän: „Das Alles ist nutzlos, es ist besser, ihm mit einem Male den Hals abschneiden“, und Viele stimmten diesem Vorschlage bei. O'Brien aber blickte zuerst wild umher und bat sehr, dieß nicht an ihm zu thun. Man möge ihm nur ein wenig Zeit lassen, sagte er, er sey kalt und schwach; allein wenn man ihn ein wenig niederlegen und schlafen lassen wolle, würde er warm werden und freiwillig sich verbluten. Dieser Bitte folgte eine Meinungsverschiedenheit der Mannschaft, bis der Kapitän kurz darauf sagte, es wäre nutzlos, den Knaben diesen Schmerzensweg zu schicken, besser sey es, mit einem Male ihn fest zu halten und vom Koch' die Kehle zerschneiden zu lassen. — O'Brien, jetzt aufgeregt und zum Aeußersten getrieben, schien sich zum Widerstande zu bereiten, und erklärte, er wolle dieß nicht dulden. Der Erste, der ihn angriffe, solle Leid von ihm erfahren und könne er nicht eher, wolle er ihn als Geist nach seinem (O'Brien's) Tode plagen. Der arme Knabe wurde aber dennoch trotz seines Widerstrebens niedergerissen und der Koch abermals herbeigerufen, ihm die Kehle abzuschneiden. Jetzt aber widersetzte sich John German noch entschiedener als vorher, und ein neuer heftiger Auftritt begann. Doch schwach, und sein eigenes Leben statt O'Brien's verloren sehend, wenn er bei seiner Weigerung verharre, gab er zuletzt ihren Drohungen nach. Einige brachten ihm jetzt ein großes Käsemesser, das auf dem Hinterdeck' gefunden war, und dieß statt des Einlegemessers, welches er zuerst benutzte, ergreifend, stand er bleich und zitternd über O'Brien, der noch immer heftige Anstrengungen machte, um von denen sich zu befreien, die ihn festhielten. Einer von diesen legte das Segel, in welchem der Regen gesammelt wurde, unter das Genick des Knaben, um das Blut aufzufangen und Andere schrien dem Koch' zu, seine Schuldigkeit zu thun. Der mit Abscheu erfüllte Mann versuchte wieder und wieder, den Todesstreich kühn zu vollbringen, wenn er aber in des Knaben Auge sah, sank ihm das Herz, und er warf bittende Blicke auf die entmenschten Matrosen, deren Geschrei und Drohungen laut den Tod forderten. Endlich machte er eine verzweifelte Anstrengung — ein kurzer angstvoller Kampf, und O'Brien war nicht mehr.

Sobald dieser schreckliche Akt vollzogen war, wurde das Blut unter die Mannschaft vertheilt, doch Einige, unter welchen Mahony, der später diesen Bericht gab, sich befand, weigerten sich, es zu trinken. Die Matrosen warfen sich nun auf den erkaltenden Körper, trennten die Glieder und hingen den untern Theil über dem Schiff' auf, während Stücke des obern sogleich vertheilt wurden. Ein Zittern, dessen Grund in der menschlichen Natur liegt, befiel Mehrere, die Zeugen des Entsetzlichen gewesen waren; allein ein nagender, unwiderstehlicher Hunger kam über sie, als sie das schreckliche Mahl vor sich ausgebreitet sahen, und meist Alle, selbst die durch das Schicksal ihres Gefährten und durch den Blick in die Zukunft am meisten unzufriedenen Schiffsjungen, genossen mehr oder weniger davon.

Dieß war der Abend des sechzehnten Tages. Sie aßen noch spät und Einige mit großer Gier; nun aber ward der Durst, der bis dahin wenigstens erträglich war, zur verzehrenden Qual. Das Blut des Knaben vermochte nicht, ihn zu löschen, und als nichts mehr davon vorhanden, tranken sie Seewasser, welches die Pein nur erhöhte. Dann legten sie sich zur Ruhe, aber Mehrere wurden rasend und ihre Fieberreden, ihr wildes Gelächter machte die entsetzliche Nacht noch schrecklicher. Am Morgen war besonders der Koch zum Tode krank. Seine Augen waren entzündet und gläsern starr, seine Sprache verwirrt und ohne Zusammenhang; fast beständig schlug er auf seinen Körper und hatte öftere Anfälle von Wuth. — Dieser Zustand währte die folgende Nacht über; in der Frühe aber, als sein Ende zu nahen schien, wurden ihm die Halsadern durchschnitten und sein Blut abgezapft. Dieß war der zweite Getödtete. In der Nacht dieses Tages wurde Michel Behade toll, und am nächsten Morgen der Schiffsjunge Georg Burns. Sie waren Beide so rasend, daß die Mannschaft sie binden mußte; endlich aber wurde dem Schiffsjungen, wie dem Koch', der Hals durchschnitten und Blut gesammelt. Die Scenen der Wuth, der Verzweiflung, der Raserei, die auf dem unglücklichen Schiffe vorfielen, beschreibt keine Feder. Alle Bande waren aufgelöst, die Menschlichkeit gänzlich vergessen, mit Blut und Mord die Tigergefühle genährt, welche Alle erfüllten. Michel Behade starb unerwartet, sonst würde sein Schicksal das der Uebrigen gewesen seyn.

Am nächsten Morgen kam der Kapitän vom Deck' und erklärte, er fühle sich so schwach und erschöpft, daß er nicht länger seinen Ausspähe-Platz oben einnehmen könnte und daher wünsche, ein Anderer möge an seine Stelle treten. Harrington und Mahony stiegen daher bald hinauf, und der Letztere glaubte ein Segel zu entdecken. Er stieß einen Freudenruf aus, nach welchem alle Uebrigen heraufkamen. Ein Schiff war klar zu erkennen, und augenscheinlich nahm es seinen Cours auf sie zu. Signale wurden nun so schnell aufgezogen, als die Schwäche der Ueberlebenden es gestatten wollte, und als das Schiff sich so weit genähert hatte, daß man sich zurufen konnte, war ihre Furcht, daß es sich gleich dem ersten wieder entfernen möchte, so groß, daß sie die Füße und Hände O'Brien's aufhoben, und dem Schiff entgegenstreckten, um Mitleid zu erregen. — Es erwies sich als die »Agenora«, deren Kapitän ein Amerikaner. Es setzte sogleich ein Boot zu ihrem Beistande aus; allein das Wetter war in diesem Augenblick so rauh und die Furcht, daß das Schiff weiter segeln möchte, so groß, daß die Mannschaft nackt und bloß ihm entgegen stürzte. Endlich waren die Geretteten am Bord der »Agenora«, wo ihr Schicksal die größte Rührung und Theilnahme erweckte, und sie mit der zartesten Aufmerksamkeit behandelt und am Leben erhalten wurden.

T. M.

Anekdote von Kosciuszko.

Als sich Kosciuszko in Paris aufhielt, sah er außer der Familie Zeltner am häufigsten die geistreiche Generalinn Fiszer, die Wittwe seines ehemaligen Adjutanten, mit der er sich in seiner Muttersprache oft und gern von Polen unterhielt. Später war er fast alle Abende auf eine Tasse Thee ihr Gast, und alle in Paris anwesende Polen reiheten sich alsdann um ihren großen Feldherrn herum. Wer Kosciuszko zu sehen, und zu kennen verlangte, ließ sich bei Madame Fiszer vorstellen. Als er eines Abends bei derselben eintrat, kam sie ihm mit der Nachricht entgegen, er werde sehr bald eine äußerst interessante Frau zu bewundern Gelegenheit haben, die nichts sehnlicher wünsche, als ihn kennen zu lernen. „A la bonne

heure, wenn es nur keine gelehrte Frau ist," fällt Kosciuszko in das Wort, „denn ich habe eine unwillkürliche Abneigung gegen gelehrte Weiber." — „Allerdings ist es eine Gelehrte, und zwar die erste, welche Frankreichs literarische Welt kennt — Madame de Staël - Holstein." Bei diesen Worten griff Kosciuszko nach seinem Hute und verließ, mit ein paar verbindlichen Worten sich empfehlend, in großer Eile das Haus. Frau von Fiszer hatte Offenheit genug, als die auf den Abend sich freuende Frau von Staël erschien, ihr unter Scherzen den Hergang der Sache zu erzählen. Obgleich Letztere, deren Haupttugend nach dem Zeugniß Aller, die sie persönlich kannten, Bescheidenheit nicht war, anfangs etwas betroffen darüber zu seyn schien, lag es doch nicht in ihrem Charakter, einen gefaßten Plan bei dem ersten Mißlingen aufzugeben. Sie lud sich daher selbst wieder auf den Abend des kommenden Tages ein, und bat die Wirthinn des Hauses dringend, dem General nichts davon wissen zu lassen. „Der Sonderling will vielleicht gern überrascht seyn," setzte sie hinzu und zog sich bald darauf zurück. Des andern Tages mochte Kosciuszko etwa seit einer halben Stunde seinen gewöhnlichen Besuch abgestattet haben, und befand sich gerade mit einigen seiner Landsleute im Gesellschaftszimmer, als Frau von Staël unangemeldet eintrat. Nach den bei der Präsentation üblichen Höflichkeitsformeln ging sie mit der ihr angebornen Lebhaftigkeit auf Kosciuszko zu, sagte ihm eine Menge Schmeichelhaftes, und endigte mit den Worten: „Mon général, racontez-moi votre histoire, racontez-nous les principaux événements de la révolution de Pologne!" *) Ohne im Geringsten außer Fassung zu kommen, gab er die lakonische Antwort: „Madame, je l'ai faite, mais je ne sais pas la raconter." *) Gleichwohl wird in jeder andern Beziehung die gesellige Liebenswürdigkeit und feine Galanterie des Polnischen Helden gerühmt.

*) »Mein General, erzählen Sie mir Ihre Geschichte, theilen Sie mir die hauptsächlichsten Begebenheiten der Polnischen Revolution mit.«

*) »Madame, ich habe sie gemacht (wörtlich), aber ich weiß sie nicht zu erzählen.«

Warnung.

Von Berlin aus ist neulich ein merkwürdiger Betrug ausgeführt worden, der erzählt zu werden verdient, weil wohl noch Manche in gleicher Weise zu täuschen wären, und nun gewarnt seyn können. Es zeigte ein Herr Jemand einem reichen Lederhändler am Rheine an, er habe in Berlin ein Banquier-Geschäft begonnen und empfehle sich ihm zu Aufträgen, im Falle er hier Zahlungen für Einkäufe und dergleichen zu machen hätte. Er eröffne besagtem Lederhändler, als einem anerkannt guten Hause, gern einen Kredit von 15,000 bis 20,000 Thlr. Der Lederhändler, sehr erfreut über die Ehre, die damit seiner Reellität erzeigt wird, bedankt sich, bemerkt indeß, seine Fonds wären hinlänglich, doch würde er jede Gelegenheit zu einer Geschäfts-Verbindung mit Vergnügen ergreifen. Ein Paar Monate später macht ein anderer Jemand bei dem Lederhändler eine Bestellung bis zur Summe von 30,000 Thaler und beruft sich, in Betreff seiner Sicherheit, auf den ersten Jemand. Ei, denkt der Lederhändler, ein Haus, das mir einen solchen Kredit anbot und nun diesen Käufer empfiehlt — da giebt's gar keinen Anstoß! Er liefert das Verlangte, es kommt an, beide Jemand's verkaufen die Waare zu einem Preise, der unerhört ist, also leicht Abnehmer herbeizieht; mit dem gelösten Gelde aber ziehen sie ab und werden nun mit Steckbriefen verfolgt, denen wir die beste Wirkung wünschen, da die Betheiligten auch noch andere Betrügereien ausge-

führt haben, bei denen Familien um ihr ganzes bischen Habe gekommen sind.

Aus der Theaterwelt.

„Auf dem Theater in Schweidnitz gastirte vor Kurzem ein Herr Kanapée als Carl Ruf in der „Schachmaschine"; mit ihm zugleich ließ sich eine Madame Stuhl aus Magdeburg als Klavierspielerinn hören; nun spielt ein Herr Sessselmann vom Darmstädter Hoftheater in Berlin und singt den Osmin in „Belmont und Constanze". Wenn der gute Geschmack in Deutschland jetzt noch nicht Sitz faßt, so ist es um ihn geschehen."

An Fräulein Caroline Bauer, die sich gegenwärtig in Leipzig befindet, hat ein Breslauer Poet, während ihrer letzten Gastspiele auf dem dortigen Theater, folgende, eben so sonderbare, als galante Verse gerichtet:

»Mir scheinet der ein weltentlauf'ner Auer,
Ein Eber, der nur wetzet seinen Hauer,
Ein Ding, so fühllos, wie die todte Mauer,
Ein Wesen, das an Leib und Seele sauer,
Ein für der Künste göttlich Streben Lauer,
Ein an Geschmack und Bildung gräßlich Rauher,
Der nicht in aller Zeiten ew'ger Dauer
Begeistert ist für Caroline Bauer.«

Um die Reime zu completiren, richtete Jemand folgende Gegenstrophe an den Verfasser:

»O guter Dichter, stille Deine Trauer,
Vielleicht ist g'rade heute Montag, blauer,
Geh' heimwärts in die Vaterstadt, nach Jauer *),
Und mäßige dort den poet'schen Schauer;
Verschon' vor Allem nur den Brauer;
Sonst wird davon das arme Bier noch sauer.«

*) Der Dichter ist in Jauer geboren.

Charade.

„Einst, o Wunder! entblüht aus meinem Grabe
„Eine Blume der Asche meines Herzens.
„Deutlich schimmert auf jedem Purpurblättchen u. s. w."
Matthisson.

1. 2.

Gut, wem es Geburt und Innung gab,
Doch besser, wem es Gesinnung gab;
Nichts, wenn die Geburt der Gesinnung entbehrt,
Doch ohne Geburt auch von großem Werth'. —

3. 4. (Homonymisch.)

Er ist nicht Jude, noch ist er Christ,
Ob Religion ihm fremd nicht ist;
Sie aber ein ziemlich unfruchtbares Land,
Und Es verkleinert als Blümchen bekannt.

Das Ganze.

— besang einst Matthisson
In feinem, doch höchst empfindsamem Ton;
Und was darinnen, ach! heidnisch war,
Verwischt mit dem zartesten Pinselhaar.

Das Wunder, welches er prophezeiht,
Wird wohl ausbleiben in Ewigkeit,
Doch lebt in Tönen sein Schmeichelwort,
In manchem Herzen auch lebt es fort. J. G. M.

Gottesdienst.

Sonntag, den 24. Juli.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Past. Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Candidat Frerichs....	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Dr. Böckel.....	St. Ansgarii	9 „
Hr. Dr. Krummacher.....	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Pastor Mallet.....	— — —	12 „
	St. Paulk	9 „
Hr. Pastor Iken.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Toel.....	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	— — —	1 „
	St. Michaelis	9 „
	Kein Gottesdienst. Armenkirche	8 „
Hr. Pastor Probst.....	St. Johannis	6½ „ Messe
Hr. Vicarius Driver.....	— — —	9 „ Hochamt
Hr. Pastor Probst.....	— — —	10 „ Predigt
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8 „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

(Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen".)

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 59.

Bremen, Sonntag den 24. Juli 1836.

Gestorben:

Nro. 713. Den 18. Juli. Der Schuhmacher Carl Hinr. Axsen, 68 Jahr; Armenhaus.

— 714. Den 19. — Christian Meybohm, 1¼ Jahr; Langendeich Nro. 2.

— 715. Den 19. — Anna Elisabeth Schulze, 73 Jahr; Armenhaus.

— 716. Den 20. — Der Küpermeister Franz Wittorff, 48 Jahr; Schnoor Nro. 9.

Nro. 717. Den 20. Juli. Der Notar Gottlieb Wilhelm Planck, 70 Jahr; Catharinenstr. Nro. 39.

— 718. Den 20. — Des Küpers Herm. Hinrich Franz Brinckmeyer Sohn, 3 Monat; Grützmacherstraße Nro. 19.

— 719. Den 22. — Der Altschuhmacher Conrad Hoppe, 43 Jahr; kleine Sanct Johannisstraße Nro. 12.

Geburten:

Nro. 885. Den 15. Juli. Des Postsecretairs Joh. Friedrich Christ. Döding Ehefr., geb. Koch, am Wall Nro. 38 D; von einem Mädchen.

— 886. Den 18. — Des Küpers Bernh. Hinr. Waltjen Ehefrau, geb. Krohne, Bornstraße Nro. 18; von einem Knaben.

— 887. Den 18. — Des Hökers Georg Bollmann Ehef., geb. Bockmeyer, Buchtstraße Nro. 37; von einem Mädchen.

— 888. Den 18. — Des Gastwirths Wilke Riedemann Ehef., geb. Frese, letzte Schlachtpforte Nr. 1; von einem Knaben.

— 889. Den 19. — Des Kaufmanns Alb. Diedr. Finke Ehefr., geb. Fader, am Wall Nro. 79 B; von einem Mädchen.

Nro. 890. Den 19. Juli. Des Schuhmachermeisters Friedr. Christ. Schulze Ehef., geb. Thiele, Heerdenthorssteinweg Nro. 12; v. e. Mädchen.

— 891. Den 20. — Des Malers Joh. Philipp Meinken Ehefrau, geb. Voß, Herrlichkeit Nro. 11; von einem Mädchen.

— 892. Den 20. — Des Branntweinbrenners Joh. Hinr. Schniedewind Ehef., geb. Wätjen, Schüsselkorb Nro. 13; von einem Knaben.

— 893. Den 21. — Des Tuchstopfers Joh. Chr. Murcken Ehefr., geb. Kracke, Brüningsgang Nr. 1 A; von einem Knaben.

— 894. Den 22. — Des Kramers Herm. Helfrich Rothbar Ehefrau, geb. Heins, Westerstraße Nro. 43; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 298. Der Bierbrauer Helmerich Kuhlmann und Gesina Meyer, Beide von hier.

— 299. Der Ard. Coord Scherenbeck, genannt Maas, hies. und Cathar. Holstein aus Vegesack.

— 300. Der Ard. Joh. Friedrich Lindemann zu Altenweg, Kirchspiels Arsten, und Grethe Bötjer zu Habenhausen.

— 301. Der Tischler Christ. Friedr. Wilh. Kraatz zu Minden und Charlotte Dorothee Antonie Kennemann zu Sudbruch, Kirchspiels Schmalsörden.

Nro. 302. Der königl. Großbritannisch-Hannöverischer Amts-Assessor zu Stolzenau August Carl Stelling und Charlotte Amalie Luise Marianne Mehliß aus Oldendorf.

— 303. Der Cigarrenmacher Henr. Knap und Ido Behrdom, oder Beerbaum, Beide von hier.

— 304. Der Mechanikusgehülfe Joh. Wilh. Alfs zu Leipzig und Francisca Thieme, daselbst.

— 305. Der Ard. Johann Christ. Holle am Buntenthorssteinwege und Metta Harding daselbst.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 60.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 28. Juli 1836.

Allen gehört, was du denkst, dein eigen ist nur, was du fühlest,
Soll er dein Eigenthum seyn, fühle den Gott, den du denkst.
Schiller.

Welt und Herz.

Warum ich oft träumerisch mich verliere,
Wie abgestorben der Erde Lust?
O glaubt das nicht! Die Welt ist mir so theuer,
Ich trage liebend sie in tiefster Brust!

Für Vieles ist Raum in der Menschen Busen,
Doch Jeder hat auch sein Heiligthum!
Geweiht, geheiligt ist's von einer Gottheit!
Ein ahnungsdämmerndes Elysium!

Dort spiegelt die Welt sich entzückender wieder,
Ein goldenes Band umschlinget sie!
Von keinem grellen Mißlaut unterbrochen,
Tönt d'rinnen eine ew'ge Harmonie!

Dort blühet und duftet der Frühling schöner,
Im Blumenkelche klopfet ein Herz,
Und aus der Nachtigallen Lieder tönet
Verständlicher ein süßer Liebesschmerz!

Der Bäume Rauschen, der Bäche Wellen
Erzählen uns Mährlein wunderbar,
Und eine Sprache reden alle Wesen,
Und manch' geheimes Räthsel wird uns klar!

Hier lächelt ein stiller, erquickender Friede,
Und selber die Sehnsucht ist sanft und mild! —
Dort außen aber tobt ein rastlos Drängen,
Ein steter Kampf auf Tod und Leben wild!

Unruhig und unstät jagen die Menschen,
Von quälenden Zweifeln aufgeschreckt!
Zum Ziele! tönt die Loosung — ach! zum Ziele,
Das dunkel eine tiefe Nacht bedeckt!

Und einsam im brausenden Gewühle
Schließt Jeder sein Herz argwöhnisch zu!
Kaum daß im Flug' wir liebend uns umarmen,
Uns gönnend einen Augenblick der Ruh'!

Kleinherzige Selbstsucht schmäht und ertödtet,
Was groß in der Brust ist und edel und wahr!

Ja, selbst die Guten hüllen sich in Masken,
Verkennung fürchtend, Hinterhalt, Gefahr!

Der eilet nach Ruhm, nach goldener Habe
Späht da ein And'rer mit gierigem Blick!
Der Morgen kommt — der Abend sinket nieder,
Und Wen'ge fanden das gesuchte Glück!

Hier triumphiret der Narren Thorheit,
Dort wird die Stimme der Weisheit verhöhnt,
Und Leidenschaft, oft ohne bösen Willen,
Trennt wieder, was sich brüderlich versöhnt!

Wir werden im Sturme dahingerissen,
Vom allgemeinen Wirbel gefaßt:
Kein Träumen gilt! Wir müssen streben, handeln,
Und wagen, kämpfen ohne Furcht und Rast!

Und Thor, wer mit zuversichtlicher Hoffnung
Dort außen sein Glück zu erringen meint,
Wo tausend ruhelose Elemente
Sich feindlich hassen, ewig unvereint!

Ein furchtbarer Zwiespalt herrscht auf der Erde—
Doch fluchet ihm nicht! Er führt zum Licht!
Aus Kampf und Zweifeln steigt der Geist geläutert,
Ein Phönix, auf, wenn unser Auge bricht!

Und wenn wir ermatten vom langen Streite,
Wenn brennendes Gift in der Brust sich gehäuft,
Dann gehen wir freudig in uns selbst zurücke,
Ins Heiligthum, wo milder Balsam träuft!

Die Wunden heilen, die Qualen verstummen,
Und sanft're Gefühle steigen herauf,
Und süße Stimmen tönen uns zum Herzen,
Und groß und weit geht uns die Seele auf!

Da kehret der Friede, und leuchtender strahlet
Der Hoffnung schönes unschätzbares Gut!
Da lernen wir die Welt von Neuem lieben,
Und stärken uns zum neuen Kampf mit Muth!

Julius Hammer.

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Fortsetzung.)

Die Neugierde lockte mich nicht wenig, etwas Näheres über meinen unbekannten Wohlthäter zu erfahren, daher besuchte ich wiederholt den Spaziergang, auf dem ich ihn sonst getroffen, und erblickte ihn endlich auch daselbst; als er sich entfernte, folgte ich ihm von weitem, und sah ihn in ein kleines, aber reinliches Haus treten, das einer Schiffsmeisterinn gehörte, deren Neffen ich zufälligerweise kannte. Ich fragte diesen nach dem Unbekannten, und erfuhr, daß er reich zu seyn scheine, durch sein eigenthümliches Wesen aber Jedem auffalle; seinem Passe zufolge hieß er Iwanow, und sey ein aus dem Staatsdienst getretener Titularrath. Das war Alles, was man von ihm wußte. Einige Tage später erschien bei mir ein alter Mann, der sich als der Diener meines Wohlthäters kund gab, und mir 200 Rubel einhändigte mit dem Beisatze: „Lassen Sie sich ordentliche Kleider machen, und wenn Alles fertig ist, so gehen Sie in das Haus des Fürsten Iwan Alexandrowitsch Olgerdow und melden Sie sich dort Morgens um 9 Uhr bei dem Schweizer. Sie sollen dort die Kinder im Schreiben unterrichten. Das Geld ist auf Rechnung ihres Gehalts. Darüber, daß Sie meinen Herrn kennen, brauchen Sie Niemandem Etwas zu sagen.“

„Erlaubt, ich kenne ja meinen Wohlthäter gar nicht, und fühle nur seine Güte,“ rief ich im Innersten gerührt.

„Das ist Alles gleich,“ erwiderte der Mann ruhig; „ob Sie ihn kennen oder nicht, Sie dürfen Niemanden merken lassen, daß er Ihnen seine Güte zugewendet hat, leben Sie wohl.“ Der alte Mann ging hinaus, und ich warf mich vor dem Heiligenbild' nieder, und betete unter Thränen des Dankes.

Nach einigen Tagen begab ich mich in das Haus des Fürsten Olgerdow und wurde zuerst zu der Fürstinn geführt, die mich ungemein liebreich empfing, mir auseinandersetzte, wie sie wünsche, daß ich ihre Kinder unterrichten möge, und

endlich ihrer vertrauten Kammerjungfer, Dunjascha, auftrug, mich zum Fürsten zu führen und diesem zu sagen, daß sie mich für fähig halte, den nöthigen Unterricht in der Russischen Sprache und Rechtschreibung ihren Kindern zu ertheilen. Das kalte, theilnahmlose und zum Theil wirklich läppische Benehmen des Fürsten mißfiel mir ungemein, und ich war froh, als ich aus seiner Gegenwart wiederum entlassen war. Außen wartete meiner Dunjascha, händigte mir eine Anweisung auf hundert Rubel ein von Seiten der Fürstinn, als Abschlag auf meine Besoldung, faßte mich dann bei der Hand, und sagte freundlich: „Ich hoffe, wir werden Freunde seyn; ich bin die Vertraute der Fürstinn, die Ihnen sehr gewogen ist. Seyn Sie nur bescheiden und schweigsam, Ihr Glück ist in ihren Händen. Führen Sie morgen ihre kleine Schwester hierher, die Fürstinn will sie in eine Pension geben.“

Ich begriff nicht recht, was mit mir vorging, und außer mir über die Gnade der Fürstinn, drückte ich lebhaft die Hand Dunjascha's, und eilte sodann nach Hause.

Dunjascha, ein sehr gutes und hübsches Mädchen, genoß das vollständige Zutrauen der Fürstinn, und diente ihr auch mit musterhafter Ergebenheit. Die Fürstinn ging, wenn sie mit ihr allein war, nicht wie mit einer Dienerinn, sondern wie mit einer Freundinn um. Dunjascha hatte im Hause zwei besondere kleine Zimmer, die einfach, aber mit Geschmack ausgerüstet waren. Abends fanden daselbst öfters Zusammenkünfte statt, wo der Hausmeister, der Rentmeister, die Kammerdiener des Fürsten und der Fürstinn, die freien Dienerinnen und einige fremde Leute sich einfanden. Dunjascha lud mich auch dahin ein, und bald wurde ich mit Allen im Hause bekannt, und war bei Allen beliebt, weil ich mich in keine Schwätzerei einließ, wie sie in jedem großen Hause herrschen; Alle suchten sich mir gefällig zu machen, weil sie die Gnade der Fürstinn für mich und die Freundschaft Dunjascha's oder Audotja Kondratjewna's, wie man sie im Hause nannte, recht wohl kannten. Dreimal in der Woche gab ich den Kindern der Fürstinn Unterricht, wobei die Fürstinn häufig anwesend war. Den Fürsten sah ich selten; er war stets mit, seiner Ansicht nach, sehr wichtigen Dingen beschäftigt, als da sind: Livreeschnitt, Pferdegeschirr, Plane zur Verschönerung des Hauses, zu allerlei Bauten auf den Landgütern und Dörfern, mit Projekten zu neuen landwirthschaftlichen Einrichtungen zur Vermehrung der Einkünfte. Indeß hörte ich nie, daß die wichtigen Plane und Verbesserungsprojekte zur Ausführung kamen; denn der Fürst konnte sich zu nichts selbstständig entschließen, und mißtraute doch den Rathschlägen Anderer, weil er die personifizirte Eigenliebe war, und nicht für schwach gelten wollte; Lügner und Betrüger benutzten seine Schwäche, indem sie seine Festigkeit und seinen hohen Verstand bis in den Himmel erhoben. Uebrigens benahm er sich nicht nur gut, sondern sogar zärtlich gegen seine Frau, und ließ sie mit voller Freiheit über ihre Zeit und ihre Schatulle verfügen. Mit den Dienern ging er ziemlich gut um, wenn sie nicht gerade durch irgend Etwas seinen Zorn reizten. So hielt ich, nach Allem, was ich sah, die Fürstinn für glücklich in ihrer Ehe, denn im Laufe eines halben Jahres hörte ich von keinem Streite zwischen den beiden Ehegatten.

Von der Zeit an, wo ich im Hause des Fürsten Unterricht gab, sah ich meinen geheimen Wohlthäter nicht mehr, und scheute mich, nach ihm zu fragen. Einigemal machte ich gegen Dunjascha Bemerkungen über die räthselhafte Verborgenheit, in der er lebte; sie wich aber stets allen Erklärungen aus. Mit Andern wagte ich einer

von Dunjascha erhaltenen Weisung gemäß nicht, von ihm zu sprechen.

Eines Abends, als ich Dunjascha, die nicht wohl war, in ihrem Zimmer besuchte, kam ich wie gewöhnlich auf das Lob der Fürstinn zu sprechen, und sprach meine Freude aus, daß sie glücklich verheirathet sey. Dunjascha lächelte bei diesen Worten, und sagte: „Du, Weniamin, bist der Fürstinn so ergeben, daß ich Dir wohl ihre Geschichte mittheilen kann. Ich hoffe auf Deine Verschwiegenheit. Höre an:

„Vor zwanzig Jahren etwa brachte man der Vorsteherinn eines Erziehungsinstituts ein fünfjähriges Mädchen, eine Waise, zahlte derselben ein Jahrgeld voraus, und händigte ihr die nöthigen Papiere ein. Aus diesen ging hervor, daß die kleine Ssascha das Kind eines geringen Beamten von unbedeutender, nicht einmal adeliger Familie war. Das Kind wußte von seinem frühern Aufenthalte nichts, war aber schön wie ein Engel, und die Vorsteherinn liebte sie wie ihre eigene Tochter. Sie wuchs heran, die Eigenschaften ihres Geistes entwickelten sich in gleichem Maße, wie die Schönheit ihres Körpers, und schon begann man in der Stadt von der schönen Waise zu reden. An ihrem funfzehnten Geburtstage erschien der Bankier, der bisher immer das Geld für die Waise ausbezahlt hatte, und eröffnete der Vorsteherinn, daß Ssascha zwei Millionen Rubel in der Bank liegen habe, die ihr bei ihrer Heirath ausbezahlt werden sollten. Zugleich händigte der Bankier Ssacha'n eine Menge ihr zugehöriger Brillanten ein, und überreichte der Vorsteherinn im Namen des Vormunds ein bedeutendes Geschenk. Man kann sich denken, welches Aufsehen diese Neuigkeit in der Pension und der Stadt hervorbrachte, und des Geredes und der Vermuthungen war kein Ende. Alle waren einstimmig, Ssascha müsse die natürliche Tochter irgend eines Großen seyn. Man kann sich leicht vorstellen, daß es ihr nun an Bekanntschaften nicht fehlte, und namentlich war die Gräfinn Lentowa, die Schwester unsers Fürsten Olgerdow, bemüht, sie überall hin auf Bälle und ins Theater zu führen, und ihr Feste in ihrem Hause zu bereiten. Hier wurde sie mit dem Fürsten bekannt, die glänzende Husarenuniform, die er trug, und ein prächtiger Schnurrbart machten Eindruck auf sie, und nach kurzer Zeit ließ sie sich bewegen, dem Fürsten Olgerdow ihre Hand zu reichen.

„Das erste Jahr ihrer Ehe war glücklich, und, wie es scheint, liebte sie den Fürsten sehr. Sie wohnte allen militärischen Uebungen bei, und war über ihren Mann entzückt, wenn er vor seiner Eskadron dahersprengte. Sie war verliebt in den schönen gewandten Husaren, und jedesmal wenn er in voller Uniform vor ihr erschien, fiel sie ihm um den Hals, und hatte eine Freude an ihm, als ein Kind an einem Spielzeuge. Im zweiten Jahre, als die Fürstinn sich einst eben in ihrem Ankleidezimmer befand, trat der Fürst ein; sie sah ihn an, erbebte und erbleichte; der Fürst war im schwarzen Frack, runden Hut und ohne Schnurrbart. „Ich wollte Dich überraschen, Ssacha“ sagte er, „und nahm meinen Abschied, ohne Dir Etwas zu sagen. Wie findest Du mich in diesem Kleide? Ist das nicht besser als das vorherige Geflimmer? Ich wollte mehr Dir und meinen Kindern leben.“ Mit diesen Worten küßte er die Fürstinn, diese war aber nicht mehr sie selbst; sie wollte sprechen und konnte nicht. Ich sah, daß sie die Augen zudrückte, als der Fürst sie küßte; kaum konnte sie die Thränen zurückhalten.

„Die Fürstinn hatte kein Geheimniß vor mir; als der Fürst, der zum Glücke nichts bemerkte, fort war, sah sie mich schmerzlich an, und sagte: „Ach! wie einfältig er aussieht, ohne Schnurrbart und in dem häßlichen schwarzen

Frack; er gleicht einem Kammerdiener in seinem Festtagskleide. Das ist ein ganz anderer Mensch! Ich kenne meinen Mann nicht mehr!" Von dieser Zeit an war der blendende Schimmer verschwunden, die Fürstinn suchte in seiner Seele und in seinem Verstande etwas, das sie an ihn fesseln könnte, und fand nichts als Eis und Leere. Das Spielzeug war verschwunden, die Fürstinn fühlte ihr ganzes Unglück, ihren Mann, den Vater ihrer Kinder, weder achten noch lieben zu können."

(Die Fortsetzung folgt.)

Was hat die Kirche zu thun, um die Theilnahme der Gebildeten zu gewinnen?

Der in diesem Jahrgange, in den Nummern 28 bis 31 des Bürgerfreund's erschienene, dem „Lippischen Magazin'" entlehnte Aufsatz („Kann die Kirche leichter ohne Theilnahme der Gebildeten" u. s. w.), hat im Publikum ein nicht minder großes Aufsehen erregt, als er verschieden beurtheilt worden ist. Das genannte Blatt enthält nun in seiner 10. und 11. Nummer unter der obigen Rubrik einen Aufsatz, den wir, als Ergänzung des früheren ebenfalls hier einen Platz einräumen zu müssen, der Meinung sind. Der Verfasser spricht sich folgends darüber aus:

Ich wage nicht, mein eigenes Urtheil im Allgemeinen darüber auszusprechen; nur eine bescheidene Bemerkung sey mir erlaubt. Der ungenannte Verfasser, dessen Freimüthigkeit Anerkennung und Ehre verdient, äußert: „Früher wähnte man den rechten Glauben ein für allemal fest bestimmen zu können, und hatte keine Ahnung davon, daß auch die Erkenntniß christlicher Religionswahrheit, so wie jede andere Erkenntniß, sich mit der Bildung der Menschen im Laufe der Jahrhunderte weiter entwickeln müsse;" eine Aeußerung, auf welche ich um deßwillen aufmerksam mache, weil sie den Grundsatz enthält, nach welchem im genannten Aufsatze unsere kirchlichen Verhältnisse beurtheilt werden. Muß sich nämlich die christliche Religionswahrheit, wie jede andere Erkenntniß (Astronomie, Heilkunde u. s. w.), mit der Bildung der Menschen im Laufe der Jahrhunderte entwickeln: so hat der Verfasser ganz recht, wenn er daraus, daß die religiösen Ueberzeugungen der Kirche mit der Bildung der Zeit nicht gleichen Schritt gehalten haben, die Unkirchlichkeit der Gebildeten herleitet, und dieses Uebel dadurch heben zu können glaubt, daß er einer aus tüchtigen Theologen und gebildeten Laien zusammengesetzten Commission die Befugniß ertheilt, die Angelegenheiten der öffentlichen Lehre zu ordnen und über eine mit der wachsenden Einsicht einzutretende Umgestaltung zu entscheiden.

Aber, so fragen wir hier mit Recht, ist denn die christliche Religionswahrheit der Vervollkommnung fähig? Giebt es überhaupt eine Wahrheit (z. B. die astronomische, daß der Mond sich um die Erde dreht; die geographische, daß Großbritannien eine Insel ist u. s. w.), die erst im Verlaufe der Zeit durch fortgesetzte Forschungen völlig zur Wahrheit werden kann? Gewiß nicht! denn so lange sie in irgend einem Stücke noch der Berichtigung bedarf, so lange darüber auch nur der mindeste Zweifel obwaltet, ist sie noch keine Wahrheit. Die Lehre Jesu (denn etwas Anderes darf man doch wohl schwerlich mit dem Namen christliche Religionswahrheit belegen) würde dennach keine Wahrheit seyn, wenn sie nicht ewig dieselbe bliebe, nicht unerschütterlich für alle Zeiten fest stände, nicht über alle Umwälzungen, denen die Verstandeswissenschaften unterworfen sind, erhaben wäre. Ich will mich dabei weder auf die Zeugnisse des Erlösers selbst (Matth. 16, 18. Joh. 7, 16. 8, 31. 32. 17, 17 u. A. m.),

noch seiner Apostel (1. Cor. 1, 30. Col. 2, 3. Apostelgesch. 4, 12 u. A. m.) berufen; ich will mich nur auf das Zeugniß der Geschichte stützen, und frage, ob man in den achtzehnhundert Jahren unserer christlichen Zeitrechnung, während alle andere Verhältnisse sich mehr als einmal umgestalteten und alle Wissenschaften wesentliche Veränderungen und Berichtigungen erlitten, auch nur ein Jota von der Lehre Jesu vernünftiger Weise aufgeben oder umsetzen oder hinzufügen konnte.

Doch, ziehe ich nicht gegen einen bloß eingebildeten Gegner zu Felde? Werde ich nicht zur Antwort erhalten, man sey darüber mit mir ganz einverstanden, verstehe hier aber unter den Religionswahrheiten, die von Zeit zu Zeit einer der fortgeschrittenen Bildung entsprechenden Reform unterworfen seyn sollen, nur die erst später in der Kirche ins Leben getretenen Theorien, als da sind von der Inspiration der heiligen Schriften, der Dreieinigkeit, den Naturen des Erlösers, der stellvertretenden Genugthuung, der Geisterwelt, den letzten Dingen u. dgl. m. Dann aber wird man mir wenigstens einräumen müssen, daß die Benennung christliche Religionswahrheiten sehr ungenau, ja, in jeder Beziehung unpassend ist, da die genannten Theorien weder christlich, noch zur Religion gehörig, noch absolute Wahrheiten sind. Sie sind nicht christlich, denn Christus hat nichts darüber gelehrt; sie sind keine Wahrheiten, denn sie sollen ja nach des Verfassers Willen erst zu Wahrheiten werden; sie gehören endlich gar nicht zur Religion, denn diese ist nichts anderes, als des Menschen lebendiges Bewußtseyn seiner unbedingten Abhängigkeit von Gott, dem allervollkommensten Wesen. Sie ist zunächst also tiefgefühlte Ueberzeugung von dem Daseyn eines solchen alles allmächtig begründenden, heilig waltenden und weise und gütig lenkenden Wesens (Glaube), dann aber auch freudige Hingabe an und willige Unterordnung unter den Willen des Höchstvollkommenen (Liebe), und endlich die unerschütterliche Zuversicht, Gott führe alles herrlich hinaus und getrost dürfe der Fromme sowohl im Leben als im Tode sein Schicksal in Gottes Vaterhände befehlen (Hoffnung).

Gehört nun aber Alles, was außer dem Bereiche der Strahlen dieses himmlischen Dreigestirnes, des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, liegt, weder der Religion überhaupt, noch der Christus-Lehre besonders, noch der absoluten Wahrheit an: so ist schwerlich ein Grund vorhanden, es unter die christlichen Religionswahrheiten zu rechnen. Die Kirche, will sie anders von ihrer Bestimmung, eine Anstalt zur Bildung und Beförderung christlicher Religiösität zu seyn, nicht abweichen, hat kein größeres Interesse an jenen theologischen und theosophischen Untersuchungen zu nehmen, als an den Untersuchungen über Geschichte, Geographie, Naturlehre u. s. w, und so wenig sie es sich einfallen lassen darf, über diese Gegenstände (wie leider schon mehr als einmal geschehen ist) zu entscheiden, eben so wenig ist sie befugt, zu bestimmen, welche Theorie von der Dreieinigkeit, den Naturen Christi u. s. w. öffentlich gelehrt werden soll. Es soll gar nichts darüber öffentlich gelehrt werden; es muß der philosophischen Bildung der christlichen Menschheit im Allgemeinen und der einzelnen Christen insbesondere überlassen bleiben, sich selbst eine Ueberzeugung zu bilden, und so wenig die Kanzel der Ort ist, sich über Ackerbau, Politik, Gewerbkunde u. dergl., so nützlich eine Belehrung darüber seyn mag, auszulassen, eben so wenig darf sie zu einem Lehrstuhle der Dogmatik, (und meistens was für einer!!) werden.

Auf den Einwurf, es seyen jene von mir aus dem Gebiete der Religion verwiesenen Lehren doch gewiß nicht ohne allen Einfluß auf Re-

ligiösität und Sittlichkeit, und deßhalb könne es der Kirche unmöglich gleichgültig seyn, welche Vorstellung man davon habe, bin ich gefaßt. Ich läugne diesen Einfluß keineswegs, obwohl es unter denen, welche über das Sacrament des Abendmahles die lutherische Ansicht hatten, gewiß eben so viele fromme Leute gegeben hat, als unter denen, die darüber Zwinglisch oder Calvinisch dachten, gewiß eben so viele fromme Leute unter denen, welche an die persönliche Wirksamkeit des Teufels glaubten, als unter denen, welche diesen Glauben als thöricht verwarfen; ich läugne, sage ich, diesen Einfluß keineswegs, setze aber dem mir gemachten Einwurfe einen andern entgegen. Wie ist es denn nur möglich, frage ich, über Dinge dieser Art die Meinungen zu vereinigen? Nach welchen Grundsätzen soll entschieden werden? Lassen sich nicht eben so viele Gründe für den Monophisitismus und Monotheletismus, als dagegen anführen? Lehrt nicht die Kirchengeschichte, daß die Meinungen alle Jahrhunderte gewechselt haben, und alle Jahrhunderte in neuer Form wiedergekehrt sind? Ist es überhaupt nur möglich, über die Geisterwelt, über das Wesen Gottes, über die Zukunft etwas Näheres zu bestimmen? Ueberheben wir uns nicht unserer Verstandeskräfte, sobald wir an dieß Wagniß gehen? Dazu ist es eine allgemein anerkannte Klugheitsregel, zwischen zwei Uebeln, wofern man die Wahl hat, stets das kleinste zu wählen; und da leidet es ja wohl keine Frage, daß, wenn es ein Uebel ist, die Entscheidung jener unwesentlichen Glaubenspunkte Jedem selbst zu überlassen, es ein noch weit größeres ist, darüber abzuurtheilen und die Anerkennung des durch Stimmenmehrheit Festgesetzten von allen Mitgliedern der Kirche zu verlangen. Der flüchtigste Blick auf die Dogmengeschichte beweiset dieß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Sagen von dem Hautsee. *)

In dem Dörfchen Dönges war fröhliche Kirmeß; da geht es in Thüringen hoch her, Tanz am Tage unter der Linde, wie Tanz des Abends und die Nacht hindurch oft bis zum hellen Morgen im Wirthshause, und so drei, auch mehr Tage hintereinander. Zu solchen Kirchweihfesten befindet sich immer viel Volk zusammen, Gäste aus allen Orten, die sich gütlich thun und dann mit gefülltem Kuchensack nach Hause wandern. Die Bursche und Dörferinnen in Dönges wunderten sich daher nicht allzusehr, als auf ihrem Tanzboden drei wunderschöne Mädchen erschienen, in schönen Kleidern, zart und bleich von Angesicht, auf ihren Häuptern Kränze von Seelilien. Sie konnten vom Frauensee herübergekommen und Töchter oder Gäste des neuen Amtmanns seyn. Bald flogen und schwebten sie an der Hand flinker Tänzer durch die bunten Reihen des fröhlichen Gelags; wie sie tanzten, so leicht und schön tanzte kein Mädchen weit und breit. Bis gegen Mitternacht blieben sie im Orte, auf einmal aber waren sie hinweg. Es kam der zweite Kirmeßabend, und siehe, auch die drei fremden Tänzerinnen stellten sich ein, es mußte ihnen wohl gefallen haben. Alle Bursche verliebten sich in sie, und die jungen Dirnen blickten schon neidisch auf diese Nebenbuhlerinnen, die so gefährlich schienen in ihrer leichten und reizenden Tracht; meergrüne Kleider und lange weiße Schleier, recht fremdländisch und wunderbar anzusehen. So lange sie tanzten, gab es keinen Staub, und eine sanfte Kühle, wie der Hauch einer von einem Wasserfall durchsprühten Grotte, durchwehte den Tanzsaal. Ein Bauernsohn hatte viel zu tief in die feuchtblickenden blauen Augen seiner Tänzerinn gesehen, doch war sein for-

*) Aus L. Bechstein's »Reisetagen«.

schendes Fragen nach ihrer Herkunft und Heimath vergebens. Um Mitternacht waren die drei Schwestern hinweg.

Wie der dritte Abend kam, erschienen sie wieder, noch reizender geschmückt, als zuvor, und von neuem begann der Festreigen. Heftiger wurde die Sehnsucht im Busen des Jünglings; damit ihm nicht abermals seine Tänzerinn so rasch und ohne seine Begleitung anzunehmen enteilen sollte, verbarg er mit List ihre seidnen Handschuhe, die sie auch nicht sogleich vermißte, und dann, sie zu necken und zu belauschen, verbarg er sich selbst. Es kam Mitternacht, bang und bänger wurde der schönen, fremden Jungfrau, als sie nun ihr Handschuhpaar nicht fand; sie suchte, sie fragte, ihre Schwestern suchten und fragten weinend mit. Grausam verbarg sich noch immer mit seinem Raube der bethörte Knabe, da schrie unten der Wächter mit lautem Hornstoß' die zwölfte Stunde an. Ein gellender Schrei entfuhr dem Schwesterkleeblatt zugleich, der in alle Herzen schnitt, und hastig zur Thür hinaus stürzten die Jungfrauen. Sie flogen mehr als sie gingen, und der Jüngling, der ihnen nun nacheilte durch die helle Mondnacht, sah nur ihre Schleier weit vor sich herschweben, wie drei luftige Geistergestalten. Mitten auf dem Hautsee schwamm, wie ein bezauberter Elfengarten, die kleine Insel. Dorthin schwebten die Jungfrauen, dort versanken sie, als der Unselige weinend zum Ufer kam; auf der stillen blauen Fluth schienen noch ihre Kränze und Schleier zu scheinen, aber es waren nur weiße Seerosen, geheimnißvoll heraufgeblüht aus der Tiefe, und wie stille Sterne der Wasserwelt hinaufblickend zu dem tiefen, uferlosen Meere des Himmels.

An eine graue Eiche, die ihre Zweige in die Fluth hing, lehnte sich der arme Knabe, und blieb wie träumend stehen; als der Morgen kam, war das Wasser des See's all' blutfarbig. Bleich und schwermüthig kehrte der Knabe zurück, und starb bald darauf aus Sehnsucht und Schwermuth.

Nie hat man wieder die Jungfrauen, öfter aber den See blutig gesehen. Was die schwimmende Insel betrifft, so ist diese, der Sage nach, eine Kriegs- und Friedensprophetinn; oft ist es wahrgenommen worden in den früheren Zeiten, daß sie nur dann von einem Ufer zu dem andern schwamm, wenn ein Krieg ausbrach oder zu Ende ging. Während der Napoleonischen Weltkämpfe hat sie am östlichen Ufer fest und still wie vor Anker gelegen, als aber der grimmige Schlachtenlöwe dem grünen Inselschiff dicht vorbeikam, und zwar auf eiliger Flucht von Osten nach Westen, zog es die Ankertaue seiner Wurzelfasern herauf, und schwamm, die rauschenden Blättersegel seiner Birkenmassen von frischem Wind' geschwellt, dem westlichen Ufer zu, wo es nun ruhig und still gelandet liegt, und seinen Hafen nie wieder verlassen möge.

Miscellen.

Eine Tänzerinn entzückte das Publikum durch ihre reizende Figur. Ein Fischbein-Fabrikant sagte lakonisch: „Sie ist Bein von meinem Bein!" Ein Watten-Arbeiter fügte hinzu: „Und sie ist Fleisch von meinem Fleisch!" — „Und bei mir", rief ein Modewaaren-Verfertiger dazwischen, „werden sie zu eins!"

A. Münde.

Auflösung der Charade in Nro. 59:

Adelheide.

(Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen der Stadt Bremen".)

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 60.

Bremen, Donnerstag den 28. Juli 1836.

Gestorben:

Nro. 720. Den 21. Juli. Des verst. Arb. Hinr. Kuhlmann Wittwe, geb. Büsing, 55 Jahr; auf der Braake Nro. 1.

— 721. Den 22. — Der Cigarrenmacher Friedr. Wilh. Kuhlmann, 21 Jahr; Grünenstraße Nr. 11.

— 722. Den 22. — Des Arb. Heinr. Ludwig Klusmeyer Sohn, 5 Tage; Buntenthorssteinweg N. 162.

— 723. Den 23. — Des Schneiders Georg Franz Göbeler Ehefrau, 55 Jahr; Krankenstr. Nr. 6.

— 724. Den 23. — Die Haushälterinn Dorothea Elisab. Würdemann, 64 Jahr; Plünkenstr. N. 24.

— 725. Den 23. — Die Dienstmagd Helena Almers, 20 Jahr; Paulsberg Nro. 72.

Nro. 726. Den 24. Juli. Des Küpers Joh. Hinr. Martens Tochter, 4 Wochen; alten Steinweg.

— 727. Den 24. — Der Zimmermeister Joh. Christoph Lühring, 82 Jahr; Brautstraße Nro. 13.

— 728. Den 24. — Abraham Rohde, 74 Jahr; Armenhaus.

— 729. Den 25. — Des Tanzlehrers Carl Gottl. Heinr. Fröhlich Tochter (todtgeboren); Schwanenstr. Nro. 14.

— 730. Den 25. — Der Arb. Lorenz Justinus Züry, 48 Jahr; große Sortillenstr. Nro. 51 B.

Geburten:

Nro. 895. Den 20. Juli. Des Arb. Joh. Conrad Streckfuß Ehefrau, geb. Schwerdtfeger, im Fehrfelde Nro. 4; von einem Knaben.

— 896. Den 20. — Des Schlosseramtsmeisters Gottfried Joachim Schnakenberg Ehefr., geb. Kotzner, Bödekerstraße Nro. 13 A; v. e. Mädchen.

— 897. Den 21. — Des verst. Arb. Hinrich Ferdinand Meier Wittwe, geb. Tron, Obernstr. N. 52; von einem Mädchen.

— 898. Den 21. — Des Weinarbeiters Christ. Kleemeier Ehef., geb. Basse, gr. Krummenstr. N. 12; von einem Mädchen.

— 899. Den 21. — Des Cigarrenmachers Joh. Diedr. Adam Gädeke Ehef., geb. Bellmer, Schweinestraße Nro. 10 A; von einem Knaben.

— 900. Den 22. — Des Arb. Herm. Fehling Ehef., geb. Ahrens, Uthbremerstr. Nro. 12; v. e. Knaben.

— 901. Den 22. — Des Glasers Hinr. Sander Ehefr., geb. Müller, Balgebrückstr. Nro. 28; von einem Mädchen.

— 902. Den 22. — Des Arb. Nicol. Bratenstahl Ehef., geb. Garrelmann, Hülsberg; v. e. Knaben.

— 903. Den 22. — Des Cigarrenmachers Ludwig Alexius Bedder Ehef., geb. Uffelmann, außerm Steinthor Nro. 33; von einem Mädchen.

— 904. Den 23. — Des Schuhmachers Heinrich Carl Ludwig Hasmer Ehef., geb. Holste, Klosterstraße Nro. 12; von einem Knaben.

— 905. Den 23. — Des Seilers Joh. Menke Ehef., geb. Castens, Buntenthorssteinweg Nro. 233; von einem Knaben.

Nro. 906. Den 23. Juli. Des Hökers Carl Ludewig Kaemener Ehef., geb. Martens, Neuenstraße Nro. 30; von einem Knaben.

— 907. Den 23. — Ein Mädchen — hinterm Heerdenthorswall Nro. 52.

— 908. Den 23. — Des Küpers Claus Niemeyer Ehef., geb. Tendler, Kirchenstr. Nro. 39 (Neust.); von einem Knaben.

— 909. Den 24. — Des Kaufmanns Johann Achelis Ehefrau, geborne Strormann, Heerdenthorswall Nro. 69; von einem Knaben.

— 910. Den 24. — Des Straßenmachers Mathes Knoop Ehef., g. Rauer, Buntenthorssteinweg N. 125; von einem Knaben.

— 911. Den 24. — Des Arb. Andreas Evers Ehefrau, geb. Bolland, Bleicherstraße Nro. 45; von einem Knaben.

— 912. Den 25. — Des Kaufmanns Eberhard Meyer Ehefr., geb. Wendt, Obernstr. Nro. 50 A; von einem Knaben.

— 913. Den 25. — Des Klanderers Ludwig Arnold von Soosten Ehefrau, geb. Lohmann, kleinen Helle Nro. 11; von einem Knaben.

— 914. Den 25. — Des Tanzlehrers Carl Gottl Heinr. Fröhlich Ehefrau, geb. Bock, Schwanenstraße Nro. 14; von einem todten Mädchen.

— 915. Den 25. — Des Schiffszimmermanns Johann Brünings Ehefr., geb. Ackermann, Wendisgang Nro. 11; von einem Knaben.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 61.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 31. Juli 1836.

Du schläfst auf weichen Betten, ich schlaf' auf weichem Klee;
Du siehest Dich im Spiegel, ich mich im stillen See;
Du wohnst in bangen Mauern, ich wohn' auf freier Flur;
Dir malen theure Maler, mir malet die Natur; — —
— — —

Ewald.

* Das Leben im Freien.

Es liebt mein Sinn das freie Feld,
Den Berg, das Thal, den Hain;
Wo Gottes Werke hingestellt,
Mag ich so gerne seyn.

Ich athme täglich frische Luft,
Und frisch bleibt auch mein Sinn,
Und freue mich, bis Er mich ruft,
Daß ich hienieden bin.

Mein Palast ist der weite Raum,
Der Himmel ist sein Dach;
Die Vöglein dort, von Baum zu Baum,
Durchziehen mein Gemach.

Mein Sopha ist das weiche Moos,
Mein Becher ist der Quell; —
Hier war ich klein, hier ward ich groß,
Die Seele frei und hell.

Mein Garten ist das Waldrevier,
Die Sonne meine Uhr,
Zum Altar dient ein Hügel mir,
Zum Buche die Natur.

Und wenn's dem Vater dort gefällt:
»Sollst hier nicht länger seyn!«
O so verlaß ich froh die Welt
Und geh' zum Himmel ein.

Th. Driske.

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Fortsetzung.)

Das war es, was Dunjascha mir erzählte, nicht gerade mit denselben Worten, mit denen ich

es jetzt nach so vielen Jahren niederschreibe, doch wesentlich dasselbe. Nach einigen Minuten fuhr Dunjascha fort: „Die Fürstinn, mit ihren Kindern beschäftigt, und ohne Abneigung gegen ihren Mann, der ihr keinen besondern Grund zur Klage gab, war bis zum vorigen Jahre in sehr erträglicher Lage, aber ihre feurige Seele, geschaffen, um zu lieben, ist endlich entflammt worden, und seitdem ist sie wahrhaft unglücklich!“ Dunjascha schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort: „Jetzt weißt Du unsere häuslichen Verhältnisse. Richte Dich danach, daß Du keinen Verstoß begehst.“

Dunjascha hatte mir Vieles, aber gerade Das nicht mitgetheilt, was mich am lebhaftesten interessirte; ich faßte darum ihre Hand, und sagte: „Audotja Kondratjewna! (denn ich wagte nicht, Du zu ihr zu sagen), Sie sind so gut gegen mich, daß ich mir endlich die Frage erlaube: wer ist mein Wohlthäter, und in welchen Verhältnissen steht er zur Fürstinn?“

Dunjascha erbleichte; sie sprang auf von ihrem Stuhle, trat auf mich zu, und sagte feierlich: „Höre Weniamin, wenn Dir die Gnade der Fürstinn und meine Freundschaft lieb ist, so frage mich nie darum, bemühe Dich nie, dieß zu erfahren. Schwöre mir, daß selbst, wenn sich Dir ein günstiger Zufall böte, das Geheimniß zu erfahren, Du den Zufall nicht benutzen willst. Schwöre — sogleich, oder unsere Freundschaft und Dein Glück sind mit einem Male zu Ende.“ Dunjascha nahm das Heiligenbild von der Wand, reichte es mir hin, und sagte noch einmal: „schwöre!“ Ich schwor.

„Verurtheile die Fürstinn nicht,“ fuhr sie fort, „und halte sie nicht für wetterwendisch, daß sie in eine Uniform und einen Schnurrbart sich verliebte; die Fürstinn war ein unerfahrenes Kind, als sie sich verheirathete, und hatte keinen Begriff, was wahre Liebe sey. Sie ließ sich locken durch die Freundschaft der schlauen Gräfinn Lentowa, und da sie dem Fürsten nicht abgeneigt war, so glaubte sie ihn zu lieben, und täuschte sich in ihren Gefühlen. Glaube mir, unsere Fürstinn ist nicht die Erste, die ihr Glück einem Titel und einem Schnurrbarte geopfert hat, und wird auch nicht die Letzte seyn.

Ich setzte meinen Unterricht bei den Kindern der Fürstinn fort, wurde allmälig mit dem Französischen Hofmeister und dem Deutschen Lehrer bekannt, und da diese eben so sehr wünschten, Unterricht im Russischen zu erhalten, als ich die Nothwendigkeit fühlte, Deutsch und Französisch zu lernen, so fand bald ein gegenseitiger Austausch statt, und ich machte mich mit Eifer an die Erlernung dieser beiden Sprachen, worin ich auch in wenigen Jahren bedeutende Fortschritte machte. Die Fürstinn ermunterte mich selbst dazu, lobte meinen Eifer, und machte mich mit einem entfernten Verwandten des Fürsten, Swietowidow, bekannt, dessen ausgezeichnete Gaben des Geistes und Herzens mich bald an ihn fesselten.

Alexander Sergjewitsch Swietowidow gehörte einer guten alten adeligen Familie an, seine erste Erziehung hatte er von einem Französischen Hofmeister erhalten, der ihn zum Zeugen und Vertrauten seiner Ausschweifungen machte, und nur darauf sah, daß er rein und regelmäßig Französisch sprach; nur die mit reiferen Jahren sich entwickelnde Kraft seines Geistes und Charakters rettete ihn vom Abgrunde. Nach vollendeten Universitätsjahren trat er in Kriegsdienst, den er jedoch nach einigen Jahren wieder verließ, um in der Hauptstadt zu leben. Ein unangenehmer Vorfall, den er sich durch einen Ueberrest seiner Husarengewohnheiten zuzog, bewog ihn, sich von

der Welt zurückzuziehen, und mehrere Jahre lebte er nur seinen Büchern, der Musik und der Poesie. Die Natur hatte ihn mit einer männlichen Schönheit, mit einem außerordentlichen Gedächtniß, und mit einer nicht gewöhnlichen Ueberredungsgabe ausgestattet. Frauenschönheit galt ihm viel, und wenn er während seines Aufenthalts in Petersburg das Haus des Fürsten öfters besuchte, so galten diese Besuche augenscheinlich der Liebenswürdigkeit der Fürstinn, nicht dem Fürsten, den er wenig achtete, und der ihn fürchtete, wie ein Knabe den Hofmeister. Swietowidow erschien häufig in den Abendgesellschaften, wo die Fürstinn einen Kreis von gebildeten Männern, namentlich Literatoren, um sich versammelte.

Seit ich meine Wohnung im Palaste des Fürsten erhalten, stand mein Häuschen leer, und ich wollte es endlich verkaufen. Die Fürstinn ließ mir durch Dunjascha sagen, sie wolle es an sich bringen, worin ich natürlich mit Freuden willigte, und nun wurde das Häuschen gegen Ende des Winters ausgebessert, und innen mit Geschmack, selbst mit Luxus, verziert. Aus einem Winke Dunjascha's entnahm ich, daß es die Wohnung meines geheimnißvollen Wohlthäters werden solle, den man mit Eröffnung der Schifffahrt aus Frankreich zurück erwartete. Im Mai ging der Fürst auf seine Güter, die Fürstinn bezog ein Landhaus auf Kamennoi Ostrow, und ich und Swietowidow mietheten ein kleines reinliches Bauernhäuschen in der Nähe. Swietowidow ging nur Morgens und Abends spazieren, und besuchte von allen seinen Bekannten nur die Fürstinn Olgerdow, die gleichfalls an seiner Gesellschaft viel Gefallen fand. Der Kreis der Bekannten der Fürstinn war sehr beschränkt. Die Verwandschaften des Fürsten, namentlich die Gräfinn Lentowa, bekümmerten sich jetzt, da sie ihren Zweck erreicht hatten, um die reiche Waise nicht mehr, und ließen sie im Gegentheile bei jeder Gelegenheit fühlen, daß sie ihnen für die Aufnahme in eine so angesehene Familie zum Danke verpflichtet seyn müsse. Die Fürstinn sah darum diese Verwandten selten, liebte überhaupt weibliche Gesellschaften nicht, weil sie Intriguen, Klatschereien und das leere Geschwätz haßte. Sie hatte deßhalb einige gebildete Männer von mittlerem Alter um sich versammelt, die Abends zum Thee sich bei ihr einfanden. Swietowidow befand sich darunter, und auch mir erlaubte die Fürstinn, mich dabei einzufinden, obwohl ich meist nur eine stumme Rolle spielte.

So war allmälig die Mitte Augusts herbeigekommen. Um diese Zeit bemerkte ich, daß sie einige Tage nach einander Morgens in Begleitung Dunjascha's das Haus verließ. Dieß wunderte mich um so mehr, als sie sich für krank ausgab, und Abends ihre gewöhnliche Gesellschaft nicht sah. Swietowidow war sehr unruhig, weil er sie für wirklich krank hielt, und ich, der das Gegentheil wußte, wagte nicht, ihm etwas zu sagen, da ich das Geheimniß der Fürstinn ehrte. Dieß sollte sich mir bald aufklären. Dunjascha kündigte mir an, daß mein Wohlthäter seit zwei Wochen angelangt sey, und mich zu sprechen verlange. Am folgenden Abend um fünf Uhr sollte ich hingehen. So gab also die Fürstinn alle ihre Freunde auf um dieses Unbekannten willen! Ihn sah sie täglich, und warum mit dieser Heimlichkeit? Ich zerbrach mir umsonst den Kopf.

Mit Ungeduld erwartete ich die bestimmte Stunde, und kaum hatte es fünf geschlagen, so trat ich in sein Zimmer. Er saß auf einem Diwan und las; als ich eintrat und mich verbeugte, wollte er freundlich lächeln, aber seine Lippen, nicht ans Lächeln gewöhnt, machten eine wahre Grimasse. Er wies mit der Hand auf einen Stuhl, und begann alsbald: „Du machst mir

durch Deine Aufführung viele Freude; ein guter Sohn muß ein guter Mensch seyn. Aber Du hast nur den ersten Schritt in die Welt gethan; vor Dir liegt noch ein langer Weg voll Gefahren und Lockungen. Er seufzte und fuhr nach einer kleinen Pause wieder fort: „Noch sind die Leidenschaften in Dir nicht rege, Weniamin, aber ich lese in Deinen Augen, sie schlummern nur. Die Wirkungen der Leidenschaften sind schrecklich; nur zu oft führen sie zum Verderben!" Er schwieg abermals, seufzte tief, und ließ den Kopf auf die Brust sinken. Nach einer Pause fragte er mich nach den Fortschritten der Kinder der Fürstinn, an denen er sichtlich den lebhaftesten Antheil nahm; unvermerkt kam die Rede auf meine Beschäftigungen, und als ich bei dieser Gelegenheit Swietowidow's als meines Führers und Freundes mit dem lebhaftesten Lobe gedachte, nahm sein Gesicht einen finstern Ausdruck an, der mich erschreckte. Nachdem er einige Schritte im Zimmer auf und ab gemacht hatte, nahm er seinen vorigen Platz wieder ein und sagte: „Ich glaube an die Redlichkeit Deiner Gesinnungen, Weniamin, und bin überzeugt, daß Du mich nicht verräthst. Ich habe triftige Gründe, unbekannt zu bleiben. Weder Swietowidow noch irgend ein Anderer darf wissen, daß ich hier bin."

„Ich habe es Niemandem gesagt, und werde es Niemandem sagen," entgegnete ich: „Ich schwöre Ihnen . . ."

„Genug. Swietowidow kann ein ganz wackerer Mann seyn, aber er ist für einen so treuherzigen Menschen, wie Du, Weniamin, er ist für fühlende Frauen gefährlich; er ist ganz aus Leidenschaften zusammen gesetzt. Sey vorsichtig gegen ihn." Ich begriff nun, weßhalb die Fürstinn seit der Rückkehr des Unbekannten nicht mehr mit Swietowidow zusammen gekommen war.

Der Unbekannte rief seinen alten Diener, ließ sich umkleiden, und wir verließen das Haus, um einen Spaziergang zu machen. Der Abend war köstlich. Der Unbekannte, jetzt, wie sonst, in seinem hohen Kragen und breiträndrigem Hute, sog die frische Luft begierig ein, und schlug endlich, um sie desto freier genießen zu können, den hohen Kragen zurück; oft betrachtete er den reinen Himmel, und auf seinem Gesichte malte sich der innige Genuß. Plötzlich rührte sich einige Schritte hinter uns etwas im Gebüsche; wir sahen uns um, und der Unbekannte hüllte sich schnell in seinen Mantel. Zwei Menschen traten aus dem Walde; der Eine war sehr artig gekleidet, und trug einen Orden am Halse und am Knopfloch', der Andere, Aeltere, war in einem abgetragenen Frack' und einem zerknitterten Hute. Wir gingen schneller, aber auch sie verdoppelten ihre Schritte, um uns zu erreichen, und suchten uns ins Gesicht zu sehen. Ihre Neugierde wuchs, als sie bemerkten, daß mein Gefährte sich vor ihnen verberge. Dieser ging so schnell, daß ich Mühe hatte, ihm zu folgen. Die beiden Herren flüsterten fortwährend mit einander, und als es ihnen gelungen war, uns einzuholen, wollte ich schon den einen derselben bei der Hand fassen, und ihn fragen, mit welchem Rechte er uns auf solche Weise verfolge und beunruhige, als mein Begleiter mir zuflüsterte: „Schweig, um Gottes willen, schweig!" Ich unterließ es; in demselben Augenblicke sah mein Begleiter eine Droschke in leichtem Trabe daher kommen, sprang, als sie uns erreicht hatte, hinein, drückte dem Kutscher eine Handvoll Silber in die Hand und rief: „Fahr zu!" Unsere Verfolger wollten ihn halten, er riß sich aber los, und rief mir mit dumpfer Stimme zu: „Rette mich!" Ich faßte den Aeltern unserer beiden Verfolger am Kragen und warf ihn zu Boden, dem Jüngern aber gab ich einen Stoß, daß er zurück-

taumelte und nur mit Mühe sich auf den Füßen hielt. Der Kutscher hieb auf seine Pferde los, und fuhr im gestreckten Galopp davon; ich aber blieb mit meinen zwei Gegnern allein zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Was hat die Kirche zu thun, um die Theilnahme der Gebildeten zu gewinnen?

(Fortsetzung.)

Weil man im Jahre 325 auf der Synode zu Nicäa die Vorstellung, der Heiland sey gleichen Wesens mit Gott dem Vater, zum Glaubensartikel erhob, und in der Meinung, daß dieser Punkt zu den ewigen Wahrheiten der christlichen Religion gehöre, alle anders Denkende consequenter Weise als Unchristen betrachtete, natürlich aber diese anders Denkenden nicht überzeugen konnte, entzündete sich in der ganzen Christenheit ein Streit, der, trotz aller neuen Kirchenversammlungen, die doch auch immer nur zeitgemäß darüber bestimmen wollten und konnten, zweihundert Jahre dauerte und mit großer Erbitterung geführt wurde, daß der Kaiser Valens unter Anderen achtzig Priester im Meere ersäufen ließ. — Wie es auf der sogenannten Räubersynode zu Ephesus 449, wo über die Naturen Christi entschieden werden sollte, zuging, ist bekannt. Es kam sogar unter den Geistlichen selbst zu Thätlichkeiten. Zwar wurde die Entscheidung dieser Kirchenversammlung gleich darauf durch eine andere Synode (zu Chalcedon 451) cassirt, aber die neuen Bestimmungen erregten nur noch fürchterlichere Unruhen; denn ganze Schaaren wüthender Mönche durchzogen, vom fanatisirten Pöbel unterstützt, plündernd und mordend Aegypten und Palästina und selbst an heiliger Stätte floß das Blut ihrer Gegner. — Kaum hatte man sich durch Verbannungen und Hinrichtungen der Monophysiten und Monotheleten entledigt, als man im siebenten Jahrhundert dieselben Maaßregeln gegen die Paulicianer ergreifen zu müssen glaubte, weil sie sich unterstanden, die Anbetung der Heiligen und des Kreuzes unchristlich zu finden, an der Ursprünglichkeit der bischöflichen Würde zu zweifeln, das alte Testament zu verwerfen und gegen noch mehrere andere von der katholischen Kirche fälschlich als Grundpfeiler der Religion betrachtete Glaubensartikel aufzutreten. Bloß durch die grausamen Bekehrungsversuche der Kaiserinn Theodora kamen an 100,000 ums Leben. — Die im eilften Jahrhundert erfolgende, für ganz Europa, namentlich aber für Griechenland, so höchst unselige Trennung der morgenländischen Kirche von der abendländischen würde nie stattgefunden haben, wenn man erkannt hätte, man könne ein eben so guter Christ seyn, wenn man glaube, der heilige Geist gehe nur vom Vater aus, als wenn man ihm sowohl vom Vater als vom Sohne ausgehen lasse; ein eben so guter Christ, wenn man beim Abendmahle ungesäuertes, als wenn man gesäuertes Brod reiche; ein eben so guter Christ, wenn man die Priesterehe für erlaubt halte, als wenn man sie verwerfe u. A. m. — Eine gleiche Verwechselung der Religion mit willkürlichen Menschensatzungen machte im dreizehnten Jahrhunderte die schönen Fluren Südfrankreichs, des Sitzes der Albigenser, zur Wüste. Von den 60,000 Einwohnern der Stadt Bezieres blieb bei der Erstürmung derselben unter den Schwertern des orthodoxen Kreuzheeres kein Einziger am Leben; hundert Tausende kamen in Schlachten und Belagerungen um, und den noch Uebriggebliebenen, die sich nicht in Savoyens Alpenthäler retteten, bereitete die Inquisition einen noch fürchterlicheren Untergang. — Zwei Jahrhunderte später kam die Reihe, für seine religiöse Verblendung gezüchtigt zu werden, an Deutschland.

Die Kirchenversammlung zu Kostnitz erklärte den Prager Huß, der gegen Bilderdienst, Seelenmessen, Ohrenbeichte, Fasten, Mönchsleben und Entziehung des Kelches im Abendmahle geeifert hatte, für einen Gottlosen und Unchristen und so verpesteten Menschen, daß selbst die Asche des durch Feuer Hingerichteten in die Fluthen des Rheines geschüttet werden mußte. Aber an seinem und seines Freundes Hironymus Scheiterhaufen entzündete sich eine Kriegsfackel, welche funfzehn Jahre hindurch mit blutigem Glanze loderte und an den Ländern der Philister, Moabiter, Edomiter u. s. w. (so nannten die Hussiten ihre feindlichen Nachbaren) die schrecklichste Rache nahm. — Was bezweckte die Kirchenversammlung zu Trient? Was Anderes, als mit nur noch größerer Bestimmtheit die von den Reformatoren angegriffenen Menschensatzungen für göttliche Wahrheiten auszugeben, den leisesten Zweifel dagegen für sträfliche Irreligiösität zu erklären und dadurch unnennbares Unheil über ganz Europa zu bringen? Wenn Karl V. schon allein in seinen Niederländischen Besitzungen an 100,000 Ketzer hinrichten ließ, wer zählt die Schlachtopfer, die unter seinem fanatischen, blutdürstigen Sohne in diesem unglücklichen Lande fielen? Welche Gräuel mußten nicht schon vorhergegangen seyn, ehe der Religionshaß in der berüchtigten Pariser Bluthochzeit seinen höchsten Gipfel erreichte und fast mit einem Schlage 30,000 Menschen mordete? In manchen Ländern Deutschlands raffte der dreißigjährige Religionskrieg durch Hungersnoth, Seuchen, Feuer und Schwert mehr als die Hälfte der Bewohner hin, und es war eine wahre Wohlthat für die entvölkerten Gauen, als Ludwig XIV. von Frankreich 800,000 Protestanten aus seinem Lande jagte, nachdem er eben so viele durch Dragonersäbel, Kerker und Güterconfiscirungen zu dem allein seligmachenden Glauben hatte bekehren lassen.

Leider konnten selbst die Reformatoren sich von der angeerbten, tief eingewurzelten Meinung, die christliche Frömmigkeit bestehe in der gläubigen Annahme nicht bloß der ewigen Wahrheiten, sondern auch gewisser speculativer Glaubenssätze, nicht frei machen; Luther weigerte sich, in Kirchengemeinschaft mit Zwingli und seinen Anhängern zu treten, weil er ihre Auslegung der Einsetzungs-Worte beim Abendmahl für Profanirung des heiligen Mysteriums erachtete; Calvin ließ sogar den Spanier Servet, zu dessen Gotteslästerungen er auch die Behauptung rechnete, Palästina sey mitnichten ein schönes, reiches und fruchtbares Land, auf die grausamste Weise verbrennen, und dreizehn Jahre später (1566) wurde Gentilis für seine keineswegs rationalistische, von der Kirchenlehre aber abweichende Ansicht von der Dreieinigkeit, zu Bern auf gleiche Weise hingerichtet. Ich schweige von den Früchten, welche die Concordienformel (1577) für die lutherische und die Dortrechter Synode (1619) für die reformirte Kirche trug, so wie von allen jenen unglücklichen Versuchen der neueren und neuesten Zeit, Einheit in die unwesentlichen Lehren der Kirche zu bringen; aus dem Gesagten geht schon zur Genüge hervor, daß es rein unmöglich ist, über die auf das Gebiet der Religion gezogenen Verstandesspeculationen zu allgemeiner Zufriedenheit zu entscheiden, und daß noch überall, wo man dessen ungeachtet durch Stimmenmehrheit eine gewisse Glaubensform festsetzte, dieses Unterfangen die traurigsten Folgen hatte. Wir Menschen sind, wegen der in uns vorherrschenden Sinnlichkeit, nur zu geneigt, auf äußere Formeln einen übermäßigen Werth zu legen, und dieses um so mehr, wenn wir unsere Geistesarmuth und Geistesträgheit damit bemänteln können. So die Zeitgenossen Jesu; unter den Juden die Pharisäer, die ihre Religion mit Ceremonien und willkürlichen Glaubensartikeln

überluden, um desto irreligiöser handeln zu können; unter den Heiden die ganze Masse des Volkes, indem nur Wenige von ihnen erkannten, daß der Gottheit ein reines Herz willkommener sey, als die vom Priester vorgeschriebenen Opfer, Tänze, Weihrauch und Gebete. Das aber ist gerade die große Bedeutung der Christusreligion, daß sie, eine Gottesverehrung im Geist und in der Wahrheit, den Satzungen entgegen trat, nichts predigte, als was in allen Menschenherzen Anklang finden mußte, nämlich jene ewigen religiösen Wahrheiten: Glaube und Liebe und Hoffnung. Nur dadurch war es ihr möglich, von ungebildeten, aber frommen Männern verkündigt zu werden; nur dadurch konnte sie Eingang finden bei allen Ständen, Geschlechtern, Nationen; nur dadurch zur Weltreligion sich eignen, während alle anderen Religionen, indem sie außer den ewigen, unwandelbaren Wahrheiten auch die Erzeugnisse einer individuellen Verstandesrichtung und Phantasie zu Glaubensartikeln machen, nur Menschen von einer bestimmten Bildung und Organisation zu befriedigen im Stande sind.

Kann also über die christlichen Religionswahrheiten, sofern sie wirklich Religionswahrheiten sind, auch nicht der mindeste Zweifel obwalten, sind sie, als solche, durchaus keiner Veränderung und Umgestaltung fähig; gehören ferner alle übrigen Dogmen gar nicht zur Religion und am allerwenigsten zur christlichen, können sie ihrer Natur nach nie zur völligen Entscheidung gebracht werden, und haben die Versuche, ihnen in dieser oder jener Form allgemeine Annahme zu verschaffen, noch stets und überall nur Unheil verbreitet: so müssen wir uns ja wohl im Interesse des Christenthums und der Menschheit gegen den mehr wohlgemeinten als wohlbedachten Vorschlag des in Rede stehenden Aufsatzes, von Zeit zu Zeit mit Zuziehung der Gebildeten Modificationen in der Kirchenlehre eintreten zu lassen, auf das Bestimmteste erklären.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Spielhäuser in Paris.

Man hat berechnet, daß die in Paris geöffneten Spielhäuser in einem gewöhnlichen Jahre den verschiedenen Zwangsarbeitsanstalten, Gefängnissen oder Galeeren des Königreichs 2630 Verbrecher zuführen. Die Zahl der Selbstmorde, an denen das Spiel Ursache ist, wird auf 229 jährlich geschätzt. Unter den Sträflingen, welche aus Spielhäusern hervorgingen, um die Lebensart zu ergreifen, welche sie auf das Schaffot führte, zählt man seit einigen Jahren Asselineau, Lacenaire, L'huissier und David. Der größte Nachtheil, welcher sich im Gefolge dieser Spielhäuser kund giebt, und der allen Gutgesinnten auffallen muß, liegt weit weniger in ihrem Bestehen selbst, als vielmehr darin, daß sie in dem Augenblicke des lebhaftesten Geschäftsverkehrs geöffnet sind, ein Umstand, der jeden Handeltreibenden, jeden Geschäftsmann und überhaupt Jeden, auf dem irgend eine pekuniäre Verantwortlichkeit lastet, mit Schrecken erfüllen muß.

Wenn die in der Deputirtenkammer gegebenen Nachweisungen richtig sind, so geht die Verwaltung der Spielhäuser sogar so weit, sich allen Launen der Spieler willig zu fügen, wofür die folgenden beiden aus einer den Mitgliedern der Deputirtenkammer vertheilten Denkschrift entnommenen Thatsachen als Beweis dienen mögen. Lord Thorney wünschte ganz allein zu spielen, was ihm sogleich bewilligt ward. Er blieb die ganze Nacht mit den Bankiers eingeschlossen, und am folgenden Morgen hatten diese 1,250,000 Franken gewonnen. Die Englischen Journale haben

den Kassierer des Spielhauses und seine Agenten deßhalb bitter getadelt.

Der Adjutant des Paschas von Aegypten wollte ebenfalls allein spielen; man bewilligte ihm denselben Vorzug, wie dem Lord Thorney. Er spielte die ganze Nacht, und der Aegypter hatte dasselbe Schicksal, wie der Lord.

Ist man nicht zu weit gegangen als man gestattete, daß die Spielhäuser noch bis zum Jahre 1838 geöffnet bleiben? Binnen diesen zwei Jahren überliefert man noch weitere 5260 Individuen den Kerkern und der Schande, und treibt 458 zur Verzweiflung, der stärkern Ueberhandnahme der Spielwuth nicht einmal zu gedenken, die unfehlbar eine verdoppelte Anzahl von Opfern in jene Höhlen des Unglücks führen wird, die man hätte sogleich schließen sollen, ohne einem so verderblichen Uebel, welches die gesellschaftliche Ordnung, die Familien, Leben, Ehre und Glück der Bürger bedroht, eine weitere Frist zu gönnen.

Gemeinnütziges.

Ein Herr Edwards las in der Sitzung der Französischen Akademie vom 4ten Julius ein Memoire über Pflanzenphysiologie vor, worin er unter Anderem auch folgendes merkwürdige Verfahren erwähnt. Wenn man unsere wichtigsten Cerealien in der heißen Jahreszeit aussäet, so schießen sie zwar wegen der großen Hitze nicht in Aehren auf, geben aber ein sehr gutes und reichliches grünes Futter, und im folgenden Jahre, ohne daß man frisch gesäet hätte, eine sehr schöne Kornerndte. Ein Mitglied der Agrikulturgesellschaft von Valenciennes hat Herrn Fremy, Sekretär der Agrikulturgesellschaft im Departement Seine und Oise, ein praktisches Beispiel dieser Art mitgetheilt. Man säete im vorigen Jahre um den St. Johannistag Roggen ein, und konnte gegen den Herbst zweimal grünes Futter schneiden; dieses Jahr ist dieselbe Saat dermaßen gediehen, daß einen Monat vor der noch nicht vorgenommenen Erndte der Roggen sieben Fuß Höhe hatte.

Ein Herr Brugnelli hat durch Versuche an Thieren herausgebracht, daß eine Auflösung von phosphorsaurer Soda ein Gegengift gegen den Grünspan sey.

Gnome.

Wo Du auch seyst, zwei sich're Führer leiten Dich durchs Leben,
An ihrer Hand wirst Du Dein Ziel erreichen:
Nach Licht heißt Dich die Kraft des Geistes streben,
Dein Herz heißt Dich zum Quell der Liebe steigen.

Dr. M. W. G. Müller.

Gottesdienst.

Sonntag, den 31. Juli.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Past. Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Candidat Pralle.....	— — —	1 =
Hr. Candidat Freriehs....	St. Martini	9 =
Hr. Dr. Böckel.....	St. Ansgarii	9 =
Hr. Past. Matthäi a. Bühle	— — —	12 =
Hr. Pastor Mallet.....	St. Stephani	9 =
Hr. Candidat Menken....	— — —	12 =
Hr. Past. v. Hanffstengel jun.	St. Pauli	9 =
Hr. Pastor Iken.....	— — —	1 =
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 =
Hr. Pastor Toel.....	— — —	1 =
Hr. Candidat Menken....	St. Michaelis	9 =
Kein Gottesdienst.	Armenkirche	8 =
Hr. Pastor Probst.....	St. Johannis	6½ = Messe
Hr. Vicarius Driver.....	— — —	9 = Hochamt
Hr. Pastor Probst.....	— — —	10 = Predigt
	St. Petri Dom	6 =
	— — —	8 =
	— — —	12 =
	— — —	2 =

(Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen".)

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 61.

Bremen, Sonntag den 31. Juli 1836.

Gestorben:

Nro. 731. Den 26. Juli. Des Landmanns Albert Bohn Ehefrau, geb. Warneken, 80 Jahr; Neuenlande Nro. 32.

— 732. Den 26. — Der Zimmermann Dieder. Gesken, 87 Jahr; im Fehrfelde Nro. 27.

— 733. Den 26. — Der Altbinder Daniel Wiechmann, 63 Jahr; Westerstraße Nro. 26.

— 734. Den 26. — Des Barbiers Heinr. Christ. Francke Sohn, 7 Monat; Buchtstraße Nro. 43.

— 735. Den 27. — Des Oekonomen am Werkhause Joh. Heinrich Berckling Ehefrau, geborne Tolle, 54 Jahr; auf dem Stephanikirchhof Nr. 1.

Nro. 736. Den 27. Juli. Des verstorbenen Baumseidenfabrikanten Hermann Meyer Wittwe, geborne Kattenhorn, 62 Jahr; Obernstraße Nr. 64.

— 737. Den 27. — Des Arb. Johann Vedder Sohn, 9 Monat; Klitzenburg Nro. 4.

— 738. Den 28. — Des Stuhlmachers Christian Georg Millahn Ehefrau, geb. Klewien, 33 Jahr; Hohenthorsstraße Nro. 12.

— 739. Den 28. — Des Arb. Joh. Heinrich Duhnkacke Tochter, 1¼ Jahr; hinterm Osterthorswall Nro. 21.

Geburten:

Nro. 916. Den 25. Juli. Des Küpers Ludewig Bädeker Ehefrau, geb. Becker, Schnoor Nro. 16; von einem Knaben.

— 917. Den 26. — Des Schullehrers Martin Grelle Ehefrau, geb. Siedenburg, Rembertistraße Nro. 4; von einem Knaben.

— 918. Den 26. — Des Lichtziehers Johann Friedrich Bödeker Ehefrau, geb. Hesse, Buchtstraße Nro. 41; von einem Mädchen.

— 919. Den 26. — Des Posamentiers Johann Pansing Ehef. geb. Hirdes, Neuenstraße Nro. 78; von einem Knaben.

Nro. 920. Den 26. Juli. Des Schneidermeisters Heinrich Brandt Ehefrau, geb. Kniest, Klosterstraße Nro. 25; von einem Mädchen.

— 921. Den 26. — Des Schiffs-Zimmermanns Joh. Heinrich Köhring Ehefrau, geb. Müller, Theerhoff Nro. 34; von einem Knaben.

— 922. Den 27. — Des Schneidermeisters Albert Heinr. Deicke Ehefrau, geb. Ebeling, Grünenstraße Nro. 115; von einem Mädchen.

— 923. Den 28. — Des Maurers Johann Wilhelm Hartmann Ehefrau, geb. Abdes, Paulsberg Nro. 4; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 306. Der Schuhmacher Chr. August Theodor Kopp am Buntenthorssteinweg und des verstorbenen Weinarbeiters daselbst Heinr. Frisch Wittwe, Anna Margar., geborne Rithmöller.

— 307. Der Schiffskapitän Johann Wessels hieselbst und Emma Friederika Dorothea Bruno aus Celle.

Nro. 308. Der Arbeitsmann Johann Friedrich Wilhelm Everding hieselbst und Gesche Bruns aus Stuhr.

— 309. Der Seidenhutmacher Heinrich Anton Zuspann hieselbst und Johanne Auguste Heiser aus Hannover.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 62.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 4. August 1836.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen. Klopstock.

Regel für die Reise durchs Leben.

Es rennen und ringen der Sterblichen Viel',
Doch Wenige wissen von Plan und Ziel;
Sie treiben bald Dieses, sie treiben bald Das,
Und wissens Wozu nicht und Wie und Was.
Sie gehen bergauf, sie kommen bergab:
Das Leben ohn' Ordnung, es endet im Grab'.
Kennst Du denn Plan und Ziel?

Sie blieben auf Mitten der Leiter stehn,
Viel wollten sie, Viel blieb ungeschehn;
Sie hätten gehandelt gern groß und gut,
Doch bald fehlte Kraft und bald der Muth.
Sie gehen bergauf, sie kommen bergab,
Und thatenlos endet das Leben im Grab'.
Hast Du denn Muth und Kraft?

Erwähle Dir's Ziel und zur Reise den Plan,
Im planlosen Leben wird Wenig gethan;
Ermiß die Kraft, wie weit sie reicht,
Erprobe den Muth, wie bald er verscheucht,
Und hast Alles gethan und von Allem genug,
So greif' Hut und Stab, und fort im Flug',
— Und Gott geleite Dich!

Th. Drieke.

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Fortsetzung.)

„Bleib, Bursche, mit Dir haben wir eine Rechnung abzumachen," sagte der Aeltere, indem er aufsprang und mich anfaßte. Dann zu seinem Gefährten gewandt, fuhr er fort: „Haltet ihn auf; er ist's, ganz gewiß er ist's; wir sind auf seiner Spur." „Bleib nur ruhig," sagte der

Jüngere zu mir, „ich lass' Dich nicht los, und sollte es mir das Leben kosten."

„Warum halten Sie mich fest, meine Herren?" entgegnete ich. „Mit welchem Rechte halten Sie Vorübergehende am hellen Tage an?"

„Das weißt Du recht gut, mein Junge," sagte der Aeltere mit einem boßhaften Lächeln. „Jetzt gehen wir mit einander in den Gasthof."

Sie faßten mich fest unter den Armen, und wir gingen wie gute Freunde mit einander die Allee hinab. Vor dem Gasthofe hielten Gendarmen; der Aeltere meiner beiden Begleiter sprach mit dem Offiziere, der sogleich zwei Gendarmen zu Pferde sitzen hieß; wir selbst bestiegen eine Droschke, die uns im raschen Trabe nach der Stadt führte. Die Gendarmen folgten in einiger Entfernung. Am Polizeiamte angelangt, bat mich einer meiner Begleiter ganz höflich, ihm gefälligst auf die Kanzlei zu folgen. Er rief dann den Offizier du jour herbei, und sprach leise mit ihm, doch vernahm ich das Wort Kriminalprozeß, und ein kalter Schauer überlief mich. Der Herr, der mich herein geführt, ging nun hinaus, und ich blieb allein mit dem Offiziere du jour, der mich höflich sitzen hieß, und mit mir vom Wetter zu sprechen anfing. Ich wagte nicht zu fragen, wessen man mich beschuldigte, faßte mir ein Herz, und beschloß die Folgen dieses Vorfalls mit Geduld und Standhaftigkeit zu tragen.

Nach einer Stunde erschien der Bezirkspolizei-Inspektor und der Untersuchungsrichter. Ich war reinlich und selbst mit Geschmack gekleidet, wie junge Leute der bessern Gesellschaft, was die Herrn Beamten veranlaßte, artig gegen mich zu seyn; sie luden mich sehr höflich ein, mit ihnen in ein anderes Zimmer zu treten, und boten mir einen Stuhl an.

„Welches ist Ihr Amt und Ihre Familie?" fragte mich der Eine.

„Ich heiße Weniamin Tschuchin."

„Was für ein Amt bekleiden und wo dienen Sie?" fragte er weiter.

„Ich diene nirgends und habe gar kein Amt."

Beide sahen einander verwunderungsvoll an. „Aber wer sind Ihre Eltern?" fragte er kurz, mit gerunzelter Stirn und schon halb rauhem Tone.

„Ich bin eine Waise. Mein Vater war Titularrath, und diente als Kanzlist in . . . ."

„Derselbe, der nach Urtheil und Recht vom Dienste ausgeschlossen wurde, mit der Beistimmung, daß Niemand ihn irgendwo anstelle!" rief der Befrager vom Stuhle aufspringend.

„Der unter Aufsicht der Polizei stand!" setzte der Andere hinzu, und stand gleichfalls vom Sessel auf.

Auch ich stand auf und sagte: „Ich weiß nicht, ob er unter irgend einer Aufsicht stand, das aber weiß ich, daß er unschuldig litt . . ."

„Es war ein gutes Schaf!" sagte der Eine laut auflachend, „he! he! und Du schlägst sichtlich dem Vater nach. Wir wollen schon fertig mit Dir werden." Damit setzte er sich wiederum nieder, der Andere aber schob seinen Stuhl an die Wand, und nahm den meinigen, augenscheinlich, damit ich stehen solle.

„Womit gewinnst Du Deinen Lebensunterhalt?" fragte mich der Eine.

„Ich gebe Unterricht im Schönschreiben und in der Russischen Grammatik."

Damit, Bursche, gewinnt man keine Uhren, Ketten und Ringe. Man kennt den Vogel an den Federn."

„Sie irren sich, wenn Sie voraussetzen, daß irgend Etwas von meiner Seite bei Ihnen Verdacht erregen könne; Sie dürfen in den Häusern nachfragen, wo ich Unterricht ertheile."

„Nun ist's genug gekauderwelscht," sagte mein Befrager. „Sage mir ohne Umschweife, wie heißt der Mann, in dessen Gesellschaft Du auf der Kreuzinsel warst, und wo wohnt er?"

Ich fühlte, daß mir mein ganzes Blut gegen den Kopf stieg. Ich mußte lügen, zum Erstenmale in meinem ganzen Leben, konnte mich aber nicht entschließen, meinen Wohlthäter zu verrathen. Seine Worte, als er sich in die Droschke setzte: „Rette mich!" tönten in meinem Herzen wieder, und ich sagte deßhalb kurz: „Ich weiß nicht!"

„Du weißt es nicht?" entgegnete mein Befrager. „Wir können Dich zum Sprechen bringen. Wo ist Dein Quartier?"

Ich bezeichnete es, mein Befrager schrieb die Adresse nieder, gab sie seinem Nebensitzer und sagte: „Gehen Sie sogleich, Iwan Jegoritsch, und halten Sie Haussuchung. Vergessen Sie Oefen und Fußböden nicht," setzte er spöttisch lächelnd hinzu; „das sind die Schatullen und Kommoden solcher Herren."

Der Beamte ging hinaus, und ich blieb mit meinem Befrager allein. „Höre, Bursche," begann er, „sperre Dich nicht; jetzt bist Du in unsern Händen, und sollst nicht so leicht entkommen. Wir durchdringen die innersten Gedanken. Uns führst Du nicht an, und durch Hartnäkkigkeit machst Du Dir nur noch mehr Verdrießlichkeiten. Sage also: wo wohnt Dein Freund und wie heißt er?"

Ich beharrte darauf, ihn nicht zu kennen, erklärte, ich hätte ihn zufällig auf einem Spaziergange getroffen, und mir nicht träumen lassen, daß er ein Verbrecher seyn könne; aber Alles half nichts. „Uns führst Du nicht an," wiederholte er. „Wir haben schon mit schlauern Spitzbuben zu thun gehabt."

Dieß empörte mich. „Herr Beamter!" sagte ich mit erhobener Stimme, „ich bitte Sie, Ihre Ausdrücke zu mäßigen. Sie irren sich in Ihrer Ansicht. Ich bin ein ehrlicher Mann, lebe von meiner Arbeit, und nehme an keiner Schlechtigkeit Theil. Thun Sie Ihre Pflicht, aber beschimpfen Sie mich nicht." Ich zitterte am ganzen Körper, und die Thränen rollten unwillkürlich über meine Wangen herab. Er sah mich erstaunt an, schüttelte den Kopf, runzelte die Stirn, machte dann eine wahre Grimasse, die ein Lächeln seyn sollte, und sagte endlich: „Du gestehst also nicht?"

„Ich habe nichts zu gestehen. Wenn ich schuldig bin, daß ich mich der Polizei widersetzte, weil ich ihre Beamten nicht kannte, so mag man mich nach den Gesetzen bestrafen, ehe aber meine Schuld erwiesen ist, darf man mich nicht beleidigen."

„Aha, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm! ich sehe, Bursche, Dein Vater hat Dir seine Rabulistereien und Schlupfkünste vermacht. Du sprichst von Gesetzen? Ich sehe, mit Dir muß man anders verfahren." Er ließ den Wache habenden Offizier rufen: „Führt diesen Menschen sogleich ins Stadtgefängniß."

Eine Droschke brachte mich dahin, wo mir ein kleines niederes Zimmer mit einem vergitterten Fenster angewiesen wurde, in dem sich auch nicht die mindeste Bequemlichkeit fand, so daß ich eine höchst unangenehme Nacht zitternd vor Frost zubrachte. Abgesehen von diesen körperlichen Leiden, quälten mich finstere Gedanken und bange Vorahnungen. Mein Wohlthäter also, dachte ich, ist ein Verbrecher, und zwar ein Kriminalverbrecher. Darum verbirgt er sich so. Aber in welchen Verhältnissen konnte die Fürstinn mit einem Verbrecher stehen, das war mir unerklärlich, und ich verlor mich umsonst in Muthmaßungen. Gänzliche Erschöpfung schloß endlich meine Augen, und als ich erwachte, er-

hellten die Strahlen der Sonne bereits mein Gefängniß. Der Schlüssel drehte sich im Schlosse, und herein trat zu mir ein Beamter mit einer verschleierten Frau. Der Beamte entfernte sich und schloß die Thür. Ich blieb mit der Frau allein. Diese schlug den Schleier zurück; es war Dunjascha; ihr Gesicht war bleich, ihre Augen verweint. Verlegen stand sie vor mir, sah mich scheu an, und wagte nicht zu reden.

„Du weißt von meiner Gefangenschaft, Audotja Kondratjewna!“ sagte ich, um das Gespräch zu beginnen.

„Ja,“ erwiderte sie mit niedergeschlagenen Augen.

„Gott weiß, wie das All' enden wird,“ setzte ich tief aufseufzend hinzu.

Dunjascha schlich auf den Zehen an die Thür, legte das Ohr an das Schlüsselloch und lauschte, ob Niemand horche; dann kehrte sie zurück, und sagte: „Alles hängt von Deinem Muth und Deiner Festigkeit ab, mein lieber Weniamin. Die Fürstinn ist krank, sie ist in Verzweiflung. — Ein Wort von Dir zu viel tödtet sie.“

„Dieses Wort soll nie, nie von mir ausgesprochen werden,“ entgegnete ich, und faßte Dunjascha bei der Hand.

„O! wir waren überzeugt von Deiner Großherzigkeit; die Fürstinn zweifelte auch gar nicht, . . . nur der Schrecken stürzte sie in eine Krankheit.“

„So, ist sie krank?“ fragte ich hastig.

„Ein Nervenanfall, gänzliche Schwäche. Sie ist kaum lebendig,“ sagte Dunjascha, und wischte die Augen.

„Beruhige sie, und sage ihr, daß selbst der Tod mich nicht bewegen soll, meinen Wohlthäter zu verrathen.“

„O! sey ohne Sorge, wir befreien Dich; nur habe Geduld, es wird bald vorüber seyn,“ sagte Dunjascha.

„Hier handelt es sich nicht um Befreiung oder um ein kurzes Leiden,“ entgegnete ich. „Das Opfer, das ich bringe, ist größer; es ist mein Gewissen. Vergiß nicht, Audotja Kondratjewna, daß ich lügen muß.“

Sie erröthete, verbarg ihr Gesicht mit ihren Händen und seufzte.

„Und wie steht es mit ihm?“ fragte ich.

„Bis Morgen ist er in Sicherheit,“ entgegnete Dunjascha, ohne die Augen aufzuschlagen.

„Werde ich einst erfahren, für wen ich mich opfere, oder zum Mindesten, was die Fürstinn an ihn bindet?“

„Das ist ihr Geheimniß, Weniamin, ein Geheimniß, von dem ihr Leben, ihre Ehre, ihr Vermögen, das Glück ihrer Kinder, und deren künftiges Schicksal in der Welt abhängt. Ich kann Dir nicht fremdes Geheimniß entdecken.“

„Allerdings,“ sagte ich nachdrücklich und etwas ärgerlich. „Wenn man mich nicht für würdig hält, dieß Geheimniß zu wissen . . .“

„Dazu ist es jetzt nicht Zeit,“ sagte Dunjascha mit bittender Miene. „Du sollst es einst erfahren; von jetzt an bist Du der Freund und Bruder der Fürstinn. Aber ich muß zu ihr gehen,“ fuhr sie fort, „sie erwartet ihren Urtheilsspruch über Leben und Glück, und ich bringe ihr Leben und Freude. Lebe wohl, ich werde mich bemühen, Dich möglichst bald wieder zu sehen, und schicke Dir inzwischen, was Du brauchst.“

„Ich bin erstaunt, daß man Dich zu mir gelassen hat, Audotja Kondratjewna.“

„Es hat auch genug gekostet; ich konnte mich weder Deine Schwester, noch Deine Frau nennen, aus Furcht, man möchte den Betrug entdecken, und so nannte ich mich — Deine Geliebte.“

Dunjascha lächelte schelmisch bei diesen Worten, und sah mich so freundlich an, daß mich die Lust anwandelte, das mir verliehene Recht zu be-

nutzen, und ich herzlich das gute Mädchen küßte, das aus Liebe zu ihrer Gebieterinn selbst ihren guten Ruf opferte. Wir drückten uns lebhaft die Hand, und nahmen Abschied. Als sie hinausging, erschien der Beamte und sagte zu mir: „Niemand braucht zu wissen, daß man Euch besuchte.“ Ich nickte zum Zeichen der Beistimmung mit dem Kopfe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Was hat die Kirche zu thun, um die Theilnahme der Gebildeten zu gewinnen?

(Fortsetzung.)

Aber durch welches Mittel, wenn wir das in Vorschlag gebrachte als ungeeignet verwerfen, glauben wir denn der nicht zu läugnenden Unkirchlichkeit unserer Zeit entgegen wirken zu können? Wir antworten: Zunächst gerade dadurch, daß die Kirche jene streitigen, dem ursprünglichen Christenthume völlig fremden Dogmen ganz unberücksichtigt läßt und laut für werthlos und gleichgültig erklärt. Da nämlich über die Grundwahrheiten des Christenthums, dieser vollkommensten Verwirklichung des Ideales der Religion, unter Vernünftigen durchaus kein Zwiespalt möglich ist, so müssen, sobald man den späteren entstellenden Anbau der Menschensatzungen von dem einfach erhabenen Dome des Reiches Gottes abgebrochen haben wird, von selbst alle jene Verketzerungen und Partheiungen aufhören, welche jetzt jedes religiöse Gemüth beunruhigen und den Gebildeten mit Unmuth und Widerwillen gegen die kirchliche Gesellschaft erfüllen. Der fälschlich sogenannte Pietismus und crasse Mysticismus, so fern er sein Leben nicht aus dem reinen Born der ewigen Wahrheit, sondern aus den trüben Cisternen verirrter Verstandesspeculationen und Einbildungen zieht, wird in seiner ganzen Blöße dastehen, während auf der anderen Seite die Irreligiösität sich nicht mehr mit der Absurdität der Kirchenlehre entschuldigen kann; die Reformirten und Lutheraner werden sich wundern, wie es nur möglich war, sich gegenseitig wegen Vorstellungen, die mit dem Glauben nichts zu schaffen haben, Ungläubige zu schelten, und selbst die katholische Kirche, durch feindselige Dialektik nicht überwunden und unüberwindbar, wird dem Geiste eines ungefärbten Christenthums weichen müssen und in dem heiligen Feuer ächter Religiösität das reine Gold der Wahrheit von allen gehaltlosen Zusätzen scheiden. Dann aber, wenn die Wahrheit alle Partheien ausgesöhnt und vereinigt hat, wenn alle Altäre in der ganzen Christenheit, nur eine einzige große Opferflamme, gen Himmel lodern, wenn die Worte des Erlösers (Joh. 13, 35): „Dabei wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, so ihr Liebe unter einander habt,“ zur Wahrheit geworden sind: dann wird auch jener andere Ausspruch (Joh. 10, 16): „Ein Hirt und Eine Heerde,“ sich der Erfüllung nahn; denn nur die wahrhaft göttlichen Elemente unserer Religion können die Welt überwinden. Doch dieses mag noch fern liegen; nahe, sehr nahe aber liegt die Folge, daß nach Beseitigung alles Dessen, was nicht zum Wesen der Religion gehört, die öffentlichen Vorträge an heiliger Stätte gerade denjenigen Charakter verlieren werden, der die Gebildeten am meisten abstößt. Die Prediger werden es sich dann nämlich nicht mehr einfallen lassen, ihre Gemeindeglieder über Dinge zu unterrichten, von denen sie selbst unmöglich eine klare Vorstellung besitzen, und gegen welche, da sie dieselben durch gründliche Beweise nicht sicher stellen können, sie die Gebildeten nur in die Schranken rufen; ihre Belehrungen, indem sie den engen und doch reichen Kreis der allgemeinen, unläugbaren Religionswahrheiten nicht überschreiten, werden auf ganz

unerschütterlichen Gründen fußen, ja, sie werden mehr oder weniger aufhören, Belehrungen (die der Geistliche dem gebildeten Laien auch schwerlich auf der Kanzel geben kann) zu seyn, und dafür den geeigneteren Charakter der Ansprache, Erweckung und Erbauung annehmen. Die Religion, die wir bereits als lebendiges Bewußtseyn unserer Abhängigkeit von Gott, dem Allervollkommensten, definirt haben, ist nämlich, wie unser ganzes Seelenleben, zunächst Gefühl. Der wahrhaft Religiöse construirt sich seine Gottheit nicht durch philosophische Schlüsse, nein, er fühlt sich von ihr in seinem Innersten ergriffen; er braucht sie nicht weit zu suchen, sie ist nicht fern von ihm, denn in ihr lebt und webt und existirt er (Apostelgesch. 17, 27. 28); er braucht sich kein Moralsystem zu bauen, um zu wissen und zu thun, was recht und gut ist, nein, auf den fleischernen Tafeln seines Herzens geschrieben, lieset er die göttlichen Gebote, und Liebe macht ihm die Erfüllung derselben leicht; er bedarf weder Plato's, noch Mendelsohn's künstlicher Beweise für die Unsterblichkeit der Seele, um ruhig sterben zu können, er trägt als den sichersten Beweis die ihm mit der Idee der Gottheit zugleich gegebene Hoffnung in seiner Brust. Verhält es sich nun aber wirklich so mit der Religion und gleicht die menschliche Natur mit ihren Gefühlen einem Saiten-Instrumente, dessen Chorden bei jedem in seiner Nähe angeschlagenen Tone zu einem gleichen Klang erbeben, werden wir, will ich sagen, durch die lebhaft sich äußernde Gefühlsbewegung eines Anderen zu demselben Gefühle erweckt und aufgeregt: so liegt es ja wohl auf der Hand, daß, wenn die Predigt ihren eigentlichen Zweck, die Erweckung frommer, religiöser Gefühle und Vorsätze, erreichen will, sie kein Produkt des kalten Verstandes, sondern des warmen, lebendigen Gefühles seyn muß. Das weiß der Landmann sogar, wenn er nach vollendetem Gottesdienste seinem Pfarrer dankbar die Hände drückt und sagt: „Das ging zu Herzen, denn es kam vom Herzen.“ Und dürfen wir uns einbilden, das Predigen besser zu verstehen, als unser Meister Christus selbst? Wo aber zählt er in seinen Vorträgen vier Haupttheile und sechszehn Unterabtheilungen auf? Wo quält er sich mit unfruchtbaren Definitionen ab? Wo ist sein Wort ein bloßes kaltlassendes Raisonnement? Nein, hier entströmen seiner begeisterten Brust hinreissende Seligpreisungen, dort niederschmetternde Donner gegen die Heuchelei und Werkheiligkeit der Pharisäer; hier weiset er seine Zuhörer mit dichterischem Schwunge auf die Vögel unter dem Himmel und die Lilien des Feldes hin, dort beschämt er die Kleingläubigen, indem er sie von der Liebe eines menschlichen Vaters zu seinem Sohne auf die Liebe des himmlischen Vaters zu seinen Kindern schließen läßt; hier vergleicht er den Gerechten mit einem Baume voll guter Früchte, dort fordert er auf, nicht bloß Hörer, sondern auch Thäter seines Wortes zu seyn und nicht dem thörichten Manne zu gleichen, der sein Haus auf losen Sandgrund bauete, und es bald durch Sturm und Platzregen niedergerissen sah; kurz, immer sucht er an der Flamme seines tiefen, unerschöpflich reichen Gemüthes das religiöse Gefühl seiner Zuhörer zu entzünden, und darum heißt es auch von ihm im Evangelium: „Er predigte gewaltig, und nicht wie die Schriftgelehrten,“ und: „Viel Volks folgte ihm nach.“ Ein deutlicher Fingerzeig für die christlichen Prediger, was sie zu thun haben, um sich gleichfalls einer zahlreichen Zuhörerschaft und unter denselben auch der Gebildeten zu erfreuen. Nicht predigen sollen sie wie die Schriftgelehrten, die statt der ewigen Wahrheit ihre eigene vermeinte Weisheit oder Menschensatzungen verkündigten; ein solcher Vortrag kann wohl die Ungebildeten hinhalten, nicht aber die Gebildeten

befriedigen; nein, predigen sollen sie gewaltig, d. i. mit dem Feuer der Begeisterung, das nur aus der Tiefe des religiösen Gemüthes, aus dem lebendigen Ergriffenseyn von den wahrhaft religiösen Ideen emporflammen kann, und nicht minder in den Herzen der Gebildeten als der Ungebildeten empfänglichen Zunder findet.

(Der Beschluß folgt.)

Die Orangen von Hyeres.

Hyeres, im südlichen Frankreich, welches wegen seines gesunden Klimas besonders von Engländern sehr besucht wird, liefert sehr viele Orangen, welche fast Alle nach Paris kommen, dessen Bewohner durch die köstlichen Orangen von Majorka und Malta noch nicht so verwöhnt sind, als die Bewohner von Languedok und Provence, welche die Orangen von Hyeres für schlecht, oder doch für sehr mittelmäßig ausgeben; diese sind lange nicht so groß als jene, doch giebt es auch zuweilen sehr schöne unter ihnen. So führt man eine an, die 33 Unzen oder 66 Loth wog. Man führt auch einen Orangenbaum an, der 10,000 Orangen trug; er hatte dem Winter von 1709 widerstanden, ging aber in dem strengen Winter von 1788 zu Grunde. Die gewöhnliche Zahl der Früchte der schönsten Orangenbäume geht auf 4- bis 5000 Stück. In den Gärten, die ganz allein den Orangen gewidmet sind, schätzt man den Ertrag eines Stückes von 1000 Quadrattoisen auf 1000 Franken. Die zwei Gärten der Herren Fille und Brauregard sind die zwei vornehmsten Pflanzungen dieser Stadt. Man bewundert im Garten des Letztern einen Palmbaum, welcher der schönste in Frankreich ist; er trägt noch immer Früchte, obgleich der männliche Palmbaum, der neben ihm stand und ihn zu befruchten schien, schon über dreißig Jahre zu Grunde gegangen ist, und sich kein anderer in der Nähe befindet.

Ein guter Orangenbaum trägt 1000 Stück. Für das Tausend der beßten zahlt man 20 bis 25 Livres; für mittelmäßige 15, und für geringe 10 Livres. Ein ganz kleiner Baum, der nicht über sieben bis acht Jahre alt ist, trägt schon 3 Livres ein. Sie müssen aber bewässert werden, weil sonst der Ertrag gering ist. Im Oktober und März werden sie beschnitten, und die Früchte gegen Ende des Novembers noch nicht ganz reif (halbgrün) abgenommen, damit sie sich länger halten, weil sie hauptsächlich nach dem Norden gehen. Die, welche die Besitzer behalten wollen, läßt man am Stamme hängen, wo sie ein ganzes Jahr gut bleiben. Man sieht daher oft reife und grüne Früchte zu gleicher Zeit. Im Mai ist die Blüthe. Wenn sie beinahe verflossen ist, breitet man Tücher unter die Bäume, und schüttelt sie ein wenig, um die Blüthenblätter, ohne der Frucht zu schaden, zu erhalten.

* r.

Miscellen.

Von den Bällen und Tänzerinnen in Westindien schreibt ein Reisender: „Jedes weibliche Wesen auf den Antillen liebt den Tanz eben so sehr, als sich selbst: das heißt zum Sterben. Von der kunstreichen Quadrille und der bereits nach Westindien gedrungenen Gallopade, bis zu dem Tanze der Negerinnen hinab, heißt dort tanzen so viel als selig seyn. Die Westindische Creolinn ist mit tanzenden Füßchen geboren, tanzt 7 bis 8 Stunden in einem Zuge fort und behauptet, eben nur so viele Minuten getanzt zu haben. Es ist nichts Ungewöhnliches, im Ballsaale eine Großmutter mit ihren Enkelinnen in einem und demselben Reigen tanzen zu sehn. Fenster und Thü-

ren stehen, durch Moskito-Netze geschützt, den lauen und duftreichen Lüften offen und herrliche Blumen schmücken die Wände. Mit Röcken aber beschwert sich selbst in den ersten Gesellschaften kein Tänzer, denn auch der leiseste Frack würde bald vom Schweiß' triefen.« Mögen unsere schönen Leserinnen Westindien das irdische Paradies nennen, wir wollen nur hinzufügen, daß es für Männer eine Hölle werden kann.

Die Liebe junger Dichter endet gewöhnlich mit einer Heirath oder öfter mit einem Roman'; in beiden aber sind meist die ersten Kapitel die erquicklichsten.

---

* Charade.

1. und 2.

Wir bildeten in Deutscher Vorzeit Tagen
Den Titel freier Edlen von Gewicht,
Ihn sollte billig nur der Starke tragen,
Dem's nicht an Kraft und Heldenmuth gebricht,
Der stets bereit, sein Leben kühn zu wagen,
Wo gegen Uebermacht der Schwäch're ficht. —
So war's Gebühr eh' man im Prunkkleid' rauschte,
Das Stahlgewand mit Seidenstoff vertauschte!

3. und 4.

Teut's Heldensöhne höchste Freude
War Waffenklang und Waffenzier,
Drum zogen sie gar oft zum Streite,
Und solchen Streit benennen wir.
Dem Tapfern lohnten wir mit Ruhm und Beute,
Der Weichling floh das blutige Revier;
Das scharfe Schwert verzeichnete Gesetze,
Der Kraft lag's ob, daß Niemand sie verletze!

1. 2. 3. und 4.

Hörst die Tapfern zum Angriff Du blasen,
Siehst Du das blitzesprühende Schwert?
Fliehe, es ficht in unbändigem Rasen
Jetzt der Teutone um Kriegsruhm und Heerd!

5.

Bin ein Glied vom Menschenkörper,
Freilich nur ein kleiner Theil,
Oftmals spendete ich Heil,
Oftmals ward ich zum Verderber.
Theile Schellen, Schläge, Feigen,
Und viel andre Gaben aus,
Bin höchst nöthig Dir beim Schmaus',
Thu' mich oft zum Gruße neigen.
Ließ noch viel sich von mir sagen,
Doch wozu die Worte all'?
Magst, ohn' ferneren Wörterschwall,
Dich jetzt, Leser, selber fragen.

6.

Bin ein gar lumpig Ding,
Gewohnt den Staub zu küssen,
Trotz dessen kannst Du doch
Nicht meine Dienste missen.
Vor mancherlei Gefahr
Schütz' ich ein Körperglied,
Das ohne mich fürwahr
Wohl oftmals Schmerzen litt'!

5. und 6.

Der Anstand gebeut, man solle uns tragen,
Sind wir zu Zeiten auch unbequem,
Bereiten vorzüglich im Sommer wir Plagen,
So sind wir im Winter doch angenehm!

Das Ganze.

Es schleuderte oft die männliche Rechte,
Das Ganze trotzig dem Gegner hin,
Wenn dieser im Stahlwamms, bewehrt zum Gefechte
Mit dräuendem Blick in den Schranken erschien.

So werf' denn auch ich jetzt im bildlichen Sinn,
Das Zeichen der Fehde für männiglich hin;
Wem's lüstet im lustigen Räthselstreit
Ein Speerlein zu brechen, der trifft mich bereit!

Montfaucon.

(Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen der Stadt Bremen"

A. Daves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 62.

Bremen, Donnerstag den 4. August 1836.

Gestorben:

Nro. 740. Den 30. Juli. Des verst. Superintendenten zu Dorum Joh. Heinr. Steudel Wittwe, geb. Cammann, 61 Jahr; Kohlhökerstr. Nr. 12.

— 741. Den 30. — Des Maurergesellen Jacob Gödeler Sohn, 1¼ Jahr; Bleicherstraße Nro. 8.

— 742. Den 31. — Des verst. Lehrers an der Gelehrten-Schule zu Göttingen Chr. Gottlieb Winter Wittwe, geborne Keidel, 84 Jahr; am Neustadtswall.

— 743. Den 31. — Des Stuhlmachers Chr. Friedrich Hinneick geschiedene Ehefrau, geborne Liesmann, 43 Jahr; große St. Johannisstraße Nro. 48 C.

— 744. Den 31. — Des verstorbenen Knopfmachermeisters Carl Friedrich Bärentz Wittwe, geborne Würdemann, 92 Jahr; hinterm Schütting Nro. 1.

— 745. Den 31. — Des verstorbenen Schneiders Johann Bohlen Wittwe, geb. Steubern, 81 Jahr; am Hohenpfad Nro. 2.

Nro. 746. Den 31. Juli. Des Cigarrenmachers Philipp Eschenfeld Sohn (todtgeboren); hint. Paulsberg Nro. 33.

— 747. Den 31. — Christian Friedrich Mertz Ehefrau, geb. Arens, 29 Jahr; Kohlhökerstr. Nr. 13.

— 748. Den 31. — Der Küper Friedrich Fahrenholz, 20 Jahr; Kiefstraße Nro. 1.

— 749. Den 31. — Der Steinhauer Arnold Tegeler, 48 Jahr; Steinstraße Nro. 2.

— 750. Den 1. August. Des Arb. Johannes Hubertus Jörres Tochter, 5¼ Jahr; Glockengang Nro. 5.

— 751. Den 1. — Des Maurergesellen Andreas Windhorn Ehefrau, geb. Stövesandt, 52 Jahr; Grünenstraße Nro. 72.

— 752. Den 2. — Des verstorbenen Tabacksfabrikanten Johann Philipp Nienaders Wittwe, geborne Schröder, 70 Jahr; gr. St. Johannisstraße Nro. 201.

Geburten:

Nro. 924. Den 28. Juli. Des Arb. Joh. Hermann Meyer Ehefrau, geborne Sievers, Hastedt Nro. 56; von einem Knaben.

— 925. Den 28 — Des Cigarrenmachers Antonius Vedder Ehefrau, geb. Röper, Theisenradsdeich; von einem Mädchen.

— 926. Den 28. — Des Arb. Johann Georg Martens Ehef., geb. Wohlers, Schwachhausen N. 12; von einem Knaben.

— 927. Den 29. — Des Grobbäckers Joh. Diedr. Alfken Ehefr., geb. Verdenhalven, kl. St. Annenstraße Nro. 1; von einem Mädchen.

— 928. Den 29. — Des Kaufmanns Joh. Herm. Hoyermann Ehef., geb. Rosenbohm, Tiefer N. 8; von einem Mädchen.

— 929. Den 29. — Des Ausladers Matthias Kirchner Ehef., geb. Helweg, gr. Krankenstr. Nr. 14; von einem Knaben.

Nro. 930. Den 29. Juli. Des Kaufmanns August Friedrich Miesegaes Ehefr., geb. Primavesi, am Wall Nro. 59; von einem Mädchen.

— 931. Den 29. — Des Arb. Friedr. Heinrich Ludwig Kröger Ehefr., geb. Becker, auß. Steinthor Nro. 91; von einem Mädchen.

— 932. Den 30. — Des Kaufmanns Joh. Friedr. Bähr Ehefr., geb. Haase, Weerder Nro. 46; von einem Mädchen.

— 933. Den 31. — Des Hökers Christian Blaffer Ehefrau, geborne Behnken, kleine Krummenstraße Nro. 26; von einem Knaben.

— 934. Den 31. — Des Cigarrenmachers Philipp Eschenfeld Ehef., geb. Kuhlmann, hint. Paulsberg Nro. 33; von einem todten Knaben.

— 935. Den 31. — Des Tabacksfabrikanten Herm. Heinr. Brockmann Ehefr., geb. Schriever, gr. Rosenstraße Nro. 24; von einem Mädchen.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 63.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 7. August 1836.

So bleibt von Allem, was das Herz entzückte,
Der Wehmuth Lust das letzte theure Pfand,
Der Paradise, die das Aug' erblickte,
Des süßen Himmels, den die Seele fand. Agnes Franz.

Blumendeutung.

Du sandtest mir den ersten Frühlingsstrauß,
Zum Wiegenfeste freundlich mich zu schmücken;
Wie Geister zogen Düfte ein und aus
Und Farben glühten, wechselnd zu entzücken,
Und als ich schaute, als ich dankerfüllt
An Herz und Mund die Blumen wollte drücken,
— Da schien daraus des Lebens stilles Bild
Mit sinn'gem Ernst mich deutsam anzublicken.

Jetzt, da der Schmelz der Blumen abgeblüht,
Wird klarer mir die deutungsreiche Kunde.
Schneeglöckchen war das Erste, welches schied;
Sein reines Bild glich sel'ger Kindheit Stunde,
Dem süßen Traum in unschuldvoller Brust,
Der Hoffnung erster ahnungsreicher Lust. —

D'rauf sah ich auch die Rose bald entblättert;
— Dem Schönsten ward ein kurzer Tag gelieh'n.
Vom Himmel stammt, was unser Seyn vergöttert;
Es kehrt zurück — um uns hinaufzuzieh'n.
Die Sehnsucht ist's, die hoch und höher hebt;
Wie Rosenduft der Rose Grab umschwebt. —

Bald sah ich auch den zarten Kelch versinken,
Der leuchtend Gold trägt in des Herzens Grund.
— So eilt der Freude Becher, den wir trinken
Im leichten, raschen Schwung von Mund zu Mund.

Die Hyacinthe mit der Glockenfülle,
Sie überdau'rte ihrer Schwestern Tod,
Wie die Erinn'rung in des Herzens Stille
Sanft läutet bis zum Lebens-Abendroth.

Und wie an Jene sinnig angeschmieget
Ein Zweiglein steht, in ewigfrischem Grün
Das träumerische Haupt in Duft gewieget:
— Der schmerzgeweihte ernste Rosmarin,

So bleibt von Allem, was das Herz entzückte,
Der Wehmuth Lust das letzte theure Pfand,

Der Paradise, die das Aug' erblickte,
Des süßen Himmels, den die Seele fand.

Doch — wie ich von des Zweiges Düften trunken
Die Blumen alle wieder vor mir seh',
Die in den flücht'gen Tagen hingesunken
Und freudig vor dem vollen Strauße steh':

So lebt im Herzen das, was es geliebet,
Im zarten Duft der Wehmuth ewig fort; —
Des Lebens Hauch, der manche Freude trübet,
Berühret nicht den stillen Tempel dort;

Rein wahrt er all' die leuchtenden Gestalten,
Die Engel alle, die ihm Gott gesandt;
Die Freuden alle, die mit Händefalten
Als eines Himmels Gabe wir erkannt.

Die Wehmuth ist der Liebe höchstes Leben!
— Sie präget in dem stillen Muschelhaus
Des Herzens, mit geheimnißvollem Weben,
Die gottgesuchte, reine Perle aus.

Ihr stiller Glanz reift nicht im Erdenstaube;
Die Wunderblume pflanzt nur Schmerz und Tod.
Ihr Thau heißt Liebe und ihr Licht heißt Glaube,
So wächst sie auf zum höhern Morgenroth.

Agnes Franz.

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Fortsetzung.)

Die ganze folgende Woche erhielt ich Billete von Dunjascha, sie selbst aber erschien nicht. Am neunten Tage endlich besuchte mich Swietowidow, war aber gegen seine Gewohnheit kalt und zurückhaltend gegen mich. Endlich setzte er sich auf die Pritsche nieder, sah mich durchdringend an und sagte: „Was soll ich von Deiner Gefangenschaft halten?“ Ich erzählte ihm, was mir begegnet, setzte ihm mein Verhältniß zu meinem unbekannten Wohlthäter aus einander, ohne jedoch im Mindesten dessen Verbindung mit der Fürstinn merken zu lassen, und erklärte, daß ich mich nicht überwinden könne, einen Mann, der mich so mit Wohlthaten überhäuft, zu verrathen.

„Ich glaube Dir, Weniamin,“ entgegnete er, mir die Hand schüttelnd, „und ich bin weit entfernt, Dein Benehmen zu tadeln; zum Beweis meines Zutrauens zu Dir, und meiner Ueberzeugung von Deiner Unschuld lege ich Dir eine Frage vor, die Du offen beantworten mußt. Sage mir, liebst Du die Fürstinn?“

„Wie eine Mutter, wie meine Wohlthäterinn, meinen Schutzengel,“ entgegnete ich lebhaft. „Ein anderes Gefühl kam nie in meine Seele.“

„Ist das wahr?“

„So wahr, als Gott im Himmel ist!“

„Weniamin, Du wälzest eine Last von meinem Herzen,“ sagte Swietowidow, sprang auf, und drückte mich an seine Brust. „Ich liebe die Fürstinn mehr als mein Leben, liebe ohne Hoffnung, ohne es ihr zu gestehen, und bin nur glücklich in der Ueberzeugung, daß ihr Herz frei ist, und nur ihre Pflicht als Gattinn uns trennt wie das Grab. . . . Der lebhafte Antheil, den sie an Deinem Schicksal nahm, erweckte in mir ein eifersüchtiges Gefühl . . . so ist das menschliche Herz! . . . Doch genug hiervon, Du kennst jetzt das Geheimniß meines Herzens. Nun wollen wir von dem Auftrage sprechen, den mir die Fürstinn Deinetwegen gab: sie ist entschlossen, Dich zu retten, es koste, was es wolle, aber sie kann nicht selbst handeln, aus Furcht vor ihrem Manne, dem man bereits Verdacht gegen sie eingeflößt hat. Ich bin ihr Vertrauter in diesem Geschäfte, und eine weitere Fürsprecherinn hast Du an Deiner gestern aus Moskau angelangten Verwandtinn, deren — . . .“

„Eine Verwandtinn! ich habe keine Verwandten mehr.“

„Das heißt, Du kennst sie nicht; ihre Geschichte will ich Dir später erzählen. Jetzt nur

so viel, daß Du gewiß seyn kannst, daß man thätig an Deiner Befreiung arbeitet."

Mit diesen Worten verließ er mich, und ich warf mich aufs Bett, um meinen Gedanken nachzuhängen.

Es verging eine ganze Woche, in der ich von meinen Freunden Niemanden sah, und nur zweimal erhielt ich Nachricht von Dunjascha, daß die Verwendungen zu meinen Gunsten einen glücklichen Fortgang hätten, und das Ende meiner Leiden nahe sey. Endlich benachrichtigte mich der Aufseher, daß ich mich zum Verhöre am folgenden Morgen bereit halten solle. Um 10 Uhr des andern Tages führte mich demgemäß der Gefängnißaufseher in die untere Etage hinab, in ein Zimmer, wo ich dieselben beiden Beamten wiederfand, die mich am ersten Tage verhört hatten, nebst einem dritten, den ich nicht kannte. Die beiden Ersten besprachen sich unter einander in einer Ecke des Zimmers, der Dritte, augenscheinlich ein Sekretär, saß hinter einem Tische und legte seine Papiere zurecht. Er war etwa funfzig Jahre alt, schielend, fuchsartig, dick, untergesetzt, und unter seinen struppigen Haaren machten sich schon einige weiße bemerklich. Hinter ihm stand ein zehnjähriger Junge mit der Feder hinter dem Ohre, und ein Blatt Papier in der Hand. Dieß war sein Sohn, der ihm mit einer Besoldung vom Staate als Schreiber diente. Der Bursche sah wie ein dressirter Pudel stets seinem Vater in die Augen, um ihm seine Gedanken und Wünsche abzulesen. Das Herz schlug mir heftig, als ich die erstern Beamten wieder sah, die mich am Tage meiner Verhaftung so grob angelassen hatten, zu meinem großen Erstaunen aber benahmen sie sich ausnehmend artig gegen mich, Einer derselben trat zu mir, faßte mich freundschaftlich bei der Hand, und sagte halblaut:

„Bei unserem ersten Zusammentreffen hatten Sie ein Recht, unzufrieden mit uns zu seyn, Hr. Tschuchin. Wir aber hatten, als wir etwas hart mit Ihnen umgingen, das Recht, Sie für einen Verbrecher, oder wenigstens für einen Verbündeten desselben zu halten. Zudem wußten wir damals nicht, daß sich bedeutende Personen für Sie interessiren. Ihre Sache kann recht gut ausgehen, wenn Sie Ihre Antworten gehörig abwägen. Dieser Herr hier versteht seine Sache aus dem Grunde; wir lassen Sie mit ihm allein."

Beide gingen hinaus, der Sekretär winkte seinem Sohne, und dieser sprang gleich auf, um mir einen Stuhl zu bieten. „Wollen Sie sich gefälligst setzen," sagte der Sekretär, und betrachtete mich lange schweigend mit seinen schielenden Augen. „Ihr Prozeß," fing er endlich an, „ist ein wunderlicher Handel, zum Glücke sind Sie aber in gute Hände gefallen und haben Beschützer, denen es an überzeugenden und eindringlichen Beweisen Ihrer Unschuld nicht fehlt." Bei diesen Worten lächelte er freundlich, strich erst sein Haar, trommelte dann auf seiner Tabacksdose und fuhr fort: „Ohne solche eindringliche Beweisgründe hätte es um Sie fatal stehen können."

„Und doch bin ich unschuldig, und weiß nicht einmal, wessen man mich beschuldigt?"

„Wissen Sie denn nicht, daß man Sie beschuldigt, den Aufenthalt und Namen eines Verbrechers zu verheimlichen, und daß man Sie des Einverständnisses mit ihm verdächtigt?"

„Das weiß ich. Worin besteht denn aber das Verbrechen dieses unbekannten Verbrechers?"

„Das sollen Sie sogleich offiziell erfahren. Haben Sie nur Geduld und lesen und unterzeichnen Sie vorher dieß Papier. Es ist darin bemerkt, daß Sie durchaus keinen Verdacht gegen die Untersuchungsrichter haben, und die volle

Wahrheit unter Bekräftigung des Eides aussagen wollen."

Der Sekretär nahm nun eine wichtige Miene an, und sagte: "Setzen Sie sich, Hr. Tsuchin, und hören Sie aufmerksam zu. Ehe ich Ihnen die Fragepunkte vorlege, erzähle ich Ihnen genau die Geschichte, in welche Sie mit Recht oder Unrecht verflochten sind. Ob Sie dieselbe schon kennen oder nicht, ist nicht meine Sache; schuldig oder unschuldig, das geht mich nicht an. Da ich Ihnen indeß nützlich zu seyn wünsche, so lege ich Ihnen die Sache so vor, wie sie in den Akten enthalten ist. Das Uebrige hängt dann von Ihrer Klugheit, das heißt von den klaren Beweis Ihrer Unschuld ab."

"Vergangenen Herbst ging einer der gewandten und unermüdlichen Beamten der Polizei Nachts, seiner Pflicht gemäß, am Ufer der Newa auf und ab, und bemerkte in einem großen Boote durch eine Ritze Licht, obwohl sich an den Kajütenfenstern keines sehen ließ. Dieß erweckte seinen Verdacht, und am Morgen erkundigte sich der Beamte sorgfältig nach dem Besitzer des Boots, und erfuhr, daß es einem Bürger gehört habe, aber vor wenigen Wochen verkauft worden sey; gegenwärtig stehe es unter der Aufsicht eines Lohnbedienten, der den Namen und die Wohnung des Besitzers nicht kenne. Bei weiterer Nachforschung erfuhr der Beamte, daß dieser Letztere zwei- oder dreimal in der Woche Abends in Begleitung zweier Menschen auf das Boot komme, und bis zum Tage dableibe. Der Beamte stand mehrere Nächte nach einander auf der Lauer, und bemerkte, daß das Licht die ganze Nacht nicht ausgelöscht werde, obwohl es verboten ist, um diese Zeit auf den Schiffen Feuer zu haben. Der Besitzer des Boots dachte wohl nicht, daß in seiner schwimmenden Wohnung eine Ritze sey, durch welche die Augen der Polizei in sein Geheimniß eindrangen. Ueberzeugt, daß hier etwas Unrechtes vorgehe, brachte er den Lohnbedienten auf seine Seite, und versteckte sich mit zwei andern Beamten und einigen bewaffneten Dienern in den untern Schiffsraum. Als der Besitzer des Boots mit seinen Gefährten kam, wollte der Beamte sogleich in die Kajüte einbrechen, aber er konnte aus dem Schiffsraume nicht heraus; der Lohnbediente, gleichfalls mit dem Besitzer des Boots einverstanden, und nicht mehr im Stande, denselben zu warnen, hatte verstellter Weise in den Wunsch des Beamten eingewilligt, aber denselben in den untern Schiffsraum eingesperrt. Aus dieser Gefangenschaft war kein Entkommen, als durch Lärmmachen. Bis man aber das Schreien hörte, und ihnen zu Hülfe kommen konnte, hatte sich der Besitzer des Schiffes mit seinen Gefährten gerettet. Bei der Untersuchung in der Kajüte fand man in einem geheimen Fache Instrumente zur Fabrikation falscher Bankscheine. Der Beamte hatte, während er im Schiffsraume eingeschlossen war, durch eine Ritze geschaut, und trotz des falschen Lichtes sich die Züge des einen dieser Leute wohl gemerkt; er versichert nun, daß dieß derselbe ist, den man in Ihrer Gesellschaft auf der Kreuzinsel sah. Das ist die ganze Geschichte."

Diese Erzählung machte mich ganz bestürzt; Schrecken und Unwillen brachten mein Blut in Wallung. Tausenderlei Argwohn über meinen Wohlthäter und die Fürstinn stiegen in mir auf; selbst ihr Reichthum erweckte Zweifel in mir. Wenn ich an Alles dachte, was mir Dunjascha von der verwaisten Jugend der Fürstinn erzählt hatte, so verlor ich mich in Vermuthungen. Alles zusammen machte einen so heftigen Eindruck auf mich, daß ich mich völlig vergaß. Der Sekretär riß mich aus meiner Versunkenheit, indem er aufstand, doch kam ich erst dann recht zu mir, als meine Augen seinem schielenden Blicke begeg-

neten. „Ich will Ihnen nicht länger beschwerlich fallen; hier sind die Fragepunkte. Schreiben Sie Ihre Antworten nach Bequemlichkeit nieder, und morgen will ich sie abholen. Leben Sie wohl.“ Damit verließ er mich und rief dem Gefängniß-Aufseher, der mich in meine Kammer zurückführte.

In der Nacht schrieb ich die Antworten auf die sehr schlau abgefaßten Fragepunkte nieder. Ich erklärte, daß der Mann, mit dem mich die Polizei-Beamten trafen, mich in meiner Armuth unterstützt, aber nie seinen Namen mir genannt hätte, mehrere Male hätte ich ihn getroffen, wüßte jedoch von seinem Stande, seinen Beschäftigungen und seiner Lebensweise gar nichts. Alles dieß war die lautere Wahrheit, und darum machte ich mich anheischig, meine Angaben mit einem Eide zu erhärten. Ueber den Wohnort des Unbekannten stand in den Fragen nichts, also brauchte ich auch darüber nichts zu sagen. Am folgenden Tage holte der Gefängniß-Aufseher das Papier ab. Drei Tage wartete ich auf Antwort, am vierten Morgens endlich rief man mich ins Bureau hinab.

„Sie sind frei, Hr. Tschuchin,“ sagte der Aufseher. „Hier ist ihr Entlassungsschein. Nehmen Sie Ihre Sachen, gehen Sie mit Gott, wohin es Ihnen beliebt, und gedenken Sie unserer nicht im Bösen.“

Ich küßte den Aufseher in meiner Freude, ging schnell in meine Kammer zurück, und kleidete mich an. Als das Thor sich hinter mir schloß, schien es mir, als hätte sich ein Berg von meinen Schultern gewälzt, und als ob ich nach langem Todesschlafe wieder erwacht sey. Ich bekreuzigte mich und betete, als ich die Sonne über mir, und den reinen Himmel betrachtete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Was hat die Kirche zu thun, um die Theilnahme der Gebildeten zu gewinnen?

(Beschluß.)

Aber wie kannst du, wird man hier einwenden, eine solche Wärme des Gemüthes, verbunden mit der Kraft des Wortes, von jedem Geistlichen verlangen? Ist, was du forderst, nicht eine Naturanlage, ein angeborenes Talent, das sich selbst durch das unermüdlichste Bestreben nicht gewinnen läßt? Wohl weiß ich das, allein auch die einem guten Feldherrn nöthigen Eigenschaften sind größtentheils durch seine natürliche Organisation bedingt. Ist der Staat deßhalb aber entschuldigt, der einen Mann zum Führer seiner Krieger setzt, dem es an dem erforderlichen Talent gebricht? Die Anwendung macht sich von selbst. Warum läßt man Jünglinge zu dem Studium der Theologie zu, auch wenn sie nicht die mindeste Hoffnung geben, daß sie dereinst gute begeisterte Kanzelredner seyn werden? Ich will damit nicht sagen, daß dieser Fall in unserem Lande schon wirklich vorgekommen sey, aber so viel ich weiß, giebt es bei uns keine gesetzliche Mittel, um ein etwaiges Eindringen ungeeigneter Subjecte in den Stand der Geistlichen zu verhüten, keine Commission, die befugt wäre, jeden jungen Mann, bei welchem sie das nöthige Talent vermißte, vor seinem Abgange zur Akademie von dem Studium der Theologie mit dem Bedeuten abzurathen, er dürfe im Vaterlande keine kirchliche Anstellung erwarten. Dem also Gewarnten, der übrigens gar wohl ein ganz gescheiter Kopf seyn könnte, würde durch diese Vorsicht nur ein Dienst erwiesen, da ihm nichts im Wege stände, sich dem Studium der Jurisprudenz, Medicin oder Philosophie und Philologie zu ergeben, wo er vielleicht sogar etwas Ausgezeichnetes leisten und also reichlich die innere Zufriedenheit finden dürfte, die er in einer theo-

logischen Laufbahn vergeblich erstrebt haben würde. — Wie aber, wenn der Zurückgewiesene auch für die übrigen wissenschaftlichen Fächer kein Talent hat, wird da nicht sein ganzes Erdenglück untergraben? Leider, ich muß es gestehen, kennt die Erfahrung nur zu viele Fälle, daß sich Jünglinge, die zu einem Handwerke aus Stolz und Trägheit keine Lust, für eine geistige Beschäftigung aber weder Befähigung noch inneren Antrieb hatten, aus begreiflichen Gründen dem geistlichen Stande widmeten. Während nämlich das Amt des Schulmannes, Arztes und Beamten in der Regel nur die Wahl läßt zwischen einer fortgesetzten Anstrengung der Kräfte und einer empfindlichen Strafe, ist die Lage des Geistlichen meist der Art, daß er, ohne auch nur die geringste Unannehmlichkeit befürchten zu brauchen, sich seine Berufsgeschäfte sehr bequem machen und, wie man wohl zu sagen pflegt, auf die leichte Schulter nehmen kann *), und schon dieses hat für den Trägen einen unwiderstehlichen Reiz. Dazu kommt aber auch noch der Umstand, daß der Schulmann, Arzt, Rechtsgelehrte, wenn er anders weiter befördert werden oder auch nur seinen pecuniären Vortheil nicht ganz aus dem Auge setzen will, zu einer tüchtigen Verwaltung seines Berufes durchaus gezwungen ist, der Theolog dagegen, wenn er seine Examina, die fast auf nichts, als auf ein gutes Gedächtniß Rücksicht nehmen, überstanden hat, der baldigen Erlangung eines einträglichen Amtes völlig gewiß seyn kann. Was Wunder also, wenn sich fast alle Jünglinge, welche ohne innere Befähigung nur äußerer Vortheile wegen studiren, sich gerade zum Predigt-Amte bestimmen; was Wunder aber auch, daß sie die Leute aus den Gotteshäusern hinauspredigen? Wie? und die Kirche sollte sich selbst lieber aufopfern, als sich durch gerechte, wenn auch strenge, Maßregeln gegen das gefahrvolle Eindringen solcher unberufenen Hirten verwahren wollen? Sie sollte wohl gar in ihrer Verblendung so weit gehen,

*) Verwaltet, wie es verwaltet werden soll, ist freilich das Amt des Predigers, wo nicht das beschwerlichste, doch ohne Frage eines der beschwerlichsten, und es wäre im Interesse der Kirche gar sehr zu wünschen, daß man den Geistlichen die drückende Last ihrer Geschäfte wenigstens in so weit erleichterte, daß ihnen die treue, freudige Erfüllung derselben möglich würde. Wer da bedenkt, wie hohe Ansprüche das gebildete, mit den Schätzen unserer reichen homiletischen Literatur bekannte und durch die Lectüre derselben gleichsam verwöhnte Publikum heutiges Tages an Diejenigen macht, die ihm Erbauung versprechen, und wie selten und vorübergehend auf der anderen Seite die Augenblicke sind, in welchen sich der Geist von den religiösen Ideen so warm und tief ergriffen fühlt, um vermittelst der Rede auch Andere wieder warm und tief ergreifen zu können, ja, welch ein anhaltender Fleiß auch selbst in jener glücklichen Stimmung dazu gehört, statt alltäglicher Gemeinplätze wirklich eine sonntägliche Predigt zu liefern, der muß einsehen, daß der Geistliche mehr als hinreichend zu thun hat, wenn er neben seinen mannigfaltigen übrigen Geschäften auch nur einmal in der Woche die Kanzel besteigen soll. Und was verlangt man? Zwei-, drei-, ja oft sogar fünf- bis sechsmal in einer Woche soll er predigen; und das soll er gerade an den hohen Festtagen, wo Alles zu den Tempeln strömt und eine ausgezeichnete Predigt erwartet. Aber wie ist es nur möglich, daß der Geistliche dieser Erwartung entspreche? Wohin hätte er die Zeit nehmen sollen, jede seiner Reden gehörig zu durchdenken, logisch zu ordnen, in einer edlen Form niederzuschreiben und genau zu memoriren? Wie kann er seine letzten Festvorträge mit der Frische und Freudigkeit halten, ohne welche selbst die beste Predigt des Eindruckes ermangelt? Hat nun aber der Gebildete, der vielleicht gerade auf die hohen Festtage seine Kirchenbesuche beschränkt, begreiflicher Weise keine Erbauung gefunden, so weiß man schon, wie er urtheilt. »Nicht einmal heute eine erträgliche Predigt! Nun, ich werde sobald nicht wieder kommen!« So denkt er, und wer kann ihm das verargen? Verargen aber muß man es der Kirche, daß sie Einrichtungen bestehen läßt, durch welche ihr die Gebildeten (und wahrlich diese nicht allein!) mehr und mehr entfremdet werden. Gerade, als ob es auf das viele Predigen ankäme? Ist nicht eine Flasche guten Weines ungemischt besser, als zwischen einen ganzen Orhoft trüben Wassers gegossen? Auf das gute, erbauliche Predigen kommt es an; und da es nun rein unmöglich ist, mehrere Tage hinter einander zwei-, dreimal gediegene und begeistert vorgetragene Worte der Erbauung zu reden; sollten nicht billig alle Wochenpredigten, Frühgottesdienste und zweite Festtage abgeschafft werden?

die traurige Erscheinung der Unkirchlichkeit den Gebildeten, als wären diese Religionsverächter zur Last zu legen? Nein, unsere Zeit, so reich an großen, menschenfreundlichen Ideen und Einrichtungen (und fürwahr, es ist kein schlechter Baum, der gute Früchte bringt!), ist nicht irreligiös, und wo begabte Männer warm und lebendig Gottes Wort, d. h. die ewige beseligende Wahrheit des Christenthums oder, was dem gleich ist, der Vernunft verkündigen, da sind auch die Gotteshäuser nicht leer und gerade am allerwenigsten von den Gebildeten. Drum, will die Kirche die Theilnahme dieser Letzteren gewinnen, so thue sie selbst ihre Schuldigkeit und hüte sich, Männer zu Ausspendern des Heiles anzusetzen, in deren Munde das lebendige Wasser der christlichen Wahrheit (Joh. 4, 10 ff.) zu gemeinem Wasser wird. Dieses aber kann sie sehr leicht verhüten, wenn sie, wie ich bereits bemerkt habe, den als untauglich zum geistlichen Stande erfundenen Jünglingen vor ihrem Abgange zur Universität alle Hoffnung ihrer dereinstigen Anstellung nimmt, und wenn sie, wie ich schließlich hinzufüge, den Gemeinden das Recht zurückgiebt, ihre Geistlichen selbst zu wählen.

Damit dieß Wahlrecht, welches ich für die Gemeinden in Anspruch nehme, jedoch nicht in die Hände unmoralischer oder wegen äußerster Dürftigkeit dem Verdachte der Bestechlichkeit ausgesetzter oder unwissender und deßhalb keines gesunden Urtheils fähiger Personen komme und gemißbraucht werde, räume ich den einzelnen Gemeindegliedern als solchen nur die Befugniß ein, aus ihrer Mitte etwa zwanzig bis funfzig Männer von anerkannter Sittlichkeit (sie dürfen keiner entehrenden Verbrechen wegen vor Gericht gestanden haben), von einem bestimmten nachzuweisenden Vermögen und von einer gewissen Bildung (sie müssen wenigstens lesen, schreiben und rechnen können) zu ernennen, und den also Ernannten das engere Wahlrecht zu übertragen. Eine ähnliche Einrichtung hat auch, wenn ich nicht irre, die oberste evangelische Kirchenregierung im Königreich Preußen getroffen, als sie erst ganz kürzlich zur Belebung des kirchlichen Interesses allen Gemeinden in den westlichen Provinzen der Monarchie das Wahlrecht theils bestätigte, theils neu verlieh, und schon das Beispiel eines so wahrhaft frommen und aufgeklärten Königs und seiner nicht minder ehrwürdigen Räthe müßte uns für die Sache gewinnen, selbst wenn ihr wohlthätiger Einfluß auf das kirchliche Leben nicht so deutlich, wie es der Fall ist, in das Auge fiele. Denn abgesehen davon, daß eine solche Verfassung die Consistorien, zumal wenn diese, wie in kleinen Ländern, nur von einer oder zwei Personen repräsentirt werden, vor der von Seiten der nicht berücksichtigten Bewerber gewöhnlich erhobenen Beschuldigung der Parteilichkeit sicher stellt, vermehrt sie auch eben so unläugbar, als eine landständische Verfassung eine regere Theilnahme für den Staat bewirkt, das Interesse der Gemeinde für die kirchlichen Angelegenheiten spornt außerdem die Geistlichen zu rühmlichem Wetteifer an, zwingt ganz talentlose Kandidaten, von der begonnenen Laufbahn abzutreten, und, was hier das Wichtigste ist, macht es den Gebildeten, von denen die Wahl ja vorzugsweise abhängt, möglich, einen solchen Prediger zu erhalten, wie sie ihn zur Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse nöthig zu haben glauben.

Doch ich will mich über diesen Punkt, der seiner Wichtigkeit wegen eine eigene Untersuchung verdient und auch vielleicht in diesen Blättern noch finden wird, nicht weiter auslassen, und eile, um die Geduld der geehrten Leser nicht länger auf die Probe zu stellen, zum Schlusse, indem ich meine unmaßgeblichen Vorschläge in folgendem Satze noch einmal kurz zusammenfasse: Um die Theilnahme der Gebildeten zu gewinnen, verweise die

Kirche alle Lehren, die nicht unmittelbar die religiöse Erbauung bezwecken, von der Kanzel auf die Katheder und in die Privatbesprechungen der Gebildeten, die ächt christlichen, d. i. die ewigen Wahrheiten der Religion aber lasse sie nicht anders als mit Klarheit und einer herzergreifenden Begeisterung vortragen, nehme zu diesem Ende nur vollkommen qualificirte Subjecte in den Stand der Geistlichen auf und lege aus demselben Grunde, so wie auch, um überhaupt das kirchliche Interesse zu beleben, die Wahl des Predigers in die Hand des gebildeten Theiles der Gemeinde.

R. B—n.

Kein gewöhnlicher Soldat.

Mirabeau giebt aus dem Leben seines Großvaters, welcher während der Regierungszeit Ludwig's XIV. Obrist eines Infanterie-Regiments war, folgende Anekdote zum Besten. Als eines Morgens mein Großvater auf der Parade sein neues Regiment inspicirte, gewahrte er einen Soldaten der sein Gewehr auf eine sehr linkische Weise hielt, und war eben im Begriffe, den Mann deßhalb zu tadeln, als der Major ihm zuflüsterte, er möchte doch lieber, aus Gründen, die er ihm späterhin mittheilen würde, keine Notiz davon nehmen. Nach der Parade erzählte ihm dann der Major, daß, während das Regiment zu Saarlouis in Quartier lag, dieser Soldat, damals Corporal, eines Tages zwei seiner Cameraden mit bloßen Säbeln auf der Straße mit einander kämpfen sah. Nun war es aber, laut Generalbefehl, den Soldaten verboten, auf der Straße ihre Säbel zu ziehen, bei Strafe, die rechte Hand zu verlieren. Indem daher der Corporal die Folgen bedachte, welche seinen Cameraden möglicher Weise aus diesem Streite erwachsen möchte, warf er sich zwischen sie, und zwar nach Militärgebrauch, welcher männiglich verbietet, zwei Fechtende anders zu trennen, mit gezogenem Säbel. In demselben Augenblicke erschien jedoch auch die Wache auf dem Platze, worauf die beiden Schuldigen die Flucht ergriffen, der Corporal jedoch, im Vollgefühl seines guten Bewußtseyns, und darüber vergessend, daß er sich bei der Ausführung einer guten That selbst gegen das Gesetz vergangen habe, sich ruhig in die Wache führen ließ. Ein schnell zusammenberufenes Kriegsgericht vernahm nun von dem Corporal den wahren Hergang der Sache, als es jedoch auch von ihm die Namen der Schuldigen wissen wollte, und ihn, im Falle er die Angabe weigere, mit der gesetzlichen Strafe bedrohte, erwiderte der brave Bursche; „Meine Herren, zwar kenne ich die Beiden, aber nennen kann ich sie nicht; wer von Ihnen würde wohl einen Cameraden verrathen. Muß ich daher jetzt die Strafe leiden, so bin ich mir wenigstens bewußt, dafür zwei Soldaten für des Königs Dienst gerettet zu haben, und ich bitte nur um die einzige Gunst, das mir statt der rechten Hand die linke abgehauen werden möge, damit ich im Stande sey, für mein Vaterland noch ferner den Säbel zu ziehen.“ — Der edelherzige Bursche wurde übrigens — verurtheilt, seine Bitte ihm indeß gewährt, und als er indeß an den Block geführt worden, sagte er zu dem Scharfrichter: „Mein Sinn für Disciplin und Ehre läßt mich diese kränkende Strafe erleiden, die indeß nur von der Hand eines Soldaten an mir vollzogen werden soll; zieh Dich also zurück, und gieb mir das Beil!“ Indem er dieses alsdann ergriff, hielt er seine Hand auf den Block, und hieb sie sich mit einem Streiche ab. Dieß nun war der Soldat, der auf der Parade sein Gewehr so linkisch hielt.

Gottesdienst.

Sonntag, den 7. August.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Pastor Capelle.....	U. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Candidat Frerichs....	— — —	1 „
Hr. Candidat Pralle.....	St. Martini	9 „
Hr. Dr. Böckel.....	St. Ansgarii	9 „
Hr. Pastor Rohte.....	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Pastor Mallet.....	— — —	12 „
Hr. Pastor Toel.....	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor Iken.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Toel.....	— — —	1 „
Hr. Candidat Frerichs....	St. Michaelis	9 „
Kein Gottesdienst.	Armenkirche	8 „
Hr. Pastor Probst.....	St. Johannis	6½ „ Messe
Hr. Vicarius Driver.....	— — —	9 „ Hochamt
Hr. Pastor Probst.....	— — —	10 „ Predigt
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8 „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

(Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen“

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 63.

Bremen, Sonntag den 7. August 1836.

Gestorben:

Nro. 753. Den 31. Juli. Des Schneiders Heinrich Nicol. Wollens Sohn (todtgeboren); Eckhardtsgang Nro. 10.

— 754. Den 2. August. Der Blechenschlägeramtsmeister Anton Friedr. Junge, 43 Jahr; Schützenwallstraße Nro. 10.

— 755. Den 2. — Der Schlachtergesell Johann Walter, 39 Jahr; am Osterthor.

— 756. Den 2. — Der Ard. Gerh. Heinr. Fangmeyer, 57 Jahr; Grützmacherstraße Nro. 15.

Nro. 757. Den 3. Juli. Der Consumtions-Einnehmer Hinr. Mieloß, 53 Jahr; Wichelnburg Nro. 7.

— 758. Den 4. — Der Ard. Johann Christian Duddenhausen, 43 Jahr; Wallbammstraße Nro 5.

— 759. Den 4. — Des Ard. Hinrich Boljes Tochter, 7½ Jahr; kl. Krummenstraße Nro. 20 A.

— 760. Den 4. — Des Küpers Carl Heinrich Friedrich Witte Tochter, 1 Jahr 4 Monat; Bürgerstraße Nro. 2.

Geburten:

Nro. 936. Den 30. Juli. Ein Mädchen — Neuengang Nro. 1.

— 937. Den 31. — Des Schneidermeisters Heinrich Nicolaus Wollens Ehefrau, geborne Plasse, Eckhardtsgang Nro. 10; von einen todten Knaben.

— 938. Den 1. August. Des Schuhmachers Joh. Herm. Conrad Krocke Ehef., geb. Meyer, Bollandsgang Nro. 1; von einem Mädchen.

— 939. Den 1. — Des Schneidermeisters Georg Fölkel Ehefrau, geborne Lehmann, Balgebrückstraße Nro. 21; von einem Knaben.

— 940. Den 1. — Des Branntweinbrenners Friedrich Wilh. Rohe Ehef., geb. Haltermann, Klosterstraße Nro. 6; von einem Mädchen.

— 941. Den 2. — Des Schullehrers Heinr. Steinforth Ehefrau, geb. Eggers, Buntenthorssteinweg Nro. 86; von einem Mädchen.

— 942. Den 2. — Des Kaufmanns Wilhelm Ferdinand Barkhausen Ehefr., geb. Büsing, Wachtstr. Nro. 42; von einem Mädchen.

Nro. 943. Den 2. Juli. Des Ard. Ernst Apheld Ehef., geb. Schwitters, Schwarzpott Nro. 6; von einem Knaben.

— 944 und 945. Den 2. — Zwei Zwillings-Mädchen — im Sack Nro. 1.

— 946. Den 3. — Des Schenkwirths Friedrich Münkel Ehefrau, geb. Johannes, Wichelnburg Nr. 7; von einem Mädchen.

— 947. Den 3. — Des Schuhmachers Joh. Herm. Bente Ehefrau, geb. Ilse, Westerstraße Nro. 40; von einem Knaben.

— 948. Den 3. — Des Kaufmanns Joh. Anton Heinr. Rocholl Ehefrau, geb. Windel, Brautstraße Nro. 28; von einem Mädchen.

— 949. Den 4. — Des Bleichers Christian Ehlebracht Ehefrau, geb. Brunßen, im krummen Arm Nro. 1; von einem Mädchen.

— 950. Den 4. — Des Kunstgärtners Carl Ludwig Söffker Ehefrau, geb. Henking, Ellhornstr. Nro. 23; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 310. Der Schauspieler am hiesigen Stadt-Theater Heinrich Linker und Catharina Hubertina Braun.

— 311. Der Steindrucker Heinr. Wellbrock und Johanna Friederika Gerken, Beide von hier.

— 312. Der Dienstknecht Johann Jobst Meyer hieselbst und Adelheid Osterloh zu Ganderkesee, Herzogthum Oldenburg.

Nro. 313. Der Küper Arend Winters und Anne Marie Luise Lehmann, genannt Schmidt, hieselbst.

— 314. Der Landmann Diederich Hagens hieselbst und Margaretha Bollmann aus Hasteot.

— 315. Der Landmann Carl Heinr. Brokmeier zu Meißer, Kirchspiels Lerbeck, und des verstorb. Landmanns Lüder Lindemann Wittwe, Christine, geb. Lindemann, zu Lesumbrock bei Vegesack.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 64.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 11. August 1836.

In stillen Stunden taucht die Wunderblüthe,
Die Räthselhafte, aus dem tiefen See;
Ein einst'ger Traum erscheint sie dem Gemüthe,
Und doch so wahr, so reich an Lust und Weh'. D.

Die erwachte Rose.

Die Knospe träumte von Sonnenschein,
Vom Rauschen der Blätter im grünen Hain,
Von der Quelle melodischem Wogenfall,
Von süßen Tönen der Nachtigall,
Und von Lüften, die kosen und schaukeln,
Und von den Düften, die wallen und gaukeln,
Und als die Knospe zur Ros' erwacht,
Da hat sie mild durch Thränen gelacht,
Und hat geschaut und hat gelauscht,
Wie's leuchtet und klingt, wie's duftet und rauscht.
Als all' ihr Träumen nun wurde wahr,
Da hat sie vor süßem Staunen gebebt,
Und leis' geflüstert: ist mir's doch gar,
Als hätt' ich das Alles schon einmal erlebt! —

Friedrich von Sallet.

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Fortsetzung.)

Ich lief auf der Straße fort, als hätte ich keinen Boden unter den Füßen, als plötzlich mich Jemand an der Hand faßte. Ich sah mich um: es war Dunjascha. „Willkommen, Weniamin Petrowitsch," sagte sie. Ich antwortete nicht. „Schon lange erwartete ich Dich hier, komm, sitz' doch zu mir in den Wagen."

„Verzeihen Sie, ich gehe allein," erwiderte ich.

„Was soll das heißen, Weniamin? Du stößt mich zurück?" — Ich schwieg.

„Die Fürstinn will für Dich sorgen, und für Dich und Deine Schwester ein Kapital in der

Bank anlegen, um Dich für immer gegen Mangel zu schützen."

„Ich danke, aber ich kann nichts weder von der Fürstinn, noch von irgend Jemandem annehmen," entgegnete ich trocken.

„Weniamin, was ist aus Dir geworden?" sagte sie, mich erstaunt anblickend. „Um Gotteswillen, setzen wir uns in den Wagen, hier ist nicht der Ort zu Erklärungen." Wir setzten uns ein, Dunjascha schlug den Schleier zurück, und ich sah Thränen in ihren Augen. „Deine Kälte tödtet mich, Weniamin," sagte sie. „In dem Augenblicke, wo die Fürstinn nur mit Dir beschäftigt ist, willst Du, Undankbarer, nicht einmal ihre Güte anerkennen. . ."

„Mißkenne mich nicht, Audotja Kondratjevna; ich liebe die Fürstinn wie meine Mutter, Dich wie meine Schwester, aber ich kann keine Wohlthaten mehr von ihr annehmen. Ihr habt mich einmal befreit, das Zweitemal gelingt es vielleicht nicht, und dann lastet auf mir, ohne alle Schuld, der Verdacht eines Staatsverbrechens."

„So glaubst Du also, daß Dein Wohlthäter der Fabrikation falscher Bankscheine schuldig ist; daß die Fürstinn ein Verbrechen verheimliche um Geld? Ich bedaure Dich, Weniamin."

„Wie kann ich anders? Dieser geheimnißvolle Unbekannte ist der geheime Freund der Fürstinn!"

„Ich schwöre Dir bei Gott und allen Heiligen, er ist von diesem Verbrechen, dessen man ihn beschuldigt, rein, und er ist nicht der Mann, den die Polizei aufsucht. Allerdings ist er unglücklich, sehr unglücklich, und muß sich vor den Menschen verbergen, aber er ist unfähig, eine niederträchtige Handlung zu begehen."

Ich konnte nicht umhin, Dunjascha'n Glauben beizumessen, und ein schwerer Stein wälzte sich von meinem Herzen. Ich wurde munterer, und fragte: „Was macht die Fürstinn?"

„Von ihr wollte ich mit Dir sprechen, Weniamin. Du weißt nicht, welche Veränderung seit zwei Wochen in unserem Hause vorgegangen ist. In Moskau wurde der Fürst mit Deinem Verfolger, dem Heuchler Tumanin, bekannt, und dieser machte einen vollkommenen Betbruder aus ihm. Seitdem hat man alle Bücher und Gemälde aus seinen Zimmern fortgeschafft, und einen Betsaal darin eingerichtet. Der Fürst wollte auch die Fürstinn zur Betschwester machen, diese hat sich aber entschieden geweigert, ein Wort gab das Andere, und es kam zwischen ihnen bis zu Vorwürfen. Der Fürst wagte sogar die Fürstinn geheimer Liebesbündnisse zu beschuldigen; vermuthlich hat der Heuchler Tumanin und seine Genossen ihm gesagt, daß die Fürstinn unter dem Vorwande, Arme und Kranke zu besuchen, ihren Liebhabern Rendezvous gebe. Man nannte den Fürsten Swietowidow und . . . Dich. Ich brauche Dir nicht zu wiederholen, daß der Verdacht hinsichtlich Swietowidow's so falsch ist, als hinsichtlich Deiner. Die Fürstinn war nie so unglücklich, als jetzt; der Fürst wird unerträglich, selbst grob in seinem Benehmen. Ich weiß nicht, wie das enden wird. Nur die Liebe zu ihren Kindern hält die Fürstinn zurück; wenn es so fort dauert, so glaube ich, trennt sie sich von ihrem Manne. Es scheint fast, als ob es der Fürst wünsche."

„Wenn er in die Hände des Heuchlers Tumanin gefallen ist, dann darf man nichts Gutes erwarten. Ohne Zweifel rührt die Verläumdung gegen die Fürstinn von ihm her."

Wir waren inzwischen an der Wohnung Swietowidow's angelangt, und ich stieg aus; Dunjascha aber fuhr weiter, und sagte mir noch vor dem Abschiede, sie hoffe mich bald zu sehen. Swietowidow empfing mich mit offenen Armen:

„Nun, Gott sey Dank, ist doch endlich Ein Jammer vorüber. Dunjascha hat Dir vermuthlich vom zweiten erzählt. Stelle Dir vor, diesem Fürsten Olgerdow kommt der Einfall, auf uns Beide eifersüchtig zu seyn. Sein Haus ist uns verschlossen, wir dürfen die Fürstinn nicht mehr sehen, nicht mehr mit ihr sprechen. Ich gehe fort, fort, fort von hier, es wird mir hier Alles zuwider. Ich gehe nach dem Kaukasus, zu meinen guten Wilden."

„Und ich gehe mit Ihnen, Alexander Sergjewitsch, ich habe hier nichts mehr zu thun, denn Alles lastet hier auf mir!"

Swietowidow überließ sich ganz der Lebhaftigkeit seiner Gefühle, schritt heftig im Zimmer auf und ab, und konnte sich lange nicht beruhigen, bis ihn ein zufälliges Wort von mir auf meine mir noch unbekannte Verwandtinn brachte. Dieß erinnerte ihn an sein Versprechen, mir Näheres über sie zu sagen, und was er mir mittheilte, bestand wesentlich in Folgendem.

„Deine Mutter," begann er, „hatte zwei Oheime, Namens Tschernobylew; beide waren reich. Schon in der Jugend verwaist, waren sie von Vormündern erzogen worden, die sich um die Bildung ihres Charakters und ihre Moralität nicht kümmerten. Der Aeltere war still, zur Melancholie geneigt; der Jüngere dagegen lebhaft, aufbrausend und von heftigen Leidenschaften. Der Aeltere diente eine Zeit lang im Civil, ging dann aber auf seine Güter, beschäftigte sich mit Landbau und Fabriken, und lebte äußerst einsam, verheirathete sich auch niemals. Der jüngere Bruder fing seinen Dienst auf eine glänzende Weise an, erhielt Zutritt bei Hofe, und lebte mit großem Aufwande in der Hauptstadt, wo er sich allen Genüssen ergab. Sein spöttisches Wesen, sein Stolz und seine Zanksucht zogen ihm eine Menge Feinde zu, die durch einen Streit mit einem vornehmen Manne gegen ihn aufgewiegelt, sich vereinigten, und ihn in der Meinung seiner Vorgesetzten und Bekannten zu Grunde richteten. Er quittirte den Dienst, und ließ sich wie sein Bruder in einem Dorfe nieder, wo er aber sein Leben unter Gesellschaften, Spiel und Jagd zubrachte. Trotz der gänzlich verschiedenen Lebensweise und Ansichten liebten sich doch beide Brüder aufrichtig, und der Jüngere ehrte den Aelteren, wie einen Vater.

„Nach einigen Jahren hörte indeß auch der Jüngere auf, Gäste bei sich zu sehen, und wurde einsam, wie der ältere Bruder. Die Veränderung hatte aber ihren Grund nicht in einem Wechsel der Lebensansicht, sondern in der Liebe. Er verliebte sich in ein armes adeliges Fräulein, das mit ihrer verwittweten Mutter in der Nachbarschaft lebte. Durch alle Mittel, welche Reichthum, Schlauheit und Menschenkenntniß einem Wüstlinge in die Hand geben, zog er das unerfahrene Mädchen in seine Netze, und kaufte sie der gewissenlosen Mutter ab. Er nahm sie in sein Haus, lebte mit ihr wie mit seiner Frau, wich aber unter verschiedenen Vorwänden einer Heirath aus. Nach einem Jahre gebar sie ihm eine Tochter. Um den Rathschlägen seiner Freunde auszuweichen, die ihn aufforderten, das Mädchen zu heirathen, vielleicht auch aus Eifersucht, entsagte er aller Gesellschaft, hielt das Mächen fast unter Schloß und Riegel, und erlaubte ihr nur einmal in der Woche, in Begleitung eines treuen Kammerdieners, ihre Mutter zu besuchen, wobei er jedoch das Kind, an dem sie leidenschaftlich hing, als Pfand zurückbehielt.

„Die Mutter der Geliebten Tschernobylew's litt an Nervenanfällen und erhielt die Besuche eines jungen Arztes aus der Stadt, der mit einem angenehmen Aeußern viele Gewandheit und Gutmüthigkeit verband. Er lernte die Geliebte

Tschernobylew's kennen, verliebte sich in sie, und versprach ihr seine Hand, die ihr der reiche und stolze Wollüstling vorenthielt. Das arme Mädchen hatte nie eigentlich Tschernobylew geliebt, die Eitelkeit und die schlimmen Rathschläge ihrer Mutter hatten sie verleitet. Die Liebe des Arztes und das Opfer, das er ihr bringen wollte, rührten sie, und sie entschloß sich, Tschernobylew zu erklären, daß, wenn Er sie nicht unverzüglich ehelichte, sie den Doktor heirathen würde, selbst mit Zurücklassung ihrer Tochter.

„Von dieser Zeit an verbot ihr Tschernobylew, zu ihrer Mutter zu gehen, und hielt sie so gut wie gefangen. Das Leben des Mädchens wurde unerträglich. Einst, als Tschernobylew seinen erkrankten Bruder besuchte, fand sie Gelegenheit, die Aufsicht der Diener zu täuschen, sie nahm ihr Kind auf den Arm, und ging zu Fuße zu ihrer Mutter. Hier erklärte sie entschieden, sie wolle nicht mehr zurückkehren, schickte nach dem Arzte und bat diesen um Schutz. Unglücklicherweise war dieser im Augenblicke nicht in der Stadt, und inzwischen erfuhr Tschernobylew die Flucht seiner Geliebten; er drang mit einer Schaar seiner Diener in das Haus ihrer Mutter und führte sie mit Gewalt fort. Inzwischen eilte der Arzt herbei, und als er sie nicht mehr bei ihrer Mutter fand, ging er zu Tschernobylew, und forderte die Herausgabe des Mädchens, das er als seine Braut betrachtete. Wüthend darüber jagte ihn Tschernobylew aus dem Hause, worauf das Mädchen voll Verzweiflung in sein Zimmer drang, und ihn mit den bittersten Vorwürfen überhäufte. Ein Streit entspann sich zwischen ihnen, und Tschernobylew ermordete in der Wuth die Mutter seines Kindes.

„Der Bösewicht verbarg die Leiche in seinem Kabinet, und schaffte sie in der Nacht mit Hülfe treuer Diener in den Wald hinaus. Am andern Tage machte er bekannt, sie sey ihm abermals entlaufen. Indeß klagte ihn das Gerücht doch des Mordes an, der Arzt und die Mutter drangen auf Untersuchung, Tschernobylew wußte aber diese so zu leiten, daß er den Verdacht des Mordes von sich abwälzte. Indeß kam es doch an den Tag. Im Frühjahr' gruben Wölfe den Leichnam aus, Soldaten, die in den Wald gingen, fanden sie, und am Kleide erkannte man Tschernobylew's Geliebte. Die Untersuchung begann aufs Neue, und trotz aller Schlauheit und alles angewendeten Geldes kam die Wahrheit an den Tag. Tschernobylew ward seines Ranges und Adels verlustig erklärt, und nach Sibirien in die Bergwerke verurtheilt. Seine Güter erhielt sein Bruder, der aber diese, so wie seine eigenen, bald verkaufte, Rußland verließ, und sich in Paris niederließ. Die Tochter seines Bruders brachte er nach Moskau zu einer Verwandtinn, und vermachte ihr 200,000 Rubel. Bald darauf starben beide Brüder, der Eine in Sibirien, der Andere in Paris. Die Kapitalien, die der Letztere mitgenommen hatte, verschwanden, man wußte nicht wohin. Die Tochter heirathete kurz nach ihrem Austritte aus einem Erziehungs-Institute einen Mann, der ihrer in keiner Art werth war, den Sohn des Staatsraths Tumanin, einen niederträchtigen Heuchler, wie sein Vater. Sie sagte sich von ihm los, und ist jetzt hierher gekommen, um ihre Scheidung zu betreiben. Ich wünsche Dir Glück zu einer solchen Verwandtinn. Sie ist reizend, verständig und sehr liebenswürdig, wie ich bei meiner ersten Bekanntschaft erkannte."

Swietowidow begleitete mich, als ich sie besuchte, und ich wurde in der That von ihrer Schönheit und Artigkeit lebhaft betroffen; Swietowidow bemerkte es, zog mich damit auf, rieth mir aber, daß ich eine keimende Liebe nur bei Zeiten unterdrücken möchte, indem sie theils meine

Verwandte, theils auch verheirathet sey. Seufzend mußte ich ihm Recht geben, und willigte deßhalb um so eher in seinen Vorschlag, mit ihm Petersburg bald möglichst zu verlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das große Linienschiff Pennsylvania.

Wiederholt giebt ein oder das andere Amerikanische Journal eine pomphafte Beschreibung dieses Riesenschiffes, das 225 Fuß in die Länge und 58 in die Breite mißt, 2000 Mann aufnehmen kann und eine Trächtigkeit von 30,000 Tonnen habe, es führe 140 Kanonen und gehe 28 Fuß tief im Wasser. Der Herausgeber der Naval and Military Gazette bemerkt darüber, eine solche Anzeige erscheine alle Jahre ein Paarmal, gleichsam um der kleinen Europäischen Kriegsschiffe zu spotten, aber dieser „erstaunlichste Bau, der je auf dem Ocean schwamm,“ sey nie geschwommen und werde auch nie schwimmen, denn seit mehr als 20 Jahren sey er auf der Werfte, von vorn herein übereilt gebaut von unreifem Holze, und darum wahrscheinlich ganz verfault. Auch meint derselbe, seyen die Amerikaner zu klug, um ihre Marine mit solchen unlenksamen Ungeheuern zu vermehren.

Mittel gegen den Stein.

Französische Blätter enthalten, jedoch ohne Angabe der Quelle, Folgendes: „Man soll die wichtige Entdeckung gemacht haben, daß eine Mineralquelle in der Nähe von Recoaro, einem Flekken einige Meilen von Vicenza entfernt, den Stein zerstöre. Wenn der Kranke eine Zeit lang das Wasser dieser Quelle trinkt, so löst sich der Stein von selbst auf, ohne daß eine weitere Operation nöthig wäre. Ein fast siebzigjähriger Mann aus dem Italienischen Tyrol wurde im vorigen Jahre von dem Stein geheilt, indem er eine Zeit lang dieß Wasser trank: der Stein ging in kleinen Stücken ab. Ein geschickter Arzt, Dr. Brera, hat ein Memoire über diese außerordentliche Kur bekannt gemacht, wonach an der Wirklichkeit der Heilung und der Heilkraft kein Zweifel mehr bestehen könne.

Aus dem Tagebuch eines Einsamen.

Es hat noch nie eine Zeit gegeben, scheint es mir, in der so geschwind Berühmtheiten in der Literatur entstanden sind als jetzt, aber niemals lag auch das Entstehen und Vergehen so nahe beisammen. Unsre Zeit hegt überhaupt eine Vorliebe für alles Vergängliche, eine Vorliebe, die so weit getrieben wird, daß man diese selber immer gleich mit Vergnügen ebenfalls zu dem Vergänglichen stellt. Und dennoch, Alle, die täglich den Wechsel der Dinge suchen, klagen auch täglich über ihn!

Es giebt Menschen, die große Scheu haben vor allem Unrecht, aber eine eben so große Scheu, ihr Recht zu suchen und zu behaupten. Sie meinen, mit sich würde man wohl fertig, mit den Andern jedoch sey vielfach kein Auskommen. Es sind edle aber schwache Naturen, zum Wohlthun und zum Wehdulden geboren.

In unsern Tagen hat man so viel Ungeheures und, wenn man will, Wunderbares erlebt, daß im Ueberreiz alles Natürliche langweilig wurde,

und doch wird man nur dann wieder zur Festigkeit kommen, wenn man das Einfach-Natürliche mit Liebe begrüßt und es hegt als das Nothwendigste zu einer inneren Heimath.

Zur Zeit Montaigne's hob es in einer Pariser Gesellschaft Jemand als sehr verdienstlich hervor, daß eine gewisse Gesellschaft die Unterrichts-Anstalten und alle geistigen Institute Frankreichs unentgeltlich verwalten wollte. „Ich weiß doch nicht", sagte Montaigne, „ob ich den Wilddieben die Verwaltung des Jagdwesens übertragen würde, wenn sie mir auch anböten, sie wollten dabei Alles unentgeltlich thun."

Tessin.

Schmetterlinge und Bienen.

Ein Englischer Schriftsteller hat ein sehr kurzes, aber schlagendes Urtheil über die Franzosen gesprochen. Er sagte, sie glichen Körnern des Schießpulvers: jedes einzelne sey schmutzig und geringfügig, allein zusammen würden sie furchtbar. In den Julitagen haben sie das Letzte, seit denselben das Erste bewiesen.

Vor Kurzem hat ein Londoner Morgen-Concert 2000 Pfund Sterling eingebracht. Ist es bei dieser unvernünftigen fashionablen Sucht zu honoriren wohl ein Wunder, daß die Klavier- und Violinspieler, Sänger und Sängerinnen sich Schlösser kaufen und von einer unausstehlichen Eigenliebe befallen werden? Man sollte sich literarisch verschwören, alle mechanische Virtuosität in der Welt mit Geringschätzung zu behandeln, um das wahrhaft gedemüthigte schöpferische Genie zu den verdienten Ehren zu bringen.

Herr von Raumer ist in England wegen seines Buches über dasselbe von allen Parteien bekritelt worden. Die meisten Journalisten sagen, es sey ein Mann, der keinem Menschen das Wasser trübe, nichts Neues, aber lauter Gutes sage, und deßwegen den bürgerlichen Schutz der Presse verdiene. Nur die Torys scheinen gegen den Professor sehr in Harnisch gerathen zu seyn, weil er das Oberhaus reformiren will.

Die Londoner Constabler, lauter unparteiische, ehrliche Polizeidiener, die die Person stets, aber den Stand niemals berücksichtigen, haben kürzlich während der fashionablen Saison an der Themse zwei schön geputzte Herren auf der Gasse eingefangen, wo sie im Zustande der größten Trunkenheit ruhige Bürger incommodirten. Da man bei dem einen etwa funfzig Pfund Sterling in Gold und in Banknoten und bei dem andern Visitenkarten mit dem Worte „Earl" (Graf) fand, so wollte man die Untersuchung nicht einleiten und begnügte sich mit Einkassirung der gesetzlichen Strafe. In den Journalen habe ich seitdem gelesen, daß der Eine von diesen Dioscuren wirkliches Mitglied des Oberhauses und der Andere ein steinreicher Sohn eines andern respectablen Pairs war.

Das Trinken und Betrinken ist in London so etwas Gewöhnliches, daß man es diesen Winter nicht einmal auffallend fand, als eine beliebte Schauspielerinn sich im Zwischenakte bis zur Ohnmacht im Grogkrüglein bezechte und durch diese bachantische Improvisation das Stück unterbrach. In den kleinen Theatern von Southwark und in den Vorstädten riecht das ganze Publikum nach Schnaps und Punsch. Es däuchte mir wenigstens so.

An die Pädagogen.

Was er als Kind gewesen, Du kannst es dem Manne nicht ansehn;
Was es als Mann wird seyn, siehst Du dem Kinde nicht an.
Pädagogen! Ich geb' auf Eure Prognostika wenig,
All' Eure Mühe wird oft bloß durch den Zufall belohnt; —
Pädagogen! Ich geb' auf Eure Prognostika wenig,
All' Eure Mühe wird oft bloß durch den Zufall zu Nichts!
Und wie irrt Ihr Euch oft, wie seyd Ihr falsche Propheten,
Haltet für dumm das Talent, seht in dem Plattkopf Genie.
Swift, der schneidende Geist, hieß jung ein Schwachkopf; man gab ihm
Aus Barmherzigkeit nur endlich das Doktor-Diplom.
Habt Ihr Gesetze dafür, wann eh' der Geist sich entwickelt?
Diese zeigen sich früh, Andere später erst groß;
Cäsar umfaßt als ein Mann, das Bild Alexander's mit Thränen,
Großes hatt' er noch Nichts, nehmt Ihr die Schulden nur aus.
Mancher mächtige Mensch ist unbekannt zu den Schatten
Hingefahren, weil ihn nicht die Gelegenheit rief.
Wäre Hannibal wohl der gefürchtete Feldherr geworden,
Hätten Römer nicht auch Punische Treue geübt?
Pädagogen! Ich geb' auf Eure Prognostika wenig,
Denn Ihr habet so oft falsch prophezeihet, wie wahr!
Pädagogen! Wißt Ihr, wohin das Schicksal mit diesem Kinde steuert, dann mög't sprechen Ihr — eher nur nicht.

R. v. Groscreutz.

Sprüche.

Wahrer Schmuck.

Poche nicht auf das, was Du gethan hast;
was Du thust, das denke mit Behagen.
Nur das Kleid ja ziert Dich, das Du anhast,
nicht der Schmuck, den Du vorlängst getragen.

Weltweisheit.

Nimm sie, wie sie ist, die Welt,
ob sie gut, ob schlecht;
aber ist sie schlecht bestellt,
mache Du's nur recht!

K. Förster.

Miscellen.

In Oesterreich ist die Angelegenheit der Eisenbahnen im Rückgange; in Bayern schläft sie ein, im Würtembergischen wacht sie auf, in Baden überlegt sie sich's, in Preußen ist sie noch Gedanke; nur die Leipziger bewegt schon über 2000 Menschenhände. Schade, daß man die Einrichtungen nicht mit Dampf treiben kann! —

Englische Blätter erzählen mit großem Triumph, daß ein Norweger Violinist, „Ole Bull", der vor Kurzem sich in London hören ließ, Paganini völlig verdunkele. Ob er ihn auch im Geldschneiden verdunkelt, ist noch unerörtert, doch das findet sich mit der Virtuosität. —

„Ich verwette meinen Minister gegen Deine Excellenz! daß ich das Messer leichter führe!" rief in Paris in einem Kaffeehause ein blasser junger Mann plötzlich laut bei einem Streite mit seinem Freunde aus. Man ward aufmerksam auf die Streitenden und verhaftete sie endlich, als sie sich eben weg begeben wollten. Da erfuhr man's, daß sie Barbiere seyen, die sich ihre Kunden schon oft gegenseitig durch Wetten abgewonnen hatten. —

Die Karrikaturisten in England sind jetzt unerschöpflich in Witzen und Karrikaturen über

O'Connell, Russell, Spring Rice und Morpeth. Einmal ist O'Connell als Sturmbock dargestellt, den man gegen die Feste der Constitution stößt. Dann erschien Russell als Zauberer, der die Agitator-Schlange, die ihn wie eine Boa Konstriktor umschlungen hält, bezaubert, während Spring Rice und Morpeth dazu mit der Pfeife spielen. Der beste Witz aber ist in einer Nummer, in welcher O'Connell als Hamlet's Geist dargestellt ist, der Lord Melbourne fortwinkt, seinem Schicksal entgegen.

Im vorigen Jahrhunderte wurde eine Theater-Sängerinn von einem zärtlichen Kunstkenner mit folgenden gedruckten Redensarten begrüßt: „Liebliche Syrene der Bühne, anmuthigste Zwitscherinn, süßathmende Leyer, muthwilliger Hauch verliebter Wünsche, Du Wesen voll wohlklingenden Unheils und lautstimmiger Begeisterung!" — Möge diese Mittheilung einem unsrer Enthusiasten, wenn er einmal vor Entzücken völlig stumm ist, aus der Noth und wieder zu Worten helfen!

Unsere Zeit leidet besonders an der Schrankenlosigkeit in allen Dingen, so auch die Literatur. Knaben und Frauen sollen und wollen mitunter sich auch hier emancipiren, und ihre unreifen phantastischen Urtheile, weil sie anders klingen als sie klingen könnten und dürften der Wahrheit gemäß, werden bestaunt, hauptsächlich aus dem Grunde, weil die Wahrheit sich auch emancipirt und frischzu in die Lüge, oder höflicher gesagt, in den Schein hineingeht, so daß man das Eine vom Andern zu unterscheiden verlernt.

Versprechungen und Höflichkeiten sind dem schlechtesten Papiergelde zu vergleichen; der Cours kann mit jedem Tage fallen, denn das Steigen ist deßhalb unmöglich, weil es für Höflichkeiten und Versprechungen keinen offiziellen Tilgungsfond giebt, und meist bleiben Kapital und Zinsen zugleich aus.

Korrespondenz-Nachricht.

St. Petersburg, Juni.

Man beschäftigt sich jetzt mit einem sehr großartigen Unternehmen, das, wenn es dem damit beauftragten Architekten Montferrant, dem Erbauer der Isaakskirche und der Alexandersäule, gelingt, seinem Talent, wie der künstlichen Anwendung der Gesetze der Mechanik alle Ehre machen wird. Montferrant ist nämlich auf höchsten Befehl nach Moskau gegangen, um dort die vielleicht kolossalste Glocke der Welt, den Iwan-Welikoy, eine der größten Merkwürdigkeiten, die diese alte Czarenstadt besitzt, welche längst herabgestürzt war, so wieder aufzurichten, daß ein ähnlicher Sturz nicht wieder zu befürchten ist. Sie wurde zuerst unter der Regierung des Czaren Alexey-Michailowitsch im Jahr 1654 gegossen; man verstand sie aber nicht aufzurichten, und sie blieb in der Tiefe liegen. Ein geborner Moskowiter, vier- und-zwanzig Jahre alt, soll sie gegossen haben. Ausländer, die Moskau 1674 besuchten, sahen sie aber auf besondern Gerüsten, neben der Kirche des Iwan-Welikoy, aufgestellt. Zu dieser Aufstellung hatte man neun Monate gebraucht. Die Kaiserinn Anna befahl die Umgießung der Glocke, wobei sie noch 4000 Pud Metall mehr erhielt; früher betrug ihre Masse 8000 Pud. Sie wurde durch mehrere im Kreml ausgebrochene Feuersbrünste gänzlich zerstört; so durch die Feuersbrunst vom 19ten Juni 1700, so im Jahr 1734, als man die Glocke nach erneuertem Umguß in die Höhe heben wollte. Die großen Gerüste, auf denen die Glocke stand, brannten ganz ab, und sie fiel wieder in die Grube, wo sie bis jetzt in Vergessenheit begraben lag. Ihr Gewicht beträgt 12,327 Pud, ihre Höhe 19 Fuß 3 Zoll, ihr ganzer Umfang 60 Fuß 9 Zoll.

Auflösung der Charade in Nr. 62:
Ritterfehdehandschuh.

(Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen der Stadt Bremen".)

A. Daves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 64.

Bremen, Donnerstag den 11. August 1836.

Gestorben:

Nro. 761. Den 4. August. Der Stuhlmacher Joh. Otto Duncker, 68 Jahr; am Waller-Baum.

— 762. Den 5. — Des Arb. Johann Düring Tochter (todtgeb.); Buntenthorssteinweg Nro. 223.

— 763. Den 5. — Der Holzhändler Christian Friedrich Otten, 45 Jahr; Weerder Nro. 1.

— 764. Den 5. — Der Arb. Gottl. Behnken, 27 Jahr; kl. St. Johannisstraße Nro. 12.

— 765. Den 6. — Des Arb. Friedrich Heinrich Ludwig Kröger Ehefr., geb. Becker, 28 Jahr; auß. Steinthor Nro. 91.

— 766. Den 7. — Der Kaufmann Joh. Rudolph Pagenstecher, 81 Jahr; Stintbrücke Nro. 4.

Nro. 767. Den 7. August. Des Stuhlmachers Georg Conrad Heinrich Friedrich Holtze Ehefr., geb. Voß, 34 Jahr; gr. Sortillenstraße Nro. 6.

— 768. Den 8. — Des Schiffszimmermanns Hermann Christ. Mingst Sohn, 1½ Jahr; am Bollwerk Nro. 22.

— 769. Den 8. — Der Arb. Gottf. Schröder, 61 Jahr; Wädtjen-Gang Nro. 7 (Neustadt).

— 770. Den 8. — Des Schneiders Johann Heinrich Conrad Heimberg Sohn, 10 Wochen; Hankenstraße Nro. 28.

— 771. Den 9. — Der Knochenhauer Hermann Talla, 65 Jahr; Knoopstraße Nro. 35.

Geburten:

Nro. 951. Den 3. August. Des Knopfmachermeist. Johann Heinr. Wüppesahl Ehefrau, geb. Nynninga, Sögestraße Nro. 15; von einem Knaben.

— 952. Den 3. — Ein Knabe — Töpken-Gang Nr. 4.

— 953. Den 4. — Des Wildhändlers Carl Wilhelm Brökerbaum Ehefrau, geb. Herzog, Westerstraße Nro. 22; von einem Mädchen.

— 954. Den 4. — Des Tischlers Friedrich Ludwig Lostro Ehef., geb. Gardelmann, Hülsberg Nr. 26; von einem Mädchen.

— 955. Den 5. — Des Arbeitsmanns Johann Düring Ehefrau, geborne Höper, am Buntenthorssteinwege Nro. 222; von einem todten Mädchen.

— 956. Den 5. — Des Kaufmanns Wilhelm Friedrich Müller Ehefrau, geborne Dieterich, am Wall Nro. 39 C; von einem Knaben.

— 957. Den 5. — Des Maurergesellen Otto Christian Castendiek Ehefrau, geborne Ernst, Dreckort Nro. 31; von einem Mädchen.

Nro. 958. Den 5. August. Des Rademachers Joh. Heinrich Arnholz Ehefrau, geborne Lürßen, Buchtstraße Nro. 29; von einem Knaben.

— 959. Den 5. — Des Küpers Conrad Seiler Ehefr., geb. Zinn, Gasthaus-Hof Nr. 3; v. e. Mädchen.

— 960. Den 5. — Des Instrumentenmachers Albert Bödeker Ehefrau, geborne Bredehorst, Punkendeich Nro. 21; von einem Knaben.

— 961. Den 5. — Des Zimmergesellen Bernh. Willig Ehefr., geb. Meier, hinterm Paulsberg N. 31; v. e. K.

— 962. Den 6. — Des Maurers Joh. Henr. Wendel Ehef., g. Retberg, Runken Nro. 46 B; v. e. Mädchen.

— 963. Den 7. — Des Tischleramtsmeist. Carl Friedr. Schäfer Ehefrau, geb. Wiedau, Knoopstraße Nro. 16; von einem Knaben.

— 964. Den 7. — Des Privatlehrers Georg Friedrich Wulff Ehefrau, geb. Rauterkranz, gr. St. Annenstraße Nro. 30; von einem Mädchen.

— 965. Den 9. — Des Weinküpers Hinrich Tewes Ehefr., geb. Krull, Heerdenthorswallstraße Nro. 11; von einem Mädchen.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 65.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen. Sonntag den 14. August 1836.

Spiegel hüben, Spiegel drüben,
Doppelstellung auserlesen;
Und dazwischen ruht im Trüben
Als Krystall das Erdenwesen. Goethe.

Huldigung.

Mutter Erde, wie bist Du so schön!
In Deinen Rosen,
In Deinen Hecken,
Wo Bienen kosen,
Wo Vöglein sich necken.
Lernt's nur versteh'n!

Mutter Erde, wie bist Du so gut!
All' Deinen Gästen
Reichst Du die Schaale,
Schlimmen und Besten
Gefüllte Pokale.
Heget nur Muth!

Mutter Erde, wie bist Du so wahr!
So in den Klüften
Wie auf den Höhen,
Selbst in den Grüften,
Im Schaffen, Vergehen,
Seh't nur recht klar!

A. Daveß.

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Fortsetzung.)

Mein Entschluß, Petersburg zu verlassen, war bald erschüttert. Wiederholt besuchte ich meine Verwandtinn Sophie Paulowna, und wenn wir auch allmälig einander nahe genug kamen, um uns zu verstehen, so fühlten wir doch die Nothwendigkeit der Trennung doppelt, aber sie selbst wollte sich von Petersburg entfernen, und als ich ihr meinen Entschluß, mit Swietowidow

nach dem Kaukasus zu gehen, mittheilte, war sie entschieden dagegen. „Swietowidow,“ sagte sie, „hat schon in der Welt gelebt, hat gedient, Kummer und Freude erfahren, und Erfahrungen gesammelt, die ihn veranlassen können, die Menschen und die Gesellschaft zu meiden. Sie sind in anderer Lage; Sie haben kaum den ersten Schritt in die Welt gethan, und schon die Erfahrung gemacht, welchen Unannehmlichkeiten sich der Mann aussetzt, der keine bestimmte Stellung in der Gesellschaft hat. Ich bitte Sie als Schwester, treten Sie in Civildienst, und dienen Sie wenigstens bis zum Stabsoffiziers-Rang. Mein hiesiger Gönner, der Staatsrath Stambulow, wird Sie leiten auf ihrer Bahn. Für Ihren Unterhalt seyn Sie unbesorgt. Meine Bedürfnisse sind nicht groß, und in einer Provinzialstadt lebt man wohlfeil; ich kann meine Einkünfte mit Ihnen theilen. Betrachten Sie mich wie Ihre leibliche Schwester!“

Ich küßte die Hand Sophie'ns, nicht wegen der versprochenen Hülfe, sondern wegen ihrer Freundschaft für mich, und versprach, ihren Rath zu befolgen, und alsbald nach ihrer Abreise zu Stambulow zu gehen. Wenige Tage nachher reiste sie ab; wir trennten uns unter Thränen, und versprachen uns möglichst oft zu schreiben. Meinen Entschluß, in Civildienste zu treten, billigte auch Swietowidow, und sagte: „Folge ihrem Rathe! Ein kluges Weib mit einem festen Charakter ist doch in der That die personificirte moralische Kraft, welche die Welt bewegt!“

Der Staatsrath Stambulow, an den mich Sophie gewiesen, stand nicht im besten Rufe. In der Stadt und unter den Beamten galt er für heftig, stolz, eigensinnig, grob gegen Untergebene, und faul. Man hielt ihn für klug und gebildet, doch mehr für einen Literator, als einen Geschäftsmann. An seiner Redlichkeit zweifelte Niemand, aber man behauptete, sie sey für Andere von geringem Nutzen, da er bei seinen Untergebenen nicht darauf achte, und diese mit ihrem Gewissen einen regelmäßigen Handel trieben; mit Einem Worte, die allgemeine Meinung hielt Stambulow nicht nur für einen unnützen, sondern auch für einen durch seine Trägheit schädlichen Mann, und ich ging zu ihm gegen meinen Willen, nur um der Aufforderung Sophie'ns zu genügen.

Im Vorsaale fand ich einige Beamte mit Aktenstößen und einige Bittsteller mit ihren Eingaben. Als ich den Kammerdiener bat, mich zu melden, wurde ich zum sichtlichen Erstaunen dieser Leute sogleich vorgelassen. Stambulow lag im Schlafrocke und einer rothen Mütze auf dem Kopfe auf einem Diwan, und rauchte aus einer langen Pfeife. Vor dem Diwan stand ein langer Tisch mit mächtigen Aktenstößen und einer Menge Französischer Bücher. Ein lebhaftes Auge und ein freundliches Lächeln verschönerten die regelmäßigen Züge des hochgewachsenen Mannes, obwohl etwas Stolz, oder richtiger gesagt, das Bewußtseyn eigenen Werths darin lag. Er nickte zum Zeichen des Willkomms mit dem Kopfe und hieß mich niedersitzen.

„Eure Verwandte, Sophie Paulowna,“ begann er mit ironischem Lächeln, „hat Sie mit solchen Farben geschildert, daß Ihnen nur noch ein Schritt zur Vollkommenheit fehlt. Sie wissen aber selbst, daß, wenn eine junge Frau einen jungen Mann lobt, so muß man der Einbildungskraft Manches zu Gute halten. Ich glaube indeß die Hauptsache, daß Sie ein verständiger, ehrlicher Mann sind. Ueber Ihre Fähigkeiten kann ich erst beim Geschäft urtheilen.“

„Sophie Paulowna hat wohl aus Rücksichten der Verwandschaft mir Eigenschaften zugeschrieben, die ich nicht besitze. Ich habe nichts systematisch gelernt, und wenn ich einige allge-

meine Kenntnisse besitze, so habe ich sie mir durch Lesen und Nachdenken erworben. In allen Geschäftssachen bin ich ein Neuling, und muß mit dem Abc anfangen."

„Eure Offenherzigkeit," erwiderte Stambulow, „gefällt mir ungemein. Wir haben wirklich junge Leute genug, die, weil sie ein paar technische Ausdrücke aus der Rechtsphilosophie und der politischen Oekonomie kennen, sich alsbald zu allen Aemtern fähig halten, ohne zu bedenken, daß selbst eine gründliche Gelehrsamkeit nur das Fundament ist, auf dem die Maschine zur Leitung der Menschen und Dinge sich bewegt. Diese Maschine ist die Erfahrung. Wir haben Leute genug, die von der Universität weg in ein Amt eintreten; ein Amt zu erhalten ist die Hauptsache, gleichviel welches. Ob Einer die nöthigen Fähigkeiten dazu hat, das ist das Letzte, woran man denkt. Dadurch werden unsere Kanzleien und Gerichtshöfe zu Beamtenschulen, statt daß Schulen und Universitäten uns Beamte liefern sollten. Daraus entspringt ein zweites Uebel, daß man Geschäftsmänner, wenn sie auch Spitzbuben sind, den ehrlichen, aber unwissenden Menschen, vorziehen muß. Sie, mein lieber Tschuchin, gebe ich bei einem dieser Geschäftsmänner in die Lehre. Mein Sekretär Satanenko ist ein lebendiges Gesetz-Register, eine wahre Dampfmaschine zur Vorbereitung der Akten. Auf seine Ehrlichkeit verlasse ich mich nicht, aber hinsichtlich der Gewandtheit und Geschäftskenntniß hat er nicht seines Gleichen. Seyn Sie vorsichtig gegen ihn, und lassen Sie namentlich nicht merken, daß ich offen zu Ihnen gesprochen habe."

„Ich fühle in vollem Maße die Gnade Euer Exellenz, und werde mich bemühen, sie zu verdienen. In der That, ich erwartete nicht. . ." Ich hielt inne, denn ich merkte, ich sey im Begriffe, eine Albernheit zu sagen. Stambulow lächelte. „Was erwarteten Sie nicht? Aha! Ich will jetzt eine der Eigenschaften erproben, die mir Sophie Paulowna von Ihnen rühmte, nämlich Ihre Offenherzigkeit. Sagen Sie mir gewissenhaft, was haben Sie von mir gehört? Heraus damit!"

Ich mochte mich sperren, wie ich wollte, es half nichts; ich mußte beichten. Er hörte mir aufmerksam zu, und als ich geendet, sagte er ganz ernsthaft: „Ja, ich bin stolz gegen Dummköpfe und Speichellecker; unzugänglich für Intriganten; grob gegen undelikate Leute; aufbrausend gegen Menschen, die meine Geduld mißbrauchen; träge, ein Papier zu unterschreiben, das ich nicht gelesen habe. Zum Schluß setze ich noch hinzu: ja, ich liebe die Literatur mehr als Ränkeschmiederei, die schönen Wissenschaften mehr als Mangel an Bildung, und fordere von meinen Untergebenen nicht nur eine richtige und klare Darstellung, sondern auch Styl; ich leide keine Wiederholungen, keinen Schwulst, keine endlosen Perioden, die nur den Sinn verdunkeln. Ein Beamter, der nicht die Feder zu führen weiß, ist wie ein Soldat, der seine Waffe nicht gebrauchen kann. Ich handle nach meinem Gewissen und meiner Ueberzeugung, und kümmere mich nichts um das Gerede. Was es mit diesem für eine Beschaffenheit hat, haben Sie fürs Erste an sich selbst, fürs Zweite an dem Heuchler Tumanin erfahren. Die zwei verständigsten, edelsten und tugendhaftesten Frauen, denen ich in meinem Leben begegnete, die Fürstinn Olgerdow und Sophie Paulowna sind durch üble Nachreden in der Meinung der Welt zu Grunde gerichtet."

Ich konnte mich nicht enthalten und rief: „Wie? auch diese hat die Verläumdung nicht verschont!"

„Im Gegentheile, sie hat dieselben tödtlich

verwundet. Die Eine verließ ihren Mann, die Andere ist im Begriffe, es zu thun; Grund genug für die bösen Zungen. Beide haben keine angesehenen Verwandten, keine weitläuftigen Verbindungen in der Welt, welche der Verläumdung entgegen arbeiten könnten, und somit hat die Verläumdung freien Lauf. Doch kehren wir zu ihrem Dienste zurück. Vor Allem müssen Sie sich mit dem laufenden Geschäftsgang vertraut machen, und da Sie die Russische Gesetzgebung nicht theoretisch studirt haben, diesen Mangel durch einen praktischen Kursus ersetzen. Wenn Sie sich tüchtig an die Arbeit machen, bei jedem Vorfalle die gesetzlichen Verordnungen ins Auge fassen und vergleichen, so können sie nach einigen Jahren ein Staatsamt versehen; ohne das erhalten Sie keinen Rang. Inzwischen wünsche ich Ihnen Glück zu einer Kanzlisten-Stelle. Gehen Sie morgen zu Satanenko, ich werde ihm die nöthigen Befehle geben. Leben Sie wohl, wir werden uns öfters wiedersehen."

Stambulow machte mir ein Zeichen mit der Hand, und ich entfernte mich mit einer Verbeugung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon und der Herzog von Vicenza.

Von

Madame Charlotte de Sor.

Erster Artikel.

Ich saß an einem schönen, warmen Septembermorgen des Jahres 1826 an einem einsamen, dichtbelaubten Plätzchen eines jener reizenden Gehölze in der Nähe von Plombières, unweit der Fontaine Stanislas; ein Buch lag auf meinen Knien, aber ich las nicht; traurig und sinnend verweilten meine Gedanken in einer vergangenen, schönen Zeit. Viele Spaziergänger kamen den kleinen Fußsteig entlang, der das Gehölz dicht neben mir durchschnitt; doch keiner vermochte mich meiner Träumerei zu entreißen; sie glichen vorübergleitenden Schatten, die meine Augen genirten, ohne daß sie sich in irgend einer Weise an meine Erinnerungen knüpften.

Den Kopf auf die Hand gestützt, mit gesenkten Blicken, hatte ich mich zuletzt gänzlich isolirt: meine launenhafte Phantasie entfaltete vor mir das prächtige Bassin vor Antwerpen, dessen Hafen, die gewaltigen Schiffswerfte, in denen gerade zwei schöne Schiffe aufgetakelt und geflaggt lagen, die noch an demselben Tage vom Stapel gelassen werden sollten, das eine mit der Morgenfluth, das andere am Nachmittag.

Napoleon wollte diesem Volke, unruhigen Angedenkens, ihrer großen Christine Enkelinn zeigen, und wahrhaft königliche Feste in allen Städten des eroberten aber nie unterworfenen Belgiens feiern lassen.

Vier Uhr schlug es vom Thurme der Cathedrale herab, als wir am tête de Flandre aus dem Wagen stiegen; in einem kleinen Canot ließen wir uns sodann nach dem Hafen von Antwerpen rudern, wo Alles schon in Leben und Bewegung war, obgleich der Tag kaum angebrochen. Bleich und trübe ging die Sonne auf; ein Marinecommissär in Gallauniform ertheilte mit wichtiger, geschäftiger Miene ringsum Befehle; als er sah, wie sich die Wolken immer mehr verdichteten, verriethen seine Gesichtszüge ein ängstliches Mißbehagen, und sich zu einem mit dem Befestigen des Tauwerks beschäftigten Matrosen wendend, sagte er: „Maringo, wir haben Südwestwind. . ich fürchte Regen; das wäre doch verteufelt ärgerlich." — „Was da," sagte der Mann mit der langen Jacke mit unbeschreiblichem Vertrauen; „er hat stets seine Sonne von Austerlitz in der Ta-

sche, und kümmert sich um Wolken so viel, als ich um..." — „Herr Commissär," fragte ich, „wann wird das erste Schiff vom Stapel gelassen?" — „Ihre Majestäten werden vor 6 Uhr hier seyn; die Fluth wartet nicht.." — „Nun, es könnte ihr auch nichts schaden, wenn sie einmal auf ihn wartete", sagte brummend der Soldat. — Wir Alle mußten lachen. „Hier, braver Mann," sagte ich, ihm ein Fünffrankenstück bietend, „trink einmal auf die Gesundheit deines Kaisers." — „Meine liebe kleine Madame, was Sie mir da vorschlagen, ist sehr verführerisch; aber ich bin Maringo.. Maringo kennt sich," sagte er, sich hinter dem Ohre kratzend; „denn vertrinkt er dieß Stück bis zum letzten Sou auf seine Gesundheit, dann wird es ihm im Kopfe nicht recht. Gestern noch hat er mit mir gesprochen und gesagt: was machst du da, mein Tapferer? Vertrinke ich nun meine hundert Sous, so weiß ich, daß ich einen kleinen Abstecher in die Polizeistube machen muß, und sehen Sie, ich will nicht, daß er mir den geringsten Vorwurf machen könne, der liebe, tapfere Kaiser."

Und in der That besaß Napoleon die Zauberkraft, diesen einfachen, treu ergebenen Menschen den Glauben einzuflößen, ihr Held kenne einen Jeden von ihnen persönlich und wisse ihn zu schätzen.

Unter einem Zelte, dem kaiserlichen gegenüber sitzend, sahen wir ihn kommen. Die Kaiserinn Marie Louise, seine junge Gattinn, war der Gegenstand seiner zärtlichsten Sorgfalt. Mit glücklichen Blicken wandte Napoleon kein Auge von ihr; man sah, er war stolz darauf, sie Allen und überall zu zeigen, als der furchtbare Donner der Artillerie von den in der Rhede liegenden Schiffen und von der Festung herab das Fahrzeug begrüßte, welches majestätisch in die Schelde einlief. In diesem Augenblicke schlang der Kaiser, dessen Augen beim Donner der Kanonen Blitze sprühten, den Arm um die erschreckte Gattinn, sie an sich ziehend, als wolle er sagen: sieh, ich schütze Dich vor jeder Gefahr...

Ich erwachte aus meinen Träumereien; maschinenmäßig erhob ich den Kopf, und sah, wie ein Mann langsam und von Zeit zu Zeit ausruhend, den ziemlich steilen Fußpfad erklimmte, der sich vor meinen Füßen hinschlängelte; in dem Maße, als er näher kam, erstaunte ich über die ausgezeichnete Tournüre. Mager und gebeugt war die Gestalt; aber dennoch lebte etwas Jugendliches in dem faltenreichen, von Kummer gebleichten Gesicht. Ein Wiederschein der Vergangenheit erleuchtete meine Gedanken; mein Gott, sagte ich, dieß Wesen ist wie eine Erscheinung, die meine Erinnerungen fortsetzt.., aber damals war das Haupt so hoch und stolz, stand die jetzt gekrümmte Gestalt gerade und aufrecht in reicher Uniform, athmete Alles in diesem Manne Kraft und Kühnheit; in seinem Blicke spiegelte sich das Vertrauen einer der hohen Stellungen, von denen herab man nur auf Kosten des Lebens gestürzt werden kann! Kurz, vor mir stand der Großstallmeister des Reichs, der Herzog von Vicenza!!

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Rhein-Weser-Eisenbahn.

So lange Bremens Flagge auf dem Ocean weht, und Bremen eine Handelsstadt heißt, ist für dessen Handel nichts Wichtigeres erschienen, als die Aussicht zur Anlage einer Eisenbahn von Minden nach Cöln.

Durch besondere Umstände und Zufälligkeiten begünstigt, hat Bremens Handel seit einer Reihe von Jahren allmälig einen Umfang erlangt, der bei weitem das natürliche Gebiet seines geschäftlichen Verkehrs überschreitet, und wenn diese zufällig günstigen Umstände und Conjuncturen ihre

wohlthätige Wirkung zu äußern aufhören, welches der Natur des Handels gemäß der Fall seyn wird, und schon jetzt ist, so wird es nicht ausbleiben, daß sich Massen von Waaren in Bremen aufhäufen, für welche der Absatz nicht zu bewirken ist, weil das Terrain, welches in den letzten Jahren sich von Bremen zu versorgen genöthigt war, nunmehr vortheilhafter seinen Bedarf von andern Plätzen ziehen kann.

Die nothwendige Folge dieser Verhältnisse ist, daß die sich häufenden Waaren am Ende mit ungeheuren Verlüsten werden verschleudert werden müssen, um den innländischen Käufern ein reichliches Acquivalent für höhere Frachten zu geben, und daß man am Ende aufhören wird, die Waaren nach einem Platze zu bringen, an welchem sie doch nicht verkauft werden können. Unsere Kaufleute werden dafür sich gezwungen sehen, ihre Geschäfte bedeutend einzuschränken: unsere Rhedereien werden verkümmern, und Alles, was indirect vom Handel lebt, das heißt so ziemlich alle Bewohner Bremens, werden weniger Erwerb, sowie auch demnächst weniger Verwendung für ihre Capitalien haben.

Daß es mit unserm Handel wirklich so liegt, und Bremen einer sehr trüben Zukunft entgegenzusehen alle Ursache hat, weiß jeder Kaufmann, und jeder Nichtkaufmann wird es bald vermerken. Es wird daher eine Existenz-Frage aller Classen der Bevölkerung, darauf Bedacht zu nehmen, das hereinbrechende wirklich verderbliche Uebel zu beseitigen, oder unschädlich zu machen.

Die an Ereignissen so reiche Gegenwart bietet dazu mehrfache Gelegenheit dar, und es hängt nur davon ab, ob Bremens Bewohner verstehen werden, diese Gelegenheiten zu ihrem Vortheile zu benutzen, oder ob sie in dumpfer Apathie das Schicksal mit sich walten lassen wollen, ohne demselben kräftig und lebensmuthig die freie Stirn zu bieten, und dasselbe zu bekämpfen.

Zu diesen Gelegenheiten zur Abwendung des drohenden Uebels, unser Geschäft auf die Hälfte zurückgeführt zu sehen, gehört unter Anderm die kräftige Unterstützung der Anlage der Eisenbahn von Minden nach Cöln. — Diese Bahn würde dem Bremischen Handel die reichen Länder des Rheingebietes, und die belebten fabrikreichen Bergischen Provinzen öffnen, Gegenden, zu denen jetzt die Versendung von Waaren, wie bekannt, am wohlfeilsten sich über Holland machen läßt; — auf einem so unnatürlichen Wege, daß die Bemerkung wohl als ganz überflüssig erscheint, daß der ganze Absatz nach dem Rheine in Kurzem ganz in die Hände der Holländer übergehen muß, so wie er im Vergleiche gegen voriges Jahr schon in dem gegenwärtigen auf Kleinigkeiten herabgesunken ist. — Diese Eisenbahn würde in demselben Maße, wie sie die Versendung von der Weser nach dem Rheine erleichtert, natürlich auch umgekehrt, die Producte des Ober-Rheins wohlfeiler als jetzt auf die Weser bringen, welches in mancher Beziehung von sehr großer Wichtigkeit für den Bremischen Export-Handel und für die Bremischen Rhedereien werden würde. Eine Besorgniß, daß überseeische Producte von Holland aus auf dem Umwege über Cöln ihren Weg nach der Weser finden würden, dürfte wohl eines erheblichen Grundes ermangeln, da die, Minden nahe gelegenen Gegenden, welche allein dabei in Betracht kommen, — denn von Holland bis in die Gegend von Lippstadt ist schon jetzt die Fracht billiger als von Bremen aus — ein, Wenig verbrauchendes Land sind, wogegen die Eisenbahn für Bremen den Weg in ein reiches, Viel verbrauchendes und Viel producirendes Land öffnet. — Es kommt ferner noch hinzu, daß, wenn diese Bahn von Minden nach Cöln

nicht zu Stande kommen sollte, unfehlbar eine Eisenbahn vom Rheine über Elberfeld und Witten landeinwärts gebaut werden wird, welche den Holländern in grader Richtung den Weg über Cassel nach dem Innern Deutschlands öffnet, und den Rest unsers Handels, grade den alleinigen Punkt, in welchem Bremen bis jetzt noch prädominirt, in die Hände unserer Concurrenten spielen muß. Was würde dann noch von Bremens Handel bleiben? —

Es liegt daher am Tage, die Eisenbahn von Minden nach Cöln ist eine Existenz-Frage für den Handel und den Wohlstand Bremens in ihrem gegenwärtigen Umfange für alle Volksclassen, und ihre Erbauung nachdrücklich zu fördern, ist die Sache Aller.

Das Comité in Minden für diese Eisenbahn hat einen umfassenden, mit ausgezeichneter Sorgfalt aufgestellten Bericht über diese Anlage entworfen, aus welchem bis zur Evidenz hervorgeht, daß für die Unternehmer eine Rente von 8 bis 10 pCt. jährlich mit ziemlicher Sicherheit zu erwarten steht. — Ganz abgesehen von dem enormen indirecten Vortheile, den diese Bahn für Bremen zur Folge haben wird, bietet selbe schon eine vorzügliche Gelegenheit für Capitalisten dar, Gelder mit großer Sicherheit gegen eine äußerst einträgliche Zinse zu belegen; denn es existirt kein Eisenbahnprojekt in Deutschland, das mit solcher Sorgfalt und unter der genauesten Berücksichtigung aller Verhältnisse vorbereitet worden ist, und das in gleicher Weise in sich selbst die Bürgschaft für einen günstigen Erfolg trägt, als gerade diese Eisenbahn.

Die Aufforderung zur Unterzeichnung von Actien, welche im Hause Schütting stets angenommen werden, ergeht aber nicht allein an Capitalisten, sondern sie ergeht auch an Kaufleute, für welche sie nicht allein eine vortheilhafte Unterbringung von Capitalien ist, sondern noch obendrein eine nothwendige Anlage wird, zur Betreibung ihres Geschäfts eben so nothwendig, als sie ihrer Packhäuser bedürfen; denn das Lagern der Waaren in diesen hat gar keinen Zweck noch Werth, wenn nicht zugleich für einen Weg gesorgt wird, auf welchem die Waaren weitergehen können. — Können daher große Handlungshäuser Lagerräume errichten, die an 40 bis 50,000 Rthlr. kosten, um ihre Waaren zu behausen, so wird ihnen die Beschaffung eines Handelsweges, der die einzige Bedingung ist, um Käufer für ihre Waaren zu finden, noch mehr werth seyn müssen, zumal sie dabei einer schönen Rente gewiß sind. Es heißt daher: diese Eisenbahn ins Leben treten lassen, und dadurch das sinkende Geschäft wieder in Flor bringen; oder solches nicht zu thun, und die Packräume nach Verlauf weniger Jahre halb leer stehen und das Geschäft der Schwindsucht anheimfallen zu lassen.

Wohlauf denn, Bürger Bremens! laßt uns zusammentreten, dem großen Werke Stütze und Weihe zu geben, auf daß das Ausland sehe, daß Bremen in rüstiger Kraft dasteht, entschlossen, Alles daran zu setzen, seinen Rang in der Handelswelt zu behaupten; und daß es Verläumdung sey, wenn geäußert wird: Bremen sehe mit gemächlicher Gleichgültigkeit dem Ruine seiner Handelsgröße entgegen. Ein Kaufmann.

Der Brand der Cathedrale von Chartres.

Von dem Brande der gothischen Cathedralkirche zu Chartres haben alle Zeitungen gesprochen; glücklicherweise hatten sie anfangs das Unglück übertrieben, und es läßt noch Hülfe zu; denn nicht die Kirche selbst, sondern nur das Dach und das Innere der Glockenthürme ist zerstört. Freilich werden die Kosten ungeheuer seyn, um

das Ganze wieder herzustellen, wie es war. Ganz Chartres nimmt an dem Schicksal seiner Domkirche einen so lebhaften Antheil, als ob sein Heil von der Erhaltung dieses Meisterwerks der mittelalterlichen Baukunst abhänge. Ungegründet ist dieses auch nicht. Diese alte Druidenstadt besitzt nämlich nichts, was die Aufmerksamkeit der Durchreisenden auf sich ziehen könnte, als ihre Cathedralkirche. Sie hat enge Straßen und die meisten Häuser sind unansehnlich. Desto mehr sticht die prachtvolle Kirche mit ihren stattlichen Thürmen hervor. Ein Reisender hat einen ganzen Tag nöthig und wohl noch mehr, um alle Merkwürdigkeiten derselben zu besehen; denn hier haben sich, wie bei allen großen Gebäuden jener Art und jener Zeit, Baukunst, Bildhauerei und Malerei vereinigt, um ein erhabenes Ganze hervorzubringen. Die Nachricht, daß ihre Hauptzierde in Brand stehe, hatte daher sogleich die ganze Stadt in Bestürzung versetzt; jeder Bewohner ist von Kindheit an gewohnt, die Cathedralkirche als das Palladium derselben zu betrachten. Aber noch ein anderer Umstand setzte die Bürger in Schrecken. Die Häuser stehen gedrängt um die Kirche her, wie es in den meisten Städten Frankreichs der Fall ist; diese Häuser sind nun aber meistentheils aus Holz gebaut und zum Theil alt. Aus einer Höhe von 2 bis 300 Fuß regnete es auf die Dächer Feuer und geschmolzenes Metall, und in der That brachen schon an einigen Orten der Stadt Flammen hervor. Die Leute zitterten zu gleicher Zeit wegen ihrer Häuser und wegen ihres Doms. An diesem hatte das Feuer so schnell um sich gegriffen, daß an kein Retten zu denken war. Man hat berechnet, daß 6000 Stämme von Kastanienbäumen zu der Unterstützung des Bleidaches verwendet worden waren. Mit diesem schönen Kastanienholze, welches sehr lange der Verwesung trotzt, waren sonst die meisten großen Gebäude innerlich ausgebaut. Damals gab es große Kastanienwälder, nicht allein in den Gebirgsgegenden Frankreichs, wo die Kastanienpflanzungen noch jetzt ziemlich häufig vorhanden sind, sondern auch in den Ebenen, längs der Seine und der Loire. Diese Wälder sind längst verschwunden, und sicher wird jetzt kein Dach von Kastanienholze mehr gebaut. Das Blei des Daches ist ganz geschmolzen, und in und um die Kirche herum herabgetropft oder vielmehr geregnet. In den Thürmen ist ebenfalls kein einziges Stück Holz unversehrt geblieben, und bekanntlich hat die Gluth sogar die Glocken geschmolzen. Schon mehrmals ist durch die unverzeihliche Sorglosigkeit der Dachdecker Feuer in den Kirchen ausgebrochen, und es ist wirklich auffallend, daß man diese Leute bei einer so bedenklichen Arbeit unter gar keine Aufsicht stellt, und gar keine Vorkehrungen trifft, um während des Bleischmelzens die Feuersgefahr abzuwenden. (D. Beschl. f.)

Gottesdienst.

Sonntag, den 14. August.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Candidat Menken....	U. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Candidat Frerichs....	— — —	1 „
Hr. Candidat Frerichs....	St. Martini	9 „
Hr. Dr. Böckel.....	St. Ansgarii	9 „
Hr. Candidat Menken....	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Dr. Pletzer.....	— — —	12 „
Hr. Pastor Iken.....	St. Pauli	9 „
Hr. Candidat Wedekindt..	— — —	1 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Toel.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Kein Gottesdienst.	Armenkirche	8 „
Hr. Vicarius Driver.....	St. Johannis	6½ Messe
Hr. Pastor Probst.....	— — —	9 „ Hochamt
Hr. Vicarius Driver.....	— — —	10 „ Predigt
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8 „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

(Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen".)

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 65.

Bremen, Sonntag den 14. August 1836.

Gestorben:

Nro. 772. Den 9. August. Des Cigarrenmachers Helmrich Hermann Lampe Ehefrau, geborne Sölter, 39 Jahr; Obernstraße Nro. 34 (Vorst.).

— 773. Den 10. — Des Arb. Georg Friedr. Herm. Arnemann Tochter, 4 Jahr; Weerder Nr. 40.

— 774. Den 11. — Der Buchdrucker Simon Ernsting, 59 Jahr; Hasenstraße.

Nro. 775. Den 11. August. Des Wildhändlers Carl Wilh. Brökerbaum Tochter, 7 Tage; Westerstraße Nro. 22.

— 776. Den 11. — Des Schenkwirths Johann Friedr. Wilhelm Sackhoff Ehefrau, geborne Nuckel, 67 Jahr; große Fischerstraße Nro. 1.

Gebuurten:

Nro. 967. Den 7. August. Des Küpers Diedr. Meyer Ehefrau, geb. Diercks, Heerdenthorswallstr. N. 22; von einem Mädchen.

— 968. Den 8. — Des Krankenwärters Heinrich Metsch Ehef., geb. Ast, gr. St. Johannisstr. Nr. 33; von einem Knaben.

— 969. Den 8. — Des Arb. Gätje Hinr. Meinken Ehefrau, geb. Oltmann, auß. Steinthor Nr. 112; von einem Knaben.

— 970. Den 9. — Des Schenkwirths Johann Conrad Heinrich Blume Ehefrau, geborne Meyer, Obernstraße Nro. 82 (Vorstadt); von einem Mädchen.

— 971. Den 9. — Ein Knabe.

Nro. 972. Den 10. August. Des Hökers Casten Heinrich Köster Ehef., geb. Ahlers, gr. St. Annenstr. Nro. 11; von einem Knaben.

— 973 u. 974. Den 10. — Des Zimmergesell. Ludwig Stürken Ehefrau, geb. Tietjen, Hastedt Nr. 3; von Zwillingen, einem Knaben und einem Mädchen.

— 975. Den 11. — Des Arb Herm. Behrens Ehef., geb. Petersen, Großenstr. Nro. 25; v. e. Mädchen.

— 976. Den 11. — Des Stuhlmachers Herm. Heinrich Richter Ehef., geb. Harken, kl. Sortillenstr. Nro. 15; von einem Knaben.

— 977. Den 12. — Des Handlungsgehülfen Herm. Daueisberg Ehef., geb. Neitmann, Neustadtsdeich Nro. 28; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 316. Der Weißbäckeramtsmeister Gerhard Bohne und Rebecca Wubeta Benus, Beide von hier.

— 317. Der Maurergesell Albert Wicke hieselbst und Anna Henriette Elisabeth Plötz aus Altona.

— 318. Der Maurergesell Herm. Jürgen Trautmann und Margar. Magdalena Bormann, Beide v. h.

— 319. Der Dr. med. Carl Anton Eduard Lorent hies. und Helene Margaretha Ungewitter aus Gothenburg.

— 320. Der Musikus Joh. Carl Franz Bohm und Elisabeth Schnors, Beide von hier.

Nro. 321. Der Gastwirth Hinr. Hagens hies. und Adelheid Lange zu Horn.

— 322. Der Arb. Joh. Christ. Uetritz und des verst. Arb. Johann Conrad Dunenkamp Wittwe, Anna Catharina, geborne Klemm, hieselbst.

— 323. Der Kaufmann Diedr. Alders und Cathar. Luise Schröder, Beide von hier.

Vom zweiten Aufgebot sind dispensirt:

— 324. Der Steuermann Diedrich Ezard und Anna Klevenhusen, Beide von hier.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 66.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 18. August 1836.

Mögen, wo dein Fußtritt weilt,
nie des Dorn's verborg'ne Spitzen
in der Wunde, schwer geheilt,
deine heit're Stirne ritzen! Arthur vom Nordstern.

Die Unschuld.

Wie uns Sanzio entzückt
in Madonna mit dem Kinde;
wie das Mädchen Blumen pflückt
zu der Aeltern Angebinde;

Wie uns lacht die Lenzesflur
in das Erstlingsgrün gekleidet,
wo der Knab' an bunter Schnur
sein geliebtes Lämmchen weidet;

Also schau'n zur innern Welt
wir die Unschuld niedersteigen,
unverkennbar dargestellt
in den Zügen ihr nur eigen.

Nicht bedarf sie fremder Hut;
schöner in der Anmuth Blüthe
als die Königinn der Fluth
sie, Poseidon's Amphitrite.

Einen weißen Lilienkranz,
um die heit're Stirn entsprossen,
hat im Thau' der Morgenglanz
wie mit Perlen übergossen.

Die vestalische Gestalt
ründet gold'ner Zona Bogen
und der leichte Schleier wallt
sittsam, näher zugezogen.

Dichter Nebel weicht zurück
vor des Sterngewands Berührung,
wie vor ihrem hellen Blick
jeder Unhold der Verführung.

Beifall zollt ihr jede Brust,
Engel wallen ihr zur Seite,
ihr allein ist unbewußt,
welchen Zauber sie verbreite.

D'rum, wenn sie von ungefähr
sich erblickt in Spiegelwellen,

meint sie, das verschönt zu sehr
sie ihr Bild vor Augen stellen.

Holde, selten nur erschaut,
alle Tugenden verschönend,
du, gleich Engelsangeslaut,
die Begleitung übertönend;

Mögen, wo dein Fußtritt weilt,
nie des Dorn's verborg'ne Spitzen
in der Wunde, schwer geheilt,
deine heit're Stirne ritzen!

Keine Schlange, buntgefleckt,
müsse mit den Schuppenringen
unterm Rosenstrauch versteckt,
sich um deinen Nacken schlingen!

Fürchte nichts! dem wahren Muth
muß der Trug im Kampf' erliegen,
und in deinem Innern ruht
volle Kraft, ihn zu besiegen.

Arthur vom Nordstern.

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Fortsetzung.)

Dunjascha ließ mich wissen, daß die Fürstinn, um den ewigen Streitigkeiten auszuweichen, gesonnen sey, sich auf eines ihrer Güter mit den Kindern und deren Lehrern zurückzuziehen, daß sie aber vorher mich noch zu sprechen wünsche. Zu der bestimmten Stunde, Abends neun Uhr, holte mich Dunjascha ab, und führte mich durch die unerleuchteten Paradezimmer ins Kabinet der Fürstinn. Ich erschrak über die Veränderung, welche mit ihr vorgegangen; sie war bleich wie nach einer schweren Krankheit, und verrieth Niedergeschlagenheit. Sie stand vom Sopha auf, gab mir die Hand und bemühte sich zu lächeln, aber ihre Augen füllten sich mit Thränen. „Ich kann ihnen meine Dankbarkeit für ihre großmüthige Aufopferung nicht ausdrücken. Wenn Sie einst die Wahrheit erfahren, werden Sie die Größe Ihres Dienstes und die Gründe meiner Handlungsweise begreifen. Zur Beruhigung ihres Gewissens wiederhole ich Ihnen, daß jener Mann das angeschuldigte Verbrechen nicht begangen hat. . . . Wenn er einst vor Gott und dem Gesetze schuldig war, so hat er hinreichend gebüßt durch aufrichtige Reue und lange Leiden." Thränen hemmten ihre Worte, Dunjascha wischte sich gleichfalls die Augen, und ich war nicht weniger gerührt. Als sie sich wieder gesammelt hatte, wollte sie mir für mich und meine Schwester Bankscheine zum Betrag von 50,000 Rubel einhändigen, ich schlug sie aber aus, und nur als sie die Annahme derselben forderte, als Beweis, daß ich keinen schlimmen Argwohn hege, willigte ich ein. Plötzlich vernahm man im nahen Saale ein Geräusch, der Tritt eines Mannes näherte sich dem Kabinet, und man erkannte die Stimme des Fürsten.

„Um Gottes willen", rief die Fürstinn, „wir sind verloren!" Dunjascha faßte mich an der Hand, und zog mich schnell durch eine Seitenthür aus dem Zimmer. Ich befand mich auf einmal im Schlafgemache der Fürstinn. In einer alabasternen Vase brannte eine Lampe. Zitternd blickte ich mich nach allen Seiten um, da saß in einer Ecke mein geheimnißvoller Wohlthäter, bleich wie der Tod, seine Lippen zitterten, und seine Augen funkelten schrecklich, er gab mir ein Zeichen, ihm näher zu treten, faßte mich an der Hand und drückte sie heftig.

Das Kabinet war vom Schlafgemache durch eine Glasthür getrennt, welche auf der Seite des Letztern durch einen seidenen Vorhang verhüllt war. Jedes Wort, das gesprochen wurde, konnte man hören, und so waren wir Zeuge der Unterredung der beiderseitigen Gatten.

„Man hat mir gesagt, Sie würden heute ins Theater gehen, gnädige Frau," sagte der Fürst,

„aber der Schutzengel hat Sie dießmal von der Sünde gerettet, was mich ungemein freut. Zufällig begegnete ich ihrem Kutscher, und so kam ich herauf, um mit Ihnen zu reden."

„Ueber mein Seelenheil aber," antwortete die Fürstinn, „bitte ich, sich nicht zu bemühen. Das ist nur meine eigene Sache und die meines Geistlichen. Wollen Sie von Familien-Angelegenheiten mit mir reden, so bin ich bereit zu hören."

Diese Antwort schien dem Fürsten nicht zu gefallen, er ging im Zimmer auf und ab, rieb die Hände, und sagte endlich in zornigem Tone: „Immer und immer Dasselbe. Eigensinn und Kapricen, welche noch den Unwillen des Himmels auf unsere Kinder herabziehen können; . . . ich sehe, es ist wahr, was sie mir sagen: der böse Feind hat Ihr Herz in Besitz genommen."

„Wenn der böse Feind irgend Jemanden in diesem Hause beherrscht, so bin's gewiß nicht ich. Allerdings haust der böse Feind hier, das ist kein Zweifel, er ist verkörpert in der Person des Heuchlers Tumanin."

„Ich bitte, gnädige Frau, beleidigen Sie meine Freunde nicht," rief der Fürst zornig. „Was spreche ich von Freunden! Tumanin ist mein Wohlthäter, mein Retter, mein Heiland,... er hat meinen geistigen Blick geöffnet, meine Seele von Irrthümern gereinigt, er . . . ."

„Hat Sie mit Ihrer Frau entzweit, gegen Ihre Kinder und Verwandte gleichgültig gemacht, um Geld betrogen, zu seinem Werkzeuge, und endlich — lächerlich gemacht."

„Gnädige Frau! erschöpfen sie meine Geduld nicht. Sie sollen erfahren, ob ich gegen meine Kinder gleichgültig bin. Zum Beweise meiner Sorgfalt für dieselben," fuhr er ironisch fort, „entlasse ich sie nicht mit Ihnen ins Dorf. Ich behalte Sie bei mir, und werde für Ihre Erziehung sorgen."

„In einem solchen Falle müssen Sie solche in ein Staats- oder Privat-Erziehungs-Institut geben. . . ."

„Nein, ich erziehe sie zu Hause, unter meiner eigenen Aufsicht."

„Hierzu möchten Ihnen wohl die Mittel fehlen."

„Was wollen Sie damit sagen, gnädige Frau?"

„Daß Ihre Einkünfte dazu nicht hinreichen."

„Was bedeutet das?" sagte der Fürst mit geänderter Stimme wie im Schrecken.

„Das bedeutet, daß ich hinsichtlich meines Vermögens in meine Rechte zurücktreten, und meine Einkünfte nicht mit Ihnen theilen will," entgegnete die Fürstinn kaltblütig.

„Ist das Vermögen nicht mein Familien-Vermögen, nicht auf meinem Namen?" entgegnete der Fürst. „Sie haben vergessen, gnädige Frau, daß auf Ihrem Namen nur das Dorf Rjäbino angekauft wurde."

„Ich gestehe, es ist mir sehr unangenehm, mit Ihnen zu rechnen, doch ich muß Ihnen die Lage der Sache erklären. Als Sie mich heiratheten, lasteten auf Ihren Gütern so viele Schulden, daß sie den Werth derselben überstiegen. Mit meinem Eingebrachten wurden die Schulden bezahlt, die Güter blieben Ihnen, aber Ihre Schuldscheine und Wechsel wurden den frühern Schuldnern auf meinen Namen abgekauft, und was Sie früher Vielen schuldig waren, sind Sie jetzt mir allein schuldig. Ich gestehe, ich wußte gar nicht, welche Vorsichtsmaßregeln mein Geschäftsträger und mein Bankier ergriffen hatten, und erkundigte mich erst, als Ihr Betragen gegen mich sich änderte, und Sie Miene machten, Ihre Gewalt gegen mich zu mißbrauchen. Wenn Sie mir die Kinder lassen, und sich nicht

in ihre Erziehung mischen wollen, so gebe ich Ihnen mit Freuden die Hälfte der Einkünfte. Im entgegengesetzten Falle, erzürnen Sie sich nicht, . . . aber das verletzte Muttergefühl kennt keine Gränzen. Alles kann ich Ihnen verzeihen, nur nicht die Trennung von meinen Kindern."

Diese Festigkeit und Kaltblütigkeit entwaffneten anfangs den Fürsten, brachten ihn aber endlich in Wuth. Er schritt lange im Zimmer auf und ab, murmelte anfangs Etwas vor sich hin, und rief endlich: „Undankbare! Das ist der Dank für meine Wohlthat!"

„Wohlthat? Ich begreife Sie nicht! . . ."

„Und wie nennen Sie denn das, daß ich als Fürst mich mit Ihnen, einer unbekannten Waise verheirathete, die nicht einmal vom Adel ist?"

„Nicht vom Adel?" erwiderte die Fürstinn.

„Ihr Vater war, wie aus den Papieren hervorgeht, Kaufmann in Kjächta. Später erhielt er ein Amt, da er jedoch nicht bis zum Stabs-Offizier diente, so war sein Adel nur persönlich. Sie sind nicht vom Adel und ich gab Ihnen den fürstlichen Titel, führte Sie in den glänzenden Kreis meiner Verwandten und in die höchste Gesellschaft. . . . Wenn das nicht Wohlthat ist, so weiß ich nicht mehr, was das Wort bedeutet! Es giebt Kaufmannstöchter genug, die mit Freuden ein Paar Millionen für das Recht, den fürstlichen Titel zu führen, gegeben hätten, und dankbar und gehorsam gewesen wären; Sie, Madame, haben dieß Alles vergessen, und benehmen sich gegen mich, als wären Sie eine geborne Fürstinn."

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon und der Herzog von Vicenza.

(Fortsetzung.)

Traurig betrachtete ich ihn, und unwillkürlich flossen Thränen über meine Wangen. „Mademoiselle," fragte jetzt der Herzog meine Kammerfrau, die, am Wege sitzend, mit weiblicher Arbeit beschäftigt war, „führt dieser Weg direct zur Fontaine Stanislas?" — „Ja", erwiederte ich, mich so schnell, als es mir möglich war, erhebend, denn auch ich war zu der Zeit krank und erschöpft. Einige Schritte auf mich zugehend, fragte er mit jener vollendeten Anmuth, die ihm Niemand absprechen wird: „Madame, wie es scheint, habe ich die Ehre, von Ihnen gekannt zu seyn?" — „O, alle goldenen Träume meiner Jugend knüpfen sich ja an den Glanz des Kaiserreichs; viele Thränen habe ich über den Verfall desselben vergossen, und unzertrennlich von dem Namen Napoleon ist mir in meiner Erinnerung die treue Ergebenheit des Herzogs von Vicenza." Nun sprachen wir von vergangenen Zeiten; wir hatten die großen Spieler im Heldendrama gekannt, unsere lebendigsten Sympathien galten der Vergangenheit.. und von diesem Tage an ward der Faden unserer Unterhaltung nicht wieder zerrissen.

Als ich den Herzog von Vicenza im J. 1826 in Plombières wiederfand, war er entsetzlich abgemagert, seine Haare silberweiß und in den zerstörten Zügen waren die Male tiefsten moralischen Leidens nicht zu verkennen. Ein Zeitraum von wenigen Jahren schien wie ein halbes Jahrhundert auf Napoleon's einst so glänzenden Stallmeister zu lasten. Einen Krebsschaden am Magen, eine furchtbare, unheilbare Krankheit, fraß gierig an seinem Leben. Von seinem Arzte, dem Doctor Broussais, ins Bad von Plombières geschickt, berücksichtigte der Herzog die angerathenen Heilmittel nur wenig, oder gar nicht. Diesem Manne war sein Dasein zur Last; ihm, dem die Lebenssonne einst so schön gestrahlt, bot das Leben jetzt nur bittere, grausame Erinnerungen . . „Es giebt für mich keinen Platz mehr in Frankreich!" sagte er oft zu mir.

Seine physischen Leiden gönnten ihm keine Ruhe, und eine Beute beständiger Schlaflosigkeit, verbrachte er einen großen Theil der Nächte damit, einem gescheidten und zuverlässigen Secretär seine reichen, merkwürdigen Memoiren zu dictiren. „Diese Memoiren," sagte der Herzog zu mir, „sollen erst dann veröffentlicht werden, wenn alle gekrönten Häupter, mit denen sie sich beschäftigen, im Grabe ruhen.. Vor Allen kenne ich einen reinen, edlen Menschen unter diesen Königen, und der liegt kalt im Grabe!" *)

Die beiden in Plombières verbrachten Monate bleiben mir ein theures Angedenken. Sie kamen mir vor, wie eine Entschädigung für so lange Zeit der Prüfung, wo man vom Himmel verlassen zu seyn scheint, wo man sich still die traurige Frage stellt: welch ein Verbrechen sollst du büßen, da du so viele Qualen erdulden mußt; vor Einem steht stets der Tod, und man kann ihn weder fliehen noch ergreifen!

Drei lange Jahre waren in diesem trostlosen Zustande von Schlafsucht und Nichts vergangen. Meine Resignation und mein Muth waren erschöpft. Die Aerzte riethen mir, ich glaube, um mich los zu seyn, zu reisen, und ich, des stubenhockenden Krankenlebens, der Eintönigkeit der langen Tage und verzweiflungsvollen Nächte müde, empfand ein Gefühl wie Freude, als ich die Erlaubniß erhielt, an anderen Orten meine Leiden zu klagen, andere Gegenstände zu sehen, eine andere Luft zu athmen, freilich dieß Alles auf die Gefahr hin, mein Leben auf offener Landstraße auszuhauchen. Einer meiner Verwandten, der Obrist von R . . ., weihte sich der trostlosen Aufgabe, einer armen Sterbenden Beistand zu leisten. In meinem Wagen ausgestreckt, reiste ich ab. Wir machten nur kleine Tagereisen, und mir kam es vor, als läge Plombières am Ende der Welt. Die Stadt war bei unserer Ankunft buchstäblich mit Badegästen angefüllt, und ich sah mich gezwungen, in dem Gasthof zum Tête d'Or, wo unser Postillon uns abgesetzt, zu bleiben.

Mein schwächlicher Zustand gestattete mir weder Besuche zu machen, noch deren zu empfangen; die Freuden dieser Welt waren für mich zu ermüdend und langweilig! Und so befand ich mich denn wiederum einsam, inmitten der geräuschvollsten, belebtesten Stadt. Plombières zählte damals sechstausend fremde Badegäste; Abreise und Ankunft wechselten unaufhörlich, und es konnte nichts Erheiternderes, Zerstreuenderes geben, wenn nicht das unerbittliche Leiden mein getreuer Begleiter gewesen wäre. Für mich, die aller Freuden entbehrte, war daher die Begegnung mit Herrn von Caulaincourt ein Geschenk des Himmels. Auch ihn peinigte eine grausame Krankheit, und wir waren die einzigen Personen, die er ämsig aufsuchte. Jeden Morgen fanden wir uns bei der Fontaine du Crucifix; sodann machten wir eine mehrere Stunden lange Promenade, ich auf einem kleinen, elenden Pferde, und die Herren neben mir zu Fuß.

Der Herzog logirte in einem, an das unserige grenzenden Hause, in demselben Zimmer, in welchem die Kaiserin Josephine wohnte, als der hölzerne Balcon zusammenbrach, und sie nebst zweien ihrer Damen vom ersten Stockwerk herab auf die Straße fiel.

Es giebt merkwürdige Coincidenzfälle. Zwanzig Jahre später führte der Zufall den Herzog von Vicenza in dasselbe Haus und in dasselbe Schlafzimmer, wo Napoleon's Name so oft von lieblichen Frauenlippen ertönt, den Großstallmeister, der sterbend des Helden Geschichte und die fabelhafte Erzählung von dessen Regierung dictirte.

*) Alexander.

Träumend und melancholisch verirren sich die Gedanken in diesen geheimnißvollen Fügungen des Zufalls.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Brand der Cathedrale von Chartres.

(Beschluß.)

Durch die Saumseligkeit von Seiten der Behörde ist eine schöne Domkirche und eine ganze Stadt der Verheerung ausgesetzt worden, und das Land in die Nothwendigkeit gerathen, eine Beisteuer von einigen Millionen zu zahlen, um das Unglück so viel als möglich wieder gut zu machen. Statt eines Daches aus Kastanienholz wird man sich mit minder dauerhaftem Holze begnügen müssen, wofern man nicht eiserne Sparren gebraucht, wie bereits vorgeschlagen worden ist. Das Gewölbe der Kirche ist jetzt unter freiem Himmel, und die erste Maßregel wird darin bestehen müssen, dasselbe während des künftigen Winters gegen Regen und Schnee zu schützen, da die Wiederherstellung frühestens im nächsten Jahre wird beginnen können. Wie man aus den Zeitungen weiß, haben die beiden gesetzgebenden Kammern bereits die von der Regierung verlangte Summe zur Wiederherstellung des Gebäudes bewilligt, da hier nicht, wie zu Rouen, eine bloße Subscription hinreichend gewesen wäre. In Rouen ist man bereits seit beinahe zehn Jahren damit beschäftigt, die zerstörte Thurmspitze durch eine eiserne zu ersetzen, so langsam rückt das Gießen und Aufstellen voran. Zu Chartres werden hoffentlich die Arbeiten beschleunigt werden. Das Geld ist da, an Kunstverständigen und an Arbeitern fehlt es nicht. Die Stadt Chartres sehnt sich nach der Wiederherstellung ihres theuern Domes; somit läßt sich hoffen, daß die Kirche bald wieder Dach, Glocken und das übrige Fehlende erhalten wird. Vor der Hand will man das Gewölbe mit einem Ueberzuge von Erdharz bedecken, wodurch es den Winter hindurch den Regen abzuhalten im Stande seyn wird, zumal bereits, seit der ersten Anlage des Gewölbes, Rinnen vorhanden sind, um das Wasser abzuleiten. Das Erdharz, welches auf der Gränze der Schweiz, zu Seissel, gewonnen wird, hat sich seit zwei Jahren gleichsam in der öffentlichen Achtung emporgeschwungen. Bereits hat man in Paris die Fußwege einiger Brücken damit bedeckt, wo es vortreffliche Dienste leistet, und auf den Boulevards wird jetzt ebenfalls der Fußweg mit dieser Substanz überzogen. Zur Bedeckung eines dem Regen ausgesetzten Gewölbes wird es ganz vorzüglich tauglich seyn. Hätte man früher dieses Mittel zur Erhaltung von Gebäuden angewendet, so wäre vielleicht dem Verfall manches Denkmals der alten Baukunst vorgebeugt worden. Die Cathedralkirche zu Chartres ist übrigens schon in frühern Zeiten der Feuersgefahr ausgesetzt gewesen, und hat daher stark ausgebessert werden müssen, so daß sie nicht mehr so dasteht, wie sie anfangs errichtet worden. Sie ist im eilften und zwölften Jahrhundert entstanden, und es fehlt ihr daher schon ursprünglich an Einheit, da man weit über ein Jahrhundert mit dem Bau zugebracht hat. Man behauptet, sie sey auf einer Druidenhöhle angelegt, was auch gar nicht unwahrscheinlich ist, da die Geistlichkeit an manchen Orten Frankreichs kein anderes Mittel wußte, um dem heidnischen Götzendienste ein Ende zu machen, als daß sie solche allgemein verehrten Orte dem christlichen Gottesdienste weihte. Auch befindet sich unter der Cathedralkirche zu Chartres ein grosses Gewölbe, das einer Kirche an Raum gleich kommt, und in welcher Jahrhunderte lang ein wunderthätiges Marienbild verehrt worden ist. Vermuthlich war dieß ehemals an der Stelle ir-

gend eines von den Druiden verehrten Götzen aufgerichtet worden. Es ist zu bedauern, daß sich nicht die geringste Kunde von dem hier ehemals gebräuchlich gewesenen und wahrscheinlich durch Menschenopfer befleckten Götzendienste erhalten hat. Man weiß bloß, daß in den Wäldern um Chartres und in der jetzigen Stadt selbst Druiden ihren Versammlungsplatz hatten, lehrten und opferten. Also von der Gallischen Vorzeit enthält der Gothische Dom nichts mehr, als etwa eine der unterirdischen, in Kapellen verwandelten Höhlen. Die beiden Thürme des Doms gehören zu den höchsten und schönsten in Frankreich; der eine ist 342 und der andere 378 Fuß hoch; sie sind einander aber ganz ungleich und laufen oben spitz zu, was bei wenigen Thürmen der Französischen Cathedralkirchen der Fall ist. Zum Glück bestehen diese hohen Spitzen aus Stein; wären sie von Holz, so würden sie dießmal unfehlbar mit abgebrannt seyn, wie dieß schon einmal dem sogenannten neuen Thurme begegnet ist. Vormals war nämlich die hohe Spitze dieses Thurms von Holz und mit Blei bedeckt; im Jahr 1506 aber schlug der Blitz hinein, die Spitze gerieth in Brand, so wie das gesammte Innere des Thurms, die Glocken und das Bleidach schmolzen, und auch das Dach der Kirche wäre abgebrannt, wenn man nicht in der Eile denjenigen Theil desselben, welcher dem Thurme nahe stand, abgebrochen hätte. Die Glocken dieser Thürme haben wirklich mit einem unglücklichen Schicksale zu kämpfen. Damals schmolzen sechs derselben zusammen. Während der Französischen Revolution wurden diejenigen, welche die ersten ersetzt hatten, zu Sous umgegossen, und jetzt sind die erst zwanzig Jahre alten Glocken wieder zusammen geschmolzen. Die Einwohner von Chartres hatten beim letzten Brande ihr Augenmerk auf einen vergoldeten Engel gerichtet, welcher auf der Spitze des Dachstuhls des Chors stand, und sich nach dem Winde drehte wie eine Windfahne. Dieser Engel blieb lange stehen, endlich aber fiel er in die Gluth und verschwand. An steinernen Bildsäulen ist dieser Dom überaus reich, und glücklicherweise sind diese während der Revolution verschont worden, wogegen man in Paris fast alle Bildsäulen in den Kirchen zerstört hat. In Chartres stellen sie theils Heilige, theils Könige und andere angesehene Personen dar; auch einige satirische Bilder sind zu sehen, unter Anderen ein spinnendes Schwein und ein die Harfe spielender Esel. Soll dieß bloß ein launiger Einfall des Bildhauers seyn, oder ist es eine Anspielung auf eine der am Dome angestellt gewesenen Personen? Es fehlt darüber an Auskunft. Auf den Glasmalereien, welche Züge aus der Bibel und Legenden darstellen, sind ebenfalls manche historische Personen abgebildet und ihre Namen beigeschrieben. Wahrscheinlich haben sie die Kosten der Malerei getragen. Das Chor der Kirche ist leider im vorigen Jahrhundert, wie bei so vielen Französischen Kirchen, neu eingerichtet und mithin ganz verunstaltet worden. Man hielt damals die Chorbühne, welche den Chor von dem übrigen Theil der Kirche abschloß, und an deren Verzierung die Künstler des Mittelalters alle ihre Kunst verwendeten, weil eine solche Absonderungsmauer ohne viele Bildhauerei wirklich sehr häßlich gewesen wäre, für etwas ganz Ueberflüssiges, ja sogar Hinderliches, und brach sie ohne Weiteres ab. Somit mußte denn auch das schöne Jubé in dem Dome zu Chartres verschwinden; da jedoch das Chor von der Kirche durch irgend Etwas getrennt werden mußte, so errichtete man auf beiden Seiten dickes Mauerwerk zur Stütze von Altären, und ließ in der Mitte ein eisernes Gitter anbringen, das sich aber in dem großen Dome sehr kleinlich ausnahm.

Auvergnatensitte.

Zwanzig Auvergnaten erschienen kürzlich vor einem Polizei-Kommissär in Paris, und baten um Erlaubniß, einen ihrer Landsleute auf einem Esel herumführen zu dürfen, weil er sich von seiner Frau hatte schlagen lassen. Der Polizei-Beamte wollte sich nicht einmischen, und am folgenden Tage fand der Zug in der Vorstadt St. Germain statt. Vier Wasserträger bildeten den Vortrab, ein Kohlenverkäufer kam hinter ihnen und spielte auf einer Pfeife, und zwei Andere führten den Esel, auf welchem der arme Ehemann mit dem Gesichte gegen den Schweif gekehrt saß, und eine Inschrift mit den Worten: Service pour Chausson, auf dem Rücken und der Brust hatte. Dann kam ein Haufe Auvergnaten, gefolgt von dem ganzen Pöbel der Nachbarschaft. Nachdem der Zug mehrere Straßen zurückgelegt hatte, hielt er vor dem Hause des Schuldigen, wo eine Symphonie angestimmt wurde, in die Aliboron (der Esel) mit einstimmte. Der Ehemann mußte dann 12 Franken zum Vertrinken hergeben. Indeß ging man etwas zu weit, denn da alle Auvergnaten der Stadt nicht eingeladen worden waren, so verlangten die Meisten am folgenden Tage noch, daß er sie gleichfalls traktiren solle, und so mußte er noch weitere 50 Franken bezahlen. Ein Auvergnate vergißt aber nicht leicht, wenn man ihn an den Beutel gehängt hat, und nun war die Reihe zu triumphiren an ihm, denn er wandte sich an den Friedensrichter, und Jeder, der bei dem tollen Streiche mitgewirkt, mußte nun zwei Franken Schadloshaltung und einen solchen Antheil an den Kosten tragen, daß er völlig entschädigt wurde.

Aus dem Tagebuche eines Einsamen.

Die Weltweisen und die Weltmänner sind Contraste in ihren Bemühungen und Zwecken. Während Jene sich vertiefen in den Erscheinungen des Lebens und die Perlen auffinden und zu Tage fördern aus dem Grunde der Dinge, bleiben Diese immer auf den Oberflächen, umgehen alle Anstrengung, schieben hier den Stein des Anstoßes bloß auf die Seite, packen, was sie nicht durchschauen und überwinden können, Andern auf, und theilen überhaupt Arbeit und Genuß so, daß möglichst der Letztere ihnen allen zu Gute kommt.

Wer keine Zweifel bei sich hegen will, kann niemals zu Klarheit und Sicherheit kommen; ja, man darf sagen, wer an Nichts zweifelt, weiß auch Nichts. Teffin.

Räthsel.

(Nach dem Englischen.)

In dieser Welt, aus der die Götter flohn,
Sitzt nur noch Eine Göttinn auf dem Thron,
Und führt die blinde willenlose Menge
Allwaltend mit des alten Fatums Strenge.
Wenn einst Cythere'ns und der Grazien Chor
Mit süßem Rath die Geister überwunden,
Wirft sie, was sie gedankenlos erfunden,
Der Welt als Schellenkappe übers Ohr.
Streng' ist ihr Dienst, die Opfer schwer, die Gaben,
Die sie ausschüttet, haben Zauberkraft:
Zum Narren wird, wer sie sich angeschafft,
Wie wer es Narrheit achtet, sie zu haben.
Als ihr noch blühtet, Eros und Apoll,
Da war der Opferer des Gottes voll;
Zu unsrer Gottheit senden ihre Frommen
Nur Ein Gebet: einmal in sie zu kommen.

D.

(Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen der Stadt Bremen".)

A. Doeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 66.

Bremen, Donnerstag den 18. August 1836.

Gestorben:

Nro. 777. Den 12. August. Des Musikus Carl Wilhelm Flitner Ehefrau, geb. Gertner, 52 Jahr; Schwanenstraße Nro. 14.

— 778. Den 12. — Schmalhausen, Knabe, gleich nach der Geburt gestorben; Nienaders-Gang Nro. 6.

— 779. Den 13. — Der Arb. Albert Spilmer, 47 Jahr; Schweinestraße.

— 780. Den 13. — Der Kaufmann Joh. Heinrich Toel, 62 Jahr; Langenstraße Nro. 91.

— 781. Den 14. — Der Steuermann Johann Friedrich Rothbart, 73 Jahr; Stavendamm Nro. 19.

Nro. 782. Den 15. Aug. Der Tischler Joh. Wilh. Tiemann, 38 Jahr; Gröplingerstraße Nro. 9.

— 783. Den 15. — Friedrich Kreutziger, 13 Jahr; im Runken Nro. 28.

— 784. Den 15. — Der Apotheker Anton Wilh. Müller, 28 Jahr; Schüsselkorb Nro. 21.

— 785. Den 16. — Des Cigarrenmachers Eimerich Rudolph Wessels Sohn, 8 Monat; Georgshof Nro. 18.

— 786. Den 16. — Der Knopfmachermeister Hermann Brockmann, 80 Jahr; U. L. Fr. Kirchhof Nro. 20.

Geboren:

Nro. 978. Den 10. August. Des Kaufmanns Philipp Anton Christ. Graeven Ehefr., geborne Sternberg, Stavendamm Nro. 8; von einem Mädchen.

— 979. Den 10. — Ein Mädchen — Punkendeich N. 10.

— 980. Den 11. — Des Weinküpers Heinr. Pleuß Ehefrau, geb. Sannemann, Spitzenkiel Nr. 19; von einem Mädchen.

— 981. Den 11. — Johann Chr. Ahrendt Ehefrau, geb. Weißmeier, gr. St. Annenstraße Nro. 85; von einem Mädchen.

— 982. Den 11. — Des Musik-Directors beim hiesigen Infanterie-Bataillon Heinr. Helfrich Ehefr., geb. Schröter, Buchtstr. N. 53; v. e. M.

— 983. Den 12. — Ein Knabe — Nienadersgang N. 6.

— 984. Den 12. — Des Landmanns Cord Sander Ehefrau, geb. Meyer, Hastedt Nro. 81; von einem Knaben.

— 985. Den 12. — Des Stuhlmachers Wilhelm Meyer Ehefr., geb. Benjes, gr. St. Annenstraße Nro. 83; von einem Mädchen.

— 986. Den 12. — Des Malers Joh. Friedr. Marianne Meyer Ehef., geb. Meyer, Buntenthorssteinw. Nro. 233; von einem Mädchen.

— 987. Den 12. — Des Zimmergesellen Herm. Gottl. Lorentz Ehefr., geb. Kettler, Schmidtstraße Nro. 2; von einem Knaben.

Nro. 988. Den 13. Aug. Des Schneidermeisters Carsten Ehler Reimer Ehef., geb. Haar, Buchtstr. Nr. 10; von einem Knaben.

— 989. Den 13. — Des Arb. Friedr. Hinrich Matfeld Ehef., geb. Scharnberg, gr. St. Johannisstr. Nro. 208; von einem Mädchen.

— 990. Den 13. — Des Kaufmanns Jacob Christoph Rohte Ehefr., geborne Krehe, an der Börse Nro. 2; von einem Mädchen.

— 991. Den 13. — Des Pastors zu St. Remberti Thomas Ulrichs Ehefr., geb. Achelis, im Pröven Nro. 2; von einem Knaben.

— 992. Den 13. — Des Bildhauers Friedr. Wilh. Timm Ehef., geb. Hartmann, Wandrahm Nro. 9; von einem Mädchen.

— 993. Den 13. — Des Landmanns Georg Hespe Ehefrau, geb. Garbade, Schwachhausen N. 24; von einem Knaben.

— 994. Den 14. — Des Landmanns aus Burgstadt Peter Joseph Baumann Ehefr., geb. Miltenberg, von einem Knaben.

— 995. Den 14. — Ein Mädchen — Brüningsgang N. 5 A.

— 996. Den 14. — Des Schuhmachers Valentien Zimmermann Ehefr., geb. Wiencken, gr. Sortillenstraße Nro. 7; von einem Mädchen.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 67.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 21. August 1836.

Daß Niemand glücklich sey, eh' nach durchlauf'ner Bahn
Des Lebens, er am Ziele stehet —
Schon vor Jahrtausenden bewies ein kluger Mann
Dieß einem Könige — — — — G. S. Bürde.

Der König und der Landmann.

Von

Johann Gabriel Seidl. *)

Der Landmann lehnt' in der Hütt' allein,
Und blickt hinaus in den Mondenschein,
Und schaut empor zu des Königs Palast —
Er weiß nicht, welch' ein Gefühl ihn faßt:

»Ach wär' ich ein König, nur eine Nacht,
Wie wollt' ich schalten mit meiner Macht!
Wie ging ich umher von Haus zu Haus,
Und theilte den Schlummernden Segen aus.

Wie strahlte dann Morgens so manchen Blick
Die Sonne zum ersten Mal hell zurück!
Wie staunten einander die Glücklichen an,
Und meinten: das hat ein Engel gethan!« —

Der König lehnt' im Palast allein,
Und blickt hinaus in den Mondenschein,
Und schaut hinab auf des Landmann's Haus,
Und seufzt in das weite Schweigen hinaus:

»Ach, wär' ich ein Landmann, nur eine Nacht,
Wie gern entrieth ich der drückenden Macht;
Wie lehrt' ich mich selber die schwere Kunst,
Nicht irr' zu gehen mit meiner Gunst.

Wie wollt' ich ins eigene Herz mir seh'n,
Um wieder es offen mir selbst zu gesteh'n!
Was tausend Hände mir nicht vollbracht,
Das wollt' ich gewinnen in einer Nacht!« —

So schau'n sie sinnend, beim Sternenlauf,
Der König hinunter, der Landmann hinauf;
Dann schließen Beide den müden Blick
Und träumen Beide von fremdem Glück!

*) Aus dessen „Viſolien" (Wien, bei Sollinger), die wir voraus schon allen Dichterfreunden empfehlen.

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Fortsetzung.)

Sichtlich machten diese Vorwürfe einen starken Eindruck auf die Fürstinn, aber sie verläugnete ihren Charakter nicht; mit veränderter, doch halb ironischer Stimme sagte sie: „Ich bedaure sehr, daß Sie den Preis für den fürstlichen Titel mir nicht nannten, als Sie um meine Hand sich bewarben. Jetzt ist es überflüssig, Ihnen meine Meinung darüber zu sagen. Sehr bin ich Ihnen verpflichtet, daß Sie ihre Gesinnung mir eröffnet haben, und ich bezahle Offenheit mit Offenheit. So wissen Sie denn, daß ich gar nicht an ihre fürstliche Würde dachte, als ich einwilligte, Sie zu heirathen, Ihrer Schwester zu gefallen, die mich mit lügnerischer Freundschaft lockte. Hätte ich mir damals vorstellen können, daß Sie mich bloß aus Berechnung heiratheten, so wäre ich nicht so leichtsinnig gewesen, meine Hand für einen Titel hinzugeben. Wir haben uns Beide geirrt, und ich bin zuerst entschlossen meinen Irrthum, wenn auch nur zur Hälfte, gut zu machen; von diesem Augenblicke an sind wir geschiedene Leute. Hinsichtlich der Kinder und der Einkünfte bleibe ich bei meinem ersten Vorschlage; wollen Sie dazu Ihre Zustimmung geben?“

„Nicht so eilig, gnädige Frau!“ sagte der Fürst höhnisch. „Wir haben noch andere Dinge abzumachen. Auch ich habe Freunde, die sich auf die Gesetze so gut verstehen, als Ihr Geschäftsführer. Als Ihr Gemahl bin ich befugt, über Ihr Benehmen Rechenschaft zu fordern, und wenn ich Ihnen beweise, daß Sie Abends insgeheim in die finstersten Gassen von Petersburg in das Haus des Lehrers unserer Kinder schlichen; wenn ich Ihnen beweise, daß Sie insgeheim mir unbekannte Männer bei sich aufnahmen, . . . dann wird das den Kindern gehörige Vermögen Ihnen genommen, mir zur vormundschaftlichen Verwaltung übergeben, und Sie, gnädige Frau, können sich im Kloster am Fastentisch niedersetzen.“ Damit begann der Fürst höhnisch zu lachen.

„Sie wagen es, mich eines schimpflichen Benehmens zu verdächtigen, und meine Ehre anzutasten!“ rief die Fürstinn mit verzweifelnder Stimme, und begann zu schluchzen.

Während dieses Gesprächs betrachtete ich meinen unbekannten Wohlthäter, und sein Anblick erweckte Schrecken und Mitleiden zugleich; sein Gesicht hatte einen fast tragischen Ausdruck. Je nach dem Inhalt des Gesprächs erhob er bald die Augen zum Himmel, bald blickte er mich schreckhaft an, und faßte krampfhaft meine Hand, bald ließ er den Kopf auf die Brust sinken, und knirschte mit den Zähnen. Endlich, als es bis zu Vorwürfen, zu Anzüglichkeiten, und am Ende zu schimpflichen Beschuldigungen von Seite des Fürsten kam, konnte der Unbekannte sich nicht mehr halten, er wollte seufzen, und — fing mit einem Male an, heftig zu husten.

„Was ist das?“ rief der Fürst und rannte gegen die Thür. „Wer ist hier!? Den Schlüssel, oder ich stoße die Thür ein!“ Der Fürst war im Begriffe, die Glasthür zu zerbrechen; ich zitterte am ganzen Körper.

Der Unbekannte faßte sich plötzlich, ergriff meine Hand und zog mich zu dem nahen am Bette stehenden Schrank, öffnete diesen, schob die Hinterwand mit den daran hängenden Kleidern bei Seite, und auf einmal befanden wir uns im Korridor. Der Unbekannte verschloß die geheime Thür wieder, und lief schnell den Korridor entlang, ich aber blieb stehen, um zu hören, wie die unglückliche Geschichte sich endigen werde.

Der Fürst, ohne den Schlüssel abzuwarten, stieß die Thür mit dem Fuße ein, rannte ins Schlafgemach, und rief mit einem Male: „Bravo!

hier ist ein Männerhut zurückgeblieben. Wo ist sein Herr, den müssen wir aufsuchen. He! Dunjascha, gieb mir den Schlüssel zum Schrank!"

Ich hatte meinen Hut, der Unbekannte also, hatte in der Uebereilung den seinigen vergessen, und dadurch die Fürstinn dem schlimmsten Verdacht ausgesetzt. Ich hörte noch, wie sie unter Weinen und Schluchzen ins Schlafzimmer kam, ich konnte es aber nicht mehr im Korridor aushalten; ein Zittern befiel alle meine Glieder. Mit Kummer im Herzen und Thränen in den Augen eilte ich die Treppe hinab, und athmete erst frei, als ich auf der Straße war; zum Glücke war das Hinterthor nicht verschlossen gewesen. Zu Hause legte ich mich zu Bette, und ein heftiger Fieberaufall ergriff mich während der Nacht.

Die moralische Erschütterung und physische Anstrengung meiner Kräfte zogen mir eine heftige und gefährliche Krankheit zu; am andern Tage war ich bereits ohne Bewußtseyn. Als ich nach langer Zeit endlich wieder zu mir kam, saß der alte vertraute Diener Swietowidow's an meinem Bette und betrachtete mich aufmerksam. Ich begrüßte ihn mit den Augen, denn sprechen konnte ich nicht, auch legte der Diener den Finger auf den Mund, zum Zeichen, daß mir alles Sprechen verboten sey. Nach einigen Minuten hörte ich ein Geräusch im Vorzimmer; der Diener blickte zur Thür hinaus, und sagte dann zu mir:" Der Doktor!"

Ich kann den Eindruck nicht beschreiben, den der Anblick dieses Mannes auf mich machte; ich betrachtete ihn halb mit Schrecken, halb mit Ehrfurcht und Erstaunen; es war ein hochgewachsener Greis mit einer stolzen Gestalt und aufrechtem Haupte. Sein Gesicht war ungewöhnlich bleich, halb durchsichtig, wie Alabaster, und mit Runzeln bedeckt. Zur Seite seiner langen Römischen Nase glänzten schwarze Augen wie Sterne unter den grauen Braunen hervor; über seine Schläfe hingen dichte, schneeweiße Locken herab. Zwei Reihen gesunder weißer Zähne glänzten wie Perlen. Er betrachtete mich zehn Minuten lang schweigend, dann trat er näher, und fühlte mir fünf Minuten lang den Puls. Endlich legte er mir die Hand aufs Herz, und sagte nach einiger Zeit: "Ich wünsche Glück! Ihr Körper hat der Zerstörung widerstanden. Das Leben bleibt in Ihnen, und Sie werden bald gesund werden." Ich wollte ihm danken, aber er verbot mir zu sprechen, machte noch einige medizinische Anordnungen, und entfernte sich wieder. Ich erfuhr später, daß dieser Arzt sich Vitalis nenne, unter dem Namen des wahnsinnigen Doktors bekannt, und auf eine meinen Umgebungen unbekannte Weise bei meinem Krankenlager erschienen sey, weil mehrere andere Aerzte sich nicht an meine Heilung hätten wagen wollen. Ich besuchte ihn, der für seine Mühe keine Belohnung genommen, mehreremal in seinem Hause, das ich mit physikalischen Instrumenten und chemischen Apparaten angefüllt fand. Viele behaupteten, er sey mehrere hundert Jahre alt, verstehe Gold zu machen und Lebenselixir zu bereiten. Seine Sonderbarkeiten machten ihm zum Gegenstand des Spottes, indeß that er viel Gutes, und nahm nur von einigen Reichen Geld, um auch dieß wieder an Arme auszutheilen.

Nur langsam gewann ich indeß meine Kräfte wieder, und es dauerte geraume Zeit, bis ich meine Arbeit in der Kanzlei von Neuem antreten konnte, und leider gewährte sie mir wenig Freude. Mühselig und einförmig ist das Leben eines armen Beamten, der gewissenhaft seine Pflicht erfüllt. Vom Morgen bis in die späte Nacht war ich mit Arbeit überladen, doch das Wohlwollen meines Vorstands Stambulow, der mich mit seinem Zutrauen beehrte, entschädigte mich. Der Se-

kretär Satanenko, dessen Gehülfe ich war, benahm sich artig und selbst freundschaftlich gegen mich. Indeß quälte mich die Entfernung von Sophie'n und die Ungewißheit über das Schicksal der Fürstinn, von der ich bloß wußte, daß sie ihr Gut Rjäbino bezogen habe, und fortwährend bewohne. Nichts konnte mich aus meinem Trübsinn reißen, und selbst die Verleihung zweier Rangsstufen für Auszeichnung im Dienste machten mir nur wenig Freude. Selbst mein Briefwechsel mit Sophie'n gewährte mir wenig Trost, und vermehrte im Grunde nur meinen Unmuth. Hierzu kam noch ein Dienstgeschäft, das die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich lenkte, mich aus der Schaar der Beamten heraus hob, mir einige Freunde und viele Feinde, wenig Freude und vielen Kummer machte.

Eines Tags ließ mich Stambulow in sein Kabinet rufen, und trug mir die Ausarbeitung eines wichtigen Erbschafts-Prozesses auf, bei dem es sich um einige Millionen handelte. Der eine der Prozeßführenden war ein sehr reicher Mann, der andere beinahe zur Dürftigkeit herabgesunken. Satanenko, der die Akten unter sich hatte, begünstigte auffallend den Letztern, und Stambulow, der seine Leute kannte, war eben deßhalb mißtrauisch und trug mir die Durchsicht der Akten und die endliche Abfassung des Urtheils auf. Als ich im Auftrage Stambulow's die Akten von Satanenko abholte, machte dieser eine so sauersüße Miene, überhäufte mich so sehr mit Schmeicheleien, und suchte so sehr mich zum Mitleiden gegen den armen Kläger zu stimmen, der von dem Reichen übervortheilt werde, daß ich nicht wußte, was ich denken sollte. Je mehr ich indeß mich in die voluminösen Akten des schon seit Jahren andauernden Prozesses einstudirte, desto mehr überzeugte ich mich, daß der reiche Beklagte Recht habe. Als ich Stambulow meine Ansicht mittheilte, sagte dieser lachend: „Ich habe die Ursache aufgefunden, weßhalb Satanenko so sehr für den armen Kläger ist; er hat dem Reichen einen günstigen Spruch anbieten lassen gegen angemessene Belohnung, Dieser aber, auf sein Recht pochend, hat das Anerbieten zurückgewiesen; der arme Kläger dagegen hat dem Satanenko einen Wechsel von 50,000 Rubel ausgestellt, der nach gewonnenem Prozesse zahlbar ist.“ Nach einem Monate kam der Prozeß zum Vortrag, und wurde nach heftigem Streite zum Vortheile des reichen Beklagten entschieden. Nun brach der Sturm über mich los. Satanenko, dem die 50,000 Rubel entgingen, wurde wüthend, und da er mir nicht offen zu Leibe konnte, verläumdete er und seine Freunde mich dermaßen, daß man mit Fingern auf mich wies, und mich fast ins Gesicht beschuldigte, ich hätte das Recht verkauft. Vergebens tröstete mich Stambulow, ich verfiel in einen dumpfen Trübsinn, der vollends bis zum Unerträglichen gesteigert wurde, als Sophie, die mein Unglück erfahren, und mich darum nur desto lieber gewonnen hatte, mir schrieb, sie finde es um ihrer Ruhe willen nöthig, unsern Briefwechsel gänzlich aufzugeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon und der Herzog von Vicenza.

(Fortsetzung.)

Es war im August und September; die Abende brachen sehr früh an; nur mit wenigen seltenen Ausnahmen verbrachten wir sie alle in Gesellschaft des Herzogs von Vicenza. Um 7 Uhr kam er zu uns, und sehr oft verkündigte die große Thurmglocke der Stadt Mitternacht, wo wir noch im eifrigsten Gespräche zusammensaßen. Aber, wie gesagt, der Herzog konnte nicht schlafen, und ich nebst meinem Verwandten wurden nicht müde,

ihm zuzuhören. Mit Blitzesschnelle enteilten die Stunden in diesen Unterhaltungen, voll des lebendigsten Interesses. Unerschöpflich waren meine Fragen, wie seine Gefälligkeit, darauf zu antworten. Der Herzog von Vicenza war Napoleon's vertrauter Freund gewesen. Mit den höchsten diplomatischen Functionen beauftragt, correspondirte er stets direct mit dem Kaiser; keine Mittelsperson stand zwischen ihnen. Vor allen zuerst konnte der Herzog von Napoleon mit tiefster Kenntniß von dessen Character und den geheimsten Schattirungen reden. Seinen Ministern, seinen Lieutenants, kurz Allen, die sich ihm näherten, stand Napoleon als Meister und Herr gegenüber; nur für Caulaincourt war er Napoleon: gut oder böse, mild oder zornig, voll Zuversicht oder besorgt, war er gegen ihn stets aufrichtig. Unter der Welt von Höflingen zeichnete sich der Herzog von Vicenza aber auch auf eigenthümliche Weise aus; er erfreute sich einer Eleganz der Manieren und der Rede, einer natürlichen Würde, die ihn hoch stellte unter seines Gleichen, die Allen imponirte... Das vornehme Wesen, welches man ihm zum Vorwurf gemacht hat, war inhärent mit seinem stolzen, unabhängigen Character. In diesem Manne lebte das Gefühl unbestreitbarer Superiorität, hohen persönlichen Werthes; allein meistentheils milderte seine feine Lebensart, was die ernsten Formen anscheinend Rauhes und Abstoßendes haben mochten.

Einst sagte der Kaiser in Folge einer sehr lebhaften Discussion zu ihm: „Sie sind wie eine Eisenstange... man muß Sie erst ins Feuer bringen, um Sie biegsam zu machen." — „Ja, Sire, bei Ew. Majestät mehr, als bei jedem Andern." — „So, so!" — „In der That, Sire, denn wenn es sich ja einmal ereignet, daß ich Ew. Majestät widerspreche, so muß ich hundert Gründe dafür haben, um mich dazu zu entschließen."

Napoleon schätzte im Allgemeinen das Menschengeschlecht nicht hoch; er hatte unter den Menschen gelebt und achtete sie nicht.. den Herzog von Vicenza aber liebte, ja schätzte er. Dieser Character war ein schönes Urbild, dem selbst Napoleon Bewunderung zollte, und dessen reiche Fähigkeiten er zu seinem Nutzen zu verwenden wußte.

„War denn der Kaiser," fragte ich den Herzog, „in der That so wunderbar organisirt, als er uns andern Leuten im Parterre erschien?" — „Der Kaiser war seiner gigantischen Stellung stets gewachsen. Sein Genie, seine Fähigkeit, seine erstaunlichen intellectuellen Mittel herrschten über die wunderbaren Thatsachen seiner Regierung; und wenn er einst sagte, die Französische Sprache kenne das Wort unmöglich nicht, so geschah dieß aus dem Grunde, weil er es in der That nicht begriff. Er fühlte in sich die Kraft, die abstractesten Räthsel zu lösen, alle Unmöglichkeiten möglich zu machen; spielend schwang er sich in die höchsten Regionen menschlicher Intelligenz. Die Umstände, welche seine politischen Fehler herbeigeführt haben, waren der Art, daß eine Voraussicht nicht denkbar war. Er hatte einen schönen bewunderungswürdigen Plan entworfen, klug und weise an die herrlichsten Resultate gedacht; allein seine ungeheuren Fähigkeiten fanden selten den nöthigen Anklang in den kleinlichen Creaturen; diesem kühnen Schöpfer hätte auch die Macht zu Gebote stehen sollen, die Ausflüsse seines Geistes seiner Familie, seinen Ministern, kurz allen Denen einzuimpfen, deren leitender Stern, deren einziger Mittelpunkt er war."

„Aber," sagte ich, „haben die Ereignisse von 1812 bis 1814 diese Macht der geistigen Mittel nicht verändert?" — „Keinesweges! Die heiße Periode von 1800 bis 1814 hatte die Springfedern dieser wunderbaren Organisation nicht vernichtet, wohl aber erschlafft. Und dem, auf dessen

Schultern die Erde ruhte, konnte es wohl auch gestattet seyn, einmal Ermüdung zu fühlen!"

Napoleon war eine exceptionelle Schöpfung; seine moralische Physiognomie erfordert das ernsteste Studium, das sich mit kleinlichen Ansichten nicht verträgt. Nicht vom Erdenstaub aus darf des Kaisers große, wunderbare Gestalt betrachtet und beurtheilt werden. Die, welche gesagt oder geschrieben haben, der Kaiser sey, als er Smargony verlassen, demoralisirt und krank gewesen an Geist, gründen ihre Meinung nur auf ihre individuellen Eindrücke, auf ihre eigene schwache Natur.. Arme Menschheit! Ich, der ich ihn vierzehn Tage und vierzehn Nächte begleitet, ich habe ein Recht, die Stimme zu erheben, und zu sagen, daß der Kaiser seine ganze Seelenstärke, eine bewunderungswürdige Klarheit des Geistes bewahrte. Man soll mir's glauben, wenn ich behaupte, daß er mir nie so groß erschienen, als gerade mitten in unserem Unglück. Dicht an meiner Seite sitzend, in einem engen Schlitten eingeschlossen, umringt von den drohendsten Gefahren, von Frost, ja oft von Hunger erschöpft, denn nirgends durften wir ja verweilen, hinter sich die schwachen Trümmer einer aller Banden ledigen Armee, ruhte Napoleon nimmer. Dennoch aber täuschte sich der Kaiser nicht; er sondirte die Tiefe des Abgrundes; sein Adlerblick durchflog jeden Raum: „Caulaincourt," sagte er zu mir, „die Umstände sind ernst, sehr ernst. Doch mein Muth wird nicht sinken.. Bleich ist mein Stern.. Aber noch ist nicht Alles verloren; Frankreich ist wesentlich edel und brav; ich werde Nationalgarden organisiren; diese Einrichtung ist eine der größten Eroberungen der Revolution; es ist ein Mittel, dessen ich mich mit Erfolg bedienen werde. In drei Monaten habe ich eine Million bewaffneter Bürger auf den Beinen, und dreimal hunderttausend Mann der schönsten regulären Truppen.." „Ja, Sire, zählen Sie auf Frankreich.." — „Meine Alliirten," unterbrach er mich lebhaft, meinen Arm fast krampfhaft drückend, „sollen in Ziffern meinen Plänen paradiren... aber weder ich, noch Sie, Caulaincourt.." Er runzelte die Stirn, der düstere Blick verrieth eine der furchtbaren Vorhersehungen, die eine Enthüllung der Zukunft sind, und in kurz abgestoßenem Tone fuhr er fort: „Ja diese Leute, Caulaincourt.. diese Leute haben mich nun seit sechs Monaten überall gehindert und gehemmt.. ihre Cooperation ist eine wahre Verspottung." Er ward belebter, seine schnellen Gesten verriethen die Qual seines Innern. Ich versuchte, die grausamen Gedanken zu verscheuchen. — „Nein, nein, Caulaincourt, ich übertreibe nicht.. diese Allianzen existiren nur dem Namen nach... alle Verträge liegen unter Moskaus Asche begraben. Alle diese Leute sind nur da, meine Operationen zu verhindern.. meine Anordnungen werden nicht begriffen, oder schlecht ausgeführt..." Einige Augenblicke schwieg er sinnend, dann fuhr er feurig fort: „Aber noch ist Frankreich furchtbar.. es hat große Hülfsquellen, das Französische Volk ist das geistreichste der Erde.. mein neunundzwanzigstes Bülletin ist kein blinder Schuß.. es ist eine Art hoher, loyaler Politik. Unter gewissen, gegebenen Umständen ist die beste der Finessen der gerade Weg, die Wahrheit.. Französische Intelligenz wird die Lage der Nation begreifen, die ungeheuern Opfer, welche diese Lage erfordert. Ich, der Kaiser, bin nur ein Mensch, aber alle Franzosen wissen, daß sich um diesen Menschen die Zukunft des Landes, der Familien, die Sicherheit des häuslichen Heerdes reihen.. Dummköpfe haben einem großen Gedanken Ludwigs XIV.: „Der Staat bin ich," eine lächerliche Deutung gegeben. Jenes Wort umfaßt eine große Thatsache; es verrieth eine Macht des Willens, ohne welchen ein König nur

eine vergoldete Gelenkpuppe ist.. Der Staat ist eine Vereinigung undisciplinirter, oft auch undisciplinirbarer Menschen, wenn nicht eine eiserne Hand die straffen Zügel hält.. Nur, Herr Russe," sagte er, sich zu mir neigend, „sind Sie nicht meiner Meinung?" — „Ew. Majestät," erwiederte ich lebhaft, „wissen, wie sehr mich dieß Epitheton verletzt.." — „Ah, Basta!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Gasbeleuchtung der Schiffe.

Die Bereitung des Gases macht täglich neue Fortschritte, und die Anwendung dieses Beleuchtungs-Systems erweitert sich mit jedem Tage. Man baut gegenwärtig zu Lamb-Lane einen Gasometer, welcher 162,681 Kubikfuß Gas fassen soll, und auf der Themse rüstet man ein Dampfschiff, das nach dem Systeme des Lieutenants Engledue mit Gas beleuchtet werden soll. Ein Aparat mit zwei Retorten wird auf dem Heerde der Dampfmaschine zwei Stunden vor Nacht angebracht, und liefert hinreichend Gas, um das Verdeck, die Kajüte, die Maschinenkammer und die Zwischendecke zu erhellen. Diese lebhaft gewünschte Verbesserung wird viele Unfälle verhüten.

Aus dem Tagebuche eines Einsamen.

Ein ehrlicher Mann kommt mit seinem Verstande in der Regel aus, bei dem Schelm reicht meist das größeste Maß des Verstandes nicht zu, um auf die Länge die innere Schlechtheit zu bedecken.

Wer gut spricht, säet, wer gut zuhört, erndtet geistige Frucht.

Tessin.

Miscellen.

Von einem Tauben, dessen Geisteskraft nicht die schärfste war, meinte ein Witzling: „Er bat den Himmel um Verstand, dieser aber gab ihm kein Gehör!"

Die in der Ebene von Grenelle angestellte Bohrung eines artesischen Brunnens wird mit Eifer fortgesetzt. Die Sonde hat bereits die Tiefe von 1000 Fuß erreicht, bringt aber immer noch Kreide mit Kieseln herauf, hat also die Formation des darunter liegenden Grünsandes noch nicht erreicht. Dieß ist um so merkwürdiger, als das Kreidelager der Niederseine nur 230 Fuß Mächtigkeit hat, das der Normandie, noch weniger.

Herr Paravey theilte der Akademie der Wissenschaften eine Note über eine besondere Eigenschaft des Schiefers aus dem Urgestein des Maasthales mit, der sich vermittelst eines besondern Hammerschlages nach bestimmten Richtungen spaltet; die dadurch gebildeten Linien nennen die Arbeiter longrain. Die Schiefer von neuer Formation, wie die von Angers, haben diese Eigenschaft nicht; denn wenn man darauf schlägt, zerspringen sie wie Glas in unregelmäßige Splitter. Deßhalb dauern sie nur 30 Jahre, während die Schiefer aus den Ardennen 200 Jahre aushalten, wie man aus den Jahrzahlen sieht, die in den grünen Schiefern auf den Dächern alter Bauten in Belgien eingegraben sind. Diese Eigenschaft, sich der Länge nach in der Richtung der parallelen Fibern zu spalten, deutet, wie Herr Paravey glaubt, auf eine Art Krystallisation dieser alten Schieferarten hin.

Als man vor etwa zehn Jahren bei Burksville in Kentucky nach Salz grub und ungefähr 200 Fuß durch den festen Felsen gebohrt hatte, sprang plötzlich ein Strahl Steinöl empor, der

sich bis zur Höhe von 12 Fuß vom Boden erhob. Mehrere Tage floß die Quelle fort, und gab etwa 300 Litres in der Minute. Da das Bohrloch nicht weit von dem Fluß Cumberland entfernt war, so war dieser bald mit Oel bedeckt. Neugierige, die sich vergewissern wollten, ob es brennbar sey, zündeten es an, und bald bot die Oberfläche des Wassers nur noch einen unermeßlichen Flammenstrom dar, der die Bäume am Ufer ergriff und mit einem heftigen Brand drohte. Dieses Oel ist grün, wird aber an der Luft braun, und ist so flüchtig und durchdringend, daß es aus den Fäßern, die man damit füllen wollte, herausdrang. Der Auswurf dauert nicht immer fort; seit sechs Jahren fanden nur zwei Ausbrüche statt: der Letzte begann am 4ten Julius 1835 und dauerte etwa sechs Wochen.

In einer, der königlichen Gesellschaft von Edinburgh mitgetheilten Note sucht Dr. John Davy die auf den Jonischen Inseln so häufigen Erdbeben zu erklären, die nicht vulkanischer Art zu seyn scheinen. Er schreibt sie dem Einsaugen einer bedeutenden Masse Meerwasser zu, das durch die Mergelschichten ins Innere des Bodens dringe und den Umfang dieser Schichten fortdauernd ausdehne. Ein Umstand, sagt er, scheint diese Hypothese zu bestätigen, daß nämlich diese Erdbeben sich einzig in den niedern Strichen und bei Mergelboden zeigen, niemals aber da, wo feste Felsen die Grundlage bilden.

Maestro Paganini, der sich gegenwärtig zu Herstellung seiner Gesundheit auf seiner Villa in der Nähe von Parma befindet, hat in den Italienischen Zeitungen erklärt, daß alle Kompositionen, die in andern Ländern unter seinem Namen erschienen, unächt sind, und daß er bis jetzt nichts herausgegeben hat, als 24 Capricci's für die Violine, 6 Sonatinas für Violin und Guitarre, und 6 Quartetts für Violin, Guitarre und Violoncell; er beabsichtige aber, alle seine Werke in Bälde herauszugeben.

---

* Rhein-Weser-Eisenbahn.

Es wird in dieser Angelegenheit morgen eine Versammlung der Kaufmannschaft am Schütting Statt finden, und es wäre zu wünschen, daß die dazu Eingeladenen diese Gelegenheit nicht versäumen möchten, sich über diesen, für Bremens Handel so wichtigen Gegenstand zu besprechen.

Gottesdienst.

Sonntag, den 21. August.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfangz. Predigt.
Hr. Candidat Pralle.....	U. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Pastor Capelle.....	— — —	1 „
Hr. Candidat Frerichs....	St. Martini	9 „
Hr. Dr. Krummacher.....	St. Ansgarii	9 „
Hr. Pastor Quehle a. Erfurt	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Pastor Mallet.....	— — —	12 „
Hr. Pastor v. Hanffstengel	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor Iken.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Rembertii	9 „
Hr. Pastor Toel.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Kein Gottesdienst.	Armenkirche	8 „
Hr. Vicarius Driver.....	St. Johannis	6½ „ Messe
	— — —	9 „ Hochamt
	— — —	10 „ Predigt
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8 „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

(Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen und von Proclamation der Stadt Bremen".)

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 67.

Bremen, Sonntag den 21. August 1836.

Gestorben:

Nro. 787. Den 16. August. Diedrich Gardelmann, 12 Jahr; Hülsberg Nro. 23.

— 788. Den 16. — Elise Maria Redderhold, 12 Jahr; Theerhof Nro. 16.

— 789. Den 17. — Des Schenkwirths Harm Klatte Sohn, ¼ Jahr; zum Krimpel am Buntenthorssteinwege.

Nro. 790. Den 18. Aug. Des Arb. Gödje Hinrich Meinken Sohn, 10 Tage; am Schwarzen Meer N. 112.

— 791. Den 18. — Der Arb. Johann Christoph Eselmann, 35 Jahr; hinterm Abdenthorswall Nro. 53.

— 792. Den 18. — Des Schweineschlachters Johann Diedrich Struß Ehefrau, geb. Hormann, 48 Jahr; Neuenstraße Nro. 61.

Geburten:

Nro. 997. Den 15. August. Ein Knabe — kl. Rosenstr. N. 2.

— 998. Den 16. — Des Lohgärders Meinolph Menne Ehefrau, geb. Erling, Stephanithorssteinweg Nro. 11; von einem Knaben.

— 999. Den 16. — Des Zimmergesellen Berend Dahme Ehef., geb. Ordemann, Westerstraße Nr. 70; von einem Knaben.

— 1000. Den 16. — Des Arb. Hinr. Brüggemann Ehefrau, geb. Schmidt, Ertels-Hof Nro. 3; von einem Mädchen.

— 1001. Den 16. — Des Kaufmanns Ernst Wilh. Wille Ehefr., geb. Sergel, am Wall Nro. 19 B; von einem Knaben.

— 1002. Den 17. — Des Buchdruckers Diederich Bitter Ehefr., geb. Schorfmann, Hasenpforte Nr. 3; von einem Knaben.

— 1003. Den 17. — Des Postsekretärs August Phil. Chr. Rieke Ehefrau, geb. Schünemann, am Wall Nro. 33; von einem Knaben.

— 1004. Den 17. — Des Gastwirths Diederich Hespe Ehef., geb. Schörling, auß. Steinthor N. 10; von einem Mädchen.

Nro. 1005. Den 17. August. Des Kaufmanns Johann Friedrich Chr. Klingenberg Ehefrau, geborne Bullerdieck, Langwedelerstraße Nro. 1; von einem Mädchen.

— 1006. Den 17. — Des Kaufmanns Georg Wilhelm Lange Ehef., geb. Droste, Langenstr. N. 130; von einem Knaben.

— 1007. Den 17. — Des Zimmergesellen Wilhelm Döhle Ehefr., geb. Kirditz, Hastedt Nro. 77; von einem Mädchen.

— 1008. Den 17. — Des Cigarrenmachers Carl Anton Dunker Ehef., geb. Ruhe, Beckmanns-Hof Nro. 5; von einem Mädchen.

— 1009. Den 17. — Des Schuhmachers Jacob Henning Ehefrau, geb. Otke, Knoopstraße Nro. 44; von einem Knaben.

— 1010. Den 17. — Des Schuhmachers Joh. Friedrich Bohne Ehefrau, geb. Wehmeyer, Michaeliskirchhof Nro. 13; von einem Mädchen.

— 1011. Den 18. — Des Kaufmanns Christian Heinrich Müller Ehefr., geb. Plump, Knochenhauerstraße Nro. 17; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 325. Der Dr. juris und Obergerichts-Anwald Joh. Herm. Smidt und Gesche Cathar. Wilh. Noltenius, Beide von hier.

— 326. Der Candidat der Theologie Carl Heinr. Julius Niorecht aus Braunschweig und Ida Elisa Wilhelmina Franke hieselbst.

— 327. Der Oekonom Joh. Frieder. Kreppähne hies. und Dorothea Maria Albertine Elten aus Heiligenberg, Amts Bruchhausen.

Nro. 328. Der Maurergesell Joh. Hinrich Mester zu Woltmershausen und Anna Catharina Ramoni aus Verden.

— 329. Der Kleiderseller Joh. Friedr. Eibers und Anna Sophie Dorothea Margar. Homann, Beide von hier.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 68.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 25. August 1836.

Eilende Wolken, Segler der Lüfte,
Wer mit euch zöge, wer mit euch schiffte!
Grüßet mir freundlich mein Jugendland. Schiller.

Jenseits der Berge.

Als ich nach Süden schritt,
Und die Bächlein nach Norden,
Gab ich viel Grüße mit
An die Freunde dorten,
»Grüße sie tausend Mal!«
Rief ich zum Bach im Thal —
Und er nahm Thrän' und Wort
Leicht mit sich fort.

Nun mich die Alpenreih'n
Feindlich geschieden,
Wandeln die Bächelein
Alle nach Süden.
Traulich ist's wohl und schön,
Daß sie so mit mir geh'n;
Aber — wer trägt gen Nord
Grüße mir fort? —

Eduard Silesius.

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Fortsetzung.)

Als ich eines Abends spät in der finstersten Stimmung auf meinem Zimmer saß, und mit Gedanken von Selbstmord umging, öffnete sich mit Einemmale meine Thür, und herein trat eine Frau in Trauer. Nicht wenig verwundert über den Besuch einer unbekannten Dame zu dieser Stunde, starrte ich ihr ins Gesicht, und mir schien es, als hätte ich sie schon einmal gesehen, ich konnte mich jedoch durchaus nicht mehr erinnern, wann und wo. Sie war in mittlern Jahren, und ihr Gesicht trug noch manche Spuren ehemaliger Schönheit. „Sie kennen mich nicht, Weniamin Petrowitsch?“ fragte sie. — „Verzeihen Sie, gnädige Frau, ich kann mich nicht entsinnen.“ —

„Ich bin die wirkliche Staatsräthinn Tumanina; Sie sahen mich, als ich noch bloß die Haushälterinn meines jetzigen Mannes war.“ — „Wie, Sie sind es? Sie reichten mir zuerst Hülfe, Sie erschienen mir zuerst wie ein Engel und versöhnten mich mit der Menschheit. Sie waren meine erste Wohlthäterinn!“ — Ich küßte ihr lebhaft die Hand. Der Ausdruck meiner Dankbarkeit rührte sie, sie drückte meine Hand und sagte: „Ich freue mich sehr, daß ich mich nicht in Ihnen täuschte, und der Verläumdung keinen Glauben schenkte. Ich bin gekommen, um Ihre Hülfe anzusprechen, nicht für mich, sondern für Personen, die Ihnen viel werther sind, und die mein Mann zu Grunde richten will. Er lebt noch, der Heuchler, die Trauer, die ich trage, ist um meinen Stiefsohn, den Gemahl Ihrer Verwandtinn, Sophie Paulowna.“ — „Er ist todt!“ rief ich mich vergessend und unfähig, meine innere Bewegung zu verbergen. „Ja, mein Herr, Sophie ist jetzt frei, aber ich bin noch in Ketten, ich lebe noch in der dumpfen Atmosphäre, die mir unerträglicher ist, als Gefangenschaft. Das Leben mit einem elenden Heuchler ist eine Hölle. Doch zur Sache: mein Mann sinnt auf das Verderben der Fürstinn Olga Alexandrowna; der Bösewicht will ihr ihr Vermögen entreißen, den Fürsten von seiner Frau trennen, und mit seiner Nichte verheirathen. Alles dieß erfuhr ich aus einem Briefe meines Mannes an seinen verstorbenen Sohn, der mir zufälligerweise in die Hände fiel. Er und der Fürst sind gestern nach Moskau gegangen, und wollen von da insgeheim in das Dorf der Fürstinn.

„Mein Mann hat diese mit Spionen umgeben, und erfahren, daß ein Mann sich in ihrem Hause befindet, der sich vor Jedermann, die Fürstinn und eine ihrer Vertrauten ausgenommen, verbirgt. Man glaubt, dieß sey der Liebhaber der Fürstinn, will sich seiner bemächtigen, und dadurch die Fürstinn zwingen, allen ihren Rechten zu entsagen. Reisen Sie schnell, um ihre Wohlthäterinn noch zu warnen und zu schützen. Sie sind jetzt in einer Stellung, wo Sie persönlich wirken können. Auch ich habe der Fürstinn Verpflichtungen. Sie hat mir viel Gutes gethan, als ich noch ihre .... Wäscherinn war. Möge Gott Ihnen beistehen, die Unglückliche zu retten.“

Tumanina verabschiedete sich von mir freundlich, wie von einem alten Bekannten, und ließ mich in lebhafter Bewegung zurück. Einige Augenblicke schwankte ich, endlich aber siegte die Pflicht der Dankbarkeit über den Egoismus, und ich schämte mich meiner Kleinmüthigkeit. Am folgenden Morgen suchte ich bei Stambulow um Urlaub nach, der mir auch ohne Umstände gewährt wurde. Er war eben krank, und nahm so herzlich von mir Abschied, wie von einem Sohne. Er bat mich, bald möglichst zurückzukehren, da er, dem Rathe der Aerzte zufolge, sechs Wochen lang alle Arbeit aussetzen, und sich zur Herstellung seiner Gesundheit aufs Land begeben müsse. Noch an demselben Abende war ich auf dem Wege nach Moskau.

Der Zufall brachte mich mit einem Male auf die Spur des Fürsten, indem mir sein freier Kammerdiener aufstieß. Tumanin hatte den Fürsten bewogen, denselben zu entlassen, da er auf dem Wege bemerkt hatte, daß der Fürst den Kammerdiener vertraulich behandle und auf seinen Rath höre. Dieser Kammerdiener erzählte mir, Tumanin wolle einige Tage in Moskau bleiben, um den Fürsten mit seiner Nichte bekannt zu machen, die er zum Ende aus dem Dorfe herberufen hatte. Ich benutzte die Gelegenheit, um einige Stunden auszuruhen, und wenigstens den Kremlin, dieses alte Kapitol der Russischen Zaare zu sehen. Als ich die alten Thürme, die gezahnten Mauern, die hohen Kirchen sah, welche

Zeugen gewesen von den wechselnden Geschicken des Russischen Volkes, verfiel ich in Träumereien, aus denen mich plötzlich die Nennung meines Namens aufschreckte. Ich glaubte im Augenblicke auf meine Feinde gestoßen zu seyn, allein plötzlich stand Swietowidow vor mir mit offenen Armen.

„Ich weiß Alles,“ sagte er, „und wünsche Dir Glück zu dem Haße einer dummen Menge. In meinen Augen ist dieß die beste Empfehlung. Wärst Du so, wie Dich Deine Feinde schildern, so hättest Du Dir den guten Schein vor der Welt erhalten. Es giebt noch Leute, die Dich verstehen und schätzen. Ich habe Briefe aus Petersburg erhalten. Aber was macht die Fürstinn und Sophie Paulowna? Ich bin gestern erst vom Kaukasus angekommen, und habe noch Niemandem gesehen und gesprochen. Komm zu mir, ich wohne nur drei Schritte von da!“

Ich erzählte von der Fürstinn Alles, was mir Tumanina gesagt, und setzte hinzu, daß ich heute noch abreisen wolle, um dem Fürsten und seinem Mentor zuvorzukommen. Während meiner raschen Erzählung wechselte Swietowidow wiederholt die Farbe, und seine Hand zitterte in der meinigen. Als ich geendet, hielt er an, blickte mir scharf ins Gesicht, und sagte: „Dieß Geheimniß ist für mich wichtiger als für den Fürsten, wir gehen mit einander. In fünf Minuten bin ich fertig. Ich will nur Waffen und meine Brieftasche mitnehmen.“ Er befahl seinem Diener, ihn in Moskau zu erwarten, ging mit mir auf die Post, und nach einer Stunde fuhren wir mit einem schlechten Dreigespann auf der Straße nach Wladimir fort.

Swietowidow war schwermüthig und schweigsam auf der Reise. Auf der letzten Station sagte er zu mir: „Es mag nun seyn, wie es wolle, ich muß sie mit allen von mir abhängenden Mitteln, mit Waffen und Gesetzen, vertheidigen, überzeuge ich mich aber, daß sie einen Andern liebt, dann fahre wohl, Leben! — das ist schlimmer als der Tod, ich kann nicht ohne Schrecken daran denken!“

Wir hielten in dem, eine halbe Werste vom Schlosse entfernten Dorfe, schickten ein Billet an Dunjascha, und ich ging ihr dann entgegen. Sie ging nicht, sie flog auf mich zu, und hing, ohne ein Wort zu sprechen, an meinem Halse. Meine unerwartete Ankunft erschreckte sie sehr, und sie ahnte, daß ich ihr etwas für die Fürstinn Unangenehmes mitzutheilen hätte. Als ich ihr die Ursache meiner Ankunft erzählte, gerieth sie in Schrecken und fing an zu weinen. Meine Bemühungen, sie zu trösten, waren umsonst, und als ich ihr die Anwesenheit Swietowidow's mittheilte, wurde sie nur noch unruhiger.

„Er ist's, Dein Wohlthäter ist's, der sich bei uns verbirgt. Kannst Du glauben, daß die Fürstinn einen Andern verbirgt? aber ihm wäre es unangenehm, wenn er erführe, daß Alexander Sergjewitsch hier ist.“

„Wie kann er aber die Fürstinn in solche Unannehmlichkeiten versetzen?“ entgegnete ich unwillig. „Solche Dinge können auch einen Andern als den Fürsten um den Verstand bringen. Doch wir sind nicht hier, um Erläuterungen und Vorwürfe anzubringen. — Eile zur Fürstinn, bereite sie auf die unangenehme Botschaft vor. Noch ist's Zeit, ihn zu entfernen; wenn er einwilligt, so bringen wir ihn fort.“

„Unmöglich!“ erwiderte Dunjascha; „er ist krank.“

„Krank? Nun ist das Unglück voll! Aber dann muß man ihn wenigstens verbergen, daß Niemand . . . .“

„Er ist wohl verborgen . . . . Aber ich muß zur Fürstinn. Warte Nachrichten von mir ab, ohne Zweifel will sie Dich sehen.“

„Nicht auch Swietowidow?“

„Ich zweifle. Sie müßte dazu Deinen Wohlthäter hintergehen, und dieß thut sie nicht.“ Dunjascha eilte ins Herrschaftshaus zurück, und nach einer halben Stunde erschien der Kammerdiener der Fürstinn mit ihrem Wagen und einer Einladung an uns Beide.

Die Fürstinn hatte sich, wie es schien, auf unsern Empfang vorbereitet, und wollte ruhig scheinen, aber durch ihr Lächeln hindurch war ihr Kummer ersichtlich, und unwillkürlich rollten die Thränen über ihre Wangen herab. „Ich will keine Worte verlieren, um Ihnen meinen Dank zu bezeugen,“ sagte sie, und drückte meine Hand. „Sie haben mir ihre Freundschaft bereits bewiesen, und ich habe nie daran gezweifelt.“ Zu Swietowidow gewandt setzte sie hinzu: „Ich erfülle meine Pflicht, und bin darum ruhig, aber meine Lage ist so, daß ich mich jetzt offen meinem Manne widersetzen muß. . . . Ich kann ihn nicht in meinem Hause schalten lassen, und bitte Sie, meine Freunde, mich zu schützen.“ Ich bemerkte eine große Veränderung im Gesichte der Fürstinn; noch war sie schön wie früher, aber eine ungewöhnliche Blässe und Niedergeschlagenheit zeugten von langen innern Leiden. Wir blieben etwa eine Stunde in trüber Stimmung beisammen, dann entschuldigte sich die Fürstinn mit ihrer Schwäche und entließ uns.

„Nein! sie kann nicht schuldig seyn!“ rief Swietowidow, als wir allein waren. „Sie ist nur unglücklich; ich will ihr Geheimniß nicht wissen, und ich glaube ihrem Blicke. In diesem malt sich ihre reine Seele. Wenn sie Jemanden bei sich verbirgt, so ist es ein Unglücklicher, von der Welt verfolgter und unschuldiger, oder wenigstens reuevoller Mensch. Man müßte ein Bösewicht seyn, um sie einer Unehre zu beschuldigen!“ Da ich nicht mehr wußte, als Swietowidow vermuthete, so schwieg ich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon und der Herzog von Vicenza.

(Fortsetzung.)

„Der Kaiser nämlich,“ fuhr der Herzog fort, „wollte in meinen beständigen Anstrengungen seit dem Jahre 1810, um einen Bruch mit seinem treuesten, sichersten Alliirten zu verhindern, nichts Anders sehen, als eine blinde Vorliebe von meiner Seite für den Kaiser von Rußland. In meiner Korrespondenz, und später in unsern mündlichen Unterhaltungen suchte ich die hohen politischen Gründe und Rücksichten zu entwickeln, welche Rußlands Bündniß zur festesten Stütze von Frankreich machten. Ich verdankte einem edlen Vertrauen Mittheilungen von einer Beschaffenheit, die keine Täuschung über das Gewitter zuließen, welches sich furchtbar drohend um uns zusammenzog. Ich hatte mit eigenen Augen während meiner Mission in Rußland Vorschläge gelesen, welche Alexander fast täglich von den andern Mächten, selbst vom Oesterreichischen Cabinet empfing, mit der Aufforderung, sich in Masse gegen die Herrschaft des unersättlichen Corsen zu erheben.. Ich habe ihm dieß gesagt, ich habe ihm sogar die Beweise davon geliefert. Allein er wollte nichts davon hören, nichts begreifen, und mit den ironischen Worten brach er kurz ab: „Herr Russe, der Kaiser Alexander ist ein Zauberer, der Ihren Kopf verwirrt hat.“

Als er wie der Blitz mit fünfmalhunderttausend Mann in Rußland einfiel, glaubte er, die Mächte zu überrumpeln. Seit vier Jahren conspirirten sie; seit einem Jahre waren sie schlagfertig. Vergebens habe ich ihn gewarnt! Als ich im

Jahre 1811 um meine Zurückrufung bat, geschah es mit der Hoffnung, wo möglich das dem Ausbruch nahe Gewitter noch zu beschwören. In meinem letzten Gespräch mit dem Kaiser von Rußland, sagte dieser wörtlich zu mir: „Sagen Sie dem Kaiser Napoleon, daß ich mich nur, wenne r mich dazu zwingt, von ihm trennen werde; meine Freundschaft zu ihm ist so aufrichtig, daß ich sie dann erst zurückziehe, wenn er sie selbst verschmäht." Und Alexander sprach wahr, denn er hegte für Napoleon eine leidenschaftliche Freundschaft, eine ausschließliche Bewunderung.

Allein von einer fixen Idee beherrscht, wich der Kaiser nicht von seinem Systeme ab. Er glaubte nicht an die Wahrheit der mir gemachten vertraulichen Mittheilungen. Begriff er jene Großherzigkeit nicht? Ich weiß es nicht. Gewiß ist, diese seine Eingenommenheit, war sie nun ächt, oder erheuchelt, hatte traurige Resultate zur Folge!

Noch war Alles auf dem Frankfurter Congreß gut zu machen; nicht vergebens hatte ich mich auf das so wahre, begeisterte Gefühl berufen, das Alexander Napoleon weihte.. Später während der Unterhandlungen von Châtillon, begreife ich nicht, daß ich nicht sinnverwirrt wurde.. Die Zeit der Täuschungen war vorüber.. die Gegenwart drängend, und auf alle meine Briefe erhielt ich nichts, als ausweichende Antworten, und dieß zu einer Zeit, wo man um jeden Preis unterhandeln mußte.. Damals blieb uns noch die Zukunft! Jetzt bleibt uns nur ein Grab! Oh, diese Erinnerungen tödten mich!"

„Ihre Briefe," unterbrach ich ihn, „werden aber ein ewiges Denkmal Ihrer Bemühungen und Ihres Muthes bleiben. Fain's Manuscript von 1814 wird Ihnen die schönsten Seiten in der Geschichte unseres Unglücks weihen." — „Meine Briefe waren nur die bleiche Copie von dem, was ich dem Kaiser in mündlichem Gespräche sagte. Welche merkwürdige Offenbarungen hätte ich zu machen!"

Nachdenkend hielt er inne, und fuhr dann fort: „den Tag vor meiner Abreise von Châtillon war ich ermüdet und im höchsten Grade abgespannt von den ewigen Conferenzen, in denen sich der böse Wille der Mächte nur zu deutlich kund that, in meinem Cabinet. Der Platz war nicht mehr haltbar; Alles in verzweifelter Lage; ich mußte durchaus einmal mündlich mit dem Kaiser conferiren. Befehle zu meiner Abreise waren ertheilt.

Mit heftigem Kopfschmerz, zu jeder Arbeit untauglich, hatte ich mich auf mein Sopha geworfen; den Kopf auf die Hand gestützt, überließ ich mich meinen traurigen Gedanken. Ein Geräusch, wie fallendes Papier, richtete meine Blicke unwillkürlich nach der Seite hin, von wo es herkam, und ich sah, wie von außen unten durch die Thürspalte eine kleine Druckschrift in mein Zimmer gesteckt wurde. — „Wer da!" rief ich. — Ein ziemlich deutliches „still!" hieß mich schweigen. Ich ergriff eiligst das Papier, und hörte, wie man sich entfernte. Rein und glänzend schien der Mond, und von meinem Fenster aus sah ich einen jungen Mann in einen Mantel gehüllt, den Hut tief im Gesicht, schnell über den Hof schreiten. Ehe er jedoch die nach der Straße führende Thür erreicht, richtete er seine Blicke erst noch nach den Sommerläden meines Cabinets, legte den Finger an die Lippen und verschwand. Ich ließ das Rolleau nun wieder herab...

An der hohen Gestalt des Unbekannten, an seinen blonden und gelockten Haaren hatte ich einen der Sekretäre der Russischen Gesandtschaft erkannt. — Alexander lebt nicht mehr... ich werde den vortrefflichen jungen Mann nicht nennen, um ihn nicht zu compromittiren.

Dieß so geheimnißvoll an mich gelangte Papier war ein Pamphlet, welches alle Gesandten

die Nacht zuvor durch einen außerordentlichen Courier erhalten hatten. Es führte den Titel: „Ueber die Nothwendigkeit, Buonaparte zu stürzen, und die Bourbons wieder auf den Thron zu setzen, vom Obristlieutenant des Geniecorps de Brichambault. Nancy, den 1. März."

Dieß, von einem Französischen Offizier herrührende Libell mußte auf die alliirten Souveräne eine große Wirkung äußern, indem es ihre Aufmerksamkeit auf so speciell detaillirte Folgen lenkte. Es lag ein teuflischer Machiavellismus in dem Gedanken, in den Augen der Könige das gigantische Fantom der universellen Republik wieder heraufzubeschwören, es als eine Nothwendigkeit zu schildern, welche Napoleon ins Leben zu bringen nicht verfehlen würde, um bei den Franzosen die Stipulationen eines schmachvollen Friedens in Vergessenheit zu bringen. Man versicherte mir seitdem, es seyen diesem Libell genaue Berechnungen über die gegenwärtige Streitkraft der Armee, ihren moralischen Zustand, ihre Entmuthigung u. s. w. beigefügt gewesen.

Im feindlichen Lager verschanzt, beging der vom Kaiser verbannte, und bei ihm in Ungnade gerathene Verfasser die Infamie, diese rächende Fackel in sein Vaterland zu schleudern!... Die treulose Insinuation, welche so dem Geiste der heiligen Allianz geboten wurde, konnte von unberechenbarem Einflusse auf deren letzte Entschließungen seyn. Die Mittheilung des Pamphlets war daher äußerst wichtig, und der Kaiser mußte auf der Stelle davon in Kenntniß gesetzt werden. Meine Abreise von Chatillon war zwar beschlossen, allein ich beeilte sie noch mehr; dieselbe Nacht vom 20. März reiste ich ab, und kam am 23. nach Saint-Dizier, wo das Hauptquartier war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mozart.

Es ist hier nicht von dem Componisten die Rede, sondern von einem dreimastigen, Amerikanischen Handelsschiffe, das Jenem zu Ehren so genannt ist. Vor Kurzem wollte der Capitain mit voller Ladung von Havre nach Neu-Orleans segeln, aber die Matrosen widersetzten sich dem, sie wollten noch im Hafen bleiben und sich bene thun. Er ließ Dessen ungeachtet durch ein Dampfschiff sein Fahrzeug aus dem Hafen bugsiren, da aber empörte sich die Mannschaft, es kam zu blutigen Auftritten, Capitain und Lieutenants wurden mißhandelt. Endlich mengten sich die Passagiere drein, sonst wäre der Capitain über Bord geworfen worden. Nichts destoweniger bemächtigten sich die Matrosen des Schiffs und steuerten östlich nach dem Hafen zurück, die Offiziere manoeuvrirten in umgekehrter Richtung nach der See hinaus. Sie mußten endlich der rebellischen Equipage nachgeben und in den Hafen zurückkehren. Der niedrige Wasserstand während der Ebbe jedoch hinderte sie einzulaufen und sie blieben auf der Rhede. Die aufrührerischen Seeleute, sechs an der Zahl, wurden in einem Boot' ans Land und durch die Nationalgarde ins Gefängniß gebracht, ohne der bewaffneten Gewalt, welche die Offiziere zu ihrem Schutz herbeigerufen hatten, irgend einen Widerstand zu leisten. Der zweite Lieutenant hatte während des Streites einen Messerstich erhalten, der ihn zum Glücke nicht gefährlich verwundete. Der Mozart blieb auf der Rhede und wartete auf eine neue Equipage, um in See zu stechen. — Glücklich lief's immer noch für den Capitain ab! — Uebrigens hat wohl Mozart keine Ahnung davon gehabt, daß man dereinst ein Schiff nach ihm benennen würde, zumal eins, worauf so wenig Harmonie herrscht.

Entdeckung an „Arthur's Sitz".

Ein Edinburgher Blatt meldet: Vor einiger Zeit spielten mehrere Kinder in der Nähe der Felsen, welche „Arthur's Sitz" umgeben, und bemerkten in einem derselben eine Spalte. An der Oeffnung standen drei Schiefersteine in konischer Form vor, augenscheinlich um die Höhlung gegen Wind und Wetter zu schützen. Nachdem sie diese Steine weggeräumt hatten, entdeckten sie eine kleine Höhle von etwa 12 □Zoll, welche 17 lilliputartige Särge enthielt. In jedem derselben war eine kleine aus Holz geschnitzte menschliche Figur, wovon namentlich die Köpfe vorzüglich gearbeitet waren. Die kleinen Figuren waren vom Kopf bis zu den Füßen in Baumwollenzeuge eingewikkelt, und man hatte augenscheinlich dieselben gerade so wie menschliche Leichen behandelt. Die Särge haben drei bis sechs Zoll Länge und sind aus Einem Stück. Statt der Nägel sind Kupfernadeln gebraucht. Lange Jahre müssen verflossen seyn seit der Beerdigung dieser Statuen, die augenscheinlich zu verschiedenen Epochen hingebracht wurden. Denn das erste Drittel der Särge ist, so wie die Mumien darin, vor Alter zerfallen, die letztern dagegen vollkommen gut erhalten.

Miscellen.

Am 20. Juli ist von Paris die Galeerensclaven-Chaîne nach Brest abgegangen. Sie bestand aus 171 Verurtheilten. Funfzehn sind auf zwölf Jahre nach dem Bagno geschickt, vierzehn auf 15 Jahre, dreiundsechzig auf 20 Jahre, einer 25, einer auf 30, und sechsundsechszig lebenslänglich. Sechs davon waren zum Tode verurtheilt, die königliche Milde hat diese Strafe in obengedachte verwandelt. Unter dieser Anzahl befinden sich 83 Diebe, 11 wegen gewaltsamer Vergehen gegen Frauenzimmer und anderer Attentate, ein Arzt, der einen Kindermord veranlaßt, 2 Documentverfälscher, 3 Falschmünzer, 16 Brandstifter, 28 Mörder und Todtschläger, 27 wegen Mordanschlags. Die Anschmiedung, welche Tags vorher begonnen hatte, wurde erst am 20. Vormittags beendigt. Es blieben noch 31 zu befestigen übrig. Unter den Letztern befand sich der Pfarrer von Saint Marie la Blanche, der berühmte Abbé de la Collonge und François, der Mitschuldige von Lacenaire und Avril; der Letztgenannte, welcher sich auf dem Pranger so frech betragen, war jetzt sehr niedergeschlagen. Da sich das Gerücht verbreitet hatte, daß mehrere dieser Verbrecher in ihren Schuhsohlen Feilen verborgen hielten, so ließ ihnen Allen der Regierungs-Commissair im Augenblicke der Abreise die Schuhe abnehmen und ihnen statt deren hölzerne geben. Um 8 Uhr hielt der Abbé Montés eine ergreifende Rede an die Verurtheilten, und Aribert, der Almosenier des Gefängnisses, vertheilte Geld an jeden dieser Unglücklichen, der nicht selbst soviel besaß, um sich die Beschwerden auf seiner Reise zu erleichtern. Auch erschien der Hr. Champion, dieser edle Menschenfreund, bekannt unter dem Namen des „Mannes im blauen Mantel"; er brachte wie gewöhnlich 180 Pakete Rauch- und Schnupftaback, die er unter die Sträflinge vertheilte.

Kürzlich wurde im Théâtre française ein Lustspiel, „la Critique," gegeben. Ein Orchester-Mitglied schlief während des zweiten Aktes ein, fiel auf die Baßgeige, die Baßgeige stürzte mit ihm zu Boden und riß Pult und Partitur um. Das Publicum brach in lautes Gelächter aus, der Schauspieler Monrose und

Dem. Dupont waren so consternirt, daß sie erst nach einer geraumen Weile fortspielen konnten. Ein Glück, daß das Lustspiel nicht zum ersten Male gegeben wurde; sonst war sein Loos traurig.

Czar Iwan der Schreckliche verlangte einmal von der Stadt Moskau einen Scheffel lebendiger Fliegen, die er als Arznei brauchen wolle. Als die Moskauer entgegneten, sie könnten so viele lebendige Fliegen nicht fangen noch zumessen, wurde ihnen wegen ihres Ungehorsams eine Strafe von 5000 Rubel auferlegt.

„Sie wünschen sich doch gewiß auch, viel Geld zu haben?" fragte ironisch ein reicher Mann einen armen Schriftsteller. „Nein", sagte dieser, „ich wünsche mir nichts, dessen Wirkung auf mich ich nicht kenne, und erschrecke, wenn ich daran denke, ich könnte mich in einen gewöhnlichen Reichen verwandeln."

Es giebt jetzt nur wenige der, nur Unterhaltung suchenden Leser, die nicht bei jedem Buche über Längen klagen; sie amüsiren sich nie geschwind genug, und Geschwindigkeit ist doch nun einmal die Losung der Zeit. Solchen Lesern darf man mit Boccaccio sagen: „Dem, der bloß zum Zeitvertreibe liest, kann eigentlich nichts lang genug seyn; denn je länger, je mehr erfüllt es seinen Zweck.

Das wattirte Zeitalter.

Der Zeitgeist vermeidet das Eckige, Harte,
Nach Sanftem und Weichlichem strebt nur sein Sinn;
Des Wellenschlags Formen, das Schmeichelnde, Zarte
Erforschet der Künstler zu seinem Gewinn.

Durch Watte erscheint uns die Kunst fast natürlich,
Sie ebnet den Rücken, wölbt Waden und Brust,
Und wird nicht die Watte — versteht sich figürlich —
Im Sprechen und Schreiben gehandhabt mit Lust?
Entfalten sich ferner der Weichlichkeit Schätze,
So fordert die Zukunft wattirte Gesetze.

W. Protz.

Korrespondenz-Nachricht.

Hamburg.

Unter den Sehenswürdigkeiten in unserm Hamburg gehört unstreitig das im Winter-Saale des Elb-Pavillons, welchen der Besitzer desselben, Herr Vögemann, durch von oben einfallendes Licht eigends dazu hat einrichten lassen, aufgestellte neue Börsen-Modell. Die Großartigkeit des von dem Herrn Architecten O. J. Schmidt aus Copenhagen, in der Construction bis zu den kleinsten Theilen zur Nutzbarkeit berechneten Plans, wird in den daneben gegebenen vorzüglich gearbeiteten Baurissen verdeutlicht. Die gefällige Bereitwilligkeit, mit welcher dasselbe gezeigt, und nach verjüngtem Maßstabe erklärt wird, verdient Dank, zumal die Ansicht nicht gegen bestimmtes Eintrittsgeld, sondern nur gegen eine beliebige Gabe zum Besten einer hiesigen öffentlichen Wohlthätigkeits-Anstalt gewährt ist. Das Modell ist in Hinsicht der Ausführung ein wahres Kunstwerk, welches den Beschauer nicht nur augenblicks angenehm überrascht, sondern einen angenehmen bleibenden Eindruck hinterläßt, und gern noch einmal gesehen wird. Von Seiten achtbarer hiesiger Kenner und von Auswärtigen findet dieses Meisterwerk die verdiente gerechte Anerkennung, und der Hamburger, wenn er davor steht, kann nur wünschen, daß die so vielseitig besprochene Idee, eine diesem großen wichtigen Handelsplatze Deutschlands würdige neue Börse welche immer mehr Bedürfniß wird, zu bauen sich recht bald verwirkliche.

Auflösung des Räthsels in Nr. 66:

Die Mode.

(Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen der Stadt Bremen".)

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 68.

Bremen, Donnerstag den 25. August 1836.

Gestorben:

Nro. 793. Den 18. August. Die Lumpensammlerinn Lena Schnakenberg, 47 Jahr; Jacobistr. Nro. 20.

— 794. Den 19. — Des Zimmergesellen Friedrich Gentauer Sohn, 2 Jahr 4 Monat; Fedelhören Nro. 2 B.

— 795. Den 19. — Friederike Cathar. Mahlstedt, 14 Tage; Neuengang Nro. 1.

— 796. Den 19. — Des Zimmergesellen Heinr. Wentzel Tochter, 8½ Jahr; Rembertistraße Nro. 25.

— 797. Den 20. — Der Kimmkermeister Heinrich Moritz Borchers, 32 Jahr; Geeren Nro. 16.

— 798. Den 20. — Des Arb. Herm. Tiemann Tochter, 4½ Jahr; Hastedt Nro. 12.

Nro. 799. Den 21. August. Des Strumpfwebers Wilh. Fohr Ehefr., geb. Becker, 42 Jahr; kl. Sortillenstraße Nro. 16.

— 800. Den 22. — Die Näherin Metta Mahlstedt, 25 Jahr; Neuengang Nro. 1.

— 801. Den 22. — Des Malers Herm. Detlev Louis Kleinschmidt Sohn (todtgeb.); Hohenthorsstr. Nro. 57.

— 802. Den 22. — Des verst. Bierbrauers Johann Diedr. Hüpohl Wittwe, geb. Wolff, 49 Jahr; Wachtstraße Nro. 14.

Geburten:

Nro. 1012. Den 14. August. Des Kahnschiffers Joh. Conrad Grotheer Ehef., geb. Spilmer, gr. Payeken-Gang Nro. 5; von einem Knaben.

— 1013. Den 17. — Des Seidenhutmachers Johann David Schwaan Ehef., geb. Murcken, kleine Krummenstraße Nro. 11; v. e. Mädchen.

— 1014. Den 17. — Des Tabacksarbeiters Hinr. Müller Ehef., geb. Jack, gr. Fuhrleutestr. N. 42; von einem Mädchen.

— 1015. Den 18. — Des Cigarrenfabrikanten Gerh. Friedr. Wilh. Poser Ehef., geb. Jöntzen, Langenstr. Nro. 106; von einem Knaben.

— 1016. Den 18. — Des Schuhmachers Johann Kohte Ehefr., geb. Hovers, Jockels-Hof Nro. 2; von einem Mädchen.

— 1017. Den 18. — Des Lohgärbergesellen Joh. Ludwig Gutermann Ehefr., geb. Breitenbach, gr. St. Johannisstraße Nro. 228; v. e. Knaben.

— 1018. Den 19. — Des Korbmachers Joh. Heinr. Lübking Ehefr., geb. Schopmann, Faulenstraße Nro. 74; von einem Knaben.

— 1019. Den 19. — Des Schuhmachers Joh. Friedrich Nicol. August Bente Ehefr., geb. Treibers, Heerdenthorswallstr. Nr. 65; v. e. Knaben.

— 1020. Den 19. — Des Schullehrers Diedr. Graue Ehefrau, geb. Brockmann, Neuenstraße Nr. 40; von einem Knaben.

— 1021. Den 19. — Des Küpers Joh. Friedr. Schmidt Ehefr., geb. Wessels, Reeperbahn Nro. 10; von einem Knaben.

— 1022. Den 19. — Des Kaufmanns Carl Bartholomäus Ulrichs Ehefr., geb. Achelis, Sögestr. Nr. 25; von einem Mädchen.

— 1023. Den 19. — Des Arb. Diedrich Heinrich Venne Ehefr., geb. Wiebesing, Osterthorswallstraße Nro. 105; von einem Knaben.

Nro. 1024. Den 19. August. Des Doctors der Philosophie und ordentlicher Lehrer an der Handelsschule Johann Wilhelm Schaefer Ehefrau, geborne Brandes, Osterstraße Nro. 50; von einem Knaben.

— 1025. Den 20. — Des Kaufmanns Georg August Bastian Ehefrau, geborne Busing, Heerdenthorssteinweg Nro. 23 B; von einem Knaben.

— 1026. Den 20. — Des Kaufmanns Joh. Christ. Stüve Ehefr., geb. Beckhusen, Grünenstr. Nr. 85; von einem Knaben.

— 1027. Den 20. — Des Weinarbeiters Joh. Heinr. Kistner Ehefrau, geb. Deß, Ellhornstr. Nro. 4; von einem Knaben.

— 1028. Den 20. — Des Lohndieners Joh. Heinr. Garlichs Ehefr., geb. Sievers, hint. Paulsberg Nro. 66; von einem Knaben.

— 1029. Den 20. — Des Schenkwirths Johann Mathias Jörres Ehefr., geb. Geils, Schlachte Nr. 9; von einem Mädchen.

— 1030. Den 21. — Des Kaufmanns Herm. August von Cölln Ehefr., geb. Drewes, Westerstr. N. 101; von einem Mädchen.

— 1031. Den 21. — Des Landmanns Georg Heinr. Vägels Ehef., geb. Poppe, alt. Steinweg N. 96; von einem Knaben.

— 1032. Den 21. — Des Mascopsträgers Johann Georg Niemann Ehefr., geb. Meyer, hint. Addenthorswall Nro. 15; von einem Mädchen.

— 1033. Den 21. — Des Arb. Diederich Geerken Ehefrau, geb. Rasmus, kl. Krummenstr. N. 27; von einem Knaben.

— 1034. Den 22. — Des Malers Herm. Detlev Louis Kleinschmidt Ehefrau, geborne Bramer, Hohenthorsstraße Nro. 57; von einem todten Knaben.

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Eilundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 69.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 28. August 1836.

Wohl dringt das Lied in uns're Brust und webet
Ein hehr Gebild' von Frohsinn und von Leid;
Es gleicht dem Duft, der sich vom See erhebet
Und milder färbt des Tages helles Kleid. Daeves, nach Ossian.

Dumpfheit.

Blickst noch, wie sonst, so mild auf mich hernieder,
Du klares, blaues Gottesaug'; vergieb!
Mein Aug' strahlt nicht mehr deine Milde wieder,
Denn ach! der Blick ward, wie die Seele, trüb.
Hoch in den Wipfeln noch das alte Rauschen,
Des grünen Doms erhab'ner Chorgesang;
Doch andachtsvoll dem heil'gen Klang zu lauschen
Und ihn zu fassen, weh! vergaß ich lang'.
Leis' murmelnd kündet immer noch die Quelle,
Was von der Gottheit Wundern sie geschaut
Tief unten in geheimnißvoller Zelle;
Mir ist's ein fremder, unverstand'ner Laut.
Die Blumen flüstern mir nach alter Weise:
»O, sing' ein Lied! wie lang' warst du nicht hier!
Wir lächeln, stimmt der Frohsinn deine Weise,
Ist's bange Wehmuth — nun so weinen wir.«
Ihr Freundlichen! nicht weiß ich's mehr zu sagen,
Was tief im Innern meine Seele hegt;
Doch einst im Frühling mögt ihr Wurzel schlagen
In meinem Herzen, wenn es nicht mehr schlägt.
Dann forschet still, was es mit heißem Sehnen
Umschlossen hat, sich selber kaum bewußt,
Und euer Blick verkünd' in milden Thränen
Mein Leid, mit holdem Lächeln meine Lust.

Friedrich von Sallet.

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Fortsetzung.)

Nach einiger Zeit wurden wir zum Thee gerufen. Die Fürstinn bemühte sich, die artige Wirthinn zu machen, konnte jedoch ihren Kummer nicht bezwingen, der sich auch uns mittheilte und unsere Lage peinlich machte. Als wir eine

Tasse Thee getrunken hatten, waren wir schon im Begriffe, unter dem Vorwande der Müdigkeit uns zu entfernen, als man plötzlich ein Geräusch von Equipagen vom Hofe her vernahm. An der Treppe hielt eine Kalesche und hinter ihr zwei Wagen. Aus der Kalesche stiegen der Fürst und Tumanin. In den beiden Wagen befanden sich acht Personen, alle mit Säbeln, Pistolen und Flinten bewaffnet. Auf einen Befehl des Fürsten stellten sich drei an der Treppe auf, und die fünf Uebrigen eilten nach der Hinterthür des Hauses. Anfangs erröthete die Fürstinn, dann erbleichte sie und stützte sich auf die Schultern Swietowidow's. Jeden Augenblick fürchteten wir, sie werde in Ohnmacht sinken, aber sie raffte sich wieder zusammen, kehrte zum Theetische zurück, setzte sich auf das Sopha und bat uns, unsere Sitze wieder einzunehmen. So traf uns der Fürst, als er ins Zimmer trat; wir standen auf, die Fürstinn rührte sich jedoch nicht vom Platze.

„Ich erwartete nicht, Dich hier zu finden," sagte der Fürst zu Swietowidow.

„Ich aber erwartete Dich hier," entgegnete Swietowidow mit verstellter Kaltblütigkeit.

„Du spaßest."

„Ich bin gar nicht gesonnen, mit Dir zu spaßen," sagte Swietowidow; „Herr Tschuchin wird Dir dasselbe sagen, daß wir ausdrücklich hierher gekommen sind, weil wir erfuhren, daß Dich Dein böser Geist hierher führen werde!" Swietowidow wies auf Tumanin, der in diesem Augenblicke unter die Thür trat und die Fürstinn mit einer tiefen Verbeugung begrüßte.

„Und Du, warum bist Du hier, mein entlassener Herr Lehrer?" fragte der Fürst mich in grobem Tone.

In meinem Leben hatte ich nur Einmal mit ihm gesprochen, als ich in seinem Hause als Lehrer angestellt wurde. Diese zweite Unterredung, die in einem solchen Tone anfing, machte mich anfangs betreten, bald aber faßte ich mich, und im Gefühle meines erworbenen Rangs, und wohl erkennend, daß von meinem ersten Auftreten vielleicht der Ausgang der ganzen Sache abhange, entgegnete ich stolz: „Ich bin nicht zu Ihnen gekommen, Fürst, und habe nicht nöthig, Ihnen von meinem Benehmen Rechenschaft zu geben, weil ich nicht mehr der Lehrer Ihrer Kinder, sondern der Sekretär des geheimen Raths Stambulow bin!"

„Dann würden Sie besser thun, in Ihrer Kanzlei zu sitzen, und sich nicht in fremde Angelegenheiten zu mischen . . . Gnädige Frau," fuhr er zur Fürstinn gewandt fort, „da ich die gesetzlichen Rechte über meine Gattinn noch nicht verloren habe, so bitte ich sie ergebenst, mir zu einer Unterredung in ein anderes Zimmer zu folgen. Fremde Personen dürfen nicht Zeuge häuslicher Angelegenheiten seyn."

„Entschuldigen Sie, Fürst," antwortete die Fürstinn kaltblütig, „Sie haben alle Rechte über mich verloren, da Sie mir meine Kinder nahmen, und einen schimpflichen Verdacht auf mich warfen. Hätten Sie ein Herz, so wüßten Sie, was es heißt, einer Mutter ihre Kinder zu entreißen! . . . Und Sie wagen noch, von Ihren Rechten zu sprechen? Ich, mein Herr, bin hier zu Hause, und wenn Sie nicht als Gast bei mir seyn wollen, so bitte ich Sie, mich in Ruhe zu lassen. Wir haben Nichts mehr mit einander gemein, als meine Kinder, und diese haben Sie mir entrissen." Hier stieg der Fürstinn die Röthe ins Gesicht, denn bei dem Gedanken an ihre Kinder konnte sie ihre sonstige Ruhe nicht behaupten.

„Entschuldigen Sie, Fürstinn," erwiderte er höhnisch, aber wir haben noch Etwas mit einander gemein, nämlich meine Ehre und meine Familie. So lange Sie sich die Fürstinn Olger-

dowa nennen, können Sie nicht thun, was Ihnen beliebt, sondern Sie müssen sich auf eine Art benehmen, daß ich in der Welt keine Vorwürfe über meine Schwäche hören muß.«

»Sie wagen es, so von mir zu sprechen!« sagte die Fürstinn aufstehend, und mit Thränen in den Augen. Ihre Brust hob sich heftig. Swietowidow trat zum Fürsten, faßte ihn kräftig bei der Hand, und sagte halblaut: »Höre, Fürst, trotz diesem Heuchler da und Deinen Haufen von Bengeln, spalte ich Dir den Kopf, wenn Du fortfährst, diesen Engel zu beleidigen!«

»Mit welchem Rechte, mein Herr, mischen Sie sich ein?« rief der Fürst, drei Schritte von Swietowidow zurück springend. »Wir wollen nachher mit einander unsere Sache abmachen, jetzt aber bitte ich, sich nicht in meine Sachen zu mengen!«

»Ich menge mich in die Sache der Fürstinn, nicht in die Ihrigen,« sagte Swietowidow kaltblütig, »es ist die Pflicht eines rechtlichen Mannes, sich einer bedrängten Frau anzunehmen!«

»Unglaubliche Keckheit!« rief der Fürst mit über der Brust gefalteten Händen, und starrte Swietowidow an.

»Erstaunliche Dummheit und unmäßige Niederträchtigkeit!« versetzte Swietowidow, und blickte lachend auf den Fürsten.

»Alexander Sergjewitsch, ich bitte, mäßigen Sie sich!« sagte die Fürstinn.

»Ich danke Ihnen für die Protektion, gnädige Frau,« erwiderte der Fürst höhnisch, und fuhr dann zu mir gewandt fort: »Nun ist die Reihe, gegen mich grob zu seyn, an Dir!«

»Fürst, wäge Deine Worte!« rief Swietowidow aufbrausend; »erinnere Dich, daß ich sie Dir vollwichtig zurückgebe!«

»Euer Exellenz!« sagte der Fürst in feierlichem Tone zu Tumanin, »wäre es nicht besser, zum Kreishauptmann zu schicken. Sie haben ja den Befehl zur Leistung gesetzlicher Hülfe in der Tasche! . . .«

»Wie es Euer Durchlaucht gefällt!«

Plötzlich hörte man außerhalb der Thür ein furchtbares Geschrei; »Gefunden, Gefunden! Euer Durchlaucht! Euer Exellenz! Kommen Sie hierher! Hier! Hier!« Die Fürstinn sank auf dem Sopha in Ohnmacht, Dunjascha eilte ihr zu Hülfe, Swietowidow lief in ihr Schlafzimmer, um ihre Frauen und etwas Geistiges zu holen, der Fürst und Tumanin gingen dem Geschrei nach, und ich folgte ihnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon und der Herzog von Vicenza.

(Fortsetzung.)

Der Kaiser dictirte gerade, als ich in sein Cabinet trat, Befehle; drei Sekretäre waren beschäftigt. — „Ah, sieh da!“ sagte er, seine feurigen Blicke auf mich richtend. „Entfernen sie sich, meine Herren; was Neues, Caulaincourt?“

Er wußte wohl, daß die Abbrechung der Conferenzen bevorstand, allein so bald hatte er mich nicht erwartet. Ich kannte den Kaiser, und wußte, daß ich den nöthigen Effect nicht durch vorhergehende Redensarten schwächen durfte. Deßhalb überreichte ich ihm ohne Weiteres das Pamphlet. Aufmerksam forschte ich in seiner Physiognomie, während er las. Seine Züge wurden sehr ernst; die Lippen zogen sich mit einem Ausdruck zusammen, wie dieß gewöhnlich zu seyn pflegte, wenn eine lebhafte Bewegung sich seiner bemächtigte. Er las die Schrift bis zur letzten Zeile, einige Seiten sogar, die er mit einem Nagelstrich bezeichnet hatte, zweimal, und sie dann auf das Büreau werfend, neben welchem er saß, stand er auf, und ging mit großen Schritten im

Zimmer auf und ab. Endlich blieb er vor mir stehen; seine Augen flammten. „Das ist ja ein Werk der Hölle.. der teuflische Gedanke, den Namen der Republik wieder in Anregung zu bringen, kann von unberechenbarer Bedeutung seyn.. Es ist dieß sicher für die Alliirten ein mächtiger Grund, mit Frankreich weder einen Waffenstillstand, noch Frieden zu schließen. Der freche Mensch hat da einen Hebel in Bewegung gesetzt, der mit all seinem Gewicht wieder auf das Land zurückfallen wird.. Die Republik.. die Republik konnte man als letztes Mittel versuchen, fügte er ruhiger hinzu, aber unter gegenwärtigen Verhältnissen ist diese Enthüllung ein Unglück.. ein Verbrechen! . Dieser Mensch, Caulincourt, ist ein Elender.. man sollte ihn mit glühenden Zangen zwicken.. Dieß Libell findet sicherlich Anklang.. welche Wirkung hat es schon gehabt? Wie kam es zu Ihnen?" — „Sire, ich erhielt es von der einzigen Seite, wo sich noch Sympathie und Loyalität für Ew. Majestät vorfindet;" und ich erzählte ihm nun die Erscheinung des Sekretärs der Russischen Gesandschaft. — „Bah!!! wissen Sie das gewiß?.. ganz gewiß, Caulaincourt?" und ohne meine Antwort zu erwarten, fuhr er fort: „Ich weiß es wohl, er ist nicht ohne Edelmuth,.. es ist ein schöner Character, aber begriffen hat er mich nicht.. Er mußte Alles opfern, Alles, um die Continentalsperre aufrecht zu erhalten... Vor zehn Jahren waren wir Herren von England und der Englischen Besitzungen... Der Kaiser Alexander, Caulaincourt, versteht nicht, in die Zukunft zu blicken."

— „Aber Sire," entgegnete ich, von einem Billigkeitsgefühle gegen eine ungerechte Beschuldigung hingerissen, „der Kaiser Alexander wußte alle Folgen einer loyal in Ausführung gebrachten Continentalsperre sehr wohl zu würdigen. Dieß System, welches Rußland momentan zu Grunde richtete, war nur in dem Falle erträglich, wenn Frankreich durch gewissenhafte Beobachtung desselben zu der kürzeren Dauer der Sperre beitrug. Statt dessen lieferten wir, unsern eingegangenen Verbindlichkeiten zum Trotz, Freischeine aus..." — „Ah, da sind wir ja wieder bei der alten Marotte; Freischeine, was Freischeine.. lassen wir das!" Dann vor einem Tische stehen bleibend, auf welchem eine Karte von Frankreich ausgebreitet lag, fuhr er fort: — „Kommen Sie näher, Caulaincourt;" und mit wenigen Worten beschrieb er mir mit Hülfe einiger Stecknadeln einen bewundernswürdigen Plan der respectiven Stellung beider Parteien, der occupirten Orte, der Streitkräfte und Bewegungen beider Armeen. „Ich habe die ganze Nacht mit Dalbe gearbeitet;... alle meine Mittel habe ich combinirt.. noch habe ich ungeheure Hülfsquellen.. meine Truppen sind bewunderungswürdig. Oh, die Franzosen!.. eine tapfere Nation.. eine demüthigende Bedingung nehme ich nicht an, ich lasse mir nicht den Fuß auf die Kehle setzen.. Dahin ist es mit uns noch nicht gekommen. Das ist Alles, was man thun könnte, um meinem Sohne die Krone zu erhalten, wenn eine Kanonenkugel meinem Leben ein Ende macht.. Welche Wirkung hat das erbärmliche Pamphlet dort unten gehabt?". — „Die Wirkung ist mir jetzt klar durch die neuen Verwickelungen, die von unserer Seite die Abbrechung der Conferenzen herbeigeführt haben." — „Nun denn?" Und mit großen Schritten fing er die Promenade wieder an. „Setzen Sie sich, Caulaincourt.. ich habe nicht Ruhe genug dazu.. Also sie wollen mir wirklich noch härtere Bedingungen aufdringen? Aber auch mir," fuhr er heftiger fort, „geziemt es nicht, mit Gefangenen zu unterhandeln.. ja mit Gefangenen.. Hören Sie, Caulaincourt!"

Von unserer bedenklichen Lage tief durchdrun-

gen; in Verzweiflung über des Kaisers unglaubliche Verblendung schilderte ich ihm mit feurigen Worten Frankreichs beklagenswerthen Zustand, die Erschöpfung des von allen Seiten bedrängten Landes, die moralische Verstimmung aller Staatskörper, die offenbare Entmuthigung der Anführer der Armee. — „Haben Sie nur deßhalb, um die Armee zu verläumden, Ihre Freunde dort verlassen?" — Und mit untergeschlagenen Armen, zurückgeworfenem Haupte und furchtbarem Blicke trat er vor mich hin. Tief empört erhob ich mich, griff nach meinem Hute, kehrte noch einmal zu ihm zurück, aber dann alle meine Vernunft zu Hülfe rufend, ging ich schnellen Schrittes der Thür zu. Er hielt mich am Rockschooß zurück. — „Wohin gehen Sie?.. wir sind Beide Narren.. es ist 4 Uhr Morgens.. ich bin ermüdet.. Sie auch, mein armer Caulaincourt.." und mir die Hand mit unbeschreiblicher Liebenswürdigkeit reichend, fuhr er fort: „Ich will ein Paar Stunden schlafen.. thun Sie das auch, und frühstücken Sie dann mit mir." — „Unmöglich, Sire, ich bitte Ew. Majestät, mir meine Verabschiedung zu bewilligen.." — „Nein, Caulaincourt, nein.. Sie können, dürfen mich nicht verlassen.. ich bedarf Ihrer, ein Freund.." Dann fügte er, seine Hand kräftig auf meinen Arm legend, hinzu: „Es gehört ein Kopf von Eisen dazu, daß er in solchem Kampfe nicht zertrümmert werde.. einer gegen zehn.. und in solch einem Augenblicke wollen Sie mich verlassen, Caulaincourt!!"

Am andern Morgen hatte der Kaiser wieder anscheinend seine ganze Seelenruhe, und ich eröffnete unter seinem Dictat directe Unterhandlungen mit dem Fürsten Metternich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Denkmal der 14, vor Braunschweig erschossenen Schill'schen Krieger.

Hr. C. Fr. von Bechelde in Braunschweig hat der Redaction des „Gesellschafters" den Aufruf zu Errichtung eines solchen Denkmals eingeschickt, mit dem Wunsche, darüber zu berichten.

Es soll, da die Hälfte der Kosten schon beisammen und die andre Hälfte von Deutscher Theilnahme zu erwarten ist, am 25. September d. J. eingeweiht werden, an dem Tage, da vor 23 Jahren der Obrist von Marwitz mit seinen tapfern Landwehrmännern einzog in Braunschweig, und so der fremden Herrschaft ein Ende machte. Der „Gesellschafter" berichtet nun wie folgt:

„Wir entnehmen dem Aufruf die folgende Erzählung von dem Tode der vierzehn Männer. Sie waren am 17. Juni 1809 mit den übrigen, in Stralsund nach der tapfersten Gegenwehr gefangenen Anhängern Schill's in Braunschweig angekommen und wurden, als „Westphälische Unterthanen", hier vor ein Kriegsgericht gestellt, das sie zum Tode verurtheilte; nur Einer der Richter, Major Stutzer, hatte den Muth, seine Zustimmung zu verweigern.

„Ohnfern St. Leonhard, einem dicht vor Braunschweig gelegenen Kammergute, sollte der Richtplatz, der Friedhof der unglücklichen Opfer seyn, denen keine mitleidige Hand ein Grab bereiten durfte. Am Morgen des 18., 20. und 22. Juli des Jahres 1809 führte man in drei Abtheilungen dorthin die Krieger, um das ausgesprochene Urtheil an ihnen vollziehen zu lassen. Der Zug begab sich von den Gefängnissen ab aus dem Augustthore; ihn eröffneten Gensd'armen und Präfektur-Gardisten, diesen folgte eine Compagnie Veteranen und eine Anzahl Sergeanten und Korporale vom Depot des ersten Westphälischen Linien-Infanterie-Regiments, die man zu des

Ausspruchs Vollstreckung bestimmt hatte; in ihrer Mitte die zum Tode Verdammten, umgeben von einem dichten Gedränge trauernder Einwohner der Stadt, denn Jeder der Begleitenden wollte noch einmal den Scheidenden die Hand zum Abschiede reichen. — Vertrauen auf Gott, Hingebung in seinen Willen, Ruhe und Gefaßtheit sprachen sich in dem Antlitze und Benehmen der Krieger aus; Einige von ihnen rauchten in kalter Todesverachtung bis zu der Stätte, unter diesen der Wachtmeister Bandau, ein Mann von stattlichem Ansehen, mit dem Dollman des 2ten Brandenburger Husaren-Regiments, zu welchem er gehörte, noch angethan, der, wie glaubwürdige Ohrenzeugen versichern, oftmals auf dem Wege zu seinen Kameraden die Worte gesprochen: „Wir fochten als brave Soldaten, und gleich ist es, ob wir in der Schlacht, oder hier fallen; ehrenvoll sterben wir immer!" — So langte der Zug bald auf dem Platze an. Nach den ihnen angewiesenen Erdhügeln gingen festen Schrittes die Verurtheilten, vor welchen sie in einer Reihe neben einander sich stellten, während die Schützen — man hatte auf jeden der Verurtheilten sechs derselben bestimmt, von denen zwei auf den Kopf und vier auf die Brust eines Jeden zielen sollten — in zwei Gliedern sich von ihnen, kaum zehn Schritte weit, postirten. Nur Wenige verstanden sich zum Knien und Verbinden der Augen; kalt sahen die Meisten dem Tode stehend entgegen. Nur noch ein Paar Sekunden und sie hatten vollendet; des Friedhofs heilige Stille ruhte auf der versammelten Menge, da schlugen auf ein gegebenes Zeichen die Soldaten an, und der Dampf des Pulvers umhüllt, ein graues Leichentuch, die zu Boden Stürzenden. Aber Allen waren bei der ersten und zweiten Vollstreckung die Kugeln nicht augenblicklich todtbringend gewesen. Getroffen zwar von dem Blei, lag zuckend in seinem Blute der Wachtmeister Bandau, zwei seiner Gefährten erduldeten gleiche Qualen, und Einer von ihnen — es soll der Jüngste der Gerichteten, der Sohn eines Geistlichen, gewesen seyn — konnte vom jungen Leben am schwersten sich trennen. Mit zerschmetterten Beinen, schrecklich verstümmelt, versuchte er mit den Händen sich empor zu richten, als zum zweiten Male geschossen wurde, und nun endlich die Gemarterten ihre Seele aushauchten. Erzählt wird, daß dabei die Musketen dicht auf die Häupter Jener gehalten worden, und das Gehirn umhergespritzt sey. — Kein Grab war für die Gefallenen bereitet, ihre entseelten Körper wurden in die nahen Sandkuhlen geworfen und mit Erde bedeckt. Dahin wanderten in jenen Tagen zahlreich Braunschweigs Einwohner; Treugesinnte schmückten jeden Morgen die Erdhügel mit frischen Blumen und passenden Inschriften, und manche Thräne, in stiller Wehmuth vergossen, benetzte die blutbefleckte Erde. So barg jener Platz sechsundzwanzig Jahre die irdischen Ueberreste der Gemordeten. Obschon ihr Andenken nicht erloschen war, so wußte im Verlauf der Zeit die neue Generation deren Ruhestätte nicht mehr zu erkennen. Daher geschah es denn, daß durch das allmälige Wegholen des Sandes zu Bauten und bei der Ebenung jenes Raumes im vorigen Jahre ein Theil ihrer Gebeine entblößt wurde. Laut erhoben sich Stimmen hierüber, die den Wunsch aussprachen, daß man die an den beiden andern Begräbnißstellen befindlichen Ueberreste aufsuchen und sie sämmtlich, wie es Christenpflicht erheische, begraben möge. Ein ehrenwerther Bürger, der Lederfabrikant Wehl, früher Landstand und Stadtdeputirter (jetzt in Celle), der Pastor Witting zu St. Magni und der Domainenpächter Oppermann zu St. Leonhard nahmen sich der Sache angelegentlichst an. Unter der Aufsicht der beiden Letztern wurden die übrigen Gebeine

der Krieger, nachdem die zuerst Gefundenen an einer auf das genaueste bezeichneten Stelle des Kirchhofs von St. Leonhard auf Verfügung der Polizei vorläufig beigesetzt waren, ausgegraben und sorgfältig gesammelt. Treue Hände verwahren sie jetzt. — Und so wagte denn der Unterzeichnete, den Aufruf ergehen zu lassen, durch milde Beiträge dahin wirken zu wollen, daß den staubgewordenen Ueberresten jener für die Freiheit Deutschlands gefallenen Opfer zwei Särge zu Theil werden, und daß zu ihrem Gedächtniß auf der Stelle, auf welcher sie qualvoll ihr Leben aushauchten, und wo sie dereinst ruhen sollen, ein würdiges Denkmal, das Wahrzeichen einer eisernen Zeit für das kommende Geschlecht, sich erhebe. Einfach soll dasselbe ausgeführt, und ist es vollendet, die Beisetzung der Gebeine der Gefallenen und die Enthüllung desselben mit einer militärischen Feier begangen werden. — Die nähere Beschreibung des zu setzenden Denkmals dürfte diese seyn: Auf einer achtzehn Quadrat-Fuß großen antiken Stufe von Bölpke'schem Gesteine, erhebt sich im Griechischen Styl ein dreizehn Fuß hohes steinernes Postament; an den vier Steinen des Piedestals desselben sind folgende Inschriften eingehauen:

I.

Ruhestätte der irdischen Überreste von vierzehn Kriegern, aus dem Freicorps des Königl. preussischen Majors, Ferdinand von Schill.

II.

Ihre Namen waren: August Sommerstange aus Halberstadt, Gottlieb Krummhaar aus Erxleben, Christian Ruip aus Obernkirchen, Christian Mühlberg aus Niedererxleben, Wilhelm Weidkamp aus Gellenbek, Arnold Böhler aus Heden, Johann Schlosser aus Stade, Heinrich Otto Steinmann aus Herford, Johann Althof aus Hillegossen, Jacob Grabau aus Lemsdorf, Heinrich Jencke aus Egeln, Friedrich Bandau aus Benstedt, Johann Zöllner aus Halle, Lenz aus dem Elb-Departement.

III.

Gefangen nach blutiger Gegenwehr zu Stralsund am 31. Mai 1809 wurden sie auf der Stelle allhier im Monat Juli desselben Jahres erschossen.

IV.

Zum Gedächtniss der Gefallenen ward dieses Denkmal von Braunschweigs Bewohnern errichtet im Monat August des Jahres 1836.

Der Schaft des Postaments ist an den Ecken mit umgestürzten Fackeln, den Attributen des Todes geziert, und durch Festons verbunden. Auf der vordern Seite desselben erblickt man einen Kranz von vierzehn Sternen, die Andre zeigt den verschlungenen Namenszug Ferdinand's von Schill, umgeben von dem Bande des königlich Preußischen Ordens pour le mérite. Auf dem Schafte erhebt sich ein vier Fuß hohes eisernes Kreuz, das bekränzt ist mit vergoldetem Eichengewinde und auf dessen beiden Seiten man in vergoldeter Schrift die Worte liest:

Sie fochten und fielen für
Deutschlands Freiheit.
und
Ruhe ihrer Asche und ewiges
Heil ihren Seelen.

Die Höhe des ganzen Monuments, das von einem sechs Fuß hohen eisernen Gitter umschlossen

wird, beträgt 18 Fuß. — Da nun jüngsthin auch in einer Deutschen Stadt, der Festung Wesel, dem Andenken der elf Offiziere des Schill'schen Corps, die gleich ihren genannten Waffengefährten, und fast zu derselben Zeit, wie diese, schmachvoll erschossen wurden, durch Beiträge der ganzen königlich Preußischen Armee ein ehrendes Denkmal errichtet worden: so wird Braunschweig gewiß ein Gleiches thun, und die ausgesprochene Bitte des Unterzeichneten gern gewähren. Es gilt ja den Kriegern, denen die Braunschweiger manche Thräne weiheten, und die ruhmvoll kämpften unter einem Manne, „der ein ächter Deutscher, ein glühender Patriot und der unglückliche Märtyrer war für die gute, leider damals noch nicht mit günstigem Erfolge verfochtene Sache Deutscher Ehre und Freiheit."

Braunschweig, im Monat Juli 1836.

C. Fr. von Bechelde.

Gottesdienst.

Sonntag, den 28. August.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Candidat Menken....	U. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Pastor Pauli.....	— — —	1 "
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 "
Hr. Dr. Böckel. Abschiedspr.	St. Ansgarii	9 "
Kein Gottesdienst	— — —	12 "
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 "
Hr. Dr. Pletzer.....	— — —	12 "
Hr. Pastor Iken.....	St. Pauli	9 "
Hr. Pastor v. Hanffstengel	— — —	1 "
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 "
Hr. Pastor Toel.....	— — —	1 "
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 "
Kein Gottesdienst.	Armenkirche	8 "
Hr. Vicarius Driver.....	St. Johannis	6½ " Messe
Hr. Pastor Probst.....	— — —	9 " Hochamt
Hr. Vicarius Driver.....	— — —	10 " Predigt
	St. Petri Dom	6 "
	— — —	8 "
	— — —	12 "
	— — —	2 "

Etablissement.

Meinen geehrten Mitbürgern und insbesondere dem Handel treibenden Publico bringe ich meine ganz neu etablirte **lithographische Anstalt** zur Anzeige, und empfehle dieselbe einer gütigen Berücksichtigung.

Kraftvolle Pressen, geschickte Lithographen und lithogr. Drucker setzen mich in den Stand, jede mir anvertraute Arbeit auf das Geschmackvollste und Billigste zu liefern. Proben bereits angefertigter Arbeiten sind jederzeit bei mir zu besehen.

Zugleich finde ich mich veranlaßt, auf den so sehr schnellen und billigen Ueberdruck aufmerksam zu machen. Eine tief-schwarze, leicht aus der Feder fließende chemische Dinte, verbunden mit einer deutlichen Instruction beim Gebrauch, verbürgt das Gelingen und die Zufriedenstellung jeder gerechten Anforderung. Auch kann das Manuscript, wenn es gewünscht wird, durch einen deutlich und geläufig schreibenden Lithographen — unter Zusicherung der strengsten Verschwiegenheit — in meiner Offizin oder außer dem Hause angefertigt werden.

Mein reichhaltiger Formular-Verlag in Buch- und Stein-Druck bietet jetzt auch Formulare zu Probekarten und verschiedenen Sorten geprägter Hutboden in mehreren Farben, das Stück zu 1½ Groten. Auch können diese mit geprägten Adressen und auf Seide geliefert werden.

Schließlich zeige ich noch an, daß der **Comptoir-Kalender** für das Jahr 1837 — nach sorgfältiger und exacter Revision des Postenlaufs — die Presse verlassen hat, und bei mir und den hiesigen Herren Buchbindern zu haben ist.

Georg Jöntzen,
Catharinenstraße № 36.

(Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen".)

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 69.

Bremen, Sonntag den 28. August 1836.

Gestorben:

Nro. 803. Den 23. August. Der Weinarbeiter Berend Reuter, 52 Jahr; kl. Fuhrleutestraße Nro. 6.

— 804. Den 23. — Der Schuhmachergesell Friedr. Hinze aus Nordheim, 22 Jahr; im Krankenhaus.

— 805. Den 23. — Des Steinhauers Johann Hinrich Horstmann Tochter (todtgeb.); Buntenthorssteinweg Nro. 6.

— 806. Den 24. — Des Blaufärbers Hinrich Streckfuß Ehef., geb. Schmalz, 40 Jahr; Grafenstraße Nro. 15.

Nro. 807. Den 24. August. Rebecka Kracke, 72 Jahr; gr. St. Johannisstraße Nro. 179.

— 808. Den 25. — Des Tuchmachers Johann Gottfried Deistroth Tochter, 2 Jahr; am neuen Markt Nro. 3.

— 809. Den 25. — Des verst. Strumpfwebers Johann Conrad Rogge Wittwe, geborne Bäckhusen, 70 Jahr; gr. Sortillenstraße Nro. 37.

— 810. Den 26. — Ernst Bruns, 1¾ Jahr; Hastedt Nro. 23.

Geburten:

Nro. 1035. Den 22. August. Des Hökers Joh. Cord Wißling Ehefrau, geb. Körner, Balgebrückstraße Nro. 3; von einem Mädchen.

— 1036. Den 22. — Des Stuhlmachers Heinr. Gottfried Riegelmann Ehefr., geb. Frage, Großenstr. Nro. 24; von einem Knaben.

— 1037. Den 22. — Des Arb. Diederich Müller Ehef., geborne Bremermann, Hastedt; von einem Knaben.

— 1038. Den 22. — Des Weißgärbers Friedrich Rudolph Hannover Ehefr., geb. Schröder, Gerberhof Nro. 7; von einem Mädchen.

— 1039. Den 23. — Des Arb. Jobst Heinrich Möllering Ehefr., geb. Evermeyer, Großenstr. Nr. 26; von einem Mädchen.

Nro. 1040. Den 23. August. Des Steinhauers Joh. Heinr. Horstmann Ehefr., geb. Ahring, Buntenthorssteinweg Nro. 6; von einem todten Mädchen.

— 1041. Den 24. — Des Branntweinbrenners Joh. Phil. Lampe Ehefrau, geb. Jacobsen, Spitzenkiel Nro. 19; von einem Mädchen.

— 1042. Den 24. — Des Maurergesellen Johann August Caspar Stegelmann Ehef., geb. Held, Tiefer Nro. 39; von einem Knaben.

— 1043. Den 24. — Des Arb. Wilhelm Ludwig Grimbo Ehefr., geb. Schrader, Buntenthorssteinweg Nro. 63; von einem Mädchen.

— 1044. Den 25. — Des Arb. Tölke Timmermann Ehefrau, geb. Droop, Theerhof Nro. 53; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 298. Der hiesige Bürger Carl Heinrich Gottl. Reimer hieselbst und Anna Rebecka Schrader aus Arsten.

— 229. Der Reepschlägergesell Christ. Jürgens und des verstorb. Reepschlägergesellen Peter Carstens Wittwe, Metta, geb. Schumacher, hieselbst.

— 300. Der Polizei-Dragoner Ernst Ludewig Hermann Diederich Jeddes und des verstorb. Polizei-Dragoners Franz Joseph Hentrich Wittwe, Christine Wilhelmine, geb. Eschenbach hies.

— 301. Der Kaufmann Friedrich Bagelmann zu Bremerhaven und Johanna Margaretha Christiana Kort zu Hamburg.

Nro. 302. Der Maurergesell Johann Sengstacke hieselbst und Adelheid Harjes zu Stau.

— 303. Der Arb. Joh. Heinr. Stubbe am Buntenthorssteinwege und des verst. Arb. daselbst, Hinr. Diederich Kruse Wittwe, Gesche Margaretha, geborne Frelig.

— 304. Der Straßenmacher Joh. Carl Gottlieb Feuß am Buntenthorssteinwege und Henriette Dorothea Drettmann, oder Dreckmann, hieselbst.

— 305. Der Zimmergesell Joh. Friederich Wilhelm Bomgarten und des verst. Arb. Nicol. Hinrich Grammerstorf Wittwe, Anna Rebecka Elisabeth, geborne Geerke, hieselbst.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 70.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 1. September 1836.

»— — wie trieb mich dieser Strom und überläubte mein Gehirn und überflutete mein Gesicht! — Jene Fluten d'runten haben mich gezogen! Und diese oben, wann ich wieder untertauche, wirbeln mich dahin!«

J. P. Fr. Richter.

Erdenfragen.

Des Auges Strahl belebt ein inn'res Feuer,
Die Lippen reden, wie der Geist gebeut,
Der tief verhüllt von einem Isisschleier,
Der Form vermählt, gehört der Ewigkeit;
Und den wir fruchtlos, aber sehnend fragen,
Wohin uns einst sein kühner Flug wird tragen?

Was ist er selbst? wo ist er festgebunden
In dieses Körpers edler Harmonie,
Der, unser Ich für Jahre oder Stunden,
Zwei Leben eint in seltsamer Magie.
Ein unenträthselt Werk von Meisterhänden,
Das irdisch kämpft, um himmlisch zu vollenden.

Ist Seele Geist? ruht sie im Forscherblicke,
Der aller Welten ferne Bahnen mißt?
Ist Seele Herz, das im verschwieg'nen Glücke
Der Erde Glanz und gern sich selbst vergißt?
Ist Seele Sehnsucht nach den Himmelsfernen?
Ein Strahl vielleicht von unbekannten Sternen?

War sie ein Hauch, der über unsrer Wiege
Rein wie der Duft des Morgens hat geschwebt,
Und in des ersten Schlummers Athemzüge
Den Traum des Paradieses eingewebt?
Wie, oder hat, weil sie ihr Ziel verloren,
Zur neuen Prüfung sie ein Gott erkohren?

Hat ein Mal schon das inn're Seyn empfunden;
Aus andern Augen dieser Geist geschaut?
Und dieß Gefühl, verletzt von andern Wunden,
Geliebt — gehofft, gezittert und vertraut?
Ist and'rer Hülle schon entflohn das Leben,
Das unsre Pulse regt mit leisem Beben?

Sind jene Träume, die mit bunten Farben
Oft um uns flattern in der Einsamkeit,
Vielleicht nur Freuden, die schon einmal starben,
Geweiht gleich unsern der Vergänglichkeit?

Und die noch liebend jenen Geist begrüßen,
Der sie betrauern — und vergessen müssen?

Wer mag es ahnen, wer den Vorhang heben,
Der tief und schwer vor uns herniederrauscht?
Wohl träumen wir ein wunderbares Leben,
Ein neues Seyn für dieses eingetauscht;
Und werden einst vielleicht uns selig fragen
Nach unsrer Wallfahrt blöden Kindertagen.

Cornelia.

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Fortsetzung.)

Die Leute des Fürsten schlugen sich mit denen der Fürstinn. Am Ende des Korridors war ein Ofen. Dahin riefen sie den Fürsten. Zu unserm großen Erstaunen war es nur ein scheinbarer Ofen, und die mit dünnen Ofenkacheln verkleidete Thür öffnete sich in ein großes, reich verziertes Zimmer. Der Fürst und Tumanin gingen hinein und ich folgte ihnen. Auf einem Bette lag mein geheimnißvoller Wohlthäter; da er stets bleich und hager gewesen, so hatte ihn die Krankheit nicht sehr entstellt. Der Fürst sah bald den Kranken, bald Tumanin an; dieser Letztere aber verwandte kein Auge von dem Unglücklichen, und schien in tiefe Gedanken verloren. Der Kranke machte keine Miene, sich zu verbergen, sondern richtete, auf den Ellbogen gestützt, einen unbeweglichen Blick auf Tumanin, und zitterte am ganzen Körper. Sein halb geöffneter Mund schien sich anzustrengen, um zu sprechen, sein Gesicht drückte Schrecken und flehende Ergebung aus. Plötzlich faßte Tumanin den Fürsten an der Hand, zog ihn zurück, als scheute er sich wie vor einem Pestkranken, deutete auf den Unglücklichen mit dem Finger, und sagte mit dumpfer, fast erstickter Stimme: „Ein Mörder!“

Bei diesen Worten sank der Kranke aufs Lager zurück, und wir Alle verließen das Zimmer, nachdem ich der herbeieilenden Dunjascha aufgetragen hatte, dem Kranken beizustehen. „Stellt eine Wache hin!“ sagte der Fürst kaltblütig; „ich schreibe sogleich in die Stadt.“ Tumanin war wie im Fieber; er sprach kein Wort und warf scheue Blicke umher. Der Fürst mußte ihn unterstützen. Ich ging auf mein Zimmer, und warf mich erschöpft auf das Sopha, um einige Augenblicke zu ruhen; aber nach kurzer Zeit trat Dunjascha herein, bleich wie eine Leiche und mit rothgeweinten Augen. „Wie geht es der Fürstinn?“ fragte ich eilig. „Sie ist krank, sehr krank,“ antwortete sie weinend. „Und der Unglückliche?“ — „Er will Dich sehen. Jetzt ist Nichts mehr zu verbergen,“ sagte sie schluchzend. „Erinnerst Du Dich, was Dir Swietowidow von Tschernobylew, dem Mörder seiner Frau, erzählte?“ — „Er ist's!“ rief ich aufspringend. „Der Vater Sophie'ns!“

„Nein, der Vater der Fürstinn! . . .“ Ich stand wie vom Donner gerührt. „Er will Dich sehen; komm! Der Fürst und Alexander Sergejewitsch sind schon bei ihm.“

Dunjascha führte mich ins Zimmer des Kranken, der im Bette saß, und mir die Hand entgegenstreckte. Als Dunjascha sich entfernt, wandte er sich zum Fürsten: „Ich fühle mich veranlaßt, Ihnen meine traurige Geschichte zu erzählen; in wenigen Stunden stehe ich vor dem höchsten Richter. Er ist mein Zeuge, daß ich die volle Wahrheit rede.“ Der Kranke hielt einen Augenblick inne, und fuhr dann fort:

„Auf dem Dorfe, wo ich nach meinem Rücktritte aus dem Dienste lebte, sah ich an einem Jahrmarkte ein außerordentlich schönes Mädchen. Auf meine Erkundigung erfuhr ich, daß sie mit ihrer Mutter auf einem kleinen Dörfchen lebte. Ueber Letztere gingen allerlei schlimme Gerüchte; „es war eine schlaue, unmoralische Frau, die, so-

bald sie merkte, daß mir ihre Tochter gefalle, sie um einen guten Preis an mich zu verkaufen beschloß. Natalie war damals erst funfzehn Jahre alt, und in völliger Rohheit aufgewachsen, doch war sie fröhlich und artig, und hatte viel natürlichen Verstand. Ihre Mutter verkaufte sie mir um 25,000 Rubel; daß sie sich gar nicht widersetzte, entschuldigte ich mit ihrer Einfalt und ihrer schlechten Erziehung. Sobald sie bei mir war, wollte ich anfangen, ihre gänzlich vernachlässigte Erziehung nachzuholen, aber zu meinem nicht geringem Verdrusse fand ich alle Mühe vergebens; sie wollte durchaus nichts lernen, und unterschied sich von den gewöhnlichen Bauernmädchen durch nichts als eine ungemessene Putzsucht. Damals, von Liebe verblendet, sah ich diese Mängel freilich mit andern Augen; ich war wie bezaubert. Nach kurzer Zeit war Natalie schwanger, und obwohl weder sie, noch ihre Mutter mich an die Ehe mahnten, so wollte ich es doch meines Kindes wegen thun, und ließ mich in einem Dorfe auf dem Wege nach Kiew insgeheim mit ihr trauen. Zu meinem Erstaunen war ihr dieß gar nicht sonderlich angenehm, und statt Danksagungen erndtete ich nichts als Weigerungen und Vorwürfe. Immer sagte sie, sie wolle nie heirathen, sondern ein Mädchen bleiben. Der Geistliche hatte alle Mühe, sie zu überreden, und mit Freuden versprach sie mir, unsere Heirath geheim zu halten, was mir sehr lieb war, da ich die Hoffnung, in die Hauptstadt zurückzukehren, nicht aufgegeben, und ich eine so völlig ungebildete Frau in keiner Gesellschaft vorstellen konnte.

„Endlich gebar sie mir eine Tochter, und ich war darüber so erfreut, daß ich dem Gedanken, je wieder nach Petersburg zu gehen, entsagte. Inzwischen war Natalie krank, und ich ließ den Doktor aus der Stadt holen. Dieß war ein junger artiger Mann, der sich in meine Frau verliebte, und meine anwesende Schwiegermutter durch Schmeicheleien auf seine Seite brachte. Auch meine Frau war nicht gleichgültig gegen ihn, da er sie mit leerem Geschwätze unterhielt, und sich ihren Launen anzubequemen wußte. Als ich diese Vertraulichkeit bemerkte, verabschiedete ich unter einem guten Vorwande den Doktor, und ließ einen andern rufen, was meine Schwiegermutter in heftigen Zorn versetzte. Auch meine Frau verhehlte ihren Unwillen nicht, und als ich ihr endlich verbot, ihre Mutter zu besuchen, weil sie dort mit dem Doktor zusammentraf, überhäufte sie mich mit den gröbsten Schmähungen und Schimpfworten. Um Natalie'n von ihrer Mutter zu trennen, die ich nicht ohne Grund für ihre schlimme Rathgeberinn hielt, beschloß ich, mit ihr nach der Krim zu gehen. Den Tag vor meiner Abreise wollte ich noch meinen Bruder besuchen; meine Frau aber entwischte während meiner Abwesenheit mit meinem Kinde zu ihrer Mutter, wo sie den Doktor erwartete, der sie nebst dem Kinde nach dem Kaukasus führen wollte. Hiervon unterrichtet, eilte ich sogleich mit einigen Leuten zu meiner Schwiegermutter, und führte meine Frau mit Gewalt zurück, die in ihrer Wuth mich auf die gröbste Art behandelte. Ich ertrug Alles mit Kaltblütigkeit, ließ jedoch scharfe Wache halten, und meine Leute entdeckten, daß sich der Doktor in einem Heuschober hinter meinem Hause versteckt hielt. Ich ließ ihn vor mich führen, drohte ihn, gebunden nach der Stadt zu schicken, und ließ ihn inzwischen wohl bewachen. Wüthend darüber, stürzte meine Frau ins Zimmer, überhäufte mich mit Schmähungen, riß die Feuerzange vom Kamin, und wollte auf mich losschlagen. Zu meiner Selbstvertheidigung stieß ich sie zurück, sie fiel zu Boden, schlug mit der Schläfe an die Ecke eines Marmortisches und — verschied augenblicklich.

(Die Forts. folgt.)

---

*

* Nachtrag

zu der im Bürgerfreunde Nro. 32 bis 35 erzählten Geschichte des „Aeltermanns Burchard Lösekannen".

Von

Senator Dr. Deneken.

Es ist ein Pasquill vorhanden, zu welchem Lösekannen sich als den Verfasser bekannt hat. Wahrscheinlich ist es von ihm einige Jahre vor seiner am 12ten Mai 1645 erfolgten Hinrichtung verfertigt. Damals, und kurz vorher, war es den eifrigen und angestrengten Bemühungen des Senats gelungen, dem längst ersehnten Ziele, Bremen von dem Drucke der vormaligen erzbischöflichen Rechte zu befreien und derselben die Reichsunmittelbarkeit unbedingt zu verschaffen, in bedeutenden Schritten zu nähern.

Bereits in den Jahren 1640 und 1641 waren nach geschehener Einladung des Kaisers Ferdinand's III., die Bremischen Abgeordneten — der Syndikus Herdesienus und Senator Schweling — auf den zu Regensburg gehaltenen Reichstag erschienen, und hatten Sitz und Stimme im Reichsstädte-Rath genommen, und die dagegen von Seiten des Erzbischofs Friederich eingelegte Protestation wurde durch ein kaiserliches Dekret vom 17ten Juni 1641 verworfen und die Stadt Bremen in dem Besitze ihres Sitz- und Stimmenrechts bestätigt.

Zu dem im Jahre 1648 zu Münster geschlossenen Westphälischen Frieden, waren zu dessen Unterhandlungen auch die dazu eingeladenen Abgeordneten der Stadt Bremen, die Senatoren Liborius von Line und Gerhard Koch, nebst dem Syndikus Johann Wachmann, erschienen, hatten jedoch das Friedens-Instrument nicht unterzeichnet, weil dem Frieden der Oldenburgische Zoll einverleibt und von Bremen dagegen Protestation eingelegt war.

In dem Westphälischen Frieden waren der Krone Schweden die Rechte des säcularisirten Erzbisthums Bremen zugesichert, jedoch mit dem ausdrücklichen Zusatze: „der Stadt Bremen aber und ihrem Gebiete und Unterthanen soll ihr gegenwärtiger Zustand, Freiheit, Rechte und Privilegien in geist- und weltlichen Dingen ungehindert verbleiben; da aber zwischen derselben und dem Bisthum und Herzogthum oder dem Kapitel Streitigkeiten wären, oder hernach entstünden, dieselben sollen entweder gütlich verglichen oder zu Recht ausgeführt werden; unterdessen aber soll jede Partei in dem Besitze, darin sie jetzt stehet, verbleiben."

Inzwischen wurde von Seiten der Krone Schwedens, der Stadt Bremen die Reichsunmittelbarkeit fortwährend bestritten, und der Versuch gemacht, sich der Stadt selbst zu bemächtigen. Als diese aufs Aeußerste gedrängt wurde, so erließ der Kaiser Ferdinand III. am 19ten April 1654: Mandata avocatoria, inhibitoria, demolitoria et restitutoria poenalia sine Clausula an die Stände des Herzogthums Bremen, besonders an die Ritterschaft, an keinen Beeinträchtigungen gegen die Stadt Bremen Theil zu nehmen. Dagegen wurde aber der Ritterschaft und den Ständen von der Schwedischen Regierung befohlen, dieses kaiserliche Mandat nicht anzunehmen, noch weniger demselben Folge zu leisten, worauf die Schweden ihre Feindseligkeiten gegen Bremen mit dem größten Eifer fortsetzten, bis zu dem in Stade am 28sten November 1654 zwischen Schweden und Bremen geschlossenen Vergleich, worin die streitige Immedietäts-Angelegenheit zu fernern Verhandlungen ausgesetzt wurde.

Diese, in der möglichsten Kürze zusammengefaßte Geschichte, wird genügen, um den Standpunkt festzustellen, von welchem man die Beschaffenheit der damaligen Zeit betrachten muß, um

den Sinn des von Lösekannen verfertigten Pasquills deuten zu können. Es war ein immer erneuerter hartnäckiger Kampf zwischen den Schweden und der Stadt Bremen über die Freiheit der Letzteren, welcher von beiden Seiten mit abwechselndem Glücke geführt wurde. Lösekannen hatte sich durch eitle Ruhmgier und Habsucht verleiten lassen, die, seiner Vaterstadt eidlich gelobte Treue zu brechen, und ein Verräther derselben zu werden. Durch Versprechungen und durch Geschenke der Schweden bestochen, entdeckte er diesen die ihm bekannten Geheimnisse des Bremischen Staats *), und wirkte im Geheim, wo er nur konnte, zum Verderben seiner Vaterstadt. Dabei war er ein erklärter Gegner des Senats. — Er hatte die Beschwerden, die sogenannten Monita, welche von der Bürgerschaft auf dem Bürger-Convent am 25sten Juni 1638 dem Rathe überreicht waren, in den heftigsten Ausdrücken abgefaßt und seinen persönlichen Haß gegen einzelne Rathsherrn bei den sich ihm darbietenden Gelegenheiten, laut zu erkennen gegeben. In dieser gehässigen bittern Stimmung hat er das Pasquill verfertigt, worin er die momentane Freude der Bremer über ihre vermeintlich-errungene Immedietät bespöttelt und sarkastisch ihre Blicke auf die von Seiten der Schweden ihnen drohenden Gefahren gerichtet, und dabei auf diejenigen Mitglieder des Raths hingedeutet hat, welche vorzüglich wirksam in dieser Angelegenheit gewesen waren.

Ich würde mich zu weit von meinem Zwecke entfernen, wenn ich über die Persönlichkeit der in diesem Gedichte namentlich aufgeführten Männer hier nähere Kunde geben wollte. — Dieses behalt' ich mir vor; wenn ich vielleicht fortfahren werde, biographische Skizzen von merkwürdigen Männern aus der früheren Bremischen Geschichte zu zeichnen und solche — es sey in diesen Blättern, oder in einem besondern Werke — darzustellen.

*) Auch in der Oldenburgischen Zollsache ließ er sich zu einer ähnlichen Verrätherei verleiten.

Ich erlaube mir nur noch zu bemerken, daß Bürgermeister Hermann Wachmann *) und Bürgermeister Eberhard Dotzen **) damals hochbejahrte Greise waren, denen deßwegen Lösekannen spottend den Trost gab, daß sie bald jenseits des Grabes sich nicht um die ihnen und ihrer Vaterstadt drohenden Gefahren zu kümmern brauchten.

Ich glaube jetzt Alles, was zur Erläuterung des folgenden Pasquills erforderlich war, genügend bemerkt zu haben.

Jo Brema! Brema plaude,
Cum matre Maria gaude!,
Daß Du nun gar bist kommen
Und zum Reichsstand angenommen.
Brema ist ja gar ein Status
Pure nunc immediatus
Durch den Kaiser, Churfürsten und Ständen —
Separatus
a Jure Archiepiscopatus.
Was sagt aber der Ducatus
Und des Schwedischen Reichs Senatus? —
Du seyest male formatus
et pessime creatus
Und noch nicht baptizatus
Vielweniger noch confirmatus
Derentwegen desperatus
Und weil Du bleibest obstinatus
Must Du werdrn castigatus. —
O leeven Kinder, wat will dat gäven,
Wo wy noch länger schölet leven!
Wat schöl wy dohn, wat fang wy an?
Wat segt nu Burgermester Wachmann? —
He sprekt und segt in sinem Sinn:
Mine Tied iß all dahin;
Ik hebbe veel Wesens gemaket
Een ander ***) het ok wat gekaket:

*) Bürg. Herm. Wachmann ist im J. 1658 am 29sten Mai in einem Alter von 80 Jahren gestorben.
**) Bürgermeister Eberhard Dotzen ist am 17ten November 1654 in einem Alter von 80 Jahren gestorben, nachdem er 48 Jahre in dem Senat gewesen war.
***) Senator Dr. Gerhard Koch.

Ik will mit Dotzen man schlendern
Na den Elisäischen Ländern,
Na den Pawst int Fegefür,
Dar is gewiß dat Holt nicht dühr.
Een ander gah ok an dat Schwyn
Dat sind Speckhan un de Lihn.

Ich füge Diesem eine freie Uebersetzung des Pasquills für Diejenigen bei, denen die darin vorkommenden Lateinischen und Plattdeutschen Wörter nicht vollkommen verständlich seyn möchten.

Glück auf Bremen! Bremen klatsche in die Hände! Freue Dich mit der Mutter Maria! daß Du so weit gekommen — daß Du zum Reichsstand angenommen bist. Bremen ist ja nun durch den Kaiser, durch die Churfürsten und Stände unbedingt zum unmittelbaren Reichsstand erhoben; getrennt von dem Rechte des Erzbischofs.

Was sagt aber das Herzogthum, was sagt des Schwedischen Reichs Senat dazu?

Du seyst übel gebildet, sehr schlimm geschaffen und noch nicht getauft, vielweniger bestätigt; Du seyest deßwegen in einem Zustande der Verzweiflung, und, weil Du widerspenstig bleibest, so müßtest Du gezüchtigt werden.

O lieben Kinder! was wird daraus werden, wenn wir noch länger leben sollten? Was sollen wir thun, was sollen wir beginnen? Was sagt nun Bürgermeister Wachmann? Er spricht und sagt in seinem Sinn: Meine Lebenszeit ist dahin; ich habe viel Wesens gemacht; ein Anderer (Senator Dr. Koch) hat auch was zusammengekocht! Ich will mit Dotzen nur nach den Elisäischen Feldern wandeln; nach dem Pabst ins Fegefeuer, dort ist das Holz gewiß nicht theuer. Ein Anderer gehe dann Denjenigen zu Leibe, welche die Sache verunreinigt (verdorben) haben, und Diese sind Speckhan und von Line.

Die letzte Strophe im Texte ist sehr räthselhaft. Ich habe versucht, dadurch einen Sinn hinein zu bringen, daß ich angenommen habe, es sey eine alte Bremische Redensart, oder Sprichwort gewesen: An dat Schwyn gahn, welches die Bedeutung haben mochte, Demjenigen zu Leibe gehen, oder den in Anspruch nehmen, welcher die gute Sache verunreinigt, oder verdorben hat, welcher also am Ende für den Riß stehen muß. Als solche werden die beiden Bürgermeister Speckhan und von Line bezeichnet, welche in der vollen Kraft des Alters im höchsten Ansehn an der Spitze der Staatsgeschäfte standen. Gegen Speckhan war noch nicht der Verdacht einer Verrätherei ausgebrochen; dieß geschah erst kurz nach der Hinrichtung Lösekannen's, bei der Gelegenheit, als die Schweden am 29. August 1654 auf die Burg geraden Weges losgegangen waren, und die Communication derselben mit der Stadt abgeschnitten hatten. Der Verdacht, welcher durch die Anzeige einer Frau'nsperson gegen Speckhan erregt wurde, brachte den Pöbel wider ihn auf, und nöthigte ihn, am 5ten Dezember 1654 zu resigniren. Erst in der Folge, im Jahre 1666, als die Schweden abermals vor Bremen rückten und die Stadt einsperrten und blockirten, entstand in der Nacht zwischen dem 27sten und 28sten November ein Auflauf des Pöbels, worin das Haus des Speckhan's gestürmt und spoliirt wurde.

Der weitere Verfolg dieser Geschichte gehört nicht hierher. Ich wollte nur bemerken, daß, so lange als Lösekannen lebte, Speckhan noch nichts von seinem großen Ansehn, worin er stand, verloren hatte. Er war sogar Präsident, als Lösekannen vor seiner Hinrichtung um Begnadigung seiner Finger, wiewohl vergeblich, nachsuchte.

Folgenden Spruch pflegte Lösekannen in die Stammbücher seiner Freunde zu schreiben:

Parva et tenuis vel turpitudo vel in-

famia subcunda est, si ea re magna utilitas amico quori possit.

Man muß sich einer kleinen und geringen üblen Nachrede unterziehen, wenn dem Freunde dadurch ein großer Nutzen verschafft werden kann.

In den Protocollen des Obergerichts vom Jahre 1654 kömmt eine Menge Verhandlungen und Entscheidungen in Betreff der von Gerichts wegen übertragenen Vormundschaft über Aeltermann Lösekannen's nachgelassenen Kindern vor. Dessen beide Brüder, Hermann und Martin Lösekannen, wurden zuerst constituirt; die Beiordnung zweier anderer Personen aus den Verwandten zu Mitvormündern, wozu das Gericht nach und nach Dr. Wolpmann, Dierich Kenkel, Dierk von Rheden, Cord Steneken, Henrich Brandt, Henrich Elers, Johann Koster, Arend Meyer u. A. m. designirte, war aber nicht durchzusetzen, weil sich bei Keinem guter Wille und bei Jedem eine Menge Ablehnungsgründe vorfanden, so daß zuletzt unterm 7ten August beliebt wurde, Herr Heinrich Tieling (der damals in Eide sitzende Camerarius) solle mit den Brüdern reden, daß sie allein sich der Vormundschaft unterzögen, es könne ihnen auch Johann Schlüter ex officio pro honoraris adjungirt werden.

Nebst mehreren Kindern hat Lösekannen auch eine Wittwe hinterlassen.

Von der, wider Lösekannen geführten Untersuchung enthält das Protocoll keine Spur, eben so wenig ein anderes gleichzeitiges, vermuthlich von Zobel geführtes Protocoll. Sonst findet sich Lösekannen's Namen im Jahre 1653 in einer Privat-Streitsache mehrfach im Protocoll erwähnt.

Da in der Geschichte Lösekannen's mehrere Male des Bürgermeisters Statius Speckhan erwähnt und hierdurch die Aufmerksamkeit auf Letztern erweckt wird, so verweise ich meine Leser, welche ein Interesse daran finden möchten, auf die von mir in dem Bürgerfreunde Nro. 51 des Jahrgangs 1817 eingerückte Geschichte des Statius Speckhan, welche in der Reihe der biographischen Skizzen von merkwürdigen Bremern nicht fehlen darf.

Wie hat die Zeit geantwortet?

In der Zeitschrift „Urania", herausgegeben von A. L. Ewald (Leipzig, bei Voß und Compagnie, 1795) und zwar im zweiten (Februar-) Stück des Jahrganges 1795, fand ich Seite 157 folgenden kleinen Aufsatz:

„Kürzlich schrieb mir einer der ersten Köpfe, der übrigens kein Staatsmann ist: Hier geb' ich ein Paar Weissagungen eines Uninspirirten, die immer gedruckt werden mögen: „Wenn Frankreich noch so sehr siegt, es wird in diesem Jahrhundert weder eine Republik, noch ein ruhiges, leidlichglückliches Volk werden. Ein ärgerer Despotismus, als je die Erde beherrschte, wird die Folge des, jetzt (1795) despotisirenden Anti-Despotismus (Despoten-Feindschaft) seyn. Schrecklicher heidnischer Aberglaube wird die Folge des herrschenden, fanatischen Unglaubens seyn. Vor Bildern wird man wieder knien, Amulete tragen, Räucherungen und magische Weihungen vornehmen und die Dämonen anbeten. — Der hierarchischeste Aberglaube (Aberglaube, wodurch Priester ihre Herrschaft gründen) wird sich mit dem furchtbarsten Despotismus zur Schande der Vernunft und zur Unterdrückung der Menschheit vereinigen." — Ich legte die Weissagungen bei Seite; die Wahrheit zu sagen, weil sie mir übertrieben schienen.

Aber kurz hernach wurden sie mir größtentheils aus dem Munde eines philosophischen, frei und kühl denkenden Staatsmanns bestätigt, ohne daß er davon wußte. Er hat viel Gelegenheit gehabt, die Wirkungen der religiösen Revolution in Frankreich zu beobachten; seine absichtslos hingegebene Vermuthung gab jener Weissagung wenigstens so viel Werth, daß ich sie hier niederlege, bis die Zeit ihre Wahrheit bestätigt, oder sie für Unwahrheit erklärt hat."

Dieß ist wörtlich genau der kleine Aufsatz. Wie hat die Zeit geantwortet und wie wird sie noch antworten?

Fr. Wendel.

Miscellen.

Das Pflanzenreich bietet uns zahlreiche Beispiele der großen Theilbarkeit der Stoffe und der unglaublichen Schnelligkeit der Entwicklung des Zellgewebes in gewissen Pflanzen dar. So hat man eine Bovista giganteum in Einer Nacht die Größe einer Kürbis erreichen sehen. Wenn man nun mit Professor Lindley annimmt, daß der Durchmesser der Zellen dieser Pflanze nicht über $\frac{1}{200}$ Zoll beträgt, so muß man auch annehmen, daß in einem solchen Volumen sich wenigstens 47,000 Millionen Zellen befinden. Findet nun die Entwicklung innerhalb zwölf Stunden statt, so giebt dieß 4000 Millionen Zellen in der Stunde, oder mehr als 96 Millionen in der Minute.

Etablissement.

Meinen geehrten Mitbürgern und insbesondere dem Handel treibenden Publico bringe ich meine ganz neu etablirte **lithographische Anstalt** zur Anzeige, und empfehle dieselbe einer gütigen Berücksichtigung.

Kraftvolle Pressen, geschickte Lithographen und lithogr. Drucker setzen mich in den Stand, jede mir anvertraute Arbeit auf das Geschmackvollste und Billigste zu liefern. Proben bereits angefertigter Arbeiten sind jederzeit bei mir zu besehen.

Zugleich finde ich mich veranlaßt, auf den so sehr schnellen und billigen Ueberdruck aufmerksam zu machen. Eine tief-schwarze, leicht aus der Feder fließende chemische Dinte, verbunden mit einer deutlichen Instruction beim Gebrauch, verbürgt das Gelingen und die Zufriedenstellung jeder gerechten Anforderung. Auch kann das Manuscript, wenn es gewünscht wird, durch einen deutlich und geläufig schreibenden Lithographen — unter Zusicherung der strengsten Verschwiegenheit — in meiner Offizin oder außer dem Hause angefertigt werden.

Mein reichhaltiger Formular-Verlag in Buch- und Stein-Druck bietet jetzt auch Formulare zu Probekarten und verschiedenen Sorten geprägter Hutboden in mehreren Farben, das Stück zu 1½ Groten. Auch können diese mit geprägten Adressen und auf Seide geliefert werden.

Schließlich zeige ich noch an, daß der **Comptoir-Kalender** für das Jahr 1837 — nach sorgfältiger und exacter Revision des Postenlaufs — die Presse verlassen hat, und bei mir und den hiesigen Herren Buchbindern zu haben ist.

Georg Jöntzen,
Catharinenstraße № 36.

(Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen der Stadt Bremen".)

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 70.

Bremen, Donnerstag den 1. September 1836.

Gestorben:

Nro. 811. Den 25. August. Der Kaufmann Herm. Berck, 56 Jahr; am Osterthor.

— 812. Den 26. — Des verst. Landmanns Herm. Meyer Wittwe, geb. Bohne, 80 Jahr; Neuenlande Nro. 6.

— 813. Den 26. — Des Weinarbeiters Johann Heinrich Kistner Sohn, 7 Tage; Ellhornstr. Nro. 4.

— 814. Den 26. — Der Schuhmacher Joh. Nicol. Bock, 38 Jahr; von Bremen-Gang Nro. 4.

— 815. Den 27. — Des Dr. med. Bruno Gerhard Wilh. Castendyk Tochter, 6 Wochen; Osterthorsstraße Nro. 17.

— 816. Den 27. — Des Siegellackfabrikanten Caspar Kayser geschiedene Ehefrau, geborne Wischhusen, 43 Jahr; Degen-Gang Nro. 11.

— 817. Den 27. — Des Arb. Joh. Friedr. Ficke Ehefrau, geb. Abs, 70 Jahr; von Hunteln-Gang Nro. 2.

Nro. 818. Den 27. August. Der Maurergesell Jacob Grimm, 51 Jahr; am Osterthor.

— 819. Den 27. — Des Arb. Friederich Fegebanck Tochter, 3 Jahr; Hülsberg Nro. 12.

— 820. Den 28. — Der Arb. Diedrich Conrad Meyer, 51 Jahr; Degen-Gang Nro. 7.

— 821. Den 28. — Des verst. Commissionairs Gerhard Budde Wittwe, geb. Becker, 72 Jahr; am Steinern-Kreuz Nro. 5.

— 822. Den 28. — Des Kaufmanns Joh. Carl Crüwell Tochter (todtgeboren); Oelmühlenstr. Nr. 24.

— 823. Den 28. — Des Stuhlmachers Johann Albert Arens Sohn, 1 Stunde; große Krummenstraße Nro. 7.

— 824. Den 29. — Der Arb. Georg Heinrich Menge, 65 Jahr; große Sortillenstraße Nro. 23.

— 825. Den 29. — Der Maurergesell Andreas Winckhorn, 52 Jahr; Grünenstraße Nro. 75.

Geburten:

Nro. 1045. Den 23. August. Des Arb. Hinrich Häger Ehefrau, geb. Meyer, Rosenkranz Nro. 14; von einem Mädchen.

— 1046. Den 24. — Des Maurergesellen Joh. Hinrich Behrens Ehefr., geb. Geerken, Düsternstr. Nro. 27; von einem Knaben.

— 1047. Den 25. — Des Glasermeisters Conrad Fischer Ehefr., geb. Sievers, Diepenau Nro. 2; von einem Mädchen.

— 1048. Den 25. — Ein Knabe — Wädtjen-Gang Nr. 8.

— 1049. Den 25. — Ein Knabe — Buntenthorssteinweg Nro. 16.

— 1050. Den 26. — Des Aeltermanns Hermann Heye Ehefr., geb. Gallenkamp, Weerder Nr. 20; von einem Mädchen.

— 1051. Den 26. — Des Tischlermeisters Heinr. Johann Ahlers Ehefr., geb. Schäfer, Großenstraße Nro. 35; von einem Mädchen.

— 1052. Den 26. — Des Schlachtfuhrmanns Diedr. Stürmann Ehefr., geb. Bothe, Neuenstr. Nr. 19; von einem Knaben.

— 1053. Den 26. — Des Maurergesellen Carsten Samuel Nicol. Mende Ehefr., geb. Hohnhorst, Rembertistraße Nro. 14; von einem Knaben.

— 1054. Den 26. — Des Tischlers Joh. Friedr. Schüttger Ehefr., geb. Vogt, Albutenstr. Nro. 2; von einem Knaben.

Nro. 1055. Den 27. Aug. Des Schuhmachers Johann Hinrich Kück Ehefr., geb. Bode, gr. Rosenstraße Nro. 18; von einem Mädchen.

— 1056. Den 27. — Des Lotterie-Collecteurs Franz Herm. Abbes Ehefr., geborne Abbes, Schüsselkorb Nro. 34; von einem Mädchen.

— 1057. Den 27. — Des Kahnschiffers Joh. Heinr. Büssenschütt Ehef., geb. Jachtens, Grützmacherstraße Nro. 8; von einem Knaben.

— 1058. Den 27. — Des Cigarrenmachers Carl Friederich Thierbach Ehefr., geb. Heilshorn, gr. Sortillenstraße Nro. 6; von einem Knaben.

— 1059. Den 28. — Des Kaufmanns Johann Carl Crüwell Ehefr., geb. Hebler, Oelmühlenstraße Nro. 24; von einem todten Mädchen.

— 1060. Den 28. — Des Schuhmachers Carl Diedrich Schreck Ehefr., geb. Knacke, Doventhorsstr. Nro. 1; von einem Knaben.

— 1061. Den 28. — Des Gastwirths Joh. Friedr. Kulenkamp Ehefrau, geb. Schiphorst, Osterthorssteinweg Nro. 69; von einem Mädchen.

— 1062. Den 28. — Des Eisenkrämers Joh. Rüte Ehefrau, geb. Schroder, Heerdenthorssteinweg Nro. 19; von einem Knaben.

— 1063. Den 28. — Des Stuhlmachers Johann Albert Arens Ehefr., geb. Julfs, gr. Krummenstr. Nro. 7; von einem Knaben.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 71.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 4. September 1836.

Jene Zauber alter Zeiten,
Und die Mährchen, schlau erdacht,
Sind als schöne Wirklichkeiten
An des Tages Licht gebracht. Fr. Clemens.

Eisenbahnlied.

Chor:

Schwebet hernieder, Geister der Freude,
Schwellet zu tönenden Hymnen die Brust,
Und der beglückende Zeitgeist weide
Lohnend sich an der Beglückten Lust.

Mit dem Segler um die Wette,
Der nach fernen Zonen strebt;
Mit dem Adler, der im Bette
Nebelgrauer Wolken schwebt,
Ueber Felder, über Fluren,
Huschend wie Gespenstergraus,
Gleiten wir auf Eisenspuren
Zu dem fernen Ziel hinaus.

Schwebet hernieder, Geister der Freude, rc.

Ausgespannt sind nun die Schnecken,
Dampfes-Schwingen vorgelegt,
Hingeschwunden fast die Strecken,
Wo die Zauberkraft sich regt.
Länger durfte sie nicht ruhen,
Die da trägt von Ziel zu Ziel.
In der Erde finstern Truhen
Schlummern noch der Kräfte viel.

Schwebet hernieder, Geister der Freude, rc.

Auch die Zeit hat rasche Flügel
Und ihr Flug trotzt jeder Hast,
Aber mächtig in die Zügel
Fiel ihr unsers Dampfes Kraft.
Stunden hilft sie uns gewinnen,
Die die Schnecke sonst gewann,
Länger leben, länger minnen
Dürfen wir durch sie fortan.

Schwebet hernieder, Geister der Freude, rc.

Kochten längst in eh'rnem Kessel
Hexen einen Zaubertrank.

Schmilzt der uns're doch die Fessel
Die des Nades Reif umschlang.
Jene Zauber alter Zeiten,
Und die Mährchen, schlau erdacht,
Sind als schöne Wirklichkeiten
An des Tages Licht gebracht.

Schwebet hernieder, Geister der Freude, rc.

Unser Sang soll die erheben,
Deren Schöpfung wir uns freu'n,
Alle Geister sollen leben,
Die der Sonne Licht nicht scheu'n. —
Die Gespenster müssen zittern
Vor Aurorens Rosses-Huf,
Ha! der Menschheit Eulen wittern
Schon den ersten Hahnenruf.

Schwebet hernieder, Geister der Freude, rc.

In die Ferne! in die Ferne!
Daß die That den Geber preist;
Rastlos wandeln wie die Sterne
Soll der Menschheit hoher Geist.
Pflug und Sichel mag er schmieden,
Doch das Würg'schwert werde Guß.
Unser hohes Lied sey — Frieden!
Der die Wohlfahrt fördern muß.

Fr. Clemens.

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Fortsetzung.)

„Jetzt war meine Lage schrecklich, doch der Gedanke an mein Kind gab mir Kraft. Mein treuer Diener schaffte die Leiche in ein Bett, und verband sie, den Doktor ließen wir frei, und am andern Morgen erklärte ich meinen Leuten, meine Frau sey plötzlich gestorben. Hierauf ließ ich den Geistlichen, einen verständigen, wohlgesinnten Mann rufen, entdeckte ihm die ganze Wahrheit, und er, der keine böse Absicht bei mir voraussetzte, beerdigte die Unglückliche. Inzwischen liefen im Gouvernement Gerüchte über den Tod meiner Frau um, einige Nachforschungen wurden angestellt; da ich aber Alles vorbereitet hatte, so gingen diese zu meinem Gunsten aus. Meine Schwiegermutter jedoch ging nach Petersburg, und wandte sich an denselben Mann, den ich früher beleidigt hatte, und fand bei diesem thätige Unterstützung; ein Beamter, eben der jetzige Staatsrath Tumanin, ward mit Vollmacht zur Untersuchung abgesendet. Er langte am Anfange des Frühlings an, begab sich heimlich in das benachbarte Dorf, und ließ mit meinem Feinde, dem Doktor, in der zwei Werste entfernten Familiengruft den Leichnam meiner Frau ausgraben. Der Schlag an der Schläfe war an der halb verwesten Leiche noch sichtlich; ein Protokoll wurde aufgenommen und mit diesem erschien Tumanin bei mir.

„Ich war völlig unschuldig; da ich aber keine Zeugen hatte, so war es schwer, mich zu rechtfertigen. Tumanin versprach für 100,000 Rubel baar Geld die Sache günstig für mich zu leiten. Mein Bruder schaffte die Summe herbei, und nun erklärte Tumanin, er könne mir erst nach der Untersuchung hinaushelfen, da der Doktor bei der Besichtigung der Leiche anwesend gewesen sey. Es war nichts Anderes zu machen, und ich reiste mit ihm nach der Stadt, wo ich ins Gefängniß wandern mußte. Mit Ungeduld erwartete ich das Ende der Untersuchung, die sehr geheim betrieben wurde; statt aber freigesprochen zu werden, erklärte man mich für schuldig, und übergab mich dem Kriminalgerichte. Tumanin ließ sich nicht mehr sehen, sondern ging nach Petersburg zurück, wo ihn mein mächtiger Feind mit seiner Gönnerschaft belohnte, während er zugleich von mir 100,000 Rubel genommen hatte. So führen solche Heuchler die Geschäfte!

„Nun war keine Rettung für mich! Ich wurde nach Sibirien verurtheilt, und meine Tochter für unehrlich erklärt, denn durch einen unglücklichen Zufall konnte ich meine Heirath nicht beweisen.

Ein Brand hatte die Kirche und das Pfarrhaus, wo ich getraut worden, eingeäschert, und der Geistliche war bald darauf gestorben. Ich mußte nach Sibirien gehen. Mein Bruder verkaufte meine und seine Güter, und wollte mir mit meiner Tochter folgen, erkrankte jedoch in Perm. Ich selbst wurde nach kurzer Zeit durch meinen treuen Diener und den Doktor Vitalis, denselben, der Dich, Weniamin, behandelte, gerettet. Vitalis hatte mir einen starken Schlaftrunk gegeben, so daß man mich für todt hielt; in der Nacht vor der Beerdigung erwachte ich aber, und eilte in Begleitung meines treuen Dieners und des Doktors zurück nach Rußland. In Perm traf ich meinen Bruder. Dieser hatte, sobald er von meiner Ankunft hörte, alle seine leibeigenen Diener entlassen, und freie angenommen; auch diese wurden auf der Reise wiederholt gewechselt. Einst trafen wir in einem Dorfe einen armen Beamten mit seiner Frau und einem Kinde, einem lieblichen Mädchen von demselben Alter wie meine Tochter. Die Eltern starben beide an einem hitzigen Fieber, das im Dorfe grassirte, und ich bat meinen Bruder, die arme Waise meiner Tochter zur Gespielinn zu geben. Der Staroste des Dorfes willigte ein, und übergab uns die Papiere des Verstorbenen. Er nannte sich Iwanow, war entlassener Titularrath ohne alle Verwandte, und reiste nach der Ukraine, wo man ihm eine Verwalterstelle auf einem Gute versprochen hatte. Plötzlich kam mir die glückliche Idee, die Papiere des Verstorbenen mir zuzueignen, mich Titularrath Iwanow zu nennen, meine Tochter für die seine, und die seine für die meinige auszugeben. In das Erstere willigte mein Bruder ohne Umstände, in das Zweite nur nach einigem Widerstreben. Bald darauf riefen ihn Geschäfte nach Petersburg; er brachte meine Tochter dort unter dem Namen Iwanowa in ein Institut, und die wirkliche Iwanowa zu einer unserer Verwandten nach Moskau. Mir sandte er hierauf einen Paß und ich reiste mit Doktor Vitalis, der uns immer begleitet hatte, nach Wien, und von da nach Paris. Hier kam mein Bruder zu mir; da ihm aber der Aufenthalt mißfiel, ging er nach Rußland zurück, und nur die Furcht, es möchte mir, wenn ich allein bliebe, Etwas zustoßen, führte ihn wiederum nach Paris, wo er bald darauf starb. Meine Tochter heirathete, und als ich durch meinen Bankier, den Freund meines Bruders, erfuhr, daß sie mit einem Sohne nieder gekommen sey, konnte ich mich nicht länger halten, und eilte nach Rußland.

„Der Bankier dankte meinem Bruder sein Leben und seine Ehre; ich vertraute mich ihm, und fand einen Freund und Beschützer. Er entdeckte meiner Tochter das unglückliche Geheimniß, und vermittelte die erste Zusammenkunft, die ihr beinahe das Leben gekostet hätte. Sie stieß den mit Schmach bedeckten Vater nicht zurück, glaubte an meine Unschuld, und beweinte mein Geschick. Ich blieb in Petersburg, und lebte so verborgen, als möglich, aber meine Lage war höchst qualvoll, und ohne meine Tochter und meine Enkel hätte ich vielleicht Hand an mich gelegt. Meine Tochter besuchte mich in meiner einsamen Wohnung, und ich besuchte sie und herzte ihre Kinder. Jetzt, Fürst, wissen Sie die Ursache der geheimen Gänge Ihrer Gemahlinn. Als redlicher Mann können Sie mich nicht verachten. Ich bin kein Verbrecher!.. ich bin nur unglücklich! In Ihren Kindern ist reines Blut . . . Sie waren ungerecht gegen meine Tochter . . ."

Hier wurde dem Kranken übel, er machte ein Zeichen mit der Hand, daß wir ihn verlassen möchten. Auf dem Korridor begegneten wir dem herbeigerufenen Arzte, und fragten ihn nach der Fürstinn. Er schüttelte den Kopf und zuckte die

Achseln. Swietowidow und ich legten uns unausgekleidet auf den Diwan; ich konnte kein Auge schließen, und erwartete mit Ungeduld den Morgen. Plötzlich hörten wir lautes Weinen auf der Treppe. Wir sprangen auf und eilten nach der Thür; Dunjascha kam uns mit schreckenvollem Gesicht entgegen, und zog mich, ohne ein Wort zu sprechen, nach dem Zimmer der Fürstinn; großer Gott, welch' ein Anblick! Die Fürstinn stand unbeweglich mitten im Zimmer in ihrem Nachtkleide, barfuß und ein Licht in der Hand. Die Haare hingen ihr unordentlich über die Schultern hinab, die Augen waren unbeweglich und leblos wie Glas. Vor ihr lag ihr unglücklicher Vater in bloßem Hemde; ich wollte ihn aufheben, — er war kalt wie Marmor.

Dunjascha flüsterte mir zu, er sey Nachts aufgestanden und ins Schlafzimmer seiner Tochter gekommen, vermuthlich, um Abschied zu nehmen, weil er sein herannahendes Ende fühlte. Dunjascha hörte im Nebenzimmer einen Lärm, eilte hinein, und fand Beide bewußtlos am Boden liegen. Dunjascha wollte die Fürstinn ins Bett bringen, aber sie kannte Niemanden mehr, begann plötzlich ein Trauerlied zu singen, und verbeugte sich nach allen Seiten. Mir wollte das Herz vor Jammer zerreißen, Swietowidow weinte laut. Der herbeigerufene Arzt blickte die Fürstinn an, und sagte: „Man muß Gewalt brauchen, sie ist wahnsinnig!"

Ich nahm die Leiche auf, trug sie fort, ohne daß die Fürstinn es bemerkte, Dunjascha und die Dienerinnen brachten sie endlich zu Bette, und ich riß den fast fühllos gewordenen Swietowidow mit mir fort, erzählte ihm auf dem Zimmer von meiner wundersamen Heilung, und erklärte augenblicklich abreisen zu wollen, und den Doktor Vitalis herbeizurufen. Swietowidow's poetische Seele glaubte mit Einemmale alles Wunderbare, was man von demselben erzählte, fiel mir um den Hals und beschwor mich, keinen Augenblick zu zögern. Ich wollte mich nur von dem Fürsten und Dunjascha verabschieden . . . Der Fürst lag im Bette und ließ Niemanden vor sich; er war krank. Dunjascha wünschte mir glückliche Reise, und von ihr erfuhr ich, daß der Fürst in der Nacht noch mit Tumanin in Streit gerathen, und der schändliche Heuchler abgereist sey. Ich ließ anspannen, umarmte Swietowidow und eilte nach Petersburg.

(Der Beschluß folgt.)

Napoleon und der Herzog von Vicenza.

(Fortsetzung.)

Zweiter Artikel.

Ich machte die Bemerkung, daß der Herzog von Vicenza, wenn er vom Kaiser sprach, sich stets solcher ehrfurchtsvollen Formen bediente, als wenn er jetzt noch seinem Souverän gegenüberstehe. Es lag ein hohes Anstandsgefühl in dieser Tradition, eine einem großen Unglück gezollte Huldigung. Ich äußerte gegen ihn meine Gedanken hierüber und wie sehr mich diese rücksichtsvolle Achtungsbezeugung rühre. — „Meine Erinnerungen," antwortete er, „sind eine heilige Stätte, in der ich mit aller Lebendigkeit des Gefühls die Begeisterung bewahre, die den Todten überlebt hat. Selten nur rede ich vom Kaiser, und nie mit denen, die mich nicht begreifen."

Der Herzog von Vicenza hegte gegen Napoleon eine leidenschaftliche Bewunderung, aber keine blinde. Selbst mit hervorragenden Geistesgaben ausgestattet, war sein Enthusiasmus ein überlegter und auf die unbestreitbare Superiorität jener wunderbaren Natur gegründeter. „Ich habe," sagte er zu uns, „fast alle gekrönten Häupter der Zeit,

alle berühmten Zeitgenossen persönlich kennen gelernt, ich habe mit mehreren der großen historischen Gestalten in vertraulichen, freundschaftlichen Beziehungen gestanden, die durchaus mit meinen diplomatischen Funktionen nichts zu thun hatten; ich konnte daher vergleichen und urtheilen. Allein zwischen diesem und anderen Menschen war kein Vergleich zu machen, und die, welche ihn nicht so beurtheilen, haben ihn nicht verstanden. Duroc, das einfache, edle Gemüth, sagte oft zu mir mit jener uns allen bekannten Bonhomie: „Der Kaiser, mein Lieber, ist eine von den Organisationen, welche alle Specialitäten, von denen eine einzige schon einen Menschen aus der Menge hervorheben würde, in sich vereinen. Er ist der größte Feldherr der Welt, der Souverän, dessen Minister nichts, als erste Commis sind; der gewandte Administrator, welcher alle Theile seiner Staaten, alle Zweige des Dienstes selbst leitet; der Coloß mit den gigantischen Gliedmaßen, der sich mit wunderbarer Leichtigkeit zu den kleinsten Details des Privatlebens herabbeugen kann. Er versteht die Rechnungen seines Hauses, wie die Finanzen des Kaiserthums zu regeln.“ Und Duroc sprach wahr.

Man hat späterhin die treuergebenen Freunde des Kaisers mit einem flachen, falschen Epitheton beehrt. Er hatte keine Seiden, aber fanatische Bewunderer aus Ueberzeugung. Ich vermag nicht in die Vergangenheit zurückzukehren, ohne daß einige Strahlen dieses Meteors meine Ideen erleuchten.

Den Tag vor der Schlacht bei Jena ließ mich der Kaiser gegen 3 Uhr Morgens rufen. Er hatte sich gar nicht zur Ruhe gelegt. Ich fand ihn aufgeregt und ungeduldig; von seit dem vorigen Tage expedirten Befehlen war noch keine Nachricht der Ausführung angelangt. Zwar lag durchaus noch keine Verzögerung vor, allein schon der Gedanke, daß es eine solche seyn könne, war ihm lästig. Jeden Augenblick kamen neue Officiere des Generalstabs, die Bericht über die Aufträge erstatteten, welche sie während der Nacht empfangen hatten. Alle mußten sich so laconisch als möglich erklären; denn der Kaiser liebte Weitschweifigkeit nicht, eben so wenig als Unschlüssigkeit. Sicherlich hätte ihm der Prinz von Neufchatel die Beschwerde, diese Ordonanzen zu empfangen, ersparen können; allein er verließ sich in Allem, was irgend auf einen von ihm angenommenen Plan Bezug hatte, auf Niemanden. Alle seine Bewegungen waren auf eine Weise coordinirt, daß nur allein er deren ganze Oeconomie zu begreifen vermochte. Von der Einsicht und der größten Pünctlichkeit Aller hing das Schicksal der Schlachten ab. Deßhalb war der Kaiser auch furchtbar, wenn der geringste Unterlassungsfehler in der Ausführung seiner Befehle seine Calcüle durchkreuzte.

— „Sire,“ sagte ich zu ihm, „es wird ein heißer Tag seyn; es ist schon 4 Uhr und Eure Majestät haben sich noch keine Ruhe gegönnt.“ — „Das wäre mir nicht möglich, Caulaincourt.. Hier ist mein Plan,“ sagte er, die Hand langsam nach der Stirn bewegend.. „Aber noch gar nichts auf meinen Karten ... Rustan, rufe Dalbe.. er soll sogleich kommen.“

Die Karte des zur Lieferung der Schlacht gewählten Terrains lag vor ihm. Ueber den Tisch gebogen entwarf jetzt der Kaiser seinen Plan, und die Ausführung fand in schnellster, präcisester Weise Statt. — „So, jetzt geht es gut.. Haben Sie ihn begriffen, Caulaincourt?.. Sie haben meine Dispositionen im Kopf... Steigen Sie zu Pferd und suchen Sie eine Stelle aus, von wo ich das Schlachtfeld beherrschen kann... Um 6 Uhr bin ich auch zu Pferde.“

Er warf sich auf sein Feldbett und nach einigen Minuten lag er in tiefem Schlafe.

Die um 9 Uhr Morgens begonnene Schlacht hatte Nachmittags 2 Uhr noch nichts von ihrer Erbitterung verloren. Der Sieg war noch so zweifelhaft, daß Niemand von uns den Ausgang des Tages voraussehen konnte. Der Kaiser, mit seinem Generalstab auf einer Erhöhung stehend, verfolgte die Bewegungen beider Armeen; plötzlich verläßt er seine Position, reitet im Galopp fort nach der rechten Seite des Schlachtfeldes zu bis zu einer ganz freien Erhöhung. Ringsum flogen und sausten die feindlichen Kugeln; ein Bataillon Grenadiere stand hier als Tirailleurs. — „Dalbe, meine Karten," sagte der Kaiser vom Pferde steigend.

Die Karten wurden vor ihm ausgebreitet; er studirte sie, machte darüber einige Evolutionen mit der Hand, nahm dann sein Perspectiv und blickte lange und aufmerksam auf die furchtbare Scene, die sich zu unseren Füßen und rings um uns entwickelte. Die Artillerie spie von beiden Seiten ein entsetzliches Feuer aus. Ueberall schlug man sich. Der Kaiser aber stand ruhig und unerschrocken, und fuhr fort, seine Karten mit Beziehung auf das Schlachtfeld zu prüfen. Endlich übergab er dem Zunächststehenden sein Perspectiv mit den Worten: „Meine Herren, die Schlacht ist gewonnen; in acht Tagen schlafen wir in Berlin!"

Wahrhaft zauberisch wirkten diese Worte! Und wie electrisirt fühlte sich selbst die kühlste Phantasie. Keiner von uns konnte schon eine bestimmte Ansicht über den Gewinn oder Verlust der Schlacht haben, da der Sieg erst vier Stunden später gewiß war. Auch mußte er mit der heldenmüthigsten Anstrengung erkauft werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Paris.

Die Englische Kolonie.

Diesen Namen verdient die bedeutende Anzahl Engländer, welche sich bleibend in Paris niedergelassen haben, und deren Zahl sich täglich mehrt. Einige haben sehr schöne Hotels erworben, wie Stakpeele, Andere treiben Bank- und Börsengeschäfte, oder stehen an der Spitze großer Unternehmungen. Die Meisten leben aus Oekonomie in Paris, besonders wenn sie Kinder zu erziehen haben, und sind gerade reich genug für Paris, während sie für ein anständiges Leben in London zu arm wären. Es ist erstaunlich, wie viele Engländer aller Klassen sich gegenwärtig in Paris befinden, bis auf Jokeys und Grooms herab. Auch ist die Armenkasse, für welche alljährlich unterzeichnet wird, sehr in Anspruch genommen.

Die unter Bischof Luscombe stehende episcopalische Kirche in der Straße Daguesseau ist ein schönes Denkmal des Gemeingeistes dieser Kolonie, und es ist bereits eine zweite, vom Bischof unabhängige, und von einem Amerikanischen Geistlichen desservirte Kirche desselben Glaubens, aber ohne Anerkennung der Oberhoheit des Erzbischofs von Canterbury entstanden. Zudem haben die Methodisten eine oder mehrere besuchte Kapellen. Alles wird durch Unterzeichnungen unterhalten. Die Kirche der Rue Daguesseau ist rücksichtlich der Taufen und Trauungen und der Register eine halbamtliche von der Botschaft abhängige Pfarrkirche.

Die Zahl der in Paris wohnenden katholischen Irländer ist groß. Sie sind meist von alten Zeiten und den Irländischen in königlichem Solde gewesenen Regimentern her mit dem Französischen Adel verwandt, und haben auch sehr viele Wahlverwandtschaft mit den Franzosen.

Arbeiter in den Maschinenwerkstätten, Sattler, Wagenbauer, Apotheker, Aerzte, trifft man mehrere, welche der Landsmannschaft angehören; auch Weinhändler, Wirthe und Buchhändler. Viele reiche Junggesellen, wie Lord Seymour, Hr. Hope u. A. m., gehören rein der verzehrenden Klasse an und machen wirklich in aller Stille einen sehr großen Aufwand.

Sogleich nach dem Attentat des Julius konnte man sehen, wie leicht sich Alles bei den Engländern organisirt. Sie eröffneten sogleich die Unterzeichnung einer Adresse, welche in zwei Tagen bereits mit Unterschriften bedeckt war, und von Sir S. Smith mit Englischer Anrede seiner Majestät übergeben und Englisch beantwortet wurde.

Es ist keine geringe Aufgabe, Englischer Botschafter in Paris zu seyn; die Zahl der Kommenden, Gehenden und Verweilenden ist sehr bedeutend, Jeder macht Ansprüche auf Rücksichten und Bewirthung, und schon die Obliegenheit, eine solche Menge Landsleute bei Hofe vorzustellen und in den Abendgesellschaften im Englischen Hotel zu empfangen, ist an sich sehr drückend.

Das Hotel wurde von der Englischen Regierung der Prinzessinn Borghese abgekauft, und ist das einzige, welches das Wappen, und zwar in Stein gehauen, über der Thür hat.

Die Englische Kolonie wirkt vielfach auf das Leben der Pariser ein, und nicht nur die Comforts, sondern auch die Sonderbarkeiten werden ihnen nachgeahmt, wie bereits anderwärts erwähnt worden ist.

In den Englischen Lesekabinetten bei Galignani und Bennis ist das praktische Treiben der hier wohnenden Engländer, die Behendigkeit der Vertheilung der Nachrichten, und besonders die Aufmerksamkeit auf die, welche Geld zu verdienen geben, sichtbar. Galignani's Messenger giebt hiervon das beste Zeugniß. Er ist nicht nur für England die Quelle Französischer Nachrichten für Alle, welche die Pariser Blätter nicht kaufen können oder nicht kaufen wollen, sondern auch die bevorzugte Zeitung für die in Frankreich, und überhaupt östlich und südöstlich von Paris wohnenden Engländer, deren Zahl bekanntlich Legion ist, und welche in ihm alles Wichtige der Englischen Blätter eben so schnell als durch diese selbst erhalten.

Bereits sind Roastbeefbuden, Englische Brauereien, Mockturtlesuppen, Wettrennen, Steeple chases, Hahnenkämpfe, Jockey-Clubs, Soy und Ketchap, die reichbeleuchteten Apotheken und so vieles Andere mit den Insulanern in Paris eingewandert, und jedes Jahr wird der Engländer uns des Englischen mehr bringen.

Die Nordamerikaner schließen sich hier in ihrer Lebensweise ganz an ihre älteren Brüder an, und vermehren, da sie zahlreich sind, die Kolonie, welche durch Thätigkeit, Beharrlichkeit und Zusammenwirken nicht nur sich hier Englisch erhält, sondern auch Andere bewegt, ihnen nachzuahmen.

Bunte Steine.

Von

Thuringus.

William Penn und Thomas Story wurden auf einer Reise in Virginien von einem Regenschauer überfallen, und traten deßhalb ohne Umstände in ein Haus ein. Der Besitzer desselben empfing sie mit den Worten: „Sie sind ziemlich unverschämt, ohne Erlaubniß gleich hereinzutreten. Wissen Sie nicht, wer ich bin?“ „Nein?“ war die Antwort. — „Nun so wissen Sie, daß ich der Friedensrichter des Orts bin!“ — „Und mein Freund da,“ entgegnete Story, „macht solche Dinge, wie Du bist, zu Dutzenden, er ist Gou-

verneur von Pennsylvanien." Der Hochfahrende schwieg.

Wie wenig dazu gehörte, unter der Schreckensregierung in Frankreich den Kopf zu verlieren oder zu behalten, wird durch eine tragisch-komische Thatsache aus dem Leben des Pariser Eremiten, des Grafen von Schlaberndorf, belegt. Er sah mit hundert Andern schon einige Zeit dem Tode entgegen, als eines Morgens, wie gewöhnlich, der Karren kam, die zur Hinrichtung bestimmten Opfer zu holen. Sein Name wird genannt. Er murrt und widerstrebt nicht. Angekleidet ist er bald, aber — die Stiefeln sind nicht zu finden. Er sucht sie; er sucht sie mit allem Eifer; der Kerkermeister hilft suchen; aber — sie sind nicht da; „ohne Stiefeln kann ich nicht gehen;" sagt er endlich zum Kerkermeister; „das sehen Sie ein. Wissen Sie was? Nehmen Sie mich morgen statt heute. Es kommt ja nicht auf einen Tag an." — Der Kerkermeister, von Natur nicht bösartig, willigt in den unbedeutenden Aufschub von 24 Stunden ein. Ein Kopf mehr oder weniger macht auf dem Karren keinen großen Unterschied. Am andern Morgen steht der Graf gestiefelt da. Aber dießmal wird sein Name nicht abgelesen. Natürlich, die Machthaber glauben, sein Kopf sey abgethan. Der Kerkermeister findet nicht Beruf, ihn besonders anzugeben und entläßt ihn zwar nicht der Haft, aber es dauert nicht lange, so ist Robespierre gestürzt und Schlaberndorf frei wie hundert Andere — weil er die Stiefeln nicht finden konnte! —

In Paris ziehen täglich 106 Leierkastenmänner, 135 Sänger und 241 Musiker in den Straßen herum *), Drei Viertel sind Fremde.

*) Glücklich, wer sie nicht anzuhören braucht!

Miscellen.

Man hat in den Minen von Anzin in einer Tiefe von 1100 Fuß einen fossilen Palmbaum gefunden, welcher aufrecht steht, und dessen Wurzeln den Boden mehrere Fuß tief durchdringen; der Stamm hat etwa 36 Zoll Durchmesser. Man will den Baum nach Paris ins Naturalienkabinet schicken.

Gottesdienst.

Sonntag, den 4. Septbr.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Candidat Pralle.....	U. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Pastor Capelle.....	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Dr. Krummacher.....	St. Ansgarii	9 „
Hr. Candidat Heineken...	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Pastor Mallet.....	— — —	12 „
Hr. Pastor v. Hauffstengel	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor Iken.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Toel.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Kein Gottesdienst.	Armenkirche	8 „
Hr. Pastor Wemer.....	St. Johannis	6½ „ Messe
Hr. Vicarius Driver.....	— — —	9 „ Hochamt
Hr. Vicarius Driver.....	— — —	10 „ Predigt
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8 „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

Berichtigungen.

In dem Aufsatze „Nachtrag rc." im Bürgerfreunde Nr. 70 lese man Seite 556 Zeile 4: 1654 statt 1645. Seite 559 Zeile 2: quari statt quori, Seite 559 Zeile 3 und 4 sind nach dem Worte geringen die Wörter: Schande oder ausgelassen.

(Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen".)

A. Daevel, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 71.

Bremen, Sonntag den 4. September 1836.

Gestorben:

Nro. 826. Den 30. August. Des Küpers Bernhard Heinrich Waltjen Sohn, 6 Wochen; Bornstr. Nr. 18.

— 827. Den 31. — Des Arb. Hinrich Meyer Ehefrau, geb. Meyer, 38 Jahr; Hastedt Nro. 94.

— 828. Den 31. — Des Arb. Joh. Michael Lotz Sohn, 4½ Jahr; Hastedt.

— 829. Den 31. — Des verstorb. Arb. Herm. Hinrich Wolters Wittwe, geb. Clausen, 55 Jahr; kleine Fischerstraße Nro. 6.

— 830. Den 31. — Der Dr. med. Ernst August Castendyk, 26 Jahr; Domsheide Nro. 3.

Nro. 831. Den 1. September. Des Maurergesellen Carsten Nicolaus Samuel Mende Sohn, 8 Tage; Rembertistraße Nro. 14.

— 832. Den 2. — Der Schneidergesell Carl Heinrich Grönert, 26 Jahr; Schmiedestraße Nro. 5.

— 833. Den 2. — Des Knochenhauers Carsten Abbes Tochter (todtgeboren); Schnoor Nro. 18.

— 834. Den 2. — Des Weißbäckers Hermann Schweers Tochter, ¾ Jahr; Wisterstraße Nro. 11.

Geburten:

Nro. 1064. Den 28 August. Des Kaufmanns Joh. Heinrich Hobach Ehefrau, geb. Hüsing, Grünenstraße Nro. 114; von einem Mädchen.

— 1065. Den 28. — Des Arb. Christoph Hoppe Ehefr., geb. Rannemann, Dreckort Nro. 27; von einem Knaben.

— 1066. Den 29. — Des Tischlers Joh. Arnold August Barneföhr Ehefrau, geb. Corßen, Buntenthorssteinweg Nro. 16; von einem Mädchen.

— 1067. Den 30. — Des Kaufmanns Kordes Albert Niemeyer Ehefr., geb. Volckmann, Langenstraße Nro. 82; von einem Knaben.

— 1068. Den 30. — Des Arb. Johann Hinrich Schäffer Ehefr. geb. Bremer, gr. Papeken-Gang N. 3; von einem Knaben.

— 1069. Den 30. — Des Hutmachergesellen Friedr. Petersen Ehefr., geb. Behnken, gr. Sortillenstraße Nro. 9; von einem Mädchen.

Nro. 1070. Den 30. August. Des Maurergesellen Joh. Hinrich Behnken Ehefr., geb. Gradau, Schwachhausen Nro. 4; von einem Mädchen.

— 1071. Den 1. Sept. Des Miethkutschers Joh. Heinrich Gerding Ehefr., geb. Bösselmann, vor Stephanikirchhof Nro. 17; von einem Knaben.

— 1072. Den 1. — Des Mäcklergehülfen Carl Cornelius Siegmund Wintzer Ehefrau, geb. Wiepert, Odernstraße Nro. 41; von einem Knaben.

— 1073. Den 2. — Des Schneiders Berend Eckhoff Ehefrau, geb. Kiene, Bauernstraße Nro. 5; von einem Knaben.

— 1074. Den 2. — Des Knochenhaueramtsmeisters Carsten Abbes Ehefrau, geb. Krudop, Schnoor Nro. 18; von einem todten Mädchen.

— 1075. Den 2. — Des Cigorrenmachers Carsten Frage Ehef., geb. Wortmann, Lambers-Hof Nr. 1; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 306. Der Blechenschläger Jacob Hinrich Grohne zu Vegesack und des verst. Blechenschlägers daselbst, Joh. Hinrich Meyer Wittwe, Luise Christine Caroline Johanne, geborne Sievking.

Nro. 307. Der Knochenhaueramtsmeister Christian Fäsenfeld und Johanna Elisabeth Villmer, Beide von hier.

Eilundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 72.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 8. September 1836.

All' eine Straße müssen wir; Allen rauscht
Die Urn' im Umschwung: früher und später fällt
Das Loos des Schicksals, uns zum ewig
Währenden Bann in den Kahn zu setzen. Horaz, von Voß übersetzt.

Beim Gewitter.

Es lagert sich umher mit dumpfem Grausen,
Es wölkt sich hoch heran in dunklen Schichten,
Bald wird der Blitz die Wolkenschwärze lichten
Und über uns noch ferner Donner brausen.

Schon hör' ich's hohler in den Eichen sausen
Und sturmverkündend rauschen durch die Fichten;
Ein Wink — und aus der Wolke fährt Vernichten
Und in der Flamme kann der Sturmwind hausen.

Und wenn nun mir als feur'ger Todesbote
Ein Blitzstrahl jetzt urplötzlich sollte winken,
Wie würde da, was kaum in meinem Herzen
Noch in so heißen, regen Gluthen lohte,
In kalte Asche schnell zusammensinken! —
Und um so Nicht'ges hat man solche Schmerzen?

Thekla.

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Beschluß.)

Mitten in dem furchtbaren Sturme leuchtete mir wenigstens Ein Hoffnungsstern: Sophie war nicht meine Verwandte, sie war frei. Aus Moskau schon hatte ich ihr die erhaltene Nachricht über ihre Herkunft mitgetheilt. Morgens früh kam ich in Petersburg an, und ohne nach meinem Quartier zu gehen, fuhr ich sogleich nach dem Hause des Doktors Vitalis. Zu meinem Erstaunen war die Thür offen und ein Polizeidiener stand davor. „Was ist das?“ fragte ich. „Weiß nicht! das ist die Sache des Befehlshabers!“ Ich trat hinein, und erstaunte noch mehr, einige Polizei-Offizianten und einen Schreiber an einem

Tische arbeiten zu sehen. „Was ist Ihnen gefällig?“ fragte der Eine. „Ich suche den Herrn des Hauses.“ — „Der ist lange todt.“

Dieser Schlag traf mich empfindlich, ich liebte den guten, wohlthätigen Mann wie meinen eigenen Vater, und wenn ich gleich stets an der Wahrheit seiner wunderbaren Entdeckungen zweifelte, so glaubte ich doch an seine ungewöhnliche Heilkunst und seine thätige Menschenliebe. Ich konnte die Thränen nicht zurückhalten; die Beamten aber kümmerten sich um meinen Schmerz nicht, und baten mich, sie allein zu lassen, damit sie das Vermögens-Inventar des, ohne Erben und ohne Testament Verstorbenen, entwerfen könnten. Ich fragte, wie er gestorben, und ob er krank gewesen sey, und erfuhr, er habe Nachts in seinem Laboratorium gearbeitet, eine mächtige bronzene Retorte sey gesprungen und habe ihm den Kopf zerschmettert, und der herausfließende Spiritus einen Brand erzeugt, der alle Papiere verzehrt habe, so daß man jetzt nichts von seiner Herkunft wisse. „Aber der Doktor hatte Geld, Gold und kostbare Steine,“ sagte ich. — „Entschuldigen Sie,“ sagte einer der Beamten; „ich war zuerst auf dem Platze; im obern Stocke ist Alles verbrannt, im untern Stocke waren nur Möbel, alte Kleider und 17 Rubel 33 Kopeken baar Geld. Darüber ist gehörigen Orts Rapport erstattet worden, und wenn Sie Ansprüche haben, so wenden Sie sich nur gefälligst dahin!“

Ich verließ das Haus meines Freundes mit schwerem Herzen; tausend Gedanken kreuzten sich in meinem Kopfe; er starb also eines gewaltsamen Todes. Wie, wenn es kein Mährchen war, daß er ein Lebenselixir zu bereiten und Gold zu machen verstand! Als ich wegging, sah ich auf der Straße im Koth einen Fetzen Papier liegen, der vermuthlich bei der Explosion aus dem Fenster geflogen war; ich hob ihn auf und erkannte die Hand meines Freundes. Es war ein Bruchstück des ersten Blattes seiner Memoiren, und begann mit den Worten: „Ich bin geboren am 15ten Mai 1670.“ Weiter war Nichts zu entziffern. Wenn mein Freund nicht närrisch war, als er dieß niederschrieb, so stand er in seinem hundert und vierzigsten Jahre, als er eines gewaltsamen Todes starb, und sein Lebenselixir war somit kein Mährchen.

Einige Schritte davon stand ein Volkshaufen, der sich über den Brand und den verbrannten Doktor unterhielt; ich eilte aber vorüber, um die albernen Urtheile nicht anzuhören. Als ich an die Isaaks-Brücke kam, mußte ich anhalten. Ein langer Trauerzug zog eben darüber hin. Ich betrachtete denselben; das sind die Beamten unserer Kanzlei. Ein vertrauter Schreiber eilte auf mich zu, und sagte: „Er ist nicht mehr am Leben!“ — „Wer?“ fragte ich. — „Unser guter Vorstand Stambulow!“

Dieser neue und unerwartete Schlag lähmte mich völlig. Eine stumme Verzweiflung bemeisterte sich meiner. Ich schien mir wie verurtheilt, Alles zu verlieren, was meinem Herzen theuer war. Mit Schrecken dachte ich an Sophie, Swietowidow, die Fürstinn, die gute Dunjascha. Das Grab Stambulow's schien mir das Schreckbild, das Alles, was mir lieb war, zu verschlingen drohte. Die Leute hinter dem Sarge schwatzten laut mit einander; Satanenko schritt mit triumphirender Miene einher, und lächelte spöttisch, als er mich erblickte. Ich stieg aus dem Wagen und folgte dem Zuge. Um mich her ertönten Spöttereien und Gelächter. Ich konnte es nicht mehr aushalten, faßte den oben erwähnten Schreiber, einen wackern jungen Mann, an der Hand, und ging mit diesem nach meinem Quartier. Dort angekommen verlangte ich sogleich Stempelpapier, um meine Bitte, um Entlassung, nieder-

zuschreiben. „Vergessen Sie nicht, sich Titularrath zu unterzeichnen. Der Vorschlag Stambulow's ist bestätigt worden, und die Bestätigung in der Kanzlei eingelaufen.“ Die Ereignisse der letztern Tage hatten mich indeß gleichsam abgestumpft, und ich konnte mich über die schnelle und unerwartete Rangerhöhung nicht einmal freuen. Am folgenden Tage wurde mein Gesuch übergeben, statt aber noch in die Kanzlei zu gehen, ließ ich mich krank melden, und verschloß mich in mein Zimmer.

Eine Woche später kamen Sophie und meine Schwester nach Petersburg. Ich übergehe alle Einzelnheiten, die nur für mich Bedeutung haben; die Menschen hören nicht gern die Erzählungen von fremdem Glück. Am ersten Abend erklärten ich und Sophie uns gegen einander; sie liebte mich, wollte mich aber nicht heirathen, weil sie einige Jahre älter war als ich. Doch besiegte ich, wie leicht zu erachten, ihr Widerstreben, und nach einem Monate war sie meine Frau. Meine Schwester verheirathete sich mit einem armen, aber thätigen Liefländischen Adeligen, dem ich mit Einwilligung meiner Frau, die von der Fürstinn für mich und meine Schwester erhaltenen 50,000 Rubel ganz abtrat, worauf er alsbald ein großes Gut in Pacht nahm. Sobald ich meine Entlassung erhalten, reiste ich mit meiner Frau nach meinem neuen Aufenthaltsort in der Nähe meiner Schwester ab, nämlich in dasselbe Städtchen, wo Sophie bisher gelebt hatte, denn dort hoffte ich am ehesten vor allen Verläumdungen und Verfolgungen meiner Feinde sicher zu seyn, die ich mir ohne alle Schuld von meiner Seite zugezogen hatte.

Gleich am Tage meiner Rückkunft nach Petersburg aus dem Dorfe der Fürstinn hatte ich an Swietowidow und an Dunjascha geschrieben, ihnen den Tod des Doktor Vitalis angezeigt, und ihnen gerathen, die Fürstinn entweder nach der Hauptstadt zu führen, oder irgend einen Arzt von Ruf nach dem Dorfe kommen zu lassen. Lange wartete ich auf Antwort, endlich erhielt ich von Swietowidow ein Schreiben aus dem Kaukasus folgenden Inhalts:

„Sie ist nicht mehr auf dieser Welt. Die himmlische Seele ist zu ihrem Urquell zurückgekehrt. Sey glücklich, Weniamin; ich will es nicht mehr seyn. Mein Kummer ist mir lieb geworden, denn ich lebe nur noch in der Erinnerung. Dunjascha ist nach dem Verluste ihrer Gebieterinn, die sie liebte, wie Jeder sie lieben mußte, der sie kannte, in ein Kloster gegangen .... Von dem Fürsten schreibe ich kein Wort ... er ist wahrscheinlich mit Livreezuschnitt oder mit Frömmeleien beschäftigt, falls ihn die Entlarvung des niederträchtigen Tumanin nicht umgestimmt hat. Tumanin ist hier und braucht die warmen Bäder; möchten sie ihm doch das Herz abbrennen! Hier verehren sie ihn, wie den Mahomed in Arabien! Die Einen glauben an seine Heiligkeit, die Andern fürchten seine Bosheit. Die Kinder der Fürstinn sah ich in Moskau. Sie sind in den Händen von Miethlingen. Arme Mutter! Lebe wohl und schreibe mir.“

„Armer Swietowidow! Arme Dunjascha!“ seufzte ich.

Jetzt lebe ich nun schon 10 Jahre in einem kleinen Liefländischen Städtchen. Keine Wolke trübte bis jetzt mein häusliches Glück. Mit jedem Tage liebe ich Sophie mehr, und fessele mich leider mehr ans Leben. Gott hat mich mit gesunden Kindern gesegnet, und meine Ausgaben sind hier so geringe, daß ich hoffe, ihnen ein ordentliches Stück Brod zu hinterlassen. Alle meine Freuden und meine Genüsse sind hier in meiner Familie vereinigt. Eine andere Zerstreuung habe ich hier nicht, als Boston und Whist

Moreau seinen alten Ruhm und sein Leben verlor.*) Nie ward ein Verbrecher schneller und auffallender gezüchtigt. Es war, als ob der himmlische Zorn den Apostaten mit seinen Blitzen zerschmettere!!!

In dem Augenblicke, wo der Kaiser von diesem Ereigniß benachrichtigt wurde, wendete er sich lebhaft zum Herzog von Vicenza, ihm ins Ohr flüsternd: „Mein Stern, Caulaincourt, mein Stern!! Dieser Tod wird eine der wichtigsten Seiten in meiner Geschichte!"

Noch mehrmals lenkte er an diesem Tage das Gespräch auf diesen Gegenstand. Nach seinen fatalistischen Ideen war dieser Tod für ihn ein Lächeln des Schicksals; eine Rückkehr des wunderreichen Glücks, das ihn an der Hand geleitet, ihn Napoleon, den einfachen Unterlieutenant, um ihn durch den Ruhm dahinzuführen, wo es unter den Menschen keinen höheren mehr gab.

Jene Französische Kugel, die Moreau in demselben Augenblick traf, wo er im feindlichen Lager erschien, ist eine der fabelhaften Zufälligkeiten, für welche man vergebens nach einer Erklärung sucht. Napoleon leitete aus diesem Ereigniß Folgerungen ab, die seinen Prädestinationsansichten schmeichelten. Das eine dem Freunde zugeflüsterte Wort: „Caulaincourt, mein Stern!" verrieth seine innern Gedanken. „Ich selbst," sagte der Herzog zu mir, „theilte den Eindruck, den dieser außerordentliche Tod auf den Kaiser gemacht hatte, und auch auf die Armee äußerte er sich lebhaft. Auf wahrhaft wunderbare Weise prägen sich solche unglückliche moralische Lehren der Intelligenz der Massen ein, und eine hohe Lehre knüpft sich an den Namen des General Moreau."

*) Dem General Moreau wurden am 27. Aug. 1813 beim Angriff auf Dresden an des Kaiser Alexander's Seite von einer Französischen Kanonenkugel beide Beine zerschmettert. Sie wurden ihm abgelöst und er starb am 2. Sept. desselben Jahres zu Laun in Böhmen. Ein Denkmal auf der Höhe, wo er gefallen, deckt seine abgelösten Füße; der Körper ward zu Petersburg feierlich beerdigt. d. U.

Materielle Philosophie.

Es wurde eben von den Räthseln des Lebens gesprochen in einer Gesellschaft, wo man Gespräche der Art als Zeitverlust zu betrachten pflegt; denn es giebt ja mit den Tages-Neuigkeiten und Tages-Erfordernissen vollauf zu thun, besitzt man Mittel genug, um überhaupt mit dem Nichtsthun durchzukommen. Da fiel es nun nicht besonders auf, als ein, an Gut und Leib sehr wohlhabender alter Herr mit Kopfschütteln also dazwischen redete: „Erzeigt mir den einzigen Gefallen und schwatzt nicht von Räthseln, wo keine sind. Ich esse, wenn's mir schmeckt, trinke, wenn ich Lust habe, schlafe, wenn ich will, stehe auf, wenn das Frühstück fertig ist, liebe und hasse, wie mir's beliebt, zahle, was Noth thut, vergnüge mich, wie ich kann, und sterbe, wenn ich muß; — wie ist's denn möglich, da von Räthseln zu sprechen!" Der Mann hatte offenbar auch seine Philosophie und ich mag nicht dafür stehen, daß nicht Viele sie ihm beneiden, während vielleicht nur Wenigen eine solche Verliebtheit in die Erde doch auf- und mißfällig ist.

Fr. Wendel.

Anekdoten.

Ein Beduinen-Weib wurde in einem Französischen Lager bei Algier gefragt, ob sie wisse, weßhalb die Franzosen in Algier wären. „O ja", antwortete sie; „eure Weiber sind beinah alle an der Pest gestorben, denn ihr habt ja fast keine einzige mitgebracht. Da wollt ihr euch nun Weiber rauben; aber ihr hättet besser gethan, nach Tunis zu gehen, denn hier sind sie zu häßlich."

Ein Sonntagsjäger, der niemals traf, erzählte immer viel von seinen großen Thaten auf der Jagd. „Hören Sie", sagte endlich Jemand zu ihm, „geben Sie mir einen Thaler, so will ich einen ganzen Tag Ihr Hase seyn."

In sehr kühlen Hundstagen bivouacquirte ein Regiment Pommern. Einer derselben, sich vor Frost schüttelnd, sagte zu einem andern: „Kam'rad, wer von diese Hundstage verrückt wird, der muß doll im Kopfe sin!

Miscellen.

Die Erdbeben mehren sich gegenwärtig auf eine höchst auffallende Weise; während eine Nachricht über die andere aus Italien kommt, namentlich auch aus Ober-Italien, und alle Umstände, vorzüglich die Konvergenz der Linien auf eine Bewegung in dem altvulkanischen Lande von Nord-albanien hindeuten, fehlen auch die Nachrichten aus andern Welttheilen nicht. In den ersten Monaten dieses Jahres — die Zeit ist noch nicht genau bekannt — fand ein heftiges Erdbeben auf Mindanao statt, wie es scheint, in der Richtung gegen die Molukken hin. Am 22sten oder 23sten Junius fand eines in Central-Amerika statt; man glaubt, daß der Berg Congrehoy östlich von Omoa einen vulkanischen Ausbruch gehabt habe. Der Ausbruch muß äußerst heftig gewesen seyn; denn man vernahm während 18 Stunden die Detonationen zu Belize in Honduras, was 200 (Englische) Meilen entfernt ist.

In Smyth's Reise von Lima nach Para findet sich folgende Notiz über die Boa constrictor: „In mehreren Häusern von Para in Brasilien finden die Bewohner ein Vergnügen daran, diese ungeheuren Reptilien aufzuziehen, und Hr. Smith, Konsul der Vereinigten Staaten, besitzt deren mehrere, die man zur Ausrottung der Ratten im Hause hält. Diese Thiere sind manchmal 15 — 18 Fuß lang, und sollen nie Jemandem Schaden zufügen; ihre Farben sind jedes Mal nach den Häuten glänzender.

Die Französische Regierung läßt gegenwärtig ältere Münzen umschmelzen, und es fand sich, daß sie etwas Gold enthielten. Bei den Sechsfrankenthalern gewann man 6½ Fr. bei 1000 Fr., so daß die Hälfte der Unkosten für die Umschmelzung aller Duodezimalmünzen erspart wurde. Auch prägt man alle Fünffrankenthaler von einer frühern Jahreszahl als 1805 um; 45,000 Franken gaben, die Umschmelzungskosten mit einbegriffen, einen reinen Vortheil von 1000 Fr.

Korrespondenz-Nachricht.

Aus Savoyen, August.

Manchmal sind weit geringere Excursionen gefährlicher, als die Ascension des Montblanc durch den Engländer Waddington. Davon hatten wir vor einigen Tagen wieder ein merkwürdiges Beispiel. Ein Reisender ging am 29sten Juli mit dem Guiden Michel Devouasson, einem der unerschrockensten Männer des Thals, der schon ein halbdutzend Mal auf dem Montblanc gewesen war, nach dem sogenannten Jardin, bekanntlich einer kleinen, blumigen, grünen Oase mitten zwischen ewigem Schnee und Eis, hinter den Aiguilles du Dru und Berte, am Rande des südöstlichen Arms des Mer de glace, einer kleinen Zauberinsel, die wahrscheinlich von einer unterirdischen warmen Quelle unterhalten wird. Diese Excursion wird von vielen Reisenden, selbst von Damen unternommen, und bei einiger Vorsicht hat es damit keine Gefahr, aber gerade diese Vorsicht darf keinen Augenblick unterlassen werden, besonders nach frischgefallenem Schnee, der, leicht und dünn aufgelegt, die Eisschlünde verbirgt. Jene zwei Reisende hatten, wie man es zu machen pflegt, in dem Pavillon des Montanvert übernachtet, hätten dann ihre Wanderung am folgenden Morgen über das Mer de glace fortgesetzt, und waren ungefähr noch eine Stunde vom Jardin entfernt,

als auf ein Mal der vorausgehende Führer schnell versank und verschwand; denn er hatte unterlassen, vor dem Aufsetzen des Fußes die Schneestelle mit seinem langen eisenbeschlagenen Stabe zu untersuchen: so war er denn auf einen Eisschlund getreten, der nur mit einigen Zollen frischgefallenen Schnees bedeckt war. Diese dünne Schneeschichte war unter der Last gewichen, und so fiel der Guide in den Abgrund. Denken sie sich nun die bedenkliche Lage des Reisenden, der seinen Führer in diesem gefährlichen Eismeere nicht mehr sah, denn über ihm war der Schnee zusammengefallen. Auf wiederholtes Rufen gab der Versunkene keine Antwort; vielleicht war er zu tief gesunken, um den Ruf des Fremden zu hören, vielleicht lag er da unten betäubt, vielleicht gar todt. Der Reisende sah ein, hier sey nur Eins zu thun, nämlich allein so gut und so schnell als möglich seinen Rückweg nach der nächsten Wohnung, nämlich nach dem Pavillon des Montanvert, zu suchen und dort die stündlich von Chamounix ankommenden Guides aufzufordern, ihrem Kameraden schnell Hülfe zu leisten. Aber wie dahin gelangen, auf unbekannten, unsichtbaren, gefährlichen Pfaden zwischen Eispfeilern, Blöcken und Abgründen! Unglücklicherweise gleitete er auch ein Mal in der Eile und Bewegung aus, und sein langer Stock fiel dabei in einen tiefen Schlund, wo es unmöglich war, ihn wieder zu bekommen. Von nun an wurde sein Gang noch viel schwankender. So irrte er drei volle Stunden umher, und verzweifelte fast, den Montanvert allein zu erreichen, als er von fern einen Mann auf dem Schnee auf sich zukommen sah. Er stand erstaunt still, und bald hörte er die Worte: „Monsieur, Monsieur, vous avez perdu la bonne direction; vous n'étez pas dans le chemin.“ *) Hierauf rief ihm der Reisende zu, er habe seinen Führer verloren und eile, ihm jetzt Hülfe zu schaffen, aber er kenne den Weg nicht allein. Indessen war der Mann näher gekommen und sagte: „Eh, Monsieur, je suis votre guide, vous ne me reconnaissez donc plus?“ **) Dieß wäre auch schwer gewesen, denn Michel war ganz blutig am Kopfe und im Gesichte.

Der Reisende umarmte Michel vor Freude, und erfuhr nun Folgendes von ihm: „Als ich den Boden unter mir weichen fühlte, dachte ich gleich daran, bei meinem Fall mit dem Kopfe wo möglich oben zu bleiben; bald darauf aber verlor ich das Bewußtseyn, denn ich war mit der Stirn heftig gegen eine Eiswand gestürzt. Erst nach einiger Zeit kam ich wieder zur Besinnung und fühlte, daß ich kopfüber gestürzt war und die Beine oben hielt. Mein erstes Bemühen war, aus dieser fatalen Lage zu kommen; aber lange schien dieß unmöglich, denn ich war wie eingekeilt. Endlich, und nach mehrfacher Anstrengung gelang es mir zwar zum Theil, aber durch meine heftige Bewegung fiel ich von Neuem und wohl sechszig Fuß tief; jedoch war dieß mehr ein Versinken als ein Sturz zu nennen, auch that ich mir nicht mehr weh. Jetzt fühlte ich, daß mir viel Eiswasser auf den verwundeten Kopf floß, was sehr unangenehm und peinlich war, aber mich vielleicht bei Kräften erhalten hat. Ich war zwischen zwei Eiswänden eingeklemmt. Gleich kam ich auf den Gedanken, mein großes Messer aus der Hosentasche zu ziehen und mir damit zu helfen. Beim Knie, denn so weit konnte ich reichen, schnitt ich also eine Vertiefung ins Eis, und an der gegenüberstehenden Eiswand ungefähr einen Fuß höher. Auch oben machte ich zwei Einschnitte, um die Hände einzusetzen, mir daran hinaufzuhelfen und mich vor tieferem Einsinken zu bewahren. Als die Einschnitte fertig waren, setzte ich einen Fuß und die Hände ein, gab mir nach Leibeskräften einen Schwung, und es gelang; mit dem andern Fuße kam ich glücklich in den Einschnitt. Mit dieser Operation fuhr ich nun muthig fort, bis nach und nach das Tageslicht zu mir eindrang. Noch einige Anstrengung, und ich war oben. So mag ich wohl einige achtzig Fuß hoch gestiegen seyn, gerade wie die Schornsteinfeger. Aber nun ist es die höchste Zeit, uns wieder nach dem Jardin aufzumachen und die verlorene Zeit einzubringen.“ Der Reisende aber hatte alle Lust zur Expedition verloren, zumal als er Michel's tiefe Kopfwunden sah. Er war entschieden für den Rückweg. Ohne Anstoß kamen sie auch auf den Montanvert, wiewohl der Guide jeden Augenblick mehr von der Sonnenhitze litt, die seinen Kopfwunden nicht so wohl that, als das Eiswasser. Nur mit Mühe konnte er sich vom Montanvert bis Chamounix schleppen, wo er in heftigem Fieber ankam. Schnell wurden ihm starke Aderlässe gemacht, und schon nach einigen Tagen war er außer aller Gefahr.

*) »Mein Herr, Sie haben die Richtung verloren, Sie sind nicht auf dem rechten Wege.«

**) »Ei, mein Herr, ich bin Ihr Führer, erkennen Sie mich nicht mehr?«

(Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen der Stadt Bremen“.)

A. Doeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 72.

Bremen, Donnerstag den 8. September 1836.

Gestorben:

Nro. 835. Den 2. Sept. Des Kahnschiffers Dieb. Froböse Sohn, 1¾ Jahr; gr. Krummenstr. Nro. 35.

— 836. Den 2. — Der Strumpfweber August Heinrich Klutte, 57 Jahr; auf dem Häfen Nro. 5.

— 837. Den 3. — Des Steinhauers Friedrich Sanders Sohn, 7 Monat; Ahlers-Gang Nro. 3.

— 838. Den 3. — Des Zimmergesellen Johann Georg Barnickel Tochter, 3½ Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 112.

Nro. 839. Den 4. Septb. Des Küpers Johann von Harten Tochter, 1½ Jahr; große St. Johannisstraße Nro. 247.

— 840. Den 4. — Des Arb. Jac. Kipp Tochter, 5 Monat; Greeren Nro. 6.

— 841. Den 4. — Heinr. Wilh. Klevenhusen, 22 Wochen; Deventhorssteinweg Nro. 3 A.

— 842. Den 5. — Die Dienstmagd Eva Kühn aus Wasserlos, 25 Jahr; am Neuenmarkt Nro. 34.

Geburten:

Nro. 1076. Den 30. August. Des Weinküpers Arend Ahrens Ehefr., geb. Schnau, Düsternstraße Nro. 60; von einem Mädchen.

— 1077. Den 1. Sept. Des Drechslermeisters Carsten Schröder Ehefrau, geb. Brasch, gr. Fuhrleutestr. Nro. 44; von einem Mädchen.

— 1078. Den 1. — Des Schiffskapitäns Joh. Koch Ehefrau, geborne Plön, Neustadtsdeich; von einem Mädchen.

— 1079. Den 2. — Des Krameramtsgenossen Daniel Ehmck Ehefrau, geb. Hirdes, Obernstraße Nro. 58; von einem Mädchen.

— 1080. Den 2. — Des Arb. Hinrich Thiesner Ehefrau, geb. Grimm, Corßen-Gang Nro. 16; von einem Knaben.

— 1081. Den 2. — Des Arb. Heinrich Georg Winters Ehefrau, geb. Strutmann, Obernstr. Nro. 20 (Vorstadt); von einem Mädchen.

— 1082. Den 3. — Des Malzers August Conrad Böcker Ehef., geb. Hollmann, Knochenhauerstr. N. 26; von einem Knaben.

Nro. 1083. Den 3. Septb. Des verst. Arb. Claus Heinrich Alb. Frese Wittwe, geb. Creutziger, hinter der Holzpforte Nro. 11; von einem Knaben.

— 1084. Den 3. — Des Zimmergesellen Herm. Henrich Max Lammers Ehef., geb. Grimm, gr. St. Johannisstr. Nr. 187; von einem Mädchen.

— 1085. Den 3. — Des Arb. Joh. Daniel Meyer Ehefrau, geb. Nolte, Stangen-Hof Nro. 4; von einem Mädchen.

— 1086. Den 4. — Des Schneidermeisters Joh. Heinrich Dörbaum Ehef., geb. Falckenburg, Neuenstr. Nro. 10; von einem Mädchen.

— 1087. Den 4. — Des Lohndieners Joh. Gerh. Heinr. Schröder Ehefr., geb. Godecke, Marterburg Nro. 48; von einem Mädchen.

— 1088. Den 4. — Des Fuhrmanns Cornelius Jacob Wentzel Ehefrau, geborne Brennecke, an der Schleifmühle Nro. 5; von einem Knaben.

— 1089. Den 5. — Des Dienstknechts Wilhelm Friedrich Krotz Ehef., geb. Steffens, Heerdenthorssteinweg Nro. 2; von einem Knaben.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 73.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 11. September 1836.

Und zum Eurus eil' ich schnelle,
Der des Schiffes leichten Kiel
Durch den lust'gen Tanz der Wogen
Führe zu dem fernen Ziel'. Th. vom See.

Des Deutschen Schiffers Heimweh.

Die Wolken ziehn so silbern
Im freundlichen Sonnenstrahl,
Ach, könnt' ich mit ihnen segeln
Zum heimatlichen Thal!

Wohl fern am blauen Gewässer
Winkt drüben ein grüner Strand,
Mit mächtigen, dunkeln Eichen,
Das ist mein Vaterland.

Dort klingen kräftige Lieder
Aus freier und froher Brust,
Dort rauschen der Sänger Saiten,
Berauscht von Sangeslust.

Was regt sich mir in dem Busen?
Was ist mir das Herz so schwer? —
Ach, daß ich am fernen Strande
In Deutscher Heimat wär'!

Gust. Raßmus.

Napoleon und der Herzog von Vicenza.

(Fortsetzung.)

Wir hatten mit dem Herzog von Vicenza eine Ausflucht nach Remiremont, einer kleinen, vier Lieues von Plombières gelegenen Stadt verabredet. Da der Morgen mild und schön war, fuhren wir um 7 Uhr in einer offenen Calesche weg. Unterwegs besuchten wir die Ruinen der berühmten Abtei von Remiremont; die umliegenden Gebäude sind verwüstet, und nur die Kirche ist in gutem Stande. Man zeigte uns in den Klostergebäuden die Reste eines Grabmals aus dem Mittelalter. Eine alte Legende berichtet, daß die schöne Isaure de Coulanges, genannt der Stern der Nächte, unter diesem Monument begraben liegt. Noch früh am Tage kamen wir wieder

nach Plombières zurück, da uns diese Ausflucht sehr ermüdet, und nur mittelmäßig amüsirt hatte. Wir gaben uns das Versprechen, die grünen reizenden Gehölze von Plombières nicht wieder zu verlassen. Hier ließ sich's besser plaudern, als auf der Landstraße, und unsere Gespräche hatten für uns weit größeres Interesse, als alle Vergnügungen der Welt.

Der Herzog, seit zwei Tagen bedenklich krank, hatte sein Zimmer nicht verlassen; wir besuchten ihn daher. Die Veränderung seiner Gesichtszüge war auffallend. Abgesehen von seinen physischen Leiden zehrten an ihm auch noch seine Erinnerungen, die wie siedende Lava sein Blut zerfrassen. Er fühlte, daß das Leben im Entschwinden, daß die Zeit ihm zugemessen war. Daher wünschte er, daß wenigstens Etwas ihn überlebe. Die Memoiren, die er schrieb, waren seiner Söhne edles Erbtheil, es war ihr Antheil an der ehrenvollen Beute ihres Vaters, es war die letzte Huldigung für die Manen eines Helden. Die Geschichte Napoleon's, von einem Freunde geschrieben, war ein frommes Vermächtniß, ein Nationalruhm, mit dem er Frankreich aussteuern wollte. Der arme Kranke wollte seine Schätze nicht mit ins Grab nehmen, und kürzte deßhalb die ohnedem gezählten Tage durch allzuviele Arbeit noch mehr ab. Ich versuchte einige mildernde Striche in den düsteren Farbentönen seiner verwüsteten Phantasie, und brachte zu wiederholten Malen das Gespräch auf die Großbotschaft des Herzogs nach Rußland, auf seine schönsten, poetischen Lebensjahre; dadurch, daß ich ihm diese guten Tage in die Erinnerung brachte, drängte ich die bösen auf einige Augenblicke zurück. Und wer von uns hat es nicht erprobt, daß, wenn man leidet, schon die Veränderung des Platzes eine Art Wohlbefinden ist. Schon bei meinen ersten Fragen kehrte ein Lächeln auf des Herzogs Lippen zurück. — „Die Zeit, die in Rußland verbracht," sagte er zu uns, „ist fast die einzige Epoche, zu der ich zurückkehren kann, ohne befürchten zu müssen, an irgend ein Leiden zu stoßen. Als ich im J. 1807 zum Gesandten in Rußland ernannt ward, stand der Kaiser Napoleon auf dem Höhepunct seines politischen Glückes. Frankreich hatte damals keine andere Gränzen, als die, welche ihm sein Souverän bestimmte. Der Französische Name war ein Talisman, vor dem sich die Häupter und Willen beugten. Oh, damals war es ein Ruhm, eine Ehre, Frankreich zu repräsentiren! . .

„Der Kaiser hatte stets ein Gefühl von dem, was edel und groß ist; sparsam in seinen persönlichen Ausgaben, ein Feind jeder Verschleuderung und Verschwendung, war er großartig und prachtliebend in Allem, was sich auf die Würde der Krone bezog. Nie hat ein Mensch die Bedingungen seiner hohen Stellung besser begriffen, als er. Der Kaiser wollte, daß der Botschafter des schönsten Reichs der Welt auch kaiserlich den Rang der Nation, die er zu vertreten die Ehre hatte, behaupte. „Ich gebe Ihnen carte blanche für alle Gesandtschaftsausgaben," sagte der Kaiser zu mir; „wir dürfen nicht aussehen wie reich gewordene Bürger . . der Hof von Frankreich darf weder knauserig, noch kleinlich seyn . . Unser Bruder von Rußland liebt Pracht und Feste . . nun so seyen auch Sie prächtig, Caulaincourt; geben Sie ihnen Etwas für ihr Geld."

„Und über die boshafte Anspielung fing er so herzlich an zu lachen, wie ein Kind. Der Kaiser war selten heiter, aber wenn er es einmal war, wurde er fast ausgelassen, und war dann im höchsten Grade mittheilend. — Sire, wenn ich es wagen dürfte, mich einer vulgären Redensart, die jedoch für Ihre lustige Malice vortrefflich paßt, zu bedienen, so würde ich sagen . . ." — „Daß die Geigen voraus bezahlt sind!" unterbrach

er mich; und das Lachen begann von Neuem. Dann aber fuhr er mit Italienischer Beweglichkeit fort: „Jetzt aber, Caulaincourt, ernsthaft von diplomatischen Geschäften . . . Leihen Sie mir Ihre ganze Aufmerksamkeit, Caulaincourt; dringen Sie tief ein in meine Instructionen, und erinnern Sie sich vorzüglich an meine politischen Pläne und an mein System. Denn begreifen Sie mich nicht vollkommen, so dienen Sie mir schlecht. Der Buchstabe tödtet den Geist; in diplomatischen Geschäften sind Tact und richtiges Gefühl mehr werth, als Ränke; diese Rucrien der alten Diplomaten sind verbraucht; alle ihre Finessen enträthselt; und wozu überhaupt," fügte er stolz hinzu, „List und Ränke, wenn man klar und offen sprechen kann; nichts beurkundet mehr Schwäche, als die Falschheit."

„Er setzte mir hierauf sein politisches System in Beziehung auf den Russischen Hof auseinander, und deducirte mir die Consequenzen mit einer merkwürdigen Klarheit und Großartigkeit der Ideen. Sein Plan mußte, wenn er ausgeführt wurde, unberechenbare Resultate haben! Die Mittheilung währte lange; er hatte meine Aufmerksamkeit in so hohem Grade in Anspruch genommen, daß sich seine Instructionen in meinem Geiste mit allen ihren Verzweigungen coordinirten. Schön und ruhmvoll war mein Auftrag, und in mir lebte das Gefühl meiner Kräfte, um ihn würdig zu erfüllen. Leider habe ich dem Kaiser im Laufe meiner Gesandtschaft nur zu oft vergebens jene am Tage meiner Abreise von Paris ertheilten Instructionen ins Gedächtniß zurückgerufen! Doch lassen wir dieß! . ." (D. Forts. f.)

Gespräch über Eisenbahnen.

Mitgetheilt von einem Reisenden.

Man kann 1 gegen 50 wetten, daß auf einem Personenwagen, Gesellschaftswagen oder wie sonst die Schneckenfuhrwerke Deutschlands heißen, keine halbe Stunde vergeht, ohne daß ein Passagier der Eisenbahnen und des Dampfwagens erwähnt. Am meisten aber wird in gebirgigen Gegenden, wo man nach kurzen Strecken immer wieder halten und den Hemmschuh an- und ablegen muß, die Langeweile des gegenwärtigen Fahrens mit der Aussicht auf Dampfwagen, Flugmaschinen und dergleichen vertrieben. Daher war ich es schon gewohnt, in einer Gedankenreihe plötzlich durch einen Ausruf des Entzückens über Eisenbahnen unterbrochen zu werden, und kümmerte mich dann wenig um das fade Geschwätz über dieselben, indem es nur darauf hinauslief, daß Jeder diese Einrichtung von seinem Gesichtspunkte aus, in Bezug auf sein Gewerbe tadelte oder lobte. Auf dem Wege zwischen Dresden und Teplitz nimmt indessen jeder Reisende die Miene eines Wohlhabenden an, und läßt selten Etwas vom Gewerbe, Beschäftigung oder gar Profession erkennen; hier war's mir unendlich spaßig, über Eisenbahnen urtheilen zu hören, weil ich aus den kleinsten Aeußerungen nicht nur den Stand, sondern die ganze Beschäftigung, ja die Umstände meiner Reisegefährten, ohne daß sie ein Wort hiervon sprachen, kennen lernte. So kam es denn, daß mich ein Gespräch zweier Passagiere über Eisenbahnen aufmerksam machte und ich zum ersten Male auf der ganzen Reise unerwartet vernünftige Halbgegner der Eisenbahnen hörte. Ihre Gespräche gingen etwa auf folgende Resultate aus:

„Ich komme", sagte der Eine, „so eben von Leipzig, wo die Bahn nach Dresden angelegt wird und bin durch den Anblick der Eisenbahnen zum halben Gegner derselben geworden. Es ist gewiß schön, wenn wir für die Zukunft bauen; aber die Gegenwart wendet zuviel daran und die Vortheile liegen allzufern, als daß die vorläufig geschlagenen Wunden leicht zu ertragen sind. Die

Eisenbahnen nehmen viel Geld in Anspruch und meistens das Geld, das industriellen Quellen zufloß; schon dadurch ist die große Frequenz, welche durch die Bahn entsteht, für den Mittelstand schädlich, indem bei einer solchen nur die Rivalität wirken kann, und in jedem Falle die Concurrenz große Summen fordert, was den Kaufmann mittlern Standes ganz niederdrückt. Sonst hat der reelle Mittelstand der Kaufleute leicht Geld als Anleihe erheben können, was jetzt bei den Aktien schwer der Fall ist, und nun wird ihm zugleich das einzige Mittel entzogen, wodurch er sonst mit dem reichen Kaufmanne auf gleichen Schritt kommen konnte: der eigne Betrieb seines Bedarfs. Indem er sich bisher seine Waaren allein besorgte, allein fortschaffte, konnte er durch Thätigkeit Das benutzen, was der Reichere, der es durch weniger betriebsame angenommene Leute that, an der Zeit verlor, während jetzt, wo der Transport gleich wird, schwer halten muß, daß ein Mann, der kaum den achten Theil der Waare erhält, wie der Andere, auf gleichen Fuß mit Jenem sich soll stellen können."

Der Andere setzt diese Anklage fort: „Auch ich bin nicht gegen diese Einrichtung, die auf unsere Kultur großen Einfluß hat und eine Umwälzung zu Stande bringt, die vielleicht in ihren Folgen mächtiger wird, als ein bedeutender Krieg oder eine starke Auswanderung. Jedoch stimme ich der Meinung bei, daß die Umwälzung allzuplötzlich geschieht, besonders in Hinsicht auf die untern Stände, deren Bedeutsamkeit täglich größer wird, und die eben die Gegenwart nicht nur der Zukunft nicht opfern mögen, sondern nicht opfern dürfen, um nicht zu Grunde zu gehen."

„Bei den Landleuten", fiel ihm der Erstere in die Rede, „habe ich wenig Mißstimmung gefunden, und besonders schienen Jene damit sehr zufrieden, durch deren Felder die Bahn geht, weil sie Entschädigungs-Summen erhalten haben, und dennoch sah ich ein, daß dieser schnelle Wechsel ihnen manchen Schaden zuzieht. An vielen Orten geht die Bahn gerade der Länge nach durch das Feld; da nun aber die Fahrt queer über die Eisenbahn nicht möglich ist, so liegt diese gleichsam wie eine Mauer in der Mitte des Feldes, und ein Landmann, der sein Bischen Reichthum beisammen und seine Wirthschaft danach eingerichtet hatte, sieht plötzlich einen Theil seines Feldes auf 2 bis 3 Meilen von dem Andern entfernt, denn er muß jetzt so weit umgehen, bis er zu einem Uebergange über die Bahn gelangt. Ist er aber schon jenseits, so kann er doch nicht zu seinem Stücke Feld gelangen, ohne über fremde Felder zu gehen und so kommt es, daß oft ein Stück Land, das sehr nahe an der Wohnung seines Besitzers gelegen, plötzlich auf eine Tagereise entfernt liegt. Was soll er mit solchem Stücke Land anfangen? Er kann ja des Morgens nicht ausfahren um des Abends dort anzulangen, wo er seine Landarbeit beginnen will! Er muß also nothgedrungen sein Stück Land verkaufen, und wenn ihm dieß nun wirklich glückt, und er dabei keinen großen Verlust macht, was soll er mit seiner Wirthschaft, die auf jenes Feld berechnet ist, beginnen? Wer kauft ihm die Ochsen, die Scheunen ab, die jenes Feld gebraucht? Geht nun gar die Bahn queer über das Land, so schneidet sie oft ein großes Dreieck ab, zu dem der Eigenthümer gar nicht gelangen kann. Natürlich kauft es nun die Eisenbahn-Comité, aber seine ganze Wirthschaft, die Jahre lang darauf eingerichtet war, geht ihm verloren. Die meisten Grundstücke sind noch obenein Erbstücke, so daß der Erbe, der es sich nicht selbst eingerichtet, gar keine weitere Berechnung, weder der Saaten noch der Erndten noch der Arbeit, die er damit hat, kennt, wenn ihm plötzlich ein Stück Land genommen wird, und der Ruin man-

ches Landmanns, der nicht den geringsten Nutzen von diesen Bahnen hat, ist dadurch befördert."

„Trifft dieß noch", fuhr er fort, „einzelne Landleute, so sagt es wenig, der Welt darf am Einzelnen nicht liegen; aber die Eisenbahn setzt plötzlich ganze Dörfer auf einige Meilen auseinander, wenn sie zwischen zweien z. B. geht, die eine halbe Stunde von einander entfernt liegen. Man weiß, wie ein Dorf mit dem andern in Verbindung steht, und nun ist das Eine ganz abgeschnitten und ob man's auch sehen kann, muß man doch einige Meilen umgehen, dahin zu gelangen, was das kleine Dorf aber gänzlich vernichtet. Ging nun gar eine Straße durch das Dorf, und diese ist den Bewohnern nun auch genommen, so sind die armen Leute ganz geschlagen. Am ärgsten ergeht es den Dörfern, die in der Nähe kleiner Städte liegen, zwischen die nun eine Eisenbahn mitten drin gelegt wird. Sie sind dadurch plötzlich ganz getrennt und die Dorfbewohner außer Stand, ihren Bedarf aus dem Städtchen zu holen, was vorläufig die Lage desselben gänzlich verändert."

Ich muß gestehen, daß diese Einwendungen in dem vorgetragenen Sinne Einleuchtendes für mich hatten, und mich für die plötzlichen Entschliessungen und Ausführungen von Eisenbahnen mißstimmten, in so fern nicht diesen genannten Uebelständen gleich bei Legung derselben abgeholfen wird. In jedem Falle aber wurden mir die Einrichtungen in Preußen, wonach Eisenbahnen sich verzögern, klarer, indem ich nicht ohne Grund glaube, daß dadurch die Interessenten sich ihrer Lage bewußter werden und die Comitéen Zeit gewinnen müssen, manchem Uebel vorzubeugen und auf Vergütungen zu denken, die denen gerade zukommen müssen, welche die Gegenwart nicht der Zukunft opfern dürfen, ohne sich ihren Untergang zu bereiten.

Ar.

Napoleon in Brüssel.

Einige Tage nach seinem Einzuge in Brüssel hielt der Kaiser Revue über die Garnison in der Allee-Verte. Er gewahrte einen alten Sergeant-Major (Feldwebel), er sah ihm die Erfahrungen des Krieges an, ließ ihn aus dem Gliede treten und redete ihn in gewohnter Weise an:

— Ich kenne Dich; Dein Name?

— Noël, Sire.

— Dein Vaterland?

— Belgien.

— Warst Du nicht in Italien?

— Ja, Tambour auf der Brücke von Arcole.

— Und Du bist Sergeant-Major geworden?

— Bei Marengo, Sire.

— Und später?

— Habe ich allen großen Schlachten beigewohnt.

Der Kaiser ließ den alten Militair wieder ins Glied treten. Man hatte vergessen, ihn zu befördern. Nachdem Napoleon einige Worte mit dem Obristen gewechselt, hieß er Noël zu sich treten:

— Du hast das Ehrenkreuz verdient; hier ist das meinige.

Noël fand keine Worte des Dankes; seine Augen beteten den Kaiser an. Der Obrist stellte dem Regimente den neuen Ritter der Ehrenlegion vor. Indem dieser freudetrunken auf seine Brust blickte, rief der Obrist:

— Im Namen des Kaisers, der Sergeant-Major Noël ist Unterlieutenant in diesem Regiment.

Man präsentirte. Der Ehrumkränzte wollte sich zu den Füßen des Kaisers werfen; dieser stand unbeweglich und ernst, und Noël hielt sich zitternd in seiner militairischen Stellung. Napoleon gab ein Zeichen und die Trommeln wirbelten. Der Obrist sprach:

— Im Namen des Kaisers, der Unterlieutenant Noël ist Lieutenant in diesem Regiment.

Der arme, überraschte Sergeant-Major war seiner nicht mehr mächtig, man mußte ihn stützen; da erschallte plötzlich zum dritten Male Trommelschlag, und der Obrist sprach:

— Im Namen des Kaisers, der Lieutenant Noël ist Capitain in diesem Regiment.

Während Noël fast ohnmächtig in die Arme seines Chefs sank, das Vive l'Empereur! stammelnd, setzte der Kaiser die Revue ernst und kalt fort. L. E.

Raritäten.

Französische Blätter theilen folgendes merkwürdige Verzeichniß von Raritäten mit, die in neuern Zeiten um hohe Preise verkauft worden sind:

Der kostbare Lehnstuhl von Elfenbein, welchen die Stadt Lübeck an Gustav Wasa geschenkt, wurde 1825 um 58,000 Gulden, wie man sagt, dem Schwedischen Kammerherrn Schinkel zugeschlagen.

Das Gebetbuch, worin Karl I. auf dem Schaffot las, wurde 1825 in London um 100 Guineen erstanden.

Ein Stück der Kleidung, in welcher Ludwig XVI. das Schaffot bestieg, erstand ein bekannter Legitimist für 80,000 Francs.

Der Abbé de Tarsan bezahlte sehr theuer ein Paar weiße Atlasschuhe von Ludwig XIV.

Einen Zahn Newton's kaufte 1816 ein Lord für 730 Pf. Sterling und ließ denselben in einen Ring fassen, den er zu tragen pflegte.

Alexander Lenoix erzählt, daß ein Engländer, als die Leichname Abeillard's und Heloise'ns nach dem Pere Lachaise geschafft wurden, für einen Zahn der Letztern 100,000 Francs geboten habe.

Descartes Schädel wurde 1820 in Stockholm für 100 Francs verkauft.

Ein Doktor D. in Paris kaufte Voltaire's Stock für 500 Francs.

Eine Weste J. J. Rousseau's wurde mit 959 und seine messingene Uhr mit 500 Francs bezahlt.

Eine alte Perücke Kant's soll nach seinem Tode um 96, nach Andern um 200 Francs verkauft worden seyn.

Eine Perücke Sterne's ging 1822 in einer Londoner Auktion für 200 Guineen (circa 17,000 Francs) weg.

Burnett, Walter Scott's Schwiegersohn, zahlte 1825 für die zwei Federn, mit denen der Traktat von Amiens (27. März 1801) unterzeichnet worden war, 500 Pfund Sterling (12,000 Francs).

Der Hut endlich, den Napoleon in der Schlacht bei Eilau trug, wurde in Paris am 1. Dezember 1835 vom Dr. Lacrois für 1820 Francs erstanden. L. B.

* Reflection.

Es will Jemand die Berechnung gemacht haben, daß der Bremer Staat täglich für 833 Thaler Cigarren consumire, also eine jährliche Summe von 304,045 Thalern. — Es sollen in der Stadt und den Vorstädten 8,050 Menschen von der Fabrication dieses Artikels ihren Unterhalt erwerben. N.

* Bitte.

Herr Candidat Meyer wird recht sehr gebeten, die am vergangenen Sonntag, den 4ten dieses, im Dom gehaltene Predigt gütigst zum Druck befördern zu lassen.

Bremen, den 8. Sept. 1836.

Von mehreren seiner Zuhörer.

Anekdote.

Ein Oesterreichischer Unteroffizier war Zuhörer bei einem Gespräch, in welchem ein Paar gebildete Bürger sich über Planeten unterhielten. Als der eine äußerte: „der Planet sey ein Körper, der sein Licht von einem andern empfinge," fiel der Unteroffizier freudig ein: „Schaun's, da bin i halt auch a Planet; i empfang' mein Licht vom Kasernen-Inspektor!"

Das böse Wort.

(Nach dem Französischen.)

Gehorchen wird der Geist
Der Menge stets mit Glück
Dem Einen Wort: »zurück!«
Und, ob die Zeit Ihr preist,
Das böse Wort macht Glück!

A. Samtner.

---

* Korrespondenz-Nachricht.

Amboina, den 22. Februar 1835.
(Auf die Post gegeben am 26. Novbr.)

Gott zum Gruß!

Mit diesen trauten Deutschen Worten eilt mein Geist zu Euch, Ihr Lieben, aus einer andern Hemisphäre, ins theure Heimatland. Möge es Euch Allen wohl gehen. Mein langes Schweigen müßt Ihr schon entschuldigen, ohne daß ich es mit Gründen belege; eine treue Beschreibung des seit unserer Trennung Erlebten, wird Euch willkommen seyn.

Wie ich Euch unterm 15ten Mai 1834 schrieb, wurden wir auch am 16ten in Harderwyk in kleinen Fahrzeugen eingeschifft, um nach dem, für den Indischen Transport bestimmten in Helvotschluis liegenden Schiffe geführt zu werden. Diese Reise hatte, obgleich unsere Gesellschaft aus allen möglichen Subjecten zusammengesetzt war, und manche Rohheit vorfiel, dennoch manches Angenehme für mich, worunter ich die Bekanntschaft dreier Deutscher Studenten rechne.

Nachmittags um 4 Uhr fuhren wir mit günstigem Winde ab, erreichten noch denselben Abend das große, prachtvolle Amsterdam, wo wir ankerten; passirten die folgenden Tage mehrere freundliche Städte, Flecken und Dörfer, als Harlem mit seiner schönen Cavallerie-Caserne, Rotterdam mit seinen ausgedehnten Schiffs-Werften und seiner See-Cadetten-Schule und langten am 22sten in Helvotschluis an. Der zu unserer Ueberfahrt bestimmte Dreimaster zeichnete sich durch seine Größe und sein schmuckes Aeußere vor allen andern Schiffen aus, und sein mit Lapidarschrift am Spiegel angebrachter Name

„De Koophandel van Rotterdam"

leuchtete weit in die Ferne. Beim Uebergange auf dieß Schiff fanden wir sofort zu unserer Freude, daß nicht bloß seine Außenseite gefällig sey, auch die innere Einrichtung war vortrefflich. In dem geräumigen, hellen Zwischendecke fanden wir unsere Hangematten, 100 an der Zahl, schon bereit, nahmen auch noch denselben Abend Besitz davon, und ich muß aufrichtig gestehen, daß ich nie sanfter und gemüthlicher geschlafen habe, als während der ganzen Reise in dieser einfachen Lagerstätte.

Morgens gegen 7 Uhr weckte uns die Schiffsglocke und mahnte ans Aufstehen, wo der unmittelbar darauf erfolgende Ruf „Oorlam!" Alles in Bewegung setzte. Wir wurden zum Hintertheil des Schiffs beschieden und erhielten Jeder ein Glas excellenten Genever, welches täglich drei Mal wiederholt wurde. Die uns verabreichten Speisen, Morgens aus Grütze, Mittags aus Erbsen, Bohnen, Kartoffeln, Sauerkraut u. dgl. bestand, waren, so wie der Speck, Fleisch, Zwieback, Butter und Käse, bester Qualität. Nachdem Ihr Euch nun noch manche Annehmlichkeit hinzudenken mögt, seht unser Schiff unter der Leitung des wackern Kapitäns Nürnberger am 23sten die Segel aufsetzen und mit Beihülfe der Lootsen die offene See suchen.

Welch' ein Anblick! kleiner und kleiner werden die höchsten Masten der auf der Rhede liegenden Schiffe, bis in kurzer Zeit jeder feste Augenpunkt verschwindet, und so weit der Blick schweift, die wogende Wasserwüste sich ausbreitet. Der Wind war uns günstig, noch an demselben Tage erreichten wir den Kanal, und sahen deutlich die Kreideberge Englands. In der kurzen Zeit von 30 Stunden vollendeten wir die Durchfahrt und liefen in die Spanische See ein. Von dem größten Theile von uns verlangte der Seegott die gewöhnliche Huldigung, welches eben kein angenehmes Opfer ist; ich blieb zu meinem Erstaunen verschont.

Bis zum 26sten Juni trieb uns der Wind gemächlich vorwärts, ohne daß uns Land zu Gesichte kam, da aber tauchte das prächtige Eiland Madeira vor uns auf und nahm unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Wir segelten so

nahe vorbei, daß wir mit bloßen Augen die Wohnungen, Klöster und lieblichen Baumgruppen sehen konnten. Während sechs Stunden entzückte uns der stets wechselnde Anblick der malerischen Gegenden.

Bis zur Linie, die wir am 14ten Juli passirten, fiel außer der bekannten Taufe nichts besonders vor, und die so sehr verschriene Hitze war wahrlich nicht so fürchterlich, wie sie von Einigen beschrieben wird. Ich will damit jedoch nicht behaupten, daß sie nicht zu Zeiten größer ist, denn wir hatten das seltene Glück, in weniger als drei Tagen, mit günstigem Winde den Aequator zu passiren. Auffallend muß es jedoch Jedem seyn, der zum ersten Male in diese Gegenden kommt und am Mittage in der Sonne steht, wenn er, den ihn sonst immer begleitenden Schatten vermißt.

Bis zum Kap der guten Hoffnung segelten wir nun immer mit frischem Winde, bei minder oder mehr Wärme, fort; dann aber zeigte die See uns auch ihre rauhe Seite, und es erfolgten Kälte, Regen, Schnee und Sturm; die Erstere war so empfindlich, daß man sich gegen sie durch dicke tuchene Mäntel und Handschuhe schützen mußte. Boreas fing zwischendurch auch an, so arg zu tollen, daß das Schiff wie eine leichte Schachtel umhergeworfen wurde, und einem die Haare zu Berge stiegen. Mag es nun für die Andern so unangenehm seyn, wie es will, für mich ist ein Sturm auf dem Ocean (versteht sich ohne Unglück) ein bezauberndes Schauspiel. Diese weißgesäumten Wogen, wo eine gleichsam die andere scherzend zu überholen strebt, dann dieses Aufbäumen, die dunklen gähnenden Schluchten — und nach einigen Stunden wiederum der glatte Meeresspiegel. Macht eine Reise nach Osten, wenn Ihr die Natur in ihrer Reichhaltigkeit und ihrer Majestät sehen wollt, vergeßt dann aber nicht, dem leuchtenden Sternenhimmel mit ganz andern Gestirnen, wie Ihr sie sahet, und dem Aufgang der Sonne Eure Aufmerksamkeit zu schenken; Ihr werdet zur Bewunderung hingerissen werden.

Nachdem wir das Kap einige hundert Meilen hinter uns hatten, stellte sich liebliches Wetter ein, welches uns auch begleitete bis wir am 17ten August gegen 6 Uhr Abends die Küste von Java zu Gesichte bekamen.

Am folgenden Tage liefen wir in die Straße Sunda ein. Die kleine Strecke vom Anfange dieser Straße bis auf die Rhede von Batavia (90 Meilen) möchte, wie ich glaube, wenn man sonst für die Schönheiten der Natur nicht taub und blind ist, wohl allein genügen, um Einem alle Unannehmlichkeiten der Reise vergessen zu machen. Sobald man den Eingang erreicht hat, sieht man sich zu beiden Seiten von schroffen, mit einer, dem Nordländer phantastisch erscheinenden, Vegetation geschmückten Felsen umgeben. Bald engt sich die Straße und man sieht vom Fahrzeuge aus die Vögel mit dem glänzenden Gefieder in dem ewigen Frühlings-Grün; bald dehnen sich dichtverwachsene Waldungen aus, die wol nie noch ein menschlicher Fuß betrat. Nachdem man etwa 40 bis 50 Meilen zurückgelegt hat, verlieren die Ufer zwar nichts von ihrer wilden Schönheit, aber hin und wieder erblickt man eine menschliche Wohnung, und die Eingeborenen umschwärmen in kleinen Nachen das Schiff und bieten Früchte und andere Sachen zum Austausch oder Kauf an. Sie kommen in großer Anzahl an Bord und sind so zudringlich, daß man sie oft mit Gewalt zurücktreiben muß; liöt tuan (sieh, mein Herr!), das ist ihre monotone Anpreisungsformel.

(Der Beschl. folgt.)

Gottesdienst.

Sonntag, den 11. Septbr.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Past. Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Pastor Pauli.....	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Dr. Krummacher.....	St. Ansgarii	9 „
Hr. Past. Wallroth a. Eutin	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Candidat Pralle.....	— — —	12 „
Hr. Pastor Iken.....	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor v. Hanffstengel	— — —	1 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Toel.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Kein Gottesdienst.	Armenkirche	8 „
Hr. Pastor Wemer.....	St. Johannis	6½ „ Messe
Hr. Pastor Probst.....	— — —	9 „ Hochamt
Hr. Vicarius Driver.....	— — —	10 „ Predigt
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8 „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

(Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen".)

A. Doeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 73.

Bremen, Sonntag den 11. September 1836.

Gestorben:

Nro. 843. Den 6. Sept. Der Schuhmacher Aug. Faßking, 17¾ Jahr; Catharinenstraße Nro. 28.

— 844. Den 6. — Des Arb. Chr. Friedrich Thielhelm Tochter, 8 Monat; gr. St. Johannisstraße Nro. 119.

— 845. Den 6. — Der Klempner Ludwig Ahrensfeldt, 21 Jahr; Faulenstraße Nro. 14.

— 846. Den 7. — Des Schuhmachers Daniel Neuwirth Tochter (todtgeb.); Faulenstr. Nro. 31.

— 847. Den 7. — Des Arb. Ernst Hinr. Harting Sohn, 1¼ Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 124.

Nro. 848. Den 7. Sept. Der Bäckergesell Peter Heinr. Ellerbrock, 37 Jahr; Neuenmarkt Nro. 23.

— 849. Den 8. — Der Raschmacher Johann Christoph Heise, 56 Jahr; Kohlhöckerstraße Nro. 7.

— 850. Den 8. — Des Stuhlmachers August Sanders Tochter, 1¼ Jahr; große St. Annenstraße Nro. 16.

— 851. Den 8. — Des Steuermanns Jürgen Martin Haase Sohn, 3 Tage; Mühlenstraße Nro. 11.

Geburten:

Nro. 1090. Den 4. September. Des Milchhökers Johann Bernhard Chr. Frese Ehefrau, geborne Dammeier, gr. St. Johannisstr Nro. 171; von einem Knaben.

— 1091. Den 5. — Des Dr. juris und Obergerichts-Anwalds Georg Wilhelm Albers Ehefrau, geborne Offenstadt, Dechanatstraße Nro. 1; von einem Mädchen.

— 1092. Den 5. — Des Buchhalters Johann Heinrich Philipp Schröder Ehefrau, geb. Carstens, hinterm Osterthorswall Nro. 57; von einem Mädchen.

— 1093. Den 5. — Des Arb. Joh. Lampe Ehefrau, geborne Regen, Hastedt Nro. 3; von einem Mädchen.

— 1094. Den 5. — Des Steuermanns Jürgen Martin Haase Ehefrau, geb. Osken, Mühlenstr. N. 11; von einem Knaben.

— 1095. Den 5. — Des Arb. Joh. Hinr. Tacke Ehefr., geborne Blede, außerm Steinthor Nro. 54; von einem Mädchen.

— 1096. Den 5. — Des Arb. Herm. Heinr. Forthmeyer Ehefr., geb. Appelhoff, Marterburg Nr. 32; von einem Mädchen.

Nro. 1067. Den 5. Sept. Des Weinarbeiters Joh. Kleemeier Ehefr., geb. Müller, Grafenstraße Nro. 37; von einem Mädchen.

— 1098. Den 5. — Des Schneidermeisters Joh. Nicolaus Hartig Ehefrau, geb. Rohde, Martinistraße Nro. 16; von einem Mädchen.

— 1099. Den 6. — Des Waarenagenten Eduard Moritz Kreßner Ehefr., geb. Dorje, Pieperstr. Nr. 21; von einem Mädchen.

— 1100. Den 7. — Des Schuhmachermeisters Daniel Neuwirth Ehefr., geb. Riedebusch, Faulenstraße Nro. 31; von einem todten Mädchen.

— 1101. Den 7. — Des Branntweinbrenners Hinr. Behr Ehef., geb. Behr, gr. St. Johannisstr. N. 23; von einem Knaben.

— 1102. Den 8. — Des Schuhmachers Joh. Conr. Kobe Ehefrau, geb. Wedemeyer, Beckmanns-Hof Nro. 1; von einem Mädchen.

— 1103. Den 7. — Des Schlachtfuhrmanns Friedr. Christ. Augener Ehefr., geb. Bothe, gr. Rosenstraße Nro. 21; von einem Mädchen.

— 1104. Den 7. — Des Musikalienhändlers Joh. Gottl. Stock Ehef., geb. Kindt, Papenstraße Nr. 27; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 340. Der Kaufmann Albert Lahmann hies. und Anna Friederike Koch zu Diepholz.

— 341. Der Mäklergehülfe Joh. Dietrich Werpup hieselbst und Christine Elisabeth Schröder zu Quakkenbrück.

— 342. Der Privatlehrer Joh. Bertram und Beta Talla, Beide von hier.

— 343. Der Steindrucker Herm. Thiele hies. und Cathar. Mette Elisabeth Lüneberg aus Hönisch bei Verden.

— 344. Der Maurergesell Friedrich Berning und Metta Lohmann, Beide von hier.

— 345. Der Schuhmacheramtsmeister Joh. Diedr. Jürgen Fuhrmann und Christiane Wilhelmine von Dörsten, Beide von hier.

— 346. Der Arb. Joh. Dietrich Sundermeier hies. und Becka Döhle aus Hasenbühren.

— 347. Der Arb. Joh. Heinr. Christ. Vocke und des verst. Arb. Joh. Friedrich Wilh. Schlüter Wittwe, Ilse Mette Margar., geb. Reiske, hieselbst.

— 348. Der Schuhmacher Joh. Friedr. Milster hies. und Sophia Elisabeth Hoffmann aus Scharmbeck.

— 349. Der Dienstknecht Johann Friedrich Purnhagen zu Schwachhausen und Louise Meyer zu Bahr.

Nro. 350. Der Schneideramtsmeister Joh. Hinr. Meyer und Gesche Margar. Bernhard hieselbst.

— 351. Der Segelmacher Adolph Wilh. Ulrich und Gesche Bernstiel, Beide von hier.

— 352. Der Schenkwirth Friedrich Ernst Ahlers, genannt Meyer, hies. und Dor. Elisab. Westermann aus Westen.

— 353. Der Kaufmann Joh. Meyer zu Charlestown und Auguste Catharine Hirdes hieselbst.

— 354. Der Steuermann Joh. Christian Stucke und des verst. Kochs Joh. Michael Thelemann Wittwe Dorothea Friederike, geb. Ehlers, Beide hier.

— 355. Der Maurergesell Henrich Anton Segelken und Margar. Cathar. Christine Rehder, Beide von hier.

— 356. Der Matrose Joh. Diedrich Schmidt und Anna Elisabeth Margar. Meyer, Beide von hier.

— 357. Der Küper Heinrich Thiessen, gen. Schmitz, und Elisabeth Oesselmann hieselbst.

— 358. Der Cigarrenmacher Friedr. Rippe und Margar. Wilh. Charlotte Bathmann, Beide von hier.

— 359. Der Schlossergesell Georg Friedrich Heinr. Cassius und Wilhelmine Margar. Stoter, Beide von hier.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 74.

Der
Bürger-Freund,
eine
Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 15. September 1836.

— — —
Dieß Eine nur fleh' ich von dir,
O Schicksal, so dämm're mein Abend,
So ruhig erschein' er einst mir.

Im Herbst.

Gedehnte Seufzer durch die Lüfte schallen,
Und lange, düstre Schleier überwallen
Des Himmels trübgeweintes Angesicht:
Wem sollt' es auch nicht schwer auf's Herze fallen,
Zu schaun, wie fromm Natur ihr Haus bestellt!
Nicht wie ein störrisch Kind, dem's nicht gefallen,
So früh vom lust'gen Spiel zu Bett zu gehn,
Gehorsam, still, entblößt sie sich von allen
Gewändern, legt zur Seite Schmuck um Schmuck,
Nimmt hin die Grüße ihrer Nachtigallen,
Die letzten; bricht dann ohne Murren ab
Des Kenzgesanges grüne Blätterballen. —
Wer seinem Sommerabend doch so still
Gefaßt, wie sie, entgegen könnte wallen,
Selbst seine Blüthenkron' abnehmen, eh'
Vom Haupt sie reißen ihm des Schicksals Krallen!

Ludwig Seeger.

Die Belagerung von Jerusalem.

Erzählung
von
Wilhelm Robert Heller.

(Abend-Zeitung.)

1.

Auf Palästina's Gefilden lag eine düstere Sommernacht. Ueber den Niederungen schwebte ein Nebel, aber nicht jener erfrischende und kühle, der sich des Morgens, bevor die Sonne aufgehet, in einem erquickenden Thau über die Pflanzen ergießt, es waren trockene Staubwolken, erzeugt von den unzähligen Kämpfen des verflossenen Tags. Traurig senkten die Oelbäume ihre Aeste, kaum hörbar rann der von der Sommerhitze ausgetrocknete Kidron zu ihren Füßen hin, die Luft war

schwer und schwül, die Sterne des Himmels schimmerten matt und trostlos, Schakale heulten, Hyänen zogen in Scharen über die Gebirge herab, angelockt von dem Geruche Tausender von Leichnamen, Jerusalem lag eingehüllt in einen weißen Rauch, wie in ein Grabtuch. —

Es war eine Sommernacht des Jahres 70, nachdem Christus geboren, des Jahres, in welchem Jerusalem eingeäschert wurde!

Die festeste Stadt der Welt, mit thurmhohen Mauern umgürtet, vertheidigt durch den Fanatismus wilder Krieger, beschirmt durch den Gott Abraham's selbst, lag Jerusalem da, wie eine gefesselte Riesinn. Rund um ihre endlosen Mauern und Wälle zogen sich die Römischen Belagerungswerke, kein Thurm, dem die Feinde nicht einen Thurm von gleicher Höhe entgegen gestellt, kein Wall, dem sie nicht auch einen Wall entgegen geworfen hätten. Die Mauern wurden mürbe durch die Geschosse der Riesen-Ballisten und ungeheuern Katapulten, sie wankten und stürzten. An die ehernen Flügel der Thore donnerte unablässig der hundertfüßige Widder der Römer, sie erbebten in ihren Angeln. In den Häusern und auf den Wällen starben die Vertheidiger der heiligen Stadt, Einige getroffen von dem Pfeile der Feinde, Mehrere durch die Seuche, die in dem belagerten Platze wüthete, die Meisten hingewürgt vom Alles überwältigenden Hunger.

Es war zu Anfange der dritten Nachtwache, als ein Römischer Soldat, der nahe an den Mauern Jerusalems als äußerster Posten am nördlichen Thore stand, aufmerksam auf den Theil der feindlichen Befestigungswerke blickte, der gerade vor ihm lag. Entweder mit Erlaubniß der jüdischen Krieger, die auf dem nächsten Thurme sichtbar waren, oder unbemerkt von ihnen, kletterte eine Gestalt, sich an den Fugen der Steine festhaltend, mit erstaunlichem Geschick und der Behendigkeit eines Marders von der Stadtmauer herab und gelangte glücklich in einen Graben, der an ihr hinlief und ohne Wasser war. Dort verweilte der Mensch, welcher so eben den halsbrechenden Weg gemacht, einige Augenblicke und versuchte mit angestrengtem Auge die Lage der Römischen Zelte im Dunkel der Nacht zu unterscheiden, vermuthlich, um nach diesen Wahrnehmungen die Richtung der fernern Flucht zu wählen. Allein jener oben erwähnte Römische Soldat war keineswegs geneigt, den Eilenden entkommen zu lassen. Indem er sich ein Versteck hinter dem Stumpfe einer umgehauenen Palme aussah, belauerte er jede Bewegung des Juden mit der Aufmerksamkeit eines Jagdhundes, der ein Wild aus dem Gehege schleichen sieht. Der Flüchtling kam aus dem Graben herauf und suchte eine Fläche zu gewinnen, die weder von der Wache der Kohorten, noch mit den Zelten der Feinde besetzt zu seyn schien. Dahin zu gelangen, führte ihn der Weg an dem Baumstumpfe vorüber, hinter welchem sich der Römer gebückt hatte.

Klirrten aber etwa die Waffen, oder hatte sich der Kopf des Lauernden gezeigt, oder vermied endlich der flüchtige Jude aus Instinkt die gefahrdrohende Stelle, der Ausreißer änderte die Bahn plötzlich ab und sprang an der entgegengesetzten Seite vorüber.

Sogleich warf der Römer den schweren Schild und Helm ab, stürzte aus dem Dunkel hervor und eilte dem Flüchtlinge auf eine Weise nach, die Letztern nöthigte, geradezu in die Zeltgassen seiner Feinde hineinzulaufen. Lautlos und gespenstisch still floh der Jude, mit dröhnenden Sprüngen und mit Geschrei folgte ihm der Römer. Der Wettlauf wurde eine ziemliche Weile mit verdoppelten Anstrengungen von beiden Seiten fortgesetzt, als plötzlich aus einem der Zelte ein Mann hervortrat und den Juden mit eisernen

Armen festhielt. Odemlos keuchte alsbald der Römer heran.

Halb Part, Kamerad! — sprach die Wache — ich habe Dir den Kerl zugetrieben!

Wer bist Du? wie heißest Du? entgegnete der Neuangekommene in einem gemessenen Befehlshabertone.

Ich bin der Soldat Paulus II. von der 6ten Legion und 4ten Kohorte! — antwortete die Wache. — Ich habe den Posten am nördlichen Thore in dieser Nacht und sah diesen Schurken von der Mauer herabklettern. Er mochte mich weggekriegt haben und bog aus, aber ich folgte ihm. Wir theilen, Kamerad. Ich muß auf meinen Posten zurück. Wie heißest Du?

Geh sogleich zurück, sage ich Dir, und hüte Dich, daß Dein Hauptmann es nicht erfährt, daß Du ohne Schild und Helm von Deinem Posten gelaufen bist.

Du willst mich betrügen, willst den Gefangenen allein plündern, sage mir, ist dieß die Nummer Deines Zeltes, aus dem Du tratest? gehörst Du zu dieser Kohorte? Nenne mir Deinen Namen — ich will meine Beute nicht einbüßen, die mir sauer genug geworden ist! — entgegnete die Wache.

Durch die lauten Worte des letzten Redners aufgeregt, kamen aus den nahen Zelten mehrere Soldaten herbei und umringten die Personen, von denen wir erzählen.

Der Primipilus Syphax ergriff sogleich für den Soldaten Partei, der seinen Fang nicht fahren lassen wollte. Er sprach, indem er seine riesige Figur vorschob: Bist Du nicht Paulus II. von der Sechsten? Ich kenne Dich aus Hispanien her. Ich, der Primipilus Syphax von der neunten Kohorte fünfter Legion, versichere Dich, Paulus, daß Dir Dein Recht an diesem eingefangenen Lumpen ungefährdet seyn soll. Geh auf Deinen Posten. Wir kreuzigen indeß den Juden und was sich in und um ihn findet, gehört Dir.

Diese Rede fand Beifall bei den Umstehenden. Paulus ging zu seinem Wachdienste zurück. Syphax traf Anstalt, die Execution an dem Gefangenen zu vollstrecken.

Rühre ihn nicht an, Primipilus! — sprach der Mann, welcher den Juden festgenommen hatte und an dessen Brust der Erschöpfte jetzt lag, vor Entsetzen kaum vernehmend, was über ihn beschlossen wurde. — Ich habe diesen Menschen gefangen genommen und werde mit ihm verfahren nach dem Willen des Oberfeldherrn.

Dessen Wille ist, daß er gekreuzigt werde! rief einer der Soldaten.

Der Ueberläufer gehört dem Paulus an! — erwiderte Syphax, — mache Dir keine Ungelegenheiten, Guter, oder Du sollst den Primipilus der neunten Kohorte kennen lernen.

Gehorsam fordere ich von Euch, Soldaten! Kennt Ihr die Stimme des Quästors Sextus Aemilius Rufus so wenig, daß Ihr zu widersprechen wagt? Unterwerfung unter meinen Willen, oder ich füttere Euch mit Gerste, wie es Empörern gehört. Was des Gefangenen Habe anlangt, so mag sie jener Wache gehören, die ihren Posten so unbedachtsam verließ; seine Person nehme ich in Anspruch.

Die Soldaten wichen ehrerbietig zurück, allein ihre Anzahl hatte sich vermehrt. Hinter den Vordern flüsterte Syphax: Hätte ich nur Namen und Rang nicht so vorwitzig vorhin vermeldet; auch ein Quästor des Römischen Heeres sollte den Ueberläufer nicht schützen. Es ist dunkel genug, um Etwas wagen zu dürfen. Laßt Ihr Euch den Schurken entgehen? Wie lange liegen wir schon vor diesem trotzigen Steinhaufen? Wie sind jene Hebräischen Schufte unsern Herolden begegnet? Duldet Ihr es? Reißt den Juden hinweg und

schneidet ihm den falschen Leib auf, in dem er sein Gold verbirgt und seine Edelsteine. Geht einmal und versucht es, wie man mit Euch verfahren würde, wenn Ihr in die Stadt kämet.

Es bedurfte keiner weitern Anreizungen; ehe der Quästor noch mit seinem Schützlinge hinweggehen konnte, drängten sich die Soldaten wieder heran und riefen:

Wir wollen, daß nach Kriegsrecht mit ihm verfahren werde! Wir wollen, daß man ihn aufhänge! Was will der Quästor? Sind wir Römer, sind wir Soldaten? Lassen wir uns von unsern Feinden ins Gesicht speien und streicheln ihnen dann zärtlich das Kinn? Wüthende sind es, Rasende diese Juden, keine Menschen. Sie verachten das Völkerrecht, sollen wir noch schonen? Gieb den Schuft her, Quästor, daß wir ihn erschlagen!

Der Tumult nahm zu. Die durch die hartnäckige Unbeugsamkeit, die fanatische Rohheit der Juden, durch die mühselige lange Belagerung aufgebrachten Soldaten verweigerten die gewohnte Folgsamkeit und suchten dem Befehlshaber den Flüchtling zu entreißen.

War es nun das beleidigte Gefühl des versagten Gehorsams seiner Untergebenen, oder eine schönere menschlichere Regung — der junge Quästor vertheidigte mit der rechten Hand den Juden, indeß er mit der linken ihn gefangen hielt und drohte, das Schwert zu entblößen. Das Geschrei wurde heftiger, die Anstrengungen, den Elenden aus dem Arme des Befehlshabers zu ziehen, wurden ernstlicher und mittlerweile dämmerte der Tag herauf.

Natürlich waren die Bemühungen der empörten Soldaten nicht so herzhaft, als sie es nach der Uebermacht, die in ihrer Mehrzahl lag, hätten sein können; sie konnten die eingewurzelte Achtung gegen ihren Offizier nicht ganz unterdrücken und so geschah es, daß der Jude noch immer in den Händen des Quästors Aemilius blieb. Der Morgen aber nahte und die Römer sahen ein, jetzt müsse oder nie etwas Entscheidendes gethan werden. Da ergriffen Einige von ihnen den Juden fest an den Hüften und den Schultern, rangen ihn von dem Quästor los und rissen ihn in ihre Mitte hinein.

Aemilius zog sein Schwert: Dich, Primipilus Syphax, den ich namentlich kenne, und Dich, Hariscus Ellio von der ersten Kohorte, Dich, Caecus und Piso — Euch werde ich dem Imperator nennen können, und freuen dürft Ihr Euch, wenn Ihr der Todesstrafe durch Verdammung in die Bergwerke entgeht. Steuert sogleich mit mir der Unordnung, oder ich stoße den Nächsten mit diesem Schwerte nieder! Wollt Ihr Euch widersetzen, durch frevelhaftes Handeln Verzeihung unmöglich machen, Euch verderben? Meuterer seyd Ihr, keine Römer! Gebt den Gefangenen und folgt mir mit ihm zum Imperator.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon und der Herzog von Vicenza.

(Fortsetzung.)

„Nicht wahr, Sie wünschen," fuhr der Herzog fort, „daß ich Sie einführe in den glänzenden Hof Rußlands, wo ich alle Traditionen des Jahrhunderts der Jugend Ludwigs XIV. ins Leben getreten fand. In der That bot kein Element mehr Elemente zum Glauben an eine Wunderzeit; Alles um diesen Thron war blendend, bezaubernd, Alles heiter, jung, entzückend. An Gallatagen realisirten die Salons des Palastes, was die Phantasie nur Berauschendes zu erdenken vermag; es waren die Wunderdinge aus „Tausend und eine Nacht". Ein wahrhaft Asiatischer Luxus: Frauen, reizend durch Schönheit, Anmuth und Eleganz,

funkelnd von Diamanten, geistreich, unterrichtet, frivol, tanz-, musik- und vergnügungslustig; junge Männer, elegant in Benehmen, Manieren und Sprache, verschwenderisch und prunksüchtig trotz aller unserer Französischen Muster eines Richelieu, eines Narbonne und anderer Celebritäten. Jeder Tag hatte neue Vergnügungen, neue Feste im Gefolge. Hierbei nicht im Hintergrunde zu stehen, war wahrlich schwer. Die Soireen wechselten zwischen Bällen, Concerten, Comödien, Soupers; am Tage waren große Schlittenfahrten an der Ordnung. Ich will unter tausenden nur ein Beispiel anführen, das Ihnen eine Idee von Rußlands Prachtliebe geben wird.

„Bei einem Souper nach einem in Gesandtschaftshotel gegebenen Balle kostete ein Teller mit 5 Birnen 125 Louisd'or; ein anderes Mal waren es Kirschen, 4 Fr. das Stück, die mit gleicher Freigebigkeit servirt wurden, als ob das Pfund 20 Sous koste. Aber glauben Sie nicht etwa, daß dieß eine Ausnahme war, die großes Erstaunen erregt habe; das Gegentheil wäre vielmehr lächerlich gewesen. Alle Tafeln der großen Russischen Herren wurden mit gleichem Prachtaufwande servirt. Gar oft habe ich mit Rayneval, meinem ersten Gesandtschaftssecretär, einem ausgezeichneten jungen Manne, über die Nothwendigkeit lamentirt, das Geld so aus den Fenstern werfen zu müssen.

Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, Ihnen in Beziehung hierauf ein Wort des Kaisers zu citiren. In meiner vertrauten Correspondenz ließ ich mich oft auf detaillirte Beschreibungen ein. Er hatte mir besonders anempfohlen, ihn ja nicht mit dem Weibergeklatsch (commérage) zu verschonen; es amusirte ihn dieß sehr. Bei Gelegenheit der Birnen von 25 Louisd'or das Stück antwortete er: „Als ich Unterlieutenant war, wäre ich ein Jahr lang mit dem Einkommen Ihres Tellers voll Russischer Birnen vollkommen zufrieden gewesen." — „Uebrigens bin ich überzeugt," fügte der Herzog lachend hinzu, „daß der Kaiser im Innern über diese Verschwendungsmanie sehr erzürnt war; und obgleich die Geigen im voraus bezahlt waren, so mochten diese Birnen und Kirschen doch etwas schwer zu verdauen seyn."

Alle Drei lachten wir hierüber recht herzlich.

„Welche Contraste und zu welchen merkwürdigen Beobachtungen bot übrigens mein Aufenthalt in St. Petersburg Gelegenheit dar! Einerseits die Allmacht, die Vergötterung des Kaisers; und auf der andern Seite die fast zu große Leutseligkeit Alexander's gegen Subalterne.

Es gab in St. Petersburg ein Théâtre-Français; Mlles Georges und Bourgoin, Dupont von der großen Oper erregten großes Aufsehen. Der Schauspieler Frogère, ein Schüler von Dugazon, war ein wohlerzogener, feiner und geistreicher junger Mann; vor Allem erfreute er sich eines prompten, treffenden Witzes, den man überall zu schätzen weiß; Frogère amüsirte den Kaiser, der viel auf ihn hielt; auch wußte er diese hohe Gunst reichlich zu benutzen. Ueberall hatte der Schauspieler Frogère Zutritt, und es gab keine Festlichkeit im Palaste und bei uns Allen, wozu er nicht geladen war.

Einstmals in einem Cercle bei der Kaiserinn nahte sich Frogère dem Kaiser, zieht eine ungeheure, mit Ducaten angefüllte goldene Tabatière aus der Tasche, öffnet sie und sagt: „Sire, schnupfen Sie?" — „Was soll das heißen?" fragt lachend Alexander. — „Nun, Sire, wenn Sie schnupften, so würde mir dieß viel Vergnügen machen. Demidoff, der mir diesen Morgen die Tabatière schickte, ließ mir dazu sagen, daß, wenn er die Kommende des Malteserordens erhalten habe, die ihm Ew. Majestät versprochen, er diesen Taback

oft erneuern wolle." — „Nun denn, mein armer Frogère, ich autorisire Sie, recht oft vom Demidoff'schen Taback zu schnupfen."

Eines Tages unterhielt sich der Kaiser mit Frogère über die dramatische Kunst und die Annehmlichkeiten dieses nomadischen und artistischen Lebens. „Oh, Sire, Sie haben Niemanden zu beneiden; wäre ich nicht der Schauspieler Frogère, so möchte ich wohl der Kaiser von Rußland seyn."

An dem Tage, wo Frogère die Ehre hatte, dem Großfürsten Constantin vorgestellt zu werden, war es noch sehr früh, und gerade die Stunde, wo der Großfürst während des Ankleidens seine Vertrauteren empfing. Er trug, wie damals Mode war, gelblederne Pantalons; da er findet, daß die angezogenen Beinkleider nicht gut sitzen, fordert er andere. Constantin war häßlich im Gesicht, aber schön gebaut. Mit seiner Toilette beschäftigt, hatte der Fürst Frogère noch nicht angeredet. — „Monseigneur, Ihr Narr bin ich nicht . . ." Der Großfürst dreht sich heftig um, und auf Frogère zuschreitend, fragt er: „Was ist das? Was soll das heißen?" — „Nein, Monseigneur, ich bin Ihr Narr nicht . . Sie wollen mir zeigen, daß Sie gut gewachsen sind, und auch zwei Pantalons zu Ihren Diensten haben." — Man lachte, und seit diesem Augenblicke stand Frogère bei dem Großfürsten in Gunst."

Es war schon spät, und wir empfahlen uns.

Als wir uns am nächsten Morgen an der Fontaine trafen, sagte er mir, daß er eine gute Nacht gehabt. „Wir müssen wieder von Rußland reden," antwortete ich ihm.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Bemerkung.

Da das Communications-Gewölbe des Stadtgrabens am Doventhor jetzt vollendet ist, und man nun zur Herstellung des übrigen Nöthigen schreiten wird: so erlaubt sich der Einsender dieser Zeilen eine Bemerkung, und bittet die verehrliche Bau- und Wall-Deputation, solche Ihrer gütigen Prüfung zu würdigen. —

So wie bis jetzt die Wallanlagen gleich beim Eingang in das Doventhor sind, ist der Spaziergänger, von dem ehemaligen kleinen Pulverhause kommend, genöthigt, um weiter nach St. Stephani zu gelangen, bergan die Höhe der Wache zu gewinnen, indem er an dem Geradeausgehen durch den Garten des Accise-Einnehmers gehindert wird.

Dadurch wird hier der Wall bedeutend eingeenget und der Spaziergänger fühlt sich hier bei heißen Tagen sehr beklommen, da wenig Luftzug stattfinden kann. Ferner sieht man zu allen Tageszeiten, besonders gegen Abend, in dieser Trichter-Passage Massen von spielenden Kindern und nicht selten Hundebeißereien, welches Alles dem Spazierenden nur unangenehm seyn kann. Diesem Uebelstande wäre indeß jetzt leicht abzuhelfen, wenn es der verehrlichen Bau- und Wall-Deputation gefallen möchte, einen zweiten Weg geradeaus zwischen der Wache und dem Wasser durchzuführen, wodurch der Wall zu gleicher Zeit gewiß an Schönheit und Erweiterung nur gewinnen könnte.

---

* Bescheidene Frage.

Werden am dießjährigen Buß- und Bettage die Thore um 6½ Uhr auch für Fußgänger geschlossen? Vergangenes Jahr war es so, und da die Meisten, welche die Thore zu passiren hatten, der Meinung waren, daß der Buß- und Bettag Abends mit dem Glockengeläute sich geendigt habe, waren sie unzufrieden darüber, daß derselbe an der Sperre noch für gültig angesehen wurde. — Es dürfte daher die Beantwortung obiger Frage in diesen Blättern erwünscht seyn.

---

* Lückenbüßer.

Als man vor Jahren in Nürnberg einen Wolf, der viel Schaden angerichtet, gefangen hatte, berathschlagten sich die Bürger, auf welche Art man dieses Thier am mehrsten quälen könne. Der Eine gab Dieß, der Andere Jenes an und man konnte sich nicht einigen. Da trat der Sohn des Bürgermeisters hinzu, dem das Geschick eine böse Frau gegeben hatte, und sagte: „Wenn man ihn recht quälen will, so gebe man ihm zwei Weiber auf ein Mal.“ — Die Bewohner von Neusüdwallis scheinen auch des Glaubens zu seyn, daß Weiber die Männer zähmen können, sie haben deßhalb in einer Bittschrift das Mutterland gebeten, ihnen Weiber zur Zähmung der Männer zuzuschicken.

---

* Korrespondenz = Nachricht.

(Beschluß.)

Nach einer, besonders interessanten fünftägigen Fahrt warfen wir am 23sten August (nachdem die ganze Reise 96 Tage gewährt hatte) auf der Rhede von Batavia, wohlgemuth und Gott für die schnelle und glückliche Fahrt dankend, die Anker aus. Am 24sten August wurden wir ausgeschifft und dem Gouverneur, einem gravitätischen Manne, vorgestellt, der uns freundlich aufnahm und mit Arrak und Brod bewirthen ließ. Nach einer zweistündigen Rast traten wir den Marsch nach Weltevreden an, einer Anlage, wo man in der That wieder in Europa zu seyn glaubt, ich wenigstens glaubte mich in Oberneuland zu befinden. Alleen von Cocus =, Citronen = und Apfelsinenbäumen führen vor dem Gouvernementshause nach den Casernen vorbei. Diese sind zwei Stock hoch, aus Steinen erbaut und in beiden Etagen mit einem Corridor versehen. Die darin herrschende Reinlichkeit ist jedoch nicht lobenswerth. Hier wurde uns eine Abendmahlzeit, aus Kartoffeln, gebratenem Fleisch und einer Bouteille Wein, welche Letztere wir auf des Königs Wohl austrinken sollten, gereicht.

Ganz ruhig und wohlzufrieden lebten wir nun auf Weltevreden bis zum 30sten August fort, wo ein Theil unsers Transports den Befehl erhielt, sich marschfertig zu halten. Am 2ten September wurden wir wieder eingeschifft und segelten nach Samarang, wo wir am 17ten desselben Monats anlangten. Schon am 18ten marschirten wir auf Battang, den Schauplatz des Krieges los. Am 21sten schlugen wir Angesichts des Feindens unser Lager auf. Der rebellische Sultan stellte den Holländischen Truppen ein zahlreiches, aus Cavallerie und Infanterie bestehendes, ziemlich gut disciplinirtes Heer entgegen. Die Batanesen waren uns wohl drei Mal an Zahl überlegen und der 23ste sah uns in ein hitziges Gefecht mit ihnen verwickelt.

Trotz der Tapferkeit der Deutschen und Schweizer, aus denen ein großer Theil unseres Corps bestand, wurden wir zum Rückzuge gezwungen. Meine Section war gänzlich vom blutdürstigen Feinde eingeschlossen und nur Wenigen gelang es, sich durchzuschlagen. Ich erhielt bei dieser Gelegenheit einen Säbelhieb in den Arm, den ich anfänglich wenig achtete. Als wir aber bei der Haupt = Colonne, die in den Campons (?) aufgestellt war, anlangten, nahm der Wundarzt die Sache ernster, indem er behauptete, die Wunde rühre von einem vergifteten Stahle her und ich müsse mit den übrigen Verwundeten ins Hospital von Amboina, einem Fort auf den Moluckischen Inseln, abgehen. Gegen diesen Machtspruch war nun aber Nichts einzuwenden, und so bestieg ich wiederum den Bord eines, mit Blessirten angefüllten, Schiffs. Auf dieser Fahrt geriethen wir eines Morgens auf eine Sandbank und ehe wir wieder flott werden konnten, hatten wir einen harten Kampf mit den in jenen Gewässern hausenden schwarzen Seeräubern zu bestehen. Sie hatten aus ihren Schlupfwinkeln unsere hülflose Lage nicht sobald bemerkt, als sie mit ihren, von einigen zwanzig Mann besetzten, Raub=Prauen unser Fahrzeug einschlossen und ihre Absicht deutlich zu erkennen gaben, sich desselben zu bemächtigen und die darauf Befindlichen, nach ihrer gewohnten Weise, nieder zu metzeln. Wir hatten einige Sechs = Pfünder am Bord, die uns den größeren Theil vom Leibe hielten; einer dieser Prauen gelang es aber doch, sich heranzuschleichen und bevor wir es uns versahen, erkletterten die Piraten das Schiff. Nach blutiger Gegenwehr befreiten wir uns von ihnen und bald darauf gelang es uns auch loszukommen, und unsere Fahrt ungestört nach Amboina fortzusetzen.

Amboina ist, wie ich schon oben erwähnte, ein in den Moluckischen = oder Gewürzinseln in der großen Ost gelegenes Fort. (Man theilt Indien nämlich in Java und die große Ost.) Ein

Gouverneur herrscht hier so ziemlich unbeschränkt. Den Oberbefehl über das Militair, welches hier aus zwei Compagnien Infanterie und einer Compagnie Artillerie besteht, führt ein Groß-Major.

Die Bauart in diesem Orte gleicht der in Holland, nur daß das Innere größtentheils aus Dielenraume besteht, wo sich die Bewohner der Kühle wegen vorzugsweise aufhalten. So drükkend, wie die Hitze in Europa geschildert wird, habe ich sie jedoch nicht gefunden, zumal, da die Kleidung dem Klima angemessen ist. Ein Stück Cattun, wie ein Frauenrock zusammengenäht, doch ohne Falten und eine ähnliche herabhängende Jacke bilden, ohne weitere Unterkleider, den Anzug der Amboinesen. So gekleidet pflegt man hier, während der größten Hitze unter dem Corridor der Häuser der Ruhe; gearbeitet wird nur von 6 bis 10 Uhr Morgens und von 4 bis 6 Uhr Nachmittags.

Die Einwohner bekennen sich theilweise zur christlichen Religion; — es ist ein starkgebauter schwarzhaariger und gutmüthiger Menschenschlag von schwarzbrauner Farbe. Auch giebt es viele Abkömmlinge von Europäern, welche im zweiten Gliede wieder ganz weiß sind, nur fehlt ihnen die freundliche Röthe.

Doch ich komme auf mich zurück. Mit meiner Wunde hatte es nicht viel zu sagen, dennoch wurde ich dem Commandanten mit vorgestellt, bei welcher Gelegenheit der Lieutenant-Quartiermeister sich besonders für mich zu interessiren schien und mich in Deutscher Sprache anredete. Er lud mich auf den Abend ein, und da erfuhr ich denn, daß er — obgleich in England geboren, lange in Deutschland und auch in Bremen gewesen sey. — Dieser herrliche Mann — er heißt Reichard — ließ es sich angelegen seyn, mir den Kriegsdienst aus dem Sinne zu bringen und überredete mich, in das Administrationsfach überzutreten. Er bot mir eine Stelle auf seinem Büreau an, und erbot sich — auf meine Erwiderung, daß ich der Holländischen Sprache nicht mächtig sey — selbst mein Lehrer zu werden. Ich sah bald ein, daß er es gut mit mir meinte, und ging auf seinen Vorschlag ein.

Am 16ten November.

„Am 16ten November", werdet Ihr fragen, „und der Beginn am 22sten Februar?" Die Sache geht ganz natürlich zu. Als ich meinen Brief so weit beendet hatte, wurde mir der Antrag gemacht, den Gouverneur auf einer Inspectionsreise durch die Molucken zu begleiten. Mein Freund rieth mir, diese Gelegenheit nicht zu verabsäumen, und so verließ ich am 27sten Februar 1835 auf dem Schooner Castor die Bay von Amboina.

Die zu dem Gouvernement gehörigen Negereien hatten seit einiger Zeit ihre Abgaben nicht gehörig bezahlt, und da dieses die ersten Anzeigen von Widerspenstigkeit und Aufruhr sind, so wollte der Gouverneur die Sache im Keime ersticken. Zu diesem Ende legten wir zuerst bei Seram, einer ausgedehnten Insel, an. Halbmenschen, wenn ich diese Benennung wählen darf, sind ihre Bewohner. Sie leben in undurchdringlichen Wäldern und nähren sich von Wurzeln, Baumfrüchten und Wild. Ihre Kleidung besteht aus einer einzigen, aus Bambus geflochtenen und um die Mitte des Leibes befestigten Matte. Wir wohnten hier einer schauderhaften Ceremonie bei. Es sollte ein Ehebündniß geschlossen werden. Mit Sonnenuntergang versammelte sich, unter betäubendem Geschrei eine Menge dieser Geschöpfe unter freiem Himmel. Nachdem nun ein Feuer angezündet war, wurde auf einer aus Bambus geflochtenen Schüssel das blutige Haupt — eines von dem Bräutigam erschlagenen Feindes, herbeigebracht, allerhand Blumen und Zierrathen in dessen Mund, Ohren, Nasenlöcher und Augen gesteckt und es dann auf einem hohen Gerüst über das Feuer gestellt. Die ganze Versammlung umkreisete es. Dann nahm der Bräutigam ein Stück Sagobrod, hielt es unter den fettriefenden Kopf, bis es gehörig gesättigt war und überreichte es der Braut, die es begierig verschlang. Der Bräutigam genoß eine ähnliche Portion und die Gäste theilten sich in den gerösteten Rest. Ein solches Fest dauert, je nachdem mehr oder weniger Köpfe vorhanden sind, kürzer oder länger.

Es gelang dem Gouverneur, die Negerinnen wieder zur Unterwerfung zu bringen und mir gab diese Reise vielfache Gelegenheit, meine Länder- und Völkerkunde zu bereichern. Nach einer Abwesenheit von mehr als 8 Monaten langten wir wieder auf Amboina an.

(Unser Landsmann verspricht im Schlusse seines Briefes, diese Berichte fortzusetzen.)

(Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen der Stadt Bremen".)

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei C. Jöntzen, Catharinenstraße № 16.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 74.

Bremen, Donnerstag den 15. September 1836.

Gestorben:

Nro. 852. Den 8. Sept. Des Schullehrers Heinr. Meuser Sohn (todtgeb.); Schwachhausen.

— 853. Den 8. — Des Arb. Joh. Witte Sohn, 5½ Jahr; Hastedt.

— 854. Den 9. — Der Küper Friedrich Adolph Deppe, 23 Jahr; vor Stephanikirchhof Nro. 15.

— 855. Den 9. — Des Mobilienhändlers Joh. Friedrich Ulrich Sohn, 13 Wochen; Heerdenthorssteinweg Nro. 25.

— 856. Den 10. — Des Cigarrenmachers Conr. Ludwig Hoppe Tochter, 5 Jahr; Löschenhof Nro. 12.

— 857. Den 10. — Wilhelmine Christine Meyer, 65 Jahr; an der Wasserlöse Nro. 5.

— 858. Den 10. — Margaretha Burchard, 60 Jahr; Ansgariithorsstraße Nro. 20.

Nro. 859. Den 11. Sept. Der Schneider Joh. Jac. Maurer, 50 Jahr; kl. St. Annenstraße Nro. 31.

— 860. Den 11. — Des Arb. Joh. Michael Lotz Tochter, 2½ Jahr; Hastedt.

— 861. Den 11. — Der Hutmachergehülfe Joh. Wiechmann, 65 Jahr; Süderstraße Nro. 7.

— 862. Den 11. — Der Tuchhändler Georg Wilhelm Schönhütte, 74 Jahr; Wachtstraße Nro. 42.

— 863. Den 12. — Der Arb. Georg Bolte, 33 Jahr; Catharinenstraße Nro. 18.

— 864. Den 13. — Dorothea Wobeta Reuß, 77 Jahr; Doventhorsstraße Nro. 25.

Geburten:

Nro. 1105. Den 7. Sept. Des Schauspielers Anton Hoffmann Ehefrau, geb. Ladewig, gr. St. Annenstraße Nro. 12; von einem Knaben.

— 1106. Den 8. — Des Oderländischen Schiffers Friedr. Steffens Ehef., geb. Meyer, Theerhof Nr. 18; von einem Knaben.

— 1107. Den 9. — Des Consumtions-Einnehmers Christ. Hermann Tiedemann Ehefrau, geb. Gaschitz, Hohenthorsstr. Nro. 34 B; v. e. Mädchen.

— 1108. Den 9. — Des Schullehrers zu Schwachhausen Heinrich Meuser Ehefrau, geb. Meyer; von einem todten Knaben.

— 1109. Den 9. — Des Bockfahrers Joh. August Wilke Ehefr., geb. Koopmann, Götz-Hof Nro. 1; von einem Knaben.

— 1110. Den 9. — Des Fuhrmanns Joh. Heinr. Schweers Ehef., geb. Carstens, beim Steinern-Kreuz; von einem Knaben.

— 1111. Den 9. — Des Kunstdrechslers Johann Ernst Schmalz Ehefrau, geb. Ohm, außerm Steinthor Nro. 72; von einem Knaben.

— 1112. Den 10. — Des Stuhlmachers Johann Friedrich Froh Ehefrau, geborne Bischoff, am Buntenthorssteinwege Nro. 234; von einem Mädchen.

Nro. 1113. Den 10. Sept. Des Schneidermeisters Conr. Friedr. Dege Ehef., geb. Bachmann, Heerdenthorswallstraße Nro. 4; von einem Mädchen.

— 1114. Den 10. — Des Lithographen Georg Justus Hunckel Ehefr., geb. Meyer, gr. Waagestr. Nro. 2; von einem Mädchen.

— 1115. Den 10. — Des Zimmergesellen Heinr. Hauschildt Ehefr., geb. Enckhausen, Spitzenkiel Nr. 16; von einem Knaben.

— 1116. Den 11. — Des Tischlermeist. Arnold Wilhelm Unverzagt Ehefr., geb. Scharnhorst, hinter der Holzpforte Nro. 25; von einem Knaben.

— 1117. Den 11. — Des Zimmermeisters Christ. Poppe Ehef., geb. Schierenberg, Herrlichkeit N. 16; von einem Mädchen.

— 1118. Den 11. — Ein Mädchen — Hastedt.

— 1119. Den 12. — Des Kaufmanns Joh. Wilh. Stange Ehefr., geb. Stange, Langenstraße Nr. 98; von einem Mädchen.

— 1120. Den 12. — Des Schuhmachers Joh. Christian Kollmann Ehef., geb. Arste, Hutzings-Gang Nro. 2; von einem Mädchen.

— 1121. Den 13. — Des Kaufmanns Herm. Friedr. Wilh. Wehmeyer Ehef., geb. Oralle, Balgebrückstr. Nro. 14; von einem Knaben.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 75.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 18. September 1836.

Wie so anders liegt das Leben
Um uns, wenn uns Krankheit drückt,
Wie erscheinet dann so nichtig
All' der Prunk, der uns beglückt.

Krank und Gesund.

Wenn du krank bist, wird dir Jedes,
Was der Eitelkeit gehört,
Plötzlich nur ein leblos Schnödes,
Das im Augenblick bethört.

Gold und Prunk sind da dir nichtig,
Weil sie jetzt auch hülflos sind,
Und dir ist es klar, daß wichtig
Sie nur nennt ein großes Kind.

Auch der Ehrgeiz, der im Raube
Für den Einen Viele quält,
Wird im Blick zum Häuflein Staube,
Das wir sind, für Nichts gezählt.

Bist du krank nun so vernünftig,
Sag' auch deiner Krankheit Dank,
Und gesund bewahre künftig
Einsicht dir, als wär'st du krank. H. Eihl.

Die Belagerung von Jerusalem.

(Fortsetzung.)

Da drängte sich ein Mann durch den dichten Haufen, dem Alles ehrfurchtsvoll Platz machte, sobald er nur gesehen wurde, gehüllt in einen weiten Mantel aus Wolle, der den edlen und feinen Bau des Körpers keineswegs ganz verbarg. Auf dem schönsten Lockenhaupte trug er einen prachtvollen Helm, das Einzige, was ihn vor dem Troß der Anwesenden auszeichnete, wenn man das heitere und anmuthsvolle Lächeln des Mundes, das feurige Auge, die kaiserliche Stirn und die Harmonie der vollkommen männlich erhabenen Gesichtszüge, so wie den Geist, der aus ihnen sprach, zu verkennen im Stande gewesen wäre.

Alles schwieg plötzlich; die Mittelsten gaben

sogleich Raum; kein Laut wurde gehört. Zornig überblickte das stolze und zugleich so milde Auge die Versammelten; das anmuthige Lächeln um den Mund verschwand, um den Ausdruck des strengen Ernstes zu zeigen. Die Lippen zuckten, der Mantel öffnete sich über der Brust und ließ das Feldherrnkleid sehen, das wie nie ein kriegerischer Schmuck passender sich an den männlichen Körper eng anschloß; die ersten Sonnenstrahlen fielen auf das jugendliche Antlitz. Es war Titus.

Er sprach, und man wußte nicht, ob man mehr vor der Strenge der Worte erbeben, oder durch ihren Wohllaut sich entzückt fühlen sollte.

Was begab sich hier?

Der Quästor Aemilius Rufus antwortete: Ich machte einen Juden vor diesem Zelte zum Gefangenen, der vor einer unserer Wachen floh, die ihn hierher verfolgte. Die Soldaten, welche Du vor Dir siehst, mein Feldherr, wollten den Mann hinrichten. Ich bestand darauf, daß ich allein über ihn zu verfügen hätte. Man widersetzte sich, ich gebot, sie verweigerten mir den Gehorsam, entrissen mir den Juden mit Gewalt und nöthigten mich, das Schwert zu ziehen, um mir Folgsamkeit zu erzwingen. So war der Stand der Sache, als Du erschienst.

Titus Auge flog über die Gesichter der Anwesenden hin und Keiner war, der seinen Blicken Stand gehalten hätte. Er sprach: Quiriten, werft Eure Waffen weg!

Die Schwerter der Soldaten flogen an den Boden, traurig und klanglos. Der Oberfeldherr winkte einen der Hauptleute herbei, die ihm gefolgt waren und befahl, diese Männer in Gefängnisse zu bringen. Dann ergriff er den Arm des Quästors und ging mit ihm hinweg. Die Soldaten wurden mit doppelter Schanzarbeit bestraft; am zweiten Tage aber auf Bitten des Aemilius wieder zu ihren Kohorten entlassen. Der Jude war bei der Ankunft des Titus verschwunden.

2.

Titus ging in Begleitung des Quästors Aemilius die Zeltreihen der Legionen hinab, nach dem östlichen Thore des Lagers zu. Ueberall begrüßte ihn der Jubelruf der Römer, die sich, die Arbeit des Tages zu beginnen, um ihre Feldzeichen versammelten und aufstellten. Niemals ging ein siegreicher Heerführer durch die Schaaren seiner Soldaten, ohne gern das Zujauchzen der Massen zu hören. So wie man heut' aus dem lebhaften, oder minder freudigen Hurrah- oder vive l'empereur-Rufen die Begeisterung der Truppen für ihre Sache und für ihr Oberhaupt ermißt, so war auch kein Feldherr des Alterthums gleichgültig gegen die Acclamationen der Soldaten. Titus dankte für jeden Jubelruf mit der ihm ganz eigenthümlichen Anmuth und gelangte an das Thor. Jenseit desselben lagerten zahlreiche Reiterschaaren, die den Namen der Bundesgenossen führten, Truppen unterjochter oder mindestens abhängiger Völkerschaften, aus Afrika und Asien herbeigerufen. Auch sie begrüßten Titus in den ihnen eigenen Sprachen und nach ihren Sitten und der Oberfeldherr musterte ihre Reihen, indem er den Fürsten, die sie anführten, Tadel oder Lobsprüche ertheilte und den Muth der Krieger durch kurze Anreden, Schmeicheleien, historische Beziehungen und durch das Vertrauen, was er in die Bundesgenossen zu setzen schien, zu befeuern suchte. Endlich war dieß Geschäft vollbracht, Titus und Aemilius gingen ins Feldherrnzelt, um ein einfaches Frühmahl zu genießen, das dort für sie bereitet stand.

Nimm Dir von den getrockneten Früchten, Aemilius, die Du so sehr liebst. Sieh, ich habe Dir zu Gefallen, eine Kiste Feigen von Sicilien kommen lassen, die wir sobald nicht leeren werden.

Schmause daher nur zu — wir haben Vorrath. Uebrigens sollst Du heut' eine Muräne mit mir speisen, von der ich weiß, sie würde der Zucht eines Luculles Ehre gemacht haben. Ich bin gerade von vorzüglicher Laune und ich glaube, Pollio darf mich heut' nicht lange bitten, wenn ich meinen letzten Krug Falerner preisgeben soll. Laß uns erst die Mauer am Psephinischen Thurme gebrochen haben, heut' muß sie fallen, drei Widder werden gegen sie stürmen, dann soll uns die Mahlzeit trefflich schmecken. Timoleon ist auf der Jagd glücklich gewesen, er hat die Philosophie sammt der Pflanzenkunde weggeworfen und zerschneidet eine helläugige Gazelle, über deren Zubereitung er gestern Abend mit meinen Köchen noch nicht im Klaren war. Der Philosoph in der Küche — lache Guter, thu' mir's zu Lieb, ich mag Dein trauriges Gesicht nicht leiden. Es paßt nicht ins Zelt.

Der Oberfeldherr wählte dabei die besten Bissen seiner Tafel für Aemilius aus und bot sie ihm; aber der Quästor wollte nicht freundlich werden.

Titus fuhr fort zu plaudern: Aergert Dich die Widerspenstigkeit der Leute heute Morgen? Geht mir's denn besser? Die Soldaten sind der mühseligen Belagerung und des elenden Lebens im Lager satt, sie hassen die Juden und spielen meiner Milde manchen üblen Streich — da fällt mir der Bursche ein, der Hebräische Lümmel, den Du gefangen hattest. Ich hätte laut auflachen können, als ich, nach der Strafpredigt, den Juden vorzutreten befahl und Deine Rebellen kleinlaut erklärten — er sey, indeß unbewacht, entkommen. Merktest Du nicht? Ich drehte mich um und schlug den Mantel über das Gesicht, denn in der That ist nichts lächerlicher, als einen Gefangenen hervorzurufen, der sich aus dem Staube gemacht hat. Lieber Aemilius, der Jude hat uns durch sein Entweichen einen großen Dienst erwiesen. Was hätten wir mit der armen Seele machen sollen? Ihm ein Frühstück reichen lassen? Er hat uns ein Brot erspart.

Der Quästor antwortete seinem Feldherrn Hoffst Du, die Stadt zu nehmen, wenn wir das Psephinische Thor gesprengt haben? Werden die Feinde Jerusalem endlich übergeben, wenn wir dort eindringen? Die Noth mag alle Gränzen übersteigen, Hunger und Pest — ich bitte Dich, dazu noch den Krieg, kennst Du ein fürchterlicheres Elend?

Nein, Freund! — erwiderte Titus, späterhin genannt der „Gütige" — ich kenne keine ungeheuerere Schrecken; aber die Götter wissen es, an diesen Wüthenden scheitert jede menschliche Vorstellung. Meine Hände sind rein, mein Name unbefleckt, wenn die Tage wiederkehren: „wo Priamo's heilige Stadt und das herrliche Pergamos in Rauch aufging," wie der Dichter sagt. Ich habe der Güte gepflegt und übe noch täglich Milde, selbst zum Schaden des mir vom Vaterlande anvertrauten Heeres; doch diese Juden werden nicht eher sich unterwerfen, bis ich den Tempel ihres Gottes zu verbrennen drohe.

Wie viele Schuldlose mögen die Mauern umschließen, um die wir gelagert stehen! Wie viele Tausende mögen zugleich mit den Ruchlosen umkommen, die nur der Zwang, die Raserei der Menge nöthigt, in der Stadt zu verweilen, und mit ausgetrocknetem Körper auf den Wällen zu kämpfen. Auch sie ist in der Stadt, die schöne Damascenerinn — ich begegnete in Sirien dem Zuge ihres Vaters — Du weißt ja —

Wenn Du nur erfahren könntest — sprach Titus — in welchem Hause, in welchem Theile der Stadt wenigstens sie wohnt. Müssen wir Jerusalem, was ich nicht fürchte, mit Sturm neh-

men, so gelänge Dir es vielleicht, sie zu retten. Fällt sie in die Hände der Bundesgenossen —

Oder auch der Kohorten, — unterbrach Aemilius die Rede — so ist sie verloren und Alles, was ihr theuer ist. Sie ist den Aeltern gefolgt, um mit ihnen unterzugehen.

Du sagst — erwiderte Titus — ihr Vater sey reich, sie wird so lange Brod haben, als es noch Mehl in der Stadt giebt. Die Reichen sind die Elendesten nicht. Hoffe, daß wir noch durch Unterhandlung einziehen durch die Straßen Jerusalems. Dann will ich selbst, was ich vermag, thun, um Deine Sache zu fördern. Jetzt führe Deine Legion gegen die Mauern, ich will die Bundesgenossen befehligen. In der zwölften Stunde des Nachmittags gedenke ich das Zeichen zum Rückzuge zu geben. Bringe guten Hunger mit, Du erinnerst Dich, was ich Dir von meiner Muräne und von Timoleon's Wildpret gesagt habe.

Aemilius ging alsbald zu seiner Heeresabtheilung. Sein Kummer schwand. Denn des Weibes ist's, Gram und Herzeleid zu nähren, anhaltend sich mit der einen Idee, der zärtlichen, zu beschäftigen, zu quälen. Nimmer nimmt eine Leidenschaft von dem Gemüthe des Mannes so sehr Besitz, daß sie anders als in ruhigen Stunden hervorträte und sichtbar würde. Er gehört der äußern Welt weit mehr an, als der innern. In dem Augenblicke, wo er ein erwünschtes Geschäft anfängt, wo ihm eine freundliche Zerstreuung winkt, flieht der Gedanke an das geliebte Wesen aus der Brust, um erst in der Zeit der Ruhe wieder zurückzukehren. Ich möchte nicht mißverstanden seyn. Das Weib lebt und athmet in der Liebe, keine Arbeit, kein Vergnügen, was nicht mit der Idee, in der es sich glücklich fühlt, in Einklang zu bringen wäre. In dem Herzen der Frau ist die Liebe ein Ton, der einmal angeschlagen, beständig fortklingt, denn dazu ist ihre Natur organisirt, dieß erlaubt der Standpunkt, den ihr die menschliche Gesellschaft giebt, die Liebe ist ihre Bestimmung. Der Mann hingegen hat ganz andere Beweggründe, die seine Handlungen bedingen. Ihm ist die Liebe ein Lied, das er singt, wenn er kann und will. Es verstummt, sobald der Krieg, die Ehre, der Versammlungssaal rufen.

Aemilius führte die Legion in den Kampf, sein froher Muth kehrte vollkommen zurück, kein fremder Gedanke störte ihn, als er mit umsichtiger Tapferkeit gegen die Belagerten stritt. In der dreizehnten Stunde des Nachmittags, nachdem die Sonne schon tief genug gesunken war, gab Titus das Zeichen, welches die Krieger ins Lager zurück rief.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon und der Herzog von Vicenza.

(Fortsetzung.)

Dritter Artikel.

Alles, was sich an die große Epoche der Kaiserzeit knüpft, erregt Interesse und Sympathie und so wird man auch der schwachen Feder einer Frau Nachsicht gönnen. Von mehreren Seiten ermuthigt, die Gespräche, zu deren Anhörung mir ein schicklicher Zufall verholfen, durch den Druck zu veröffentlichen, bedarf ich allerdings vieler Nachsicht, um nicht den Vorwurf des Mangels an Einheit auf mich zu laden; von einer Zeit zur andern zu springen, wieder darauf zurückzukommen, sie zu verlassen und später wieder aufzunehmen. Meine Erklärung soll kurz seyn; man wird mich verstehen, und mir verzeihen, wenn ich einfach die Wahrheit sage.

Unsere Unterhaltungen mit dem Herzog von Vicenza waren keine historische Vorlesungen. Wir plünderten nur in seinen Erinnerungen mit aller

Zusammenhangslosigkeit, wie es wohl neugierige Leute zu thun pflegen, die über eine wunderreiche Epoche gern etwas Neues erfahren wollen. Da ich wegen meiner Kränklichkeit den größten Theil des Tages in der Stube zubringen mußte, schrieb ich jeden Tag das Gespräch des vorigen nieder. Damals lebte ich ja nur von einem Tag zum andern . . und meine Aussichten für die Zukunft waren nicht heiter genug, um an ein ernstes Materialiensammeln der kostbaren Mittheilungen des Herzogs von Vicenza zu denken. Alles, was ich wollte, beschränkte sich darauf, die Thatsachen in ihrer ganzen Reinheit zu bewahren, und vorzüglich die eigenen Worte, welche Napoleon, mein vergötterter Held, gesprochen.

Jetzt, wo ich schreibe, folge ich sclavisch den Notizen, die ich mir angedeutet, ohne die Daten zu verändern, und ohne sie zu coordiniren; gewiß wäre dieß correcter, literarischer; aber vor Allem will ich treu und wahr seyn, und schreibe ohne Eitelkeit, nur aus Ueberzeugung. So nun sage ich getreu wieder, was mir ein Mann, der an Erinnerungen überschwänglich reich war, Tag für Tag erzählte; der nicht erfinden, nicht lügen konnte, weil er, um seine Zuhörer zu interessiren, nicht nöthig hatte, einen Roman zu erdenken.

Und nun, nachdem ich mich erklärt, weßhalb ich so ordnungslos schreibe, fahre ich vertrauensvoller in meiner Erzählung fort.

Die Anecdoten über Rußland hatten uns heitere Stunden gewährt; deßhalb fragte ich den Herzog, ob seine Erinnerungen in dieser Beziehung erschöpft seyen.

„Alexander verhörte mich oft und viel über den Hof der Tuillerien. Natürlich war ich auf der Stelle wieder Diplomat, d. h. zurückhaltend und discret. Schwieriger war meine Rolle der Kaiserinn Elisabeth gegenüber, der ich nicht genug über Napoleon erzählen konnte. Jedesmal, wenn wir en petit comité waren, mußte ich eine Art Rechenschaftsbericht ablegen über Gestalt, Tournüre, Gesten meines Kaisers. Dann folgten mit aller anmuthigen Leichtigkeit einer Frau Fragen ohne Ende über unsere Festlichkeiten, Galatage, Hofbälle; über Moden und Toiletten; ob die Französinnen in der That so verführerisch seyen, als man sie schildere; über die Beschaffenheit der Hoftrachten u. s. w. Da ich, ohne die Geheimnisse des Staats in Gefahr zu bringen, Toilettengeheimnisse verrathen konnte, so resignirte ich gern auf meine Gesandtenwürde, um der in jeder Weise liebenswürdigen Kaiserinn Elisabeth genügende Auskunft zu ertheilen. — „Herr Herzog," sagte sie dann mit einem so bezaubernden Wohlklang der Rede, wie ich ihn nur bei ihr gehört, „ich möchte wohl einmal unsichtbar einem Ihrer Hofbälle beiwohnen, und Ihre Französinnen sehen, mit all ihrer Anmuth, ihrer Eleganz; man sagt, sie seyen unvergleichlich." — „Madame, in allen Ländern findet man bezaubernde, unvergleichliche Frauen." — „Das weiß ich nicht, denn ich habe Rußland nie verlassen," antwortete sie mit unbeschreiblicher Feinheit . . . „keines Falls aber können wir in Hinsicht der Eleganz mit Ihren Pariserinnen wetteifern; ihre Moden," fügte sie seufzend hinzu, „kommen zu uns erst, wenn sie dort nicht mehr getragen werden." —

„Napoleon, der große Feldherr," fuhr der Herzog fort, „bekümmerte sich gelegentlich auch um Kleider und Hüte. Mehr als eine Hofdame mußte hiervon eine traurige Erfahrung auf ihre Kosten machen. Einst hörte ich, wie er in Saint-Cloud sehr laut und ärgerlich zur Frau eines Generals folgende Worte sagte: „Madame, wenn man einen Mann hat, der jährlich hunderttausend Fr. Besoldung erhält, so kann man füglich die Kosten eines neuen Kleides jedesmal bestreiten, wo man die Ehre hat, der Kaiserinn den Hof zu ma-

chen. Dotationen, Madame, sind Gunstbezeugungen . . . ich bin sie Niemandem schuldig . . . und wenn ich sie gebe, so geschieht es, damit sie dazu dienen, den Luxus zu nähren, ohne welchen es keinen Handel giebt.“ Die arme Frau wußte vor Angst nicht, wo sie sich bergen solle; aber in der That hatte diese Dame durch ihren knauserischen Anzug diesen allerdings unartigen Tadel reichlich verdient.“

Doch um wieder auf unseren früheren Gegenstand zurückzukommen: gelegentlich schrieb ich nämlich meinem gefürchteten Herrn der Kaiserinn Klagen über verspätete Moden. Kurze Zeit darauf empfängt die Kaiserinn Elisabeth vier ungeheure Kisten voll Putzsachen, Mützen, Hüte, Bänder, Flore von ausgesucht feinem Geschmack. Die Kaiserinn hatte von Paris Nichts bestellt, erwartete Nichts, und alle die schönen Sachen kamen daher wie aus den Wolken. Am Abend im Cercle kommt die Kaiserinn zu mir, und in anmuthiger Weise drohend, sagte sie: „Sie waren indiscret . . . Aber sagen Sie nun auch, daß ich Alles scharmant, entzückend gefunden habe.“ Sie verließ mich, ohne daß ich wußte, was sie meine. Am andern Tage war große Schlittenfahrt. Der Kaiser erzeigte mir die Ehre, mich mit der Kaiserinn in einem Schlitten fahren zu lassen. „Würden Ihre Majestät wohl die Gnade haben, mir eine Erklärung des Verbrechens der Indiscretion zu geben, dessen man mich beschuldigt hat?“ Nun erklärte sie mir lachend das Räthsel. Ich versicherte, daß ich von dieser Sache durchaus nichts wisse, und mir darüber auch nicht eine Zeile zugekommen sey. Und das war wahr.

Ich bin überzeugt, man hatte in Paris sehr geheime Befehle ertheilt, und Niemand wußte, von wo der Auftrag kam. Von Geschmack zeugte diese Galanterie. Die Putzsachen hatten an und für sich keinen reellen Werth. Der schönen, jungen Frau durften sie gefallen, der Kaiserinn konnten sie nicht angeboten werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Britische Disciplin.

Aus St. Sebastian wird vom 31sten Julius geschrieben: „Diesen Morgen wurde das Urtheil des Kriegsgerichts an einem Soldaten vollzogen, der auf voller Parade gerufen hatte, er werde dem ersten Offizier oder dem ersten seiner Kameraden, der ihm nahe zu kommen wage, das Bajonnet durch den Leib stoßen. Er empfing funfzig Peitschenhiebe in Gegenwart seiner, unter den Waffen stehenden Brigade, ohne einen Schrei auszustoßen, ohne eine Klage hören zu lassen. Als man ihm den letzten Hieb gegeben und ihn von dem Baume, an den er gebunden war, losgemacht hatte, rief er im höhnendsten Tone mit lauter Stimme: „Hurrah, meine Freunde! Hurrah! es ist zu Ende, es that mir nicht sehr wehe, obgleich sie nicht sanft zuschlugen!“ Diese unpassende Aeußerung würde ungeahndet geblieben seyn, wenn er nicht mit Zorn und ohne das geringste Zeichen der Reue zu erkennen zu geben, zuletzt noch einen mit frischem Wasser gefüllten zinnernen Topf, den ihm einer der Tambours, welche die Züchtigung vorgenommen, reichte, von sich geworfen hätte. Wahrlich, wenn unter den zahlreichen Truppen, welche Zeugen davon waren, die geringste Neigung zur Revolte vorhanden gewesen wäre, so würde dieses Betragen sie sofort zum Ausbruche gebracht haben; auch ließ die Strafe nicht auf sich warten. Der Obrist Kerby, der die Parade kommandirte, bildete alsbald einen außerordentlichen Kriegsrath, aus einem Major und sechs Hauptleuten bestehend, die sogleich inmitten des Carré's in Berathschlagung traten. Bei diesem Anblick verging dem Schuldigen völlig der Muth und die Prahlerei;

er hatte nicht voraus gesehen, daß eine Verfügung bestehe, um ihn sofort nach der ersten Züchtigung, die ihm auferlegt worden, abzuurtheilen. Er stürzte auf die Knice, bat unter Thränen und Schluchzen um Verzeihung, und erklärte, er habe in Fieberhitze gehandelt, und der Zustand von Ueberreizung, worein die Peitschenhiebe ihn versetzten, seyen Schuld, daß er nicht gewußt habe, was er thue und rede. Er gelobte ein vortrefflicher Soldat zu werden, wenn man ihm dieß Mal Verzeihung schenke. Alle seine Bitten blieben unbeantwortet. Indessen setzte der Kriegsrath seine Berathschlagung fort, und beschloß, ihm wegen des Verbrechens der Meuterei und Rebellion während der Parade sogleich 150 Peitschenhiebe geben zu lassen. Der Gefangene stellte seine Bitten ein, gebärdete sich, als sey er unwohl und könne sich nicht aufrecht halten. Man hob ihn vom Boden auf, und band ihn abermals an den Baum, an dem er seine erste Strafe ausgestanden hatte. Die Tambours rüsteten ihre Peitschen. Der Obrist Kerby hielt an die unter den Waffen stehende Brigade eine Anrede, zeigte die Größe und Strafbarkeit des Vergehens, bestand auf der Nothwendigkeit, jene Disciplin, welche der Englischen Armee in der Meinung Europas eine so hohe Stellung anweise, besonders im Auslande zu handhaben; zuletzt aber begnadigte er den Schuldigen. Diese doppelte Scene brachte eine wundervolle Wirkung auf das Gemüth der Soldaten und der Bewohner dieses Landes hervor. Was aber wird General Evans dazu sagen, er, der sich so oft und so energisch gegen die Anwendung körperlicher Züchtigung aussprach?

Ein anderer Offizier von Evans, der Obrist Fitzgerald, war in seinen Bemühungen, die Disciplin in den Reihen der Britischen Legion aufrecht zu halten, nicht so glücklich als der Obrist Kerby. Es handelte sich davon, den größern Theil derselben nach Santander einzuschiffen. Das 5te Linien-Regiment weigerte sich zu marschiren, bis man ihm seinen rückständigen Sold ausbezahlt habe. Will man sich an die Etymologie des Wortes halten, so hatte es nicht unrecht; denn es giebt keine Soldaten mehr, wenn es keinen Sold mehr giebt. Wenigstens ist dieß wahr hinsichtlich einer Truppe Condottieri, welche ihre Dienste und ihr Blut für einen zum Voraus bedungenen Sold in einer Sache verkauften, die weder die ihrige, noch die ihres Vaterlandes ist. Da der Obrist Fitzgerald kein Geld zur Austheilung unter die Soldaten besaß, so wollte er ihnen das Einzige geben, was in seiner Macht stand — Peitschenhiebe. Er ließ alle Truppen unter die Waffen treten, versammelte einen Kriegsrath in der Mitte eines Carré's und ließ vier oder fünf der Rädelsführer zur Strafe von 100 Hieben mit der plombirten Peitsche auf die nackten Schultern verurtheilen. Die Verurtheilten wurden nun Jeder an einen Baum gebunden, die zur Vollstrekkung befehligten Tambours verweigerten aber den Gehorsam. Der Obrist Fitzgerald fragte hierauf den Major, der das dritte Regiment, welches den Namen der „Grenadiere von Westminster" führt, kommandirte, ob er seiner Mannschaft sicher sey. Als dieser bejahend antwortete, ging der Obrist auf das dritte Regiment zu, und befahl ihm zu laden und Pulver aufzuschütten, um sofort die rebellischen Tombours zu erschießen. Das dritte Regiment gehorchte, bis auf das Kommandowort Feuer! Als dieses schreckliche Wort ausgesprochen wurde, setzten Alle das Gewehr beim Fuß. Der Obrist Fitzgerald sah, daß es um die Disciplin geschehen sey, und zog sich, gefolgt von seinem Stabe, unter den höhnenden und wiederholten Hurrahs des fünften Regiments zurück.

Merkwürdige Heilung der Wasserscheu.

Kürzlich starb in Ireland ein Mann, der einst durch den Biß eines wüthenden Hundes in die Wasserscheu verfallen war, und auf eine sonderbare Art gerettet wurde. Nach dem Biß wurde er unwohl, und schnell entwickelten sich alle Symptome der Krankheit, welche sich bis zu einem solchem furchtbaren Grad entwickelte, daß seine Freunde den Entschluß faßten, seinen Leiden durch Erstickung ein Ende zu machen. Zu diesem Zweck legten sie eine Matratze auf das Estrich, legten den Unglücklichen mit Gewalt auf dieselbe nieder, deckten ihn mit einer andern Matratze zu und streckten sich nun selbst auf dieselbe hin, um ihm den Athem zu benehmen, während seine Frau und einige andere Verwandte den traurigen Ausgang in einem andern Gemach abwarteten. Die Anstrengungen, die der Kranke machte, und sein Röcheln waren schaudererregend, und die Gefühle der Frau während dieser Zeit unbeschreiblich. Als nach kurzer Zeit der Lärm allmälig aufhörte, stürzte sie mit wahnsinniger Verzweiflung herbei, riß mit fast übermenschlicher Kraft die Männer von dem Körper ihres Gatten weg, mit der Erklärung, daß sie es der Hand des Allmächtigen überlasse, wie er sterben solle, möge daraus entstehen, was da wolle. Als sie die Matratze von ihm entfernte, war er fast todt, und seine Anstrengungen waren so fürchterlich gewesen, daß er im Schweiß gebadet war. Als man ihn nun aber eine Weile an die frische Luft brachte, ermunterte er sich und sagte den Umstehenden, daß er nicht mehr krank sey, und so war es auch in der That.

Miscellen.

Französische Journale gaben folgendes Verzeichniß der Israeliten, welche in Frankreich ausgezeichnete Stellungen einnahmen: ein Generallieutenant, 30 Offiziere aller Waffen, 18 Advokaten, 27 Aerzte, 3 Gelehrte, 3 Notare, 5 Sachwalter, 6 Professoren an den großen öffentlichen Unterrichts-Anstalten, 12 Chefs großer industrieller Unternehmungen, 2 Bankiers (Freiherren), 1 Deputirter, und endlich ein Mitglied des Instituts — die größte Auszeichnung, die bis auf den heutigen Tag einem Israeliten, sey's in Frankreich oder im Auslande, bewilligt wurde.

Gottesdienst.

Sonntag, den 18. Septbr.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Past. Prim. Passavant	u. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Pastor Capelle.....	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Dr. Krummacher.....	St. Ansgarii	9 „
Hr. Pastor Biernatzky von Friedrichsstadt.....	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Pastor Mallet.....	— — —	12 „
Hr. Pastor v. Hanffstengel	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor Iken.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Toel.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Kein Gottesdienst.	Armenkirche	
Hr. Pastor Wemer.....	St. Johannis	6½ „ Messe
Hr. Pastor Probst.....	— — —	9 „ Hochamt
Hr. Vicarius Driver.....	— — —	10 „ Predigt
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8 „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

(Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen".)

A. Daves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 75.

Bremen, Sonntag den 18. September 1836.

Gestorben:

Nro. 865. Den 13. September. Des Schuhmachers Heinrich Gerberding Sohn, 4 Jahr 4 Monat; Düsternstraße Nro. 5.

— 866. Den 13. — Der Pfropfschneider Hermann Wendisch, 32 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 82.

Nro. 867. Den 14. Sept. Johann Gottfr. Poppe, 22 Jahr; außerm Steinthor Nro. 96.

— 868. Den 15. — Der Aeltermann Wilhelm Seekamp, 65 Jahr; Obernstraße Nro. 54.

— 869. Den 15. — Des Ard. Friedrich Müller Sohn, 22 Wochen; Großenstraße Nro. 8.

Geburten:

Nro. 1122. Den 12. Sept. Des Feilenhauers Samuel Kunstmann Ehef., geb. Corsen, Süderstr. Nr. 2; von einem Mädchen.

— 1123. Den 12. — Des Kaufmanns Gustav Theodor Dreier Ehef., geb. Schacht, Schlachte Nr. 28; von einem Knaben.

— 1124. Den 12. — Des Kohlhökers Joh. Christ. Herm. Wilh. Tietig Ehef., geb. Landgrebe, auf dem Kamp Nro. 2; von einem Knaben.

— 1125. Den 12. — Des Ard. Johann Albrecht Rabba Ehef., geb. Holste, Klosterkirchenstr. Nro. 3; von einem Knaben.

Nro. 1126. Den 13. Sept. Des Schuhmachers Joh. Zacharias Bachran Ehef., geb. Bohne, Hastedt N. 74; von einem Knaben.

— 1127. Den 13. — Des Ard. Wilh. Nordhusen Ehefr., geborne Schildmüller, Buntenthorssteinweg; von einem Knaben.

— 1128. Den 14. — Des Musikus Joh. Carl Franz Bohm Ehefr., geb. Schnaars, Fedelhören Nro. 3 A; von einem Mädchen.

— 1129. Den 14. — Des Kaufmanns Joh. Wilh. André von Kapff Ehefrau, geb. Storck, am Wall Nro. 59; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 360. Der Dr. juris und Obergerichts-Advokat Herm. Albert Schunacher und Johanna Elisabeth Krüger, Beide von hier.

— 361. Der Kaufmann Otto August Köhnholz und Anna Catharina Kreyenberg hieselbst.

— 362. Der Mobilienfabrikant Jacob Friedrich Wilhelm Junge zu Caraccas und Gesche Hedewig von Harten hieselbst.

— 363. Der Maler Johann Friedr. Wilh. Pflueger, oder Plöger, hies. und Anna Luise Henriette Gelpke zu Braunschweig.

— 364. Der Lohndiener August Wilh. Zierenberg hies. und Edoline Catharine Bashagen aus Ronnebeck.

— 365. Der Tischler Hinr. Grabau zu Schwachhausen und Anna Hilken zum Achterdieck, Kirchspiels Horn.

Nro. 366. Der Stuhlmacher Conrad Friedrich Casimir Wulfken und Margaretha Wilhelmine Sievers, Beide von hier.

— 367. Der Sprachlehrer Joh. Peter Christian Richters und Sophia Louise Bockstöver hieselbst.

— 368. Der Buchhändler August Friedr. Böhme zu Leipzig und Louise Widmann hieselbst.

— 369. Der Schneideramtsmeister Friedrich Wilh. Wilhelmi und Metta Sellmann, Beide von hier.

— 370. Der Cigarrenmacher Joh. Christ. Bothe und Anna Margar. Wrobel, Beide von hier.

— 371. Der Schuhmacher Victor Adolph Erdmann und des verst. Speisewirths Joh. Diedr. Meyer Wittwe, Lucia Maria Christine, geborne Oppermann hieselbst.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 76.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 22. September 1836.

Die werthen Lieder aus den alten Tagen,
Die ich mit Freuden hundert Mal gesungen,
In diese Wälder hab' ich sie getragen,
D'rin nie zuvor ein Deutsches Lied erklungen.

Der ausgewanderte Dichter. *)

Von

F. Freiligrath.

(Bruchstücke eines unvollendeten Cyklus.)

Die Tanne fäll' ich, drauf die Adler horsten;
Sie kracht zu Boden, Schnee vom Haupte schüttelnd.
Ich wohne fürder einsam in den Forsten,
Die Menschen fliehend und die Föhren rüttelnd.

Ich habe nicht, da ich mein Haupt hinlege;
Von keinem Herde bin ich dort geschieden.
Mein erstes Haus, mit Hammer und mit Säge,
Bau' ich mir selber bei den Atlantiden,

Kunstlos und rauh; — vom Felsen reiß' ich Farren
Und ander Kraut, daß ich die Fugen stopfe;
Die moos'ge Rinde laß ich an den Sparren;
Dumpf durch die Schlucht dröhnt meiner Axt Geklopfe.

Ein leises Wehn spielt mit den dürren Blättern —
Geist dieser Wälder, sey mit meiner Hütte,
Daß sie Orkan und Blitze nicht zerschmettern,
Daß sie der Schnee des Berges nicht verschütte!

Daß ihr Gebälk kein feindlich Beil zerhaue,
Daß lange Zeit die Sonn' ihr Dach vergülde,
Daß sie nicht gleich sey dieser Spur der Klaue
Des Elennthieres auf dem Schneegefilde!

In einer solchen Werkstatt ist gut zimmern.
Die Waldung funkelt in des Morgens Glanze,
Die Büsche blitzen und die Zweige schimmern,
Und jede Tann' ist eine starre Lanze.

Mit ries'gem Nacken an den Himmel stemmen
Die Berge sich; still, doch belebt, die Auen.

*) Aus dem von Hub und Schneyler angekündigten Rheinischen Odeum.

Am Strome drüben, auf den schnee'gen Dämmen,
Seh' ich den Biber seine Hütten bauen.

Fern aus dem Dickicht ragt's gleich Renngeweihen,
Der Bison bückt sich, daß den Schnee er lecke;
Das Birkhuhn schwirrt, und von der Hinde scheuen
Fußtritten knarrt des Bodens Flockendecke.

Der bunte Luchs tritt dreist aus seiner Höhle,
Der Trab des Elenns donnert durch die Föhren. —
Ein neues Lied geht auf in meiner Seele;
Ich dicht' es hämmernd — doch wer wird es hören?

Hinaus, hinaus! der Frühling ist gekommen.
Der Schnee des Winters rieselt von den Kuppen,
Der Alligator ist ans Land geschwommen,
Und sonnt am Ufer seine grünen Schuppen.

Die Fische springen und die Vögel schlagen;
Die Knospen bersten und die Kräuter schießen;
Die Wipfel all', auf denen Tauben klagen,
Streu'n ihre Blüthen flüsternd mir zu Füßen.

Die Hirsche wandeln thalwärts mit den Kühen;
Die Auerhähne schütteln ihre Kämme;
Mit ihrem Hofstaat durch die Büsche ziehen
Die Königinnen wilder Bienenstämme.

Wird mir auch Honig von den Bäumen träufen?
Frisch in den Wald! umduftet mich, ihr Ranken,
Und letzet mich! — ein Weisel will ich schweifen,
Umschwärmt von meinem Hofstaat, den Gedanken.

(Der Beschluß folgt.)

Die Belagerung von Jerusalem.

(Fortsetzung.)

3.

Die Hauptmahlzeit bei Titus wurde spät erst beendigt; denn es gab heute stattlichere Gerichte, als sie sonst im Lager geboten werden konnten. Die Gesellschaft war heiter und schmauste länger als gewöhnlich, auch wurden Pollio's Bestrebungen, dem Falerner des Feldherrn beizukommen, mit einem glücklichen Erfolge gekrönt. Daher saßen die Gäste oder ruhten vielmehr Brust an Brust, wie dieß im Alterthum die Sitte mit sich brachte, bis zur zweiten Nachtwache um die wohlbesetzte Tafel. Da endlich erhob sich Titus, vom Tische aufzustehen, was seine Gäste für die Erlaubniß hielten, ihn nun verlassen zu dürfen. Pollio untersuchte den Krug nochmals sorgfältig, der auf der Tafel stand und aus welchem der Falerner geschenkt worden war. Als er nach der Schwere desselben urtheilte, daß er wohl noch nicht ganz geleert seyn möchte, schob er seinen Becher heran und goß ein; allein er hatte den Wasserkrug für den Weinkrug genommen und bemerkte zu spät erst, daß er sich getäuscht hatte.

Es hält mich also Nichts mehr zurück, — sprach er — ich kann mit ruhigem Gemüthe hinweggehen. Wo ist mein Sklave, daß er mir den Regenmantel und die Filzmütze giebt; es ist eine Nachtluft draußen munter geworden, die meinem Körper nicht zusagt. Leb' wohl, Titus. Timoleon, Du hast ein gutes Rückenstück der Gazelle übrig behalten; ich hoffe, daß morgen noch etwas mehr als die Knochen davon da seyn wird. Leb' wohl und laß Dir die Muräne bekommen. Gute Nacht.

Der Proconsul Pollio ging von seinem Sklaven begleitet hinweg. Ehe er noch aus der Thür des Zeltes trat, wandt' er sich um und rief: Italienische Würstchen sind noch nicht wieder zu haben? Schreibt doch Einer deßhalb. Von einem der Campanischen Landgüter müßten wir recht gut einige Dutzend Stück erhalten können. Geht nicht bald ein Schiff dahin ab? Vergeßt es nicht. Gute Nacht!

Und einer seiner Vorfahren war mit Cäsar in Britannien, — sprach der Legatus Savonius, als er Abschied nahm. — Wer sähe es diesem entarteten Enkel genügsamer Ahnen an?

Aemilius lachte: Auch irrst Du Dich, Savonius, wenn Du glaubst, Pollio könne nicht darben. Ich war mit ihm zu Felde und weiß,

daß er gleichmüthig die größten Strapazen ertrug. Kann er aber eine leckere Speise oder feinen Wein genießen, hat er Sklaven und Dienstleute zur Hand, ist ein Haus oder wenigstens ein Zelt für ihn erbaut, so übertrifft er an Lüsternheit und weichlichem Wesen jeden Sybaritischen Faullenzer. Gute Nacht, Titus! Ich hole Dich gegen Sonnenaufgang ab.

Nach Aemilius verließen noch mehrere Römer, die als Gäste beim Oberfeldherrn gewesen waren, das Zelt. Timoleon, der Philosoph, nur blieb zurück, denn er gehörte zum Hauswesen des Titus.

Der Quästor ging langsamen Schrittes das Lager hinauf. Die Nacht war hell, heller als die gestrige und bald sah er die Zelte seiner Legion vor sich liegen. Er schlug die Gasse ein, die nach der Mitte führte, und trat durch die linnenen Vorhänge, die den Eingang bildeten, in seine jetzige Wohnung.

Ein Diener nahm ihm die Kleider ab, stellte eine Ampel in die Mitte des Zeltgemachs, lüftete und lockerte die Matten, die dem Quästor zum Lager dienen sollten, reichte ihm das silberne Bekken und goß ihm Wasser auf die Hände, welche sich dann Aemilius an einem zottigen, jetzt nicht mehr bekannten, zwillichähnlichen Zeuge abtrocknete.

Dann verließ ihn der Diener und Aemilius zog einen wollenen Rock an, um sich zur Nachtruhe niederzulegen. Ehe er noch auf die Matten sich niederließ, schien es ihm, als ob die Harnische und Waffen, die in einer Ecke des Zeltes theils aufgehängt, theils am Boden lagen, klirrten und als ob sich Etwas unter ihnen rege. Er trat hinzu und bemerkte mit Erstaunen, wie ein Mann unter einer Pferdedecke hervorschlüpfte und mit einer demüthigen Gebärde herantrat.

Sogleich erkannte Aemilius den Juden, welcher am Morgen Veranlassung zu dem Vorfalle gegeben hatte, den wir im ersten Abschnitte erzählten. Wie kommst Du in das Zelt? herrschte ihn der Quästor an.

Der Jude machte eine Bewegung, womit er das Kriechen einer Schlange bezeichnen zu wollen schien und bat den Aemilius, nicht so laut zu sprechen.

Was treibst Du Dich im Lager umher? Weißt Du nicht, daß Dein Leben hier nicht einen Obolus werth ist? Hättest Dir Glück wünschen sollen, daß Du heute morgen entwischen konntest; was machst Du Dich nicht aus dem Staube? Welche Unverschämtheit übrigens, heimlich in mein Zelt zu dringen! Höre, Bursche, ich bin nicht stets so milder Laune als da, wo ich Dich beschützte; geh und laß Dich nicht wieder vor mir blicken.

So redete Aemilius mit etwas gemäßigterer Stimme, um seine Leute nicht rege zu machen. Ihm entgegnete der Jude: Ich glaubte Dir einigen Dank schuldig zu seyn, deßhalb verließ ich diese Gegend noch nicht. Ich bin nicht gern Jemandem verpflichtet, ohne meiner Verbindlichkeit nachzukommen.

Schon gut! — unterbrach ihn der Quästor verächtlich — ich habe auf keinen Dank gerechnet und nicht wieder an Dich gedacht. Beim Herkules! Du bist ganz zur Unzeit gewissenhaft, lieber Schatz! packe Dich daher und benutze die Nacht; Deine Dankbarkeit könnte Dir hoch zu stehen kommen. Nimm den Weg durch die Gallischen Kohorten, die schlafen am festesten.

Auch Deine Legion schnarcht nicht übel; ich bin vor einer halben Stunde ihre Wachen passirt! erwiderte der Jude.

Unverschämter Schlingel! ich gebiete Dir, daß Du mich verlässest, oder ich kenne manche Soldaten in der Nähe dieses Zeltes, die sich nicht scheuen würden, bei Dir das Amt eines Henkers

zu vertreten. Du könntest vor Tages noch, Angesichts Deiner gottlosen Stadt, am Kreuze hängen.

Sehr wohl, ohne Zweifel, Herr! Ihr sprecht ein gutes Latein, eine hübsche prägnante Sprache, die mir stets gefallen hat, besser als das Griechische, das sie am Meere schwatzen! — spottete der Jude — Ich könnte so geschickt gekreuzigt werden als je Einer auf Golgatha oder auf einem andern Richtplatze in der Nähe der Stadt. Wenn Syphax nicht schanzte und magere Kost und Fesseln hätte, ich glaube, der würde sich ein Vergnügen daraus machen, den Speer eine Weile mit einem andern Werkzeuge zu vertauschen. Allein ich gedenke einiges Brod von Dir zu nehmen, mehrere Schläuche Wein, auch etwas Fleisch, falls Du Vorrath davon hast, und mich dann von Dir an die Mauern Jerusalems bringen zu lassen, um meine Speisen in die Stadt zu befördern.

Du bist, beim Jupiter! der frechste Schurke, dessen Zunge je gegen die Zähne anschlug! — entgegnete der Quästor — Gallio! Cotys! schlaft Ihr denn Alle? Kommt, legt diesen Hebräischen Schuft in Fesseln!

Keineswegs, sehr geehrter Quästor und Freund des gewaltigen Titus, bin ich gesinnet, mir dieß geschehen zu lassen. Sey vernünftig und höre ein Wort. Die schöne Judith aus Damask kennst Du, liebst Du? Nun ganz recht. Ich kann Dir versichern, daß sie mich in diesem Augenblicke so sehnlich erwarten wird, als je die Geliebte ihren Buhlen. Nicht als ob mich das schwärzäugige Mädchen besonders brünstig liebte; meine Physiognomie hat nicht viel Einnehmendes, am wenigsten, wenn junge Krieger die Mitbewerber sind; doch, denk' ich, hat Isaboth Unrecht, wenn er mich einen häßlichen Beelzebub nennt.

Zur Sache, Du endlos schwatzender Mensch! befahl Aemilius, aber in einem ganz umgewandelten Tone.

Zur Sache! — entgegnete der Jude — Ich weiß nicht, was Du zur Sache rechnest; das Mädchen vermuthlich, das schönste Mädchen von Damask, die Du das letzte Mal sahest, als Du ihr auf der Reise hierher begegnetest? Gut; dieselbe, für die Du das Gedicht des Ovidius abschreiben ließest?

Du wirst mich so zornig machen, daß Du, ohne ein ganzes Gelenk zu behalten, aus diesem Zimmer stürzen wirst? unterbrach ihn der Quästor.

Da würde ich nicht gut klettern können, besonders, wenn ich noch Brod und Wein dabei tragen soll. Und klettern muß ich Dir, wie ein Fuchs, wie ein Maulthier an den Felsen — noch mehr — doch zur Sache. Zuvor aber erlaube mir, daß ich einige dieser Datteln esse, die dort im Sacke liegen. Ich bin seit langer Zeit sehr diät gewesen. Sieh, Judith und ihre Aeltern stecken mitten in der Belagerung, daß heißt in Pest und Hunger drinnen. Das anhaltende Fasten ist dem Mädchen sowohl als dem Vater und der Mutter nicht ganz gut bekommen. Die Mutter hauptsächlich ist zum Auslöschen. Ich bin ihr Diener und machte gestern Nacht einen Ausfall, um irgend eine Brodrinde zu erbeuten. Bei dieser Gelegenheit umarmte ich in Dir einen alten, lieben Bekannten. Wir haben bei Gott! in Syrien immer viel auf Dich gehalten und ich will Dir daher mein Vertrauen schenken. Gieb Brod, gieb Wein, gieb Oel — ich durfte mich bei Tage nicht blicken lassen und es ist mir nicht gelungen, auch nur eine Schüssel Milch zu erbeuten oder einen halben Käse. Oeffne Deine Speisekammern. Hörst Du, das Mädchen, dem Du in Damask nachschlichst und die Du Deine Göttinn nanntest, mit der Du auch manchmal im Garten —

Ich weiß, ich weiß! — fiel der Quästor

ein — Sie hungert. Du sollst Brod haben, so viel zu bekommen ist, Mehl, Eier, Wein, was Du tragen kannst. Aber wie bringst Du dieß in die Stadt?

Du gehst mit mir durch die Vorposten. Das Uebrige ist meine Sorge! sprach der Jude.

Sage Judith, sie solle fliehen, aus der Stadt entweichen, sich retten, ehe der allgemeine Untergang auch sie und die Ihrigen verschlingt; sag' ihr dieß — wie heißest Du? Beschwöre sie darum, mein Freund.

Jose Ben Manasse, Herr Quästor Aemilius! — antwortete der Hebräer — Mein Vater war früher ein Aegyptier, mein Großvater ist nämlich Schatzmeister der Kleopatra gewesen — das unglückliche Ende dieser Dame wird Dir —

Schon gut, Bennassus oder wie Du heißen magst. Nimm jenen Sack, schütte ihn aus —

Behüte, die Datteln können recht gut darinnen bleiben.

Wie Du willst. So bleibe hier, ich hole Dir Mehl und was meine Diener nur angeschafft haben. Setze Dich indeß auf mein Bett. Ich will die Ampel mitnehmen.

Der Quästor Aemilius ging aus dem Gemache und kehrte nach einer Weile mit Allem, was er nur hatte auffinden können, zurück. Es war ein seltsamer Anblick, den vornehmen Römer zu sehen, beschäftigt, wie vielleicht noch nie in seinem Leben, Nahrungsmittel einzupacken, Brod zu schneiden, Früchte einzuwickeln. Die Herren der Welt hatten nicht einzelne Sklaven, sondern Sklavenheere zu ihrer Verfügung; sie hatten nicht, was wir jetzt ein Hauswesen nennen würden, die Römer jener Zeit, die zu den angesehenern und reichern gehörten, hatten einen förmlichen Hofstaat. Daher stellte sich der Patricier Aemilius Rufus ungeschickt genug an zum gegenwärtigen Vorhaben. Desto behänder und umsichtiger war Jose Ben Manasse. Er belud sich sorgfältig mit Allem, was er fortbringen konnte, und nachdem er die Lebensmittel aufgepackt hatte, ging er, von Aemilius begleitet, durchs Römische Lager einem Pförtchen der Stadtmauer Jerusalems zu, durch welches ihn der Quästor in Kurzem verschwinden sah. Aemilius ging ins Zelt zurück, um nun endlich den verabsäumten Schlaf nachzuholen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon und der Herzog von Vicenza.

(Fortsetzung.)

„Merkwürdig ist, daß die Kaiserinn mich ni über Josephine ausfragte . . . Napoleon, der Unterlieutenant, der, nur auf seinen Degen gestützt, den ungeheuren Raum überschritten, und den ersten Thron des Weltalls erstiegen hatte, erschien der Kaiserinn aller Reußen, der gebornen Königstochter, in einem eigenthümlichen Strahlenkranz." — „Erfreuen Sie uns doch auch," sagte ich zum Herzog von Vicenza," mit einigen Beschreibungen der schönen Revüen, bei welchen, wie ich weiß, Alexander dem Französischen Gesandten gegenüber jedmögliche Pracht entwickelte." — „Es ist wahr, diese prächtigen kaiserlichen Revüen waren in der That ein imposantes Schauspiel. Der Kaiser hielt auf sie mit ganz besonderer Vorliebe. Eines Tags fragte er mich, ob diese Revüen denen der Tuillerien gleich ständen: „Sire," antwortete ich, „beide sind mit einander nicht zu vergleichen." Er sah mich lächelnd an, und ich glaube, er hatte mich verstanden.

„Es defilirten nicht weniger als 20,000 Mann, oft aber über 30,000. Man muß sagen, diese Truppen waren wundervoll in Haltung und in Tracht. Jedes Cavallerieregiment hatte Pferde von einer Farbe, das eine schwarze, andere graue,

weiße, u. s. w. Der Obrist jedes Regiments war einer der vornehmsten Herren des Russischen Hofes, und gab ungeheure Summen aus, um luxuriös zu repräsentiren.

Vor allen schön war das Regiment der Chevaliers gardes, von Paul I. gebildet; jeder gemeine Gardist war Malteserritter, mit rother Uniform, Cuirasse von massivem Silber mit dem Kreuz des Ordens en relief, auf der Brust ein großes Wappenschild bildend. Die Officiere dieses Corps waren lauter vornehme, reiche Herren. Gold und Edelsteine funkelten an ihren über alle Beschreibung prächtigen Arabischen Rossen. Unter eins der schönsten Regimenter gehörte auch das unter dem Commando von Scherwertinskim stehende Gardehusarenregiment; es war dieß der eleganteste Obrist, den man nur sehen konnte. Seine Uniform war ebenfalls roth und über und über mit Gold gestickt; reiches Pelzwerk hob seine schöne Gestalt und edle militärische Tournüre noch mehr. Alle Pferde des Regiments waren schwarz. Dieß spiegelnde Schwarz im Gegensatz mit dem glänzenden Roth der Uniform, machte einen wahrhaft wunderbaren Effect. Sättel und Waffen strahlten von Gold. Scherwertinskim gab jährlich, außer was der Staat dazu lieferte, noch aus eigner Chatoulle 50,000 Rubel für sein Regiment aus. Die Officiere wetteiferten in Pracht und Reichthum; auch nicht einer ritt auf einem Pferde, das unter 2000 Rubel werth war. Ich führe Ihnen nur diese beiden Corps an, ich könnte Ihnen alle anführen; überall derselbe Luxus, dieselbe Pracht.

Unübertrefflich war daher der Glanz dieser Revüen. Die Russische Uniform ist kriegerisch und schön zu gleicher Zeit. Diese Federn mit den düsteren, schillernden Farben, diese Gürtel, Schärpen und vortrefflich gearbeiteten Anzüge gewähren ein ungemein kriegerisches Ansehen. Wahrhaft blendend war der den Kaiser umringende Generalstab, und der junge Souverän hatte wohl Grund, auf seine Revüen stolz zu seyn. Evolutionen und Manöver wurden mit vollkommener Präcision ausgeführt. Es gab ja auch unter allen den Corpschefs nicht Einen, der nicht unter der Menge der Zuschauerinnen ein paar schöne Augen fand, welche seine Grazie und Geschicklichkeit anfeuerten.

Eine dieser Revüen schloß Alexander einmal mit einem pikanten Abenteuer, welches der Gegenstand aller Gespräche ward.

Alexander liebte nämlich, allein zu Fuß und einfach gekleidet auszugehen; oft dehnte er diese Excursionen auf drei bis vier Lieues von der Stadt aus. Eines Tages war er müde, und setzte sich in den ersten besten Schlitten, dem er begegnete. — „In den kaiserlichen Palast von Saint-Petersburg," rief er dem Yswotshilk zu. — „Ja, mein Officier, ich werde Sie so nahe als möglich absetzen, da uns die Garden nicht in den Schloßhof lassen." — „Fahr nur zu." Nicht weit vom Palaste hält der Bauer an. — „So, bis hierher, mein Officier, weiter dürfen wir nicht." Der Kaiser springt heraus. — „Wart' hier, ich will dich bezahlen lassen." — „Nein, nein, so geschwind geht's nicht; Ihre Cameraden sagen das oft und vergessen nachher das Bezahlen; ich gebe nicht mehr Credit. Lassen Sie mir ein Pfand da, oder . . ." „Hier;" und aus Herzenslust lachend, löst Alexander den Mantel ab, und wirft ihn in den Schlitten. In seine Gemächer zurückgekehrt, ertheilt er einem Kammerdiener Befehl, dem Yswotshilk, der ihn hergebracht, 50 Rubel auszuzahlen, und sich seinen Mantel wiedergeben zu lassen.

„Wer hat den Kaiser gefahren?" Zwanzig Schlitten stehen in einer Reihe vor dem Palast; aber keine Antwort. — „Wer hat einen Mantel

zum Pfande?" — „Ein Officier hat mir da einen Mantel gelassen," antwortet jetzt ein Bauer. — „Gieb her, hier ist Geld für deine Fahrt;" und der Diener giebt ihm die funfzig Rubel.

„Großer St. Nicolaus!" schreit der arme Teufel, haut auf seine Pferde und entfernt sich pfeilschnell. Die Hurrahs aller Yswotshilks verfolgen ihn noch lange Zeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gesuch eines Buchhandlungs-Gehülfen.

Allerliebster Herr!

Meine Wenigkeit, unlängst in Erfahrung gebracht habend, daß Sie eines Gehülfen in Ihrem werthen Hause bedürfen, hat hiermit die Ehre, sich Ihnen vorzustellen.

Vorerst dürfte Ihnen ein kurzes curriculum vitae meines Ich's nicht uninteressant seyn. Ich bin geboren unter dem Donner des Geschützes der großen Völkerschlacht bei Leipzig und wurde eigentlich für den geistlichen Stand bestimmt; allein da ich Katholik bin und folglich als Geistlicher nicht heirathen darf, so ging ich bald von dieser Idee ab. Ich versuchte mich nun in verschiedenen Branchen, theils als Bühnenkünstler, (wo ich unter Andern den dummen Jungen von Meißen und Caspar im „Zeitgeiste" nach Aller Urtheil ganz natürlich gespielt,) wurde dann Dragoner in Oestreichischen Diensten, lernte hierauf bei einem Sächsischen Stadtmusikus die Posaune und bin nun nach allen diesen Vorstudien seit einem Jahre ein Mitglied des heiligen Buchhandels.

Mein körperliches Aeußere ist außerordentlich empfehlend: ich trage einen Henri quatre und habe die Haare à la Crebillon gekräuselt. Von meiner Muskelkraft hoffe ich Ihnen deutliche Proben geben zu können. Ich spiele außer der Posaune auch Clavier, was Ihnen besonders angenehm seyn wird, da ich mit Ihren Fräulein Töchtern und Frau Gemahlinn vierhändig werde spielen können, und mache mich bei kleinen Privat-Vorstellungen als primo amoroso ziemlich gut. Ich spiele perfect Billard und werde Ihnen stets vierzig vorgeben, wenn Sie sich das Vergnügen machen wollen, eine Partie mit mir zu riskiren. Mein Lieblingsgericht sind die Krebse, schon aus dem angebornen Hasse gegen diese Ungethüme, die ich gern alle verschlingen möchte. Ich reite nur täglich einmal aus und zwar Nachmittags zwischen drei und fünf Uhr, und verlange kein bestimmtes Salair; meine kleinen Bedürfnisse werden Sie bestreiten, da Ihnen die Rechnungen jedesmal pünktlich zugestellt werden sollen. Für Leihbibliotheken bin ich besonders sehr geeignet, da ich mich auf den Geschmack der Köchinnen sehr gut verstehe. Zum Kaffee trinke ich gern ein Glas Kirschwasser, ich bitte aber Ihre Frau Gemahlin, meinetwegen ja nicht mehr als etwa noch drei Schüsseln auf den Tisch zu bringen. An drei Zimmern habe ich genug; mein Pferd werden Sie schon unterbringen, wenn Sie selbst keine Stallung haben.

Nach Angabe dieser meiner Eigenschaften und annehmlichen Bedingungen sehe ich einer freundlichen Einladung Ihrerseits entgegen. Ich könnte Ihnen noch viel mehr von mir sagen; Sie werden hoffentlich aber mit dem Obigen zufrieden seyn.

Zeugnisse von meinem Clavier- und Posaunenlehrer, Fecht- und Tanzmeister, von dem Theater-Director und von dem Stallmeister in N. liegen bei.

Sie meiner thätigen Mithülfe zum Hub und fernern Glanze Ihres Geschäftes versichernd bin ich

Ihr wohlaffectionirter
Hans Luft.

P. S. Von Bieren trinke ich nur Bairisches.

H. L.

---

* Wunsch.

Die Hannoverschen Anzeigen enthielten kürzlich in der Warnungs-Anzeige von der im Monat August d. J. nach dem Protokoll-Buche der königlichen Polizei-Direction in Hannover anerkannten Polizei-Strafen unter Anderem folgende „Arrest-Urtheile“:

1) Gegen 7 Kinder wegen Versäumniß der Schule (von Seiten der Kinder) und dgl. 2) Gegen 4 Personen wegen Zurückhaltung der Kinder aus der Schule. —

Möchte doch hier in Bremen und vorzüglich in unsern Vorstädten, auch eine solche treffliche Polizei-Einrichtung Statt finden, damit nicht unsere schönen Promenaden, die nicht allein von Bremens Bewohnern, sondern auch von vielen hier ankommenden Fremden so gern besucht und mit Recht gelobt werden, durch müssig sich umhertreibende Knaben muthwilliger Weise ruinirt werden. So z. B. kann ein Jeder, der unsere schönen Spaziergänge besucht, bemerken, daß es bei den Muthwilligen jetzt an der Tages-Ordnung ist, die wilden Kastanienbäume zu ruiniren. Im Monat November werden die Bosquet-Stauden, um Klitzstöcke daraus zu verfertigen, mit der Wurzel ausgerissen, und wenn solche nicht gleich passen, diese weggeworfen und ohne Weiteres Andere herausgezogen, welches man vorzüglich an der Stephanithors-Contrescarpe bemerken kann. Die Rasen werden täglich nicht allein von Kindern, sondern auch — von Erwachsenen, statt die stets in guter Ordnung gehaltenen Fußwege zu benutzen, betreten. —

Durch Strafe gegen unnöthiges Schulversäumniß, vorzüglich gegen Kinder unserer jetzt wahrlich gut eingerichteten Freischulen, bei denen Schulversäumniß am häufigsten Statt finden soll, würde in dieser Hinsicht manchem Uebel abgeholfen werden. — Es soll ein Mann, eigends um auf Schonung unserer Promenaden sein Augenmerk zu haben, angestellt seyn? Wenn dieses so ist, so müßte dieser vorzüglich an Sonntagen vigiliren. Auch wäre es sehr gut, wenn Herrschaften ihren Wärterinnen und Kindermädchen Schonung in Hinsicht des Abbrechens von Blumen u. dgl. m. durch Kinder anempfehlen wollten.

r.

Empfehlung.

In meinem Formular-Verlage von Buch- und Steindruck sind 20 bis 30 Sorten geprägte und schlichte **Visiten- und Einladungs-Karten** zum Thee, Mittags- und Abendessen (mit und ohne vergoldetem Schnitt) angefertigt, welche ich nebst meinem kleinen allein richtigen und mit dem kleinen Bremer Wappen gezeichneten **Sedez-Kalender** zur gütigen Abnahme empfehle.

Georg Jöntzen,
Catharinenstraße № 36.

(Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen der Stadt Bremen“.)

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 76.

Bremen, Donnerstag den 22. September 1836.

Gestorben:

Nro. 870. Den 21. Mai 1836 starb auf der Reise von Bremen nach Westindien der Matrose des Schiffs Eleonore & Henriette, Georg Friederich Brooks, 20 Jahr; von hier gebürtig.

— 871. Den 16. Sept. Rebecka Margar. Behr, 36 Jahr; große St. Johannisstraße Nro. 23.

— 872. Den 16. — Anna Cathar. Sophia Elisab. Mohrmann, 11¼ Jahr; Behrens-Gang Nro. 2.

— 873. Den 17. — Des Kunstdrechslers Johann Ernst Schmalz Sohn, 9 Tage; außerm Steinthor Nro. 72.

— 874. Den 17. — Gesina Ermeling, 24 Jahr; außerm Steinthor Nro. 1.

— 875. Den 17. — Der Maurergesell Johann Friedrich Hilcken, 65 Jahr; Rembertistraße Nro. 24.

— 876. Den 17. — Anna Martens, 76 Jahr; Schwanenstraße Nro. 29.

— 877. Den 18. — Die Näherinn Anna Domina Ehlers, 91 Jahr; im Gasthause.

Nro. 878. Den 19. Sept. Des Stuhlmachers Wilh. Meyer Tochter, 5 Wochen; gr. St. Annenstraße N. 83.

— 879. Den 19. — Des Küpers Johann Gabriel Holm Tochter, 12 Jahr; Stephanithorssteinweg N. 1.

— 880. Den 19. — Des Malers Georg Johann Carl Schönemann Tochter, 1 Jahr 9 Wochen; große St. Johannisstraße Nro. 199.

— 881. Den 19. — Der Uhrmacher Friedr. Petermann, 36 Jahr; Häschenstr. Nro. 13 (Neustadt).

— 882. Den 19. — Des Pelzfärbers Heinrich Schröder Tochter, 1 Tag; Meinkenstraße Nro. 1.

— 883. Den 20. — Der Schullehrer am St. Petri Waisenhause Christ. Diedrich Kruse, 42 Jahr; Domshof Nro. 9.

— 884. Den 20. — Des verst. Schneiders Johann Jacob Maurer Wittwe, geborne Rollop, 41 Jahr; kleine St. Annenstraße Nro. 27.

— 885. Den 20. — Der Bäckergesell aus Oldenburg Peter Ulrichs, 21 Jahr; im Krankenhause.

Geburten:

Nro. 1130. Den 14. September. Des Arbeitsmanns Gerhard Ehlers Ehefrau, geborne Lemmermann, Buntenthorssteinweg Nro. 41; von einem Mädchen.

— 1131. Den 15. — Des Schuhmachermeisters Johann Peter Diem Ehefrau, geborne Wacker, große St. Johannisstraße Nro. 237; von einem Knaben.

— 1132. Den 15. — Ein Mädchen — gr. Fischerstr. Nro. 8.

— 1133. Den 15. — Des Hofmeyers Joh. Heinr. Conr. Dreyer Ehefrau, geb. Hartendorff, Buntenthorssteinweg Nro. 193; von einem Knaben.

— 1134. Den 15. — Des Schuhmachers Heinr. Diepholz Ehef., geb. Wohlers, Schwachhausen Nr. 13; von einem Mädchen.

— 1135. Den 17. — Des Kaufmanns Eduard Hagedorn Ehefr., geb. Bohlen, Brautstraße Nro. 26; von einem Knaben.

Nro. 1136. Den 17. Sept. Des Pelzfärbers Heinr. Schröder Ehefr., geb. Hüpohl, Meinkenstraße Nr. 3; von einem Knaben.

— 1137. Den 17. — Des Schreibers Heinr. Wilh. Neddermann Ehefrau, geb. Koch, Rembertistraße Nro. 22 C; von einem Mädchen.

— 1138. Den 18. — Des Buchdruckers Franz Feilner Ehefrau, geb. Pansing, Pelzerstraße Nro. 47; von einem Knaben.

— 1139. Den 18. — Des Lakierfabrikanten Joh. Heinr. Martin Springer Ehef., geb. Kroog, Knochenhauerstraße Nro. 28; von einem Knaben.

— 1140. Den 19. — Des Uhrmachers Jobst Heinrich Abbes Ehefr., geb. Bogemann, Glockengang Nro. 2; von einem Knaben.

— 1141. Den 19. — Des Tischlers Wenzel Jos. Dannemann Ehef., geb. Brün, kl. Krummenstraße Nro. 13; von einem Knaben.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 77.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 25. September 1836.

Verstanden haben wir der Worte keines,
Doch hat uns stets zu hören sie verlanget.
Es war ein Klang drin, gleich den Tönen eines
Schilds, der im Wind den Ast schlägt, dran er hanget.

Der ausgewanderte Dichter.

(Beschluß.)

Oft wandl' ich Abends auf die steilsten Höhen,
Einsam mit meiner Lieb' und meinem Grimme,
Zu meinen Füßen die gewall'gen Seen —
Und dann erheb' ich meine tiefe Stimme.

Die werthen Lieder aus den alten Tagen,
Die ich mit Freuden hundertmal gesungen,
In diese Wälder hab' ich sie getragen,
Drin nie zuvor ein deutsches Lied geklungen.

Wie zitterte, darauf ich lag, der Gipfel,
Wie gab mir jener froh mein Singen wieder,
Wie flüsterten der alten Bäume Wipfel,
Als sie vernahmen Ludwig Uhland's Lieder!

Wie stutzeten und hoben ihre Hörner
Die Hirsch' im Thal, als auf den Bergen oben
Ich Lieder drauf von Kerner und von Körner,
Von Schwab und Arndt und Schenkendorf erhoben!

O, schmerzlich wohl klang manches mir, dem Wandrer!
Hier Heimathlieder! — Dennoch, als sie klangen,
Stand ich ein Orpheus — mit den Liedern Andrer!
Zwar Steine nicht, doch tanzten wilde Schlangen.

Ich lag' heut' Nacht in süßen, stillen Träumen,
Von meiner Heimath und von meinen Lieben.
Ich wandelte bei meiner Kindheit Bäumen,
Wo ich wohl wünschte, daß sie mich begrüben.

Der Todten und der Lebenden Gestalten,
Sie traten vor mich. »O, daß Keiner zürne,
Daß ich ihn ließ!« — Da, jäh von einer kalten
Hand fühlt' ich leis berühret meine Stirne.

Ich fuhr empor; es war mein Jagdgefährte:
»Du schliefst wohl tief, daß gar nichts du vernommen!

Komm! denn wir sind den Bisons auf der Fährte,
Und durch den Winipeg sind sie geschwommen.«

Die Indianer sitzen um die Flamme,
Und schüren düster sie, schweigsame Schürer.
Da plötzlich — wohl der Aelteste vom Stamme —
Spricht zu den Andern also einer ihrer:

»In Frieden ruh' er, den wir heut begruben
Dort, wo den Urwald säumet die Savannah!
Nie einem Weißen, diesem gleich, erhuben
Ein Mal vom Lorenz wir zum Susquehannah!

Er war nicht, wie die Andern seiner Farbe;
Drum zu den Rothen hat er sich geschlagen.
In unsern dunkeln Reih'n glich er der Garbe
Des Maiskorns, die zu Tannen man getragen.

Was mocht' ihm seyn? — mit seinen Jagdgeräthen
Stand oft er sinnend unter einem Baume,
Und hört' er rufend in das Holz uns treten,
So fuhr er auf, und folgt' uns wie im Traume.

Auch stand er einsam wohl am Strome dorten;
Oft durch die Büsche sahn ihn die Genossen.
Dann war es, daß in fremder Sprache Worten
Ihm lange Reden von den Lippen flossen.

Der Worte keines haben wir verstanden,
Doch hörten gerne wir der Worte Schallen.
Es war ein Takt drin, wie wenn Kriegerbanden
Mit gleichem Schritt auf hartem Schneefeld wallen.

Verstanden haben wir der Worte keines,
Doch hat uns stets zu hören sie verlanget.
Es war ein Klang drin, gleich den Tönen eines
Schilds, der im Wind den Ast schlägt, dran er hanget.

Und um sich schaut' er, war er nun zu Ende,
Und sah er's jetzt, daß Keiner ihn vernommen.
Dann drückt' er stumm sein Antlitz in die Hände,
Und ist zum Wigwam still zurückgekommen.

In Frieden ruh' er, den wir nicht mehr sehen!
Laßt eine Hütt' auf seinem Grab uns bauen.
Sein Haupt liegt westwärts, denn sein letztes Flehen
War: »Krieger! o, nach Morgen laßt mich schauen!«

Die Belagerung von Jerusalem.

(Fortsetzung.)

4.

Durch ein Römisches Lager zu dringen, als Feind heimlich und unentdeckt, sich mitten durch die wachsamsten und geübtesten Truppen der Welt zu schleichen, das lag im Bereich der Möglichkeit, wenn man die Nacht, gute Augen, scharfe Ohren und schnelle Füße zu Hülfe nahm, — es wurde zum leichten Spielwerk, wenn ein Quästor selbst den Flüchtling führte. Allein weit schwerer war's, ungesehen und unbemerkt in die Gassen Jerusalems zu kommen. Unausführbar schien es, selbst zur Zeit der Nacht, eine reiche Ladung von Lebensmitteln durch die Stadt zu tragen, ohne daß Alles geraubt wurde; denn der Hunger schläft nicht.

Jose Ben Manasse passirte eine kleine Ausfallspforte, welche ein Freund für ihn offen ließ. So gelangte er durch die Mauer in jenen Bereich, welchen man bei den im Mittelalter gebauten Städten, die in der That denen des Alterthums in vieler Hinsicht glichen, den Zwinger nannte. Der Jude legte den eisernen Riegel wieder vor die Pforte, und ehe er aus der dicken Mauer hervortrat, sann er, wie er jenen Freund um seinen Antheil betrügen könnte, der, wie er aus der unverschlossenen Pforte sah, in dieser Nacht die Wache hier übernommen hatte.

Karesch, — hatte Ben Manasse zu ihm gesagt — ich hole Speise. Du bist ein Hauptmann unter den Kriegern Zions, Du lässest mich auspassiren, kehre ich zurück, vielleicht die erste Nacht, es kann aber seyn, erst die Zweite, so schiebst Du mir den Riegel von der Pforte hinweg und ich gebe Dir einen reichlichen Theil von den Früchten, die ich bringen werde. — So lautete der Vertrag.

Jose Ben Manasse sprach bei sich: Der Karesch hat mich gestern über die Mauer, heute zur

Pforte hereingelassen. Gut! Was hat ihm das geschadet? Nichts. Soll ich ihm deßhalb die Hälfte dessen geben, was ich mit Lebensgefahr errang? Einen Mann nicht sehen, der an der Stadtmauer hinabgleitet, einen Riegel aufzuschieben — kann das ziehen in der Wagschale, wenn ich meine Todesangst, meine Anstrengung, List und Kühnheit auf die andere Seite lege? Karesch wird an der Ecke dort meiner harren, ich hoffe, er schläft. Dann will ich ihn nicht wecken. Er ist ermüdet, kämpfte den Tag über, ruchlos ist der Mund, der seinen Namen zu laut ausruft, wenn er jetzt der Ruhe pflegt. Was nützt es ihm, wenn ich ihm von den Speisen gebe? Morgen vielleicht mit dem ersten Sonnenstrahl trifft ihn der Tod! Soll ich den Tod füttern, hier, wo Lebendige Hungers sterben?!

Der Entschluß war gefaßt, Jose schlich aus der Mauer hervor, durch den Zwinger hin und suchte eine Straße zu erreichen, welche ihn nach dem Theile der Stadt führte, wo seine Behausung war. Der Jüdische Hauptmann lag am Boden und schlief. Er war entfernt von der Wache, die auf die Mauer und in die Thürme vertheilt war, denn hier wollte er Jose erwarten. Seit drei Tagen hatte er nichts gegessen als ekle Speisen, gesottenes Heu, abgerupfte Olivenblätter. Der Hunger wüthete in seinem Leibe. Mit Sehnsucht hatte er auf den geharrt, der ihm den Genuß einer Mahlzeit verschaffen sollte, darüber war er entschlummert. Ihm träumte, wie dieß Unglücklichen nur zu häufig zu gehen pflegt, von seiner Lage. Er sah Jose Ben Manasse kommen, eine Hammelkeule und einen Krug Wein in der Hand.

Gieb her! — murmelte er im Schlafe. Jose Ben Manasse, nämlich der im Traume, wollte ihm nichts davon reichen — Schurke, betrügst Du mich? — rief der Krieger laut und deutlich aus, in demselben Augenblicke, als Jose in der Wirklichkeit an ihm vorüberschleichen wollte.

Der Besitzer der Nahrungsmittel erschrak, er hielt den Hauptmann für wach und stand still, indem er flüsterte: Nicht so laut, rufe den Schwarm nicht herbei, Du sollst das Deine haben!

Nie war ein Traum dem Hauptmanne vortheilhafter gewesen als in diesem Augenblicke. Er wurde ermuntert durch das Flüstern Jose's und sah mit Freuden wie dieser einen angefüllten Sack von der Schulter lud, um ihm Einiges von dem Inhalte desselben mitzutheilen.

Bist Du glücklich durch die Römer gekommen, liebster Jose?

Wie Du bemerkest, allerdings! — antwortete dieser, mürrisch, daß er von seinem Schatze austheilen sollte.

Du bist ein ehrlicher Bursche! — sprach der Hauptmann — Ich schlief, Du hättest mir davon eilen können. Es ist brav, daß Du mich wecktest!

Das ist mir nicht eingefallen! — murmelte Jose und langte etwas Brod aus dem Sacke, was der Hauptmann sogleich verschlang, ohne die Früchte zu erwarten, die dazu verabreicht werden sollten.

Gieb mir noch Brod, — sprach er — ich hungere sehr und Brod ist das Allerbeste. Alsdann einen Schluck Wein.

Ich habe keinen Wein! — grollte Jose, indem er mit hämischem Gesicht beobachtete, um wie viel durch die Mahlzeit des Hauptmannes seine Vorräthe sich minderten.

Wohl hast Du Wein! — sagte der Hauptmann und stimmte den bittenden Ton in einen etwas strengern hinauf — Gieb nur her, dort im Sacke gewahr' ich einen ziemlichen Krug.

Jose fürchtete, in einen Streit zu gerathen, der am Ende mit Beraubung seines Eigenthums

schlösse und gab Wein her: Da trinke, Du Unmäßiger!

Wenn holst Du wieder Lebensmittel? — entgegnete der Hauptmann, indem er mit unendlichem Behagen von dem Weine trank.

So bald Du wieder die Wache auf diesem Walle nimmst. Aber, bester Karesch, übereile Dich nicht gar zu sehr, sieh nur, Du verzehrst beinah mehr als ich habe, was hilft mir mein Gang, meine Todesangst, meine Gefahren bei Tag und bei Nacht, wenn Du mir das Wenige verschlingst, was ich bringe?

So arg — schmollte der Hauptmann — mache ich's doch wohl nicht, ich esse mich nur satt.

Nimm noch diese Datteln, alsdann aber begleite mich, daß ich meine Speisen glücklich nach Hause bringe! — verlangte der Sohn Manasse's.

Das will ich thun! — erwiderte der Krieger.

So binde Deinen Mantel ab! — bat Jose.

Weßhalb?

Ich lege meine Ladung hinein und wickle sie zusammen! — sprach Jose — Begegnet uns eine Schaarwache oder sonst ein hungriger Schwarm, so wird man glauben, wir tragen einen Todten hinweg. Auf andre Weise ist's unmöglich, diese kostbaren Gegenstände zu bergen. — Dieß gesagt, reichte er dem Hauptmanne nochmals freiwillig den Weinkrug und zog ihm, während er trank, den Mantel von der Schulter. Karesch ließ dieß geschehen und Jose wußte seine Pakete so geschickt zu legen und zu verknüpfen, daß der Inhalt des Mantels wohl für einen Leichnam gelten konnte. Beide Männer trugen den mysteriösen Gegenstand. Der Eine an diesem, der Andere an jenem Ende anfassend, schritten sie in der Dunkelheit durch die bergigen Straßen Jerusalems hin. Nachdem sie eine gute Weile, bald über umgestürzte Säulen, bald über Leichname stolpernd, vorwärts gegangen waren, gelangten sie an eine enge Gasse. Hier trennten sie sich. Jose nahm das Paket allein auf seinen Rücken und Abschied von seinem Begleiter.

Bringe mir den Mantel bald wieder, guter Jose! — sagte Karesch.

Das ist unnöthig, heutigen Tages hat ein Mantel keinen Werth! — antwortete Jose — Auf den Wällen sind sie billig genug. Sind denn die Krieger nackt, die auf der Mauer fallen? Sey morgen der Erbe dessen, der das beste Kleid trug und denke nicht mehr an das Bischen Wolle, das abgetragen genug ist. Lebe wohl!

Der Krieger ließ sich beruhigen und ging an seinen Posten zurück. Jose schlich mit seiner Ladung durch die Winkelgasse, bis er an eine Gartenmauer kam. Die Thür derselben öffnete er, durchschritt den Garten, dessen sonst reichblühende Beete jetzt traurig und verödet lagen und trat in ein Haus, das vermuthlich mit der Stirn in eine bessere Straße schaute als die war, durch welche Jose zuletzt ging. Ein Hund kam ihm hier freudig entgegen. Er war abgemagert und dürr, denn auch er litt Hunger wie die menschlichen Bewohner der Stadt.

Bist Du da? Löwe, bist Du da? — sagte Jose vergnügt und liebkoste das Thier — Bist Du verhungert, armes Vieh? Du sollst Etwas haben!

Mitleidig zog jetzt derselbe Mann, der vorhin einen Menschen um die versprochene Mahlzeit betrügen wollte, aus seiner Tasche einige Nahrungsmittel, mit denen er den Hund fütterte. Während das Thier davon fraß, stand er dabei und kraute es am Halse —

Was macht unsere Herrschaft, Löwe? Was machen die Alten? Wie ist's Judith ergangen? Ja, Dir schmeckt's, Du bist ein guter Wächter, — da ist noch Etwas, Du sollst zu fressen haben, so lange ich selbst nicht Hungers sterbe. —

Löwe, bist Du mir gut? Liebst Du mich, mein guter alter Löwe? Sieh, was Du so eben verschlingst, ich habe Dir's mitten aus den Feinden herausgeholt.

Nach diesem zärtlichen Ergusse nahm Jose seine Last wieder auf und ging in das Innere des Hauses, der Hund begleitete ihn bis zur Thür. Als Löwe seinen Freund bis dahin gebracht hatte, kehrte er in den Hof zurück und stand lange vor seiner Hütte. Vermuthlich in der Erinnerung des Genusses schwelgend, leckte er vielfältig sich das große Maul und streckte sich endlich mit Zufriedenheit auf sein Lager.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon und der Herzog von Vicenza.

(Fortsetzung.)

Dieß ereignete sich den Tag vor einer großen Revüe. Nun ist's Gebrauch, daß sich alle Corpschefs nach dem Defiliren um den Kaiser gruppiren. „Meine Herren, ich bin zufrieden; Ihre Regimenter sind schön und gut gehalten, aber sagen Sie doch in meinem Namen Ihren Herren Officieren, daß ich ihnen gestern die Demüthigung zu verdanken gehabt, meinen Mantel verpfänden zu müssen." Jedermann sah sich verwundert an. „Ja, in der That, der Yswotshilk, der mich zurückgefahren, wollte mir nicht Credit geben; denn, mein Officier, sagte er zu mir, Ihre Cameraden vergessen oft, mich zu bezahlen." Den ganzen Rest des Tages commentirte man des Kaisers Worte. Am Abend erzählte der Kaiser im Cercle der Madame Narish . . . sein Abenteuer, und machte es dem Bauer so natürlich nach, daß wir alle vor Lachen außer uns waren.

Ich habe bereits früher von dem laisser-aller, der Familiarität Alexander's gegen Subalterne gesprochen. Eines Morgens gingen der Kaiser und ich in der Perspective, einer großen, schönen Promenade in der Mitte der Stadt, spazieren. Wir begegneten Andrieux, dem Schauspieler, dem Manne der Madame Philis: „Guten Tag, Andrieux," sagte der Kaiser; „wie geht es dir?" — „Sehr wohl, Sire, und Ihnen?" — „Wie befindet sich deine Frau?" — „Wohl, Sire; und Ihre Frau Gemahlinn und Frau Mutter?" Dergleichen amüsirte Alexander sehr, und diese Schwänke gaben oft acht Tage lang in den Salons Stoff zum Lachen.

„Als ich von dem sonderbaren Frogère sprach, hatte ich eine Anecdote vergessen, die der Kaiser selbst von seinem Favoriten, der immer das Privilegium hatte, ihn zu amüsiren, erzählte.

Frogère besuchte Alexander, als er noch Thronerbe war, sehr häufig. Als der Prinz aber nach Paul I. Tode den Thron bestiegen, erschien Frogère nicht mehr. Einige Zeit nachher begegnete ihm der Kaiser. „Nun Frogère, man sieht dich ja nicht mehr!" — „Ja Sire! Zum Thronerben ging ich wie zu einem Cameraden, aber jetzt . . ." — „Jetzt willst du nicht zum Kaiser kommen?" — „So ist's, Sire; ich fürchtete, Ihre gute Stelle möchte Sie hochmüthig gemacht haben; da dem nur aber nicht so ist, werde ich nicht verfehlen, Sie wieder zu besuchen."

Auch unter den großen Herren gab es Einige, gegen welche Alexander mit großer Nachsicht verfuhr. Ouwaroff war vom Kaiser gern gesehen; seine Prachtliebe war unglaublich. Berühmt durch seine Eroberungen und Liebesintriguen, verging keine Woche, ohne daß er nicht Veranlassung zum Gerede über sich gab. Tapfer wie sein Degen, war er gefürchtet, und darum nahm auch seine Kühnheit immer mehr zu. Der glückliche Geliebte der schönen Prinzessinn Se . . . . verließ er sie plötzlich, um seine Leidenschaft Madame Lew . . . zuzuwenden. Die Prinzessinn gerieth

in Verzweiflung, sendete ihm die Briefe und das Portrait zurück, welche sie in den Tagen des Glücks erhalten, und vergiftete sich. Der Unglücklichen alleiniges Unrecht bestand darin, noch zu lieben, als sie nicht mehr geliebt wurde. Erklärungen und Vorwürfe bestrafte sie mit Verachtung; Untreue hatte ihr Herz gebrochen . . gern zerriß sie daher auch die Lebensbanden!

Dieser Tod machte viel Aufsehen. Die Prinzessinn Se . . . war allgemein beliebt. Ouwaroff sah ein, daß er diesem Sturm nicht Trotz bieten könne, und bat um seinen Abschied; er erhielt ihn und reiste mehrere Monate. Bei seiner Rückkehr rieth ihm der Kaiser, umsichtiger zu seyn. „Sire, das ist ja mein ernstlicher Wille, allein die Frauen, großer Gott! wer weiß, ob ich nicht nochmals compromittirt werde.“

Derselbe so leichtsinnige, eitle Ouwaroff war der Tapferste unter den Tapfern. Bei der Zusammenkunft beider Kaiser nach der Schlacht von Friedland auf dem Niemen im J. 1807 kam Alexander auf das Floß in Begleitung des Großfürsten Constantin, des Obergenerals Benningsen, des Prinzen Lubanoff und des Generals Ouwaroff. Im Geleite des Kaisers Napoleon waren Murat, die Marschälle Berthier und Bessières, General Duroc und ich.

Napoleon wußte, wenn er gefallen wollte, über die vollendetste Anmuth zu gebieten. In dieser Zusammenkunft auf dem Flusse, in Gegenwart zweier Armeen, lag etwas so Idealisches, Poetisches, das alle Phantasien begeisterte. Er, der Sieger, der vernichten konnte, bot statt dessen den besiegten Feinden seine Freundschaft . . . Eine schöne Seite in Napoleon's Geschichte!“

Der Herzog hielt inne, und in seinen Blicken spiegelte sich unaussprechliches Leiden. Die Vergangenheit so schön! So jammervoll die Gegenwart . . . Ach! wohl begriff ich jetzt, wenn dieser Mann sagte: für mich giebt es keinen Platz mehr in Frankreich! . . .

Er fuhr fort: „Mit wahrer Herzlichkeit umarmten sich die beiden Monarchen zu wiederholten Malen. „Mein Bruder,“ sagte Napoleon, eine Hand Alexander's in der seinigen haltend, „das Waffenglück war Ihnen ungünstig, aber Ihre Armee ist tapfer und treu ergeben; Ihre Truppen haben Wunder von Tapferkeit gethan . . . Die Russen sind durchaus brav und tapfer . . . Wer commandirte die Cavallerie?“ fragte er, sich zum General en Chef Benningsen wendend. — „Ich, (jo) Sire,“ sagte lebhaft hervortretend, ein eleganter junger Mann. Die beiden Kaiser und wir Alle mußten lachen. „General,“ fuhr der Kaiser fort, „wenn Sie auch nicht sehr gut Französisch reden, so verstehen Sie doch vortrefflich zu schlagen.“

„Dieselbe Zauberkraft, die Napoleon über seine Soldaten ausübte, machte auch auf Alles, was sich ihm näherte, denselben Eindruck. Durch sein alleiniges Uebergewicht beherrschte er Alles, in welcher Lage, und wo er sich auch immer befand. „Aber sehen Sie,“ fügte der Herzog mit hinreißender Wärme hinzu, „Worte vermögen es nicht auszudrücken, der Pinsel kann es nicht malen, was ich gesehen . . Aber hier im kranken Herzen lebt noch in frischester Farbe die andächtige Bewunderung des Eindrucks von jenem Auftritt, auf dem Flosse des Niemen . . . .“ Der Kaiser Alexander imponirte durch den Glanz seines Ursprungs, durch seine edle Gestalt, durch hohen Wuchs, indem er wohl einen Fuß hoch über unseren Napoleon hervorragte. In dem Augenblick, wo sich die beiden Kaiser umarmten, erscholl lautes Beifalljauchzen, und Hurrahrufen ohne Ende von beiden mit Truppen bedeckten Ufern. Mein Gott, welche schöne Stunde in meinem Leben!!“

„Von Tilsit will ich nicht reden, denn alle officiellen Details sind bekannt; aber unbekannt sind die Nüancirungen voll Anmuth und Feinheit in den Beziehungen Napoleon's zu den versammelten Souveränen, ist die leichte, artige Würde, mit der er auf seinem Terrain als großherziger Beschützer verharrte. Napoleon that, was er thun wollte, und concedirte Nichts, was er zu behalten entschlossen war. Nie besaß ein Mensch eine so gewaltige Herrschaft über sich selbst.

Doch nun wieder auf Rußland zurückzukommen. St. Petersburg bot im J. 1810 alle artistischen Quellen dar, die Augen und Ohren entzücken können. Unsere Pariser tanzenden und singenden Celebritäten baten um Erlaubniß, auf kurze Zeit nach Rußland zu gehen, und am Abend im Theater von St. Petersburg konnte man mit Fug und Recht glauben, man befände sich in der großen Oper von Paris. Außer den schon genannten Schauspielern und Schauspielerinnen hatten wir noch Madame Philis-Andrieux mit ihrem Manne und wohl noch zehn andere, zweiten Ranges. Boyeldieu componirte Opern und fertigte uns scharmante Partituren für unsere Privatconcerte. Die schöne und angenehme Madame Lafont erfreute sich großen Erfolgs; sie sang zum Entzücken, und ihre Augen sagten die schönsten Dinge von der Welt. Ihr Mann, gewiß der erste Violinspieler Europas, lockte alle Musicomanen in die Concerte, die er Morgens in seinem Hause gab. Es gehörte zum guten Ton, bei Lafont's Morgenmusiken nicht zu fehlen, und so traf man denn dort auch die ganze vornehme Welt.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige astronomische Uhr.

Ein Uhrmacher in Brüssel, Herr Raingo, beendigte kürzlich ein Werk von größter Schönheit. Es ist eine Pendeluhr, an welcher eine eigene, kreisförmig sich bewegende Kugel befestigt ist, um nach dem Systeme des Kopernikus alle Elemente der Kosmographie und verschiedene Phänomene der Natur zu zeigen. Sie zeigt die Tages- und Jahresbewegung der Erde um sich und um die Sonne in ihrer vollkommenen Neigung der Ekliptik. Indem die Erde ihre Bahn durchläuft, bildet sie durch Annäherung an die Sonne und Entfernung von derselben, nach dem Gange der Jahreszeiten, ihre elliptische Bewegung. Kreise drehen sich in allen Richtungen um die Weltkugel, und zeigen das Ab- und Zunehmen der Tage, nach den Jahreszeiten, für alle Länder der Erde. Bewegliche Zeiger bezeichnen für alle Länder das Auf- und Untergehen der Sonne und ihre Höhe; ferner zeigen sie die Zeit der Nachtgleichen und der Solstitien. Ein bewegliches Zifferblatt, das sich über der Erde befindet, läßt nach Belieben die Stunde in allen Ländern erkennen. Man sieht die Tages- und Jahresbewegung des Mondes um die Erde, seine Phasen und die Mond- und Sonnenfinsternisse. Der Mond zeigt seine elliptische Bewegung, was seine Erdnähe, seine Erdferne und die Veränderung der Mondtage nach ihren zu- und abnehmenden Wirkungen erkennen läßt. Ein Zeiger bestimmt die Stunde des Auf- und Untergehens dieses Planeten in allen Ländern der Erde. Indem die Kugel die Sonnenbahn durchläuft, bezeichnet sie die Tage der Monate, ihre Namen, die Grade und die Zeichen des Thierkreises; der Gang der gemeinen und Schaltjahre zeigt durch seine eigene Bewegung den Zeitpunkt an, in welchem man das Räderwerk der Kugel, was nur alle vier Jahre geschieht, wieder aufziehen muß.

Miscellen.

In den Gobelins wird eine Copie der berühmten Tapete von Bayeux, die der Zahn der Zeit täglich mehr zernagt, für das Museum von Versailles angefertigt. Diese Tapete wurde bekanntlich von der Königinn Mathilde, während des Kriegszuges ihres Gemahls, Wilhelm des Eroberers, im J. 1066 mit der Nadel gestickt; sie ist 212 Fuß lang, 18 Zoll hoch, und stellt die Heldenthaten der Normannen auf jenem Zuge dar. Die Gesellschaft der Alterthumsforscher in London, die Frankreich um dieses Denkmal beneidet, hat durch einen Maler, Namens Stolkard, den sie eigens deßhalb nach Frankreich sandte, mit Hülfe der Camera lucida eine ganz genaue, 70 Fuß lange und 6 Zoll hohe Copie davon machen lassen; das erste Blatt derselben hat sogar ganz das Maß des Originals. Diese Arbeit hat der Gesellschaft 82,000 Franken gekostet. Keine der öffentlichen und Privatbibliotheken zu Paris besitzt ein Exemplar davon, und es befindet sich, so viel bekannt, nur ein einziges in Frankreich, das einem Privatmanne zu Caen gehört.

Man zählt bereits 81 vollständig wiederhergestellte Grabmäler von Königen, Königinnen, Prinzen und Prinzessinnen in den Grüften der Kathedrale von Saint-Denis; 23 sind noch herzustellen, um die Gesammtreihe von Chlodwig bis auf Heinrich IV. voll zu machen. Von diesem König an bis auf Ludwig XVIII. müssen die Grabmäler noch gemacht werden.

In einer der jüngsten Sitzungen der akademischen Gesellschaft zu Falaise legte Herr von Brébisson ein durch oscillaria pharaonis Bory (ein sehr seltenes und wenig bekanntes Meergras) gefärbtes Wasser vor, welches eine merkwürdige, bis jetzt noch nicht bekannt gewordene Erscheinung darbietet. Das Wasser, in welches man diese Pflanze wenige Augenblicke, nachdem man sie abgepflückt, legt, nimmt eine dunkelrothe Farbe (Blut- oder Ockerfarbe) an, wenn man es in einem undurchsichtigen Gefäß betrachtet; bringt aber der Beobachter das Wasser in einem durchsichtigen Gefäß zwischen sein Auge und das Licht so erscheint es schön indigoblau. Eine mit dieser Flüssigkeit gefüllte Glasflasche in die Sonne gestellt, erscheint auf der einen Seite blau, und auf der andern roth. Weißes in diese Flüssigkeit getauchtes Papier nimmt eine azurblaue und niemals eine rothe Farbe an.

Gottesdienst.

Sonntag, den 25. Septbr.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Past. Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr
Schulprüfung	— — —	1 =
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 =
Hr. Dr. Krummacher.....	St. Ansgarii	9 =
Hr. Candidat Menken....	— — —	12 =
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 =
Hr. Dr. Pletzer.....	— — —	12 =
Hr. Pastor v. Hanffstengel	St. Pauli	9 =
Hr. Pastor Iken.....	— — —	1 =
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 =
Hr. Pastor Toel.....	— — —	1 =
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 =
Kein Gottesdienst.	Armenkirche	
Hr. Pastor Probst	St. Johannis	6½ = Messe
Hr. Vicarius Driver.....	— — —	9 = Hochamt
Hr. Pastor Probst.....	— — —	10 = Predigt
	St. Petri Dom	6 =
	— — —	8 =
	— — —	12 =
	— — —	2 =

(Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen".)

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 77.

Bremen, Sonntag den 25. September 1836.

Gestorben:

Nro. 886. Den 20. Sept. Morgar. Anna Noltenius, 20 Jahr; Kaufmanns-Mühlenkamp Nro. 11.

— 887. Den 20. — Der Waarenagent Franz Hermann Bruns, 36 Jahr; Unegariithorsstr. Nro. 8.

— 888. Den 21. — Der Kaufmann Joh Carl Theodor Meyer, 41 Jahr; am Wall Nro 38 A.

— 889. Den 21. — Rudolph Dagelohn, 13 Jahr; im Sack Nro. 8.

— 890. Den 21. — Der Lotterie-Collecteur Joh. Arnold Ellert, 49 Jahr; Faulenstraße Nro. 49.

— 891. Den 21. — Der Kerzenmachermeist. Benjamin Heinr. Schewill, 71 Jahr; Piperstraße Nro. 2.

Nro. 892. Den 21. Septemb. Des Postsekretärs am königl. Großbritannisch-Hannöverischen Postamte Henning Eduard Heinsius Tochter, 4 Monat; Königsstraße Nro. 3.

— 893. Den 22. — Des Lichtziehers Georg Ludwig Schütze Ehef., geb. Blancke, 36 Jahr; hint. Schütting Nro. 5.

— 894. Den 22. — Desselben Tochter (todtgeboren).

— 895. Den 22. — Des verst. Ard. Joh. Ernst Dierkten Wwe., geb. Becker, 65 Jahr; kl. St. Johannisstr. N. 1.

— 896. Den 22. — Des Hofmeyers Joh. Friedr. Conr. Dreyer Sohn, 8 Tage; Buntenthorssteinweg Nr. 193.

Geboren:

Nro. 1142. Den 18. Sept. Des Ard. Carl Heinr. Böttger Ehefrau, geb. Sonnenberg, Rumpfs-Hof N. 3; von einem Knaben.

— 1143. Den 19. — Ein Mädchen — gr. St. Johannisstraße Nro. 62.

— 1144. Den 19. — Ein Mädchen — gr. St. Johannisstraße Nro. 179.

— 1145. Den 19. — Des Kaufmanns Gerhard Friedrich Migault Ehefrau, geb. Focke, Heerdenthorssteinweg Nro. 1 A; von einem Mädchen.

— 1146. Den 19. — Des Tabacksfabrikanten Peter Hinrich Jungmann Ehefrau, geborne Hildebrand, große St. Annenstraße Nro. 12; von einem Mädchen.

Nro. 1147. Den 19. Sept. Des Kunstrechslers Joh. Christoph Weidehaus Ehef., geb. Petersen, Osterthorssteinweg Nro. 24 C; von einem Mädchen.

— 1148. Den 20. — Des Hautboisten beim hiesigen Infanterie-Bataillon August Friedrich Casdorf Ehef., geb. Westendorff, Papenstr. Nr. 13; von einem Knaben.

— 1149. Den 20. — Des Weinküpers Heinr. Schild Ehefrau, geborne Hencke, gr. St. Annenstraße Nro. 70 A; von einem Mädchen.

— 1150. Den 20. — Ein Mädchen — kl. Fuhrleutestraße Nro. 6.

— 1151. Den 20. — Ein Mädchen — kl. St. Annenstr. Nro. 28.

Proclamirt sind:

Nro. 372. Der Hautboist beim hiesigen Infanterie-Bataillon Bernhard Carl Heinrich Weingardt und Margrete Adelheid Remde hieselbst.

— 373. Der Zimmermeister Heinrich David Christoph Bruns zu Rotenburg und Anna Elisabeth Hahlenbeck hieselbst.

— 374. Der Lumpenhändler Joh. Heinrich Gotte, oder Gotter, und Gesina Hagens, Beide von hier.

— 375. Der Schneideramtsmeister Hinrich Christ. Wienberg und Maria Brötsch hieselbst.

— 376. Der Schneider Johann Christian Diedrich Grünklee und Magdalena Lindemeier, Beide von hier.

— 377. Der Tischler Franz Carl Heinrich Rieck zu Lübeck und Johanna Häuer hieselbst.

— 378. Der Reepschlägergesell Wilhelm Alert Döscher und Maria Kannstein, Beide von hier.

— 379. Der Küper Hermann Alers, oder Ahlert, und Elisabeth Schreiner, Beide von hier.

— 380. Der Dr. med. Christ. Eduard Krummacher hies. und Adelheid Natorp zu Münster.

— 381. Der Subrector am Gymnasium zu Stade Joh. Carl Rodatz und Anna Maria Sophia Föreste hieselbst.

Nro. 382. Der Küper Johann Hermann Henrich Franz Brinkmeyer und des verst. Küpers Joh von Harten Wittwe, Metta Adelheid, geb. Klußmeyer, Beide von hier.

— 383. Der Küper Johann Frese hieselbst und Sophie Dorothea Amalia Eickhof aus Bahrenburg.

— 384. Der Stuhlmacher Johann Conrad Bremer hies. und Anna Boom zu Horrien, bei Braake.

— 385. Der Ard. Joh. Heinr. Lies und Metta Adelheid Toll, Beide von hier.

— 386. Der Schuhmachermeister Heinr. Ferdinand Daphi zu Osnabrück und Sophie Friederike Buhmeyer aus Rinteln.

— 387. Der Schneideramtsmeister Christ. Heinr. Hoya, genannt Sardeck, hies. und Maria Böhling aus Mittelsdorf, Amts Rotenburg.

— 388. Der Amtsfischer Berend Robbe hies. und Margrete Grotheer aus Penningbüttel, Amts Osterholz.

— 389. Der Hufschmidt zu Vahr Heinr. Thomas Everdieck, oder Everding, und Sophia Rothfos aus Vegesack.

— 390 Der Hofrath Dr. med. zu Pyrmont Carl Theodor Mencke, und Anna Helena Finke hieselbst.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

Nro. 78.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 29. September 1836.

O, Natur, mit deinem Hauche läutere die Seele,
Daß sie widerhalle rein dein Glockenspiel, das reine!
Rückert.

Erscheinungen.

Der Himmel thut die Laden auf,
Beim ersten Morgengrau'n,
Er weiß, Frau Sonne will so gern
Zur Tochter Erde schau'n.

Nun blickt sie schön geschmückt herab,
Mit strahlendem Gesicht,
D'rum schmückt sich auch ihr Töchterlein
Mit Blumen süß und licht.

Die Engel eilen nun herbei
Mit Krügen weiß und grau,
Sie stürzen sie voll Jubel um
Zum Heil der grünen Au'.

Und wenn Frau Sonne schläfrig ist,
Die Engelein dazu,
So schließt der Himmel wohlgemuth
Die blauen Laden zu,

Und schmücket sie zu Aller Lust
Mit manchem goldnen Stern;
D'rum blickt man immer Tag und Nacht
Zum Himmelsfenster gern.

Karoline Leonhardt-Lyser.

Die Belagerung von Jerusalem.

(Fortsetzung.)

5.

Das Innere des Gemachs, in welches wir den Leser einführen wollen, glich einem Zelte. Die Fensteröffnungen waren, so wie die Wände, mit kostbaren Stoffen behangen, deren Draperie dem Zimmer ein prächtiges und malerisches Ansehen verlieh. Den Fußboden bedeckte ein kunstreich gewirkter Teppich, an den Wänden hin stiegen gepolsterte Bänke empor, von der Decke herab

hing eine Ampel aus edlem Metall gearbeitet, in den Ecken der also beschriebenen Stube standen kleine Tische. Auf einem derselben sah man eine irdene bunt bemalte Vase, die vermuthlich die Bestimmung hatte, Blumen in sich aufzunehmen — jetzt war sie leer.

Dieß ist das Geräth, welches wir in dem Zimmer wahrnehmen. Eins ausgenommen, eine Harfe, die auf einem Polster lag, und die zu erwähnen, wir bei so wenigen Stücken, die wir aufzuzählen hatten, nicht vergessen dürfen.

Auf den Fersen kauernd, wie dieß noch heute die Stellung der Ruhe im Oriente ist, saß ein Mädchen am Fenster und blickte durch das dünne gazeartige Gewebe, welches man über die kleine Oeffnung gespannt hatte, hinaus auf die Straße. Als sich der Kopf zurück nach dem Zimmer wandte, sah man ein schönes blasses Angesicht, einen traurigen Ausdruck des Schmerzes um den anmuthigen Mund. Das Antlitz des Mädchens hatte durch Leiden und Entbehrungen in der letztverflossenen Zeit an Frische, nicht aber an Interesse verloren. Noch waren die Lippen voll und roth und die Augen strahlten das herrlichste Licht, den reinsten Glanz aus.

Die Sterne des Himmels leuchten dem Morgenlande heller denn uns. Die Augen der Frauen unseres Nordens können sich mit denen des Südens nicht vergleichen. Reinheit und Sanftmuth, Unschuld und Liebe, das sind die Worte, welche blaue Augen reden, und die Abendländerinnen haben alle blaue Augen, wenn auch die Farbe manchmal dunkel, braun oder schwarz heißt. Die Farbe thut nichts zur Sache. Aber in dem Blicke einer Asiatinn liegt die Glut ihrer Sonne, der Reiz ihrer paradiesischen Heimath, die Farbenpracht ihrer Blumen, der Schwung und die Begeisterung ihrer Dichtkunst, die Wildheit der Ungeheuer, welche die Wüsten durchirren. Die Morgenländerinnen haben schwarze Augen.

Die Augen des Mädchens, welches wir oben beschrieben, waren herrlich und stolz. In ihnen spiegelte sich die Sehnsucht und das Verlangen ihres Herzens, der Muth und die Klarheit ihres Geistes ab.

Sie hieß Judith und war die Tochter des reichen Syriers Nathan Ben Ruben, der aus Damaskus nach Jerusalem gezogen war, als altgläubiger Jude nach den Buchstaben des Gesetzes, um das Osterfest auf dem Zion und im Tempel des einzigen und wahren Gottes zu feiern. Judith war ihm gefolgt in Begleitung ihrer Mutter Debora.

Das Mädchen erhob sich von ihrem Sitze und sprang auf den Teppich herab. Nachdem sie einige Schritte im Zimmer auf und nieder gethan hatte, ging sie an eine Thür des Gemachs, bog den schweren purpurfarbigen Vorhang zurück und blickte in die Kammer hinaus, in der die Aeltern schliefen.

Sie schlummern noch, — sprach sie bei sich selbst — und erwachen heut' wenigstens nicht hungrig, da Jose vor einigen Stunden so treulich Speise und Trank brachte. Gott sey Dank dafür! Sie schlummern noch. Wäre ihr Erwachen ein fröhlicheres, wären wir in der Heimath, in unsern Häusern zu Damask mit ihren Gärten und Brunnen, ihren Vorrathskammern und Speichern, ihrer Sicherheit und Ruhe! Wir Aermsten in dieser fürchterlichen Stadt! In ihr Zwietracht, Blutvergießen, Pest und Hunger, rund um sie her feindliche Speere, ein grausames Kriegervolk — unbarmherzig und mörderisch. Einen der Römer wüßt' ich wohl, der ein mildes Herz für uns haben würde, — Einen, der uns retten könnte und wollte. Allein wie ihn herausfinden aus den Legionen und Bundesgenossen? Und ob er

auch wirklich vor dieser Stadt noch steht, ob er nicht vielleicht längst in ein weit entlegenes Land geschickt wurde, ob er mich noch kennt, sich meiner noch erinnert, gewiß, — ja, aber ob er nicht vielleicht schon von einer Lanze meiner Glaubensgenossen —

Der Mund des Mädchens zitterte, aus den Augen quollen langsam und feierlich ein Paar warmer Thränen, sie trat ans Fenster und blickte wieder auf die Straße hinaus. Plötzlich fühlte sie, daß ein Arm sie berühre, sie fuhr zurück und Jose stand bei ihr.

Guten Morgen, Judith! — begrüßte sie der Diener — Du bist früher aufgestanden, als es nach dem langen Wachen nöthig war. Warum schläfst Du nicht noch? Die Vergnügungen Jerusalems sind wirklich zu einfach in diesen Tagen, als daß man deßhalb seine Ruhe unterbrechen sollte. Sey froh, wenn Du einige Stunden verschläfst. Du wirst immer noch zeitig genug munter seyn.

Du hast, guter Jose, leider Recht! Aber auch Du, der die meisten Anstrengungen trug, um uns zu erquicken, Du Treuester unter den Menschen stehst mit offenen Augen vor mir. Warum pflegtest Du Dich nicht? Deine Kühnheit muß wunderbar, Deine Arbeit mühselig, die Gefahr gränzenlos gewesen seyn. Sage mir, wie gelangtest Du durchs Römische Heer, wie zu den Lebensmitteln, wie zurück?

Ich passirte die Stadtmauer, als Karesch die Wache hatte! entgegnete Jose.

Das weiß ich wohl! — redete das Mädchen — das war das Schwerste nicht in Deinen Unternehmungen; allein wie kamst Du durch die Feinde?

Ich wurde gefangen genommen und sollte hingerichtet werden! — sprach Jose. — Auf diese Weise nämlich — er streckte die Arme aus, um die Kreuzigung zu bezeichnen — allein dieß unterblieb, weil ich davon lief.

Rede deutlich, Jose, Du verspottest mich! — sagte das Mädchen — Wie entgingst Du dem Verderben, wenn Du wirklich gefangen wurdest?

Ich entlief dem Verderben — antwortete der Diener; als er aber sah, daß Judith unwillig sich von ihm abkehrte, fuhr er fort: Nun höre denn, ich will mich ganz genau ausdrücken. Zürne nicht, ich will Dir Alles erzählen. Sieh, Judith, Du weißt, das Römische Heer besteht aus vielen Soldaten. Darunter giebt's Gemeine, Unterbefehlshaber, Hauptleute, Legaten, Tribunen, Quästoren. Die Letzteren sind mir immer die Liebsten gewesen. Ein Quästor —

Schweige! — sagte das Mädchen, im Gesicht von Purpur übergossen — ich mag Nichts hören, Du bist ein böser Mensch und willst mich kränken!

Als aber Jose wirklich schwieg, konnte Judith, die den Zusammenhang der Sache rasch errathen hatte, die Bewegung ihres Gemüthes und die Sehnsucht, den Hergang genau zu hören, nicht unterdrücken; sie fragte nach einer kurzen Weile: Nun? Warum fährst Du nicht fort?

Beim Quästor war ich stehen geblieben! — sprach der unbarmherzige Schwätzer — beim Quästor, nicht so? Ich wurde von einer Wache entdeckt und von ihr verfolgt. Jener Aemilius, der in Damaskus war, Du wirst Dich seiner nicht mehr entsinnen, denn Du hast ihn kaum drei oder vier Mal gesehen —

Rede nicht so laut, Lieber! — unterbrach das Mädchen den Sprecher — die Aeltern möchten erwachen!

Und der Schlaf ist ihnen gesund, — nahm der Unverschämte wieder das Wort. — Jener Quästor, der so hübsch aussieht, daß man ihn

leicht für einen Juden halten könnte, nahm mich gefangen —

Kannte er Dich?

Nein, er lernte mich kennen und lieb gewinnen, denn ich brachte ihm tausend Grüße von Dir!

Hier erfolgte abermals ein Zwist, nach dessen Beilegung der Jude endlich Judith das mittheilte, was wir schon kennen. Nachdem er diese Thatsachen in seiner Manier vorgetragen hatte, fügte er hinzu: Der Quästor räth Dir und den Deinen, daß ihr fliehen sollt. Er würde uns wohl durchhelfen, glaub' ich. Was er mir von den Bedrängnissen der Stadt sagte, klang ganz vernünftig, obschon es ein ungläubiger Heide redete. Seine Gründe unterstützt mein hungriger Magen ganz wirksam. Deßhalb denke darüber nach, wie Du die Aeltern überredest, daß wir uns auf die Reise machen. Ich danke vor dem Sallat aus Olivenlaub und Wasser. Die Stadt ist verloren, die Thora und alle Bücher der Propheten schützen sie nicht mehr. Ich habe das Lager gesehen und die wohlgenährten Fußsoldaten und Reiter — unsere Streiter dagegen! Mädchen, rede den Aeltern zu — wenn sich ein Ausweg darbietet, laßt uns ihn nicht verschmähen.

Jose, Du kennst den Vater —

Er ist ein Mensch, das heißt, er muß essen. Ferner — sprach der Diener — glaube mir, es wird in der Wüste selbst friedlicher hergehen unter Löwen und Tigern, wenn sie unter sich wegen Theilung der Beute unterhandeln, als hier, sobald die Römer eindringen. Die Leute kennen den Platz am Körper, wo man hinstechen muß, wenn das Blut reichlich fließen soll. Sie haben das Morden bei keiner Damascenischen Dame gelernt, die in Ohnmacht fällt, wenn sie sich in den Finger sticht. Und ich bin sogar überzeugt, daß auch der Tempel, der Herr sey mir gnädig vom Abend bis zum Morgen, vom Aufgang bis zum Niedergang, brennen wird so hell und licht, so prasselnd und knatternd — wie anderes Holz.

Du bist ein Gotteslästerer!

Keineswegs, aber ich rede die Wahrheit.

Schweige still, ich werde mit den Aeltern sprechen und sie bitten, auf ihre Rettung bedacht zu seyn. Was sagte Dir Aemilius von mir? Er war besorgt um mich, rieth zur Flucht?

Ja, und als ich Deinen Namen nannte, so war auch sogleich Wein, Fleisch, Brod, kurz Alles, was er hatte, bereit, um mir es zu geben. Ich glaube, er hätte mir sogar den Sack bis an die Stadtmauer getragen, wenn ich es nicht meinem Stande angemessener gefunden hätte, als dem seinen. Ich that es daher selbst. Ein trefflicher Freund — ich wünschte wohl, daß er Dich heimführen könnte —

Still! — befahl die Jungfrau — Ich höre, daß die Aeltern munter werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon und der Herzog von Vicenza.

(Fortsetzung.)

„Der Oberkammerherr Narishkim, der älteste Bruder des Großstallmeisters, hielt einen wahrhaft königlichen Hofstaat. Sein Palast war das Rendezvous aller Vornehmen und Celebritäten, und oft wurden seine Feste durch des Kaisers Gegenwart geehrt. Da war ein Luxus an Gemächern, Decorationen, Gold, Bronze, Marmor und Blumen, die diesen musicalischen Morgenreunionen etwas so Feenartiges verliehen, wie wir uns in Frankreich gar keine Idee davon machen können. Es ging das Gerücht, der Kaiser wolle den Oberkammerherrn in den Fürstenstand erheben. An einer der glänzenden Morgenreunionen promenirten er und ich von der wogenden Menge

entfernt in einem der köstlichen Treibhäuser, welche sich an die Festgemächer anschlossen. Die Musik, deren Accorde leise zu uns drangen, die milde Luft, der balsamische Hauch der Blumen waren von unaussprechlicher Wirkung. Wir setzten uns. „Mir ist's, als wäre ich in einem Feenpalast,“ sagte ich zu Narishkim, „und der Fürstentitel eignet sich vortrefflich zu all dieser erhabenen Pracht.“ — „Blicken Sie um sich, Herr Herzog, kann dem Glanze meines Glückes irgend noch etwas fehlen? Ich lasse den Müssiggängern den Glauben an dieß lächerliche Gerücht, damit sie ein Amüsement haben, aber Ihnen will ich meine wahre Ansicht über diese Angelegenheit offenbaren, weil ich nicht wünsche, daß man an Ihrem Hofe glaube, ein Narishkim könne den Fürstentitel von irgend einem Andern erhalten, als von sich selbst. In der That hat der Kaiser gegen mich den Wunsch geäußert, mich zu dieser Würde zu erheben; allein ich habe ihm geantwortet: „Sire, Peter des Großen Mutter war eine Narishkim . . . wenn man die Ehre hat, Ew. Majestät so nahe zu stehen, kann der Fürstentitel nichts mehr zur Erlauchtheit eines Geschlechtes beitragen. Die Narishkim sind so vornehm uud edlen Bluts, wie der Kaiser aller Russen, Sire.“

Ob diese stolze, kühne Sprache Alexander mißfiel, weiß ich nicht; allein des Souveräns Seele war so voll von wahrem Adel, daß der Oberkammerherr in Gunst blieb. Der Fürstentitel aber kam nicht wieder in Erwähnung.

Ich kann Rußland nicht verlassen, ohne Ihnen noch von Leuten zu erzählen, die Sie sicher lieben, wenn Sie sie kennen; ich meine die Familie Lesseps. Herr Lesseps war vor und nach meiner Gesandtschaft Generalconsul in St. Petersburg. Napoleon hielt große Stücke auf seinen Consul, und hatte mir anempfohlen, ihn gut zu behandeln. Unterrichtet, geistreich, höchst liebenswürdig stand Lesseps in hohem Ansehen. Ein merkwürdiger Umstand knüpfte sich an ihn. Noch sehr jung nahm er Theil an der Expedition von Laperouse, war krank an Bord, und als das Schiff in . . . vor Anker ging, ans Land gesetzt. Er begab sich nach Frankreich, um sich dort wieder herzustellen, und überreichte der Regierung die Depeschen, mit denen ihn Laperouse beauftragt; es waren dessen letzten . . . Seitdem hörte man nichts wieder von der unglücklichen Expedition. — Armer Lesseps! wir fanden uns später wieder im brennenden Moskau . . . und beim gewaltigen Flammenscheine des Kremls erinnerten wir uns der guten Tage in Rußland. Kaum war seitdem ein Jahr verstrichen, und anstatt der Wunderpracht von St. Petersburg sahen wir jetzt die rauchenden Trümmer der zweiten Stadt des Russischen Reichs!!“

Bleich und tief bewegt legte der Herzog von Vicenza die Hand an die brennende Stirn. Die letzten Worte hatten grausame Gedanken in ihm erweckt . .

Vierter Artikel.

Die Schlacht bei der Moskwa war furchtbar mörderisch für die Russen. Zu ihrer natürlichen Tapferkeit gesellten sich noch Verzweiflung, Fanatismus und höchste Erbitterung, den Sieg zu erkämpfen. Vom Resultate dieser Schlacht hing Moskaus Schicksal ab, und Moskau gilt den Russen für die heilige, von Gott geliebte Stadt. Die Truppenaushebung in Masse war mit einem Eifer, einer Begeisterung vor sich gegangen, die an Wahnsinn gränzte. Der Clerus, allmächtig wirkend auf die Gesinnung der Bauern, hatte sie beim Aufruf zur Vertheidigung des Landes gesegnet, glücklichen Erfolg und Unbesiegbarkeit prophezeit. Das Allerheiligste ward durch die Straßen getragen. Jedes Armeecorps, das gegen

die Franzosen marschiren sollte, stürzte zu den Füßen der göttlichen Jungfrau, und schwur, Moskau zu vertheidigen, und nur als Sieger wieder dahin zurückzukehren. Ein unter Paul I. freigewordener Greis von achtzig Jahren, blind, Vater einer zahlreichen Familie, hatte dreizehn Söhne oder Enkel als Freiwillige im Heer. „Geht," sagte er, „und schont euer Blut nicht zur Vertheidigung des Vaterlandes und eurer Religion. Ihr kehrt als Sieger wieder, denn Gott ist gerecht; sollte jedoch der himmlische Zorn auf dieser Stadt lasten, sollten die Fremden sie entweihen durch ihre Gegenwart, dann sollen sie nur über meine Leiche in dieselbe gelangen."

Die Schlacht an der Moskwa ging verloren, und die Französischen Truppen rückten auf Moskau los. Alle Einwohner fliehen, bald ist die Stadt öde. Petrowisk, der blinde Greis, widersteht den Thränen, den Bitten seiner Familie und Freunde, und weigert sich, sie zu verlassen. „Diese Erde hat mich als Kind gesehen," sagte er, mit seinem Stab auf den Boden stampfend, „sie hat mich achtzig Jahre ernährt und getragen . . . auf dieser Erde will ich sterben." Unerbittlich bleibt der Greis, die ganze Familie wanderte aus, und nahm mit, was nur irgend vor der Plünderung zu retten war. Im Augenblick der Abreise bitten vier Generationen auf den Knien um des geachteten Familienoberhauptes Segen. Petrowisk's hohe Gestalt, seine langen weißen Haare, der schöne weiße Bart, der die breite Brust bedeckt, die großen schwarzen Augen, der Ort, die Handlung, Alles gestaltet diese Scene zu einem phantastischen Anblick. Mit ausgestreckten Händen spricht er langsam und feierlich folgende Worte: „Der Segen Gottes, der eures alten Vaters möge euch folgen überall, wohin ihr eure Schritte lenken werdet. Wir werden uns wiederfinden dort oben im Himmel, wohin die verfluchten Franzosen nicht dringen." Dann sich mit leiser Stimme zu seinem ältesten Sohne wendend, sagt er: „Ich habe dein Wort." Wild antwortete Ivan: „Vater, ich werde es halten."

„Allein blieb der Greis in seiner Wohnung; die ganze Familie ist fort, mit Ausnahme eines jungen Menschen von 16 Jahren, der des Großvaters Schicksal zu theilen entschlossen ist. Am anderen Morgen defilirte die Französische Avantgarde auf der Heerstraße, und die Spitze der Colonne berührte bereits Moskaus Thore. Von Zeit zu Zeit fielen Schüsse in die enggeschlossenen Reihen; sie waren gut gezielt, denn jede Kugel traf, und mehrere Soldaten wurden getödtet, oder verwundet. Ein Offizier, am Kopf getroffen, stürzt vom Pferde; alle Augen richten sich nach der Gegend hin, von wo der Schuß gekommen. Ein Greis, dessen langer Bart die Brust bedeckt, sitzt auf der Erde, an einen Baum gelehnt. Unsere erbitterten Soldaten stürzen mit gefälltem Bajonnet auf ihn zu. Da steigt eiligst ein junger Mensch vom Baume, stellt sich vor den Greis, und zieht, nachdem er ein paar Pistolen losgeschossen, einen langen Dolch aus dem Gürtel; allein von der Mehrzahl überwältigt, fiel er blutend und leblos zu Petrowisk Füßen nieder. — „Nun tödtet auch mich, ihr verwünschten Franzosen, der tapfere Junge da ist mein Enkel, und ich bin der blinde Petrowisk, der ihn bewaffnet."

(Die Fortsetzung folgt.)

Todesfall durch Arzneimißbrauch.

Unlängst wurde zu Hull in England der Leichnam einer verheiratheten Frau geöffnet, die, der Angabe zufolge, am Gebrauch der bekannten Morison'schen Pillen gestorben war. Der Mann der Verstorbenen sagte aus, sie sey eben nicht sehr leidend gewesen, habe sich aber zuweilen unwohl

befunden und zuletzt an der sogenannten Windsucht gelitten. Sie nahm sechs Stück Morison'sche Pillen, welche keine Wirkung machten. Der Mann ging hierauf zu Herrn Lamott, auf dessen Rath die Kranke acht Stück von denselben Pillen, dann zehn, dann zwölf und endlich fünfzehn alle drei Stunden nahm. Die Dosis wurde dann vermindert und endlich mit dem Mittel ausgesetzt. Nach zwei Tagen starb die Frau. Die Chirurgen, welche die Sektion vornahmen, erklärten, daß der Tod in Folge einer durch außerordentlich reizende Mittel herbeigeführten Gedärmentzündung erfolgt sey. Die Jury erließ nach einstündiger Berathung ein Verdikt: „Daß der Tod der Verschiedenen durch Krankheit in Verbindung mit Anwendung zweckwidriger Mittel und durch große Unwissenheit des Arztes herbeigeführt worden sey.“ Der Coroner (Todtenbeschauer) erklärte hierauf, die Jury müsse in diesem Fall ein Verdikt auf Todtschlag gegen Herren Lamott erlassen. Der Präsident der Jury genehmigte dieß, worauf sodann der Verhaftsbefehl gegen Herrn Lamott ausgefertigt wurde.

Die zerschossene Predigt.

Der, seiner Zeit so beliebte Schriftsteller August Lafontaine war früher bekanntlich Feldprediger. Der gemüthliche Mann erzählte oft, wie ihm eine seiner Predigten im Felde total verunglückt, oder vielmehr zerschossen worden sey. Als nach Erstürmung der berühmten Weißenburger Linien ein besonderer Gottesdienst, ein Dankfest, bei der ganzen Armee anbefohlen wurde, fand Lafontaine sich veranlaßt, vor zwei Regimentern zu predigen. Zugleich war verordnet, beim Schlusse der Predigt die Kanonen zu lösen, und er hatte das Herausziehen seines Taschentuches als Zeichen angegeben. Weil er nun aber bei der großen Masse sehr dicht umdrängt war, und seine Stimme im höchsten Grade anstrengen mußte, gerieth er bald in Schweiß, und zog, in diesem Augenblicke des verabredeten Zeichens nicht eingedenk, sein Tuch. Kaum will er weiter sprechen, da donnern die Kanonen fort und fort, und es wurde ihm nicht möglich, wieder das Wort zu nehmen.

* Anfrage.

Wo hat man sich gegenwärtig zu melden, wenn man als Mitglied des Hülfs-Verein bei Feuersgefahr angestellt zu seyn wünscht.

C. B.

Miscellen.

In der Geschichte der Ignoranz Französischer Uebersetzer nehmen folgende Beispiele gewiß nicht den ersten, aber auch eben so wenig den letzten Platz ein. Im „Dictionaire de la Conversation“ übersetzt ein Biograph Jacob Böhme's den Namen des Aufsatzes über „Jesaias Stiefel“, einen gelehrten Geistlichen dieses Namens, mit „Reflections sur les bottes d'Isaie“ (Reflektionen über die Stiefel des Jesaias). Lustiger aber noch ist folgender Fehler, der wunderbarer Weise eine große Ignoranz in politischen Angelegenheiten bekundet, die in Frankreich doch selten seyn sollte. Ein Französisches Journal übersetzt nämlich den Titel einer Englischen Zeitschrift „The independent Whig“ (der unabhängige Whig), da „wig“ die Perücke heißt, mit „la perruque indépendante.“ Der Fehler hat indessen einen Witz und könnte als solcher gelten, wenn die Unwissenheit nicht zu offen daläge.

Als der Dichter Uz Gerichts-Assessor geworden war, neckten ihn seine Kollegen oft mit seiner Chloe, die er besungen hatte. Einst geschah dieß auch in einer Mittagsgesellschaft und der Präsident des Kollegiums, der sich dabei befand,

nahm für ihn das Wort, indem er bemerkte: „Ich muß es unserm Uz zum Ruhme nachsagen, daß, als er in mein Kollegium trat, er seiner Chloe gute Nacht sagte.“ — „Ach, Herr Präsident“, erwiderte Uz mit melancholischer Naivetät, „dieß Glück habe ich nie gehabt!“

Die Weiber haben Launen, weil sie zu gut sind, das Böse nach Grundsätzen, und zu schwach, das Gute mit Dauer zu üben.

Im Mittelalter hatte man witzige Narren, die von unsrer Kultur verdrängt wurden, wie es scheint um des Resultats willen, daß wir Narren ohne Witz haben sollten.

Der redliche Mann, der in Welthändel geräth, spielt oft eine sehr unbeholfene Figur vor Andern und vor sich selber, weil er manchmal die erlaubten, von aller Welt offen zu benutzenden Hülfsmittel für gewissenlos hält, und sich da wie ein Betrüger erscheint, wo er ein Betrogener ist, wenn er eben nicht von allem Erlaubten Gebrauch macht.

Als vor Kurzem ein Telegraph anfing zu arbeiten, sagte ein ehrlicher Tagelöhner zu seiner Frau: „Paß' auf, es is gewiß widder Revolution in Paris, der Telegraph schlägt die Hände über den Kopp zusammen!“

Man hat zuweilen nicht Unrecht, wenn man sagt: die öffentliche Stimme der Journale bewirkt Aufregung, man wird aber öfter nicht Unrecht haben, wenn man hinzusetzt: indeß beschwichtigt sie in vielen Fällen auch, da es den meisten Menschen nur darum zu thun ist, zu sprechen und sprechen zu lassen, um schon damit sich den vollen Grund zur Beruhigung zu geben. Ja selbst wenn die Unvernunft spricht oder ein böser Wille in der Heftigkeit der Worte seine Hülle verliert, so hilft dieß indirekt zum Wahren und Richtigen; denn alle Uebertreibungen, sobald man sie erkennt, weisen ebenfalls zum Wege der Ordnung.

Die Zeit scheint jetzt ganz im Solde der Spekulation; sie ist eine Magd, angestellt um Effekte zu veranlassen für Zeitkäufe, Zeitungen und Zeitvertreibe, und man möchte dem Ausspruche der Herzoginn von Abrantes beistimmen, die da sagt, es sey jetzt Niemand, der so gute Geschäfte gemacht habe und noch mache als die „Fee Hinderniß“. Sie sagt dieß zwar für beschränkte Fälle, aber die Fee Hinderniß hat unterdeß immer mehr um sich gegriffen und dirigirt die Zeit, so daß diese zwar vergehen, aber im Uebrigen nirgends weiter kann.

An der Küste von Brighton wurde unlängst ein ungeheurer Hummer oder Seekrebs von dem ungewöhnlichen Gewicht von 9½ Pfund gefangen. Er maß vom äußersten Ende der Fühlhörner bis zur Schwanzspitze eine Englische Elle, von der Nase bis zum Schwanze 22 Zoll, und hielt 16 Zoll im Umfang. Die Scheeren waren 6 Zoll lang und maßen 9 Zoll im Umfang.

Die neugierige Welt Londons strömte vor Kurzem der Niederlage eines Fischhändlers zu, um einen ungeheuern 4 Fuß langen und am Bauche 30 Zoll im Umfang haltenden Karpfen zu bewundern. Sein Gewicht betrug 22 Pfund. Wo er befangen wurde, erfuhr man nicht, sondern nur so viel, daß er einem reichen Gutsbesitzer in der Gegend von Hampton gehöre.

(Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen der Stadt Bremen“.)

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 78.

Bremen, Donnerstag den 29. September 1836.

Gestorben:

Nro. 897. Den 22. Sept. Joh. Rohe, ¾ Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 210.

— 898. Den 22. — Des verst. Schiffszimmermanns Joh. Lüßen Wittwe, geb. Rauers, 73 Jahr; Haferkamp Nro. 6.

— 899. Den 22. — Der Arb. Hinr. Sumsleth, 42 Jahr; Behrensgang Nro. 2.

— 900. Den 22. — Anna Sophia Helmken, g. Henning, 7¼ Jahr; Hülsberg Nro. 18.

— 901. Den 23. — Des Arb. Heinr. Ernst Stoffregen Ehefr., geb. de Wall, 36 Jahr; Muggenburgerstraße N. 2.

— 902. Den 23. — Des Schuhmachers Christ. Buchholz Ehefrau, geb. Hübener, 46 Jahr; Drewes-Hof Nro. 6.

— 903. Den 23. — Der Uhrmacher Diedrich Voigt, 21 Jahr; kleine Fischerstraße Nro. 11.

— 904. Den 24. — Des Zimmergesellen Nicol. Wendt Sohn, 1¼ Jahr; im Fehrfelde Nro. 22.

— 905. Den 24. — Der Arb. Carl Friedrich Schultze, 56 Jahr; Piperstraße Nro. 15.

— 906. Den 24. — Des Bäckergesellen Ernst Brüggemeier Tochter, 1½ Jahr; Westerstr. Nr. 4.

Nro. 907. Den 24. Sept. Der Fuhrmann Henrich Conrad Berensen, 42 Jahr; hinterm Abbenthorswall Nro. 56.

— 908. Den 25. — Der Maskopsträger Simon Kehrmann, 39 Jahr; Krummenstraße.

— 909. Den 25. — Harm Hinrich Harms, 70 Jahr; Armenhaus.

— 910. Den 25. — Beta Begemann, 52 Jahr; Dreckort Nro. 12.

— 911. Den 26. — Des Arb. Carl Wilh. Wehrmann, Sohn ¾ Jahr; hinterm Stephanithorswall Nro. 20.

— 912. Den 26. — Des Klanderers Ludwig Arnold von Soosten Ehefrau, geb. Lohmann, 30 Jahr; kleine Helle Nro. 11.

— 913. Den 26. — Des Schuhmachermeisters Johann Christ. Staackmann Ehefr., geb. Schneider, 39 Jahr; Buchtstraße Nro. 2.

— 914. Den 26. — Sophia Stüben, 6 Monat; Buntenthorssteinweg Nro. 37.

— 915. Den 27. — Des verst. Tischlers Carl Jentzen Wittwe, geb. Segelken, 67 Jahr; am D[illegible] Nro. 2.

Geboren:

Nro. 1152. Den 20. Sept. Des Blechenschlägers Albert Klusmann Ehefrau, geb. Bomhoff, Schüsselkorb Nro. 26; von einem Knaben.

— 1153. Den 21. — Des Arb. Carl Heinrich Wiegand Ehefr., geb. Eckhoff, Fehrfeld Nro. 5; von einem Mädchen.

— 1154. Den 21. — Ein Mädchen — kleine Hundestraße Nro. 2.

— 1155. Den 21. — Des Krankenwärters Cornelius Eduard Bohne Ehef., geb. Harjes, Schweinestr.; von einem Mädchen.

— 1156. Den 22. — Des Lichtziehers Georg Ludwig Schütze Ehef., geb. Blancke, hint. Schütting Nr. 5; von einem todten Mädchen.

— 1157. Den 22. — Des Kaufmanns Carl Christ. Hobach Ehefr., geb. Hüpohl, Westerstraße Nro. 14; von einem Mädchen.

Nro. 1158. Den 22. Sept. Des Arb. Hinr. Wilh. Oetting Ehefrau, geb. Hollstein, Groten-Hof Nro. 2; von einem Mädchen.

— 1159. Den 22. — Des Bäckers Herm. Heinr. Ellerbrock Ehefrau, geb. Specks, am Neuenmarkt Nro. 22; von einem Knaben.

— 1160. Den 23. — Des Küpermeisters Martin Hinrich Gordel Ehef., geb. Kruse, Molkenstr. Nr. 13; von einem Mädchen.

— 1161. Den 23. — Des Seidenhutfabrikanten Carl Julius Bortfeldt Ehef., geb. Mehler, Wachtstr. Nro. 4; von einem Knaben.

— 1162. Den 23. — Des Strumpfwebers Gerhard Hagemann Ehefr., geb. Sellmann, Knoopstraße Nro. 5; von einem Mädchen.

— 1163. Den 23. — Ein Knabe — Grafenstr. Nro. 43.

Nro. 1164. Den 23. Sept. Des Zwirnfabrikanten Jul. Ludw. Schlodtmann Ehef., geb. Wessels, Obernstr. Nro. 75 (Vorstadt); von einem Knaben.

— 1165. Den 23. — Des Portraitmalers Carl Justus Fedeler Ehefr., geb. Voigt, Neustadts-Deich Nro. 15; von einem Knaben.

— 1166. Den 23. — Des Cigarrenmachers Wiegmann Goosmann Ehefr., geb. Berlitz, kl. St. Johannisstraße Nro. 19; von einem Mädchen.

— 1167. Den 23. — Des Cigarrenmachers Michael Lampe Ehef., geb. Nolte, Doventhors-Deich N. 80; von einem Knaben.

— 1168. Den 23. — Des Zimmergesellen Joh. Gottlieb Michael Leitner Ehefrau, geb. Garrelmann, im krummen Arm Nro. 6; v. e. Mädchen.

— 1169. Den 23. — Des Zimmergesellen Albert Heinrich Hencke Ehef., geb. Spohler, Runken Nr. 43; von einem Knaben.

— 1170. Den 23. — Des Grobbäckers Franz Heinrich Basmeyer Ehefrau, geb. Biskanter, Tiefer Nro. 24; von einem Knaben.

— 1171. Den 24. — Des Arb. Carl Philipp Kratzer Ehefrau, geb. Sticken, Buntenthorssteinweg Nro. 225; von einem Mädchen.

Nro. 1172. Den 24. Sept. Des Lohgärbers Joh. Wilh. Hunich Ehefrau, geb. Schiphorst, Osterthorssteinweg Nro. 60; von einem Mädchen.

— 1173. Den 24. — Des Cigarrenmachers Heinr. Kraus Ehefr., geb. Beerbohm, Röbekamp Nro. 12; von einem Knaben.

— 1174. Den 24. — Ein Mädchen — hinterm Osterthorswall.

— 1175. Den 24. — Des Aufladers Joh. Hinr. Lüdeke Ehefr., geb. Schrör, Fedelhören; von einem Knaben.

— 1176. Den 25. — Des Hautboisten Joh. Bernhard Henning Ehefr., geb. Appelhoff, hinterm Heerdenthorswall Nro. 16; von einem Knaben.

— 1177. Den 25. — Ein Mädchen — Lammershof.

— 1178. Den 25. — Des Buchdruckers Henr. Ernst Ehefr., geb. Funke, gr. Rosenstraße Nro. 19; von einem Knaben.

— 1179. Den 26. — Des Malers Joh. Wilh. Bell Ehefr., geb. Seekamp, Bleicherstraße Nr. 40; von einem Mädchen.

— 1180. Den 26. — Des Arb. Hinrich Elfers Ehefrau, geborne Lampe, Hastedt Nro. 19; von einem Knaben.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 79.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 2. October 1836.

Der wahre Mensch ist wahrer Geist. Dem Geiste
Dem einen, einzigen Hauptwort in der Welt,
Ist jedes andre Wort doch nur ein Beiwort!
Ein Beiwort: Glück; Geburt und Tod;
Und, sey's gesagt: auch Liebe ist sein Beiwort.
L. Schefer.

* Gedichte von August Krüer.

I.

Abschluß eines Materialisten.

Klage nicht mit deinen tiefen Wunden,
Die der Sehnsucht heißer Trieb dir schlug,
Männlich glaubtest du sie überwunden
Die so oft dich in den Himmel trug;
Stund' an Stund' ist schmerzlich hingerollt,
Stolzes Herz, Du hast es so gewollt.

Holde Blume, die ich einst gezogen
In des Herzens schönem Wunderland',
Wo ich lechzend Honig mir gesogen
An der Sehnsucht sanftem Zauberband,
Blumen, schneeigweiß und roth,
Sie sind nachtlichgrau, verdorrt und todt.

Und der Liebe erstes heil'ges Hoffen,
Wo ich selig ihr am Herzen hing,
Wo der Himmel ewig rein und offen
Wie ein goldbeglänzter Zauberring
Mir des Lebens höchste Wonne bot,
Mit den Blumen ist sie aufgelöst und todt.

Grübelnd hab' ich meinen Weg verloren,
Meinen Himmel auf die Erd' gebracht,
Doch der Wust von Sclaven und von Thoren
Hat ihn kalt und nüchtern mir gemacht
Und ich trug den schönsten Traum ins Grab,
Den der Seele Feuergluth mir gab.

Ihr Gedanken, die ich kräftig dachte,
Stolze Pläne, die ich einst gebaut,
Wo ich kühn, ein freier Mann erwachte
Und der Freiheit Sterne klar geschaut,
Ihr Gedanken, himmelrein und gut,
Die Vernunft selbst löschte eure Glut.

Doch so ist das seligste Empfinden;
Kaum noch träumt der Starke sich als Held,

Schleicht er schon das stille Grab zu finden
So der Traum wie der Gedanken Welt;
Sich herauf beschwört er Leich' an Leich',
Bis die Wimper zuckt und Alles bleich.

Und das wär' die Wahrheit unsers Lebens?
Jeder Freudenlaut sey Moderhauch,
Glaube, Liebe, Hoffnung sey vergebens
Und die Rose nur ein Dornenstrauch?
Armer Mensch, stehst ganz verlassen hier,
Denkst dich kühn zu Gott und stirbst als Thier!

Die Belagerung von Jerusalem.

(Fortsetzung.)

6.

Auf einer kahlen Höhe, deren Felsenboden kaum dürftige Schlingpflanzen, Flechtengewächse und Moose trug, saß bei einbrechender Nacht ein Römischer Hauptmann und notirte in ein Codicill (eine Art von Brieftasche) beim letzten Lichte der schwindenden Dämmerung die Namen der Unterbefehlshaber und Mannschaften, unter welche er die Wachtdienste der nächsten Nacht vertheilt hatte.

Als er dieß Geschäft verrichtet, sah er sich lächelnd um, stand von dem Steine auf, der ihm zum Sessel gedient hatte und ging auf der Höhe umher, wie Soldaten zu thun pflegen, die längere Zeit an einem bestimmten Platze verweilen müssen. Seine Spaziergänge wurden manch' Mal von ankommenden Kriegern unterbrochen, die entweder um eine Meldung zu bringen oder Anordnung zu vernehmen, erschienen und sich sofort wieder entfernten.

Die Zinnen von Jerusalem erkannte man endlich nur noch in undeutlichen Umrissen, der Ruf der Soldaten erstarb nach und nach, aus der belagerten Stadt erscholl kein Geräusch mehr und der Hauptmann vernahm nur noch die schweren, rythmischen Schritte der Wache, die von ihm zunächst unten am Fuße des Hügels aufgestellt war. Bald wurde die Höhe von schwarzer Dunkelheit überdeckt.

Der Hauptmann knüpfte den Mantel fester über die Schultern zusammen, griff nach dem Hefte seines Schwertes, als wolle er sich überzeugen, daß er auch wirklich noch bewaffnet sey und stand, das Gesicht gegen die Stadt gekehrt, still.

Es war ihm seltsam zu Muthe. Der Platz, auf dem er sich befand, galt für nicht geheuer, der Hauptmann hatte ihn übernommen, um der Furchtsamkeit der Soldaten zu begegnen, die sich ernstlich weigerten, auf jenem Hügel einsam in der Nacht zu wachen. Die Römer waren das religiöseste Volk des Heidenthums, deßhalb aber das am meisten abergläubische. Der tapfere Krieger, der aus Ehrgefühl auf den verrufenen Ort sich selbst gestellt hatte, bestand einen schweren Kampf mit unbesiegbaren Bewegungen in seiner Brust.

Cessius! — sprach er — nicht umsonst rufst Du die Götter der Oberwelt an, sie schützen Dich und sie sind stärker als die des Orcus. Was soll die Aengstlichkeit Deines Herzens? Gedenke des Heroengeschlechts, das in der Vorzeit über die Erde ging und mit den Göttern selbst kämpfte. Stiegen nicht Herkules und Orpheus selbst hinab in die Unterwelt und kamen unversehrt zurück? Ueberall wird der Muth belohnt und Minerva ist die beste der Gottheiten. Auch Ulysses besuchte die Unterirdischen und verkehrte mit dem Reiche der marklosen Schatten. Keine Gefahr kann dem fürchterlich seyn, der den Tod nicht scheut und etwas Schlimmeres als den Tod können die Ewigen selbst nicht verhängen — es sey denn Schande und die trifft nur den Feigen.

Er ging wieder auf und ab und suchte wenigstens in der Haltung des Körpers den trotzigen

Muth zu zeigen, den ihm die besorgte Seele im Innern versagte. Nach einer Weile sah er eine Gestalt herannahen mit leichten, geräuschlosen Schritten. Der Römer erschrak und eisig rann ihm Schauer über den Rücken hinab.

Halt! — rief er — Wer bist Du?

Ein Freund des Kaisers! — antwortete der nächtliche Wanderer.

Was suchst Du hier, was hast Du in dieser späten Zeit allhier zu schaffen?

Sey ohne Sorge, ich habe mit dem Kriege Nichts zu thun. Ich gehe in der Nacht auf diesen Hügel, um zu klagen und mich zu freuen. Stecke Dein Schwert ein, Du siehst, ich bin unbewaffnet, aber die Heiligkeit dieses Ortes beschützt mich besser als ein cherner Harnisch. Beruhige Dich, Römer, ich komme nicht, um Dich, oder Deine Sache zu gefährden.

Dem Hauptmanne war es nicht unlieb, einen Mann hier zu treffen, der vielleicht einen Theil der Nacht bei ihm zubrächte, er stieß die Klinge in die Scheide zurück und setzte sich zum Greise nieder. Denn der Angekomme zeigte einen weissen Bart, der bis zum Gürtel wallte und schien hochbetagt.

Kaum aber hatte der Römer sich bei seinem Gefährten niedergelassen, als man kriegerische Schritte hörte und Männer den Hügel heraufzukommen schienen.

Wer da? — rief aufspringend der Hauptmann.

Der Oberfeldherr! — tönte die Antwort, die der Quästor Aemilius gab, welcher den Titus begleitete — Wer hat die Wache? — fragte Letzterer.

Der Hauptmann Cessius! — entgegnete unser Römer.

Es scheint Jemand bei Dir zu seyn. Wo steht Deine Kohorte?

Cessius trat an Titus und Aemilius heran und sprach einige heimliche Worte mit ihnen. Darauf gingen alle drei auf den Greis zu.

Wie heißt der Hügel? — fragte Titus den Centurionen.

Statt des Angeredeten antwortete der Alte mit leiser aber eindringender Stimme:

Die Stätte heißt Golgatha.

Es erfolgte eine kleine Pause. Endlich sagte Titus:

Wir wollen einige Augenblicke hier verweilen. Der Mann hat etwas Geheimnißvolles, etwas Anziehendes für mich! — flüsterte er dem Quästor zu — Dieser Hügel ist der Richtplatz.

Besuchst Du diese Höhe oft, Alter? — fragte Aemilius.

Fast alle Nächte! — sprach der Greis.

Seltsamer Geschmack! — sagte Aemilius zum Oberfeldherrn — Dieß ist eine Gegend, die mir bei Tage so reizlos und traurig erschienen ist, daß wirklich nur der, welchem es der Dienst befiehlt, in der Nacht hier verweilen möchte. Verdorrt und öde ist die Höhe, kein Vogel besucht sie, mit farblosem Schimmer erleuchtet sie am Morgen die Sonne, in der Nacht irren die Schatten derer, die hier starben, über dem Orte ihrer letzten Qual umher. In diesem Augenblicke fühle ich den kalten Leib einer Schlange an meinem Knie.

Der Quästor sprang auf und zugleich schleuderte der Alte, der das Ungeziefer ergriffen hatte, den Molch weit hinweg.

Hat Dich die Bestie gestochen?

Nein! — sagte der Greis — Hier sind Skorpionen selbst zahm. Setze Dich ruhig nieder, ich ergriff die Schlange bei ihrem schlüpfrigen Leibe und warf sie fort, nicht weil ich etwas Uebels für uns fürchtete, sondern weil ich das Otterngezücht nicht leiden mag. Setze Dich nieder,

Römer, und sage mir, ob Ihr die Stadt bald einzunehmen gedenkt; denn fallen wird das erhabene Jerusalem und der Tempel zertrümmert werden. Er hat es verkündet.

Wer? Wann? — fragte Titus.

Der Heiland der Welt, der vor vierzig Jahren in diesem Lande lebte und auf diesem Hügel starb! — entgegnete der Greis mit weihevollem Tone — Wir sitzen auf demselben Platze, wo Kriegsknechte standen, als er sein Haupt neigte und verschied. O Jerusalem, Jerusalem, Dich ereilt nun Dein Schicksal!

Du sprichst von dem wunderbaren Jüdischem Lehrer, der zur Zeit des Augustus in Palästina auftrat?

Ich rede von dem Heilande der Welt! — erwiderte der Greis — Dieß Auge hat ihn gesehen, dieß Ohr seine Worte gehört, diese Lippen küßten den Saum seines Mantels.

Er gab sich für den Sohn eines Gottes? Pontius Pilatus, unser Stadthalter, ließ ihn auf Veranlassung des Volkes hinrichten? — sprach der Sohn des Kaisers.

Er war der Sohn des einzigen, wahren Gottes! — entgegnete feierlich der Greis. Ihr hättet sein Auge sehen sollen, Männer von Rom, das Auge voll himmlischen Glanzes, das Angesicht voll Milde und Liebe, die Stirn, auf der die Heiligkeit thronte und den Mund, der Worte des Segens sprach. Dann würdet Ihr glauben und selig werden. Sein Befehl beruhigte tobende Seen, seine Rede schmolz die Herzen der gährenden Menge. Er machte Kranke gesund und Todte hieß er auferstehen. Seine Worte waren wie Frühlingssonnenblicke, seine Handlungen wie Sommerregen, sein Werk ist das größte der Erde, was dereinst leuchten wird in unauslöschlichem Glanze.

Warum verlangtet Ihr seinen Tod? — warf Aemilius ein, ergriffen von dem Feuer, mit dem der Greis sprach — Weßhalb nöthigte das Volk und der König unsern Stadthalter, daß er den Weisen hinrichten ließ?

Der alte Mann fuhr, nicht gestört durch diese Frage, fort: Ich sah ihn in Kapernaum, als er das Kind des Römischen Hauptmanns geheilt hatte. Dort sah ich ihn zuerst. Bewundernd umstand ihn das Volk, ihn umgaben die erhabenen Gestalten seiner Schüler, mit ihm ging der Römer, der Vater der durch ihn genesenen Tochter. Niemand nannte mir seinen Namen. Keiner sprach: Jener ist's. Aber als ich ihn erblickte, erkannte ich ihn. Er zeichnete sich aus, wie die Ceder von den anderen Bäumen auf den Gebirgen. Ein rother Mantel fiel königlich von seiner Schulter, die linke Hand trug er im Gewande, die rechte war frei. Sein Antlitz war klar und heiter wie das eines göttlichen Boten, seine Gestalt hoch und gebietend, das Auge wie die Sonne an einem Sabbatmorgen. Er sprach zum Volke und eine leichte Röthe hauchte seine Wangen an. Die Worte, die aus seinem Munde gingen, behielten die Hörer so fest im Herzen, als wären sie in Erz gegraben. Er predigte Liebe, Liebe zu allen Menschen. Nachdem er wohlgethan, mit den Frohen sich gefreut, mit den Traurigen getrauert hatte, nachdem er gelehrt und alle Menschen der Erde mit gleicher Liebe an sein Herz gedrückt hatte, kreuzigten ihn Juden und Römer — sonst beständig uneinig und in Zwietracht — aber einträchtiglich bei dieser schändlichsten That!

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon und der Herzog von Vicenza.

(Fortsetzung.)

Eine Stunde darauf passirte der Kaiser, von seinem Generalstab umgeben, diesen Ort. „Pfui!“ rief er, sein Pferd ärgerlich auf die andere Seite der Straße lenkend, „das ist ja ein schändlicher Mord . . einen Greis!!“ Mit Schauder wandten sich alle Augen ab. Der Unglückliche saß noch immer an derselben Stelle, mit offnen, starren Augen; der schöne, weiße Bart war mit Blut befleckt; der graue Rock war von Bajonnetstößen durchbohrt; in dem sumpfigen Blut um den Baum lag ein Jüngling, in dessen blondem, lockigem Haar der Wind spielte. Es war ein entsetzliches Schauspiel! Der Kaiser, von Natur etwas abergläubisch, konnte es nicht überwinden. Als er nun vollends durch Moskaus Straßen ritt, um sich in den Kreml zu begeben, machte ihn der Anblick der Stadt stutzig. Alle Häuser waren verschlossen; man sah nicht einen einzigen Bewohner. Dieß Schweigen, diese Todtenstille einer großen Hauptstadt machte einen unendlich traurigen Eindruck, der sich auf allen Gesichtern offenbarte. Das Freudengeschrei unserer Soldaten, als sie die Stadt wahrnahmen: „Moskau, Moskau, gelobtes Land!“ hatte dumpfem Staunen und Schrecken Platz gemacht. — „Diese Oede ist entsetzlich“ sagte der Kaiser, sich zu mir beugend. Ein gleiches Gefühl hatte sich meiner bemächtigt.

Am Abend fand man einen Menschen unter der Treppe zusammengekauert, die zu des Kaisers Gemächern führte. Er wollte ihn selbst sehen und verhören; aber der Mensch sprach kein Wort Französisch, und ein Dollmetscher mußte gerufen werden. Der Kaiser durchschritt aufgeregt und ungeduldig den Saal mit großen Schritten, dann blieb er wieder vor dem Gefangenen stehen, vergessend, daß dieser ihn weder verstehen, noch antworten konnte. Endlich kam der Dollmetscher. Das Gespräch währte lange, und merkwürdig war dem Beobachter der stolze, begeisterte Blick, und die Gesten des hochgewachsenen Gefangenen mit den wildrollenden Augen. „Was sagt er? Was sagt er?“ fragte der Kaiser jeden Augenblick. Wir erfuhren, daß dieser 50 Jahre alte Mann Ivan sey, einer der Söhne des blinden Petrowisk; daß er seinem Vater auf das Evangelium geschworen habe, Napoleon zu ermorden. Er habe sich zu diesem Zwecke verkleidet und versteckt. In der That hatte er die Kleider eines auf dem Wege getödteten Soldatens angezogen, und es war ihm so leichter geworden, an den Ort, wo er sich verborgen hatte, zu gelangen.

„Warum dieser wüthende Haß? Was habe ich diesem Petrowisk persönlich zu Leid gethan?“ — Der Dollmetscher erzählte dem Kaiser, was vorangegangen. — „Ich begnadige diesen Fanatiker; man führe ihn aus der Stadt, ich will nicht, daß ihm ein Leid geschehe. Alles dieß bleibt unter uns,“ fügte er zu den Anwesenden gewendet hinzu; „ich verbiete Ihnen, davon zu reden.“

„Caulaincourt,“ sagte er zu mir, als er ins Schlafgemach trat; „unglückselige Vorbedeutung bezeichnet meinen Einzug in Moskau . . Hier liegt irgend eine teuflische Combination zum Grunde . . Man hat den religiösen Fanatismus ins Spiel gebracht, und das ist ein mächtiges Mittel bei einem uncivilisirten Volke, das gelingen muß . . Wollte man in Frankreich eine solche Gaukelei wagen, man würde ausgepfiffen. Dieser Greis, welch ein Character! Im Gegensatz zur Frivolität der großen Russischen Herren ist des Volkes wilde Festigkeit entsetzlich! Dieser Krieg gleicht keinem Anderen; bei Eylau, Friedland hatten wir Soldaten zu bekämpfen; hier

müssen wir ein ganzes Volk besiegen . . . Seit Beginn des Feldzugs, ausgeräumte Städte, öde bis zum letzten Bewohner, Hunger überall! . . . In solch einer Wüste muß man vor Allem für die materiellen Bedürfnisse einer unzähligen Armee zu sorgen suchen!«

»Er runzelte die Stirn,« fuhr der Herzog von Vicenza fort; »die sonst so hellen Augen waren starr und furchtbar traurig; tiefes Leiden malte sich auf seiner Physiognomie und in seinen Gesten. Ich suchte ihn wo möglich zu zerstreuen, ich wußte, daß dieser nervöse Zustand das Resultat der entsetzlichen Spannung sey, in der er sich seit 48 Stunden befand. Allein um zu überzeugen, muß man selbst überzeugt seyn, und ich stand unter dem Einfluß unglücksverkündender Ahnung. Nur kalte, nichts sagende Worte kamen über meine Lippen; denn ich war die Beute verzehrender Unruhe.

Der Kaiser stand auf, ging lange mit übergeschlagenen Armen und gebeugten Hauptes auf und ab, und sagte dann vor mir stehen bleibend: »Und dieser Mürat! ohne meine Befehle zu erwarten; ohne andern Rath zu befolgen, als den seines tollen Kopfes. Mürat hat sich auf den Weg nach Wolodomir geworfen! . . eifrig, glänzend im Feuer hat er den Geist des Muths, aber nicht den Muth des Geistes; zur rechten Zeit einzuhalten, darin besteht die größte Klugheit . . . Doch ihm fehlt es an richtiger Einsicht. Ich bin sehr erzürnt über diese Prahlerei, es ist eine neue Verlegenheit, die er mir bereitet . . Ich kann ihn nicht zurückrufen, ohne unsere Schwäche zu beurkunden, und sende ich ihm Hülfstruppen, so heißt das den Krieg von Neuem beginnen . . . Immer und immer werde ich falsch verstanden und von den Meinigen schlecht unterstützt,« fügte er bitter hinzu, seine Promenade von Neuem beginnend.

Ich versuchte, die Prahlerei des Königs von Neapel, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein wirkliches Unglück war, auf Rechnung seiner Bravour zu schieben. — »Nein, nein, Caulaincourt; lächerliche Unklugheit ist es, weiter nichts. Diese Leute verstehen nicht, ihr hohes Glück zu ertragen, ihnen schwindelt der Kopf . . Ich habe dumme Schüler . . Brechen wir ab.« Er ging an einen Tisch, auf welchem eine Karte von Polen ausgebreitet lag: »Sehen Sie, Caulaincourt, in Polen konnte ich nicht bleiben; ich konnte, im Falle einige meiner Alliirten von mir abfielen, leicht von allen Seiten umgangen werden. O! es liegt viel Gefahr in dieser Combination . . und dennoch!! Nein, ich mußte vorwärts, durch die Schnelligkeit des Marsches und meiner Siege Erstaunen erregen . . . Jetzt ist der Würfel gefallen; ehe sechs Wochen vorüber sind, muß ich in St. Petersburg seyn; ja ich muß! Dort nehme ich meine Winterquartiere. Ich dachte hier zu verweilen, aber die Armee soll jetzt nur ausruhen . . Es ist entschieden, am 1. November bin ich in St. Petersburg. Ich werde meine Truppen staffelförmig aufstellen,« sagte er sich belebend, »Unterstützung kommt mir dann aus Frankreich zu; meine festen Plätze sind auf sechs Monate verproviantirt . . Das ist eine furchtbare Linie . . aber ich werde triumphiren, mit Gottes Hülfe!«

»Doch ich, ich theilte des Kaisers Hoffnungen nicht. Eine Voraussicht war nicht mehr möglich. Die Ereignisse drängten sich um uns; brennend war der Boden, unter unsern Füßen brauste der Vulcan, und,« fügte der Herzog mit bitterer Entmuthigung hinzu, »schon damals hatte die Zukunft für mich keine Versprechungen mehr! Vielleicht konnte der Kaiser sich selbst noch täuschen, aber ich, ich konnte es nicht mehr. Die im Dunklen von England angezettelten Umtriebe traten jetzt kraftvoller ans Tageslicht. Rußland

nahm, indem es gegen uns seine wilden Völkerstämme losließ, zu gefährlichen Hülfsquellen Zuflucht; es war sein höchster Einsatz. Zu dieser Stunde war der vom Englischen Cabinet angereizte Kutusof als Generalissimus mehr König, als Alexander, der Kaiser aller Russen, mußte Napoleon besiegen, wenn nicht Alles auf dem Spiele stehen sollte. Sein langer Widerstand, mit Frankreich zu brechen, hatte unter allen Classen Mißtrauen erweckt. Im Herzen seiner Staaten existirte eine furchtbare Partei, und diese Partei wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, um den Thron des edlen, im ächten Sinne des Wortes freisinnigen Czars, der den großherzigen Gedanken, die Leibeignen frei zu machen, gehegt hatte, zu zertrümmern . . . Alexander's Vorliebe für Napoleon legte man alle nachfolgenden Uebel und Leiden zur Last!

(Die Fortsetzung folgt.)

Statistische Angaben über den Russischen Handel.

Offiziellen Berichten über den Handel Rußlands während des Jahres 1835 zufolge hat die Einfuhr an Baumwollen-, Linnen- und Seidenwaaren zugenommen, besonders aber die in Seidenwaaren. Im Jahre 1833 betrug die Einfuhr dieser Letztern 7 Millionen, im Jahre 1835 aber 9 Millionen Rubel. Die Einfuhr von Linnenwaaren ist in denselben Jahren von 764,712 auf 1,001,541, und die der Baumwollenwaaren von 5,165,386 auf 5,344,545 Rubel gestiegen. Die Einfuhr von Wollenstoffen aber ist von 7,154,332 auf 6,166,478 Rubel gefallen. Im Handel mit Polen hat man die Bemerkung gemacht, daß die Einfuhr Polnischer Tücher sich fast um eine Million Rubel vermindert hat, während doch die Einfuhr von Schafwolle von 2637 auf 14,372 Pfund gestiegen ist, und die Ausfuhr Russischer Wolle nach Polen von 772,894 Rubeln auf 306,868 herabsank. Im Ganzen ist in Polen aller Anschein zu fortschreitender Verbesserung hinsichtlich der Bodenkultur vorhanden. In Finnland hatte die Getreideausfuhr gegen 1834 um 500,000 Rubel an Werth zugenommen. Im Jahre 1833 beliefen sich die zu Kiachta verkauften Baumwollenzeuge auf 270,000 und 1835 730,000 Rubel. Die Russischen Wollentücher warfen im Jahre 1833 447,000 und 1835 716,000 Rubel ab. Die Zahl der in den Russischen Häfen im Jahre 1835 angekommenen Schiffe belief sich auf 4194, wovon 2239 mit Waaren und 230 mit Getreide und geistigen Getränken beladen waren. Die Zolleinnahme betrug in diesem Jahre 80,768,221 Rubel, wovon 8 Prozent für den Unterhalt der gesammten Zollverwaltung in Abzug kommen.

Milton's Uhr.

Eine dürftige Familie in Yorkshire erhielt umlängst aus Amerika ein Kästchen als Theil der Erbschaft eines alten Verwandten, dessen Vorfahren England bald nach der Revolution verlassen hatten. Dieses Kästchen enthielt mehrere Geldstücke aus der Zeit der Königinn Elisabeth, Jakob's und Karl I. geprägt, bei denen sich auch eine alte Uhr befand, für die ein Uhrmacher den armen Leuten 2 Schilling 9 Pence, als den Werth des silbernen Gehäuses, bezahlte. Diese Uhr lag lange in einer Schublade, bis endlich durch das öftere Auf- und Zumachen derselben die Uhr durch die ihr mitgetheilte Bewegung so weit geglättet war, daß der neue Eigenthümer in einer Ecke des Gehäuses die folgenden Worte entdeckte: Johanni Miltono 1621. Auch der Name des Verfertigers war lesbar geworden, so wie seine Adresse: Pope's Head-Alley London. Name und Adresse fanden sich in dem von der Uhrmacher-

zunft zu jener Zeit geführten Registern wirklich vor. Die Verwaltung des Britischen Museums steht mit dem Eigenthümer dieser Reliquie des großen Dichters in Unterhandlung und hat ihm eine bedeutende Summe geboten.

---

* Reminiscenz.

Der höchste Ausdruck menschlicher Verehrung ist wohl in folgender Huldigung an den, über das gewaltigste, mehr als 54 Millionen Seelen zählende, Reich der Erde, unumschränkt herrschenden Monarchen, von den Ersten und Größten des Reichs, Fürsten, Grafen und Herrn dem Autokraten dargebracht, enthalten.

Der Synod, der Reichsrath und der Senat an den Kaiser Alexander I., nach der Einnahme von Paris 1814.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster,
Großer Herr, Kaiser,
Selbstherrscher über ganz Rußland.

Nachdem dem allerhöchsten Gott, der seine Gnade über Dich so wunderbar geoffenbaret hat, Lob, Ehre, Ruhm und Dank dargebracht worden, wendet sich das, über Dich entzückte, durch Deinen Ruhm über alle Reiche erhobene, durch Dich glückliche Rußland, heute zu Dir, Gesalbter des Herrn! und bringt durch Deinen heiligsten Synod, Reichsrath und Senat, welche sämmtlich die Knie vor Dir beugen, Dir das allgemeine Opfer Deiner treuen Unterthanen, das Opfer der durch Deine großen, in den Jahrbüchern der Welt kein Beispiel habenden Thaten, mit entzücktem Herzen dar!

Höre, Allergnädigster Herr! den Ruf Deiner Kinder, und empfange gnädigst den aus der Tiefe ihrer Herzen empor gesandten Dank u. s. w.

---

* Die Kinder des St. Petri Waisenhauses am Sarge ihres früh verewigten Lehrers D. Kruse.

Viele kann der bitt're Tod betrüben!
Ach, wir Alle fühlen das so tief
An dem Sarge unsers theuren, lieben,
Treuen Lehrers, der so früh entschlief!

Sammelte so gerne und mit Freuden
Unsre Schaar so oft sich doch um ihn!
Denn mit Hirtentreue uns zu weiden,
Hatte Gott ihm Geist und Herz verlieh'n.

Nun thut unserm Kreis' um seine Bahre
Sich nur noch die stumme Lehre kund:
Jeder von Euch halte und bewahre
Treu in Christo Jesu Herz und Mund!

O, das helfe Gott uns denn erfüllen,
Lasse das stets unser Streben seyn!
Damit können wir nach seinem Willen
Ihm das beste Denkmal unsrer Liebe weih'n.

Gottesdienst.

Sonntag, den 2. October.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Past. Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Pastor Capelle.....	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Candidat Pralle.....	St. Ansgarii	9 „
Hr. Past. Brockhaus a. Unna	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Pastor Mallet.....	— — —	12 „
Hr. Pastor v. Hanffstengel	St. Pauli	9 „
Hr. Candidat Menken....	— — —	1 „
Hr. Candidat Frerichs....	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Toel.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Kein Gottesdienst.	Armenkirche	
Hr. Vicarius Driver.....	St. Johannis	6½ „ Messe
Hr. Pastor Wemer.....	— — —	9 „ Hochamt
Hr. Vicarius Driver.....	— — —	10 „ Predigt
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8 „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen".)

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 30.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 79.

Bremen, Sonntag den 2. October 1836.

Gestorben:

Nro. 916. Den 27. Sept. Der Arb. Joachim Heinr. Spiekermann, 70 Jahr; Grünenstraße Nro. 73.

— 917. Den 27. — Des Dienstknechts Joh. Friedrich Christ. Ehrke Sohn, 11 Wochen; außerm Steinthor Nro. 67.

— 918. Den 27. — Des Lohgerbergesellen Hinr. Meyer Ehefrau, geb. Hilken, 35 Jahr; am Buntenthorssteinwege Nro. 170.

— 919. Den 27. — Die Näherinn Tobetha Margar. Bensen, 46 Jahr; von Bremengang Nr. 4.

— 920. Den 29. — Der Landmann Brünje Meyer, 27 Jahr; Dreckort Nro. 26.

Nro. 921. Den 29. Sept. Des Zimmergesellen Joh. Anton Struckmann Tochter, 1 Stunde; hinterm Osterthorswall Nro. 58.

— 922. Den 29. — Des Schuhmachermeisters Hermann Heinr. Fincke Ehef., geb. Korn, 63½ Jahr; kl. Fuhrleutestraße Nro. 8.

— 923. Den 29. — Der Cigarrenmacher August Wiedemann 17½ Jahr; gr. Rosenstraße Nro. 23.

— 924. Den 30. — Des Arb. Johann Bedder Tochter, 2½ Jahr; Klitzenburg Nro. 4.

Geburten:

Nro. 1181. Den 24. Sept. Des Kaufmanns Chr. Abr. Jacob Schöttler Ehefr., geb. Plate, Martinistraße Nro. 24; von einem Knaben.

— 1182. Den 26. — Ein Knabe — am alten Steinweg Nro. 77.

— 1183. Den 26. — Des Gärtners Helmrich Struckmann Ehef., geb. Weber, an der Wasserlöse N. 4; von einem Mädchen.

— 1184. Den 27. — Des Landmanns Herm. Lampe Ehef., geborne Bischoff, in der Wisch Nro. 6; von einem Mädchen.

— 1185. Den 27. — Des Musikus Herm. Heinr. Kielenbeck Ehefrau, geb. Graulich, Bleicherstraße Nro. 38; von einem Mädchen.

— 1186. Den 27. — Ein Knabe — hint. Heerdenthorswall Nro. 77.

Nro. 1187. Den 27. Sept. Ein Mädchen — Buntenthorssteinweg Nro. 160.

— 1188. Den 28. — Ein Knabe — gr. St. Annenstr. Nr. 64.

— 1189. Den 28. — Des Kleiderfellers Joh. Friedr. Diedr. Happe Ehef., geb. Knigge, gr. St. Johannisstraße Nro. 219; von einem Mädchen.

— 1190. Den 28. — Des Krameramtsgenossen Johann Friedr. Köhnen Ehef., geb. Ludwig, Ansgariithorsstraße Nro. 24; von einem Mädchen.

— 1191. Den 29. — Des Zimmergesellen Johann Anton Struckmann Ehefrau, geb. Ilgener, hinterm Osterthorswall Nro. 58; von einem Mädchen.

— 1192. Den 29. — Des ordentlichen Lehrers an der Gelehrten-Schule Wilhelm Friedrich Ruperti Ehefrau, geb. Freudenthal, Hohenthorsstraße Nro. 23; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 391. Der Maurermeister Joh. Jürgen Twisterling zu Delmenhorst und Margar. Christina Haase aus Stendorf, Gerichts Leesum.

— 392. Der Schiffszimmermann Henrich Wornken und Johanna Schierloh, Beide von hier.

— 393. Der Cigarrenfabrikant Herm. Heinrich Knüpling hies. und Gesche Elisabeth Fischer aus Brake.

— 394. Der Bierbrauer Cord Heinr. Scheele zu Walsrode und Sophie Margar., auch Hanne Sophie Elisabeth, Cohrs, daselbst.

Nro. 395. Der Zinngießer Joh. Henrich Jentzen zu Geestendorff und Anna Dorothea Fischer aus Verden.

— 396. Der Schneideromtsmeister Carl Wilhelm Neumann und Rebecka Charlotte Meyer, gen. Schörling, hieselbst.

— 397. Der Schauspieler am hiesigen Stadt-Theater Johann Heinrich Ludewig Wollrabe und des Schauspielers zu Rostock Georg August Anton Gliemann geschiedene Ehefrau, Franciska Ludovica, geborne Strato.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 80.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 6. October 1836.

Was bleibt mir, als in Trauertönen
Zu singen die Vergangenheit? —
Und als mich schmerzlich hinzusehnen
In neue goldne Liebeszeit? —

Uhland.

Gedichte von August Krüer.

II.

Lebensschmerz.

Der erste Laut des Kindes
Als Schrei sich weh entringt,
Und dann wie Hauch des Windes
Durch's ganze Leben klingt.

Wer löst die bange Frage?
Es ist der Mutter Brust,
Es stillt die erste Klage
Der Liebe erste Lust.

Die Belagerung von Jerusalem.

(Fortsetzung.)

Niemand der Zuhörer unterbrach den Greis, der mit Jünglingseifer sprach, bald selig in der Erinnerung, bald durch dieselbe in den Tod betrübt. Er erzählte das Ende des großen Welterretters.

Der Gesalbte des Herrn hing verschmachtend am Kreuze. Hier standen die Krieger aus fernen Ländern und Inseln und beteten, von namenlosem Weh ergriffen, in allerlei Zungen und zu allerlei Göttern. Dort, wo sich die Wermuthpflanzen um den Felsen schlingen, standen die Getreuen des Gesalbten, seine Jünger und Freunde, auch ich unter ihnen. Wir weinten heiße Thränen und der Göttliche tröstete uns und über seinem Schmerze den unsrigen nicht vergessend, goß er himmlische Hoffnung in unsere Seelen. Sein Auge erstarb, die Brust erhob sich leiser, nicht mehr in krampfhafter Bewegung zuckend, er empfahl den unsterb-

lichen Geist seinem Vater — Alle, Alle, die zugegen waren, bebten in Wehmuth, nur das Volk Jerusalems nicht, doch jetzt bebt es — neigte sein Haupt und verschied.

Es herrschte nach diesen Worten eine ahnungsvolle Stille. Ein leiser, sanfter Nachtwind floh klagend über Golgathas Höhe. Die vier Männer rückten näher aneinander. Der Greis saß gen Himmel blickend. Keiner sprach ein Wort, aber die Gedanken Aller waren Gebete. Da schaute der Alte kühn und frei umher und fuhr fort:

Das Unwetter, das bei den letzten Leiden des Herrn leis' und schüchtern am schwarzen Horizonte aufgestiegen war, unterbrach mit gewaltigem Donner die entsetzliche Stille. Aus allen Richtungen her brausten die Winde, zückten Blitze. Die Erde bebte und die Todten gingen erweckt und munter hervor aus ihr. Der heilige Vorhang des Tempels riß mitten entzwei — wir, die Freunde des Herrn aber, der nun gestorben, fielen weinend einander in die Arme und hörten nicht die Schläge des Donners, die felsenspaltenden, sahen nicht die wandelnden Schaaren der Todten, fühlten den Sturm der Elemente nicht — wir rangen mit dem Bewußtseyn: Sie haben unsern Herrn und Meister gemordet. —

In tiefen Gedanken, erregt in der innersten Seele, saßen die Römer. Sie saßen lange und schwiegen. Der Tag dämmerte schon und sie blickten noch vor sich nieder, das durchsinnend, was der Greis gesprochen. Eine Ahnung von der Bedeutung, welche die Botschaft des Heilandes einst für die Welt haben würde, und eine heilige Rührung regte sich in ihrer Brust. Die Sonne stieg am östlichen Himmel herauf und beleuchtete das öde Golgatha. Der Greis war hinweggegangen, ohne daß man sein Verschwinden bemerkt hatte. Jeder vermeinte, er habe sein leises Schluchzen so eben noch gehört.

7.

Als der Morgen aufging und das Leben auf Erden erwachte, ermunterte sich auch die bergige, hochgebaute Jerusalem, nicht wie ein gesunder rüstiger Mann, der vom Schlafe aufsteht, hellleuchtenden Auges, nicht wie eine Jungfrau, die den weichen Pfühl verläßt, die Haare glättet, das Gewand anthut und fromm mit Gebet des Tages Geschäft beginnt; Jerusalem erwachte wie ein Wahnsinniger, dabei zum Tode Kranker. Wirr blickt dieser umher, aus den tiefen Augenhöhlen brechen Blitze hervor, ohnmächtige zwar, aber unheimlichen Grauens volle. Er springt vom Bette auf, wie ein wilder Leu des Gebirgs, greift nach dem Geräthe und sinkt plötzlich ermattet und von der gräßlichen Krankheit gebändigt zurück. Endlich aber erholt er sich mühsam, erhebt sich, wankt dahin, mit jedem Schritte wird der Fuß sicherer, endlich gewinnt der gereizte Körper eine kurze Spannkraft.

Die Marktplätze waren von Leichen bedeckt. Auf den Straßen hatten gestern noch die Anführer unter sich in verderblicher Uneinigkeit um den Oberbefehl gestritten und zahlreiche, blutige, todte Körper bezeigten die Wuth, mit welcher der Kampf geführt worden war. Daneben lagen die, welche die Pest ergriffen und hingewürgt hatte und unter ihnen Gestorbene oder Sterbende, die der Hunger umbrachte. Dieß war das Innere der heiligen Stadt.

Am Ende der langen Straße, die vom Tempelthore herablief, lag ein Krieger an einen Leichnam angelehnt und röchelte von Schmerzen überwältigt, denn er war in die Schulter getroffen worden von einem gewaltigen Wurfspeere und der Widerhaken saß in seinem Körper fest. Mühsam hatte er sich von der Mauer bis hierher geschleppt, seinen Bruder aufzusuchen und eine Er-

quickung von ihm zu beziehen. Auf halbem Wege traf er den Leichnam des Bruders an und an ihn lehnte er nun sein Haupt und ließ des Blutes letzte Quelle durch die unverstopfte Wunde ausströmen. Manchmal bog er sich nieder und umarmte den kalten unter ihm liegenden Körper und legte sich an die Brust des Todten, allein der Schmerz an der Schulter versagte ihm den Schlaf. Ein Hut voll Wasser war noch sein einziger Wunsch. Hätte er außerdem noch ein Begehren vor dem Tode gehabt, so waren es vielleicht einige Bissen Brods, denn er hatte lange schon der Nahrung entbehrt; doch zu kühn war das Verlangen, unmöglich die Erfüllung, der Verwundete seufzte nur nach Wasser. Gefoltert von vielfachen Schmerzen blickte er zum Himmel empor und sagte gläubig: Mag meine Zunge vertrocknen in meinem Munde, mit jedem Pulsschlage das Blut meines Herzens matter hinausrieseln und ich dem Tode näher treten. Unser Gott ist ein einiger Gott und Jerusalem seine heilige Stadt! Er wird sein Eigenthum und den Tempel seiner Ehre nimmermehr zerstören lassen. Amen. — Das bleiche Angesicht überflog ein Strahl schwärmerischer Begeisterung, der Verwundete senkte das Haupt und legte sich wie ein Kind, das sein Abendgebet gesprochen hat, nieder, um zu schlummern.

Indessen wurde der Platz Zeuge einer andern Scene. Ein Haufen hungeriger, hohläugiger Krieger stürzte herbei, einen Mann mit sich schleppend, um ihn hinzurichten.

Gnade! — flehte der Unglückliche — gönnt mir das Leben, schenkt mir das Daseyn! nicht um meinetwillen, um meines Weibes, um meiner Kinder halber!

Du bist ein Verräther! — brüllte die Rotte schweig und laß das unnöthige Bitten. Du hältst es mit den Römern. Du hast uns Deine Vorräthe verborgen!

Ich that es, um die Meinen nicht verhungern zu lassen; seyd barmherzig, nehmt mein Besitzthum, theilt Euch in meine Habe, aber laßt mich leben, ich habe Kinder, die des Vaters nicht entbehren können!

Nicht wahr, — rief Einer der Bewaffneten — Du wolltest in behaglichem Ueberflusse daheim des Elends spotten, das über der Stadt lastet, wolltest die Krieger, die für den Glauben und die Freiheit auf den Wällen sterben, hungern lassen, indessen Du praßtest mit Deiner feigen Brut? An den Pfahl mit ihm!

Erbarmt Euch, Ihr habt ja nun, was ich Euch verhehlte, aus Sorge für meine bejahrten Aeltern, für meine unmündigen Kleinen! Erbarmt Euch! bat ängstlich bebend der Gefangene.

Macht es kurz, — sprach ein Dritter der Rasenden — denn wir müssen in den Kampf; rammt einen Pfahl in das Pflaster und spießt den Treulosen.

Die Stimme des Opfers dieser rohen Wuth ertönte stärker, aber eben so fruchtlos als zuvor. Alle Anstalten zu seiner Todesmarter wurden mit Behendigkeit getroffen. Da erschien ein Bote vom Walle gesandt: Eilt, eilt, daß Ihr herbeikommt, die Römer stürmen!

Es ist gleich abgemacht! entgegneten die Henker. Nach kurzer Weile war der unglückliche Mann, den wir oben bringen sahen, gespießt und die Kämpfer Gottes schritten in die Schlacht.

Fluch über Euch! — rief der Hingerichtete — zehnfachen Fluch! Möget Ihr eben so umkommen als ich. Nahe sich mir bald der ersehnte Tod, denn diese Qual ist fürchterlich! Fluch über die, welche sie über mich verhängten! Ich brülle am Spieße und die Aeltern und das Weib und

die Kinder verschmachten nun aus Mangel. Oeffnete sich doch der Himmel über den Häuptern dieser Uebelthäter und vernichtete sie mit seinem Feuer!

Von dieser durchdringenden Wehklage ermuntert, schlug der Verwundete, dessen wir vorhin gedachten, die Augen wieder auf, erhob das matte Haupt und blickte umher; allein schon umschwebte ihn der Tod. Er erkannte die Gegenstände nicht mehr, die ihn umgaben.

Erbarme Dich meiner, Du Herr und Gott meines Volkes! Räche mich an meinen Peinigern! schrie verzweiflungsvoll der Gespießte.

Mich dürstet noch immer, sprach leise der Verwundete.

Laß mich sterben, nimm die Qual hinweg, die ich nicht ertragen kann! klagte der Hingerichtete in beweglichen Jammerlauten.

Mein Bruder, mein lieber Bruder! — flüsterte der sterbende Krieger zärtlich zu dem Leichnam hinab — man fordert uns auf die Mauern! Horch die Schlachttromete, horch — die feindliche Tuba! Komm, die Heiden greifen an, laß uns in den Reihen der Unsern kämpfen. Es sind ihrer Wenige, sie können unserer Arme so leicht nicht entbehren. Hörst Du die Rosse schnaufen, die Schilde dröhnen, die Lanzen splittern? Komm in die Schlacht!

Statt sich zu erheben, sank der Redner ohnmächtig zurück auf sein Lager, das heißt, auf die erstorbene Brust seines Bruders.

Nein, wir können nicht siegen, die Stadt muß untergehen, denn nicht der Glaube kämpft für uns. Die Streiter, die uns beschützen sollen, wüthen unter sich, wüthen gegen die, welche sie zu vertheidigen versprechen. Daß Euch die bei mir geraubten Speisen Gift würden, in Euren Eingeweiden glüheten wie geschmolzenes Metall, Ihr Niederträchtigen! Ende meinen Schmerz, o Tod! so jammerte der Gespießte.

Der Krieger aber starb. Bevor er verschied, kam eine heilige Begeisterung über ihn; er richtete nochmals das Haupt empor, seine tonlose Stimme erhielt wieder die alte Kraft und er sang mit freudiger Hoffnung:

Laß toben die Heiden um den Wall,
Laß klingen Schwert und Lanze,
Es naht bei Kriegsposaunen Schall
Ein Hord in himmlischem Glanze.
Der speist sein Volk mit Mannabrod,
Der schleudert auf den Feind den Tod,
Gott Israels sey gepriesen!

Die letzten Sylben verklangen und auf den Schwingen dieser Töne hob sich die unsterbliche gläubige Seele von der Erde zum Jenseit empor. Die leisen ätherischen Klänge waren auch zum Ohre des Mannes am Spieße gedrungen, er vernahm sie und wurde einen Augenblick still.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon und der Herzog von Vicenza.

(Fortsetzung.)

„In den letzten Monaten meines Aufenthalts in St. Petersburg trug mir Alexander oft in unseren vertrauteren Unterhaltungen seine Unruhe vor. Frankreichs ewige Feindinn, die Englische Nation, unterhielt am Russischen Hofe verborgene Rathgeber, welche Mißgunst und Unzufriedenheit um den Thron säeten. Das Englische Cabinet wußte wohl, daß jeder Propagandenkrieg unmöglich sey, so lange Rußland mit Frankreich verbündet sei. Alle Mächte waren einverstanden; alle Herrscher mit Ausnahme eines einzigen ungünstig gegen Napoleon gesinnt; und diesen einzi-

gen mußte man mit in die Verbindung ziehen, oder vernichten!

Alexander war zu der Zeit, von welcher ich rede, schon nicht mehr der jugendlich frische, heitre Mann. Die ernsten Zeitverhältnisse, die wie drohende Schatten ringsumher aufstiegen, machten ihn vorsichtig, und er wußte seine persönliche Stellung sehr richtig zu würdigen. Oft sagte er zu mir, was er seinen eignen Brüdern nicht gesagt . . was er seinen Ministern gewiß nicht ohne Gefahr sagen konnte. Unter vertrauensvollem Aeußern verbarg er düstere Ahnung . . . Jetzt waren die Dinge so weit gediehen, daß es unpolitisch vom Kaiser gewesen wäre, die nächtlichen Besuche in meinem Hause zu erneuen, während welcher er mir ein Jahr zuvor seine vertrauteren Mittheilungen zu machen pflegte. Auch für ihn war die gute Zeit vorüber!

In der aufgeregten Stimmung, in welche man die Gemüther versetzt hatte, wurde, wie er wußte, seine Vertraulichkeit mit dem Französischen Gesandten streng getadelt. Wohl haben wir selbst zuweilen in guter Stunde darüber gelächelt, wenn wir uns mit demselben geheimnißvollen Anstrich, wie zwei junge Liebende ein Rendezvous gaben. „Mein lieber Caulaincourt," sagte er zu mir, als wir eines Abends auf dem Balcon vor den Gemächern der Kaiserinn standen, „in meinen weiten Staaten habe ich nur einen Freund, dem ich mich anvertrauen kann. Ich vertraue meine geheimen Unruhen Ihrer Ehre, nicht dem Französischen Gesandten an . . . Sagen Sie dem Kaiser Alles, was ich Ihnen enthüllt, was Sie gesehen und gelesen haben. Sagen Sie ihm ferner, daß der Boden hier unter meinen Füßen zittert; daß meine Stellung in meinem eigenen Reiche unerträglich geworden ist durch seine mangelhafte Treue gegen Verträge. Hinterbringen Sie ihm von meiner Seite diese loyale, letzte Erklärung; hat der Krieg einmal begonnen, dann muß entweder Napoleon, oder ich, Alexander, die Krone verlieren."

Ich habe ihn erfüllt, den edlen Auftrag, der mir zu Theil wurde; ich habe Vorwürfe, zornige Aufwallung ertragen; ich habe Widerstand geleistet auf die Gefahr hin, zu Grunde zu gehen in dem Kampfe, den ich übernahm, gegen Vorurtheile, die dem Kriege von 1812 zur Grundlage dienten. Während einer lebhaften Discussion, wo ich vergebens die besten Vernunftgründe erschöpft, antwortete ich, vom Kaiser durch spitzige Worte aufs Aeußerste getrieben: „Sire, mein Leben gehört Ihnen, verfügen Sie darüber auf den Schlachtfeldern für des Vaterlandes heilige Sache. Aber in diesem Puncte stehen meine Ueberzeugungen mit den Ihrigen in Opposition, und meine Ueberzeugung, wie meine Ehre gehört nur mir . . . ich wäre ein Feigling, wenn ich, um Eurer Majestät zu gefallen, Frankreichs Sache freiwillig preis gäbe." — „Was meinen Sie damit, Herr?" sagte Napoleon, sehr aufgeregt auf mich zuschreitend. — „Ich wiederhole bloß Eurer Majestät, so lange es noch Zeit ist, daß dieser Krieg nur ein verderbliches Resultat für das Land haben kann; alle Mächte werden sich in Masse gegen einen Einzigen erheben; Sire, Sie vernichten sich, und Frankreich sind Sie . . ."

Sechs Monate nach dieser Scene war ich abermals allein mit dem Kaiser; nicht mehr im Palast der Tuillerien, sondern im Palast der Czaren, im Kreml, in Moskau! Ein mitleidsloses Schicksal drückte sein furchtbares Siegel auf meine verachteten Rathschläge! Ob sich der Kaiser noch unserer Discussionen, meines beharrlichen Widerstands erinnerte, weiß ich nicht. Allein er wußte gewiß, daß meine Anhänglichkeit, meine Treue, absolute Ergebenheit ihm niemals fehlen würden,

und daß er am Tage des Unglücks ohne allen Rückhalt auf mich zählen könne. Ich drängte den eigenen Schmerz zurück, um mich mit dem seinigen zu beschäftigen; ich versuchte, das Gespräch zu beleben, denn ich kannte ihn; er beruhigte sich leichter, wenn er seine Gedanken ausschütten konnte. Seine nachdenkende Organisation verleitete ihn, seine Empfindungen in sich zu verschließen; Napoleon machte nicht gern viele Worte; der Schüler von Brienne, der Artillerie-Unterlieutenant hatte Kameraden, aber keine Freunde. Die Freuden, die lieblichen Vertraulichkeiten der Jugend hatten nicht Eingang gefunden in diese abgesonderte Natur. Selbst nicht das ungeheure Glück hatte die Eisensäule zu verwittern vermocht. Er liebte Berthier, auch Duroc; sie waren wohl die beiden einzigen Männer, mit denen er familiär war, aber nicht mittheilend, nicht vertraut, und das ist ein großer Unterschied. Mit mir war er nicht familiär, aber er dachte laut in meiner Gegenwart, obwohl ich ihm zuweilen widersprach. O! wenn er es selbst seyn konnte, war er stets aufrichtig und gut!

Ich versuchte, die Chancen geltend zu machen, zu denen uns unsere letzten Siege Aussicht eröffneten, um von Rußland Friedenseröffnungen entgegenzunehmen. Zwar glaubte ich selbst nicht an dieß Resultat; allein vor Allem wollte ich die Ruhe zurückführen, die ihm in der furchtbaren Lage, in welcher wir uns befanden, so nöthig war. „Nein, Caulaincourt, weder ich, noch Sie können uns täuschen über die nicht zu berechnenden Folgen, welche dieser fanatische und verzweifelte Kampf haben muß . . . die Mittel, welche sie anwenden, vernichten meine Eroberungen weit sicherer, als Schwerter und Kanonen . . ."

Als der Kaiser in Moskau einritt, drückte er seine Ideen mit folgenden drei Worten aus: „welche entsetzliche Oede." — In der That kostete uns die Einnahme jeder Stadt Ströme von Blut, und in allen fanden wir beim Einzug diese entsetzliche Oede, dieß Todesschweigen. Auch auf den moralischen Zustand der Armee machte dieß erschütternden Eindruck.

Er fuhr fort: „Ich möchte wohl von hier aus einen ehrenvollen Frieden anbieten, aber sie werden nicht wollen . . Dieser Murat, bei Gott! hat da mit seinem dummen Streifzug einen furchtbaren Strich durch meine Rechnung gemacht . . er sieht nicht eine Spanne weit in die Zukunft . . wenn er nur mit der Klinge fuchteln und sich putzen kann, dann glaubt er schon, er sey ein großer König;" und der Kaiser zuckte mitleidig mit den Achseln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Pariser Orang-Outang.

Der im Iardin des plantes befindliche Orang-Outang giebt in Pariser Zeitschriften zu manchem Artikel Anlaß, nicht etwa bloß deßhalb, weil die Spanischen Angelegenheiten entweder anwidern oder langweilen, nicht deßhalb, weil die Notizen über den Minister-Wechsel nur Copieen derer sind, die alljährig in Paris wiederkehren, sondern aus dem Grunde, weil der Orang-Outang in Wahrheit jetzt mehr als jemals einem Menschen gleicht. Daß ein Journalist sogar eine Parallele zieht zwischen einer wohlgebauten Jungfrau und dem Orang-Outang, gehört zwar unzweifelhaft in das Gebiet Französischer Romantik, die sich auch hier so weit über alle Wahrheit hinaus begiebt, daß Affen gegen Menschen in Vortheil kommen: aber jedenfalls könnte man doch den Orang-Outang für einen Menschen nehmen und die Pariser würden darauf schwören, er sey es, wenn er nur Journale lesen könnte. Was sonst zu einem modischen jungen Herrn gehört, das hat

er ziemlich weg. Er bewohnt ein Paar artig eingerichtete Zimmer, getrennt von den Paria's unter den Affen; er empfängt da Gesellschaft, ist sehr vergnügt, wenn sie zahlreich wird, hört eifrig auf die weisen Bemerkungen der Besucher und könnte mitunter für den Klügsten gelten, da er mit ausdauernder Weisheit zu schweigen versteht. Nur wenn er allein ist, langweilt er sich im höchsten Grade, was bei den modernsten Menschen bekanntlich auch sehr stark vorkommt, wie das Meiste von dem, was noch über den Orang-Outang berichtet wird. Er ist so verweichlicht und solch ein Liebhaber der Musik, daß er nicht schlafen kann, wird er nicht eingesungen. Verläßt ihn der singende Wärter, ehe der Schlaf eintritt, weint Orang-Outang seinen Schmerz aus. Er drängt sich bei jeder Gelegenheit in den Familien-Zirkel des Wärters, setzt sich meist neben den Kamin und paßt da aufs Essen, weil er nicht die Freiheit hat, Kaffeehäuser und Restaurationen zu besuchen. Er ist unendlich neugierig und dem kleinsten Begegniß in seiner Nähe folgt er mit Blick und Bewegung. Will er essen, setzt er sich auf einen Stuhl, wie er dieß überhaupt immer thut und dabei die Haltung eines unsrer jungen Greise annimmt. Er hat eine Serviette vorgebunden, ißt mit Löffel, Messer und Gabel, trinkt Wein aus einem Glase und seine Kost ist überhaupt der Art, als ob er á la Carte speiste. Nur in Einem unterscheidet er sich von den meisten modernen Menschen, durch eine große Gutmüthigkeit nämlich. Er liebt besonders das jüngste Kind des Wärters, das ihn zuweilen schlägt und anderweitig mißhandelt; da thut Orang-Outang weiter nichts, als daß er die schmerzenden Glieder zu verbergen sucht und kein Zorn, keine Tücke gegen den Knaben wandelt ihn an. In Wahrheit, dieser behandelt den Orang-Outang zuweilen so, daß man glauben könnte, es gehöre die geläutertste Philosophie dazu, es ohne Rachsucht zu dulden, sey man nun Mensch oder Orang-Outang. Die Pariser Blätter haben demnach so unrecht nicht, wenn sie in der Ueberraschung, die aus solchen Eigenschaften entsteht, den Orang-Outang für einen Menschen halten, ja manchmal nicht recht wissen, ob sie ihn nicht für einen vortrefflichen Menschen halten müssen und zweifelhaft werden, von welcher Seite die Kultur kommt.

A. Roussel.

---

* Entstehung der Worte Hahnrei und Hörnerträger.

In früheren Zeiten hatten die Könige der Franken weiter kein Einkommen, als was sie aus der Bearbeitung der Bergwerke gewannen; den Nutzen, welchen die Waldungen und die Jagd brachten, jegliche gefundene, in der Erde vergraben gewesenen Schätze gehörten ihnen; auch fielen ihnen die gefundenen Sachen zu, deren Verlierer sich nicht meldeten. Die Jagd, welche sehr ergiebig war, wurde strenge gehandhabt; Keiner durfte jagen, als die vom König angestellten Leute. Wilddiebe hatten die strengsten Strafen zu erwarten. Sie wurden auf Hirschen angeschlossen, die man wieder laufen ließ und mußten elendig umkommen.

Nur wer sich die Gunst des Königs zu verschaffen wußte, erhielt Erlaubniß, sich in gewisser Maße der Jagd zu bedienen, es hieß damals wie jetzt: für getreue, dem Staate geleistete Dienste des Herrn N. N., haben wir demselben vergönnt, Hochwild und Federwild in dem Bezirke (welcher benennet wurde,) zu schießen. Diese Erlaubniß brachte nicht allein Nutzen, sondern war auch mit gewissem Range und Ehre verknüpft. Die Günstlinge beeilten sich daher, Hörner, Auerhahnenköpfe u. dgl. auf ihre Schilde

zu malen, zum Zeichen ihrer erhaltenen Erlaubniß, vier- und zweifüßiges Wild zu jagen.

In diesen Zeiten war es, als ein lebe- und jagdlustiger König seine ausgedehnten Forsten der Jagd wegen durchstreifte. Die Nacht brachte er dann bei den Großen des Landes zu, die sich beeiferten, ihn gastfreundlich aufzunehmen. Der König pflegte dann mit den Frauen zu kosen, und wenn der Ehemann scheel dazu sah, so gab er demselben beim Abschied das Privilegium der freien Jagd. Mit Blitzesschnelle wurde nun ein Jagdschild mit Hörnern und Hahnenköpfen verfertigt und ans Haus gehängt. Wer dieses Ehrenzeichen sah, schloß davon auf den Erwerb und sagte spöttisch: Sieh, der hat es auch! Daher soll der Name Hörnerträger und Hahnrei entstanden seyn. Ein altes Lied sagt:

Von Hanreh red't nit scoptice;
Denn das ist in verisseme,
Daß Manche sind per cornua
Gekommen in officia.

---

* Hülfsverein bei Feuersgefahr.

Die Anfrage im Bürgerfreunde Nro. 78 beantwortend, nimmt der Unterzeichnete mit Vergnügen Anmeldungen, um darin einzutreten, an. Außerdem aber auch, wie in den Wöchentlichen Nachrichten vom 6ten Juni d. J. angezeigt wurde:

Herr H. G. Thorbecke, Hohenthorsstr. Nr. 51, als Director der Neustadts-Districte.

Herr D. Kolster, Stephanithors Bollwerk Nr. 7, Director der Vorstadts-Districte,

und die Districts-Vorsteher:

District Nr. 1.

= Dr. Th. Oelrichs, Langenstr. Nr. 32.
= C. F. Plump, Langenstr. Nr. 19.

District Nr. 2.

Herr Dr. H. Lampe, Catharinenstr. Nr. 6.
= Consul Löning, Obernstr. Nr. 12.

District Nr. 3.

= Rauschelbach, Molkenstr. Nr. 22.
= C. A. E. Tewes, Langenstr. Nr. 41.

District Nr. 4.

= Consul F. A. Delius, Hutfilterstr. Nr. 1.
= Hermann Waltjen, Faulenstr. Nr. 2.

District Nr. 5.

= Heinr. Deetjen, Neustadts-Deich Nr. 38 A.
= J. F. Wessels, Neustadts-Deich Nr. 62.

District Nr. 6.

= H. Dauelsberg, Neustadts-Deich Nr. 28.
= J. N. Weber, Osterstr. Nr. 53.

District Nr. 7.

= E. Klugkist, Osterthors-Contrescarpe Nr. 4 B.
= H. Seemann, Osterthorssteinweg Nr. 72 A.

District Nr. 8.

= G. A. Bastian, Heerdenthorssteinweg Nr. 23 B.
= C. F. Gastmeyer, Ansgariithorssteinweg Nr. 5.

Es wird dem Vereine zu einer großen Freude gereichen, sich durch viele thätige Mitglieder vergrößert zu sehen, da die Anzahl dieser bei einem Brande die Nützlichkeit desselben bedingt.

Bremen, 2ten Octbr. 1836.

G. F. W. Schrader,
Geeren Nr. 47,
Director der Altstadts-Districte.

Heinrich's IV. Versprechen an Frankreichs Bauern:

„La poule au pot"

»Das Huhn im Topf, das Heinrich euch versprochen,
Wird es wohl jemals kochen?
Wann wird es gar?« —
»Man rupft es erst — seit dritthalb hundert Jahr.«

Chastel.

Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen der Stadt Bremen".)

A. Daves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 80.

Bremen, Donnerstag den 6. October 1836.

Gestorben:

Nro. 925. Den 29. Sept. Des Gastwirths Herm. Robbert Adolph Sowersby Sohn, 11 Monat; vorm Stephanikirchhof Nro. 17.

— 926. Den 30. — Des Papierhändlers Joh. Martin Tolle Ehefrau, geb. Bielefeld, 41 Jahr; Neustadtsdeich Nro. 15.

— 927. Den 1. Octb. Der Cigarrenfabrikant Joh. Gottl. David Schulenburg, 37 Jahr; Neustadtswall.

— 928. Den 1. — Des verst. Tonnenmachers Johann Hinrich Becker Wittwe, geborne Röhlken, 78 Jahr; Langenstraße Nro. 72.

— 929. Den 1. — Der Rentenier Johann Wienholt, 87 Jahr; gr. Sortillenstraße Nro. 12.

— 930. Den 1. — Des Cigarrenmachers Friedrich Siemerling Sohn (todtgeb.); Ohlmeyershof Nro. 2.

— 931. Den 1. — Des Arb. Andreas Fahrenberg Sohn (todtgeb.); gr. Sortillenstraße Nro. 64.

— 932. Den 1. — Des verst. Friedr. Schriefer Wittwe, geb. Schrör, 77 Jahr; Armenhaus.

Nro. 933. Den 2. Octb. Joh. Tegtmeyer, 52 Jahr; Eckhardsgang.

— 934. Den 2. — Des Arb. Joh. Alb. Rabba Sohn, 3 Wochen; Klosterkirchenstraße Nro. 3.

— 935. Den 2. — Des verst. Arb. Ludwig Wilh. Poggenburg Wittwe, geborne Schlake, 53 Jahr; Schwarzpott Nro. 3.

— 936. Den 2. — Dorothea Warnken, 25 Jahr; große St. Johannisstraße Nro. 209.

— 937. Den 2. — Des Goldschmieds Diedrich Flörken Sohn (todtgeboren); Faulenstraße Nro. 23.

— 938. Den 3. — Des Landmanns Hinr. Klüsing Sohn, 12¾ Jahr; Hastedt.

— 939. Den 3. — Des Schlossers Joh. Diedrich Meyer Tochter (todtgeb.); Hohenthorsstr. Nr. 45.

— 940. Den 4. — Des verst. Landmanns Cord Ratjen Wittwe, geb. Wendt, 80 Jahr; Remdertistraße Nro. 39.

Geburten:

Nro. 1193. Den 28. Sept. Des Detaillisten Georg Heinrich Feuß Ehefr., geb. Griese, hint. Stephanikirchhof Nro. 43; von einem Mädchen.

— 1194. Den 30. — Des Schuhmachermeisters Chr. Diedr. Segelken Ehefr., geb. Brethorst, gr. Rosenstraße Nro. 1; von einem Mädchen.

— 1195. Den 30. — Des Arb. Alb. Friedrich Dahnken Ehefrau, geb. Nirgents, Buntenthorssteinweg Nro. 99; von einem Knaben.

— 1196. Den 1. Octb. Des Arb. Hinrich Wilh. Pestrup Ehefr., geb. Lüdemann, Warnekengang Nr. 6; von einem Mädchen.

— 1197. Den 1. — Des Cigarrenmachers Friederich Siemerling Ehefr., geb. Bötjers, Ohlmeyershof Nro. 2; von einem todten Knaben.

— 1198. Den 1. — Des Arb. Andr. Fahrenberg Ehefr., geb. Hagans, gr. Sortillenstraße Nro. 64; von einem todten Knaben.

— 1199. Den 1. — Des Arb. Hinrich Grada Ehefrau, geb. Müller, Hastedt; von einem Mädchen.

— 1200 u. 1201. Den 2. — Des Goldschmieds Diedr. Flörken Ehefrau, geb. Krops, Faulenstraße Nro. 23; von Zwillings-Knaben.

Nro. 1202. Den 2. Octb. Des Landmanns Joh. Adam Stees Ehefrau, geb. Englert, Buntenthorssteinweg Nro. 62; von einem Knaben.

— 1203. Den 2. — Des Buchhalters Joh. Crüver Ehef., geb. Spreen, Adamspforte Nro. 1; von einem Mädchen.

— 1204. Den 2. — Des Krameramtsgenossen Werner Poppe Ehef., geb. Meyer, Geeren Nr. 41; von einem Mädchen.

— 1205. Den 3. — Des Schneidermeisters Heinr. Zacharias Stallmann Ehefr., geb. Uredt, Balgebrückstraße Nro. 6; von einem Knaben.

— 1206. Den 3. — Des Schlossermeisters Johann Diedr. Meyer Ehef., geb. Bitter, Hohenthorsstraße Nro. 45; von einem todten Mädchen.

— 1207. Den 3. — Des Cassirers Heinr. Rudolph Kück Ehefrau, geb. Hellmers, Sandstraße Nr. 9; von einem Knaben.

— 1208. Den 3. — Des Krameramtsgenossen Nicolous Daniel Herm. Blohm Ehefr., geb. Sievers, an der Schleifmühle Nro. 3; von einem Knaben.

Eilundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 81.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 9. October 1836.

— — —
Denn sieh', mit jedem kleinen Kinderhaupt
Wird ein Palast gebaut, ein göttlicher,
Wird eine neue, eigne Welt geschaffen — — — E. Schefer.

Gedichte von August Krüer.

III.

Dem Einsamen.

Willst du alles Glück verfluchen
Bist du stark genug allein?
Willst in dir du Alles suchen
Glaubst du Alles auch zu seyn?

Hast du alle deine Liebe
Nur allein auf dich gericht't, —
Deine Wünsche, deine Triebe?
Geh' — du kennst dich selber nicht.

Tausch und Wechsel ist das Leben,
Man empfängt und giebt und theilt,
Mußt nicht an der Scholle kleben,
Wand're und du bist geheilt! —

Keiner kann es ganz ergründen,
Sieh! das Leben ist so reich;
Wo du's suchst da wirst du's finden,
Ein's führt dich zum Andern gleich.

Und du willst dich noch entfernen!
Kennst du nicht des Menschen Loos,
Stets zu lehren und zu lernen?
Beides macht den Weisen groß.

Spielst du mit Humor und Witzen?
Meinst, das kleine Menschenhaus
Rage nicht mit seinen Spitzen
In's Unendliche hinaus?

Würden hin und her getrieben,
Wüßten nicht woher, wohin?
Tolle Leidenschaft und Lieben
Kitzelten den schlaffen Sinn?

Nirgends fändest du das Gleiche,
Hier die Lust und dort das Brod,
Während hier sich bläh' der Reiche
Hung're dort der Arme todt?

Ei, das ist ein schlecht' Capitel
Ohne Ende, ohne Rast,
Hat nicht Anfang und nicht Titel;
Nimm du, was du eben hast.

Hättst du immer fest das Eine,
Reißt das And're schnell sich los,
Auch verachte nie das Kleine
Plötzlich wird es riesengroß.

Nennst du alle Menschen Narren
Bist du selbst der größte Thor,
Willst der Sphärentöne harren
Und verstopfst indeß dein Ohr.

Liebe, Freundschaft, Kunst und Wissen
Tausend Freuden harren dein,
Wer sie hofft der wird sie missen,
Wer sie sucht der holt sie ein.

Die Ambrosische Einsiedelei am Fuße des Horns von Venedig. Juli, 1828.

Die Belagerung von Jerusalem.

(Fortsetzung.)

Da trat Jose Ben Manasse mit versichtigen Schritten näher. Er war bewaffnet, um sich ein ehrfurchtgebietendes Ansehen zu geben. Ein geübtes Auge mußte aber bald erkennen, daß er weder dieses Schwert zu schwingen, noch jene Lanze zu schleudern im Stande sey. Als er die Umgebung beschaut und geprüft hatte, kam er näher und sprach zu dem Hingerichteten: Du befindest Dich da in einer seltsamen Lage, lieber Freund. Freiwillig hast Du den hohen Standpunkt wohl auch nicht erwählt?

Wenn Du Mitleid hast, so nimm den Spieß und drücke mir ihn ins Herz, denn ich ringe mit den tausendfachen Qualen, — bat der Gemarterte.

Das ist ein seltsames Ansinnen! — antwortete Jose — Weßhalb steckst Du am Pfahle?

Ich hatte einige Lebensmittel für meine Familie versteckt, sie wurden gefunden und ich von den Wüthrigen gespießt. Ich wohne am Brunnen, zunächst dem Hause des Judas Makareb. Nimm Dich der Meinen an, wenn Du ein Mensch bist; sie sind ganz verlassen, verschweige ihnen mein Schicksal, sage, ich sey im Kampfe gefallen, ich bitte Dich, geh' zu ihnen und suche sie zu erretten vor dem Elende, das in diesen Mauern heimisch geworden ist. Versprich mir das. Ich muß Dir trauen, ich habe keine Wahl!

Jose versprach es.

Nun, Du wirst halten, was Du einem Sterbenden zusagst. Eine Kiste mit Mehl steht in der Niederlage von Säcken zugedeckt, sie ist von den Henkern nicht aufgefunden worden, davon werden die Meinigen noch einige Zeit Nahrung haben. Sage ihnen dieß. Nun tödte mich.

Höre, Freund, — entgegnete Jose — ich will mich eines Gelübdes wegen nicht damit befassen. Aber meinen Dolch, siehst Du, binde ich auf die Spitze meines Speeres und reiche Dir den. Verfahre mit ihm nach Deinem Gutdünken. Das Mehl, sagst Du, befindet sich in Deiner Niederlage, die Kiste ist mit Säcken verdeckt? Gut, ich will es den Deinen verkünden. Hier ist der Dolch!

Nachdem Jose Ben Manasse dem Leidenden auf diese Art zu Hülfe gekommen war und dieser nach kurzem Zögern sich in der That das Messer ins Herz gebohrt und ausgeröchelt hatte, ging der Erstere mit sich zu Rathe, ob nun der Gang zu Karesch noch nöthig sey; denn um diesen aufzusuchen, war er ausgezogen. Er überlegte bei sich, in wiefern er sein Versprechen halten wolle, das er so eben geleistet hatte. Endlich beschloß er, wenigstens so lange er noch in Jerusalem verweilen werde, sich mit der verwaisten Familie des Gemordeten abzugeben. Jedenfalls wollte er einen bedeutenden Theil des Mehls, einer Sache, die unter damaligen Umständen von so unschätz-

barem Werthe war, für sich behalten. Die Verabredung mit Karesch konnte nun um einige Tage hinausgeschoben werden.

Jose ging, um das vom Hingerichteten ihm bezeichnete Haus aufzusuchen. Der Weg dahin führte ihn an einem Platze vorbei, der zu Begräbnissen bestimmt war. Die meisten Leichen aber, deren die letzten Wochen unzählige geliefert hatten, lagen über, nicht unter der Erde. Ein mephytischer Duft wehte von da herüber. Jose beeilte seinen Lauf und sprach: Das ist ein ungesunder Nebel, gegen ihn wäre eine stärkende Arznei gut angebracht. Wahrhaftig, Dunstwolken scheinen über den Gräbern empor zu steigen! Was doch ein todter Mensch für ein ekelhafter Mensch ist! Rasch, rasch, ihr guten Füße, vorbei, vorbei!

Nach einiger Zeit fand Jose das Haus des so eben Gemordeten. Er trat ein und traf in dem untern Gemache ein greises Paar und eine junge Frau, umgeben von drei Kindern, von denen sie das Jüngere vergebens zu beschwichtigen suchte. Die Erscheinung eines Kriegers brachte einen neuen Schrecken unter den Anwesenden hervor; denn für einen Krieger mußte Jose der Rüstung und den Waffen nach, gelten.

Ein kleiner Knabe trat ihm trotzig entgegen und zürnte:

Wo habt Ihr den Vater hingebracht, Ihr bösen Menschen? Laßt ihn los, ich sage Euch das, oder es kann schlimm werden. Wir wollen unsern guten Vater wieder haben.

Bringst Du Kunde von meinem Manne? — sprach das junge Weib und die Alten richteten ängstliche Blicke auf Jose.

Allerdings! — sagte Jose, indem er nicht ohne Eitelkeit den Eindruck bemerkte, den sein Erscheinen auf die eingeschüchterten Bewohner dieses Hauses machte — Ich komme aus dem Treffen. Euer Gatte, liebe Frau — wir sind sterbliche Menschen, wie in dieser Stadt deutlich zu ersehen ist —

Ist er todt? — schrie entsetzt die junge Mutter der drei Kinder.

Nun, — fuhr Jose fort — wir sind, wie gesagt, dem Schicksal unterworfen, heute mir, morgen Dir. Wäre er noch nicht todt, so würde man sich in Jerusalem nicht gar sehr wundern, wenn er morgen stürbe.

Ich bitte Dich, mach' es kurz! — mischte sich der zitternde Alte ein — Du siehst, Du peinigst uns.

Wie Ihr wünscht. Vorbereitet seyd Ihr. Ich will es mit fünf Worten sagen, weil Ihr die Botschaft rasch hören wollt: Ich komme, seine Erbschaft anzutreten.

Nachdem dieß Jose gesprochen hatte, legte er den Speer hinweg, der ihm schon längst gar lästig geworden war, nahm den Helm ab und fügte noch hinzu:

Er fiel auf dem Walle, die Krieger hatten ihn gezwungen, mit ins Treffen sich zu stellen, von einem Steinwurfe erreicht. In meinem Arme verschied er. Zeigt mir die Niederlage!

Ist der Vater todt, meine liebe Mutter? — fragte der Knabe.

Er ist todt! — antwortete der Großvater, statt des Weibes.

Jose ging, das Mehl aufzusuchen. Er fand es und sagte: Ich werde künftig Euer Beschützer seyn. Diese Kiste kommt, nur der Sicherheit wegen, an einen andern Ort. Hier ist sie gefährdet. Ich werde Euch Brod bringen.

Die, von der entsetzlichen Nachricht ganz Niedergeschlagenen, ließen sich jede Anordnung Jose's gefallen. Nur der Knabe sprach weinend:

Nun ist der Vater todt und Du nimmst uns unsere letzte Nahrung, da wird auch die Mut-

ter bald sterben, denn wir werden nichts zu essen haben. Ich weiß, Du hast gewiß den Vater selbst erschlagen. Du siehst aus wie ein Mörder. Laß uns das Mehl.

Aber Jose trug die schwere Kiste mit größerer Leichtigkeit hinweg, als er die zurückgelassenen Waffen getragen hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon und der Herzog von Vicenza.

(Fortsetzung.)

„Weil ich einmal dabei bin,“ fuhr der Herzog fort, „Ihnen geheime Details über die beklagenswerthe Epoche von Moskau zu berichten, kann ich nicht umhin, auch über eine Behauptung zu reden, die in den letzten Zeiten einigen Glauben gefunden hat, weil sie dahin strebt, den Kaiser in Mißachtung zu bringen. Seine Schwächen sind mit der Menschheit inhärent, aber kein ehrlicher Mann sollte freventlich Napoleon's Ruhm anzutasten wagen. Er ist ein Nationaleigenthum, und für Frankreich unveräußerlich. Deßhalb weise ich auch mit allen Kräften, die mir zu Gebote stehen, die Stellung zurück, die man mir ihm gegenüber zu geben versucht hat.

„Es ist falsch, wenn man behauptet: der Kaiser habe mich mit einer Sendung an Alexander beauftragt, die ich zurückgewiesen hätte. Die, welche solche Armseligkeiten in die Welt schicken, wissen nur von weitem, vielleicht durch eine Thürspalte, was im Cabinet des Kaisers vorging. Zuerst konnte es dem Kaiser nicht in den Sinn kommen, einen der ersten Diener der Krone mit einem Briefe an Alexander zu schicken. Wären Napoleon's freundschaftliche Vorschläge angenommen worden, so hätte man wohl einen Friedensvertrag stipuliren können; in diesem Falle konnte ich von einigem Nutzen seyn, und ich hätte mir es zur hohen Ehre angerechnet, wenn man mich zum Unterhändler gewählt. Allein die Umstände waren weit entfernt, zu gestatten, aus dem Französischen Lager einen officiellen Bevollmächtigten nach St. Petersburg zu senden. Meine angebliche Weigerung existirt daher nur in der Phantasie der Urheber dieser Fabel. In gleicher Weise verhält es sich mit der vorgeblichen Kälte, die ich gegen den Kaiser an den Tag gelegt, motivirt durch meine Mißbilligung des Russischen Feldzugs. Sie wissen, daß ich allerdings versucht habe, ihn zu verhindern. Aber nachdem es einmal geschehen, war der unglückliche Napoleon für mich der Gegenstand eines heiligen Cultus. Der abscheuliche Gedanke, ihm sein Unrecht fühlen zu lassen, wäre damals, wo die Ereignisse von allen Seiten drohend auf ihn eindrangen, eine Schändlichkeit gewesen. Der Augenblick war gekommen für Alle, denen ein fühlend Herz in der Brust schlug, die Wohlthaten, mit denen er uns in den Tagen seiner Macht überhäuft hatte, durch treue, ja blinde Hingebung zu vergelten. Schmach und Schande dem, der anders gehandelt hätte!

„Nein, nie, keinen Tag, keine Stunde habe ich mich gegen ihn vergangen; diese Infamie soll die Erinnerung an mich nicht besudeln. Seine Schmerzen drangen in mein Herz, sein Unglück hat mein Leben vergiftet, meine Bewunderung ist ihm gefolgt bis jenseits des Grabes!!

„General Lauriston hatte ein Privatschreiben Napoleon's an Alexander zu überbringen. Weder der Kaiser noch ich hofften davon irgend ein Resultat. Allein warum soll ich es nicht sagen? Der Kaiser, vom Gewicht der Verantwortlichkeit wegen des Schicksals einer ungeheuren Armee, die er 800 Meilen von ihrem Vaterlande hinweggeführt hatte, erdrückt, dachte edel genug, seinen Stolz vor seinem Gewissen zu beugen. Diese Selbstdemüthigung, denn eine solche war es, war

eine Nothwendigkeit, die er mit all seinem Blute hätte aufkaufen mögen. Es ist dieß einer der großen Acte aus Napoleon's Leben! Schmach denen, die ihn hierin mißverstanden, oder gar verläumdet haben . . . Dieß ist der wahre Hergang dieser Episode von Moskau.

„Doch zu meinem Bericht zurück: Die Nacht war vorgerückt, und der Kaiser stets in Aufregung, setzte sich bald, bald ging er wieder mit großen Schritten im Zimmer auf und ab; er konnte nicht lange an einer Stelle bleiben. — „Legen Sie sich zur Ruhe, Caulaincourt,“ sagte er in fast traurigem Tone. — „Nein, Sire, ich würde doch nicht schlafen; erlauben Sie mir, bei Eurer Majestät zu bleiben.“

Er reichte mir die Hand. „Mein armer Caulaincourt; in diesem Falle wollen wir arbeiten, um uns zu zerstreuen . . . In drei Tagen habe ich hier 250,000 Mann zusammen. Sehen Sie? Sie finden doch wenigstens ein Dach zum Schutz gegen böses Wetter. Vor Allem muß man jetzt für Lebensmittel sorgen; denn nichts, nichts ist da . . überall Wüstenei und Hunger!“

„In diesem Augenblick blitzte eine gewaltige Helle durch die Fenster; wir sprangen vom Stuhl, und sahen den Horizont roth und entzündet; schwül und erstickend war die Luft. Feuerruf erscholl aus den Höfen des Kremls, wo die Garde bivouakirte, und darunter mischte sich das Geschrei „es lebe der Kaiser!“ Die Tapfern wollten ihm verkünden, daß sie da seyen, und über seine Sicherheit wachten. Schon die Nacht zuvor hatte sich hie und da eine Feuersbrunst gezeigt, die jedoch der zum Gouverneur von Moskau ernannte Marschall Mortier und wir alle, der mit einer Installation der Truppen stets unvermeidlichen Unordnung zugeschrieben hatten.

„Ein Officier des Generalstabes trat ins Kabinet, und verkündete, das Feuer zeige sich zu gleicher Zeit in den verschiedensten Stadtvierteln, in Häusern und Palästen, verlassen oder bewohnt. Es kamen noch mehrere Generale, deren Berichte alle übereinstimmten. Es war kein Zweifel mehr, daß Moskaus Zerstörung organisirt und commandirt sey. Der Kaiser gewann so viel Kraft über sich, daß er mit muthigem, sicherem Tone Befehle ertheilte: — „Sehen Sie zu, daß man sich des Feuers noch bemächtige; retten Sie was möglich ist. Fort, meine Herren! ich mache jeden Corpsführer für die Ausübung meiner Befehle verantwortlich . . thue jeder von ihnen seine Pflicht; auch ich werde zu Pferde steigen. Sagen Sie meinen Soldaten, daß ich mitten unter ihnen seyn werde.“ Nun rief er den Fürsten von Neufschatel: „Berthier, wo liegen die Kornmagazine? Schicken Sie sogleich einen sichern Officier dahin, der mir über ihre etwaige Gefahr Bericht erstattet . . beordern Sie dorthin die junge Garde . . aber schnell, Berthier!“

„Als wir endlich allein waren, rief er aus: „das übersteigt Alles, was ich mir gedacht! . . . . das ist ein Vertilgungskrieg, eine grausame Tactik ohne Gleichen in den Annalen der Civilisation . . . Ihre eigenen Städte in Brand zu stecken!“ Die Worte drangen rauh und abgebrochen aus der schwer athmenden Brust, und ein düstres Feuer blitzte aus seinen Augen. „Diese Leute sind vom Teufel besessen . . welch ein wilder Entschluß! welch ein Volk!“

„O! seit dieser Stunde nagte ein Todeswurm an Napoleon's Leben!! die moralische Energie widerstand, aber die Natur unterlag! der Grundfaden des Gewebes zerriß im Kreml, die verhängnißvolle Stunde schlug in St. Helena! . . . solche Aufregungen tödten, ich weiß es aus Erfahrung!“

Ganz erschöpft schwieg der Herzog von Vicenza; auf seinen zerstörten Zügen malte sich das

Drama der letzten Zeiten des Kaiserreichs. Wir wollten abbrechen bei dieser trostlosen Epoche der Erinnerungen von Moskau, aber das Interesse, welches sich daran knüpfte, war zu mächtig!

„Am andern Morgen,“ fuhr der Herzog fort, „passirte der Kaiser eine gewöhnliche Revüe seiner Garde im Kreml, und Niemand vermochte auf der faltenlosen Stirn den verzehrenden Kummer der vorigen Nacht zu lesen! Denn im höchsten Grade besaß Napoleon die nothwendige Tugend der Könige, Verstellung. Man muß lächeln, selbst wenn die Dornen der Krone die Stirn blutig ritzen und verwunden. Man muß lächeln, wenn alle goldnen Träume verschwinden, und alle gefälligen Selbsttäuschungen entfliehen. Man muß lächeln, weil hier vom moralischen Vertrauen, welches der Einzelne einflößt, oft das Heil Aller abhängt. Oh! dieß Lächeln, glauben Sie mir's, ist wohl eine der härtesten Bedingungen des Throns.

„Man hat es gewagt, die im brennenden Moskau gehaltenen Revüen, die vom Kreml datirten Decrete zu critisiren und lächerlich zu machen; man kann nichts Schwachsinnigeres thun. Achthundert Meilen von der Hauptstadt mußte man wissen, daß der mächtige Wille des Kaisers auch dort noch herrschte. Seine Armee mußte sich überzeugen, daß er nah oder fern über Alles, oder für Alle wachte; daß sie glaubte, in Moskau nur wie in einer eroberten Provinz zu seyn, in Verbindung mit ihren Familien und dem häuslichen Heerd. Alles dieß mußte den armen Soldaten glaubhaft gemacht werden, damit sie Hunger und Mißgeschick ertrugen, sie, die bisher nur Sieg und Erfolg gekannt. Sie mußten Hoffnung haben auf Rückkehr, um der Entmuthigung zu entgehen, der schrecklichen Seuche, deren Angriffen die Stärksten wie die Tapfersten preisgegeben sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Bremens Landbewohner. *)

Die Bewohner des Bremischen Gebiets bestehen, außer den Kirchen- und Schuldienern und einigen Aerzten, aus Landbauern, die sich in ganze, halbe und viertel Bauern, Köther, Brinksitzer und Häuslinge unterscheiden. Wer wenigstens ein Drittel Hufe Land in Besitz hat, wird für einen ganzen Bauern gerechnet, und so nach Verhältniß; jedoch giebt es mehrere, welche Land gekauft haben und deren Stellen größer sind. So hat z. B. mancher Köther so viel Land als ein Halbbauer u. s. w.

Früher standen sie sämmtlich unter Gutsherrnschaft. Gegenwärtig können sie sich freikaufen, welches schon Viele gethan haben, Mehrere zu ihrem Vortheil, Einige zu ihrem Schaden; indem sie, weil sie nun Gelder auf ihre Stelle aufnehmen konnten, darauf los zehrten, bis Alles verkauft wurde.

Die Bauart der Bremischen Bauernhäuser unterscheidet sich von der Nachbarschaft nur wenig. Der Hauptunterschied besteht darin, daß sie wegen häufiger Ueberschwemmungen auf Erderhöhungen gebaut sind, welche indeß leider, nachdem sich das Bett der Weser beträchtlich erhöht hat und noch täglich erhöhet, für den jetzigen Stand der Weser zu niedrig sind, so daß der Landbewohner größtentheils bei Ueberschwemmungen das Wasser ins Haus erhält. Gewöhnlich ist in dem Hause eine Küche mit Schornstein und beim Hause ein Apartement, welches beides bei den Nachbarn seltener ist.

Der Bremische Landmann ist nicht neuerungssüchtig und hält das Neue, weil es neu ist, nicht für besser. Er weiß, daß Mancher, der nach Büchern den Acker bebaute, Stoppeln statt Korn

*) Man vergleiche damit die Schrift: »Die freie Hansestadt Bremen und ihr Gebiet«.
Die Redaction.

ärntete. Er geht in der Regel bei der Bestellung seiner Felder von dem, durch seine Voreltern eingeführten und erprobten Methoden nicht ab, bis er eine einträglichere Weise praktisch bestätigt sieht. Verschiedene haben Proben von ausposaunten Verbesserungen zu ihrem Schaden gemacht, z. B. Düngen mit Zuckerschaum u. dgl.; gegenwärtig sagen sie: es ist nicht Alles Gold und wahr, was die Schriftsteller dafür ausgeben. In Ansehung der Abwässerungen werden stets die nöthigen Verbesserungen gemacht. Die Nähe der Stadt ist Ursache, daß er seine Erzeugnisse des Bodens leichter mit Vortheil zu Gelde machen kann, als wenn er sie in der Viehzucht verwendete; deßhalb zieht er nur Vieh zu seinem eigenen Gebrauch auf, und überläßt entfernteren Nachbarn diesen Erwerbzweig. Da sowohl Eichen- als Büchenwälder mangeln, so kann in dieser Hinsicht auf Schweinezucht keine Rücksicht genommen werden, weil die Schweine das ganze Jahr so zu sagen aus dem Sacke gefüttert werden müssen.

Schafen und Bienen sagt der Boden nicht zu. Es fehlt Erstern an trockener Weide und den Bienen an Haide und sonstigen honigreichen Blüthen, deßhalb werden sie wenig gehalten, mehr zum Vergnügen als zum Nutzen. Im Ganzen ist der Landmann fleißig, genügsam, treu und ehrlich; an Gastfreundlichkeit und Dienstfertigkeit steht er dem Städter und den Norddeutschen überhaupt nicht nach. Häusliches Glück wird von ihm geschätzt und er lebt in einer vergnügten Ehe. Das Gotteshaus besucht er fleißig und vergnügt sich nur zu Zeiten mit Kegel- und Kartenspiel. Wenn er Ländereien vermiethen kann, so thut er es gern, um auf das Uebrige mehr Zeit verwenden zu können. Er läßt auch wohl kleine Häuser auf sein Land bauen, um solche an Arbeitsleute zu vermiethen. Dieselben werden deßhalb nicht abhängiger von ihm als Miether von Vermiethern sind.

Früher wurde viel auf dem Lande getanzt und öfters bis zum andern Morgen. Auf Ansuchen der Landleute darf aber gegenwärtig nur bis 10 Uhr Abends getanzt werden und dieses nicht einmal jeden Sonntag. Die Lebensweise des Landmanns ist schlicht; daß er in der Stadt gut oder schlecht, je nachdem es seine Vermögensumstände erlauben, ißt und trinkt, wenn ihn seine Geschäfte dahin führen, ist in der Regel. Es befinden sich mehrere helle Köpfe unter ihnen. Gegenwärtig z. B. ist der Sohn eines Landmanns nicht allein in der Mathematik ausgezeichnet, sondern derselbe versteht außer den Abendländischen auch die Morgenländischen Sprachen u. s. w.

Ein Landmann.

Miscellen.

Ein Bauer aus der Gemeinde Feugarolles, Namens Raymond Rabanel, ein kräftiger sechzigjähriger Greis, kehrte von seinen Feldarbeiten nach Hause zurück, als er mit seinem Wagen an einen Bienenstock stieß, der sich auf seinem Wege befand. Die aufgebrachten Bienen stürzten sich über den Bauer her und stachen ihn mit solcher Wuth, daß der Unglückliche den heftigen Schmerzen unterlag und todt vom Platze getragen wurde.

Korrespondenz-Nachricht.

Dresden, September.

Merkwürdig ist in Dresden, wie beinahe überall, der jetzige Enthusiasmus für alle Unternehmungen auf Actien. Das überraschend günstige Resultat der Actien für die Leipzig-Dresdener Eisenbahn hat das Signal zu einer Menge Entreprisen dieser Art gegeben. Der Steinkohlenbau im nahegelegenen Plauenschen Grunde wird auf Actien betrieben, und die Betreibung der Champagnerverfertigung aus Meißner Weingewächs ebenfalls. Große Sensation machte besonders neuerlich das Actiengeschäft zu Anlegung einer bedeutenden Dampfbrauerei. Der Preis jeder Actie ist 500 Thaler. Zu möglichster Ver-

meidung des gegen die seitherige Procedur in dergleichen Angelegenheiten sehr oft laut gewordenen Vorwurfs, die Unternehmer solcher Spekulationen hätten zum Theil sich und ihre Bekannte dergestalt bedacht, daß die Actien untergebracht gewesen, ehe das große Publikum dazu gelangen konnte, sollte zuerst eine viel größere Zahl von Anweisungen auf die künftigen Actien an einem hierzu festgesetzten Tage auf dem hiesigen Gewandhause ausgegeben werden. Zugleich wurde ausgemacht, Niemanden mehr als vier dergleichen Anweisungen zu verabfolgen. Aber der Zudrang der Menschen zu dem ihnen hiemit neueröffneten Glück war so gewaltig und ungestüm, daß schon nach der ersten Stunde dieses Verkehrs eine bretterne Zwischenwand im dortigen Lokale eingedrückt, und dadurch ein Durchbruch aller Dämme und überschwenglicher Erguß der Volkswogen hervorgebracht wurde. Das Geschäftsbüreau wäre von dieser, zum Theil unstreitig überaus handfesten Fluth ohne Barmherzigkeit verschlungen worden, hätte es sich nicht in Zeiten zurückgezogen und die Ausgabe der Anweisungen vertagt.

Die Lithographie hat nicht unterlassen, der Scene, wo die eingeworfene Wand das Geschäftsbüreau allarmirt, sich zu bemächtigen und solche mit vielen Nebenumständen, übrigens in einer natürlich sehr freien Uebersetzung bildlich darzustellen. Sogar von der Dichtkunst ist der Casus ergriffen und in gewohnter Art zu Papier gebracht worden. Auch das Gedränge der folgenden Actientage hat den Nachstellungen des lithographischen Witzes nicht zu entgehen vermocht. Ueberhaupt nimmt der Scherz vielfältig Veranlassung, die grassirende Vorliebe zu den Actienunternehmungen in seinen Nutzen zu verwenden. Wenn aber auch allerdings eine gewisse Schwindelei von solchen Actienentreprisen kaum zu trennen seyn möchte, so dient doch sogar sie mit zu Beförderung nützlicher Zwecke. Die dabei verlierenden Einzelnen, die sich ihren Verlust immer selbst zuzuschreiben haben, können nur wenig in Betracht kommen gegen den allgemeinen Nutzen, der durch die Unternehmungen bewirkt wird. Allmälig wird die Erfahrung bei Angelegenheiten der Art nicht nur in der Procedur gar Manches mehr consolidiren, sondern auch bei den sehr verschiedenartigen Gegenständen der Entreprisen einen sicheren Maßstab an die Hand geben, mit welcher Vortheil und mit welcher Nachtheil verbunden ist. Ueberhaupt muß die fortdauernd wachsende Thätigkeit im Gewerbwesen und die weise und umsichtsvolle Art, womit die Regierung für jede mögliche Erleichterung und Unterstützung desselben rastlose Sorge trägt, Allen höchst erfreulich seyn, die aufrichtigen Theil nehmen an dem für das Heil eines Fabrikstaats, wie Sachsen, so nöthigen Vorschreiten in den Gewerben. Außer den Eisenbahnunternehmungen ist besonders auch die durch einen sehr achtbaren Verein, mit Beseitigung mannigfacher Schwierigkeiten, in das Leben zu rufende Dampfschiffahrt im Großen auf dem Elbstrom von hoher Wichtigkeit. Die Zuckersiederei und eine außerordentlich umfangreiche Maschinenbauanstalt, als Unterstützerinn aller dergleichen rathsamen Speculationen, sind ebenfalls Gegenstände, die mit größtem Eifer betrieben werden, und von denen die Sächsische Industrie gewiß die schönsten Erwartungen hegen darf.

Gottesdienst.

Sonntag, den 9. October.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Past. Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Pastor Pauli.....	— — —	1 =
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 =
Hr. Dr. Krummacher.....	St. Ansgarii	9 =
Hr. Superintend. Müller aus Blasheim.....	— — —	12 =
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 =
Hr. Dr. Pletzer.....	— — —	12 =
Hr. Pastor Iken.....	St. Pauli	9 =
Hr. Pastor v. Hauffstengel	— — —	1 =
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 =
Hr. Pastor Toel.....	— — —	1 =
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 =
Kein Gottesdienst.	Armenkirche	
Hr. Vicarius Driver.....	St. Johannis	6½ = Messe
Hr. Pastor Wemer.....	— — —	9 = Hochamt
Hr. Vicarius Driver.....	— — —	10 = Predigt
	St. Petri Dom	6 =
	— — —	8 =
	— — —	12 =
	— — —	2 =

Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen“).

A. Daevers, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 81.

Bremen, Sonntag den 9. October 1836.

Gestorben:

Nro. 941. Den 4. Octb. Margar. Elisab. Riemann, 50 Jahr; Punkendeich Nro. 21.

— 942. Den 5. — Der Cigarrenmacher Joh. Bernhard Schlömer, 20¾ Jahr; Mühlendamm Nr. 9.

— 943. Den 5. — Der Grützmacher Joh. Heinr. Christ. Hoelscher, 60 Jahr; Abdenthorswallstraße.

— 944. Den 5. — Des Oberländischen Schiffers Christ. Wilh. Sievers Tochter (todtgeb.); Mühlenstraße Nro. 12.

Nro. 945. Den 5. Octb. Des verstorbenen Hinrich Husheer Wittwe, geborne Becker, 77 Jahr; im Armenhause.

— 946. Den 6. — Der Cigarrenmacher Eimerich Rudolph Beckmann, 44 Jahr; Fetten-Gang Nro. 15.

— 947. Den 6. — Der Kornmesser Johann Heinrich Christoffer Thoms, 79 Jahr; hint. Abdenthorswall Nro. 68.

Geburten:

Nro. 1209. Den 1. Octb. Des Schneidermeisters Ernst Meyer Ehefr., geb. Hagemann, Neuenstr. Nro. 87; von einem Knaben.

— 1210. Den 1. — Des Buchhalters Heinrich Lankenau Ehefrau, geb. Wedemeyer, Michaeliskirchhof Nro. 3; von einem Mädchen.

— 1211. Den 3. — Des Arb. Cord Hinr. Brauns Ehef., geb. Schlage, Buntenthorssteinweg; v. e. M.

— 1212. Den 4. — Des Tabacksfabrikanten Herm. Drechsler Ehefr., geb. Künken, Wachtstr. Nro. 1; von einem Mädchen.

— 1213. Den 4. — Des Schuhmachers Conrad Schmidt Ehefr., geb. Gerstacker, Buntenthorssteinweg; von einem Mädchen.

Nro. 1214. Den 4. Octb. Des Schlossergesellen Georg Friedr. Heinrich Curtius Ehefrau, geb. Stöver, am Neuenmarkt Nro. 19; von einem Knaben.

— 1215. Den 4. — Ein Mädchen — Kochs-Gang Nro. 4.

— 1216. Den 5. — Des Tuchhändlers Joh. Abr. Ludwig Säumenicht Ehefr., geb. Becher, Langenstr. Nro. 3; von einem Knaben.

— 1217. Den 5. — Des Dekorationsmalers Anton Rosenkranz Ehefr., geb. Hüpeden, Sandstraße Nro. 4; von einem Knaben.

— 1218. Den 5. — Des Oberländischen Schiffers Christ. Sievers Ehefr., geb. Wagner, Mühlenstraße Nro. 12; von einem todten Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 398. Der Drechsleramtsmeister Joh. Dieterich Klepper und Elisabeth Vogelsang hieselbst.

— 399. Der Nagelschmied zu Harpstedt Joh. Christian Friedrich Lackewand und Adelheid Baumann zu Fesenfeld.

— 400. Der Maler Joh. August Kirchner hieselbst und Margar. Dor. Blome aus Ottersberg.

— 401. Der Windmüller Christian Elmers hieselbst und Margar. Elisab. Jäger aus Oiten.

— 402. Der Maler Lüder Schriever und Cathar. Margar. Büssenschütt, Beide von hier.

— 403. Der Miethkutscher Johann Hinr. Baumeister zu Emden und Marie Elisabeth Lohmann aus Diepholz.

— 404. Der Distilateur Joh. Friedr. Peters und Adelheid Falke, Beide von hier.

— 405. Der Zuckerbäckerknecht Dieder. Ehler Grube und Catharina Schuhmacher hieselbst.

Nro. 406. Der Schlachter Cornelius Ludewig Markwort am Buntenthorssteinwege und Adelheid Schütte aus Altenesch.

— 407. Der Gold- und Silberschmied zu Peine Johann Ludwig Knoop und Amalie Margar. Mariane Schrader zu Wettmar, Amts Burgwedel.

— 408. Der Blechenschlägeramtsmeister Heinrich Nasse hieselbst und Caroline Dorothee Brandt aus Rinteln.

— 409. Der Grobbäcker Friedr. Aug. Wilkens hies. und Catharine Adelheid Bitter aus Dimhausen.

— 410. Der Cigarrenmacher Joh. Herm. Schwieder hies. und Anne Margar. Adelheid Alberding aus Wildeshausen.

— 411. Der Krameramtsgenosse Johann Christ. Müller und Margar. Clara Bernhardt, Beide v. h.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 82.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 13. October 1836.

So rafft von jeder eitlen Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde,
Und tritt in heilige Gewalt;

— — —
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verschwindet jedes Werk der Lüge.
Schiller.

Gedichte von August Krüer.

IV.

Neuestes Treiben.

1.

Hei, wie singen die Poetlein,
Denn es ist die Zeit der Fasten
Und sie haben Magendrücken,
Gier nach Fleisch und nach Contrasten.

Und mit kleinen, kurzen Besen
Leicht und tändelnd und mit Schreien
Kehren sie die Herzenswunden
In die guten Druckereien.

2.

Und soll das Lied ein Ganzes seyn,
So ist's nicht immer saglich.
Dann müßt ihr toll Contraste schrei'n;
So lebt man doch behaglich.

Auch werden die Gedanken schon,
Die klugen Leser hegen,
Die treffen dann den rechten Ton
Wie sie es immer pflegen.

3.

Es soll das Lied uns aufwärts heben,
Ein Blick in eine höh're Welt,
Im heil'gen Dämmer soll es schweben
Und reden, was das Schönste hält.

Ihr laßt es leichte Muster weben,
Ihr singt nur immer den Genuß,
Und mögt denn auch im Schmutze kleben
Mit einem tiefen langen Kuß.

Denn was sich frei und schön gestaltet,
Was still sich bildet im Gemüth',
Das habt ihr leicht und frech entfaltet,
Ein Wurmstich für die zarte Blüth'! —

Bremen, Sept. 1836.

Die Belagerung von Jerusalem.

(Fortsetzung.)

8.

Nathan Ben Ruben stand bei seiner Frau und seiner Tochter, Beide mit zärtlicher Sorge betrachtend, und überdenkend, wie er wohl das Liebste, was er auf Erden hatte, retten möchte. Denn er ahnte nur zu wohl den fürchterlichen Ausgang des Kriegs. Die Mutter saß bei Judith und hörte ihrem Gesange zu, welchen das Mädchen mit der Harfe 'eis' und harmonisch begleitete. Es war eins jener Lieder, das sie vortrug, die eine symbolische Deutung zulassen. Mit glühender Begeisterung war ein Jüngling geschildert, dem das Herz der Jungfrau mit unnennbar tiefer Sehnsucht entgegen klopft. Die herrliche Gestalt, die glänzenden Waffen, der Muth des Geliebten waren vom Dichter in lichthellen Farben gemalt. Die Jungfrau erwartet ihn gesalbt und geschmückt, um ihn wonnig zu umfangen.

Während das Mädchen den Versen gewiß weiter keinen Sinn unterlegte, als den, welchen sie eben hatten, und während sie sich in dem Bilde des Besungenen wohl gar jenen heidnischen Befehlshaber Aemilius deutlich vorstellte, saß die Mutter andächtig daneben und erläuterte mit der frommen Ueberzeugung eines alten Orthodoxen, der das Hohelied erklärt, die Stellen, die eigentlich keiner Erläuterung zu bedürfen schienen. Judith sang:

»Wo weilest Du, der Morgen graut,
Sehnsüchtig harrend hat die Braut
Die Nacht hindurch gesessen!
Komm', Heldenmann, in meinen Arm,
Und laß mich meines Herzens Harm,
Und all' mein Leid vergessen!«

Verzage nicht, Tochter! — sagte Debora — Er wird kommen und die Jungfrau Zion an sein Herz schließen. Unser Gott ist ein starker, eifriger Gott, aber er hört auf zu zürnen und sendet seinen Gesalbten. Alle die Noth wird enden, jeder Jammer vergessen werden, und Jerusalem wird die Königinn seyn unter den Städten.

Die Tochter fuhr fort zu singen, als das Nachspiel auf der Harfe geendet war. Ihr Lied schloß nach einigen Versen mit der Strophe:

»Weht nicht vom Berg ein Helmbusch her?
Im Sonnenlichte glänzt sein Speer,
Die Erde schallt von Tritten.
Heil mir! Er kommt mit Schild und Spieß,
Gekleidet in des Löwen Vließ,
Vom Libanon geschritten!«

Heil uns, Heil uns! — rief die begeisterte Mutter — Der Bräutigam, der Retter kommt! Er konnte die Braut nicht länger harren lassen, die viel für ihn duldete und ertrug. In seiner Hand schwingt er den gewaltigen Spieß, vor dem die Feinde entweichen. Oeffnet die Thore Jerusalems, zieht ihm entgegen, Chöre der Priester und Leviten, der Bräutigam naht, die Jungfrau zu erlösen! Zweifle nicht, Nathan, sey nicht kleinmüthig, mein Kind, mag die Hoffnung fern scheinen, das Elend sich steigern, der Gesalbte des Herrn wird kommen und sein Volk erretten aus den Händen der Heiden. Gott ist unser Gott!

Dennoch, mein Weib Debora, — sagte Nathan — halte ich es für gerathen, dafern wir aus der Stadt herauskommen können, den Ausgang der Belagerung an einem andern Orte zu erwarten. Nicht, als ob ich an der Hülfe des Allerhöchsten zweifelte, sondern weil wir in Jerusalem nichts nützen, die heilige Sache nicht fördern können.

O, Du kleingläubiger und schüchterner Mann! — sprach die Alte — Warum diese unzeitige Furcht, diese ängstliche Besorgniß? Willst Du fern seyn, wenn die Herrlichkeit Deines Gottes erscheint? Willst Du unter den Heiden weilen,

während der Gesalbte seinen Thron aufrichtet und die Fürsten und Mächtigen ordnet um sich her? Er wird kommen mit Rossen und Wagen, mit Speeren und Schilden, und der Glanz des Himmels wird ihn umgeben. Die Treuen wird er zusammenrufen und mit hohen Ehren krönen, die Verzagten aber werden leer ausgehen. Haben wir umsonst die Schrecken dieses Sommers getragen? Fliehest Du nun, da die Vollendung naht? Ich sage Dir, der Tag der Erlösung ist nicht fern!

So sehr Nathan Ben Ruben seine Gattinn bewunderte, so hoch er ihr im Herzen den frommen Glaubenseifer anrechnete, so konnte er sich dennoch derselben Hoffnung, welche sie hegte, nicht so leicht hingeben. Er stand eine Weile nachdenklich da, endlich sprach er:

Und was meinst Du, meine Tochter?

Das Mädchen richtete den Kopf in die Höhe und bat mit flehendem Tone:

Laßt uns fliehen aus diesem Gräuel. Jose erzählte mir so eben eine neue, entsetzliche That. Ein Mann, der seine Lebensmittel nicht hergeben wollte, wurde auf den Pfahl gespießt. Ihm gehörte das Mehl, welches unser Diener vorhin brachte und welches er den Hinterbliebenen, den Waisen des Ermordeten, auf eine wenig edle Art entriß. Wir müssen es den Beraubten wieder zurückgeben.

Nicht doch! — sagte die Mutter — Der Gott, der die Blumen des Feldes kleidet und die jungen Raben füttert, wird die Unschuldigen erhalten ohne unser Zuthun. Sie sind in der Hand des Herrn. Was unser Diener brachte, das giebt uns der Gott Abraham's, wir wollen seine Milde nicht verschmähen.

Nein! — sprach Judith — wir wollen uns nicht nähren von den Thränen der Wittwen und Waisen. Ich gehe heute Abend zu den Unglücklichen und bringe ihnen Brod.

Was Brod, was Unglückliche! — rief die schwärmerische Alte — Kommt es bei dieser größten und heiligsten Sache in Betracht, ob Tausende untergehen? Herrlich ist der Zweck, glänzend wird die Vollendung seyn. Laß in diesem gerechtesten und glorreichsten Kriege so Viele fallen, als es der Herr will. Er sammelt sie zu ihren Vätern und sie sitzen an der Seite Abraham's im Paradiese. Wen der Herr Gott erhalten will, dem sendet er seinen Engel herab. Schauet nicht um Euch, blickt nicht neben Euch. Vorwärts das Antlitz auf den neuen Thron des ewigen Jerusalems!

Weib, — sprach Nathan — wären die Oberhäupter immer einig gewesen, wäre der Krieg nur um die Mauern, nicht innerhalb derselben, dann zweifelte ich nicht am Siege. Allein es waltet ein schlimmer Geist über unsern Unternehmungen, die Vorräthe sind zerstört oder verzehrt, die Krieger matt vor Krankheit und Hunger, die Mauern wanken — ich kann Nichts dazu beitragen, unsere Sache zu halten, deßhalb will ich fliehen, denn ich mag nicht im fürchterlichen Sturze begraben werden.

Da nahm Debora unwillig eine Rolle, die die Abschriften einiger Psalmen enthielt, nebst der Harfe, ging aus dem Gemache und bald hörte man sie mit größerer Begeisterung als Kunstgeübtheit ein „Loblied David's" anstimmen. Es war ein Psalmen zu singen zur Githith.

Vater und Tochter aber beriethen unter einander, wie sie aus Jerusalem entkommen möchten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon und der Herzog von Vicenza.

(Fortsetzung.)

Als Napoleon in den hellloderndn Straßen, zwischen zwei feurigen Mauern, im Regen funkensprühender Asche, kaltblütig der augenscheinlichsten Gefahr trotzte, um sich in eigner Person dahin zu begeben, wo seine Gegenwart ermuthigen konnte, um die Kornmagazine oder ein Hospital zu retten, beging er eine Handlung der höchsten Politik. Ich hörte, wie Soldaten, als sie noch eben mit wildem, zerstörtem Blicke auf die überall um sich greifenden Flammen blickten, und unwillkürlich ausriefen: „Wir werden lebendig begraben!“ gleich darauf ermuthigter hinzufügten: „doch was thut's, er wird uns schon wieder herausziehen!“ So unbedeutend, so vulgär diese wenigen Worte auch erscheinen mögen, so antworteten sie doch siegreich ganzen Bänden voll Salonpolitik. Napoleon war größer, bewunderungswürdiger in seinem Unglücke, als damals, wo er die Welt durch seine wunderreichen Erfolge und Siege in Erstaunen setzte. Wahrhaftig, Napoleon ist noch nicht gekannt.

„In Frankreich giebt es viele Beurtheiler, aber wenig Denker. Jede Energie, die in mir ist, erhebt sich voll des tiefsten Unwillens, wenn ich alle die Romane lese, die den Titel führen: Geschichte Napoleon's, Geschichte u. s. w. u. s. w. Nur ein einziger Schriftsteller war historisch und wahr: es ist Fain; er hat, in seinen persönlichen Attributen, den Kaiser gekannt. Die Andern zitterten vor ihm, und kannten ihn weniger, als der geringste Soldat seiner alten Garde! Allein die Menschen sind nun einmal so; sie glauben, Geschichte zu schreiben, und schreiben doch nur die ihrer eignen Eindrücke nieder.

„Die auf uns folgende Generation wird, frei von den kleinlichen Leidenschaften unserer Epoche, der Billigkeit angemessen Napoleon wieder auf seinen, jedem Andern unzugänglichen Piedestal stellen. Schon seine Erinnerung wird Helden erzeugen, und junge Männer mit dem edlen Wetteifer begeistern, der große Bürger zu erschaffen vermag. Von seinen Thaten wird man noch reden in den spätesten Zeiten, und in wem ein Französisches Herz schlägt, wird auf seinen Banner schreiben: Ehre und Bewunderung dem Andenken Napoleon's!!“

Der Herzog von Vicenza erzählte mit einer Wärme des Herzens, mit einer Begeisterung, die seine Erzählung zu einer schönen Schilderung machten. In seinen Augen spiegelte sich die Seele, wenn man ihn hörte, und man identificirte sich mit seiner Freude und seinem Schmerz; man fühlte, daß dieser Mann alles moralische Elend bis auf den Grund geschöpft habe, und daß es für ihn nur Trost in der Vergangenheit gebe. Das bleiche, entstellte Gesicht, sein Gang voll Schwäche und Ermüdung, harmonirten so ganz mit den ernsten, melancholischen Worten, daß es schien, als kämen seine Enthüllungen aus dem Grabe.

Minder ernst waren unsere Unterhaltungen während der Morgenpromenaden; Herbstabende verleiten zum stillen Sammeln der Gedanken und zur Traurigkeit; die schönen Tage fliehen. Unsere Morgen brachten wir damit hin, die Umgebungen der Stadt zu besuchen; sie sind holzreich und hübsch; jeden Augenblick begegneten wir heitern, lustig lärmenden Spatziergängern. Die Cavalcaden auf Maulesseln erinnerten uns an Montmorency und seine Freuden. Es giebt keinen Schmerz, der nicht vorübergehend dem Einfluß heiterer Umgebung weicht; die erregte Phantasie beruhigt sich, und erfreut sich am Anblick einer anmuthigen, lachenden Natur.

Eines Tages wurden wir von der närrischen Therese angeredet. Die arme Creatur diente

denen zum Spielwerk, die über ein Unglück lachen und sich daran amüsiren können! Ihre Monomanie war sanft und beleidigungslos. Sie forschte bei allen Vorübergehenden nach Neuigkeiten von der Kaiserinn, und wenn man sie fragte, welche Kaiserinn sie meine, antwortete sie mit ganz naiv erstaunter Miene: „Nun, die Kaiserinn von Plombières.“ Wir erfuhren, daß einer der Söhne dieser Frau während einer Reise der Kaiserinn nach Plombières als Conscribirter fort sollte, worauf Therese Josephine'ns Schutz in Anspruch genommen, um für diesen jungen Mann, wo möglich, eine Ausnahme zu bewirken. Dieß überschritt jedoch die Gränzen der Macht der Kaiserinn, indem Napoleon in dieser Hinsicht durchaus keinen Einspruch duldete. Da nun die Souveräninn keine Ausnahme zu erwirken vermochte, so kaufte die gute, großherzige Frau einen Stellvertreter, und Therese behielt ihren Sohn. Viele Jahre waren seitdem entschwunden; die arme Mutter verlor den Verstand, aber nicht die Erinnerung des Herzens.

„Diese Verstandesverwirrte erinnert mich,“ sagte der Herzog von Vicenza, „an folgendes Ereigniß: Als wir im J. 1813 in Pirna einzogen, sahen wir uns gezwungen, das Narrenhospital zu räumen, um unsere Verwundeten unterzubringen. Obgleich diese Maßregel unumgänglich nöthig war, so ging der Kaiser Napoleon doch sehr ungern daran. Die ganze Stadt war mit unseren Truppen angefüllt, und man mußte die Narren provisorisch in eine Kirche bringen. Unter ihnen war auch eine Närrinn, die sich für die Mutter Gottes hielt. Kaum in der Kirche, bemächtigte sie sich sogleich der Capelle der heiligen Jungfrau, und machte von da aus die Honneurs, als wäre sie in ihrem eigenen Salon. „Wie glücklich bin ich,“ sagte sie, „endlich im Hause meines Sohns zu seyn; Ehre und Ruhm Napoleon! Sagen Sie ihm, mein Herr (fuhr sie zu einem Französischen Officier gewendet fort), daß er willkommen ist in unserem Hause; mein Sohn und ich erwarten seinen Besuch.“

„Ein anderes junges Mädchen, schön wie ein Engel, und einer ausgezeichneten Familie angehörig, ward in der Kriegsepoche von 1807 närrisch aus Liebe zu Napoleon, und hörte nur auf den Namen Napoleonide. Im Tumult des Transports aus dem Hospital in die Kirche frappirte der Anblick der Französischen Uniformen ihre Augen. Nun wollte sie durchaus ihren Napoleon sehen. Mit langen, fliegenden, blonden Haare, die Augen voll Thränen, mit gefaltenen Händen bat sie mit sanfter, flehender Stimme, man möge sie zu Napoleon führen. Diese Bitte wiederholte sie mit unermüdlicher Beharrlichkeit jedem Officiere, der die Kirche und die Narren besuchte. Türenne, Stallmeister des Kaisers, erzählte diesem die Geschichte von dem armen, jungen, aus Liebe zu Sr. Majestät närrisch gewordenen Mädchen, und fragte, ob er vielleicht erlaube, sie zu ihm zu führen. — „Ei bewahre, Türenne,“ antwortete der Kaiser, „ich habe Narren genug in meinem Königreich, um mich nicht erst noch mit denen von Böhmen zu belästigen.“

„Im Jahre 1808 begleitete ich den Kaiser ins Narrenhaus von Charenton. Er visitirte das Etablissement bis zu den kleinsten Details, ließ sich Rechenschaft über angestellte Versuche ablegen, und über die Chancen wahrscheinlicher Heilung für die oder jene Monomanie. Der Besuch dauerte sehr lange. Als er wegging, empfahl er vorzüglich an, „die armen Leute sanft zu behandeln.“

Auf dem Rückwege war er in sich gekehrt. „Dieser Besuch,“ sagte er, „hat mich sehr traurig gemacht. Verrücktheit ist eine entsetzliche Degradirung der Menschheit . . . Ich werde gewiß

nie verrückt . . Mein Kopf ist von Eisen . . . Unter gegebenen Umständen (dieser Phrase bediente er sich oft) mache ich's mit der Verzweiflung anders . . ich habe hierüber sehr bestimmte Ideen . . . Caulaincourt, wohl können Sie einmal hören, daß ich plötzlich das irdische Leben verlassen, nie aber, ich sey verrückt geworden."

„Später," fuhr der Herzog fort, „im J. 1814, in der furchtbaren Nacht von Fontainebleau erinnerte mich der Unglückliche an jene Worte! „Ja," fügte er hinzu, „diese Idee kam mir zuerst in Charenton . . . ich ward inne, daß es besser sey, zu sterben, als ein Gegenstand des Mitleids zu werden!"

„Moskau, Chatillon, Fontainebleau und die hundert Tage," sagte lebhaft der Herzog von Vicenza, „sind der beständige Alp meiner qualvollen Nächte!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Wahl Danton's zum Deputirten von Paris im Jahre 1791.

Danton hatte an der Volksbewegung am 17. Juli auf dem Marsfelde Theil genommen, weßhalb ein Anklagedecret gegen ihn erlassen wurde, dem er sich aber durch die Flucht zu entziehen wußte. Zu derselben Zeit drohte dem leidenschaftlichen Redner Verhaftung wegen Schulden, und der warme Vertheidiger der Freiheit sah also die seinige doppelt in Gefahr. Unterdessen hatten sich die Wähler versammelt, und Danton begab sich zu ihnen, um auf sie den Einfluß auszuüben, den er in den Klubs und den tumultuarischen Versammlungen der öffentlichen Plätze so gut geltend zu machen wußte. Als er nun inmitten einer Gruppe mit donnernder Stimme sprach, um die Stimmen der Wähler für sich zu gewinnen, kam ein Huissier Namens Damien, seine Vollmacht in der Hand, in die Versammlung, drang durch den Danton umgebenden Haufen, und wollte den Redner ohne Weiteres verhaften. Allein dieser gewahrte kaum den Agenten seines Gläubigers, als er in einem Tone, von dem die Gewölbe der Kirche St. Méry wiederhallten, anhob: „Was willst Du hier, feiler Diener der Chikane?"

„Ich komme im Namen des Gesetzes und der Gerechtigkeit," antwortete der erschrockene Huissier, „um mein Amt zu verwalten und Sie aufzufordern, auf der Stelle in meine Hände zu bezahlen . . . ."

„Siehst Du nicht, Elender," fiel ihm Danton ins Wort, „daß Du die Souveränität der Nation verletzt?"

„Aber, mein Herr," entgegnete der Diener des Gesetzes, „es ist jetzt Mittag, und diese Kirche kann außer der Zeit des Gottesdienstes kein Asyl seyn; also nehme ich Sie fest, gemäß dem Befehl, der . . . . ."

„Fort, Schändlicher!" rief der Schuldner und schlug dem Huissier seine Papiere aus der Hand, „fort! oder ich lasse Dich durch dieß Volk in Stücke zerreißen, das Du beleidigst, und dessen schönstes Vorrecht Du eben verletzt hast. Zu Hülfe, Bürger! nicht Danton beleidigt man in diesem Heiligthume Eurer Rechte, sondern Euch selbst. Befreit mich von diesem Aristokraten!"

Es bedurfte bloß dieser Losung und sofort schaarten sich die Wähler um den armen Huissier, und stießen und rissen ihn hin und her.

„Auf die Hauptwache!" riefen Einige, „an die Laterne!" Andre.

Zum Glück kam ein Piquet der Nationalgarde herbei, und rettete den zu kühnen Agenten der Justiz aus den Händen des von Danton aufgeregten Volks.

„Meine Papiere!" rief er in der Mitte der umgebenden Gardisten, welche ihn abführten.

„Vorwärts," erwiderte die Pariser Patrouille.

„Meine Vollmacht!" begann der Huissier wieder mit kläglicher Stimme.

„Vorwärts!" entgegnete der Corporal und stieß ihn heftig in die Rippen.

„Ich werde aber für das Geld in Anspruch genommen werden."

„Desto besser, Blutegel; so mußt Du wieder von Dir geben, was Du eingesogen," antwortete laut lachend der Mann mit den wollenen Litzen, und das ganze Detachement äußerste laut seine Freude über diesen geistreichen Spaß.

Während man den armen Damien in St. Méry zum Tempel hinauswarf, mit der ausdrücklichen Warnung, daß er wie sein Namensvetter zerschlagen werden würde, wenn er zurückzukehren wagte, zerriß Danton, als ein Mann, der die Umstände gut zu benutzen wußte, die aufgeraffte Schuldverschreibung seines Gläubigers in kurz und kleine Stückchen, die Zählung der Stimmen aber, welche in diesem Augenblick erfolgte, belohnte ihn für diese rechtschaffne Handlung. Der Präsident der Versammlung erklärte ihn zum Deputirten von Paris.

Die homöopathische Haus-Apotheke als Frühstück.

Daß sich die Leute mitunter in wunderlicher und possirlicher Weise ernähren, weiß Jeder, der sich auf Erden einigermaßen umgesehen hat; auch ereignet es sich, daß Einer oder der Andere wieder einmal einen neuen Erwerbszweig erfaßt. So hat in Paris ein armer Schlucker sich plötzlich aufgeholfen. Monsieur Gouvinet, ein unbemittelter aber williger Mensch, that in einem Kaffeehause allerlei Handleistungen, wobei sein ganzer Sold aus dem Vergnügen bestand, sich einmal satt essen zu können, wenn der Hunger übermächtig wurde. Eines Tages stritten sich ein Paar Aerzte über Allöo- und Homöopathie, und der Eine behauptete: eine homöopathische Haus-Apotheke, wie man deren in Frankreich (in Deutschland ebenfalls) verkauft, könne ein gesunder Mensch allenfalls täglich zum Frühstück verzehren, ohne daß sie ihm im Geringsten zu schaden vermöge. Das wollte der Andere doch nicht zugeben, und endlich wurde Monsieur Gouvinet aufgerufen, ob er den Versuch machen wolle, wobei sich der erstere Arzt mit seinem ganzen Vermögen für die Unschädlichkeit verbürgte. Monsieur Gouvinet verspeiste glücklich eine solche homöopathische Haus-Apotheke, hatte sich aber ausgemacht, daß er nachher nicht auch der Hahnemann'schen Diät sich unterwerfen müsse. Er betrachtete die Medicamente nur als ersten Gang und setzte ein tüchtiges Gabel-Frühstück darauf, das er gratis erhielt. Der Spaß machte Aufsehen bei den für so etwas sehr empfänglichen Parisern, und Monsieur Gouvinet ist für eine Weile wenigstens geborgen; er verspeiste nach und nach vor Augenzeugen schon eine gute Anzahl ihm gelieferter homöopathischer Haus-Apotheken gegen tüchtige Bezahlung und freie Station und da er sich sehr wohl befindet, weiß man nicht, ob man dieß der Nützlichkeit oder der Indifferenz der neuen Heilmethode zuschreiben soll.

R. Bürkner.

---

* Vorläufige Anzeige.

Dem bevorstehenden Freimarkt wird es an Sehenswürdigkeiten nicht fehlen. Herr Guerra ist sicheren Nachrichten zufolge, mit seiner Kunstreiter-Gesellschaft bereits im Anzuge. Wenn wir auswärtigen Berichten Glauben beimessen dürfen, so leistet dieser Verein der geübtesten Reiter und der reizendsten Reiterinnen das Außergewöhnliche — Höchste in dieser Kunst. Die Pferde sind ausgesucht schön und vortrefflich abgerichtet, auch be-

finden sich mehrere Wettrenner unter ihnen, und wenn die Erlaubniß zu erlangen ist, wird Herr Guerra unserm Publikum, und namentlich den Pferdeliebhabern durch ein angestelltes Wettrennen, einen hier bisher noch fremden Genuß bereiten.

Nicht minder angenehm und unterhaltend möchte der Besuch der am Heerdenthore erbauten großen Bude seyn, in welcher die Herren George & Frechon aus Paris ein Kabinet von mechanischen Wachsfiguren aufstellen. Die Figuren, in natürlicher Größe, sind beweglich, mehrere darunter wahre Kunstwerke, wie z. B. der mechanische Elephant, dessen die Prinzessinn Charlotte von Wallis in ihren Memoiren ehrenvoll erwähnt. Die Gruppen sind der Geschichte entlehnt und bestehen aus merkwürdigen, ausgezeichneten Personen.

---

* Walzermusik.

Der Walzerkönig aus Wien hat hier am 1sten October mit achtundzwanzig seiner Unterthanen im überfüllten Schauspielhause bei erhöhten Preisen seine Kunstfertigkeit zur Zufriedenheit sämmtlicher Zuhörer gezeigt.

Er hat die Tanzmusik zu einer Höhe gebracht, die vor ihm Niemand erreichte. Man muß sie von ihm und seinen Leuten vortragen hören, jeder Ton wird dann, so zu sagen, lebendig, und unwillkürlich regen sich bei den Zuhörern die Tanzmuskeln. Bei Einigen schienen solche am Kopfe zu sitzen, sie bewegten denselben unaufhörlich von einer Seite zur Andern.

Um auf alle Art die Musik zu erheben, hat der Meister Peitschenknall und Glockengeläute künstlich eingewebt. Die Peitschenknalle werden durch Zusammenschlagen zweier Riemen hervorgebracht; zum Geläute bedient er sich wirklicher Glocken.

Er machte von Hannover auf hier nur einen Abstecher, und konnte daher nur einmal den Ohren und Tanzmuskeln seiner Zuhörer einen Schmaus geben, welches sicher bedauert wurde.

Wie gesagt wird, reiset er über Hamburg nach England, und man hofft, daß er bei seiner Rückreise Bremen wieder besuchen und eine zweite reiche Erndte halten wird.

Anzeige.

Der **Hausbedarf für das Jahr 1837** hat die Presse verlassen, und ist für 6 Groten gebunden Catharinenstraße Nro. 36 und bei den hiesigen Herrn Buchbindern zu haben. Der ganz richtige Inhalt ist folgender:

1) Bauern-Praktik. 2) Zeitrechnung. 3) Fahrnißzeit, Ab- und Zugehezeit der Dienstboten in Bremen und dessen Gebiet. 4) Von den Jahreszeiten. 5) Zeit- und Festrechnung. 6) Von den Finsternissen im Jahre 1837. 7) Die wahre Zeit und die Mittelzeit. 8) Fluth bei Bremerhaven. 9) Ausführliche Kalenderberechnung für das Bremer Territorium mit richtiger genauer Berechnung der Ebbe und Fluth. 10) Verzeichniß der Messen, Kram- und Viehmärkte nach Datum für jeden Monat. 11) Gemeinnützige Aufsätze, als: Die Bereitung des Limburger Käses. Bereitung eines Pflasters auf frische Baumwunden und zum Verstreichen der Pfröpflinge. Schönheitsmittel gegen allerlei Flecken der Haut, Sommersprossen, Leberflecken und gegen Flechten. Butter, welche verdorben, wieder nutzbar zu machen. Ist der Caffee nach Tische genossen der Gesundheit zuträglich? Schmutzige fette Kragen an wollenen Kleidungsstücken zu reinigen. Ueber das Reinigen von riechenden Bettfedern. Sperlinge von Kirschbäumen ꝛc. abzuhalten. Porzellan-Kitt. Kitt. Hausmittel gegen Würmer überhaupt und gegen den Bandwurm insbesondere. Korn-Caffee. 12. Anekdoten. 13. Erzählungen, komischen und ernsten Inhalts (mit Bildern), als 1. John Gilpin (ein Reise-Geschichtchen). 2. Der Glaser. 3. Liebe und Verrath (eine wahre Begebenheit). 4. Berliner Guckkästner (Von Ad. Brennglas). 5. Lachende Köpfe. 6. Die Bauern-Hochzeit u. s. w. 15) Verbessertes Verzeichniß sämmtlicher ankommenden und abgehenden Posten in Bremen. 16) Oeffnung, Sperre und Schluß der Stadt-Thore in Bremen.

Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen der Stadt Bremen“).

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 82.

Bremen, Donnerstag den 13. October 1836.

Gestorben:

Nro. 948. Den 6. Octb. Des Arb. Garbert Mohrmann Ehef., g. Kahrs, 61 Jahr; gr. St. Annenstr. N. 67.

— 949. Den 7. — Des Uhrmachers Joh. Friedr. Petermann Sohn, ½ Jahr; kl. St. Johannisstraße Nro. 13.

— 950. Den 8. — Des Arb. Christian Ehlers Sohn, 1¼ Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 23.

— 951. Den 9. — Des Drellhändlers Johann Gensler Sohn (todtgeboren); Buntenthorssteinweg Nro. 220.

— 952. Den 9. — Adelheid Klevenhusen, 66 Jahr; Payken-Gang.

— 953. Den 9. — Des Landmanns Herm. Lampe Tochter, 12 Tage; in der Wisch Nro. 6.

— 954. Den 9. — Des Arb. Joh. Christ. Hohmann Tochter, 33 Wochen; gr. Payken-Gang Nro. 9.

— 955. Den 9. — Des Arb. Joh. Christ. Duddenhausen Sohn, 15 Wochen; Walldammstr. Nro. 5.

Nro. 956. Den 9. Octb. Der Weinarbeiter Heinr. Meier, 56 Jahr; Stangen-Hof Nro. 2.

— 957. Den 9. — Des Oeconomen am Werkhause Joh. Heinr. Berckling Tochter, 12 Wochen; auf dem Stephanikirchhof Nro. 1.

— 958. Den 9. — Des verst. Arb. Joh. Hinr. Rumsfeld Wittwe, geb. Frese, 70 Jahr; auf dem Häfen Nro. 33.

— 959. Den 9. — Friedr. Joh. Heinr. Ludwig Schwalbach, 6 Jahr; kl. Barkhof Nro. 5.

— 960. Den 10. — Der Schuhmacher Georg Ludwig von Dorsten, 78 Jahr; Schnoor Nro. 13.

— 961. Den 10. — Der Tuchbereiter Gerh. Anton Schütte, 63 Jahr; kl. Helle Nro. 28.

— 962. Den 10. — Der Arb. Johann Friedrich Eitzen, 62 Jahr; gr. St. Johannisstraße Nro. 65.

— 963. Den 11. — Des verst. Leichencommissairs Gerhard Lampe Wittwe, geb. Bader, 71 Jahr; U. L. Fr. Kirchhof Nro. 28.

Geburten:

Nro. 1219. Den 5. Octb. Des Instrumentenmachers Johann Friedrich Chr. Scharffenberg Ehefr., geborne Behnken, Heißendütteis-Gang Nro. 1; von einem Knaben.

— 1220. Den 6. — Des Arb. Joh. Heinr. Schier Ehef., geborne Jacobsen, Schweinestraße; von einem Mädchen.

— 1221. Den 6. — Des Arb. Herm. Meyer Ehef., geb. Rollap, Plünkenstraße Nro. 3; von einem Knaben.

— 1222. Den 6. — Des Küpers Joh. Herm. Niemann Ehefr., geb. Garves, Landweg Nro. 2; von einem Knaben.

— 1223. Deu 6. — Des Kahnschiffers Joh. Ludwig Gokel Ehef., geb. Saltzmann, Marterburg Nr. 38; von einem Knaben.

— 1224. Den 7. — Des Schneidermeisters Heinrich Felix Gutge Ehefr., geb. Dördaum, Faulenstraße Nro. 8; von einem Knaben.

— 1225. Den 7. — Des Cigarrenmachers Hinrich Blanke Ehefr., geb. Fängers, Buntenthorssteinweg Nro. 221; von einem Mädchen.

— 1226. Den 7. — Des Lohndieners Joh. Bernh. Waßmann Ehefr., geb. Thieß, Heerdenthorswallstraße Nro. 45; von einem Knaben.

— 1227. Den 7. — Des Arb. Diedrich Arnold Peters Ehefr., geb. Meyer, Auforths-Gang Nr. 3; von einem Mädchen.

1228. Den 7. — Des Schneidermeisters Friedr. Gerh. Penh Ehefrau, geb. Borchers, Molkenstraße Nro. 54; von einem Knaben.

Nro. 1229. Den 7. Octb. Des Malers Carl Joh. Friedr. Lühmann Ehefr., geb. Meydohm, Grünenstraße Nro. 55; von einem Knaben.

— 1230. Den 7. — Ein Knabe — kl. Payken-Gang N. 7.

— 1231. Den 8. — Ein Mädchen — Klosterkirchenstraße Nro. 6.

— 1232. Den 8. — Des Schuhmachermeisters Hermann Seggermann Ehef., geb. Wolters, kl. Fuhrleutestraße Nro. 11; von einem Mädchen.

— 1233. Den 8. — Des Strumpfwebers Joh. Diedrich Heydenreich Ehefrau, geb. Ebeling, gr. St. Johannisstraße Nro. 88; von einem Knaben.

— 1234. Den 8. — Des Bockfahrers Friedr. Mau Ehef., geb. Kramer, Neuengang Nro. 4; von einem Knaben.

— 1235. Den 8. — Des Kaufmanns Diedr. Plate Ehef., geb. Mohr, am Wall Nro. 93 A; von einem Mädchen.

— 1236. Den 9. — Des Branntweinbrenners Joh. Friedr. Kahrweg Ehef., geb. Ruhl, gr. St. Johannisstraße Nro. 93; von einem Knaben.

— 1237. Den 9. — Des Drellhändlers Johannes Gensler Ehefrau, geb. Flügger, Buntenthorssteinweg Nro. 220; von einem todten Knaben.

— 1238. Den 9. — Des Landmanns Jost Hinr. Meister Ehefr., geb. Ratjen, Obernstraße Nro. 12; von einem Mädchen.

— 1239. Den 9. — Ein Mädchen.

— 1240. Den 11. — Des Leinewebers Conrad Waltjen Ehefr., geb. Danckers, Paulsberg Nro. 46; von einem Knaben.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 83.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 16. October 1836.

Kam ein Sängersmann gezogen
Klar das Auge, voll das Herz,
Sprach in reicher Töne Wogen
Süße Freud' und süßen Schmerz.

* Gedichte von August Krüer.

V.

Mein Wunsch.

Könnt' ich doch alle Tagelang
In meinen Liedern leben,
Mit süßen Melodienklang
Die Seele mir umweben.

Wie eine Blume sittig rein
Mich stiller Freude weihen,
Mit frohen Elfen ziehen ein
Und tanzen Ringelreihen.

In mährchenvollem Mondesglanz
Auf stillem Wassergrunde,
Da geben krausem Wellenkranz
Von alten Sagen Kunde.

Als Blumenstrauß mit lichtem Schein
Von rother Ros' und Nelken,
So an Treuliebchens Herzen seyn
Und ruhig da verwelken.

Componirt von P. Fierlein.

Die Belagerung von Jerusalem.

(Fortsetzung.)

Die Mutter wird nicht zurück bleiben, — sagte Judith — sie wird zürnen zwar, aber die Stadt mit uns verlassen. Ich bitte Dich, theurer Vater, entschließe Dich, um Deines und meiner Mutter Leben willen, entschließe Dich zur Flucht.

Ich wollte wohl gern von hinnen hinweg, — redete der Vater — allein wie soll dieß geschehen? Sage mir, meine Tochter, wie sollen

wir aus der Stadt entkommen, die ringsum so von Feinden bewacht ist, daß kein Fuchs durchschlüpfen möchte?

Jose hat einen Freund unter den vornehmsten Befehlshabern des Römischen Heeres, — antwortete Judith — den schilderte er mir als einen guten und wackern Jüngling. Auf ihn würden wir uns verlassen müssen, wollten wir die Flucht unternehmen.

Nein, Mädchen, nein! — entgegnete der Vater — Dieß ist eine unsichere Bürgschaft, nein! Vielleicht will er unserer Personen und dann unserer Güter sich bemächtigen; — vielleicht, mein Kind — nein. Du sagst, er sey jung? Nimmermehr dürfen wir uns ihm anvertrauen.

Ich glaube, Du thust dem Römer Unrecht! — sagte schüchtern die Tochter — Er heißt Sextus Aemilius Rufus, und in Damask hast Du sicher von der Rechtschaffenheit dieses Jünglings gehört. Vielleicht erinnerst Du Dich seiner, mein Vater.

Woher weißt Du, — antwortete Nathan — daß er sich unserer annehmen würde? Allerdings dünkt es mich, als hätte ich den Namen, den Du nanntest, nicht fern von einer guten That aussprechen hören; allein woher hast Du Kundschaft, daß dieser Feldoberst der Feinde uns schützen würde?

Jose sagt' es mir, — flüsterte das Mädchen, durch die Fragen des Vaters beengt — Jose hat die Lebensmittel, mit denen er aus dem Römischen Lager zurückkehrte, von ihm erhalten.

Und warum ist der Römerjüngling so gütig gegen unsern Diener gewesen?

Ich weiß nicht, — sprach das junge Mädchen, von Schamröthe übergossen. Der Vater bemerkte das glühende Angesicht nicht, er rief unsern Freund Jose herbei. Judith wurde durch das Erscheinen des dreisten Burschen in noch größere Verlegenheit gesetzt; sie bereute herzlich, daß sie nicht ehrlich gegen den Vater gewesen sey. Ihre Unruhe wuchs, als der Vater den Diener sogleich mit den Worten begrüßte: Wir reden von der Flucht, und meine Tochter sagt mir, es sey ein Quästor im Heere der Römer ein junger, einflußreicher Mann, dessen Schutz und Hülfe wir erwarten dürften. Was meinst Du?

Daß Judith Recht hat, wenn sie Dir dieß sagte! — antwortete der verschlagene Diener.

Wie kommt es aber, daß der Römische Befehlshaber Antheil an uns nimmt? — fragte Ruben — Welche Bürgschaft haben wir, daß er sich nicht verstellt? Wie kommen wir zu seiner Freundschaft?

Das, scheint mir, hat Dir Deine Tochter nicht gesagt, — erwiderte Jose und lächelte.

Ich weiß es ja selbst nicht! — sagte Judith mit dem bewegtesten Tone ihrer Stimme — Ich weiß es ja nicht, mein guter Jose.

Der Ausdruck, mit welchem die Jungfrau diese einfachen Worte sprach, würde jeden Mann, nur nicht Jose, bestochen haben. Es lag eine so rührende Bitte um Schonung in dem, was und wie es das Mädchen sagte, daß man ihr kaum widerstreben konnte. Der Diener sprach gleichgültig: Da will ich es genau erzählen. Du bist mißtrauisch, Nathan. Ich will keinen Punkt vergessen, damit Du Dir ein Herz zum Quästor fassest.

Soll ich nicht — unterbrach das Mädchen die Rede — zur Mutter gehen und sie beruhigen? Mein Vater, sie schien zornig.

Bleib, Kind! — befahl der Sohn Ruben's — Du möchtest ihre Andacht stören und ihr unwillkommen seyn. Erzähle Jose.

In Damask, Nathan, — hob Jose an — weißt Du, giebt es allerlei Gärten und Blumenanlagen. Wir haben ja selbst dort eine recht freundliche Besitzung und unser Gärtner, zur Ehre

ihm sey's gesagt, wenn ich auch seine Pflanzen nimmer wieder beschauen oder beriechen sollte, unser Gärtner, meine ich, hatte Glück und Geschick in seinem Geschäfte. Besonders die medischen Blumenbeete gediehen ihm herrlich.

Ganz recht, aber was soll das? — sprach Nathan dazwischen.

Nun, ich wollte damit sagen, daß Spaziergänge in den Blumenauen von Damask gar angenehm sind. Deßhalb sieht man auch die Frauen und Mädchen der guten Stadt des Morgens und in der Kühle des Abends häufig zu den Blumen gehen. Auch Judith liebte in Damask die Gartenvergnügungen über Alles.

Das arme Mädchen war halb todt vor Schrecken, als sie diese rücksichtslose Einleitung hörte; sie bereute mehr denn je ihre Schweigsamkeit und Zurückhaltung gegen den Vater. Allein auch dieser wurde ungeduldig und rief: Du sprichst mir von Dingen, die ich recht gut weiß; rede von dem, was ich will!

Gerade das thue ich ja, lieber Herr. Ich war dem Gebote Deines Mundes nie folgsamer denn eben jetzt, — versetzte Jose. — In diesen Gärten von Damask lernte Aemilius, so nannte Dir wohl Judith den Namen des Soldaten, ein junges — Weib kennen oder ein Mädchen — ich weiß nicht genau, — ein Mädchen glaub' ich.

Hier machte der unverschämte Diener eine geraume Pause und aus dem Antlitze Judith's wich jeder Anstrich von Lebensfarbe. Dann fuhr er behaglich fort: Der Mann oder Bräutigam des Mädchens, das der Römer in dem Schatten der Terabinthen manchmal sprach, — es war ein Springbrunnen im Garten, dessen Frische die Liebenden am Abende gewöhnlich aufsuchten — der Mann oder Bräutigam erfuhr diese Zusammenkünfte und trachtete dem Römer nach dem Leben. Aemilius ging einst des Nachts sorglos durch die Kameelstraße, von der Du weißt, sie ist krumm und einsam, als er plötzlich von hinten überfallen wurde. Der Meuchelmörder hatte den Quästor gut gefaßt, ein Augenblick, und der Dolch wäre in das Römerherz gedrungen, als ich zu rechter Zeit, ehe der Stoß geschehen konnte, herbeistürzte und den jungen Mann befreite. Er wußte den geringen Dienst, welchen ich ihm zu erweisen, Gelegenheit gehabt hatte, hoch anzuschlagen. Er schwur mir unsterbliche Dankbarkeit, brach einen Ring mitten entzwei und gab mir die eine Hälfte von manchem theuern Eid und allerlei heiligen Versicherungen begleitet. Deßhalb schützte er mich vor einigen Tagen im Lager, gab mir Speisen und half mir solche in die Stadt bringen. Darum wird der wackere Jüngling unsere Flucht aus Jerusalem fördern und unterstützen denn er hat ein Herz ganz geschaffen für Edelmuth. Hier ist der halbe Ring.

Dabei zog Jose das Bruchstück eines Fingerreifs aus der Tasche und reichte es seinem Herrn mit der Dreistigkeit, die wir schon oft an ihm kennen lernten, indeß Judith nicht wußte, ob sie sich über die Unverschämtheit ihres Vertrauten ärgern oder freuen sollte. Das erstere Gefühl wurde das stärkere, als der Vater den halben Ring in der Hand erhebend gerührt sagte: Dieß Stückchen Gold, von welchem Werthe für uns! Du bist ein guter, muthiger Mann, Jose, die Noth lehrt uns unsere Freunde kennen. Ich habe Dir nie Bescheidenheit zugetraut. Ich schäme mich, denn Du erzähltest so eben gleichgültig und unbefangen eine That, mit der hundert Andere prahlen würden.

Jose versuchte ein ehrliches Gesicht aus seinem confiscirten Antlitze zu bilden. Es gelang unvollkommen. Nathan ging zu seiner Gattinn, um durch Mittheilung des so eben Gehörten, ihren Entschluß für die Flucht zu bestimmen.

Allein danach zu urtheilen, daß der Psalmgesang, anstatt zu verstummen, noch stärker aus Debora's Zimmer erscholl, waren seine Bemühungen nicht erfolgreich.

Indeß standen sich Judith und Jose eine Weile gegenüber: der Lügner, um sich gelobt zu sehen, das Mädchen, um ihm Etwas zu sagen, vermuthlich ihn zu schelten, allein Beide schwiegen. Das Gesicht Jose's hatte das alte Gepräge sogleich nach Nathan's Hinweggehen wieder angenommen; es schaute Judith so keck und zuversichtlich an, daß die Jungfrau kein Wort hervorbrachte, als sie in diesen Spiegel von List, Unverschämtheit, Bosheit, Laune und Trotz blickte. Sie schlug die Augen nieder, wandte sich um und sagte: Wer erlaubte Dir, meinen guten, bejahrten Vater so zu belügen? Fürchtest Du Dich nicht, daß Du Dich an seinem grauen Haupte und seiner herzlichen Ehrlichkeit versündigest!

Nein! — antwortete Jose und schien dem kurzen Worte eine bittere Begleitung geben zu wollen, denn sichtbar unterdrückte er Etwas, was er aussprechen wollte. Ein seltener Fall, daß er einen Gedanken für sich behielt. Endlich sprach er: Ich muß Dich den Qualen Deines zarten Gewissens eine Zeit lang Preis geben, denn ich gehe zu meinem tapfern Freunde Karesch, dem Hauptmanne, von dem Du gehört hast. Ein ander Mal sage mir im Voraus, daß fremde Lügen zu schwer auf Deinem Herzen lasten und ich werde mir keine Mühe geben, Dir Bedenklichkeiten zu erregen. Gieb Acht, das niemand Fremdes durch den Garten eintritt, ich nehme den Hund mit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon und der Herzog von Vicenza.

(Fortsetzung.)

Fünfter Artikel.

Wir Pariser suchen in der Schweiz schöne Naturscenen, herrliche Aussichten, obgleich unser Frankreich uns in dieser Beziehung Alles bietet, was Augen und Phantasie sich nur wünschen können. Das Departement der Vogesen ist durchaus pittoresk, reich geschmückt mit den entzückendsten Landschaften. Bei einer unserer Morgenexcursionen besuchten wir auch das eine Meile von Plombières gelegene Val-Dajou. Einige Häuserchen hängen am Abhang eines Felsenkessels, den die köstlichsten, buschreichsten Promenaden krönen. Im Innern des Val ist Alles grün, frisch und lachend. Alle die kleinen Häuser sind weiß und reinlich, mit gefirnißten Ziegeln gedeckt, die in der Sonne wie blitzende Edelsteine strahlen; schöne, große Kühe, Schafe, Ziegen weiden auf der untern Wiese, die ein heller Bach durchschlängelt. Hier und da steigt kräuselnder Rauch aus einem Schornstein. Gruppen lustiger Kinder vergnügen sich auf dem Rasen. Ein junges Mädchen, einen großen Krug voll Wasser nachlässig auf dem Kopfe, ging langsam und vorsichtig den steilen Abhang des Baches bis zu ihrer Wohnung hinunter.

Trotz der Einsamkeit war Leben und Bewegung in dieser Scene, wo einige Familien leben und sterben, auf den Trichter beschränkt, den das Val-Dajou bildet.

Der Herzog von Vicenza, Obrist R . . . und ich saßen auf einer der hölzernen Bänke, von denen man die reizende Landschaft übersieht, und discutirten philosophisch das unerschöpfliche Thema comparativen Glücks. Mir, der armen Kranken, schien es, als ob ich an diesem ruhigen, anmuthi-

gen Orte meine Gesundheit wieder erlangen könnte, und daß ich hier den Rest meines Lebens ohne unser glänzendes, absorbirendes Städteleben irgend zu bedauern, gern hinbringen würde. Ich vergaß, daß die Bewohner dieses hübschen Aufenthaltes acht Monate des Jahres, unter tiefem Schnee begraben, verleben müssen.

„Ohne Zweifel,“ sagte der Herzog von Vicenza, der wahrscheinlich nicht so idillisch gesinnt war, als ich, sind diese Leute glücklich zu nennen; allein wir könnten es nicht unter gleichen Bedingungen seyn. Ihr Glück ist ein negatives und rein materielles, welches für die Delicatessen unserer Gewohnheiten, für die Bedürfnisse unserer Intellectualität nicht hinreichen würde; Genuß ist relativ für den Character des Individuums, für dessen Geschmacksbildung, Gefühle und Leidenschaften . .“

In diesem Augenblick wurden wir durch die Ankunft eines Herrn v. N . . . unterbrochen, der gleich uns die Bäder von Plombieres gebrauchte. Nach wenigen Worten der Convenienz nahm der Obrist seines Freundes Arm, und ich blieb allein mit dem Herzog von Vicenza.

Wie gewöhnlich, wenn wir Beide allein waren, nahm das Gespräch eine vertrautere Wendung. Jeder von uns sprach sich aus, wie und in welcher Weise er ein glückliches, mit äußern Ehren reich ausgestattetes Leben genommen, wie er sich im Rausche der Jugendzeit das Glück geträumt, wie die Entzauberungen sich nach und nach gezeigt, dann die Täuschungen, und endlich die positive Trostlosigkeit, die sich geschwind lernt, die mitleidslos die milden, schönen Chimären einer feurigen, edelmüthigen Seele zertrümmert.

Still und bedeckt war Luft und Himmel; unbeweglich stand das Laub der Bäume, die über uns ein grünes Gewölbe bildeten; zu unseren Füßen das prächtige Val-Dajou, rings um uns magische Decoration. Wir Alle haben es gewiß schon empfunden, daß der Zustand der Atmosphäre und des Orts, wo wir uns befinden, auf unsere moralische Stimmung von größtem Einfluß ist. Ohne unser Zuthun schweifen die Gedanken entweder hinüber zu den entschwundenen Tagen der Freude, oder hinab in das Reich trauriger Erinnerungen.

Wir hatten aufgehört, zu sprechen. In des Herzogs Zügen malte sich eine so wahre, durchdringende Melancholie, daß ich seine stillen Betrachtungen nicht durch gewöhnliche Redensarten zu stören wagte; ich wartete, bis er selbst das Schweigen brach.

„Einmal in meinem Leben,“ begann er, fehlte mir doch der rauhe Muth, der Kraft verleiht, ein großes Opfer zu vollbringen . . . das Opfer jedes Ehrgeizes von Seiten eines jungen Mannes. In meinem Gewissen ruhig, habe ich in dieser Beziehung der Ungerechtigkeit und den Salonsvorurtheilen Trotz geboten; allein als die Umstände den gestürzt, der mich so hoch gestellt, hat es die mitleidslose Welt versucht, gegen mich eine gehässige Anklage zu erheben . . . Haben auch Sie, Madame, daran geglaubt, oder glauben Sie noch in dieser Stunde, daß ich so niederträchtig gewesen wäre? . . .“

Diese Frage geschah in so abgebrochnem, ängstlichem Tone, daß sie mich tief erschütterte. Die berüchtigte Mission von Ettenheim war eine Sache, die zu berühren ich mich streng gehütet, obwohl ich natürlich die Animosität gewisser Leute gegen den Herzog von Vicenza nicht theilte. Ich hatte auf sehr verschiedene Weise von dieser Angelegenheit reden hören, und meine Neugierde, die Details vom Herzog selbst zu erfahren, war lebhaft erregt, obwohl es grausam von meiner Seite gewesen wäre, ihn dazu aufzufordern. Einige Tage vorher hatte ich zufällig des General

Leval erwähnt, mit welchem ich sehr genau bekannt war. Bei diesem Namen hatten sich des Herzogs Blicke verdüstert, und mir ward auf der Stelle klar, daß Ettenheim und Straßburg, wo damals der General commandirte, unzertrennlich widerlichen Angedenkens waren. Ich brach kurz ab, und war seitdem vorsichtiger. Deßhalb brachte mich denn auch des Herzogs plötzliche Frage etwas aus der Fassung; allein in diesem Augenblick, wie immer, war ich aufrichtig und wahr.

„Herr Herzog," antwortete ich, „ich war noch sehr jung zur Zeit des Todes des Herzogs von Enghien; im Jahre 1814 hörte ich zum ersten Male davon reden, und vermochte mir keine gegründete Ansicht über diese traurige Angelegenheit zu bilden; die Meinungen waren getheilt. Sie hatten Ankläger, aber auch ehrenvolle und eifrige Vertheidiger. Was mich anbetrifft, so hielt ich Sie für unfähig zu einer so ungerechten That; ich beurtheilte Sie nach Ihrem früheren Leben, und das war schön! Ich dachte mir wohl, daß Ihre Feinde bei dieser Anklage die wahren Motive ihrer Erbitterung gegen den Großstallmeister Napoleon's sorgfältig verhüllten. Die Unterhandlungen von Chatillon, später in Fontainebleau, Ihre verzweifelten Anstrengungen, dem Sohne des Kaisers die Krone zu retten, das sind, glaube ich, die wirklichen Beweggründe, welche so viel Haß und Erbitterung gegen Sie erregten. Das aber ist es auch, was von Seiten Ihrer Freunde eine so warme Vertheidigung hervorrief. Uebrigens hat Ihnen General Leval, an welchen die Depeschen, deren Ueberbringer Sie waren, gerichtet gewesen, offen und glänzende Rechtfertigung wiederfahren lassen." — „Ja, aber er hat nur Leute guten Glaubens bekehrt." — „Parteigeist," erwiderte ich, „ist immer dumm und leidenschaftlich. Allein Ihre Intervention bei Frankreichs Angelegenheiten, Ihre unerschrockene, treue Ergebenheit gegen Napoleon haben die Sympathie aller fühlenden Menschen erregt. Es wird der Tag kommen, wo man Ihren Namen mit Achtung nennen wird . . ." — „Auf Ehre," unterbrach mich der Herzog, den Kopf stolz in die Höhe richtend, ich habe mir Nichts vorzuwerfen. Ich will Ihnen den wahren Hergang der beklagenswerthen Angelegenheit erzählen, so weit sie mich betrifft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Englischer Gaunerkniff.

Unlängst trat ein höchst elegant gekleideter Herr, zwei kostbare Ringe an den Fingern, mit goldenen Pettschaften an der Uhr, in das Hotel eines berühmten Restaurateurs im Westende von London und bestellte ein kostbares Diner. Theure Gerichte aller Art bildeten gleichsam nur den Eingang zu diesem Lukullischen Mahl, und mit innigem Behagen sah der Aufwärter ein Gericht nach dem Andern verschwinden, zum Voraus schon den aus dem guten Appetit des Gastes erwachsenden Gewinn berechnend. Später wurden zwei Bouteillen Champagner gefordert und getrunken; eine schöne Melone wurde auf den Tisch gesetzt und verschwand; ein Körbchen mit Pfirsichen folgte der Melone — kurz, es war kein ausgesuchtes Gericht mehr im Hause vorhanden, von dem nicht gebracht und das nicht verzehrt worden wäre. Kaum war jedoch die letzte Bouteille Champagner getrunken, als ein Beamter des Scherifs, von einem Polizeidiener begleitet, ins Zimmer trat, den Fremden fragte, ob er nicht Thompson heiße, und auf dessen bejahende Antwort sogleich einen Wagen herbeirief, in den der wackere Esser mit Gewalt gesetzt wurde. Dem Kutscher wurde zugerufen, nach der Bow-Street zu fahren, und der Aufwärter bedeutet, sich auf das Polizeiamt in dieser Straße zu verfügen, wo er das Geld empfan-

gen werde, das der Betrüger schuldig geworden. Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, daß man auf dem Amte von Nichts wußte, und daß der Gast, der Beamte und der Polizeidiener drei Gauner waren, die vielleicht noch an demselben Mittage in einem andern Stadtbezirke die aufgeführte Scene, natürlich mit veränderter Rollenbesetzung wiederholten.

---

* Klänge aus der Zeit.

Der deutschen Kunst und dem Deutschen Talente wird jetzt in Paris die verdiente Anerkennung gezollt. Alles, was dort in Tanz und Musik Epoche macht, ist Deutscher Abkunft. Die Madame Taglioni ist Deutsche von Erziehung und Schule; die Schwestern Elsler sind Deutsche. Mainzer hat Singschulen angelegt, die mit Begeisterung besucht werden und die den Franzosen beweisen, daß sie singen lernen können, wenn sie wollen. Deutsche Maler schmücken die Paläste mit angestaunten Kunstwerken, und Deutsche Classiker zieren die Boudoirs und Cabinets der schönen Welt. Das ist lobenswerth von den Franzosen und stellt sie in vieler Hinsicht höher als uns, die wir nur begierig sind, ihre absurden und kostspieligen Moden nachzuäffen.

Saphir giebt in einem Abschiedsbriefe an die Wiener Theaterzeitung folgende Lehre, die sich auch die Herausgeber anderer Zeitschriften zu Herzen nehmen wollen, und die die Leser zu einiger Nachsicht in ihren Anforderungen bewegen möge:

Halte Deine Leser hübsch nüchtern, überlade sie nicht, gieb ihnen wenig, sonst verlangen sie zu viel.

Die Leser wollen homöopathisch behandelt seyn, die Allopathie verdirbt sie in Grund und Boden. Giebst Du ihnen heute ein Loth Witz und Geist, morgen wollen sie ein Pfund, giebst Du ihnen morgen dieses Pfund, übermorgen wollen sie einen Centner, giebst Du ihnen dann alle Tage einen Centner, so stoßen sie den Centner am Ende von sich und sagen: Es ist doch immer und ewig Dasselbe! Jeder einzelne Leser will für seine 5 Gulden vierteljährig alle Tage um 100 Gulden Gediegenes, um 75 Gulden reinen Witz, den er selbst gemacht hätte, wenn ihm unglücklicher Weise der Andere nicht zuvorgekommen wäre; um 50 Gulden classische Poesie; um 30 Gulden Neuigkeiten, die erst in der nächsten Woche sich begeben werden; um 20 Gulden Theaterkritiken; aber sie müssen ihm Alle aus der Seele geschrieben seyn, müssen die loben, die er gern hat, und die tadeln, die ihm mißfallen; um 10 Gulden Räthsel und Charaden, die kein Mensch auf der Welt erräth als er allein, und endlich noch um einige Groschen gemüthliche und moralische Sentenzen zum häuslichen Magenbedarf für Frau und Kinder. (Viele Leser sind noch ungenügsamer, sie wollen Oertliches wo der Ort nichts bietet, Reibereien und Controverse wo die Leute friedfertig sind u. s. w.)

Geistesgegenwart.

Napoleon besuchte bisweilen das Theater, ohne bemerkt seyn zu wollen. Das Militair durfte in solchen Fällen nicht die Honneurs machen und präsentiren. An einem Abend, wo das Incognito beobachtet werden sollte, stand ein junger Cadett auf einem Posten, vor welchem der Kaiser, der den General Duroc unter den Arm gefaßt hatte, vorüberging. Im Anstaunen der Bewunderung machte dieser die gewöhnliche Bewegung. „Warum", fuhr ihn N. fürchterlich an, „warum präsentirst Du vor mir?" — „Sacrédieu," erwiederte schnell und besonnen das halbe Kind: „vor Euch habe ich nicht präsentirt; ich kenne Euch nicht. Vor dem General Duroc hab' ich's gethan!" —

Der Kaiser lächelte. Acht Tage später war der Cadett — Lieutenant, und stieg in der Folge schnell weiter. Tel maître, tel valet.

Zahl der Bierbrauer in England.

Aus Parlamentsurkunden geht hervor, daß die Zahl der Bierbrauer in England 2099 beträgt, welche 16,412,440 Bushel Malz verbrauchen; die Zahl der Gastwirthe (victuellers), die ihr eigenes Bier brauen, beträgt 36,962, und diese verbrauchen 9,521,797 Bushel Malz. Außerdem giebt es 36,536 Personen, die Bierschank treiben dürfen, und von diesen brauen 14,840 ihr Bier selbst, und verbrauchen 3,702,417 B. In Schottland verbrauchen 242 Bierbrauer 988,800 Bushel, und von 17,026 Gastwirthen brauen 335 ihr eigenes Bier, und verbrauchen 140,380 B. Malz. In Ireland sind 945 Bierbrauer, welche 1,829,587 Bushel Malz brauchen.

Miscellen.

Zu Manchester hat man eine Erfindung zu Verbesserung der Seidenfabrikation gemacht, die dem Englischen Handel in diesem Artikel eben so sehr zum Vortheil, als dem Französischen und Italienischen zum Nachtheil gereichen dürfte. Es hat sich nämlich erwiesen, daß sich die Dampfmaschinen auch für diesen Industriezweig anwenden lassen, und daß ein kleines Mädchen mit deren Hülfe in einem Tage mehr als zwei Männer verfertigen kann. Die Maschine, durch Dampf getrieben, nimmt nur halb so viel Raum ein als die sonst gewöhnliche, und der bisherige Apparat ist durch einen einfachen ersetzt, der mit weit mehr Präcision arbeitet.

* Der Director Alexander Guerra aus Rom,

welcher mit seiner zahlreichen Gesellschaft bereits hier eingetroffen, und in den ersten Haupt- und Residenzstädten sich des größten Beifalls zu erfreuen hatte, wird zur Feier des, für jeden Deutschen höchst glorreichen Tages, am 18ten October, in der hiesigen Reitschule außer dem Heerdenthore seine erste Vorstellung beginnen. Vor seiner Abreise von Hamburg wurde der Director Guerra mit stürmischem Jubel von dem Publikum hervorgerufen und der einstimmige Ruf „Hierbleiben" erscholl von allen Seiten. Nachdem der Director seinen herzlichen Dank für die ihm und seiner Gesellschaft erwiesene Ehre abgestattet hatte, erscholl ihm der Ruf: „Bald Wiederkommen". Der Hamburger Correspondent, so wie die gelesensten Zeitschriften erwähnen der Damen Mad. Guerra, Demoiselle Letard und Maria Schier, so wie die Herren Brand, Crasselt, Viol, Winkler, Orazzio Filipuzzi und Gregorio Cocchi auf eine so höchst ehrenvolle Weise, daß uns während des hiesigen Freimarkts höchst genußreiche Abende bevorstehen.

Gottesdienst.

Sonntag, den 16. October.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Past. Prim. Passavant	u. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Pastor Capelle.....	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Prediger Müller.....	St. Ansgarii	9 „
Hr. Dr. Krummacher.....	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Pastor Mallet.....	— — —	12 „
Hr. Pastor v. Hanffstengel	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor Iken.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Toel.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Kein Gottesdienst.	Armenkirche	
Hr. Pastor Wemer.....	St. Johannis	6½ „ Messe
Hr. Pastor Probst.....	— — —	9 „ Hochamt
Hr. Pastor Wemer.....	— — —	10 „ Predigt
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8 „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen").

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 83.

Bremen, Sonntag den 16. October 1836.

Gestorben:

Nro. 964. Den 10. Octb. Des Steinhauers Nicolaus Kothe Sohn, 1¾ Jahr; Düsternstraße Nro. 97.

— 965. Den 11. — Desselben Sohn, 1¾ Jahr. (Zwillinge).

— 966. Den 11. — Anna Bohlens, 61 Jahr; Obernstr. Nro. 72 (Vorstadt).

— 967. Den 12. — Der Küper Jaspar Heinr. Goedeke, 20 Jahr; Schweinestraße Nro. 29.

— 968. Den 12. — Metta Sophia Dorothea Falck, 3 Jahr; Schnoor Nro. 37.

Nro. 969. Den 13. Octb. Der Arb. Johann Herm. Küster, 47 Jahr; Süderstraße Nro. 4.

— 970. Den 13. — Des Cigarrenmachers Joh. Helmrich Zippel Ehef., geb. Seitz, 45 Jahr; gr. St. Johannisstraße Nro. 139.

— 971. Den 13. — Adelheid Klincker, 13 Wochen; Hastedt Nro. 77.

— 972. Den 13. — Des Bildhauers Heinrich Arnold Runge Sohn, 1¼ Jahr; gr. Krummenstraße Nro. 22.

Geburten:

Nro. 1241. Den 9. Octb. Des Gürtlers und Graveurs Aug. Heinr. Meyer Ehefrau, geborne Runde, am Wandrahm Nro. 8; von einem Knaben.

— 1242. Den 10. — Des Arb. Hinr. Meyer Ehef., g. Bellmer, Muggenburg Nro. 18; von einem Mädchen.

— 1243. Den 11. — Des Arb. Johann Chr. Reinemann Ehef., geb. Droop, am Wandrahm Nro. 2; von einem Knaben.

— 1244. Den 11. — Des Kaufmanns August Wilhelm Ochs Ehef., geb. Küster, am Wall N. 39 B; von einem Knaben.

Nro. 1245. Den 12. Octb. Des Zuckerbäckermeisters Jürgen Ernst Christian Uhrbrock Ehefrau, geborne Peetz, vorm Stephanikirchhof Nr. 13; von einem Mädchen.

— 1246. Den 12. — Des Kaufmanns Heinrich Rudolph Reinken Ehefrau, geb. Block, St. Wilhadi; von einem Knaben.

— 1247. Den 13. — Des Stuhlmachers Heinrich Tasto Ehef., geb. Heuer, gr. Sortillenstr. Nr. 60; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 411. Der Weißbäcker Joh. Hinr. Petersen und Magdalena Charlotte Schad, Beide von hier.

— 412. Der Höker Joh. Friedr. Conrad Tolle und Helena Hotting hieselbst.

— 413. Der Bleicher Albert Runge und Adelheid Loose, Beide von hier.

— 414. Der Arb. Hinr. Brüns hies. und Grete Siemers aus Rekum, Amts Blumenthal.

— 415. Der Cigarrenmacher Ernst Heinr. Wedeking und Anna Margar. Schmale, Beide von hier.

Nro. 416. Der Tischler Hans Peter Ferdinand Christensen, gen. Glud, hieselbst und Anna Margaretha Klincker aus Hastedt.

— 417. Der Maler Joh. Franz Rohde und Margar. Tibeta Fette, Beide von hier.

— 418. Der Schuhmacher Herm. Becker hies. und Johanne Wilhelmine Cado aus Minden.

— 419. Der Stuhlmacher Joh. von Bremen und Charlotte Ulrichs, Beide von hier.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 84.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 20. October 1836.

Es ist keine Lüge, es war kein Traum:
So lange das Volk, wuchs auch der Raum.

* Die wachsende Kirche.

Wohl stand ein Kirchlein an Berges Fuß
Und schaute hervor aus dem Haine,
Auch rauschte ein Bach in eiligem Guß
Herunter von Steine zu Steine.
Hier wohnte, die Haare wie Schnee so weiß,
In heiliger Andacht ein frommer Greis
In armer Hütte alleine.

Und klang die Glocke hinab ins Thal,
So kam's gewandelt von Weitem,
Und groß und klein fast ohne Zahl,
Und folgte dem rufenden Läuten;
Dann kam auch der Greis und trat zum Altar
In langem Gewand und silbernem Haar,
Und schlug die goldenen Saiten.

Und sang mit tiefem bebendem Ton',
Was uns vom Himmel geschehen,
Und sprach von Christo, dem Gottessohn,
Als habe er selbst ihn gesehen;
Da ging kein Sünder ohn' Reue im Blick',
Nie sah man die Jugend eilen zurück
Ohn' Kreuz und Gebet zu verstehen.

So lautete einst die Glocke ins Thal,
Da kam's in freudiger Eile
Bald hier, bald dort, gar ohne Zahl,
Sie kamen auf Meile und Meile;
Die gläubige Meng' in das Kirchlein bricht,
Doch fasset es all' die Christen nicht,
Die kommen zum geistlichen Heile.

Und der Alte sieht es mit nassem Gesicht,
Er sieht die dürstenden Leute,
Und betend seine Lippe spricht,
Daß das Kirchlein sich erweite:
Und sieh! da treten die Mauern hinaus,
Da wachsen die Säulen, da schwillt das Haus
In Länge und Höhe und Breite!

Und staunend sieht man das Wunder an,
Und herein strömt die gläubige Menge,
Und was nicht gemächlichen Sitz gewann,
Das füllet die breiten Gänge.
Es ist keine Lüge, es war kein Traum:
So lange das Volk, wuchs auch der Raum
In Höhe und Breite und Länge.

Die Wunderkirche — so groß und schön,
Kann heut man sie nicht mehr finden;
Bald sah man die Leute nur spärlich gehn
Mit ihren Thränen und Sünden,
Da schwand die Säule, das Dach sank ein,
Da sah man den Thurm sich winzig klein
Und traurig zusammen winden.

Der Greis, er sah es in tiefem Schmerz,
Und sank an der Hütte nieder,
Es brach sein Auge, es stockte sein Herz
Und kehrte zum Leben nicht wieder,
Und das Bächlein, es kam und grub ein Grab,
Zog sanft die theure Leiche hinab
Und zerrann und rauschte nicht wieder.

Th. Driske.

Die Belagerung von Jerusalem.

(Fortsetzung.)

9.

Jerusalem lag auf zwei Hügeln. Der eine hieß die Burg David's, bei den Juden aber der Obermarkt, der Andere nicht so hoch als der Erstgenannte, hieß Akra und war der Mittelpunkt der Niederstadt. Zwischen den beiden Hügeln lag ein tiefes Thal von Häusern und Straßen besetzt.

Beiden beschriebenen Anhöhen gegenüber lag ein dritter Berg, durch das Thal Tyropöon getrennt; dieses aber hatte man schon in früherer Zeit ausgefüllt, um die Stadt mit dem Tempel zu verbinden.

Die heilige Stadt wurde von drei Mauern vertheidigt, ausgenommen an den Stellen, wo die felsige Lage eine natürliche Schutzwehr darbot, und nur eine Mauer aufgerichtet war. Die älteste Mauer war die festeste und schien unnehmbar, denn sie war durch Natur und Kunst gleicherweise gesichert. Steile Thäler vertheidigten sie, und die Mauer selbst erschien mehr als ein kyklopisches, denn ein Werk aus Menschenhänden. Sie rührte aus David's und Salomon's Zeit her und die Nachfolger der genannten Könige hatten sie noch vervollkommnet. Sie nahm ihren Anfang am Hippischen Thurme, lief bis an das Kyston, von dort senkte sie sich nach der Abendseite des Tempels hinab. Von der östlichen Säulenhalle des Tempels aber dehnte sie sich wieder aus über Ophtas bis an das Bassin des Salamon und von den Brunnen Siloa, von wo sie das Thor der Essener über Bethso, an den erwähnten Hippischen Thurm zurückkehrte.

Die zweite Mauer schloß einen Theil der nördlichen Stadt ein und erstreckte sich von Gennath bis zur Burg Antonia.

Die dritte Mauer war wieder größeren Umfanges. Als die Stadt sich täglich erweiterte, war dieß Befestigungswerk erbaut worden, um die neu entstandenen Häuser, die sich über die Hügel der ursprünglichen Stadt weit hinausdehnten, in die Ringmauern aufzunehmen. Dieser neue Stadttheil hieß Bezetha und die Mauer, durch welche er geschirmt wurde, erstreckte sich nördlich vom Hippischen Thurme zum Psephinischen und weiter hinab bis ins Thal Kedron, wo sie sich mit der ersten, uralten Mauer verband.

So war die Stadt Jerusalem ihrer Lage nach geschirmt und befestigt. In der Zeit der Belagerung, in welche unsere Erzählung gehört, hatten die Juden zwei Oberhäupter, den Johannes und Simon. Simon, an Mannschaft, die ihm gehorchte, der Stärkere, besaß den größten Theil von Jerusalem, nämlich die höher liegende Stadt ganz, und von der Niederstadt die Akra. Johannes, an den Bewaffneten schwächer, hatte hingegen den Tempel inne und die übrige Stadt.

Auf der Antonia, dem festen, von dem Könige Herodes prachtvoll erbauten Schlosse, hatte Simon seinen Sitz genommen. Er kam jetzt aus dem Hofe zurück in sein Gemach, von Jakob, seinem Günstlinge und Unterfeldherrn, begleitet und mit ihm in ernsthafte Gespräche verwickelt.

Ich sage Dir, Jakob, — sprach der jüdische Heerführer — wenn Johannes nicht thätigern Antheil an den Ausfällen und der Vertheidigung nimmt, so nenne ich ihn einen Verräther und ich werde ihn als solchen anklagen und hinrichten lassen.

Er ist ein feiger Bursche! — antwortete der Untergebene — Allein schwerlich wirst Du gegen seinen Anhang Etwas ausrichten. Seiner Krieger mögen leicht acht bis neuntausend seyn. Er ist im Besitz der festesten Plätze des Tempels und der alten Stadt und die Priester scheinen ihm gewogen.

Und wie hoch — fuhr Simon auf — schlägst Du meine Streitkräfte an? Habe ich nicht zehntausend treffliche Kämpfer, ohne die Idumäer? Sind nicht meine Krieger bisher stets die gewesen, deren Tapferkeit die Römer bestürzte und häufig genug aus ihren Lagern vertrieb? Das Blut der Meinen floß bisher in allen Gefechten, die wir gegen die Heiden aushielten, seit sie um die Stadt versammelt sind. Ich schlug die zehnte Legion auf dem Oelberge und vernichtete beinah ihre Werke, ich und die Meinen jagten die Schaaren der feindlichen Reiter in die Flucht, wir vertheidigten den ganzen Umkreis der Mauern und es geschah noch kein Ausfall ohne unsern Antrieb und ohne unsern Schweiß, kein Kampf ohne unsere Schwerter. Allein dieser Johannes ist ein Schurke, uns läßt er die Arbeit, die Kämpfe, die Nachtwachen, indeß er mit den Seinen in träger Ruhe schwelgt. Den Tempel, dessen er sich angemaßt hat, greift kein Römer sobald an, denn es ist manche Mauer und die Antonia dazwischen. An den Thoren, die Johannes bewacht, stürmt kein Feind, denn das Thal Kedron ist jäh genug, um von jedem Versuche abzuschrecken. Die Stadt, die dem Angriffe bloß gegeben ist, muß ich beschützen, von meinen Kriegern werden die Mauern vertheidigt, die keinen andern Schirm haben als ihre Festigkeit und unsere Arme. Höre, Jakob, glaubst Du, Eleazar habe vergessen, daß er einst den Zeloten unumschränkt befahl, mit denen er jetzt den Johannes dient? Hältst Du Simon's Sohn, den Arinos, für so wenig ehrgeizig, daß er nicht lieber der Erste seyn möchte als der Letzte? Nicht lieber befehlen möchte als gehorchen?

Allerdings — entgegnete der Vertraute — mag Eleazar dem Johannes im Herzen feindlich gesinnt seyn, allein er ist der Eine und für Johannes stehen Viele, Arinos aber ist ein Jüngling voll von Ruhmsucht und Ehrbegierde, allein seinen Feldherrn liebt er wie seinen Vater, von ihm erwarte keine Hülfe.

Du bist ein verzagter Mann, nicht geschaffen für große Pläne und kühne Unternehmungen! — grollte Simon — Geh und sieh nach den Wachen, daß sie auf dem Platze sind, und kehre dann zum Abendgebete in den Tempel zurück, dort triffst Du mich.

Als der Unterfeldherr Simon's Gemach verlassen hatte, that der Oberfeldherr einige Schritte im Zimmer auf und ab. Dann rief er erst leis' und zärtlich, als aber eine Antwort nicht sogleich erfolgte laut und herrisch den Namen: Susanna.

Ein reichgestickter Vorhang schob sich zurück und es trat eins jener weiblichen Wesen ein, bei deren Anblick unser Gefühl sich zwischen Bewunderung und Verachtung theilt. Das Mädchen oder die Frau, welche sich zeigte, war nämlich von außerordentlicher Schönheit. Ihre Gestalt war hoch und voll, ohne daß man sie wegen der letztern Eigenschaft nicht hätte auch schlank nen-

nen können. Die Arme, die nackt aus der Tunika hervorleuchteten, waren rund und von glänzend weißer Farbe, die Hände zeigten Grübchen und waren vollendet schön geformt, die Wangen erglühten von Jugend und Gesundheit, der Mund hatte etwas Stolzes und Gebietendes, was durch die Griechische Bildung der Nase nur noch mehr hervorgehoben wurde. Sie Stirn war erhaben, die schwarzen Locken waren vom Kopfputze verdeckt und über der Tunika trug das Weib einen purpurnen Ueberwurf, der ihrem Auftreten einen fürstlichen Anstrich gab. Dieß Alles, was wir bis jetzt erwähnten, war reizend und schön — und mußte dem Beschauenden Anerkennung abnöthigen.

Die Augen aber, sie waren es, die unsere Bewunderung mit Verachtung, oder wenigstens, wenn dieser Ausdruck zu stark erscheinen sollte, mit einer ängstlichen Scheu paarten. Die Augen waren glänzend, oval geöffnet, kühn und feurig — allein die Sprache, die sie redeten, war nicht die der Reinheit und Weiblichkeit, nichts Edles verkündete sie, sondern Uebermuth und Buhlerei.

Der erste liebkosende Ton, den das Weib sprach, besänftigte den erzürnten Simon. Er zog die Geliebte auf die Polster zu sich nieder, schlang seinen Arm um ihren Nacken und flüsterte:

Warum ließest Du mich warten, Susanna?

Ich schmückte mich für Dich, mein Herr und Gebieter! — entgegnete die reizende Frau — Ich legte Edelsteine und Gold auf die Arme und steckte das Diadem in die Haare, um Deiner würdig zu seyn, wenn Du mich riefest.

Statt der Antwort küßte Simon ihren Mund, als sie auffuhr und fragte:

Wer wurde vorhin im Hofe ermordet? Wer waren die Aeltern, die Du sammt den Kindern vor einigen Minuten hinrichten ließest, ich war im Bade und hörte ihr Wehgeschrei? Was hatten sie verbrochen?

Sie wollten zu den Römern fliehen! — entgegnete das Oberhaupt Jerusalems — Es war Ananias aus Gophna und sein Schwäher Jerub.

Ich hätte Dich um Gnade für sie gebeten, — redete Susanna, indem sie das Haar ihres Herrn flocht und ihm das Gesicht mit den Händen glättete — allein, Du verfährst immer zu rasch. Ich war in Gophna einst im Hause des Ananias und es ging mir wohl dort. Dachte ich's doch, daß es einer meiner Bekannten seyn möchte, der auf Dein Geheiß stürbe. Ich konnte aber das Gemach sobald nicht verlassen, ohne eine Erkältung zu fürchten.

Gefällt Dir die Burg? — sprach Simon — Ist es nicht ein prachtvolles Gebäude und eine königliche Einrichtung? Meine Geliebte, ich wollte Alles wäre noch herrlicher, um Deinetwillen. Und dereinst, wenn ich über Jerusalem herrsche, wenn wir erst die Römer vernichtet haben, dann sollst Du einen Hofstaat haben, kostbarer, als je eine Königinn von Aegypten ihn hatte. Du theures, liebes Weib, ich muß in den Tempel, denn ich will mit Johannes einen Ausfall bereden, damit wir die Römischen Geschütze und Thürme verbrennen. Ich muß Dich verlassen.

Du böser Mann, — schmollte das Weib — Du willst gehen und auch in der Nacht nicht zurückkehren? Aber Du kommst am Morgen und als Sieger und die Krone Zions tritt nach jedem Kampfe dem Haupte näher, das allein schön und würdig genug ist, sie zu tragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon und der Herzog von Vicenza.

(Fortsetzung.)

„Im J. 1801 war ich Obrist des 2. Ca-

rabinieregiments, und ward zum Adjutanten des ersten Consuls ernannt, ohne der besondere Gegenstand seiner Wahl zu seyn, ohne specielle Gunstbezeigung, nur nach der Anciennität des Grades, wie dieß damals noch zu gehen pflegte. Der erste Consul war schon ein Mann für sich. Ich war mit ihm fast in einem Alter, aber er flößte mir die ausschließlichste Bewunderung ein. Ich erinnere mich, daß ich ihn sogar hübsch fand; hätte ich diese meine Meinung ausgesprochen, ich glaube, meine Cameraden hätten mir ins Gesicht gelacht, denn die Wahrheit ist, daß er damals nichts weniger als hübsch zu nennen war. Allein ich liebte ihn mit jener blinden Zuneigung eines jungen Menschen, der nicht calculirt, nicht räsonnirt. Ich wäre meinem General durchs Feuer und durch die Wüste gefolgt; ich hätte mein Leben für das seinige gegeben, obgleich er noch nichts für mich gethan hatte. Er war weder freundschaftlich, noch mittheilend; seine Strenge in Allem, was mit dem Dienst zusammenhing, war so groß, daß Niemand von uns sich auch nur die geringste Uebertretung seiner Befehle zu Schulden kommen ließ. Trotz dem aber entsagte ich dem Generalsgrade, um als Obrist und Adjutant um seine Person seyn zu können. Nur Militärs vermögen die Bedeutung dieses Opfers von Seiten eines 27 Jahre alten Obristen zu würdigen. Sicherlich konnte ich damals unter dem Consulat der Republik die Wunder des Kaiserreichs noch nicht ahnen; woher also diese reine Freundschaft, diese treue Hingebung für einen Mann, der mir noch nicht die Hand gereicht? Nur empfinden kann man die Macht der Anziehung, nicht erklären!

„Der erste Consul hatte mich noch nie vor meinen Cameraden ausgezeichnet, und es lag in der That auch kein Grund zu irgend einem Vorzug vor. Eines Abends ließ er mich rufen. Noch sehe ich ihn vor einem kleinen schwarzlackirten Büreau sitzend, wie er mit einem Federmesser, daß er in der Hand hatte, an demselben herum schnitt. Einige Augenblicke sah er mich fest und durchdringend an, dann sagte er:

„Obrist Caulaincourt, Sie reisen noch diese Nacht nach Baiern . . . Wenn Sie durch Straßburg kommen, übergeben Sie dem General Leval, dem dortigen Divisionscommandanten, diese Depeschen . . Setzen Sie sich, und hören Sie aufmerksam zu. Hier ist ein Schreiben an den Kurfürsten von Baiern . . Sie geben es nicht aus den Händen, sondern überreichen es in Person. Sie sorgen ferner dafür, daß die Reclamationen, welche es enthält, binnen vierundzwanzig Stunden ausgeführt werden . . . Binnen vierundzwanzig Stunden, verstehen Sie mich, Obrist?" Und seine Augen durchbohrten die meinigen, als ob er sich aus ihnen die Gewißheit schöpfen wolle, ob ich auch fest genug sey, seine Befehle auszuführen.

Dann fuhr er fort: „Meinen Reclamationen liegt Folgendes zum Grunde: es ist am Baierischen Hofe ein gewisser Englischer Chargé d'affaires, Namens Drake . . Ich kenne seine Intriguen und Complotte gegen das Französische Gouvernement. Ich weiß ferner, daß eine gewisse Baronin von Reich sich zum Chef der Französischen Emigrantenpartei aufgeworfen hat, und daß man, von genanntem Drake unterstützt, unter ihrem Schutz Conspirationen gegen mein Leben organisirt . . . Ueberall, wo man gegen Frankreich complottirt, ist England da, um zu unterstützen und zu bezahlen . . .

Demnach forderte ich vom Kurfürsten: 1) Vierundzwanzig Stunden nach Empfang meines Schreibens die Rücksendung des Ministers Drake. 2) Die Entfernung der intriganten Frau von Reich, die sich in Staatsangelegenheiten mischt

aus München. Ich füge hinzu, daß, wenn meine Notificationen nicht ausgeführt werden, ich mich genöthigt sehe, auf der Stelle Truppen ins Baierische Gebiet einrücken zu lassen . . . Obrist Caulaincourt, Sie begreifen jetzt die Wichtigkeit dieser Mission . . . Dulden Sie keine Tergiversationen . . nehmen Sie durchaus keinen Aufschub an . . Die kleinen Fürsten des Rheins sollen Frankreich respectiren lernen . . . München und noch andere Orte sind der Heerd von Machinationen gegen Frankreich . . Das muß ein Ende nehmen. — Die Depesche, die Sie durchpassirend dem General Leval übergeben werden, hat den Zweck, Truppen zu Ihrer Verfügung zu stellen, im Fall Sie hierzu Ihre Zuflucht nehmen müssen. Ordener erhält das Commando darüber, er wird zur Stelle seyn . . . Sie haben mir allsobald Bericht zu erstatten. Haben Sie mich wohl verstanden? Der Minister Drake muß 24 Stunden nach Ihrer Ankunft in München seine Pässe erhalten. Gehen Sie nun, Obrist Caulaincourt, und erfüllen Sie Ihren Auftrag klug und schnell!" Als ich das Cabinet verließ, rief mir der Kaiser noch nach: „Caulaincourt, nehmen Sie Ihre Obristenuniform mit . . . Man soll da unten die Französische Uniform respectiren lernen."

„Ich war jung, feurig," fuhr der Herzog von Vicenza fort. „Geschmeichelt von dem Beweis des Vertrauens, den mir der erste Consul an den Tag gelegt, war ich vier Stunden darauf schon auf dem Wege nach Deutschland in einem leichten Cabriolet mit zwei Postpferden, und einem Courier voran. Ich hatte mir nicht einmal Zeit genommen, meiner Familie ein Lebewohl zu sagen. In dem Augenblick, wo ich in mein Cabriolet sprang, kam einer meiner Freunde vorbei; ich bat ihn, sich neben mich zu setzen, und ersuchte ihn, meine Familie und unsere gemeinsamen Freunde davon zu benachrichtigen, daß ich vom ersten Consul mit einer Mission beauftragt, im Begriff sey, nach Deutschland zu reisen. Da mir der erste Consul nicht anempfohlen hatte, die Sache geheim zu halten, so beging ich keine Indiscretion, aufs Unbestimmte hin den Ort meiner Bestimmung anzuzeigen. Aber wunderbar sind des Schicksals Fügungen! Diese wenigen, gegen einen Freund geäußerten Worte, der mich ganz zufällig im Augenblick meiner Abreise sah, haben ein verderbliches Resultat gehabt! Ich lebte in einer gewissen Welt, gehörte ihr an, und meine Abwesenheit war bald bemerkt und bekannt. Nun aber verfolgte in derselben Nacht, wo ich Paris verließ, noch ein Beauftragter, mit Befehlen aus dem Kriegsministerium expedirt, denselben Weg wie ich. In Straßburg angekommen, wahrscheinlich zu gleicher Zeit, überreichte jeder von uns dem General Leval seine Depeschen; ich schlug, ohne zu verweilen, den Weg nach Offenburg ein, und vielleicht nur wenige Stunden später marschirten aus Straßburg ein Oberofficier, ein Gendarmerie-Obrist und 300 Mann Linientruppen, welche in Ettenheim die unglückselige Festnehmung des Herzogs von Enghien bewerkstelligten! Nach Straßburg transportirt, ward er gleich darauf nach Paris geschickt. Später hat mir General Leval erzählt, er habe dem Herzog auf seine Bitten Geld und Kleider geliehen, da er des Nachts arretirt worden sey, ohne Zeit gehabt zu haben, einen Mantelsack mitzunehmen. Absolutes Geheimniß war dem braven General Leval, der seinen Gefangenen, ohne irgend daran zu denken, daß er ihn zum Tode schicke, nach Paris sendete, vom Minister anempfohlen worden.

Der Zufall konnte es fügen, daß ich es war, den man mit auf den Herzog von Enghien bezüglichen Depeschen beauftragt hätte; und wie der, welcher das Unglück hatte, deren Ueberbrin-

ger zu seyn, hätte auch ich diese Befehle, unbekannt mit deren verantwortungsvoller Bedeutung, übergeben. Allein es ist Thatsache, daß ich nicht damit beauftragt war."

(Die Fortsetzung folgt.)

* Klänge aus der Zeit.

Es muß eine ergreifende Situation gewesen seyn, als vor einiger Zeit ein junger Mann, den der Hunger dazu getrieben hatte in einem Bäckerladen eine Scheibe einzudrücken und ein Brod für 2 Sous zu entwenden, auf den heftigen Antrag des Generalprocurators von den Geschworenen zu Paris zu fünfjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt wurde, und nachdem diese Strafe erkannt war, eine von Leiden abgehärmte Frauengestalt vor die Bariere trat und mit verzweifelnder Resignation tonlos die Worte sprach: „Vor einigen zwanzig Jahren verführte in dieser Stadt ein junger Mann von vornehmer Geburt ein jüngeres armes Mädchen. Sie gebar einen Sohn, den sie — von ihrem Verführer verlassen und von allen Mitteln entblößt dem Findelhause übergab. Die drei befinden sich in diesem Augenblicke in diesem Zimmer, die Verführte bin ich, der Verurtheilte ist mein Sohn, nur der Verführer der Herr Generalprocurator." Wie mußte bei diesen Worten dem letzteren, wie den Geschworenen zu Muthe seyn, die wegen des leichten, der Noth entsprungenen Verbrechens so die harte Strafe ausgesprochen hatten, eben auf den Antrag eines Mannes, dessen Verbrechen in der Waagschale des Richters aller Richter wohl schwerlich so leicht aufgewogen werden wird, wie das jenes Jünglings — seines Sohnes.

Die Vermählung der Dogen.

Die bei den Dogen Venedigs üblich gewesene Vermählung mit dem Meere soll ihren Ursprung von einer Begebenheit haben, welche die Chronik so erzählt: Ziani, ein Patrizier, war in Liebe gefesselt von der Tochter eines Gondoliers; er vergaß die Ansprüche seines Standes und verlobte sich mit der Geliebten. Die eben sehr bedrängte Republik berief den kräftigen und einsichtsvollen Ziani zum Dogen, verlangte aber, daß er jenem Bündniß seines Herzens entsage, was er verweigerte und die ihm dargebotene höchste Würde abwies. Da gerieth sein Mädchen in Zwiespalt zwischen Liebe zum Vaterlande und zum Geliebten, die Erstere siegte und sie gab sich den Tod, indem sie sich an einem Anker ins Meer stürzte. Ziani wurde nun Doge, und der Papst wollte ihm seine Nichte zur Gemahlinn geben. Der Doge aber fuhr mit dem Papste auf das offene Meer hinaus, warf seinen kostbarsten Ring in die Fluthen und sprach tiefbewegt: „Dort unten ist meine Braut, der ich Treue gelobte und halten werde!" Der Papst aber bezog diese Worte auf das Meer und stiftete in solchen Glauben die jährliche Vermählung des Dogen mit dem Meere.

Neujahrsgratulanten.

Während Ludwig auch 1792 öffentlich sein früheres System der Verheißungen im Geiste der Constitution fortsetzte, konnte er sich ins Geheim von keiner Gewohnheit seiner frühern Regierung trennen. Noch immer herrschte die Etikette von Versailles, und noch immer empfing man Alles verächtlich, was sich nicht durch Wappen und Ahnen empfahl. Den ersten Januar begab sich die Municipalität von Paris, der Sitte gemäß, nach dem Schlosse. Die kleinlichen Diener der Etikette öffneten den Pariser Magistratspersonen nur die Hälfte der Flügelthür, die zu den königlichen Gemächern führte. Ludwig empfing sie, mit den Augen blinzelnd, am Eingange eines Billardzim-

mers und ein Queue in der Hand, hörte mit sichtbarer Ungeduld Péthion's Rede, und als der Maire geendigt hatte, nickte er schweigend mit dem Kopfe, was sagen wollte: Ich danke Ihnen, aber gehen Sie und lassen mich jetzt mein Spiel fortsetzen.

Das thaten denn auch Péthion, Manuel, Tallian, Billaud-Varennes und Danton, aber vielleicht war diese übel angebrachte Unhöflichkeit mit eine Ursache des giftigen Hasses, den alle diese einflußreichen Männer gegen Ludwig XVI. hegten.

Schmetterlinge und Bienen.

Die Julirevolution hatte zwei Beine, ein rechtes und ein linkes, oder deutlicher, ein nachgiebig-demokratisches und ein widerstrebendes doktrinäres. Während sechs Jahren hat die Gute nun abwechselnd auf dem einen oder andern Beine gestanden, auf Deutsch gehinkt, und kam mit diesem Manöver endlich so weit, daß sie gar nicht mehr zu gehen weiß. Nach einem Französischen Sprichworte nennt man dieß: ne pas savoir sur quel pied danser.

Paris civilisirt sich immerfort. Unterdeß man mehr Polizeibeamte besoldet wie manche Stadt Einwohner hat, nahm die Demoralisation in einem solchen Grade überhand, daß Niemand mehr seines Lebens und Beutels auf der Gasse sicher ist. Es soll außerdem der Verschwörungen und Complotte so viele geben, daß die offizielle Presse die Publikation fürchtet. Welch' ein tröstlicher Zustand für ein Land, das der Maßstab der übrigen seyn will. Aber dahin führt der gränzenlose Egoismus und die Vielregiererei.

Anzeige.

Der **Hausbedarf** für das Jahr **1837** hat die Presse verlassen, und ist für 6 Groten gebunden Catharinenstraße Nro. 36 und bei den hiesigen Herrn Buchbindern zu haben. Der ganz richtige Inhalt ist folgender:

1) Bauern-Praktik. 2) Zeitrechnung. 3) Fahrnißzeit, Ab- und Zugehezeit der Dienstboten in Bremen und dessen Gebiet. 4) Von den Jahreszeiten. 5) Zeit- und Festrechnung. 6) Von den Finsternissen im Jahre 1837. 7) Die wahre Zeit und die Mittelzeit. 8) Fluth bei Bremerhaven. 9) Ausführliche Kalenderberechnung für das Bremer Territorium mit richtiger genauer Berechnung der Ebbe und Fluth. 10) Verzeichniß der Messen, Kram- und Viehmärkte nach Datum für jeden Monat. 11) Gemeinnützige Aufsätze, als: Die Bereitung des Limburger Käses. Bereitung eines Pflasters auf frische Baumwunden und zum Verstreichen der Pfröpflinge. Schönheitsmittel gegen allerlei Flecken der Haut, Sommersprossen, Leberflecken und gegen Flechten. Butter, welche verdorben, wieder nutzbar zu machen. Ist der Caffee nach Tische genossen der Gesundheit zuträglich? Schmutzige fette Kragen an wollenen Kleidungsstücken zu reinigen. Ueber das Reinigen von riechenden Bettfedern. Sperlinge von Kirschbäumen ꝛc. abzuhalten. Porzellan-Kitt. Kitt. Hausmittel gegen Würmer überhaupt und gegen den Bandwurm insbesondere. Korn-Caffee. 12. Anekdoten. 13. Erzählungen, komischen und ernsten Inhalts (mit Bildern, als erstem Versuch von lithographischem Hochdruck), als 1. John Gilpin (ein Reise-Geschichtchen). 2. Der Glaser. 3. Liebe und Verrath (eine wahre Begebenheit). 4. Berliner Guckkästner (Von Ad. Brennglas). 5. Lachende Köpfe. 6. Die Bauern-Hochzeit u. s. w. 15) Verbessertes Verzeichniß sämmtlicher ankommenden und abgehenden Posten in Bremen. 16) Oeffnung, Sperre und Schluß der Stadt-Thore in Bremen.

Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen der Stadt Bremen").

A. Daeves, Redacteur — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 84.

Bremen, Donnerstag den 20. October 1836.

Gestorben:

Nro. 973. Den 14. Octb. Der Schiffskapitän Jacob Behrens, 80 Jahr; Rosenthal Nro. 3.

— 974. Den 14. — Der Bockfahrer Anton Burhagen, 65 Jahr; große Fuhrleutestraße Nro. 12.

— 975. Den 14. — Des Ard. Adolph Nolting Tochter, 2¼ Jahr; Deneken-Gang Nro. 3.

— 976. Den 15. — Der Handlungsgehülfe aus Bassum Friedrich Niehaus, 18 Jahr; Osterstr. Nr. 30.

Nro. 977. Den 16. October. Die Näherinn Rebecka Fincke, 21 Jahr; Marterburg Nro. 37.

— 978. Den 16. — Des Tischlers Johann Friedrich Eickhoff Tochter, 4¼ Jahr; kleine Helle Nro. 19.

— 979. Den 17. — Des Schuhmachers Hinrich Gerberding Sohn, 5 Monat; Grützmacherstraße Nro. 19.

Geburten:

Nro. 1248. Den 12. October. Des Zuckerbäckermeisterknechts Jürgen Ernst Christ. Uhrbrock Ehefr., geb. Peetz, vorm Stephanikirchhof Nro. 13; von einem Mädchen.

— 1249. Den 12. — Des Ard. Joh. Jürgen Heinr. Hitzfeld Ehefr., geb. Schmiedes, Buntenthorssteinweg Nro. 247; von einem Mädchen.

— 1250. Den 13. — Des Kohlhökers Joh. Brünje Meyer Ehefrau, geb. Kumpfer; Dreckort Nro. 26; von einem Mädchen.

— 1251. Den 13. — Des Ard. Andreas Häfecker Ehef., geborne Harjes, Hülsberg Nro. 27; von einem Knaben.

— 1252. Den 13. — Des Malers Christ. Phil. Wilhelm Brincker Ehefr., geb. Hensel, Grünenstraße Nro. 117 B; von einem Knaben.

Nro. 1253. Den 13. Octb. Des Tabacksarbeiters Hinr. Borchers Ehefr., geb. Wolff, am Siel Nr. 15; von einem Knaben.

— 1254. Den 15. — Des Ard. Christian Lorenz Ehefr., geborne Wilhelmy, Hastedt; von einem Mädchen.

— 1255. Den 15. — Des Maurergesellen Herm. Jürgen Trautmann Ehefrau, geb. Bornemann, Düsternstraße; von einem Knaben.

— 1256. Den 15. — Des Mäklergehülfen Joh. Carl Pandorf Ehef., geb. Wenigmann, gr. Waagestr. Nro. 5; von einem Knaben.

— 1257. Den 15. — Des Schuhmachermeisters Diedrich Hartjen Ehefrau, geborne Isenbeck, Westerstraße Nro. 93; von einem Mädchen.

Eilundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 85.

Der
Bürger-Freund,
eine
Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 23. October 1836.

— — —
O laß mir den Wahn,
Daß Liebe dem moosigen Hügel wird nah'n,
Und forschen am wankenden Grabesstein:
»Wo grub man das Treu'ste der Mädchen ein?«
F. Kind.

* Mathilde'ns Grab.

In eines stillen Thales Mitte,
Wo sanft der Pappeln Wipfel wehn,
Da seht ihr eine niedre Hütte
Bescheiden stehn;
Und vor der Hütte liegt ein Hügel,
Drauf steht ein schlichter, weißer Stein:
Hier senkte man der Tugend Spiegel,
Mathilde ein.

Es lag kein Reiz in ihrem Blicke,
Doch war ihr Auge himmlisch mild;
Sie war nicht reich, — versäumt vom Glücke,
Der Armuth Bild.
Sie war nicht schön, nicht färbt' die Wange
Ein Roth, worin die Rosen glühn;
Ich hört' kein Wort im Zauberklange
Der Lipp' entfliehn.

Doch war sie gut und allem Bösen
So fremde, wie ein schuldlos Kind,
So rein, wie jene höh'ren Wesen,
Die um uns sind,
Und für der Erde rein're Freuden
Besaß sie ein empfindend Herz,
Voll Mitgefühl für Andrer Leiden
Und fremden Schmerz.

Ich sah sie oft im schlichten Kleide
Zur Kirche mit der Mutter gehn,
Ich sah sie oft, voll heil'ger Freude
Still betend stehn;
Dann trat der Blick mir unter Thränen —
Ich liebte, Gott! ich liebte sie,
Nach ihr fühlt' ich ein schmerzlich Sehnen,
Und sprach sie nie.

Und sprach sie nie, bis einst im Haine
Sie unter einer Linde saß,

Da fand ich sie so ganz alleine,
Die Augen naß,
Und fragte sie, was ihr doch fehle?
Sie sah mich, ach! so traurig an!
Da that mir's wehe in der Seele
Wie's nie gethan.

Sie sprach: – die Augen hüllten Zähren –
Die Mutter ist so schwach, so arm,
Ich habe nichts, sie zu ernähren,
Das 's Gott erbarm!
Ich hab' gethan, was ich nur können,
Gefleht hab' ich zum lieben Gott,
Die ganze Nacht hab' ich gesponnen
— Und noch kein Brod!

»O trockne dir das Aug' geschwinde,
Dein guter Gott erhört dein Flehn,
Er führet mich zu dieser Linde,
Dir beizustehn.«
Sie schlug verschämt die Augen nieder,
Die Wang' umzog ein sanftes Roth;
Sie nahm und barg's im blauen Mieder,
Was ich ihr bot,

Und reichte zitternd mir die Hände,
Und lispelte das Segenswort,
Daß ich viel Gutes wieder fände,
Und eilte fort.
Ich hab' nicht wieder sie gesehen —
Nach kurzer Zeit, bei jenem Stein,
Auf jenen grün bemoos'ten Höhen
Grub man sie ein.

Th. Driske.

Die Belagerung von Jerusalem.

(Fortsetzung.)

10.

Auf der Nordseite von Jerusalem liegt eine Hochebene, die zu jener Zeit Skopos (Fels) hieß und von welcher man die Aussicht auf den Tempel, die Paläste und den größten Theil der Stadt hatte. Hierher hatte Titus zwei Legionen gelegt, im Rücken derselben aber der fünften Legion ihr Lager angewiesen.

Ein prächtiges Zelt stand in der Mitte des Lagers, von ihm aus liefen die geraden Wege nach den vier Thoren desselben. Josephus, der Schriftsteller des jüdischen Krieges mit den Römern, vergleicht die Feldherrnzelte mit Tempeln. Titus hatte heute seine Tribunen, Legaten, Procuratoren und die Könige, die sich im Heere der Hülfstruppen befanden, zur Versammlung eingeladen, um sich mit ihnen über die Maßregeln der fernern Belagerung zu besprechen. Die Geforderten erschienen mit stattlicher Begleitung und versammelten sich in dem eben erwähnten Zelte. Zuerst kam Aeternius Phronton, der Anführer von zwei Alexandrinischen Legionen, auf einem Arabischen Pferde, die schon damals wegen ihrer Trefflichkeit allgemein berühmt waren, mit Orientalischer Pracht gekleidet und von mehreren Aegyptischen Hauptleuten umgeben. Er ließ sein Gefolge vor dem Zelte zurück und trat ein. Darauf erschien der Römer Sextus Cerealis, Tribun der fünften Legion; nach ihm Larsius Lepidus, bekannt wegen seiner außerordentlichen Leibesstärke, ein Mann von ausgezeichnetem Muthe, einfach und Soldat im ganzen Sinne des Wortes. Seine Kleidung war selbst für einen Römer zu wenig gewählt, allein die Waffen, der Helm, der Harnisch, das Schwert schmückten keinen Andern so herrlich als ihn. Er war Tribunus der zehnten Legion, die seit Cäsar's Zeiten den Ruf vorzüglicher Tapferkeit unter den übrigen Heerestheilen bewahrt hatte.

Titus Frugi von der fünften Legion und der Procurator von Judäa, Marcus Antonius Julianus, kamen zusammen, mit ihnen mehrere jüdische Vornehme, die entweder am Aufstande nicht Theil genommen hatten, oder früh sich zu unterwerfen klug genug gewesen waren.

Von dem König Antiochus und von Aemilius begleitet, erschien auch Titus selbst, ohne eine

andere Auszeichnung als die in seiner Würde und seiner Persönlichkeit lag. Er ritt einen Schimmel, wie ihm dieß als Feldherrn zukam. Sobald der Sohn des Kaisers bemerkte, daß die Obersten seines Heeres im Zelte schon versammelt waren, sprang er vom Pferde und trat unter sie, indem er dem König Antiochus den Ehrenplatz zur Rechten anwies.

Sogleich wurde die Berathung eröffnet. Titus sprach ungefähr Folgendes:

Nicht ohne einen wichtigen Grund habe ich Euch, tapfere und hochgeehrte Freunde, hierher zusammen berufen. Ihr seyd alle Zeugen von den Anstrengungen gewesen, mit denen wir insgesammt das Ende dieses Krieges zu beschleunigen und diesem Theile des Römischen Staats Ordnung und Ruhe zurückzugeben bemüht waren. Ihr waret Theilnehmer der Gefechte und Belagerungen schon bei den frühern Ereignissen des gegenwärtigen Krieges, hauptsächlich aber diesen Sommer hindurch. Vergleichen wir aber die Arbeit des Blutvergießens, die unaufhörlichen Wachen und Anstrengungen, mit dem, was wir bis jetzt als Frucht unserer Kämpfe vor uns sehen, so erkennen wir leicht, daß unsere Bemühungen gegen den erlangten Preis unverhältnißmäßig groß waren. Wir haben über sechszigtausend der tapfersten und geübtesten Soldaten um Jerusalem versammelt, Tag und Nacht geschanzt, an den Mauern gestürmt und mit den Juden gekämpft; allein außer der Einnahme der nördlichen Mauern und einiger wenig wichtigen Theile der Stadt nichts gewonnen. Der Hunger wüthet innerhalb der feindlichen Ringmauern, allein die ermatteten Krieger kämpfen, von ihren Häuptlingen geführt, nicht wie Menschen kalt und besonnen, das Leben achtend, den Tod nicht scheuend, sondern verzweifelnd suchen Sie ein rasches Ende in der Schlacht. Wem keine Hoffnung mehr übrig ist, dem kommt der Tod erwünscht. Der Verzweifelnde hat nichts zu verlieren mit dem Leben, er wirft es daher leicht hinweg. Daher werden die unbesiegten Römer durch die Angriffe dieser Belagerten stutzig gemacht; denn nicht die Tapferkeit, der besonnene Muth eines Menschen ist's, dem wir uns entgegen stellen müssen — es ist die Wuth eines Rasenden, dem die Krankheit doppelte Kräfte giebt. — Ringsum haben wir Jerusalem mit Mauern, Wällen und Thürmen umzingelt. Unsere Kriegsmaschinen bohren und pochen an den Werken der Stadt; allein felsenfest sind die Mauern, die wir zertrümmern sollen, und die Kraft unserer Wurfgeschütze erlahmt an dem kyklopischen Bau. Wie lange übrigens wird es währen, so zerstört das Feuer abermals unsere Faschinen, Schanzkörbe und Ballisten; schon jetzt holen wir das Holz meilenweit herbei, alsdann werden wir kaum noch einen Baumstamm finden, wenn wir ihn nicht vom Libanon herunterschleppen wollen. — Dieß ist unsere Lage, Freunde, so steht unsere Sache, denn im Rathe der Feldherrn muß Aufrichtigkeit und unparteiische Beurtheilung vor Allem herrschen, wenn heilsame Pläne gefaßt werden sollen. — Verkennen wir jedoch auch die Umstände nicht, die unseren Angelegenheiten ein günstiges Licht geben. Obschon an den Oberhäuptern der Stadt, den beiden Tyrannen, Simon und Johannes, jeder Versuch, freiwillige Unterwerfung der Empörer herbeizuführen, scheiterte, so ist die Stimmung der Mehrzahl, die Trabanten und Henker, welche die Tyrannen umgeben, ausgenommen, mehr für als gegen Uebergabe der heiligen Stadt. Hielte nicht die Furcht vor Simon und Johannes die Unglücklichen ab, sie entflöhen der Behausung des Hungers und Entsetzens, oder öffneten uns die Thore selbst. Allein das Schrecken hält sie zurück. Indessen wächst täglich die Noth, steigert sich der Mangel und ich schaudere — kaum

dürfte den Göttern dieß angenehm seyn, — wenn wir Jerusalem nehmen, so werden wir über Leichenhügel in eine ausgestorbene Stadt einziehen. Noch haben die Tyrannen Brod, bald aber werden auch diese darben müssen, dann kann die Belagerung sich länger nicht hinausdehnen; doch kenne ich ihre Mittel nicht, noch die Größe ihrer Vorräthe.

Als Titus dieses gesprochen hatte, sagte Larsius Lepidus: Noch haben die Juden nur mit einzelnen Theilen des Heeres und auf einzelnen Punkten mit uns gekämpft; lassen wir alle Massen zu gleicher Zeit Leitern an die Mauern legen und stürmen. Einen so gewaltigen Angriff werden die Belagerten nicht aushalten und überschüttet von unsern Geschossen, durchbohrt von unsern Schwertern werden sie erkennen, welch' eine Macht Dir zu Gebote steht, Titus. Sind wir an allen Punkten zugleich, so werden die jüdischen Krieger kaum ausreichen, die weitläuftigen Mauern zu besetzen und wir werden die wehrlosen Thürme leicht erklettern. Gieb mir den Posten am Thale Kidron beim Oelberge, dort ist das Thal am steilsten; aber was Menschen ausrichten können, soll meine Legion thun.

Aeternius Phronton entgegnete darauf: Du sprichst wie ein Soldat, dem die Tapferkeit nicht fremd ist, wohl aber die Klugheit, alter Gefährte und einstiger Zeltgenosse! Schlügen die Belagerten diesen, unsern allgemeinen Angriff zurück, so wäre Alles für uns verloren. Kaum würde der Verlust an Todten und Kampfunfähigen nach der Schlacht, wie bedeutend er auch seyn möchte, uns so sehr schaden als der niedergedrückte Muth der Unsern und die im Glücke wachsende Kühnheit der Feinde. Was werden wir ungeduldig? Wir haben einen Bundesgenossen in der Stadt, der uns besser beisteht, als irgend ein Hülfsheer es könnte: dieß ist die Hungersnoth. Sie wird uns Jerusalem bald überliefern und mich soll keine religiöse Bedenklichkeit überkommen, führe ich auch meine Aegyptier mitten durch leichenbedeckte Gassen zur Burg hinauf. Nicht wir, sondern die Feinde selbst haben sich dieses Grausen geschaffen; mögen sie auch das Leder ihrer Schilde nagen, um den Hunger zu stillen, nicht uns, sondern den Anstiftern dieses Unheils werden die Götter zürnen, erzeugt auch der Mangel an Speise die unnatürlichsten Verbrechen. — Die Gegend ist allzu holzarm, als daß wir unsere Geschütze gehörig errichten und die Werke regelrecht belagern könnten. Bewachen wir lieber die Ausgänge der Stadt und zerschellen uns nimmermehr die Köpfe an diesen marmornen Mauern. In wenig Wochen übergiebt uns der Hunger ohne Schwertstreich die Stadt und den Tempel.

Der König Antiochus und der Quästor Aemilius unterstützten den Vorschlag des Larsius Lepidus. Der Meinung des Aeternius hingegen traten Malchus, ein Emir aus Arabien, der König Agrippa und Titus Frugi bei.

Titus behielt sich die Entscheidung vor und entließ die Versammlung, ohne daß es zu einem Entschluß kam.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon und der Herzog von Vicenza.

(Fortsetzung.)

„Doch ich komme auf meine Mission zurück. Ich kam nach München in der Nacht vom 2. zum 3. März des Jahres 1804. Acht Uhr Morgens schrieb ich an den Kurfürsten, und bat um die Ehre einer Audienz, da ich vom ersten Consul beauftragt sey, eigenhändig wichtige Depeschen zu überreichen. Einige Stunden vergingen, ohne daß ich Antwort erhielt; diesen Fall hatte ich nicht vorausgesehen, und schon überlegte ich, was

zu thun sey, als sich ein Kammerherr melden ließ. „Herr Obrist, ich habe Befehl von meinem Souverän, Sie in den Palast zu geleiten."

„Wir stiegen in einen Wagen, der an der Thür wartete; aber kein Wort wurde während der Fahrt zwischen uns Beiden gewechselt. Nachdem mich mein Geleitsmann in einen kleinen Audienzsaal geführt, machte er eine Verbeugung und ließ mich allein. Ich wartete ungefähr eine Viertelstunde; dann erschien der Kurfürst, in Begleitung von drei Anderen. Ich überreichte ihm das Schreiben des ersten Consuls; er nahm und überlas es flüchtig. Indessen folgte ich allen Bewegungen seiner Physiognomie; er wurde sehr roth, das Papier zitterte in seinen Händen; dann durchlas er den Brief nochmals, oder nahm sich wenigstens Zeit, sich zu sammeln, und sagte mit einer Stimme, die durch ihre Abgebrochenheit die innere Bewegung deutlich verrieth: „Herr Obrist, Sie erhalten meine Antwort diesen Abend." Ich empfahl mich, ohne ein Wort zu sagen. An der Thür des Salons empfing mich wieder der Kammerherr; wir stiegen in den Wagen, und er begleitete mich bis zu meinem Zimmer, wo er sich wieder entfernte. Ich hütete mich, auszugehen, um bei meinen Excursionen in der Stadt nicht Veranlassung zu absurden Interpretationen zu geben und ich glaube, ich habe mich in meinem ganzen Leben nicht so gelangweilt, als den Tag, wo ich in meinem Gasthauszimmer zu München eingesperrt war.

„Zehn Uhr Abends erschien mein Kammerherr wieder. Dieselbe Kälte, derselbe Laconismus; ich kam mir vor wie in einer andern Welt. Bald stand ich dem Kurfürsten wieder gegenüber. Es war der Typus der phlegmatischen Deutschen Figuren, allein mit vieler äußeren Würde; ich glaube, er ist im gewöhnlichen Leben gut und anmuthig. Dießmal fand ich ihn allein; er sagte zu mir:

„Die Befehle des ersten Consuls der Französischen Republik (er legte auf dieses Wort einen besonderen Nachdruck) seyen für ihn von sehr verdrießlicher Natur. Der erste Consul sey falsch berichtet. Weder Herr Drake, Frau v. Reich, noch sonst Jemand in seinen Staaten conspirirten gegen die Französische Republik. Indem der erste Consul die unmittelbare Zurücksendung des Ministers Drake fordere, versetze er Baiern in eine falsche Stellung mit einer befreundeten Macht, nämlich England; er, der Kurfürst, müsse allein die Zeitgemäßheit einer Zurücksendung des Englischen Ministers nach den Informationen beurtheilen können, die er sich durch seine Polizei über die gegen Frankreich im Werke begriffenen Machinationen zu verschaffen suchen werde; Herrn Drake lege man sie gewiß mit Unrecht zur Last. Sollte es sich aber erweisen, daß er gegen die Französische Republik conspirirt habe, so wäre diese, vom ersten Consul geforderte gewaltsame Maßregel doch nur dem verbündeten England gegenüber bis zu einem gewissen Puncte gerechtfertigt."

Da der Kurfürst langsam und zögernd sprach, hatte ich die Zeit, meine Antwort zu combiniren. Sie lautete: „Es gebühre mir nicht, das Verdienst der Informationen zu beurtheilen, die dem ersten Consul in Hinsicht Drake's und der Baroninn von Reich zugekommen seyen; ich sey beauftragt, auf vollständige Zufriedenstellung der Notificationen meiner Regierung zu bestehen, und meine Befehle lauteten dahin, daß sie 24 Stunden nach Uebergabe meiner Depesche ausgeführt würden." — „Aber, Herr Obrist, der erste Consul kann nicht verlangen, daß ich in so kurzem Termin einer so willkürlichen Forderung Folge leiste, die noch dazu gegen alles Völkerrecht . . ." — „Ich habe die Ehre, dem Herrn Kurfürsten zu bemerken, daß ich Befehle, die ich von meiner Regierung erhalten, nicht commentiren kann, und daß es eben-

so wenig in meiner Macht steht, die Folgen meines Auftrags zu modificiren . . ." „Den Befehlen des ersten Consuls soll Genüge geleistet werden, mein Herr," erwiederte trocken der Kurfürst. Er verneigte sich leicht mit dem Kopfe, und ich nahm Abschied.

Den nächsten Morgen, den 4 März 1804, erhielt der Minister Drake seine Pässe, die Baroninn von Reich verließ München, und ich war wieder auf dem Wege nach Frankreich. In Straßburg wechselte ich nur die Pferde, um mich, ohne zu verweilen, nach Paris zu begeben.

„Ich war glücklich und froh. Es war meine erste größere Mission, die ich vollführt, und schon fing ich an, stolz zu seyn auf den Chef, der Frankreich solche Achtung zu verschaffen wußte. Ich hatte in meiner eignen Familie mehr als einen Widerstand zu überwinden, mehr als eine Lanze zu brechen, um meine begeisterte Anhänglichkeit an diesem kleinen General Bonaparte zu motiviren. Es war ein Kitzel der Eigenliebe, der mich verführte, gleich nach meiner Rückkehr den glücklichen Erfolg meiner Sendung zu verkündigen; da es erst 6 Uhr Morgens war, konnte ich mich in den Tuillerien noch nicht vorstellen, und ging daher erst zu Frau von . . ., einer alten Freundinn meiner Mutter, die, wie ich wußte, stets früh aufstand. Hier erfuhr ich den Tod des Herzogs von Enghien, der in Ettenheim gefangen genommen, und in Vincennes erschossen worden war . . . ein furchtbarer Schauder durchrieselte meine Glieder; augenblicklich war mir's klar, welcher Deutung meine Mission an den Rhein unterliegen konnte! Die Coincidenz war für mich entsetzlich! . . In der Nacht, wo ich, Straßburg verlassend, den Weg nach Offenburg einschlug, verfolgte der mit der Festnahme des Herzogs von Enghien Beauftragte die Straße nach Ettenheim! Er, der Ueberbringer jener Depeschen, war unbemerkt und heimlich aus Paris gegangen und dahin zurückgekehrt; ich aber hatte meine Abreise in den Salons verkünden lassen, wo sich ein allgemeiner Schrei des Entsetzens gegen das furchtbare Attentat erhob; ein grausamer Verdacht mußte auf mir lasten; meine Nerven waren davon so erschüttert, daß meine Zähne krampfhaft zusammenschlugen, und ich besinnungslos zu Boden stürzte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neunhundert Dollars für eine Frau.

Ein junger Arzt, Namens Wallis, machte kürzlich aus seiner im Norden der Vereinigten Staaten gelegenen Geburtsstadt eine Reise in den Mississippistaat. Er wohnte in einem Hotel garni, dessen Haushälterinn, ein junges Mädchen von etwa 20 Jahren, ihm eine lebhafte Leidenschaft einflößte. Ihr Teint war nicht ganz weiß, aber der Doktor setzte sich über das Vorurtheil hinweg, und bot ihr seine Hand, die auch angenommen wurde. Die Hochzeit wurde fast insgeheim gefeiert, und das glückliche Paar ließ sich bald darauf im Colombiadistrikt, nicht fern von Washington, nieder, wo sie ruhig und zurückgezogen lebten. Nach einiger Zeit erschien ein Mann in ihrem Hause, der Herrn Wallis nach einigen einleitenden höflichen Redensarten sagte, ob er nicht eine Frau aus dem Süden entführt habe.

„Nein, mein Herr, und ich begreife nicht . . ."

„Wie?" fuhr der Fremde fort, „ist Ihre Gattinn nicht mit Ihnen aus dem Mississippistaat hierher gekommen?"

„Allerdings, ich glaube, sie ist in jenem Lande geboren."

„Nun, Ihre Gattinn, wie Sie sie nennen, ist meine Sklavinn, und wenn Sie mir nicht

auf der Stelle 900 Dollars für ihre Loskaufung zahlen, so werde ich sie als Flüchtlinginn vor Gericht angeben. Sie ist eigentlich wenigstens tausend Dollars werth; da Sie sie aber geheirathet haben, so will ich mich mit 900 begnügen."

„Ihre Sklavinn!" schrie der arme Doktor ganz verblüfft, „das ist unmöglich."

„Glauben Sie, oder glauben Sie mir nicht," fuhr der Andere fort; „das ist mir gleich. Ich lasse Ihnen meine Adresse, und wenn Sie mir nicht binnen 24 Stunden das Geld zustellen, so verspreche ich Ihnen, daß der Name von Mistriß Wallis in den öffentlichen Blättern als entlaufene Sklavinn figurirt."

Der Fremde entfernte sich, und Wallis begab sich zu seiner Gattinn, die ihm unter strömenden Thränen die Wahrheit eingestand. „Gut," sagte Herr Wallis, „ich werde sogleich, da die Sache wahr ist, die 900 Dollars bezahlen, da ich Dich zu sehr liebe, um je in eine Trennung von Dir zu willigen."

Die kurze Unterredung zwischen beiden Gatten hatte Mistriß Wallis tief erschüttert. Sie bat ihn, ihr die Züge und das Aussehen des Fremden genau zu schildern, was er auch mit der größten Genauigkeit that, und sie fragte, ob das Signalement wirklich dem ihres ehemaligen Herrn entspreche.

„Ja," erwiderte sie mit niedergeschlagenen Augen; „er war mehr noch als mein Herr, er war — mein Vater."

---

* Bemerkung.

(Eingesandt.)

Wer sich einigermaßen auf Erden umgesehen hat, dem ist es bekannt, daß die Mehrheit der Menschen die weniger klugen sind, weßhalb auch das Sprichwort: „Für Jürgen ist mir gar nicht bange, der kommt mit seiner Dummheit fort" so häufig in Anwendung kommt, und daß man oft mit Dingen als etwas Besonderem, Neuem gelangweilt wird, welche jeder gesunde Menschenverstand, als sich von selbst verstehend begreift.

So giebt es an einigen Orten immer noch Leute, welche nicht begreifen, wie die kleinen Gaben homöopathischer Medicamente so außerordentlich Großes leisten können, und meinen, daß wenn die so fein und künstlich zubereiteten Arzneien durch ein derbes Frühstück vernichtet werden können, selbige auch keinen wesentlichen Nutzen schaffen.

Wir wollen daher solchen Leuten zu Hülfe kommen, indem wir glauben überzeugt zu seyn, daß ein Fingerhut voll Essig genug ist, um eine homöopathische Haus-Apotheke zu verderben, es würde also eines tüchtigen gewürzreichen Frühstücks dazu nicht bedürfen. Wer würde aber daraus folgern, es könnten diese homöopathischen Medicamente bei dabei zu haltender Diät und bei guter Aufbewahrung vor schädlichen Einwirkungen auf dieselben, nicht das Verlangte leisten, oder wollte wohl gar die Kraft nach der Größe des Quantums berechnen, und somit die Wirkungen als erfolglos betrachten.

Solche Menschen würden mit jenem alten Weibe zu vergleichen seyn, welches nicht begreifen konnte, weßhalb der Prediger des Dorfes einen Blitz-Ableiter auf die neu erbaute Kirche bringen ließ, und den Pfarrer deßhalb fragte, was die kleine goldene Spitze auf demselben eigentlich bedeute, worauf der Prediger antwortete, daß diese eine anziehende Kraft besitze, vermöge welcher der Blitz aufgefangen und sicher an dem Streifen Blech herunter in die Erde geleitet werde.

Ach, Herr Pastor, antwortete die gutmüthige Frau, so Etwas machen Sie andern Leuten nicht weiß, diese kleine Spitze sollte solches thun? dazu müssen Sie doch wenigstens einen großen Kessel

oben hinauf bringen lassen, wenn der Blitz wirklich aufgefangen werden soll. —

Deßhalb wollen auch wir in ähnlichen Worten mit jenem Wahrheitsfreunde sagen:

Wär's Lug und Trug,
Würd's bald vergehen;
Da es Wahrheit aber ist,
Wird's sicher auch bestehen.

* Wachsfiguren-Cabinet.

Das, in der Bude am Heerdenthore aufgestellte Cabinet beweglicher Wachsfiguren verdient eine öffentliche lobende Erwähnung. Der künstliche Mechanismus, der sie in Bewegung setzt, giebt den gut geordneten Gruppen Leben und erhöhet den treffenden Ausdruck der sich in sämmtlichen Gesichtern ausspricht. Der Elephant von Bronze ist ein Meisterwerk der Mechanik und nur einem zehnjährigen ausdauerndem Fleiße des Künstlers konnte es möglich seyn, ihn zu vollenden. —

Wer sich eine angenehme, unterhaltende Stunde verschaffen will, der findet dazu Gelegenheit in dieser zwar stummen doch interessanten Gesellschaft.

M.

* Notiz.

Strauß — Terpsichore's Capellmeister — ist wieder da. Er kehrte von Hamburg zu uns zurück und erfüllte dadurch den Wunsch recht Vieler, die ihm das erste Mal nicht hören konnten. Am Donnerstag gab er ein Concert im neuen Unionssaale — wie zu erwarten, vor einer zahlreichen Versammlung und mit großem Beifall. Dem Vernehmen nach wird er am Sonnabend auch den Füßchen unserer schönen Welt Gelegenheit geben, sich nach seinen Tönen zu bewegen.

Schmetterlinge und Bienen.

Endlich will ein Arzt ein wirksames Mittel wider die Cholera erfunden haben — das Opium. So viel ist gewiß, wer hinreichend Opium genießt, stirbt nicht an der Cholera, sondern — am Opium.

Die Flamänder haben die Englischen Meetings immitiren wollen, tranken aber dabei viel Bier und debattirten so handgreiflich, daß die Regierung einschritt und die Politiker für unmündig erklärte. Zu einem Englischen Meeting gehört ein Englisches Volk und gereifte Institutionen.

Gottesdienst.

Sonntag, den 23. October.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Past. Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Pastor Pauli.....	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Dr. Krummacher.....	St. Ansgarii	9 „
	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Candidat Pralle.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Iken.....	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor v. Hauffstengel	— — —	1 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Toel.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Kein Gottesdienst.	Armenkirche	
Hr. Pastor Probst.....	St. Johannis	6½ „ Messe
Hr. Pastor Wemer.....	— — —	9 „ Hochamt
Hr. Pastor Probst.....	— — —	10 „ Predigt
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8 „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen").

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 28.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 85.

Bremen, Sonntag den 23. October 1836.

Gestorben:

Nro. 980. Den 17. October. Der Schneider Jacob Tute, 80 Jahr; kleine Krummenstraße Nro. 34.

— 981. Den 18. — Der Arb. Christ. Ehlers, 30 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 23.

— 982. Den 18. — Des verst. Holzsägers Joh. Henrich Timmermann Wittwe, geb. Oresler, 29 Jahr; Ahlers-Gang Nro. 3 (Neustadt).

— 983. Den 19. — Die Dienstmagd Anna Catharina Frisch, 23 Jahr; Brünings-Gang Nro. 5 (Neustadt).

— 984. Den 19. — Des Arb. Andreas Häfeker Sohn, 8 Tage; Hülsberg Nro. 26.

Nro. 985. Den 20. Octb. Der Färber Justus Weber, 34 Jahr; Osterstraße Nro. 53.

— 986. Den 20. — Des verst. Gastwirths Carsten Hillmann Wittwe, g. Krudop, 78¾ Jahr; Westerstr. N. 1.

— 987. Den 20. — Des verst. Weinaufsehers Johann Anton Hennings Wittwe, geb. Kannengießer, 78 Jahr; außerm Steinthor Nro. 6.

— 988. Den 20. — Der Schuhmachermeister Bernhard Hinr. Herm. Dickmann, 64 Jahr; Schwanenstraße Nro. 34.

— 989. Den 20. — Des Arb. Joh. Heinr. Schier Tochter, 14 Tage; Schweinestraße Nro. 36.

Geburten:

Nro. 1257. Den 15. Octb. Ein Mädchen — Buntenthorssteinweg Nro. 182.

— 1258. Den 17. — Des Kohlhökers Herm. Bremermann Ehef., geb. Sanders, auß. Steinthor N. 86; von einem Knaben.

— 1259. Den 17. — Des Galanteriehändlers Hans Heinr. Rancke Ehef., geb. Wechsler, Sögestr. N. 5; von einem Knaben.

— 1260. Den 17. — Des Maurergesellen Christ. Behrens Ehefr., geb. Oelvendahl, Fehrfeld Nro. 21; von einem Mädchen.

— 1261. Den 17. — Ein Knabe — im krummen Arm Nro. 4.

Nro. 1262. Den 17. Octb. Des Arb. Lüder Strohmeyer Ehefrau, geborne Kumpfer, Hülsberg Nro. 30; von einem Mädchen.

— 1263. Den 18. — Des Zinngießers Joh. Wessels Ehefrau, geb. Jacobs, Faulenstraße Nro. 73; von einem Mädchen.

— 1264. Den 18. — Des Schuhmachers Jacob Friedrich Hinr. Lürßen Ehefrau, geb. Hugo, Runken Nro. 21; von einem Mädchen.

— 1265. Den 18. — Des Miethkutschers Joh. Diederich Blume Ehefrau, geb. Nebben, Neuenstraße Nro. 24; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 420. Der Schiffskapitän Christ. Ludwig Habbert hies. und Johanne Friederike Christine Buse aus Schlüte bei Berne.

— 421. Der Maureramtsmeister Christ. Poppe und Charl. Amalia Bose, Beide von hier.

— 422. Der Kahnschiffer Friedrich Dierks und Johanna Dorothea Margaretha Elisabeth Jürgens, Beide von hier.

— 423. Der Mascopsträger Johannes Ferlmann hies. und Wilhelmine Wessels am Gröplingerdeich.

Nro. 424. Der Zimmergesell Johann Carl Friedrich Schultz hies. und Johanne Regine Eleonore Hespe aus Colnrade.

— 425. Der Weißbäcker Ortgies Georg Hinr. Schlichtermann zu Scharmbeck und des verst. Conditors Joh. Heinr. Carl Klein Wittwe, Trine Margaretha, geborne Kothen, hieselbst.

— 426. Der Weinküper Joh. Heinr. Kehlenbeck und Catharina Maria Arfmann hieselbst.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 86.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 27. October 1836.

Wenn durch die Lupe, die der Geist verleihet,
Die Ahnung und das Gottvertrauen schaut,
Dann wird der wahre Seher eingeweihet,
Dem Muth und Sehnsucht in die Seele thaut. Daeves.

Gottes Stimme zu uns durch die Natur *).

Groß ist der Schöpfer, groß ist Gott!
So tönt's durch Flur und Felder,
Es rauscht durch Hain und Wälder,
Es glänzt im goldnen Morgenroth:
Er war, er ist, wird ewig seyn,
Geht ihm die Ehre, ihm allein!

Unendlich ist des Schöpfers Macht!
Ihr, seine Weltenheere,
Ihr, Himmel, Erden, Meere,
In eurer Herrlichkeiten Pracht
Seyd Zeugen seiner ew'gen Kraft,
Die Alles ordnet, Alles schafft.

Er ist und wirkt, wohin Du schaust, —
Du kannst ihm nicht entfliehen.
Dich nirgends ihm entziehen.
Heil Dir, der Du auf ihn vertraust,
Wohin Du gehst, er ist Dir nah',
Er, den kein menschlich Auge sah.

Sein Geist regiert die ganze Welt!
Es reift zur Frucht die Blüthe,
Es keimt durch seine Güte
Das Körnlein, das zur Erde fällt,
Und Leben sproßt im kleinsten Raum —
Im Tropfen Thau, am Riesenbaum.

Erhaben ist des Ew'gen Thron, —
Doch seine Allmacht sendet
Dem, der zu ihm sich wendet:
Den frommen Muth, des Glaubens Lohn,
Die Liebe, die zum Herzen spricht,
Den Frieden und der Hoffnung Licht.

Er gab uns Liebe und Verstand,
Daß wir ihn Vater nennen,

*) Aus dem trefflichen Andachtsbuche: Erleuchtung. Leipzig, Leo.

Ihn dankbar anerkennen,
Ihn, dessen starke Meisterhand
Im weiten Tempel der Natur
So sichtbar zeichnet seine Spur.

Plagt Wahn und Weh' die Menschen auch
In diesem Pilgerleben:
Wir dürfen nicht erbeben.
Die Erde schwinde, wie ein Hauch —
Es wird ja droben einst gestillt,
Was unser Herz mit Sehnsucht füllt.

Die Belagerung von Jerusalem.

(Fortsetzung.)

11.

Wir müssen unsere Flucht aus Jerusalem beschleunigen! — sprach Jose zu Judith — Ich glaube, sie wird unmöglich, wenn wir länger zögern.

Aber Du mußt vorher mit Aemilius Rücksprache nehmen! — antwortete Judith — Nimmermehr möchte ich diese Stadt verlassen, ohne zu wissen, wer meiner Aeltern Beschützer seyn sollte, wenn wir Jerusalem im Rücken haben. Unzählige der Ueberläufer sind von den Römern hingerichtet worden. Wenn uns Aemilius nicht empfängt, wenn der sich nicht der Meinen erbarmt, so sind wir dem langsameren Hungertode entgangen, um ein schnelleres Ende bei den Feinden zu suchen.

Ich werde den Quästor vorher sprechen. Du hast Recht, Judith, vielleicht gehe ich noch in dieser Nacht zu ihm! — sagte Jose — Bedenke Alles im Voraus, berechne jeden Unfall, der uns treffen könnte. Jose, Deine Klugheit rettet mehr denn zehn Menschen! — bat Judith.

Jose machte ein überraschtes Gesicht: — Zehn Menschen? Du rechnest wohl Vater, Mutter und Dich — Jedes zu drei?

Nein! — sprach die Jungfrau — Ich zähle uns und Dich nur einfach. Allein erinnere Dich, daß Du einem Sterbenden versprachst, der Vater seiner Waisen, der Berather seines Weibes und der Ernährer seiner betagten Aeltern zu seyn. Ich fliehe nicht ohne Jene, von deren Mehl wir jetzt Brod haben.

Du bist ein eigensinniges Mädchen. Du willst mich durchaus zur Großmuth zwingen. Nein, das geht nicht. Ich weiß wohl, daß Du hingehest und unsere Speisen mit ihnen theilst — aber mitnehmen können wir sie nicht. Ich bitte Dich, wir können doch nicht in einem Zuge, als gäbe es eine Hochzeit, zu dem kleinen Pförtchen hinausschreiten und mit Gesang und Zinken bei den Römern einkehren! Gieb den Plan auf.

Jose, — entgegnete die Herrinn — ich weiß, Du scherzest. Niemandem sind Pflichten so heilig als Dir, Niemand erfüllt seine Verbindlichkeiten so streng' als Du. Nicht meines sondern Deines Gewissens wegen will ich, daß Deine Schützlinge mit uns gehen. Danke mir und triff Anstalt.

Der Diener aber spottete: Man gewinnt mich nicht durch solche hochtrabende Reden. Du beurtheilst mich falsch, wenn Du mich auf diese Weise täuschen willst. Nein, Tochter, nein, — ich will mit Aemilius darüber reden. Doch, noch fehlt die Hauptsache: sind auch Nathan und Debora zur Flucht entschlossen?

Noch nicht, was die Mutter anlangt! — antwortete Judith.

So laß uns mit ihnen reden! — sprach Jose.

Beide gingen in das Gemach, in welchem Nathan und Debora sich befanden. Jose leitete das Gespräch ein:

In der Antonia mag's heute schlüpfrigen Weg auf dem Hofe geben. Es ist gestern ein Platzregen gefallen.

Was meinst Du damit? — fragte der Herr.

Simon ließ einige Dutzend Köpfe abschlagen! — antwortete Jose — Stattliche, hübsche Köpfe, in denen mancher kluge Gedanke war. Unter

Andern auch der, daß sich's außerhalb Jerusalems besser tafeln möchte als innerhalb. Na, es hat da Jeder seine besonderen Ansichten vom Essen. Ich muß gestehen, eine frische Feige oder eine reife Dattel sind mir lieber als Mehlwürmer. Simon war anderer Meinung, er ließ den Kopf sammt dem freßgierigen Maule abschlagen und der Appetit war gestillt.

Hörst Du, Debora, — redete Nathan Ben Ruben — wie der Entsetzliche wüthet? Er ließ Personen hinrichten, die der Flucht verdächtig waren. Hofft der Mörder, daß die vom Blute triefenden Hände siegreich fechten sollen?

Ich glaube es nicht. Ist Jose ein so zuverlässiger Mann, daß Du ihm unbedingt traust? Verräther hat Simon tödten lassen, Gotteslästerer! — sprach Debora.

Ich weiß nicht, wohin Du alsdann Deinen Freund Ananias, sammt seinem Bruder und Schwäher rechnen willst, ob zu den Verräthern oder Gotteslästerern! — erwiderte Jose — Ananias aus Gophna, Ihr erinnert Euch doch? Wenn ich lüge, so mögt Ihr Euer Auge gleichfalls Lügen strafen. Geht an die Burg und Ihr werdet seinen Kopf leicht unter den Anderen herausfinden, die Anderen hatten nicht so schönes schwarzlockiges Haar als er.

Da schauderten die beiden Alten: Ananias aus Gophna? hingerichtet sagst Du? — murmelte Debora — Nathan aber schritt auf den Diener zu und sagte:

Du wolltest uns sicher aus der Stadt und durch die Feinde geleiten. Löse jetzt Dein Wort und Du sollst nicht der ärmste unserer Brüder in Damaskus seyn.

Nein, Ben Ruben, wir wollen nicht fliehen. Simon hat die Burg, Johannes aber den Tempel inne. Johannes wird uns schützen. Begeben wir uns zu ihm und erwarten dort die Verherrlichung Gottes und seines Volkes! — rief Debora.

Nie waren beide Häuptlinge einmüthiger denn jetzt! — entgegnete Jose — Wen Simon noch nicht völlig ausgeplündert hat, der wird zu Johannes geführt, wem Johannes noch einen Obolus übrig ließ, dem raubt Simon den letzten Denar. Plündern, morden, wüthen — in diesen drei Stücken sind sich Beide gleich und Einer reicht dem Andern die Hand.

So stehe Gott der heiligen Stadt und der heiligen Sache bei! — klagte Debora — Helfe der Gott unserer Väter und sende seine Boten. Wie singest Du, meine Tochter?

Wo weilest Du, der Morgen graut,
Sehnsüchtig harrend hat die Braut
Die Nacht hindurch gesessen.

Mein Weib, mein liebes, theures Weib! — unterbrach sie Nathan — Sey barmherzig um unsertwillen, wenn Du Dich selbst nicht retten magst und bleibe meine Gefährtinn bei der Flucht' wie Du es seit dreißig Jahren durchs Leben warst, Debora, wir wollen unser Kind nicht untergehen lassen, unser einziges, schönes Kind! — setzte Ben Ruben dem Vorhergehenden bewegt hinzu — Sträube Dich nicht länger, gieb nach und laß uns fliehen.

Die Apostrophe ans mütterliche Herz verfehlte ihre Wirkung nicht. Debora sprach leise zu ihrem Manne:

Ich will nichts weiter hindern. Was Du beschließest — ich folge Dir. Denn der Mann ist des Weibes Oberhaupt. Nathan — wir wollen fliehen.

Nun denn, — sagte Ben Ruben zu Jose — geh und triff die Anstalten mit Vorsicht und Sorgfalt, damit wir Deinen mächtigen Freund bereit finden, uns zu beschützen, wenn wir aus Jerusalem entwichen sind. Der Gott unserer Vä-

ter sey unser Schirm, denn es ist ein gefährliches Wagniß, das wir vorhaben! Aber der Gerechte geht sicher auch mitten aus der Löwengrube.

Dennoch sollten wir hier verweilen, Nathan! fiel Debora ein, die ihre Nachgiebigkeit sehr bald wieder bereute — anstatt daß wir die Stätte verlassen, wo die Herrlichkeit seines Namens offenbar werden wird.

Jose unterbrach diesen Wortwechsel, indem er sagte: Noch diesen Abend gehe ich aus der Stadt, um den Quästor Aemilius, meinen günstigen Gönner und besonderen Freund, zu sprechen. Erwartet mich heute oder spätestens in der morgenden Nacht zurück. Denn ich bin froh, daß endlich ein Entschluß gefaßt worden ist, der mir Hoffnung giebt, Euch noch länger dienen zu können. Blieben wir hier, so würde der Tod bald den Unterschied des Standes zwischen uns aufgehoben haben. Nun ich gehe — und mache richtige Bestellung. Das Brot hält noch für ein paar Tage aus.

Judith ging zu Jose heran und flüsterte: Du weißt auf wen Du bei der Flucht noch zu rechnen hast. Deine Schützlinge begleiten uns. Triff Anstalt, guter Jose, daß wir die Verlassenen retten können.

Jose antwortete nicht und fragte leise: Hast Du für den Quästor einen besonderen Auftrag? Hast du nichts an den zu bestellen?

Das Mädchen schwieg und trat zu den Aeltern zurück. Jose nahm Abschied und ging als es Abend war, wirklich hinweg, um die Flucht mit Aemilius zu besprechen.

Judith verließ gleichfalls am Abende das Haus ihrer Aeltern, um jene Leute am Brunnen, neben dem Palaste des Judas Makareb, zu besuchen. Sie hatte sich mit Brot und anderen Lebensmitteln belastet — allein die Wohnung ihrer Freunde fand sie öde und verlassen. Die Thüren waren geöffnet; die Schränke schienen leer — vermuthlich waren die ehemaligen Insassen ausgezogen — ob gänzlich aus der Stadt oder nur in einen andern Theil der Stadt, konnte Judith nicht errathen. Es war dunkel, sie verließ, vor Furcht zusammenschauernd, das fremde Haus wieder und gelangte glücklich zu den Ihren zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon und der Herzog von Vicenza.

(Fortsetzung.)

„Ich will mich nicht weiter über die Affaire von Ettenheim äußern. Nie soll über meine Zunge ein Anathem gegen Napoleon kommen; wo ich ihn nicht billigen, oder loben kann, will ich lieber schweigen. Ich theile aber nicht die Ansicht Desjenigen, der da gesagt hat: jene That war mehr, als ein Verbrechen, sie war ein Fehler. Ein Verbrechen ist schlimmer, als ein politischer Fehler. Die Hinrichtung des Herzogs von Enghien war ein doppeltes Unglück; sie war die Specialveranlassung des ersten Russischen Kriegs gegen Frankreich; man motivirte ihn auf die Verletzung des Großherzogs von Baden, des Schwiegervaters vom Kaiser von Rußland.

„Ich habe keinen Theil gehabt an dieser Catastrophe, obwohl die Erinnerung daran meine schönsten Tage vergiftete . . . Der einzige Vorwurf, den ich mir zu machen habe, ist der, das Haupt nicht gebeugt zu haben vor dem Blitz, der vor meinen Füßen herniederfuhr. Hätte ich meine Entlassung als Adjudant des ersten Consuls eingereicht, und so offen meinen Unwillen über dieß Ereigniß offenbart, so hätte ich mich rein gewaschen von einer falschen, gehässigen Anschuldigung. Aber auf diese Weise mußte ich auch auf meine Laufbahn, auf den Ruhm Verzicht leisten, für den doch mein Herz so lebhaft schlug! Ich war

jung und ehrgeizig, und stark durch das Gefühl meiner unbefleckten, reinen Ehre, durch mein Gewissen, das mir nichts vorwarf, wagte ich es, meinen Anklägern ins Auge zu schauen! Seitdem haben die hohe Stellung, auf die ich mich emporgeschwungen, die Wohlthaten, mit denen mich der Kaiser überhäufte, die Anschuldigungen der Böswilligen verstärkt.

„Das Verbrechen, welches mir die Leute meiner Caste nie verzeihen werden, war, daß ich im Jahre 1814 Schritt vor Schritt die Rechte des Sohns Napoleon vertheidigte, daß ich den verbündeten Mächten einige Souveränitätsrechte für den größten Mann der neuern Zeit entriß, für den, der die Welt besessen, vor dessen Namen alle Thronen der ältesten Monarchen Europas gezittert hatten. Mein Hauptverbrechen in ihren Augen war, im Jahre 1815 meinen Wohlthäter mit allen Mitteln, die in meiner Macht standen, unterstützt und geholfen zu haben.

„Ein politischer Mann, war ich zugleich Mann des Hofes, und das werden mir die Herren vom Hofe nie verzeihen. Die Blicke auf St. Helena gerichtet, verachtete ich aber die elenden Leidenschaften des Tages . . . Ich zog mich auf mein Landgut zurück und beschäftigte mich mit der Erziehung meiner Söhne . . Des edlen Alexander's Tod hat meine Träume der Zukunft auf immer zerstört . . .

„Als ich zum Gesandten in Rußland ernannt wurde, schrieb ich an den Kaiser Alexander, welcher mich seit meiner ersten Mission nach St. Petersburg persönlich kannte. Ich wußte nämlich nicht, welche Ansicht er hinsichtlich der Ettenheimer Angelegenheit über mich hegte, und nichts hätte mich bewegen können, einem Manne aufgedrungen zu werden, der mich nicht mehr schätzte. Darauf antwortete er mir:

„Ich habe bei meinen damals in Deutschland residirenden Ministern alle Erkundigungen eingezogen. Ich weiß, daß Sie jener furchtbaren Geschichte fremd stehen. Hegte ich noch den geringsten Zweifel, so sollte mich keine Macht des Himmels und der Erde bewegen, Sie zu empfangen. Bei Ihrem ersten Aufenthalt an meinem Hofe waren wir Beide sehr jung; allein schon damals wußte ich Sie zu würdigen, und hätte mich dafür verbürgen mögen, daß Sie sich keine infame Handlung zu Schulden kommen lassen würden.“

„Noch besitze ich diesen eigenhändig geschriebenen Brief Alexander's. Ich hatte aus eignem Antriebe an den Kaiser Alexander von Rußland geschrieben, ohne Napoleon um dessen Autorisation zu bitten. Seine Polizei war wunderbar organisirt und bediente ihn aufs Beste; ich machte kein Geheimniß aus meinem Schreiben; ob er davon wußte, ist mir unbekannt. Nie hat er mit mir davon gesprochen; und hätte er es gethan, ich würde diesen Schritt nicht geläugnet haben. Allein er war auch organisirt, mich zu verstehen, und hat mich darum nicht getadelt. Höchst merkwürdig ist es, daß trotz unserer vertraulichsten Verhältnisse der Name des Herzogs von Enghien doch nie zwischen uns erwähnt wurde. Was man auch immer gesagt hat, ich glaube, dieß Ereigniß hat tiefes Bedauern in dem Herzen des Kaisers zurückgelassen. Auch bin ich überzeugt, daß ein Grund der Gunstbezeugungen, mit denen er mich überhäuft hat, in seinem Billigkeitsgefühle lag. Er wollte, so weit es in seinen Kräften stand, das große Leid wieder gut machen, welches mir die gleichzeitige Thatsache meiner Sendung nach München mit der Geschichte von Ettenheim verursacht hatte. Ganz gewiß hatte er diese Coincidenz nicht berechnet, um mich zu compromittiren; damals war ich nicht wichtig genug, daß er zu

so schlechten Mitteln hätte seine Zuflucht nehmen sollen.

„Ich habe den Muth meiner Ueberzeugung, und trotz der öffentlichen Schreier werde ich stets laut dem schönen Character des Kaisers von Rußland meine Huldigungen darbringen, nicht, weil er mich gut behandelt hat, sondern weil es eine Thatsache ist, welche die unparteiische Geschichte nicht bestreiten wird. Ich muß es sagen, daß Alexander, der gleichfalls den Muth seiner Ueberzeugung besaß, sich meiner bei Ludwig XVIII. in Beziehung auf die Affaire von Ettenheim eifrigst annahm; auch ruhte er nicht eher, als bis man ihm die Versicherung ertheilt hatte, man habe sich von der Wahrheit seiner Aussage überzeugt. Allein auf den seiner Natur nach sehr sardonischen Ludwig XVIII. wirkte dieß wenig, und ungeduldig über die Aufzählung meiner Verdienste von Seiten Alexander's beendigte er die Conferenz mit den Worten:

„Ich hoffe, mein Bruder von Rußland hat nicht die Absicht, mir Bonaparte's Großstallmeister für die Stelle des Prinzen Lambesc an meinem Hofe vorzuschlagen? . .“ Pikirt antwortete Alexander: „O! nicht im Geringsten; denn Se. Majestät der König von Frankreich weiß, wie der Geringste der Bauern seines Königreichs, daß, um einen Handel abzuschließen, der Consens von Zweien erfordert wird . . .“ Ludwig XVIII. fühlte den Hieb, und wurde dadurch, glaube ich, nicht günstiger gegen mich gesinnt.

„Kaiser Alexander theilte mir dieß Gespräch selbst mit, und fügte dann mit liebevoller Theilnahme hinzu: „Kommen Sie, lieber Caulaincourt, an den Hof von Rußland; dort finden Sie einen Freund, und Ihre Söhne eine Stellung, die ihnen in Frankreich nicht zu Theil werden kann. Die Bourbons sind zwar von Ihrer Unschuld überzeugt, allein es paßt für ihre Politik, immer einen gewissen Verdacht um Sie zu verbreiten; zudem wissen sie, daß Sie in den Aprilconferenzen die Interessen Ihres unglücklichen Herrn vertheidigt haben, und daß es wahrhaftig nur an einem Faden hing, daß Ihre Sache nicht den Sieg davon trug . . . Man liebt und schätzt wohl die Ergebenheit gegen sich selbst, übersieht sie aber, wenn sie zu Gunsten eines Mitbewerbers an den Tag gelegt wird. Ferner wissen sie, daß Sie sich ihnen nie ganz anschließen werden, daß nicht auch Ihre Apostasie zu Napoleon's Demüthigung beitragen wird; mit einem Worte, Sie sind im Königreich Frankreich überflüssig. Ich wiederhole es, lieber Caulaincourt, kommen Sie an den Russischen Hof; es ist Platz da für Sie und die Ihrigen, und Sie finden dort einen Freund, der Sie nie verläugnen wird.“

„Ich warf mich in des vortrefflichen Mannes Arme“, sagte tief bewegt der Herzog von Vicenza; „wir machten schöne Pläne . . Der Tod zog sie mit hinab ins Grab!! — Ich habe Ihnen nun die reine Wahrheit über meine Mission nach Deutschland erzählt; denn ich fühlte das Bedürfniß, Ihnen diese traurigen Erklärungen zu geben . . .“

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Sturm in den Orkneys.

Wenn der Reisende das gute Glück hat, während eines Sturmes sich auf den Orkneys zu befinden, so wird er den gänzlichen Mangel einer schönen Scenerie nicht mehr beklagen, indem sich ihm dann das erhabenste Schauspiel bietet, von dem er noch je Zeuge war. Wenn er sich bei dieser Gelegenheit an die Windseite begiebt, besonders wenn diese am westlichen Ufer ist, so wird er Wogen von einer Größe und Gewalt erblicken, von der er vorher noch keinen Begriff hatte. Gleich Ungeheuern tauchen sie aus dem atlantischen

Ocean auf, und treiben sich mit emporgerecktem Haupt, die Mähnen im Winde flatternd, brüllend und schäumend auf ihm herum, bis eine solche Niagarafluth gegen die gegenüberliegenden Abgründe schlägt, daß die Felsen in ihren Grundvesten zittern, während die Wasserfluthen, welche sich gleich darauf wohl hundert Fuß hoch über die Felsengipfel erheben, das umliegende Land überschwemmen und gleich Wolkenbrüchen auf die entgegengesetzte Seite der Inseln herabfallen. Alle Brunnen, bis auf eine Meile vom Ufer, sind auf einige Tage nach einem solchen Sturme salzig. Jene, welche eine halbe Meile vom Meere leben, sagen, daß der Boden ihrer Hütten von dem Anschlagen der Wellen zittere. Felsenstücke, welche drei Männer nicht fortbewegen könnten, werden von den 60 bis 100 Fuß über dem Meeresspiegel emporragenden Gipfeln der Klippen weggespült, und ungeheure Felsenmassen sind bis auf eine bedeutende Strecke zwischen der Marke der Ebbe und der Fluth fortgeführt worden. Bei einem Besuch der West Craig einige Tage nach einem Sturm wurden Seeinsekten in Menge auf den naheliegenden wohl 100 Fuß hohen Hügeln gefunden.

Shetländische Pferde.

Kürzlich kam eine Ladung solcher Pferde nach Ostende, und wurde zum Theil in dieser Stadt, zum Theil auf dem Wege nach Brüssel und in Brüssel selbst verkauft. Das Kleinste ist nicht größer, als ein großer Hund und hat nur 2½ Fuß Höhe, und von der Stirn bis zum Schweif 3 Fuß Länge; dieß kann nur ein Gegenstand der Neugierde seyn, denn obwohl kräftig, kann es keinen Mann tragen. Die Andern tragen ihre Reiter, möchten jedoch schwerlich im Stande seyn, einen anstrengenden Marsch auszuhalten; daß Größte selbst kann die gewöhnliche Stufe nicht erreichen. Da man sie in ihrem Vaterlande nicht durch unmäßige Arbeit und schlechte Behandlung vor der Zeit tödtet, so werden sie nach der Versicherung des sie begleitenden Shetländers bis 70 Jahre alt und sind äußerst sanft.

Schmetterlinge und Bienen.

Im Palast der Tuilleries hat man sich eines Menschen bemächtigt von sehr hochverräthe-rischem Aussehen. Derselbe war wohlgekleidet, und als die Polizei seine Taschen durchsuchte, fand sie nebst mehreren Goldstücken ein Billet de banque von 500 Franken. Ohne Zweifel giebt es keine gefährlicheren Conspirationslisten wie die Bankzettel, mit ihnen allein hat die Diplomatie die Spanische Revolution drei Jahre schon genährt.

Ein seltsames Wunder: die Fabriken, welche vor einiger Zeit in Schottland ihre Maschinen zertrümmern sahen, weil die Arbeiter brotlos zu werden fürchteten, haben in diesem Herbste Mangel an Arbeitern ohngeachtet der Maschinen. Eisenbahnen und Dampfschiffe können in Folge wohl ebenfalls nützlich wirken, ohne Noth zu erzeugen.

Miscellen.

Kürzlich trug der Sohn eines Einwohners von St. Quentin, gegen 10 Uhr Abends einen Brief auf die Post; er bemerkte ein Individuum, das sich bei seiner Annäherung eilig entfernte. Als er seinen Brief in den Briefkasten legte, fand er einen Messingdrath darin, dessen beide Enden hakenförmig gebogen waren. Der Unbekannte war ohne Zweifel ein Dieb, der irgend einen Brief von Werth, zu entwenden versuchte. Diese Thatsache ward der Polizei angezeigt. Noch ein anderes Mittel wandten die Gauner an, auf das auch schon aufmerksam gemacht wurde: sie brachten nämlich ein sehr dünnes Netz in die Büchse, das die Briefe auf ihrem Durchgang aufhält.

Auf diese Weise wurden wahrscheinlich hier, oder anderswo, Effekten entwendet, von denen man glaubte, sie seyen auf der Post verloren gegangen.

---

* Bericht.

Mehrerer Sehenswürdigkeiten des dießjährigen Freimarkts geschah bereits in diesen Blättern Erwähnung. Sey es daher auch erlaubt, auf die Kunstreitergesellschaft des Herrn Guerra aufmerksam zu machen. — Wer nicht unbillig in seinen Anforderungen ist, und nicht verlangt, daß jedes einzelne Mitglied das Vollkommene leiste, wird durch die Vorstellungen dieser Gesellschaft zufrieden gestellt werden. Viele ihrer Mitglieder zeichnen sich durch Sicherheit und Gewandheit in den schwierigsten Productionen aus, die mit unter sehr schönen Pferde sind vortrefflich dressirt und die Anzüge geschmackvoll.

Das, am Sonntage vor dem Hohenthore gehaltene Rennen erfreute sich eines allgemeinen Beifalls. Es geschah in großartigem Style. Heute Mittwoch findet das Zweite statt und wahrscheinlich noch ein Drittes. Aehnliches sahen wir hier noch nicht; es ist ein angenehmes, die Theilnahme in hohem Grade in Anspruch nehmendes Schauspiel.

H.

Gemeinnützige Anzeige.

So eben hat bei mir die Presse verlassen, und ist, um es gemeinnütziger zu machen, zu dem niedrigen Subscribtions-Preis in Pappband gebunden für 36 Groten auf Druckpapier und für 48 Groten auf Schreibpapier auf unbestimmte Zeit bei mir Catharinenstr. Nr. 36 zu haben. Der nachherige Ladenpreis ist 60 Gr. und 1 Thaler:

Ausrechnungs-Tabellen
zur
Erleichterung des Geschäfts
für
Kaufleute und Haushalter,
nach welchen
der Preis aller Waaren, so wie Interesse und Rabatt auf Jahre und Monate zu 6, 5, 4, 3, ½ und ¼ Procent, richtig ausgerechnet, augenblicklich gefunden werden kann.

Neue Auflage.
des weiland Postsekretärs T. Huntemann
„Tabellen aller Waaren"
verbessert und mit mehreren Tabellen vermehrt.

Inhalt.

I. Wenn 1 Pfund, Stück, Elle ⅛ Gr. bis 10 Rt. kostet, wie hoch denn ¼ bis 1000 Pfund ꝛc. zu stehen kommen.

II. Interesse Rechnung.

III. Wenn 100 Pfd. 1 Gr. bis 270 Rt. kostet, wie hoch denn 1 Pfd. zu stehen kommt.

IV. Wenn 1 Pfd. 1 Gr. bis 11 Rt. kostet, wie hoch denn 1 Loth und 1 Quentin zu stehen kommt.

V. Wenn 1 Centner (zu 110 Pfd.) 8 Gr. bis 1 Rt. 24 Gr. kostet, wie hoch denn 1, 10, 20, bis 100 Pfd. zu stehen kommt.

VI. Wenn 1 Schock 1 Gr. bis 90 Rt. kostet, wie hoch denn 1 Stiege zu stehen kommt.

VII. Wenn 1 Stiege 1 Gr. bis 60 Rt. kostet, wie hoch denn 1 Elle zu stehen kommt.

VIII. Wenn 1 Groß 1 Gr. bis 90 Rt. kostet, wie hoch denn 1 Dutzend und 1 Stück zu stehen kommt.

IX. Wenn 1 Dutzend 1 Gr. bis 60 Rt. kostet, wie hoch denn 1 Stück zu stehen kommt.

X. Wenn 1 Ballen Papier 1 Gr. bis 100 Rt. kostet, wie hoch denn 1 Ries und 1 Buch zu stehen kommt.

XI. Thran-Rechnung.

1. Nach Stechkannen. 2. Nach Pfunden.

Georg Jöntzen.

Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen der Stadt Bremen").

A. Doepes, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 86.

Bremen, Donnerstag den 27. October 1836.

Gestorben:

Nro. 990. Den 20. Octb. Des verst. Carl Gottfried Kesselboden Wittwe, geb. Schulcke, 72 Jahr; Armenhaus.

— 991. Den 21. — Helena Antoinette Ehlers, 15 Jahr; Comthurstraße.

— 992. Den 21. — Des verstorb. Schiffskapitäns Jacob Behrens Wittwe, geb. Ahrens, 81 Jahr; Rosenthal Nro. 3.

— 993. Den 21. — Des Arb. Berend Bonnhagen Sohn, 11¼ Jahr; Punkendeich Nro. 10.

— 994. Den 22. — Des Bierbrauers Diedr. Loose Ehefr., geb. Müller, 32 Jahr; Sögestraße Nr. 17.

— 995. Den 22. — Des verst. Arb. Carl Diederich Wiele Wittwe, geb. Bollmann, 44 Jahr; Götz-Hof Nro. 7.

— 996. Den 22. — Des Arb. Hinr. Sieriacks Ehefrau, geb. Struthoff, 52 Jahr; Neuenmarkt Nr. 9.

— 997. Den 22. — Des Arb. Johann Osmers Sohn, 1¼ Jahr; Hastedt Nro. 58.

— 998. Den 22. — Der Strumpfweber Johann Heinr. Benedix Dunzelmann, 89 Jahr; Hastedt.

Nro. 999. Den 23. Octb. Der Oekonom am Mannhause Joh. Borchers, 66 Jahr; auf dem Stephanikirchhof.

— 1000. Den 23. — Gesina Sanders, 16 Jahr; im Waisenhause, Hutfilterstraße Nro. 18.

— 1001. Den 23. — Der Arb. Diedr. Meyer, 68 Jahr; Ellhornstraße Nro. 5.

— 1002. Den 23. — Friederike Graeffe, 60 Jahr; kleine Fuhrleutestraße Nro. 1.

— 1003. Den 23. — Der Arb. Joh. Georg Ernst Wildt, 61 Jahr; große St. Annenstraße Nro. 43.

— 1004. Den 23. — Des Arb. Lüder Strohmeyer Tochter, 7 Tage; Hülsberg Nro. 30.

— 1005. Den 24. — Des Schneidermeist. Franz Heinr. Henschen Sohn, 1 Jahr 10 Wochen; Pieperstraße Nro. 14.

— 1006. Den 25. — Der Weinarbeiter Franz Gottlieb Kroog, 63 Jahr; Grafenstraße Nro. 46.

— 1007. Den 25. — Des Sattlermeisters Georg Wilh. Rauschelbach Tochter, 1¾ Jahr; Molkenstr. Nro. 22.

Geboren:

Nro. 1266. Den 19. October. Des Arbeitsmanns Wilhelm Fette Ehefrau, geborne Uphoff, Buntenthorssteinweg Nro. 43; von einem Mädchen.

— 1267. Den 20. — Des Kochs auf dem Dampfschiffe Johann Heinrich Christ. Koppelmeyer Ehef., geb. Lehmann, Osterthorssteinweg Nro. 36; von einem Mädchen.

— 1268. Den 20. — Des Lohgärbers Johann Friedrich Lindhorn Ehefrau, geborne Bollmann, hinterm Stephanikirchhof Nro. 36; von einem Knaben.

— 1269. Den 20. — Des Branntweinbrenners Johann Hinrich Witte Ehefrau, geb. Buschmann, Großenstraße Nro. 48; von einem Knaben.

— 1270. Den 21. — Des Schneidermeisters Diederich Wedeking Ehef., geb. Rischmüller, Wegesende Nro. 25; von einem Mädchen.

— 1271. Den 21. — Des Küpers Daniel Sengstacke Ehefrau, geb. Schmeding, alt. Steinweg Nr. 32; von einem Mädchen.

Nro. 1272. Den 22. Octb. Des Arb. Joh. Christ. Müller Ehefrau, geborne Johanns, Klitzenburg; von einem Knaben.

— 1273. Den 22. — Des Cigarrenmachers Andreas Warnke Ehefrau, geb. Wiegmann, gr. St. Johannisstraße Nro. 183; von einem Mädchen.

— 1274. Den 22. — Des Malers Joh. Carl Bernhard Pein Ehef., geb. Stricker, Burgstr. Nr. 1; von einem Mädchen.

— 1275. Den 22. — Des Küpers Johann Phil. Timcke Ehefr., geb. Wagner, Grafenstr. Nro. 21; von einem Mädchen.

— 1276. Den 22. — Des Knochenhauers Joh. Falckenburg Ehefr., geb. Aldag, Heimlichenstr. Nro. 2; von einem Knaben.

— 1277. Den 23. — Ein Mädchen.

— 1278 und 1279. Den 23. — Des Kaufmanns Heinr. Deetjen Ehef., geb. Sengstack, Neustadtsdeich Nro. 28; von Zwillingen, einem Knaben und einem Mädchen.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Vierte Quartal.

Nro. 87.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 30. October 1836.

Die Zeit verwittert nur der Menschen Angesichtz
Der Schmerz jedoch gräbt Furchen starr und tief.

D.

Erkennen.

Als den Freund ich wieder fand,
Den das Schicksal mir entrücket,
Drückten wir uns heiß die Hand,
Die so lang' wir nicht gedrücket.
Mit welch' wonnevollem Blick'
Hing da trunken Aug' an Auge,
Gleich als ob es all' sein Glück
Aus dem süßen Borne sauge.

Doch als so voll Seligkeit
Freund an Freund sich mocht' erlaben,
Sah'n wir erst, wie uns die Zeit
Furch' an Furche eingegraben.

Und wir sanken uns ans Herz,
Heiß von Thränen beider Wangen,
Denn wir fühlten, daß der Schmerz
Keinem war vorbeigegangen.

Johann N. Vogl.

Die Belagerung von Jerusalem.

(Fortsetzung.)

Vater und Mutter schlummerten schon. Judith ging in ihr Gemach und öffnete ein kleines Kästchen aus Ebenholz, aus welchem sie eine Rolle nahm. Es war die Abschrift der Fabel Pyramus und Thisbe, wie sie sich in Ovid's Metamorphosen findet. Der Quästor Aemilius Rufus hatte ihr das Kästchen sowohl, als die Abschrift der Fabel geschenkt. Judith betrachtete die Gabe des angebeteten Mannes mit zärtlichem Wohlgefallen. Den Inhalt der Verse wußte sie auswendig, allein das rührende Ende der Liebenden hatte keinen recht tiefen Eindruck auf sie gemacht. Sie hatte bei dem Lesen der Fabel allzusehr an ihre eigene Angelegenheit gedacht, als daß sie dem fremden Schmerze ihr Gefühl hätte

leihen können. Aus jedem Buchstaben hatte ihr die Gestalt des Aemilius allzu deutlich hervorgeschaut, und sie folgte der Phantasie des Dichters weniger, als ihren eigenen Träumereien. Mit vorzüglicher Aufmerksamkeit aber las sie die vom Quästor eigenhändig geschriebene Widmung, welche dem Gedichte des Ovidius vorausging. Es waren zwei Lateinische Distichen, welche an der Stirn der Rolle standen, und deren Deutsche Uebersetzung etwa so lauten würde:

Dein Aemilius schickt Dir des Pyramus Lied und der Thisbe:
Fest durch die Liebe vereint gingen sie Beid' in den Tod!
Treu wie von Pyramus wirst Du geliebt. Sey innig wie Thisbe
Und es verleih uns ein Gott, Mädchen, ein besser Geschick.

Nie wurden dichterische Verdienste freundlicher aufgenommen und bereitwilliger anerkannt als diese Strophen des Aemilius, die er, wie gesagt, als Widmung seinem Geschenke beigegeben hatte. Judith wußte diese Zeilen noch genauer auswendig als die Fabel des Ovidius, aber sie betrachtete die Schriftzüge, wenn sie einsam war, mit immer gleicher Freude und fand stets noch einen neuen, bisher unbemerkten Gedanken aus ihnen heraus. Auch das Kästchen, welches den Schatz umschloß, war ihr von hohem Werthe. Allerdings war die Arbeit, die in Korinth, wie die grichischen Buchstaben anzudeuten schienen, die auf einem bronzenen Blättchen zu lesen waren, angefertigt seyn mochte, zierlich und schön. Die Ecken waren mit Metall bekleidet und in das Holz allerlei Schildereien eingeschnitten. Auf dem Schilde aber stand:

Aemilius Judithae

wie schon erwähnt, mit Griechischen Buchstaben geschrieben. Das hieß: Aemil seiner Judith. Ein goldener Schlüssel öffnete und verriegelte den Schatz.

Nachdem sich die jüdische Jungfrau lange genug dem reizenden Anblicke dieser Herrlichkeiten hingegeben hatte, verbarg sie das Kästchen sorgfältig und machte sich bereit zur Nachtruhe. Sie löste den Haarschmuck, daß sich die schwarze Fülle wie die Nacht über eine blühende Gegend vom Haupte über Angesicht und Schultern ergoß, knüpfte die Schleifen der Gewänder auf, löschte die Ampel und legte sich auf die Polster.

Bevor sie einschlief wollte sie noch über das Verschwinden ihrer Freunde am Brunnen ernstlich nachdenken, allein bald senkten sich Träume holderer Gattung auf ihr Lager herab und von ihnen umgaukelt entschlummerte sie.

12.

Als Jose Ben Manasse, der Abkömmling, wie wir wissen, eines Schatzmeisters der Kleopatra, die Wohnung seines Herrn Nathan aus Damaskus verlassen hatte, fiel ihm ein, daß er Judith nicht erinnert habe, auf den Hund zu achten und ihm Futter zu reichen. Er war daher im Begriff, umzukehren und diese Bestellung nachträglich zu machen, damit Freund Löwe nicht darben dürfe unterdeß, besann sich jedoch, daß er dem Hunde noch vorhin Speise vorgeworfen habe und daß von Judith zu erwarten sey, sie werde des Thieres nicht ganz vergessen. Daher schritt der Diener weiter und zunächst an den Brunnen in das uns bekannte Haus neben dem Palast des Judas Makareb.

Es war schon finster und die Bewohner hatten noch kein Licht angezündet. In ihrem Schmerz vertieft saß die Wittwe bei den Aeltern ihres Mannes im Zimmer. Die Kleinen schliefen, der größere Knabe saß auf dem Knie seines Großvaters und ließ sich schaukeln.

Das Eintreten Jose's machte eben keinen erheiternden Eindruck auf die Familie. Der Alte redete ihn an, indem er fragte: ob er ihnen Brot bringe, denn morgen gehe der Vorrath, den ihnen Judith zuletzt mitgetheilt habe, wieder zu Ende.

Jose antwortete: Ihr braucht kein Brot mehr, denn wir allesammt verlassen in diesem Augenblicke die Stadt. Ich komme, Euch abzuholen. Die Unternehmung ist schwierig genug — ich habe aber Deinem Gemahl, Weib, als er an meiner Seite fiel, versprochen, Euch zu bevormunden, und ich bin der Mann, der sein gegebenes Wort zu halten weiß. Packt zusammen.

So plötzlich? — sprach die Mutter — kann es nicht verschoben werden bis morgen? Wir sind ganz unvorbereitet und um Gotteswillen, wenn man uns ergreift! Ich habe drei Kinder.

Ich habe kein einziges Kind, — entgegnete Jose — aber ein Leben zu verlieren, was ich nicht niedriger anschlage als irgend Jemand das Theuerste, was er besitzt. Judith, das Mädchen, die Euch bis daher gespeist hat und ihre Aeltern fliehen gleichfalls mit uns. Die Nacht ist dunkel genug. Am Hippischen Thurme thut Simon einen Ausfall auf die Römer, das lenkt die Aufmerksamkeit von der Pforte ab, durch die wir entrinnen. Bei den Römern aber erwartet mich ein Freund, der uns schützt.

Daß auch diese Nacht ein Ausfall, wie öfters, gethan werden solle, wußte Jose durch Karesch, den jüdischen Hauptmann. Den Punkt, von wo der Angriff ausgehen solle, kannte der Diener nicht; er erlog ihn, um seine Angaben zu unterstützen. Ihm war daran gelegen, sich von den Leuten zu befreien, die Judith mit von den Lebensmitteln zehren ließ und die den Vorrath täglich schmälern halfen. Ferner wollte er die Personen wegschaffen, von denen die Tochter seines Herrn verlangt hatte, sie sollten mit ihr zugleich die Stadt verlassen. Jose befürchtete, durch diese Vermehrung der Gesellschaft werde sich das Unternehmen schwieriger herausstellen. Außerdem war es ihm darum zu thun, einmal gleichsam auf Probe mit mehreren Menschen auszupassiren, um zu sehen, ob der Versuch gelänge.

Macht Anstalt, — rief der Bursche, — daß wir fortkommen! Ich will Euch, wenn es Noth thut, Etwas fortschleppen helfen, aber zögert nicht ungebührlich.

Das Eigenthum hat nur für den Glücklichen Werth. Der Unglückliche ist bald bereit, Güter aufzugeben, deren er sich nicht erfreut. Nach kurzer Frist waren unsere Helden auf dem Weg zum Thore. Jose an der Spitze des Zugs, mit einem Paquet beladen, das ihm zu tragen nicht schwer wurde, denn es schien, als fehle ihm Etwas an seiner Haltung und Gestalt, wenn er unbelastet ging, so viel that bei ihm die Gewohnheit. Der Greis folgte ihm, seine bejahrte Frau am Arme geleitend, die eine Schwäche durch die andere unterstützt. Das junge Weib mit beiden kleinen Kindern ging neben ihnen, der größere Knabe hielt sich an ihrem Gewände fest. So gelangte die Karavane an jene Pforte der Mauer, die Jose geöffnet wußte.

Bevor man auspassirte, versteckte Jose seine Begleiter hinter dem Vorsprunge eines Gebäudes, legte das Paquet ab und suchte Karesch auf. Auch heute traf er ihn glücklich an.

Tapferer Freund, — sagte er — laß mir morgen die Pforte wieder offen, wenn ich diese Nacht nicht schon zurückkehre. Ei, da sehe ich ja, daß Du einen Mantel trägst, weit besser, so weit mich die Nacht das unterscheiden läßt, als jener, den ich jetzt um meine Schultern schlinge — geerbt, nicht wahr? Hier hast Du ein Stück Weizenkuchen und eine Hand voll Feigen. Bleibe mir gewogen und laß Dich nicht anderswohin

postiren. Gute Nacht. Gieb auf Deine Schaar Acht, daß sie mich beim Ausmarsch alleweile nicht unnöthiger Weise wegkriegt, und vergiß morgen nicht den Riegel wegzuschieben. Mein Weinkrug soll Dir danken.

Hierauf holte Jose seine Schützlinge aus dem Verstecke und durchschritt mit ihnen die dicke Mauer. Als sie dieselbe hinter sich hatten, führte Jose sie durch die Vertiefung nach dem Römischen Lager hin. Da wurde der Alte ängstlich, besonders als er sah, daß Judith nicht mit geflohen sey, noch sonst irgend Jemand.

Jose, sage mir, wie wirst Du Deinen mächtigen Freund auffinden, von dem Du sprachst? wird man uns nicht zuvor ermorden, ehe uns Dein guter Römer zu Hülfe kommen kann? fragte er.

Das wird sich finden! — erwiderte der Angeredete — Ruhig, dort steht die Wache. Laßt uns erst noch ein hundert Schritte vorwärts gehen, sonst sind wir am Ende zwischen doppelten Pfeilen.

Die Flüchtigen waren kaum noch eine kurze Strecke hingeschritten, als sie von der Römischen Wache gehört und angerufen wurden. Jose antwortete: Ich verlange zum Quästor Sextus Aemilius Rufus geführt zu werden; ich bringe ihm Gefangene und Nachrichten aus der Stadt.

Die Wache befahl darauf, daß sich Alle ruhig verhalten sollten, bis die Runde käme. Alsdann würden sie ins Lager gebracht werden. Der Römer hatte sich zuvor überzeugt, daß die Ankömmlinge ohne Waffen waren.

Jose ließ sich mit seinen Begleitern auf den Boden nieder, um die Stunde zu erwarten, wo die Wache abgelöst würde.

Was sprachst Du zu dem Römer? warum warten wir? — fragte der Greis, der die lateinische Sprache nicht verstand — Weßhalb haben wir uns hier ins Gras gelagert?

Jose erklärte dem Alten die Sache, verschwieg aber natürlich, daß er seine Gesellschaft für seine Gefangenen ausgegeben hatte. Indeß überlegte sich der Diener die Angelegenheit sorgfältig; er traute der Wache eben so wenig als der Runde oder Patrouille, wie man sie heut' nennen würde. Wenn nun die Soldaten für gut fanden, weder ihn, noch seinen Gefährten zum Quästor zu führen, wenn sie, von der Nacht begünstigt, sogleich Gericht hielten — wenn die Kohorte, bei der er sich befand, etwa die des Syphax war und dieser wackere Primipilus die Runde etwa selbst führte? Kurz, in der Seele Jose Ben Manasse's erhoben sich allerlei, gar nicht unbegründete Bedenklichkeiten und er entschloß sich, heimlich zu entwischen, ehe die Runde erschiene und den Aemilius selbst im Zelte aufzusuchen. Freilich brachte er seine Gefährten dadurch in die höchste Gefahr, indem er ihre Sache verdächtigte; allein es lag nicht in Jose's Gemüth, sich deßhalb zu beunruhigen.

Wie lange wird die Schaarwache wohl noch ausbleiben, mächtiger Freund? sagte er zu dem Soldaten.

Eine Stunde, vielleicht aber kommt sie früher, denn es kreuzen sich regelmäßige und unregelmäßige Runden, — antwortete der Römer.

So ersuche ich Dich, klirre nicht so lebhaft mit Deinem Schwerthefte am Harnisch und Schilde, ich gedenke ein wenig zu schlummern. Hast Du etwa von Deinem Abendbrote etwas übrig gelassen? Nun, wenn Du nichts hast so werde ich mich gedulden. Aber laß mich die Töne nicht hören, daß Du mit Deinem Schwerthefte am Harnisch kritzelst. Dieser dröhnende, schrillernde Laut fährt mir durch die Zähne bis in die Augennerven. Zum Metallsägen wäre ich nicht geboren gewesen.

Der Soldat, durch die Unbefangenheit Jose's betroffen, antwortete ihm: Du bist ein eigensinniger Bursche, der allerlei Ansprüche macht. Ich werde meine Waffen tragen wie ich will. Hüte Dich nur, daß Du nicht in nähere Bekanntschaft mit ihnen trittst.

Höre, Römer, ich glaube Du droh'st mir! — erwiderte Jose und stand vom Boden auf — Begegnet man den Freunden Eurer Befehlshaber nicht artiger? Ich werde Dich bei Aemilius wegen Deiner harten Behandlung verklagen.

Halte jetzt das Maul, Schlingel! entgegnete der Soldat.

Du wagst's mich zu schimpfen? Ich gehe sogleich zu Aemilius. Behalte meine Gefangenen indessen und sey Dir der Himmel gnädig, daß Keiner entkommt. Es sind ihrer sechs Stück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon und der Herzog von Vicenza.

(Fortsetzung.)

Sechster Artikel.

Ich erinnerte den Herzog von Vicenza an sein mir gegebenes Versprechen, in den für mich so interessanten Mittheilungen über die Ereignisse des Kaiserreichs fortzufahren. Hierbei kam mir eine rührende Episode in Beziehung auf den Capitän Ernst Auzoni, der in der Schlacht bei Eylau fiel, in den Sinn. Er war ein scharmanter, junger Mann, dessen Tod ewigen Schmerz im Herzen eines liebenswürdigen, anmuthigen, mir befreundeten Mädchens hinterlassen hat. Der Kaiser war Zeuge seines Todes, und ich befragte den Herzog von Vicenza über die näheren Umstände desselben.

„Auzoni, Capitän der Garde-Grenadiere, war ein junger Mann mit den schönsten Aussichten. Ein Tapferer unter den Tapfersten ward sein Name zu wiederholten Malen während der Schlacht bei Eylau genannt. Sein unerschrockner Muth lenkte des Kaisers Aufmerksamkeit auf ihn; denn ihm entging es nicht, daß die Compagnie Auzoni, von ihrem jungen, tapferen Capitän electrisirt, im Laufe dieses Tages ans Fabelhafte gränzende Thaten verrichtete.

„Ich könnte Ihnen," fuhr der Herzog trübe lächelnd fort, „mit wenigen Worten des tapfern Auzoni trauriges Ende erzählen, aber meine Erinnerungen führen mich hierbei zugleich auf jenes Schlachtfeld von Eylau, wo der Kaiser so bewunderungswürdig war! Wie immer, herrscht auch jetzt nur er in meiner Erinnerung, und ich kann keine Skizze jener großen Scene entwerfen, ohne ihn in dem Gemälde in den Vordergrund zu bringen.

„Wenige Tage vor der Schlacht passirten wir die Nacht vom 4. zum 5. Februar durch Schlitt, ein kleines, wenige Stunden von Eylau gelegnes Dorf. Der Kaiser hatte sich in einer elenden Hütte, deren einziges Kamin sich in der Küche befand, eingerichtet, und hier installirte man denn auch in der Eile sein Hauptquartier. Selten habe ich den Kaiser aufgelegter und heiterer gesehen, als in jener Nacht, wo wir in dieser schlechten Hütte bivuakirten. Ich erinnere mich, daß nur ein einziger Tisch darin stand, auf welchem man ihm sein Souper servirte, mit dem er in fünf Minuten fertig war, die Serviette lachend an den Kopf unseres vortrefflichen Constant werfend. „Schnell, schnell, räumt die Reste meines Festgelages ab." (Es bestand aus einem einzigen Gericht.) Dann ging er eilig nach seinem kleinen eisernen Feldbett zu, auf welchem seine Karten lagen, nahm diese, breitete die von Preußen auf die Erde, und sich neben dieselbe kauernd, sagte er: „Kommen Sie hierher, Großstallmeister! Folgen Sie mir einmal von Schlitt, unserer jetzigen

netten Hauptstadt, nach Paris." Und mit Stecknadeln von verschiedenen Farben alle Orte bezeichnend, die wir seinem Plan zufolge passiren mußten, fuhr er fort: „Ich werde sie dort schlagen . . hier . . wieder dort . . und in drei Monaten ist der Feldzug beendigt. Rußland muß eine Lection bekommen . . . und die schöne Königinn von Preußen soll erfahren, daß Rathgeber ihren Rath bisweilen selbst bezahlen müssen." — In diesem Augenblick übergab man dem Kaiser die durch eine Ordonnanz gebrachten Depeschen. Flüchtig durchlief er sie: „Bravo! bravo! wir haben sie . . . aber die Depeschen sind ziemlich lange unterwegs, wie mir's vorkommt . . Wie kommt das?" Und die Stirn runzelnd, sagte er: „Die Ordonnanz soll herein, ich will sie sprechen! — Mein Herr," sagte er strengen Tons zum Officier, „wie viel Uhr wurden Ihnen diese Depeschen gegeben?" — „Um 8 Uhr diesen Abend, Sire." — „Wie weit von hier?" — „Ich kann es nicht genau sagen, Sire." — „Das müssen Sie wissen, Herr", erwiederte er trocken, die Blicke fest auf den armen Officier geheftet, der jetzt erblaßte; „ein Ordonnanzofficier muß das wissen... weiß ich's doch.. 9 Stunden hatten Sie, und sind um 8 Uhr abgereist . . . sehen Sie nach Ihrer Uhr. Wie viel Uhr ist's?"

„Der ganz aus der Fassung gebrachte Officier stand unbeweglich. — „Nun, mein Herr, wie viel Uhr ist's, wenn's gefällt?" — „Halb 1 Uhr, Sire; die Wege sind abscheulich . . . der Schnee hat Alles verschneit" . . „Erbärmliche Gründe .. gehen Sie und erwarten meine Befehle . ." und als die Ordonnanz die Thür hinter sich zugemacht, sagte der Kaiser: „Der allzuvorsichtige Mensch bedarf eines Antriebs . . . und der Streich," fügte er lachend hinzu, „ist wohl ein paar Spornstöße werth; in zwei Stunden muß meine Antwort dort seyn . . . noch ist keine Zeit verloren."

„General Lassalle, der sein Lager unweit Deppen aufgeschlagen, berichtete dem Kaiser, daß eine ungefähr funfzehn bis sechszehntausend Mann starke feindliche Colonne wegen des tiefen Schnees vom Hauptcorps der Preußischen Armee isolirt sey. Diese Nachricht war von höchster Wichtigkeit. Auf der Stelle ertheilte der Kaiser dem General-Lassalle den Befehl, mit seiner Division die vom General Lestocq commandirte Colonne anzugreifen, und so die Vereinigung, welche dieser mit der Russischen Armee zu bewerkstelligen versuchte, zu verhindern. Zu gleicher Zeit ließ er zweien Dragonerregimentern, die eine halbe Stunde von Deppen als Plänkler postirt waren, den Befehl zukommen, sich der Division Lassalle anzuschließen, und der von den Truppen dieses Generals von vorn angegriffenen Colonne zu gleicher Zeit in den Rücken zu fallen.

„Nun ließ er den Ordonnanzofficier wieder hereinrufen. „Ueberbringen Sie diese Depeschen; sie sind sehr eilig; um 3 Uhr," fügte er hinzu, die Blicke nach der auf dem Tische liegenden Uhr richtend, „müssen meine Befehle in des Generals Lassalle Händen seyn . . Verstehen Sie mich!" — „Sire," antwortete der arme junge Mann mit entschlossenem Tone, „um halb 3 Uhr wird der General die Befehle lesen, die mir Eure Majestät anzuvertrauen die Ehre erzeigen." — „Gut, steigen Sie nun zu Pferde . ." Dann ihn zurückrufend, fügte er hinzu: „Sagen Sie doch dem General Lassalle, es wäre mir lieb, wenn Sie es wären, der den Auftrag erhielte, mir den Erfolg dieser Expedition zu verkünden."

„Dieser Officier war der Sohn eines Senators. Der Kaiser hatte ihn wohl erkannt; allein er war absichtlich weit strenger gegen diejenigen jungen Leute, die gleich mit dem Officiergrad die Militärschulen verließen, als gegen die armen Teufel, welche, um die Epaulette zu erlan-

gen, dem Feuer und Schwerte getrotzt. Selten zogen sich die Letztern Tadel zu, und wenn es sich ja ereignete, so war es von Seiten des Kaisers mehr eine väterliche Ermahnung. Auf diese Weise schaffte er sich mit einem Worte, einem Blicke in allen Classen der Armee Menschen, die mit Freuden ihr Leben zum Opfer brachten, nur aus Furcht, sich einen Vorwurf zuzuziehen. Das Merkwürdigste aber ist, daß keiner von denen, die sich mit Ruhm bedeckten, daran eine Idee der Belohnung knüpften. Es schien, als ob Aller Leben einem Einzigen gehöre, und als ob der, welcher für dieses Einzigen Sache sterbe, nur eine heilige Pflicht erfülle. Die heroische Phase des Reiches prägte dem Französischen Character ein Siegel auf!

(Die Fortsetzung folgt.)

Mechanische Fertigkeit eines gemeinen Russen.

Die Handelszeitung von St. Petersburg machte interessante Details über einen einfachen Russischen Bauer bekannt, der wieder einen neuen Beweis von dem Erfindungsgeiste liefert, den man oft unter den Leuten dieser Klasse für Mechanik und andere Künste findet. Michael Wassilief Fedoroff, 25 Jahre alt, im Dorfe Selsto (Bezirk Ladoga), das der Gräfinn de Laval gehört, geboren, kam am 16ten Julius d. J. in einem kleinen, von ihm selbst gebauten Dampfboot in St. Petersburg an, „sein Vertrauen (so lauten seine eigenen Worte) auf Gott setzend, der seinen Geist erleuchtet habe." Von frühester Jugend an zeigte Fedoroff, der sein ganzes Leben in diesem Dorfe zugebracht hatte, die glücklichsten Anlagen für die Mechanik; in seinem 12ten Jahre ward seine Neugierde durch die Erzählungen, die ihm sein Vater über die Dampfschiffe machte, die er zu St. Petersburg gesehen, lebhaft aufgeregt; er konnte indeß keine andern Erklärungen erhalten, als daß man diese Schiffe mittelst Räder in Bewegung setze, die von einer einem Theekessel ähnlichen Maschine getrieben würden. Der Knabe erinnerte sich sogleich, daß er bei dem Priester der Pfarrei einen Theekessel gesehen, und lief hin, um sich von der Art zu überzeugen, wie der Dampf daraus entweiche. Zu seinem Vater zurückgekehrt, machte er sich alsbald ans Werk, und verfertigte mit einem Faß eine Art Kessel, dessen Dampf er zum Drehen der Flügel einer kleinen Windmühle, die er gebaut hatte, benutzte. Durch die Beobachtung der verschiedenen Wirkungen des Dampfes von Entdeckung zu Entdeckung geführt, brachte er endlich eine kreisförmige Bewegung zu Stande, und glaubte das Geheimniß des Baues der Dampfschiffe gefunden zu haben. Nach dem Tode seiners Vaters kam er in der Absicht nach St. Petersburg, den innern Mechanismus eines dieser Schiffe zu untersuchen, was man ihm aber nicht gestattete, und er konnte nur das Aeußere derselben sehen. Er kehrte in sein Dorf zurück, wo es ihm mit Hülfe eines Kupferschmieds gelang, selbst den Kessel zu fabriziren, der sein kleines Fahrzeug, dessen Mechanismus von dem der vervollkommneten Dampfschiffe ganz verschieden ist, und dessen Kraft ein Drittels-Pferdekraft gleichkommt, in Bewegung setzt.

Euthanasia.

Unter Allem, was Herder je gesagt, scheint mir das Beste, was er auf dem Sterbebette sprach. Wie die Worte genau heißen, weiß ich nicht, aber er sehnte sich nur nach großen Gedanken, und diese Sehnsucht sprach er laut aus gegen Alle, die er liebte. Wer aber so sich sehnt, der hat schon das Ersehnte, und geht, seiner selbst würdig, dahin, wo nur das Große und Göttliche erfüllt werden wird.

Es kann mich ordentlich jammern, wie so mancher sonst vortreffliche Mann durch Uebermaß körperlicher Schmerzen, an die er sich nicht gewöhnt hat, oder durch allerlei Verworrenes oder Unwesentliches, das sich so leicht selbst noch in die heilige Sterbestunde hineindrängt, gestört und verletzt werden kann; aber eben deßhalb erfreut, ja entzückt es mich, wenn es einem edlen Manne gelingt, sich seine letzten Augenblicke rein zu erhalten, und aus ihnen noch ein religiöses Kunstwerk zu bilden.

Ich habe mich nie über die Scherze freuen können, mit denen einige kraftreiche Männer gestorben sind, oder (wie z. B. Thomas Morus) das Haupt dem Mordstreiche hingaben; es regt jedoch immer eine bedeutende Empfindung in uns an, und wir ehren, was wir nicht lieben können. Aber das Sterben, wie es sich gewöhnlich ereignet, mit den herkömmlichen Currentgedanken, mit seichtem mittelmäßigem Ernste u. s. w., das hat für die Phantasie etwas sehr Niederdrückendes. — Nur verleite uns dieser Umstand ja nicht zu ungerechten Gedanken über das, was in der Seele des Sterbenden vorgeht, denn sehr selten ist die Erscheinung desselben ganz rein. Wohl Mancher mag wie Oedipus enden, ohne daß wir es sehen, und seine Zunge lallt vielleicht nur sehr mittelmäßige Worte, während schon die Verklärungsflamme um sein Inneres spielt. Wenigstens ist das bloße Kindeslallen bei weitem besser als alle großen Worte, mit denen manche eitle Sterbende — es giebt auch solche — so gern spielen. Aber die Sehnsucht nach großen Gedanken fehle nie, und am wenigsten in jener Minute und in den Stunden, die ihr vorangehen. — So war es bei Novalis und Herder, so bei Schiller, Jean Paul u. A. und die Erinnerung daran erquicke uns wie etwa in der Mittagsschwüle ein Labetrunk des reinsten Alpenwassers.

Franz Horn.

Korrespondenz-Nachricht.

Saintes.

Vor Kurzem wurde hier ein Officier mit allen militairischen Ehren begraben. Bei der Einsenkung des Sarges erfolgte die gewöhnliche Salve. Als diese gegeben war, hörte man einen Schrei aus dem Sarge. Dieser wurde geöffnet und der Begrabene, welcher nur scheintodt gewesen und durch das Gewehrfeuer wieder erwacht war, stieg zum allgemeinen Erstaunen, aus dem Grabe hervor und kehrte mit dem Leichenzuge lebendig nach Hause zurück.

Gottesdienst.

Sonntag, den 30 October.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Past. Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Candidat Heuer.....	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Prediger Müller.....	St. Ansgarii	9 „
Hr. Dr. Krummacher.....	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Pastor Mallet.....	— — —	1 „
Hr. Pastor v. Hanffstengel	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor Iken.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Toel.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Kein Gottesdienst.	Armenkirche	
Hr. Vicarius Driver.....	St. Johannis	6½ „ Messe
Hr. Pastor Wemer.....	— — —	9 „ Hochamt
Hr. Vicarius Driver.....	— — —	10 „ Predigt
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8 „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen").

A. Haeves, Redacteur — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 87.

Bremen, Sonntag den 30. October 1836.

Gestorben:

Nro. 1008. Den 25. Octb. Der Arb. Christ. Balse, 40 Jahr; außerm Steinthor Nro. 18.

— 1009. Den 25. — Des Schneidermeisters Friedr. Achelpohl Sohn, 8¾ Jahr; Pferdegang Nro. 2.

— 1010. Den 25. — Heinrich Carl Weigt, 8 Monat; Nienaders-Gang Nro. 5.

— 1011. Den 26. — Des Arb. Joh. Nicol. Buhrmann Ehefr., geb. Kayser, 43 Jahr; Kupferschlägers-Gang Nro. 3.

— 1012. Den 26. — Der Dienstknecht Heinrich Seute, 42 Jahr; große St. Johannisstr. Nr. 221.

— 1013. Den 26. — Des Schiffskochs Heinr. Wattenberg Sohn (todtgeboren); Schweinestr. Nro. 45.

— 1014. Den 26. — Des Tabacksfabrikanten Joh. Friedr. Brandes Ehefrau, geb. Müller, 58 Jahr; Neuenstraße Nro. 61.

Nro. 1015. Den 26. Octb. Margar. Barber, 30 Jahr; Schweinestraße Nro. 57.

— 1016. Den 26. — Lena Ahrens, 75 Jahr; Kohlhökerstraße Nro. 3.

— 1017. Den 26. — Anna Cordes, 19 Jahr; hinterm Abbenthorswall Nro. 62.

— 1018. Den 26. — Der Schneidergesell Wilh. Beuschau, 23 Jahr; am Wall Nro. 86.

— 1019. Den 27. — Der Tischlergesell Heinr. v. Hassein, 20 Jahr; Grafenstraße.

— 1020. Den 27. — Der Schuhmachergesell Friedr. Wilh. Reiter, 30 Jahr; aus Bovenden bei Göttingen.

— 1021. Den 28. — Des Fouriers Joh. Hr. Schaeffer Sohn, 1¼ Jahr; Westerstraße, in der Caserne.

Geburten:

Nro. 1280. Den 21. Octb. Ein Knabe.

— 1281. Den 23. — Des Cigarrenmachers Friedr. August Elzinger Ehef., geb. Kahl, Paulsberg Nr. 22; von einem Knaben.

— 1282. Den 24. — Ein Mädchen.

— 1283. Den 24. — Des Arb. Christ. Wilh. Lemke Ehefrau, geb. Köster, gr. St. Annenstr. N. 79; von einem Knaben.

— 1284. Den 24. — Des Küpers Jacob Friedrich Rietmüller Ehef., geb. Hilter, Buntenthorssteinweg Nro. 5; von einem Mädchen.

— 1285. Den 24. — Ein Knabe.

— 1286. Den 25. — Des Kaufmanns Anton Carl Heinr. Imhorst Ehefrau, geb. Dannemann, Hohestraße; von einem Knaben.

— 1287. Den 25. — Des Arb. Joh. Heinrich Beckedorff Ehef., geb. Depmer, Stavendamm Nr. 15; von einem Mädchen.

— 1288. Den 25. — Ein Mädchen.

Nro. 1289. Den 26. Octb. Des Schiffskochs Herm. Hinr. Wattenberg Ehef., geb. Haltermann, Schweinestraße Nro. 45; von einem todten Mädchen.

— 1290. Den 26. — Des Arb. Joh. Nicol. Buhrmann Ehefr., geb. Kayser, Kupferschlägers-Gang Nro. 3; von einem Knaben.

— 1291. Den 26. — Des Vergolders Christ. Heinr. Holste Ehefrau, geb. Junge, Hülsberg Nro. 2; von einem Knaben.

— 1292. Den 27. — Des Mäklergehülfen Claas Eden Schipper Ehefrau, geb. Leithäuser, auf dem Häfen Nro. 31 C; von einem Knaben.

— 1293. Den 27. — Des Oelmüllers Joh. Christ. Wilh. Kunst Ehefr., geb. Liemann, Mühlendamm Nro. 9; von einem Knaben.

— 1294. Den 28. — Des Waarenagenten Heinr. Clüver Ehef., geb. Grahl, auf dem Häfen Nr. 24 F; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 429. Der Dr. med. Gottfried Wilh. Luce und Maria Elisabeth Geller hieselbst.

— 430. Der Stuhlmacher Carsten Gosch und Adelheid Dreyer hieselbst.

— 431. Der Krameramtsgenosse Joh. Wilh. Keilholz und Anna Lankenau hieselbst.

— 432. Der Dienstknecht Joh. Hinrich Schumacher und Anna Christina Rotermund zu Rockwinkel, Kirchspiel Oberneuland.

Nro. 433. Der Maler am Buntenthorssteinwege Tölcke Blancke und Luise Chark. Junck aus Berne, Herzogthum Oldenburg.

— 434. Der Schlachter Herm. Diedr. Jordan, gen. Blancke, zu Bassum und Anne Margaretha Friederike Biermann, daselbst.

— 435. Der Krameramtsgenosse Henrich Lange und Luise Henriette Allhusen, Beide von hier.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 88.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 3. November 1836.

Du gleichst dem See, auf dem, wenn Stürme schweigen,
Zur glatten Fläche sich die Wogen neigen.

Lieder von Selma.
D.

Die Schifferinn.

Der Sturm hat ausgewettert
Und stille liegt das Meer,
Das Schiff treibt bald zerschmettert
Auf weiter Fluth umher.

Das lange Haar entwirrend,
Von bleicher Stirne legt
Die Schifferinn, die irrend
Den Blick zum Himmel trägt.

Groß liegt der Mond im Blauen,
Schaut dämmernd auf den Kahn
Und spiegelt sich im grauen,
Endlosen Ocean.

H. Kotzenberg.

Die Belagerung von Jerusalem.

(Fortsetzung.)

Ehe sich die Wache besonnen hatte, wie sie sich in diesem Falle zu benehmen habe, war Jose vor ihr vorüber und durchs Lagerthor geschritten.

Er gelangte an das Zelt des Quästors und suchte an der Rückseite unter der Zeltwand durchzukriechen. Allein der Pflock, den er zu diesem Behufe hätte aus der Erde ziehen müssen, gab dieß Mal nicht nach, die Linnen wackelten und rauschten, das Zelt wurde durch die Anstrengung Jose's erschüttert und plötzlich sah sich der Jude ergriffen.

Ein Dieb, ein Dieb! — schrien die Sklaven, die ihn gepackt hatten.

Seyd nicht unverschämt — schalt Jose — und weckt mir den Quästor Aemilius.

Nannte er nicht den Aemilius? — riefen die Sklaven unter einander — Seht, er ist gut unterrichtet. Er wußte genau, an wessen Zelte er sich befand. Aemilius, sagst Du? Lieber Freund, Niemand ist so fest von dessen Abwesenheit überzeugt als gerade Du, sonst hättest Du den Einbruch in sein Zelt nicht versucht.

Nichts konnte Jose mehr bestürzt machen als die Nachricht, daß Aemilius nicht zugegen sey. Jetzt wurde ihm ernstlich bange.

Laßt mich los! — rief er — Ich will zum Oberfeldherrn. Wenn Aemilius, der mein sehr ehrenwerther und mächtiger Freund ist, sich nicht im Lager befindet, so bringt mich zum glorreichen Titus.

Ein unauslöschliches Gelächter war die Antwort.

Zündet einige Fackeln an, — riefen Einzelne — daß wir sehen, wen wir haben.

Ein Anderer sagte: Nicht einen Hauptmann werden wir Deinethalben wecken, weit weniger noch den Imperator. Ein Dieb im Lager wird sofort gehangen, das ist so Brauch, siehst Du. Das ist hier so Gesetz. Wegen Deiner elenden Person wird sich kein Legat, kein Quästor, kein Tribun, nicht einmal ein Centurio bemühen.

Wißt Ihr nun, wer uns in voriger Woche den Wein stahl, die Feigen, das Fleisch und das Oel? — schrie Einer aus dem Sklavenhaufen.

Ein Anderer setzte hinzu: Auch eine Schachtel voll Mehl! Das ist der Bursche. Bringt Licht, damit wir wissen, wen wir henken. Fackeln angezündet! Cotys, Du schlugst mich damals hart genug mit der Peitsche, Du sagtest, ich hätte die Pasteten gegessen. Jeden Hieb will ich dem Spitzbuben gewissenhaft wieder geben vor seinem Ende, obschon ich ihm eigentlich dankbar bin, daß er meine Ehrlichkeit ans Licht gebracht hat.

Nach und nach hatten sich auch einige Soldaten unter den Haufen gemischt, die aber so theilnahmlos als möglich blieben, um nicht mit der verachteten Klasse der Unfreien gemeinschaftliche Sache zu machen. Syphax war ebenfalls zugegen. Wie überall, maßte sich dieser auch hier eine entscheidende Stimme an:

Ich habe befohlen, daß Euch Fackeln gebracht werden, nützliche und fleißige Diener des Quästor Aemilius! Denn jedenfalls müsset Ihr sehen, wen Ihr henket. Vielleicht ist Euer Gefangener der Haussklave eines Befehlshabers im Lager. Alsdann könnte ja der Herr Schadenersatz leisten und sein Eigenthum zurückfordern wollen. Uebereilt Euch bei Leibe nicht. Prügelt ihn, gebt ihm Maulschellen — aber schlagt ihn nicht todt, bevor wir wissen, wer es ist.

Der Primipilus hat Recht! — riefen die Soldaten, vielleicht in der Meinung, es könne einer ihrer Kameraden seyn, so selten übrigens von einem solchen ein Diebstahl begangen wurde. Dennoch hätten die Sklaven natürlich den Römer alsdann nicht bestrafen dürfen, sondern ein Freier konnte bloß von Freien gerichtet werden.

Endlich kamen die Fackeln und alle Zweifel erledigten sich, als man sah, daß man einen Juden gepackt habe. Nun waren die Sklaven sofort die competente Behörde, die sich anschickte, Jose zu henken. Dieser verbarg sein Gesicht, um von Syphax nicht erkannt zu werden, indem er den Kopf in den Bausch seines Mantels hinabhängen ließ. Allein der Primipilus hatte seinem Ehrgeize noch nicht völlig Genüge geleistet. Er fuhr fort die Verhandlung zu leiten.

Wer von den Sklaven ergriff den Menschen beim Einbruch.

Wer? Ich und Philemon — antwortete

Gallio — packten ihn als er beschäftigt war den Zeltpflock herauszuziehen, um hineinzukriechen.

Ist Beweises genug, — bemerkte Syphax — um ihn zu henken. He, Spitzbube, gestehe, daß Du einbrechen und stehlen wolltest, damit die Sache in Ordnung kommt, denn wir müssen noch einige Stunden schlummern. Ich glaube, die zweite Nachtwache ist noch nicht vorüber.

Jose gab keine Antwort.

Nun, Ihr hört, daß er stillschweigend das Verbrechen eingesteht. Knüpft ihn an der Nordseite Eures Zeltes auf, aber Eures Zeltes, hört Ihr? Sucht eine hervorragende Stange aus, die stark genug ist den Menschen eine Stunde lang zu tragen. Untersteht Euch aber nicht das Zelt des Quästors mit diesem Leichnam zu entheiligen. Oder noch lieber, henket ihn außerhalb des Lagers.

Die Sklaven versprachen, den Befehlen des Primipilus Folge zu leisten. Jose ließ sich willig hinwegführen, weil ihm hauptsächlich daran lag, aus den Augen seines erbitterten Feindes Syphax zu kommen. Als der Zug aber eine gute Strecke schon vorwärts geschritten war, bemerkte Jose, daß Syphax und einige gemeine Soldaten noch immer in seinem Gefolge zugegen seyen. Die Fackeln leuchteten hell genug, um die Gesichter der Gegenwärtigen zu erkennen und der Jude sah, daß sein Leben jetzt mehr denn je auf dem Spiele stehe. Die Zeltreihe endigte, man gelangte aus dem Lager hinaus und hier schritt man sogleich zur Hauptsache, indem man Jose eine Schlinge um den Hals legte.

Ist der Schreiber des Aemilius vielleicht zugegen? — fragte der Gefangene.

Allerdings! — rief einer der Sklaven, indem er sich dem Juden präsentirte — Ich bin es, was willst Du?

Beuge mir Deinen Kopf näher her, ich will Dich etwas fragen, lieber Geheimschreiber.

Der Sklave näherte sein Ohr dem Munde Jose's.

Hast Du jemals ein Gedicht Eures Poeten Ovidius — flüsterte der Jude — für Aemilius abgeschrieben, welches die Geschichte des Pyramus und der Thisbe enthielt?

Ganz recht! — antwortete der Sklave eben so leise.

Es geschah zu Damaskus, vor einigen Monaten. Die Schrift war mit besonderer Sorgfalt und mit dem besten Material ausgeführt? — fuhr Jose fort.

Du redest die Wahrheit! — entgegnete der Sklave.

Nun, Lieber, — raunte Jose dem Schreiber ins Ohr — dann wirst Du auch wissen oder errathen haben, daß die Arbeit für ein Mädchen bestimmt war. Und ich sage Dir, als der Bote dieses Mädchen wollte ich Deinen Herrn in dieser Nacht insgeheim sprechen. Jetzt siehest Du, welchen Dienst Ihr durch meinen Tod Eurem Herrn zu erweisen im Begriff steht.

Der Schreiber war erstaunt.

Syphax aber trat heran und rief: Keine Heimlichkeiten! Vorwärts, an den Galgen! — plötzlich erkannte er den Juden — Das ist ja der Schuft, wegen dessen ich zwei Tage lang doppelte Schanzarbeit that? Es ist mir sehr lieb, Schatz, daß ich mich alleweile bei Dir abfinden kann. Sieh mich noch ein Mal genau an und dann nimm Abschied vom Leben! Das ist ein herrliches Zusammentreffen.

Jose erschrak heftig, denn nun gab er sich wirklich verloren.

Da ertönte die Tuba. Der Klang verhallte und sie ertönte zum zweiten, zum dritten Male durch die Stille der Nacht herüber. Dieses Signal rief die Soldaten zu ihren Feldzeichen. Zugleich konnte man aus dem gerötheten Himmel

schließen, daß die Juden einen Ausfall gethan und irgend ein Belagerungswerk in Brand gesteckt hatten. Alle Soldaten, auch Syphax, rannten eilig in das Lager zurück. Auch die Sklaven waren bestürzt und diesen Augenblick benutzte Jose:

Sagt mir, wo Euer Herr verweilt und helft mir ihn aufsuchen. Ich bringe ihm wichtige Botschaften. Dem Schreiber ist von mir überzeugend dargethan worden, daß ich das Zelt nicht antastete, um irgend Etwas zu stehlen. Begleitet mich Einer oder der Andere von Euch, so wird es ihm Aemilius gewiß danken. Helft mir, daß ich ihn aufsuche.

Durch den Schreiber unterstützt, gelang es Jose, seine Freiheit wieder zu erringen. Noch toste der Kampf, noch röthete der Schein eines gewaltigen Brandes den Himmel, als sich Jose, von dem Sklaven Gallio begleitet, aufmachte Aemilius zu suchen. Dieser war an den See Genesareth geschickt, um Futter für die Pferde zu holen. Dorthin richteten der Sklave und Jose ihren Marsch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon und der Herzog von Vicenza.

(Fortsetzung.)

„In jener Zeit war es auch, fuhr der Herzog fort, „wo uns der Sieg überall, wo wir nur kämpften, gesichert war. Der unerschrockene Lassalle warf mit nicht ganz sechstausend Mann die feindliche Colonne. General Lestocq verdankte seine Rettung nur der Schnelligkeit seines Pferdes. Dreitausend Preußen deckten das Schlachtfeld und zweitausend fünfhundert Gefangene mit sechszehn Stück Kanonen waren die Trophäen dieses Gefechts. Höchst bedeutend waren die Folgen; denn die Russische Armee verlor einen Theil ihrer Communicationen, und wartete vergebens auf die angekündigte Verstärkung.

„Der Kaiser war über den Empfang dieser Nachricht sehr erfreut, und sagte zu wiederholten Malen: „Tapferer Lassalle! bewunderungswürdige Truppen! Sie haben mir den Gewinn der Schlacht gesichert, die ich bei Eylau liefern will . . . Das ist eine gute Vorbedeutung . . Auf, nach Eylau, meine Herren!“

„Am Tage der Schlacht war ein abscheuliches Wetter. Ein feiner, scharfer Schnee bedeckte den Boden. Unsere damit getränkten Kleider starrten von Frost; die Pferde konnten nicht Fuß fassen. Mit Erbitterung schlug man sich vom frühesten Morgen an, und bei Einbruch der Nacht war noch nichts entschieden. Besorgt und ungeduldig galoppirte der Kaiser über das Schlachtfeld, den Kartätschen trotzend, sich selbst an alle bedrohten Puncte begebend, denn er wußte wohl, daß seine Gegenwart allein Wunder bewirke. An einigen Puncten hatte das Feuer aufgehört; augenscheinlich zog sich der Feind zurück, und machte seine Dispositionen für die Nacht. Um 8 Uhr verkündigte man Napoleon, daß die wichtige Position in einer Kirche, um die man furchtbar gekämpft, und deren Besitz am Tage zu wiederholten Malen gewechselt hatte, uns vom Neuem entrissen sey. Unsere, den Russen an Zahl weit nachstehenden Truppen zogen sich kämpfend auf den Kirchhof zurück. In dem Augenblicke, als die Ordonnanz ankam, war der Kaiser eben vom Pferde gestiegen, und leitete in eigener Person die Manöver einer furchtbaren, auf den rechten Flügel der Russischen Armee gerichteten Batterie. Augenblicklich schwang er sich wieder aufs Pferd, durchflog wie der Blitz den Raum, und stürzte wie ein Donnerschlag mitten in die zurückweichenden Bataillone: „Was ist das,“ rief er, „die Soldaten der großen Armee reißen vor einer Hand

voll Russen aus? Mir nach, meine Tapfern! daß uns kein Russe aus der Kirche entwische . . . die Artillerie vor! Meine Freunde, wir müssen die Kirche haben!" — "Es lebe der Kaiser! vorwärts: er muß die Kirche haben." Und in bester Ordnung rückten alle im Sturmschritt vor, nachdem sich sich eiligst wieder gesammelt. Zwei Schritte vor uns marschirte ein alter Grenadier; schwarz von Pulver war sein Gesicht, der Schnurrbart verbrannt, die Uniform mit Blut bedeckt; den linken Arm hatte ihm eine Haubitze abgerissen. Schnellen Schrittes eilte dieser Mann in Reihe und Glied. "Laß dich verbinden," rief ihm der Kaiser zu. — "Ah, was da!" — "Geh in die Ambulanz, sage ich dir!" — "Nachher, wenn Sie die Kirche wieder haben." — Und wir verloren ihn aus dem Gesicht . . . Ich sah eine Thräne in des Kaisers Augen glänzen; er wandete sich um, sie zu verbergen.

"Um 10 Uhr Abends war die Kirche in unserer Gewalt. Der Kaiser, ganz erschöpft, und vor Ermüdung auf dem Pferde schwankend, befahl, das Feuern einzustellen; die Armee ruhte, von feindlichen Bivouaks umgeben, aus. Das Hauptquartier ward auf dem Plateau hinter Eylau aufgeschlagen, mitten unter der Gardeinfanterie.

"Es geht Alles gut," sagte der Kaiser, in sein Zelt tretend; "die Leute schlagen sich vortrefflich . . . Morgen haben wir noch einen heißen Tag, aber die Schlacht ist gewonnen." Ganz angekleidet warf er sich auf sein Feldbett, und schlief auf der Stelle.

"Vier Uhr Morgens war der Kaiser schon wieder zu Pferde, durchritt das Terrain, machte seine Dispositionen, wies der Artillerie ihre Stellungen an, haranguirte die Truppen, indem er vor jeder Regimentsfronte vorüberritt. Bei Anbruch des Tages ertheilte er den Befehl, auf allen Puncten zu gleicher Zeit anzugreifen. Gegen 11 Uhr vermehrte sich der Schnee, der seit dem Morgen beständig gefallen war, mit solcher Heftigkeit, daß man keine zehn Schritte weit sehen konnte. Man erhielt Nachricht, daß sich eine fünf bis sechstausend Mann starke Russische Colonne, die in der Nacht Befehl erhalten, zum Hauptcorps der Armee zu stoßen, verirrt habe. Die Russen marschirten zaudernd, ohne im Stande zu seyn, sich zu finden, und das Terrain zu erkennen; sie hatten sich bis auf Flintenschußweite von unserem Lager verlaufen. Der Kaiser, welcher das Fernglas nach dieser Seite hin gerichtet, in den Steigbügeln aufrecht stand, kam zuerst auf die Vermuthung, daß diese schwarzen Schatten, die durch den Schneeschleier hindurch langsam vorbeidefilirten, die Russische Reserve seyn müßte. Auf der Stelle beorderte er zwei Garde-Grenadierbataillone, unter dem Commando des Generals Dorsenne, nach diesem Punete hin. Gewehr im Arm marschirten die alten Grenadiere schweigend vorwärts. Unterdessen umritt die beim Kaiser Dienst thuende Escadron die Colonne, fiel ihr mit Ungestüm in den Rücken, und trieb sie den Grenadieren zu, welche dieselbe mit vorgehaltenem Bajonett empfingen. Dieser erste Anlauf war furchtbar für die Russen. Bald aber ihres numerischen Uebergewichtes über die kleine Zahl von Angreifenden inne werdend, sammeln die Officire ihre Mannschaft wieder und vertheidigen sich mit großer Entschlossenheit. Einen Augenblick wichen unsere Grenadiere zurück; da springt ein junger Officier aus der Reihe mit dem donnernden Rufe: "Mir nach, ihr Tapfern meiner Compagnie; Cameraden, unser ist die Russische Fahne!" Und von allen seinen Soldaten gefolgt, stürzt er sich mit geschwungenem Degen in das dichteste Centrum der Russen. Dieser plötzliche Angriff durchbrach die Reihen; entschlossen folgten nun auch unsere Grenadiere auf dem vom unerschrockenen Auzoni geäff-

neten Wege; was sich auflöst, wird von der Cavallerie niedergesäbelt; Alles, was den Tod nicht findet, wird gefangen genommen. „Das ist eine der schönsten Waffenthaten dieses Tages,“ sagte der Kaiser, der Zeuge war von Auzoni's Heldenmuthe. Er ließ ihn rufen. „Capitän Auzoni Sie verdienen die Ehre, meine alten Schnurrbärte zu commandiren . . Das war brav, sehr brav! Sie haben sich das Officierkreuz und eine Dotation von 2000 Fr. erworben. . . . Sie wurden Capitän beim Beginn des Feldzugs; fahren Sie so fort, so müssen Sie mit einem höhern Grade nach Paris zurückkehren. Jeder, auf dem Schlachtfelde erworbene Grad stellt einen Mann hoch in meiner Achtung . . . Ich vertheile zehn Kreuze in Ihrer Compagnie,“ fügte er hinzu, sich an die Soldaten wendend.

„Begeistertes Hurrahrufen erscholl, und von neuem stürzten sich dieselben Menschen mit unbeschreiblichem Eifer ins Feuer. Zwei Stunden darauf war der Sieg unser. Die zersprengten, zu Grunde gerichteten feindlichen Armeen bewerkstelligten ihren Rückzug in größter Unordnung, ihre Verwundeten, Bagage und Artillerieparks zurücklassend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sendschreiben des Hundes von Aubri an den Affen *).

Wohlgeborner Herr Vice-Mensch!

Remarkabler Künstler!

Indem ich, Ew. Wohlgeb. in mir einen mimischen Künstler von altem Schrot und Korn vorzustellen die Ehre habe, freue ich mich, einem so ruhmbedeckten Mimen den brüderlichen Vorderfußschlag geben zu können.

Als ich zuerst in Deutschland die glühenden Bretter betrat, lehnten sich Pedanten und abgeschmackte Kunstrichter dagegen auf, ein gewisser Goethe legte die Intendanz des Theaters nieder, weil, wie er sagte, in den Hundstagen am besten ist, zu Hause zu bleiben, und ein Witzling meinte: „der Hund wäre aufs Theater und das Theater auf den Hund gekommen.“

Allein der Geist des aufgeklärten Jahrhunderts schritt, ungeachtet Goethe's und des abgeschmackten Witzes, dennoch vorwärts, — der Hund wurde volksthümlich und fand bei dem Theaterpublikum jene Aufmunterung, welche das wahre Verdienst, ohne Unterschied der Person, stets erwirbt.

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht,“ nie hat sich noch ein rechter Hund durch Vernunftgründe abschrecken lassen; der Hase Verstand ist noch immer von vielen Hunden zu Tode gehetzt worden, und ich blieb unangefochten Sieger, und theilte fröhlich den Lorbeer mit den ersten Menschenkünstlern der Welt.

Im Grunde, ist uns denn der Mensch nicht Entschädigung schuldig? hat er uns Hunde denn nicht unglücklich gemacht dadurch, daß er uns an sich zog, und uns in seine Verhältnisse unterwikkelte? — Alle Thiere, die der Mensch an sich zog und an sich kettete, sind demselben bedauernswerthen Glücks- und Elendswechsel ausgesetzt, wie er selbst. Im wilden Zustande sind alle Hunde gleich, alle haben wir ein Schicksal, allein seit wir in Gesellschaft mit den Menschen leben, giebt es unter uns, wie unter den Menschen, Glücks- und Rangunterschied, hohe Seligkeit und tiefes Elend! Hier ein Schooßhund, der nichts arbeitet und flott lebt, dort ein elender Karrenzieher, der unter seiner Arbeit erliegt und darbt; hier ein schmeichlerischer Windhund, ein Schmarotzer und ein Spaßmacher, dort ein Radtreter, dürre und

*) Die Anwesenheit des bekannten Affendarstellers von Klischnig in Wien und der ungeheure Beifall, den sich derselbe erwirbt, haben Saphir zu obiger Epistel Veranlassung gegeben.
Die Red.

keuchend und hungernd; hier ein dickgemästeter Pudel mit goldenem Halsband, dort ein heulender Spitz an die Kette gelegt und mit Schlägen gefüttert; wem verdanken wir diesen conventionellen Glücks- und Jammerunterschied? Der Gesellschaft des Menschen! Am Ende aber machten sie sogar Künstler aus uns!!! Auch diesen Marterstand lernten sie uns kennen! Abhängen von einer Sonntagsgallerie, herausgerufen werden von einem Freibilletsparterre, und beurtheilt werden von kleinen Kindern und Schulknaben; und „darum Bellen und Apportiren!"

Die neuere Zeit hat Alles umgestürzt; ich repräsentirte das Classische der Kunst, jetzt ist die Romantik an der Reihe. Sie, mein edelster Herr Affe, Sie repräsentiren das Romantische. Sie und Ihr Erscheinen erinnert uns mit süßem Staunen an den wundersamen Süden, an Geist und Wesen einer einfachen Idealität, an die Blüthe des Geistes, heraustretend aus dem beengenden Kreise menschlicher Formen und Gränzen, und entfesselt spielend mit dem Gigantischen, mit dem Sonderbaren. Sie haben uns in eine jener Feenalten gezaubert, wo Drachen singen, die Schlangen wunderbar sprechen und lieblichs Gethier von schönen Feen geliebt und gefüttert wird.

Sehen Sie, mein verehrter Künstler und Affe, obwohl ich selbst auch ein großer Mime, ja ein unsterblicher Künstler bin, — das ersehen Sie aus meiner Bescheidenheit, — so bin ich doch ferne von allem Brod- und Kunstneide. Lassen Sie uns zusammen die große Straße der Kunst wandeln, und wir wollen dem Menschengeschlechte zeigen, daß alle Menschenkünstler bald entbehrlich seyn werden.

„Fuß in Fuß mit Dir, so fordere ich mein Jahrhundert in die Schranken."

Unsere Zeit ist diesem Unternehmen günstig, das Publikum fängt schon an, aus dem Kunstzustande in den Naturstand zurück-vorwärts zu wachsen. Die Darstellung der Menschen hat kein Interesse mehr für die Menschen, es giebt jetzt keinen Menschen mehr, der nicht schon selbst alles Tragische und alles Lächerliche des Lebens gespielt hat; die Menschen haben sich unter einander schon im Leben satt, und also auch auf der Bühne. Hunde und Affen ꝛc. ꝛc., das sind die Gegenstände, die psychologisch zu erkennen, vom höchsten Interesse ist. Der Affe besonders, dieser Bürstenabzug des Menschen, dieser Abdruck avant la lettre, dieses Probeblatt der Menschen, der Affe zeigt, was aus dem Menschen hätte werden können, wenn er die zwei unseligen Gaben: „Verstand" und „Sprache," nicht bekommen. Sagen Sie mir aufrichtig, liebster Herr Künstler, wenn zu Ihnen ins Affenland ein Künstler käme und anzeigen würde:

„Ich werde die Ehre haben einen Menschen darzustellen" ꝛc.

würde er Beifall haben, würde ihn auch der ungebildeste Affe, der Cyrocephalus oder der Cercophithecus, herausrufen? Würde ein recensirender Affe ihn einen Künstler nennen? O nein, die Affen sind keine solchen Menschen, blos die Menschen sind solche Affen.

Sie sehen also, daß es dankbarer ist, einen Hund oder Affen vorzustellen, als einen Menschen; also stellen Sie sich vor, oder vielmehr stellen wir uns vor, daß wir den Menschen vorstellen wollen, alle andere Vorstellungen abzustellen, und blos die Thierwelt darzustellen. Welch' ein Gewinn wäre das, man brauchte keinen dramatischen Dichter, keine Uebersetzer und keine Soufleurs.

Also, verehrtester Herr Künstler, lassen Sie uns eine Künstlerbande stiften. Ich spiele die Helden, Sie die Bonvivants, wir engagiren noch einen Frosch für das Conversationsfach, ein Kalb für die Stutzer, einen Hammel für die zärtlichen

Väter, ein Greis für das Fach jugendlicher Liebhaberinnen, einen Floh für Springinsfelde und einen Esel für das Fach der komischen Bedienten. Dann ernennen wir noch das Faulthier zum Regisseur und den Krebs zum Zettelträger, und unser Personal ist vollkommen.

Denken Sie diesem Vorschlag nach und belieben Sie Ihren geneigten Entschluß bald mitzutheilen Ihrem ergebensten Collegen.

Der Hund des Aubri.

(„W. Theater.")

Die Schlächter zu Paris.

Aus offiziellen Papieren geht hervor, daß sich zu Paris 500 Schlächter befinden, die im Durchschnitt eine Kundschaft von 60 Häusern und 1600 Einwohnern haben. Jedes Haus braucht jährlich für 333⅓ Franken Fleisch, oder auf den Kopf für 62½ Fr., wodurch 17⅓ Centime auf den Tag kommen. Zu Paris werden jährlich verzehrt 72,000 Ochsen, 16,000 Kühe, 72,000 Kälber und 360 Hammel, welche den Fleischern 42,584,000 Fr. kosten. Die darauf haftenden Abgaben betragen 5,347,600 Fr. Auch zahlen die Schlächter, um das Vieh von dem Markt auf die Schlachthäuser zu bringen, jährlich 177,600 Franken. Die Gesammtausgabe beträgt also 48,109,200 Fr., und da sie dafür 52,133,840 Fr. erhalten, so beträgt ihr Gewinn 4,024,640 Fr., oder 8049 Fr. der Einzelne. Da die Ausgaben für Logis, Gehäge, Transport u. s. w. 2509 Fr. betragen, so bleiben Jedem durchschnittlich 5540 Franken.

Gemeinnützige Anzeige.

So eben hat bei mir die Presse verlassen, und ist, um es gemeinnütziger zu machen, zu dem niedrigen Subscribtions-Preis in Pappband gebunden für 36 Groten auf Druckpapier und für 48 Groten auf Schreibpapier auf unbestimmte Zeit bei mir Catharinenstr. Nr. 36 zu haben. Der nachherige Ladenpreis ist 60 Gr. und 1 Thaler:

Ausrechnungs-Tabellen

zur

Erleichterung des Geschäfts

für

Kaufleute und Haushalter,

nach welchen

der Preis aller Waaren, so wie Interesse und Rabatt auf Jahre und Monate zu 6, 5, 4, 3, ½ und ¼ Procent, richtig ausgerechnet, augenblicklich gefunden werden kann.

Neue Auflage

des weiland Postsekretärs T. Huntemann

„Tabellen aller Waaren"

verbessert und mit mehreren Tabellen vermehrt.

Inhalt.

I. Wenn 1 Pfund, Stück, Elle ¼ Gr. bis 10 Rt. kostet, wie hoch denn ¼ bis 1000 Pfund rc. zu stehen kommen.

II. Interesse-Rechnung.

III. Wenn 100 Pfd. 1 Gr. bis 270 Rt. kostet, wie hoch denn 1 Pfd. zu stehen kommt.

IV. Wenn 1 Pfd. 1 Gr. bis 11 Rt. kostet, wie hoch denn 1 Loth und 1 Quentin zu stehen kommt.

V. Wenn 1 Centner (zu 110 Pfd.) 8 Gr. bis 1 Rt. 24 Gr. kostet, wie hoch denn 1, 10, 20, bis 100 Pfd. zu stehen kommt.

VI. Wenn 1 Scheck 1 Gr. bis 90 Rt. kostet, wie hoch denn 1 Stiege zu stehen kommt.

VII. Wenn 1 Stiege 1 Gr. bis 60 Rt. kostet, wie hoch denn 1 Elle zu stehen kommt.

VIII. Wenn 1 Groß 1 Gr. bis 90 Rt. kostet, wie hoch denn 1 Dutzend und 1 Stück zu stehen kommt.

IX. Wenn 1 Dutzend 1 Gr. bis 60 Rt. kostet, wie hoch denn 1 Stück zu stehen kommt.

X. Wenn 1 Ballen Papier 1 Gr. bis 100 Rt. kostet, wie hoch denn 1 Ries und 1 Buch zu stehen kommt.

XI. Thran-Rechnung.

1. Nach Stechkannen. 2. Nach Pfunden.

Georg Jöntzen.

Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen der Stadt Bremen").

L. Doebes, Redacteur — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 88.

Bremen, Donnerstag den 3. November 1836.

Gestorben:

Nro. 1022. Den 27. Octb. Des verst. Schuhmachers Diedrich Schröder Wittwe, geb. Behrens 79 Jahr; Hastedt Nro. 14.

— 1023. Den 27. — Des Kupferschmieds zu Celle Friedr. Behrens Sohn, 3 Monat; Buntenthorssteinweg Nro. 131.

— 1024. Den 28. — Des Arb. Wilhelm Fette Tochter, 10 Tage; Buntenthorssteinweg Nro. 71.

— 1025. Den 28. — Der Maurermeister Wilh. Engelken, 65 Jahr; Schmidtstraße Nro. 3.

— 1026. Den 28. — Des Arb. Friedr. Helmich Ehefrau, geb. Altkirch, 54 Jahr; Töferbohmstraße Nro. 8.

— 1027. Den 28. — Der Küpermeister Johann Joost Hollmann, 58 Jahr; Hollmanns-Gang Nro. 1.

— 1028. Den 28. — Des Arb. Joh. Ernst Grote Tochter, 1 Jahr; Paulsberg Nro. 58.

— 1029. Den 28. — Emilie Auguste Bruno, 23 Jahr; Obernstraße Nro. 33.

— 1030. Den 29. — Des verst. Schneiders Gottl. Reimmund Wittwe, geborne Meyer, 60 Jahr; Fetten-Gang Nro. 13.

— 1031. Den 29. — Elisabeth Janßen, 6 Wochen; hinterm Stephanithorswall Nro. 5.

Nro. 1032. Den 29. Octb. Des Arb. Joh. Wilh. Turnier Ehefrau, geb. Engelken, 63 Jahr; Gerberstraße Nro. 4.

— 1033. Den 29. — Des Schuhmachers Christian Hoffmeister Tochter, 9 Jahr; gr. St. Johannisstraße Nro. 62.

— 1034. Den 30. — Der Waarenagent Christ. Ludewig Meyer, 68 Jahr; kleine Helle Nro. 12.

— 1035. Den 30. — Des Waarenagenten Heinr. Clüver Tochter, 2 Tage; auf dem Häfen Nr. 24 F.

— 1036. Den 31. — Der Maurergesell Cord Seemann, 62 Jahr; auf der Kuhlen Nro. 6.

— 1037. Den 31. — Des Strumpfwebers Matthias Döbeling Ehefrau, geborne Jacobsen, 75 Jahr; Behrens-Gang Nro. 4 (Neustadt).

— 1038. Den 31. — Des Schenkwirths Joh. Schröder Ehefr., geb. Lülmann, 68 Jahr; Schlachte Nro. 12.

— 1039. Den 31. — Der Barbier Heinr. Christ. Francke, 39 Jahr; Buchtstraße Nro. 43.

— 1040. Den 31. — Friedr. Heinr. Lehmkuhl, 7 Jahr; Hastedt Nro. 22.

— 1041. Den 1. November. Des Goldschmieds Diedrich Flörken Sohn, 4 Wochen; Faulenstr. N. 23.

Geboren:

Nro. 1295. Den 24. Octb. Ein Knabe.

— 1296. Den 26. — Des Detaillisten Joh. Hinr. Knickmann Ehef., geb. Schwartjes, Ansgariithorsstraße Nro. 10; von einem Knaben.

— 1297. Den 26. — Des Cigarrenmachers Christ. Spar Ehefr., geb. Jung, Schnoor Nro. 37; von einem Mädchen.

— 1298. Den 26. — Ein Knabe.

— 1299. Den 27. — Des Steuermanns Carsten Heinrich Steffens Ehefrau, geb. Hinternhoff, Hohestraße; von einem Mädchen.

— 1300. Den 28. — Des Schneidermeisters Joh. August Friedr. Wilh. Schmädeke Ehef., geb. Bachmann, Schwanenstraße Nro. 3; v. e. M.

— 1301. Den 28. — Des Papparbeiters Johann Philipp Hochstätter Ehefr., geb. Stahl, Westerstraße Nro. 1 A; von einem Mädchen.

Nro. 1302. Den 28. Octb. Des Arb. Isaac Warnken Ehef., geb. Wiechmann, Punkendeich Nro. 3; von einem Mädchen.

— 1303. Den 28. — Des Cigarrenmachers Daniel Reincke Ehefrau, geb. Blancke, Buntenthorssteinweg Nro. 240; von einem Mädchen.

— 1304. Den 29. — Des Kaufmanns Carl Gotthelf Julius Ehefr., geb. Dannemann, Langenstraße Nro. 104; von einem Mädchen.

— 1305. Den 29. — Des Kaufmanns Diedrich Wilhelm Grommé Ehefr., geb. Sprenger, am Wall Nro. 37 B; von einem Knaben.

— 1306. Den 29. — Ein Mädchen.

— 1407. Den 30. — Des Kammmachers Johann Anton Sauer Ehef., geb. Kleine, Stintbrücke N. 9; von einem Mädchen.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 89.

Der
Bürger-Freund,
eine
Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 6. November 1836.

Gott! Verderben droht dem Lande!
An der Sonne bleichem Rande
Dunkelt Nacht;
Donner kracht;
Schwerer Broden
Füllt die Luft;
Schwefelduft
Dampft vom Boden — Fr. Kind.

* Der zürnende Weltgeist.

Wer reitet über die Erde
Auf schwarzem Wolkenpferde,
Das laute Stürme schnaubt?
Er schwingt sein Schwert gewaltig,
Wie Feuerflammen gestaltig,
Hoch über sein herrschendes Haupt.

Vom Hufschlag dröhnen die Lüfte,
Laut widerhallen die Klüfte,
Dumpf zittert der felsige Grund.
Das ist der Geist, der alte,
Der, daß er noch leb' und walte,
Giebt, wie es oft noth ist, kund.

Dort schlägt er mit flammendem Streiche
Die starke, mächtige Eiche,
Ihr sinkt zur Erde das Haupt.
Nun giebt er die treibenden Sporne
Dem schwarzen Renner im Zorne,
Daß schneller vorüber er schnaubt.

H. Kotzenberg.

Die Belagerung von Jerusalem.

(Fortsetzung.)

13.

Auf dem Hofe vor dem Tempel standen zwei Krieger, stattlich geschmückt und gerüstet, Jünglinge aus vornehmen Idumäischen Geschlechtern, die zum Gefolge des Tyrannen Simon gehörten. Wir nennen Simon einen Tyrannen, weil wir in der That keine Bezeichnung für diesen Häuptling auffinden können, die seine Macht und Grausamkeit zugleich eben so gut umfaßte.

Gestrige Nacht war der Ausfall, den man auf die Römer gethan hatte und der hauptsächlich auf das Verbrennen der Belagerungsmaschinen gerichtet war, die täglich furchtbarer und gefährlicher wurden, unglücklich genug abgelaufen. Die Juden wurden mit einem bedeutenden Verluste zurückgeschlagen und mehrere Hundert derselben, Angesichts der Mauern Jerusalems, nach einer verzweifelten Gegenwehr von den Legionen niedergemetzelt.

Die beiden Krieger, die auf dem Tempelhofe standen, sahen rüstig und fröhlich aus. Kein Zug ihres Gesichts verrieth die Noth, welche die belagerte Stadt drückte, kein Zug Schmerz über das Mißlingen der neuesten Unternehmung. Die Jugend ist eine gute Trösterinn. Beide Jünglinge waren in dem glücklichen Alter, welches sich an die Freude anklammert, Besorgnisse verachtet und den Schmerz rasch überhäuft. Die Nähe, in der sie zum Tyrannen Simon standen, machte, daß sie bis daher von der Hungersnoth noch nichts gefühlt hatten und von allen den Leiden des großen Haufens befreit geblieben waren. Ihre Antlitze waren gesund und keck, das Auge freudig.

Der Eine faßte den Andern am Arme und führte ihn an die breite, prachtvolle Brücke, die vom Tempel in die Stadt führte. Die Paläste und Häuser Jerusalems senkten sich von da über die Hügel und Thäler bis an die Mauern hinab. Hinter den Jünglingen erhoben sich die Tempelgebäude in terassenartigen Gruppen, der innere Tempel den Vorhof, das Allerheiligste Beide überragend. Im hellen Lichte der Morgensonne erglänzten die kunstvoll geordneten Säulen des Gotteshauses. Mit edlem Metall waren die Knäufe derselben geschmückt und das platte Dach zierten erzene oder, wie Andere behaupten, silberne, zahllose Figuren. Der hohe Standpunkt und die Pracht des Gebäudes gaben dem Tempel einen imposanten Anstrich. Die Jünglinge aber überblickten die ungeheure Stadt, die unter ihren Füßen ausgebreitet lag. Sie konnten den größten Theil derselben übersehen und die Antonia mit ihren Zinnen verdeckte die Bezetha, das ist die Neustadt, die von den Römern schon genommen war. Nachdem sich Beide an dem Rundgemälde lange Zeit ergötzt hatten, nicht bedenkend, wie viele Noth und Trauer und wie entsetzliches Elend es umschloß, nur dem augenblicklichen Gefühle gehorchend, was ihre Brust stolz erhob, wenn sie die herrliche Stadt betrachteten, so wandte sich der Eine zum Andern mit den Worten: Hätten die Zeloten sammt den übrigen Anhängern des Johannes stets redlich mit uns gefochten, noch wäre kein Stein Jerusalems von den Römern genommen worden. Unser Heer ist tapfer und siegreich; trifft uns ein Unglück, es kommt alle Mal von diesen elenden Priesterknechten und Tempeldienern. Ich möchte wohl der Beherrscher dieses Theiles der Erde seyn, den wir hier überschauen; und gehorchte mir ein einträchtiges Volk, kein Römischer Adler, noch der Huf eines Arabischen oder Syrischen Rosses sollten je eine Spur auf dem Sande Palästinas zurücklassen.

Der andere Krieger zeigte nach dem Skopos, der Hochebene außerhalb der Stadt, die wir schon oben beschrieben und welche mit einem starken Römischen Lager besetzt war, und sagte: Bemerkst Du nicht eine Bewegung unter den Feinden? Siehst Du, wie sie sich sammeln und ordnen? Ich glaube, es gilt einen Angriff. Melden wir dieß dem Simon.

Ich sehe nichts Ungewöhnliches, — entgegnete der erstere Redner — die Soldaten treten zur Schanzarbeit zusammen; sie werden die Schanzkörbe, die Ballisten und Pfähle wieder herstellen wollen, die wir ihnen gestern verbrannten. Darauf sind unsere Krieger vorbereitet.

Sieh, wie sich die Unsern auf der Mauer zusammenschaaren, dort, wo wir gestern die Feuersbrunst entzündeten. So gar leicht wird die Ausbesserung des Schadens nicht gelingen!

Wer kommt über die Brücke? Kennst Du den Mann in dem rothen Talar? fragte der Andere.

Den Idumäer? Es ist ein Pferdehändler aus Bethlehem.

Nein, — sagte der Krieger — den meine ich nicht. Den ältern Mann, welcher die beiden Frauen geleitet. Sie wollen vermuthlich zum Gebet in den Tempel. Die Eine der Frauen scheint mir jung und schön. Jetzt kommen sie näher und gehen an dem Leviten vorüber, der mit würdigem Schritt über die Brücke wandelt.

Das sind Fremde, — meinte der erste Krieger — aus Syrien oder Medien vermuthlich. Beim Beelsebub, das junge Mädchen ist schön: Eine herrliche Gestalt und ein flammendes Auge. Nähern wir uns ihnen.

Beide Jünglinge traten an den Ausgang der Brücke, und als Nathan Ben Ruben, denn dieser war es, nebst Debora und Judith, die Stufen zum Hofe hinaufschritt, erboten sie sich, ihn zu führen oder ihm Auskunft zu ertheilen, wenn er ein Geschäft hier oben abzumachen habe. Ruben dankte und sagte: Wir gehen in den Tempel.

In diesem Augenblicke erschien Simon, begleitet von seinen Hauptleuten. Er schalt noch laut und heftig auf einen Anführer der Partei des Johannes, dem er das Mißgeschick der gestrigen Nacht aufbürdete, verstummte aber, als er Judith erblickte.

Das Mädchen ging mit ihren Aeltern an ihm vorüber und er schaute ihr nach, bis sie durch das Tempelthor verschwand. Dann wandte er sich an sein Gefolge, in dem nun die beiden Krieger ihre Plätze eingenommen hatten, mit der Frage, wer die Jungfrau sey.

Einer der Soldaten antwortete: Judith, die Tochter Nathan's, des Damasceners.

Der Mann, welcher Simon diesen Bescheid gab, mußte näher an den Tyrannen herantreten. Beide flüsterten einige Worte, dann trat der Oberbefehlshaber an den Platz, den vorhin die beiden Jünglinge eingenommen hatten. Er beobachtete das Römische Lager, besonders die Bewegungen auf dem Skopos lange und aufmerksam.

Der Günstling des Simon, Jacob, stand neben dem Tyrannen.

Es ist Reiterei, nicht wahr? — sprach Letzterer, indem er auf einen Punkt des Lagers mit dem Finger deutete — Aegyptische Truppen, Jacob, wenn ich ihre Helme recht erkenne.

Allerdings sind es Reiter, — antwortete Jacob — allein ich fürchte nicht, daß sie zum Kampfe gegen die Stadt bestimmt sind. Sie ziehen aus, um Holz, Getreide oder Futter für die Pferde zu holen.

Holz werden sie holen, — sagte Simon — Lebensmittel und andere Zufuhr erhalten die Römer von dem Meere und aus Aegypten. Wenn wir nicht so hart bedrängt wären, so ließe sich wieder ein Handstreich ausführen; aber ich darf es nicht wagen, nur hundert Mann aus der Stadt zu schicken. Im Anfange der Belagerung hatten wir freien Spielraum.

Ich selbst, — entgegnete Jacob — brachte damals einige zwanzig Rosse der Römischen Reiter und einen Zug Schlachtvieh beim Hippischen Thurme herein. Jetzt sind die Ausgänge verrammt.

Hast Du Eleazar noch nicht ausforschen können? — sprach Simon, indem er sich zu Jacob hinbog, leise und heimlich — Der Befehlshaber der Zeloten sollte, denke ich, endlich der Oberherrschaft des Johannes müde seyn! Konntest Du seine Gesinnung nicht entdecken?

Sein Ehrgeiz — erwiderte Jacob — ist nicht so groß als seine Eifersucht gegen uns und als die Mißgunst Deiner Macht. Ich hoffe nichts von ihm.

Die Römer rücken an! — riefen die Umgebungen Simon's. Der Tyrann sah selbst, daß sich eine Legion der Mauer näherte und in den zerstörten Werken wieder fest setzte, um von da aus gegen die Belagerten zu kämpfen, indeß die Schanzarbeiter den Schaden wieder ausbessern sollten.

Simon drückte die Rechte an den Heft des Schwertes, beugte sich vor und als er den beginnenden Kampf eine kurze Weile beobachtet hatte, theilte er Befehle an diejenigen der Hauptleute aus, die den bedrängten jüdischen Kriegern Hülfe bringen sollten. Die Soldaten seines Gefolges, die er dazu auserlesen hatte, brachen auf. Simon selbst wollte schon den Tempelhof verlassen, als Johannes eilends herbei kam. Ihm folgten die Häupter seiner Partei, Zeloten und Priester.

Johannes trug eine Kleidung, die der Tracht eines Priesters nicht unähnlich war; jedoch führte er statt des wollenen Gürtels um den Leib einen Gürtel aus Metall, der sich an einen stählernen Brustharnisch anschloß. Auch der Helm, der das Haupt bedeckte, war nicht von dem Schmucke eines Priesters entlehnt, und in der Hand schüttelte er eine mächtige Lanze. Er sprach, indem sich eine fieberhafte Röthe über sein Angesicht ergossen hatte und die Augen unstätt hin- und herrollten: — Ich lag im Gebete vor dem Herrn. Da erschien mir ein Gesicht wie das eines Engels. Eine Stimme aber sprach zu mir: Gürte Dir Dein Schwert um die Hüfte, nimm die Streitaxt und salbe Deine Gelenke mit Oel; denn heute sollen die Kinder Israel's kämpfen und der Herr wird ihnen Sieg geben über ihre Feinde. Schrecken wird über die Heiden kommen, daß sie verzagen, und sie werden entfliehen aus ihren Lagern und den Thürmen ihrer Verschanzungen. Diejenigen aber, sprach der Bote des Herrn zu mir, welche Dir Simon, der Hauptmann des Volkes Gottes, in Ketten zugesandt hat, die Verräther und Uebelthäter, die Männer, die er fangen ließ, weil sie ihre Schätze verbergen, mehr ihr eigenes Glück als das Heil des Ganzen achtend, die Kleinmüthigen, welche aus der Stadt Gottes entweichen und mit den Heiden gemeinschaftliche Sache machen wollten, sie sollen, sprach der Engel, sterben durch die Schärfe des Schwertes, sich zur Strafe, dem Volke zur Warnung. Die Güter der Verurtheilten aber gebot mir der Engel zu nehmen und an die zu vertheilen, so treulich ausharren und kämpfen für das Heil Zions. Darum thue ich, wie mir das Gesicht anbefohlen hat. Die Verräther werden gerichtet und ich nehme den Speer und ziehe gegen die Heiden.

Ob nun Simon der göttlichen Eingebung des Johannes entweder ganz oder nur theilweise mißtraute, wissen wir nicht. Er begnügte sich, den Tyrannen fortstürmen zu lassen mit den Seinen, ohne daß er Miene machte, diese Unternehmung gegen die Belagerer persönlich zu unterstützen.

Was aber die Gefangenen anbetraf, deren Hinrichtung Johannes verordnet hatte, so hatte dieser Theil der Rede Simon's Billigung.

Jacob, — sprach er — siehe zu, was von den Besitzthümern der Missethäter auf unser Theil fällt und gieb es den Hauptleuten. Denn ich will mich nicht bereichern an ihrer Habe, vertheile Du es nach Gutdünken.

In der That aber hatte Simon die Leute, die dem Johannes übergeben worden waren, aus Vorsicht, daß der zweite Oberfeldherr in Jerusalem etwa nicht ganz gerecht verfahren möge, schon so geplündert, daß er auf einen andern Antheil

füglich verzichten konnte. Er ging auf die Antonia und in die Gemächer Susanna's.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon und der Herzog von Vicenza.

(Fortsetzung.)

„Noch aber war das Tagewerk für den Kaiser nicht vollbracht. Wie gewohnt, ritt er selbst über das Schlachtfeld, um in Person den Verlust des Feindes zu beurtheilen, durch seine Anwesenheit die Fortschaffung der Verwundeten zu beschleunigen, und über Alles zu wachen. Furchtbar war die ungeheure Strecke des Terrains anzusehen, wo der am Tage gefallene Schnee vom Blute geröthet war. Ein schwerverwundeter Quartiermeister von den Dragonern erblickte den Kaiser, der wenige Schritte von ihm vorüberritt: „Nur hierher, unser Kaiser; ich stecke drinnen, und werde bald Bekanntschaft machen mit dem lieben Gott; aber gleichviel, es lebe der Kaiser!!" — „Führt mir den braven Mann da in die nächste Ambulanz . . . Heben Sie ihn in die Höhe, meine Herren, und man empfehle ihn Larrey an . . . Dicke Thränentropfen rollten über des Dragoners männliches Antlitz. — „Gerechter Gott," sagte er, die Hände faltend; „hätte ich doch zehn Leben, sie dem edlen Manne da an den Kopf zu werfen!"

„Bei einer, vom Feinde verlassenen Batterie ward uns leider ein Anblick, den Worte nicht zu schildern vermögen. Hundertundfunfzig bis zweihundert Französische Grenadiere lagen da, von einer vierfachen Reihe Preußischer Leichen umringt. Alle schwammen in einem Blutbach mitten unter Kanonen, Munitionen, und zerbrochenen Gewehren. Mit unglaublicher Wuth hatte man hier gekämpft; furchtbar und mannigfaltig waren die Wunden an jeder Leiche. Ein schwacher Ruf: „Es lebe der Kaiser!" ertönte dumpf aus diesem Todtenhaufen; Aller Augen richteten sich nach der Seite, von wo die Stimme kam. Zur Hälfte in einen zerfetzten Mantel gehüllt, suchte sich ein mit Wunden bedeckter Officier zu erheben; endlich gelang es ihm, sich auf seinen Ellenbogen zu stützen; das bleiche, edle Gesicht trug das Gepräge des Todes. Da erblickt er den Kaiser, und mit todesschwachem Hauche lispelt er: „Gesegnet sey der Kaiser! . . . und nun! . . . lebt wohl . . . lebt wohl . . . meine arme, gute Mutter! . . . meine Mutter! . . ." Flehend heftete sich der sterbende Blick auf den Kaiser; dann stammelte er noch, erstarrt zurücksinkend: „Dem schönen Frankreich . . . meinen letzten Seufzer! . . ."

„Wie festgebannt stand der Kaiser auf dem, vom Blute so vieler großherzigen Helden bedeckten Boden, die hier lagen, um sich nie mehr zu erheben! „Tapfere Männer," sprach er leise, „tapferer Auzoni! . . du edler, guter junger Mann! O! es ist entsetzlich . . Die Dotation gehört seiner Mutter . . . man lege mir die Schrift so bald als möglich zur Unterzeichnung vor . ." und sich zu Ivan wendend, der ihm folgte, fuhr er fort: „Ivan, untersuchen Sie den tapfern, jungen Mann . . Sehen Sie zu, ob noch Hülfe möglich ist; erhalten Sie mir den armen Auzoni!"

„Schweigend ritt der Kaiser weiter und machte seine traurige Runde. Wohl habe ich den Kaiser auch zu andern Zeiten wahrhaft gerührt gesehen, aber selten nur verrieth er durch Worte den Kummer über die unvermeidlichen Uebel des Krieges. Das ist sehr characteristisch. Ich bin überzeugt, mehr als einmal war sein Herz von Schmerz zerrissen, wenn er sah, wie seine treuesten Diener neben ihm vom tödtlichen Blei getroffen wurden; allein der anklagende Gedanke, der seinen Schmerz vielleicht vermehrte, that sich nie nach außen kund; sey es nun, daß ein solcher Gedanke überhaupt

nicht in ihm aufstieg, oder daß er, stets Herr seiner selbst, jene Aufwallung des Gemüths, welche ohne daß wir es wissen, den innern Richter verräth, zurückdrängte.

„Oft habe ich, seitdem er nun von dieser Erde entschwunden ist, und ich nicht mehr in dem Zauberkreise stehe, den er um sich zu verbreiten wußte, mit Ruhe jenen Character, jene abgesonderte Organisation, in der sich so ganz verschiedenartige Nüancirungen vereinigten, zu analysiren versucht. Allein Napoleon bietet den psychologischen Erfahrungen Trotz; unstreitig giebt es auch in seiner Natur Unvollkommenheiten; allein das Schöne und Erhabene herrscht vor, und je mehr ich ihn studire, desto großartiger erscheint er mir."

— „Waren Sie," fragte ich nach einer Pause, „in des Kaisers Nähe, als die Herzöge von Istrien und Friaul ums Leben kamen?"

— „Ja, es war im Feldzuge von 1813. Seit jener Epoche datirt sich eine fortlaufende Reihe von Unglück, wie es in den Annalen der Geschichte kein ähnliches Beispiel giebt. Es schien, als ob Napoleon, nachdem er alle Stufen menschlichen Glückes erstiegen, auch alles Elend erschöpfen und erdulden sollte. Seit jenem verhängnißvollen Jahre begann mein trauriger Auftrag, zu allen Stunden, in jedem Augenblicke den grausamen Kummer zu mildern, die stummen Qualen zu theilen, welche man weder nennen kann, noch mag . . .

„Wir reisten am 15. April 1813 um 4 Uhr Morgens von Saint-Cloud nach Mainz. Als die Pferde anzogen, warf sich der Kaiser, der bisher beständig nach dem Schlosse geblickt hatte, in den Wagen zurück, legte die Hand an die Stirn, und blieb lange Zeit in dieser nachdenklichen Stellung. Nach geraumer Zeit erst ward er wieder belebter, und begann, seine Pläne und Hoffnungen zu entwerfen . . Dann aber ward der Souverän wieder der einfache, gute Familienvater, und sprach mit schmerzlicher Bewegung von der traurigen Nothwendigkeit, seine gute Louise und sein reizendes Kind verlassen zu müssen.

„In Mainz angekommen, erfuhren wir, daß Erfurt und ganz West-Halen in der lebhaftesten Unruhe schwebten; man hatte daselbst im Stillen die absurdesten Gerüchte verbreitet. Es war dieß eins der Desorganisationsmittel, deren man sich damals zu bedienen begann. Der Kaiser wollte, ohne auszuruhen, auf der Stelle wieder abreisen. Wir fuhren mit erstaunenswerther Geschwindigkeit und legten den Weg von Mainz nach Erfurt in 8 (?) Stunden zurück. Auch hier war, wie überall, des Kaisers Gegenwart ein Talisman, der alle Gemüther beruhigte. Auf unserem Durchzug durch dieß eroberte Land hörte er überall Glückwünsche und Segnungen (?).

(Die Fortsetzung folgt.)

Fabrik zu Verwendung thierischer Ueberreste.

Zu Chalons sur Marne hat sich eine große Fabrik gebildet, deren Zweck es ist, gefallenes Vieh nutzbar zu machen. Die Pferde werden ausgehauen, alle gallertartigen Theile zu Tischlerleim benutzt; Blut nnd Eingeweide gräbt man in die Erde, wo man sie verwesen läßt und dann als Dünger verkauft. Alles Uebrige wird mehrere Stunden lang gesotten, um das Fleisch von den Knochen zu lösen; das Abschöpffett wird besonders verkauft. Die Knochen verwendet der Drechsler, oder es wird Beinschwarz daraus bereitet, und mit dem gekochten Fleisch werden Schweine gemästet und Geflügel gefüttert. Seit einem Jahre hat diese Anstalt 1,400,000 Stücke Knochen gekauft, die vor noch vier Jahren keinen Werth hatten, jetzt aber mit drei Franken der

Centner bezahlt werden, was eine Summe von 90,000 Fr. macht, die den Armen zu Gute kommt, die sich mit dem Einsammeln beschäftigen.

Diese 1,400,000 Knochen gebrannt, geben 9000 Centner Beinschwarz, das, zu Pulver gemahlen, zu 10 Fr. der Centner verkauft wird, mithin eine Summe von 90,000 Fr. einbringt, die zum größten Theil für Bezahlung der Arbeiter verwendet werden, die sich mit Bereitung des Beinschwarz beschäftigen. Die Zahl der in Chalons geschlagenen Pferde belief sich auf 800, die mit 8800 Fr. bezahlt wurden. Die Fabrik hat 7 bis 8000 Pfund hornartige Theile zu 14 Fr. den Centner gekauft, die zu 60 Fr. der Centner verwerthet wurden. Sie hat 3000 Pfund Oel aus Ochsenfüßen gezogen und 1500 Pfund Fett, Ersteres zum Preis von 1 Fr., Letzteres zu 50 Centimes in den Handel geliefert. Blut, Fleisch und Abfall aller Art werden in Oefen getrocknet, zu Staub zerrieben und unter die verkohlte Erde gemischt, um Düngerkohle zu erzeugen.

Acht und sechzig Arbeiter sind in dieser Fabrik angestellt, die im Durchschnitt täglich 1 Fr. 70 C. erhalten. Es wird demnach aus sonst ganz verlornen Gegenständen ein Werth von 200,000 Fr. gezogen, gegen 80 Menschen haben Beschäftigung und Unterhalt, die Gesundheit wird befördert, und der Ackerbau erhält reichen und mannigfaltigen Dünger; eine solche Anstalt ist daher der Nachahmung würdig.

Der alte Soldat.

Am frühsten Morgen nach der Schlacht bei Dresden stand die Dienst-Escorte Napoleon's (eine Schwadron Garde-Grenadier) in voller Parade. Sie hatte die Nacht mit dem Trocknen der Uniformen, Putzen der Waffen, Striegeln der Pferde u. s. w. zugebracht. „Kinder", redete der Kaiser sie an, „was sehe ich? Auf Kosten des Schlafs —." — „Ha!" riefen Einige, „da war wohl von Schlafen die Rede. Wie manche Nacht —. Aber Sire, Sie selbst — Gestern bis aufs Hemde durchnäßt — und ausgehalten, wie wir Alle! Es war zum Erbarmen!" — „Was wollt Ihr, es ist mein Handwerk wie das Eure." — Sich hierauf an einen bärtigen Quartiermeister wendend: „Du warst mit mir in Egypten?" — „Das will ich meinen", antwortete dieser und wuchs um einen Zoll höher. „Dort bei Abukir, höllisch heiß. Nicht wahr?" — „Du hast den Orden nicht?" — „Er wird kommen." — „Er ist da; ich geb' ihn Dir." — Der alte erschütterte Krieger stand eine Minute, von Ueberraschung und Freude überwältigt, da; Thränen stürzten ihm aus den Augen. Dann ergriff er außer sich den Schooß des bekannten grauen Ueberrocks, riß mit den Zähnen einen Streifen ab und band ihn sich ins Knopfloch. „Morgen den rothen", schrie er; „heute färbe ich ihn mit meinem Blute roth." — Der König von Sachsen, der den Kaiser begleitete, schenkte dem alten Krieger 25 funkelnagelneue Napoleon'sd'or zu einem rothen Bande.

Cl.

Gehorsamer Diener!

Ein Korrespondenz-Bericht aus Prag, in der „allgemeinen Zeitung", spricht ungefähr wie folgt: „Die Cholera, welche bis jetzt in den unteren Klassen der Bewohner dieser Stadt gewüthet hat, wird nun eine um so schrecklichere Erscheinung, als sie beginnt, sich ihre Opfer auch aus den höheren und vornehmeren Ständen zu holen." Gehorsamer Diener! Dieß ist ein höflicher Mann, der da weiß, was man vornehmen Standespersonen schuldig ist; so lange die Cholera sich nur mit gemeinen Leuten, mit dem eigentlichen Plebs befaßte und begnügte, fiel es ihm nicht ein, zu er-

schrecken, als sie aber dreist genug wurde, auch vornehme Leute anzufallen, da wird sie ihm eine schreckliche Erscheinung. Ein sehr höflicher Mann, dieser Herr Prager Korrespondent! er verdient ein Landsmann des berühmten Sekretairs des Herrn von Slawata zu seyn, welcher, als er aus dem Fenster der königlichen Burg geworfen wurde, und direkt auf seinen früher geworfenen Gebieter fiel, sich schnell aufrappelte und denselben submisest bat, ihm seine Dreistigkeit zu verzeihen.

Emil Linden.

Aus dem Leben.

Von F. k. B.

Wir haben wohl Alle von Zeit zu Zeit eine Handlung zu bereuen, einen Verlust zu bedauern. Leben und That sind Schule, und nach der That ist man um sie selbst, um ihren Erfahrungsstoff klüger, sollte es wenigstens seyn.

Der vollständige, fortschreitende, sich erweiternde Mensch nur findet früher oder später Gelegenheit, das Entgangene, Verscherzte vielleicht in höherem Sinne wieder einzubringen. Reue und Schmerz sind die rechten Lehrer, und Erzieher, die uns anhalten, Versäumtes wieder einzuholen.

Es giebt aber Menschen, deren Streb-, Heb- und Schwungkraft sie auf eine mittlere Höhe des Lebens trägt, dann aber nachläßt. Sie leben nun in einem fortgesetzten Verlieren von Interessen, Thätigkeiten, Besitzthümern dahin und schleichen, täglich mehr abgestumpft gegen die unerschöpflichen Darbietungen des Daseyns, in einer Spirallinie um ihr Grab.

Miscellen.

Vor einiger Zeit kam in der Bengalischen Bank ein eigenthümlicher Fall vor. Ein Eingeborner wollte sich einige Billete auszahlen lassen, man fand aber, daß die Unterschrift daran fehle, obwohl sie sonst in jeder Beziehung richtig waren. Die Bezahlung ward verweigert, da aber gegen den, der die Banknoten zur Auszahlung präsentirt hatte, durchaus kein Verdacht obwalten konnte, so wurden in der Bank Nachforschungen angestellt, ob sie wohl ohne Unterschrift hätten ausgestellt werden können. Alles bewies indessen, daß dieß nicht der Fall war, der Vorzeiger der Banknoten wurde nun abermals gefragt, und nun fand sich, daß die Banknoten eine Zeit lang in einer kupfernen Büchse gelegen hatten: das Kupfer hatte die mit gewöhnlicher Schrift gefertigten Unterschriften verzehrt, auf den andern Theil der Noten aber keinen Einfluß geäußert.

Gottesdienst.

Sonntag, den 6. November.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Candidat Pralle.....	U. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Pastor Pauli.....	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Dr. Krummacher.....	St. Ansgarii	9 „
Hr. Prediger Müller.....	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Candidat Menken....	— — —	1 „
Hr. Pastor Iken.....	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor v. Hanffstengel	— — —	1 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Toel.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Kein Gottesdienst.	Armenkirche	
Hr. Vicarius Driver.....	St. Johannis	7 „ Messe
Hr. Pastor Probst.....	— — —	9 „ Hochamt
Hr. Vicarius Driver.....	— — —	10 „ Predigt
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8 „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen“).

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 89.

Bremen, Sonntag den 6. November 1836.

Gestorben:

Nro. 1042. Den 30. Octb. Des Kaufmanns Anton Carl Heinr. Imhorst Sohn, 5 Tage; Hohestraße.

— 1043. Den 1. Novb. Des Maurergesellen Hinr. Behnken Ehefr., geb. Grabau, 29 Jahr; Schwachhausen Nro. 17.

— 1044. Den 1. — Des Arb. Friedrich Meyer Tochter (bei der Geburt gestorben); Hastedt Nro. 2.

— 1045. Den 1. — Der Musikus Joh. Abraham Hockemeyer 38 Jahr; große St. Johannisstraße Nro. 7.

— 1046. Den 2. — Des Arb. Eduard Lett Sohn, ¾ Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 58.

Nro. 1047. Den 2. Novb. Des Buchhalters Heinr. Lankenau Tochter, 1 Monat; Michaeliskirchhof Nr. 5.

— 1048. Den 3. — Die Dienstmagd Christina Tacken, 29 Jahr; Dreckort Nro. 15.

— 1049. Den 3. — Des Klanderers Ludwig Arnold von Soosten Sohn, 3 Monat; kl. Helle N. 13.

— 1050. Den 3. — Des Malers Diedr. Jürgen Wilhelm Schär Tochter (todtgeb); kl. Krummenstraße Nro. 9.

— 1051. Den 3. — Des verst. Barthold Friedr. Grube Wittwe, geb. Schultz, 50 Jahr; Nienaders-Gang Nro. 17.

Geburten:

Nro. 1308. Den 28. October. Des Arbeitsmanns Wilcken Mindermann Ehefrau, geborne Wienberg, Osterthorssteinw. Nr. 6; von einem Mädchen.

— 1309. Den 30. — Des Calcanten Diedr. Albert Walter Ehefr., geb. Höcker, Domsheide Nr. 8; von einem Mädchen.

— 1310. Den 31. — Des Tischlers Friedrich Levermann Ehefrau, geborne Nuckel, Buntenthorssteinweg Nro 218; von einem Knaben.

— 1311. Den 31. — Ein Knabe.

— 1312. Den 31. — Des Arbeitsmanns Johannes Ehrbeck Ehefrau, geborne Heitmann, Fehrfelde Nro. 20; von einem Mädchen.

— 1313. Den 31. — Des Leinen- und Baumwollenwebermeisters Arend Begemann Ehefrau, geb. Rullhausen, Runken N. 16; von einem Mädch.

— 1314. Den 1. Novb. Des Kaufmanns Otto Gottlieb Vogeler Ehefr., geb. Dubbers, Herrlichkeit Nro. 2; von einem Knaben.

Nro. 1315. Den 1. Novb. Des Arb. Friedr. Meyer Ehefrau, geborne Sanders, Hastedt Nro. 2; von einem Mädchen.

— 1316. Den 1. — Des Arb. Otto Eggers Ehefr., geb. Wilke, Schmidtstraße Nro. 1; von einem Knaben.

— 1317. Den 1. — Des Küpers Joh. Heinr. Friedrich Wiechmann Ehefr., geb. Blume, Knoopstraße Nro. 32; von einem Mädchen.

— 1318. Den 2. — Des Schuhmachers Christoph Francke Ehefr., geb. Wendt, kl. Fischerstraße Nr. 7; von einem Knaben.

— 1319. Den 2. — Des Schuhmachers Johann Sotzke Ehefr., geb. Henning, Runcken Nro. 43; von einem Knaben.

— 1320. Den 3. — Des Malers Diedr. Jürgen Wilh. Schär Ehefr., geb. Focke, kl. Krummenstraße Nro. 9; von einem todten Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 436. Der Schuhmacher Carl Christ. Gottlieb Rademacher und Anna Metta Maria Feiß, oder Feise, hieselbst.

— 437. Der Schullehrer Joh. Meyer zu Seebaldsbrücke und Ernestine Dorothea Hilmer aus Pyrmont.

— 438. Der Arb. Diedrich Harjes und Gesche Junge, Beide zu Schwachhausen.

— 439. Der Arb. Georg Heinr. Friedr. Wilh. Höcker und des verst. Lohndieners Joh. Conr. Schmidt Wittwe, Gesina Margaretha, geb. Kräckler, am Buntenthorssteinwege.

Nro. 440. Der Kaufmann Johann Carl Bartels und Anna Catharina Lahmann hieselbst.

— 441. Der Grobbäcker Joh. Friedr. Kuhlmann und Lucie Philippine Padst, Beide von hier.

— 442. Der Mobilienhändler Borchert Horling, genannt Wark, und Hanna Sophia Schmidt aus Vilsen.

— 413. Der Schreiber Christian Joosten und Dorothea Henriette Sanders, Beide von hier.

— 444. Der Schuhmacher Joh. Justus Fincke und Johanna Wiebesieck, oder Wiewesing, Beide von hier.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 90.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 10. November 1836.

Mir will das kranke Zeug nicht munden,
Autoren sollten erst gesunden,

Goethe.

Die Modernen.

Dieß Geschlecht von Menschenaffen
Hat stets mit sich selbst zu thun;
Weil es kann nichts Neues schaffen,
Darf der Spiegel nimmer ruhn.
In unendlicher Zergliederung
Machen sie die Seelen todt,
Und in eitler Selbsterniederung
Speisen sie den eignen Koth.

Immer leerer, immer nakter,
Immer hohler wird die Zeit,
Immer dünner und abstrakter,
Nur ein Schein von Wirklichkeit.
Als man nur noch Moden wechselte,
Gab es Neuigkeiten doch;
Seit man sich Systeme drechselte,
Kriecht kein Hund vom Ofenloch.

Jeder bläht sein kleines Wesen
Wie ein Frosch zum Weltall auf;
Höchstens, was er just gelesen,
Nimmt er nebenbei in Kauf.
O du Guter, Selbstzufriedener,
Blase, blase, was du kannst,
Immer stärker und entschiedener —
Sieh doch, endlich platzt der Wanst!

Mißlich bleibt es, klein geboren,
Aus Beruf ein Riese seyn;
Zieh' den Zwerg an beiden Ohren,
Zerr' am Hals, am Arm, am Bein —
Doch womit wird Alles endigen?
Höchstens wird ein Krüppel draus,
Und als Schrecken der Lebendigen
Spukt er hin und her im Haus.

Weil ihr doch nun immer zierlicher,
Feiner eure Fäden spinnt;

Weil es doch euch stets manierlicher,
Glatter von dem Munde rinnt —
Warum wollt ihr euch nicht reißen
Aus den letzten Ketten los?
Und hinfort, statt Brot zu beißen,
Beißt doch eure Zähne bloß!

Sey hinfort nur der gepriesen,
Dessen Wort es deutlich weist,
Wie sich trefflich lößt genießen
Ueberall der reine Geist.
Denn nicht länger soll man sündigen
An dem Fortschritt der Natur;
Auf, und laßt uns laut verkündigen
Die betret'ne neue Spur.

Nicht mehr der Gestalten plastische
Fülle, die den Geist erdrückt;
Nicht mehr des Gesangs phantastische
Hülle, die den Kopf verrückt;
Sondern reine Kunstanschauung,
Ohne Bild und Melodie,
Reinen Geistes Auferbauung,
Poesie der Poesie.

H. P.

Die Belagerung von Jerusalem.

(Fortsetzung.)

14.

Der Ausfall des Johannes galt dem Römischen Lager, welches auf der Höhe jenseit des Thals Kedron aufgerichtet war. Nicht zum ersten Male hätten hier die Juden mit Glück gefochten, wenn ihnen heut' ihre Sterne günstig gewesen wären.

Denn die zehnte Legion, die hier und in deren Mitte sich Titus selbst befand, hatte schon zu mehreren Malen harte Kämpfe gegen die Belagerten aushalten müssen. Zwei Mal war das Lager erstürmt und angezündet worden, auch heute hatte der Ausfall keinen geringeren Entzweck.

Die Zeloten bildeten das erste Treffen. Mit einer Wuth, wie sie nur den Juden jener Zeit eigen war, mit gänzlicher Nichtachtung der Gefahr und einer gränzenlosen Wildheit wurden die Schaaren der zehnten Legion angegriffen. Beim ersten Anlauf rannten die Juden Alles nieder, was sich ihnen außerhalb des Lagers entgegenstellte, und schickten sich an, sofort die Umzingelung des Lagers zu erstürmen. Hier aber wurde der Erfolg zweifelhaft, denn die unerschütterliche Kaltblütigkeit der Römer vertheidigte die Wälle lange genug, daß sich die Hitze der Angreifer hätte abkühlen können. Die Wuth aber der jüdischen Schaaren nahm eher zu, als daß sie sich vermindert hätte. Ueber die Leichen der Vordermänner stürzten die Nachfolgenden und bald war durch die Körper der Gefallenen die Unebenheit ausgeglichen, welche die Römischen Befestigungswerke verursachten.

Die Zeloten wurden durch den Kern der Truppen des Johannes und durch die persönliche Gegenwart dieses Befehlshabers unterstützt, sie drangen bis auf den Lagerwall vor. Allein hier wichen die Römer nicht einen Fuß breit. Ihre Geübtheit im Kampfe, ihre Ruhe ließ eine geraume Zeit die Anstrengungen der Zeloten, weiter vorzudringen, fruchtlos scheitern.

Allein die Verzweiflung ist der gefährlichste Gegner. Wen der Tod einem elenden, aufgegebenen Leben entreißt, der streitet auf eine wirksamere Art als der, welcher mit persönlichem Muthe, Ehrgefühl und Gewandheit verbindet, aber den Tod keinesweges als das erwünschte Ende des Gefechts betrachtet.

Daher begannen die Reihen der Legion zu wanken und selbst die Linie, wo Titus zugegen war, ließ sich einige Schritte zurückdrängen, denn menschliche Kräfte konnten die Wuth des Sturmes nicht mehr aushalten.

Titus hatte sogleich Befehl gegeben, mit der Reiterei die Juden im Rücken anzugreifen. Da aber die Truppe nicht sogleich zu Pferde sitzen

und gewaffnet seyn konnte, so mußte die zehnte Legion dem Andrange allein stehen bis sie erschien.

Zugleich wurden alle Theile der Römischen Belagerungswerke von den Juden bedroht, so daß es keine andere Legion wagen durfte, den Posten zu verlassen und dem Heere am Thale Kedron zu Hülfe zu kommen. Nur die Aegyptischen Kohorten unter Aeternius Phronton eilten herbei. Dieß unterstützte die zehnte Legion, daß sie Stand hielt, bis die Reiterschaaren der Araber nnd Syrer, an ihrer Spitze einige Hundert Römische Ritter, durch einen Umweg den Juden in den Rücken fielen.

Jetzt theilte sich die Kraft des Angriffs. An der Stirn und an den Flanken zugleich beschäftigt, konnte Johannes mit den Seinen nicht länger die Hoffnung hegen, das Lager zu nehmen, und die Zeloten wichen langsam zurück. Wäre Simon in diesem Augenblicke dem bedrängten Heerestheile zu Hülfe gekommen, so hätte vielleicht ein Schlag gegen die Römer ausgeführt werden können. Allein für drei Legionen, wenn wir die Aegyptier dazu zählen und ein beträchtliches Reitergeschwader, waren die Juden, die nur zu Fuße kämpften, zu schwach.

Simon ging von der Zinne der Antonia, von welcher er das Gefecht beobachtet hatte, hinab in die Gemächer. Seine Diener kannten den Fußtritt ihres Herrn und kaum hörten sie ihn nahen, so eröffneten sie ihm die Thüren, welche ihn nach seinen Zimmern führten. Ein höhnisches Lächeln schwebte um den Mund des Tyrannen. Er warf sich aufs Polster und genoß von einem Getränke von Honig und Wasser, nicht unähnlich dem, welches man heut' im Morgenlande Sorbet nennt. Dann fuhr er mit dem Finger über ein metallenes Becken, welches die Stelle der Klingelschnur vertrat. Ein lauter Ton rief jenes Weib, welches wir oben mit dem Namen Susanna bezeichneten, herbei. Sie kam mit der Sicherheit in Haltung und Geberde, welche das Bewußtseyn der Schönheit den Frauen giebt, welchen eine edlere Würde fremd ist.

Simon winkte ihr, mit auf dem Polster niederzusitzen. Susanna ließ sich bei dem gewaltigem Manne nieder, und indem sie sich das Haar seines Kinnbartes um die Finger wickelte, begann sie allerlei zu plaudern, wovon sie hoffte, daß es Simon angenehm seyn möchte. Simon schwieg oder gab nur kurze Antworten. Ruhig erwartete das Weib, daß er herzlicher und wärmer werden sollte.

Hast Du die Tauben genossen, die ich Dir selbst zugerichtet habe? — fragte Susanna — Ich nahm Deine Lieblingsgewürze hinzu und denke die Speise war mir wohlgerathen.

Simon gab durch einen brummenden Laut seine Beistimmung zu erkennen.

Auch bin ich fleißig gewesen und habe an Deinem Mantel gestickt. Drei Ecken sind vollendet, nur die vierte ist noch unter der Nadel. Der Purpur wird Dir königlich kleiden, mein Gebieter.

Diese Bemerkung Susanna's schien dem Tyrannen besser zu behagen. Er sagte:

Wann wird das Gewand fertig?

Uebermorgen spätestens! — antwortete die schöne Frau und setzte schmeichelnd hinzu: Du wirst aber nicht nur an Pracht des Schmuckes alle übrigen Männer übertreffen, sondern schon jetzt unterscheidet Dich Jeder unter den Kriegern. Alle überragt Deine stattliche Gestalt und gebietende Haltung, o König in Jerusalem!

Susanna bog sich auf das Gesicht des Mannes herab und küßte die Augen und den Mund. Simon drückte endlich das Haupt des Weibes mit der Hand zurück, nicht hart aber auch nicht zärtlich.

Bist Du meiner Liebkosungen müde? Hat eine glücklichere Jungfrau denn ich, Dein Herz gewonnen? Bist Du gesättigt von meiner Liebe und verschmähest Du die Küsse Deiner Geliebten? — schmollte Susanna und dieses Mal ganz zur Unzeit.

Männer, deren Geist nicht gar zu hoch steht, können nichts weniger als Schmeicheleien ertragen. Sie nehmen solche ernstlich hin und glauben daran. Ihre Eitelkeit läßt ihnen als Wahrheit erscheinen, was vielleicht die aufrichtige Meinung eines verliebten Mädchens oder nur die Lüge einer verschlagenen Frau ist. Simon dachte im Ernste, daß seine Persönlichkeit so siegreich sey wie es ihm Susanna vorspiegelte — und Judith fiel ihm ein, die er bei ihrem Gange in den Tempel gesehen hatte. Er wußte nicht, was er an Susanna vermißte, wohl aber ahnte er, daß Judith das besitzen möge, was jener mangelte.

Daher wurde er gegen die Bemühungen seiner Geliebten, ihn zu erwärmen und die alte gewohnte Neigung in ihm hervorzulocken, noch unempfindlicher als zuvor. Endlich stellte er sich, als ob er einschlafe und nun verließ ihn Susanna entrüstet. Kaum war sie aus dem Gemache als Simon aufstand, seine Gestalt wohlgefällig im Spiegel eines blanken Schildes betrachtete und sogleich hinaus schritt den Mann zu suchen, der ihm heut' Auskunft über Nathan, den Sohn Ruben's aus Damaskus, gegeben hatte.

Susanna aber trat in ein Zimmer, wo einige Mädchen mit der Stickerei eines Purpurmantels beschäftigt waren und ging hier eine Weile unruhig auf und nieder. Tausenderlei Gedanken schienen in ihrer Seele mit einander zu kämpfen. Mehrmals versuchte sie an der Arbeit Theil zu nehmen, allein immer stand sie wieder auf und verließ die Stickerei. Sie ging endlich in ihr Schlafgemach, um einsam und ungestört ihrem Aerger nachzuhängen.

Elendes Handwerk, — sprach sie — die Geliebte eines rohen Tyrannen, eines gefühllosen Henkers zu seyn! Selbst wenn eine Krone der Preis ist — die Arbeit ist zu mühevoll! Daß mich jener Jüngling, um dessentwillen es so weit gekommen ist mit mir, daß er mich verließ, verachtete! Niemals, wenn er mir treu blieb, oder wenn ich ihn nie kennen, nie lieben lernte, hätte ich mein Gefühl so sehr verläugnet, dem Liebe zu heucheln, der nur Haß verdient. Aber ich muß eine Herrscherinn werden, damit ich den in den Staub beuge, der mich zu Boden getreten hat. Ich muß regieren — damit er mich in meinem Glanze sieht, damit ich ihn vernichten kann, den Verräther. Was bringt mich am schnellsten zum Ziele? Leihe ich dem Manne mein Ohr, der mir dieß Giftfläschchen gab, es zu benutzen, daß in Jerusalem nur ein Fürst herrsche? Oder bleibe ich Simon getreu und helfe ihm den Johannes stürzen? Sagt mir, wer von Beiden diese Belagerung am frühesten endigt und er soll den Königsstuhl von Zion und mich selbst besitzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon und der Herzog von Vicenza.

(Fortsetzung.)

„Als wir durch Weimar kamen, sah der Kaiser die Herzoginn und äußerte in Beziehung auf sie gegen mich jene in Napoleon's Munde so merkwürdigen Worte: „Diese Herzoginn von Weimar ist eine bewunderungswürdige Frau! Wahrhaftig, sie hat den Kopf eines großen Mannes!“

„Wir kamen nach Eckartsberge, das wir mit Truppen und Artillerieparks ganz angefüllt fanden. Der Kaiser hatte nur zwei Zimmer vorn

heraus, wo ein Lärm und ein Spectakel zum Wahnsinnigwerden war. Es war nicht auszuhalten. Er aber, vor einem alten, wurmstichigen Tische sitzend, mit ausgebreiteten Karten, einen Compaß in der Hand, schien so ruhig, wie in seinem Cabinett in den Tuillerien. Ganz vertieft in seine Pläne, berührte ihn nichts von dem, was rings um ihn vorging. Ich habe Niemand gekannt, der wie der Kaiser die Macht besaß, sich so nach Willkür zu isoliren, zu schlafen, gleichviel wo, Kälte, Hitze, Hunger, jede Unbehaglichkeit zu ertragen; materielle Bedürfnisse schien er nicht zu haben. Welch eine mächtige Organisation wirkte in diesem Manne!

„Am 1. Mai waren wir in Lützen, und die Schlacht ward den andern Morgen geliefert. Die Affaire war schnell und ruhmvoll. Um 5 Uhr Abends war der Feind völlig geschlagen. Das Feuern hatte überall aufgehört, nur einige wenige Kugeln kamen noch von Zeit zu Zeit, plan- und zwecklos geschossen. Der Marschall Bessières stand in seinen Mantel eingehüllt auf einer Erhöhung und folgte mit einem Fernglas den sich zurückziehenden Russen. Da zerplatzte eine Haubitzenkugel und tödete einen Brigadier aus seiner Escorte. „Begrabt den braven Mann!“ sagte der Marschall, einen Schritt weiter vorgehend, und stürzte in demselben Augenblicke, von einer andern fernher geschossenen Kugel getroffen, todt zur Erde. Der Kaiser liebte Bessières, der ihm auf allen seinen Feldzügen gefolgt, bei allen seinen Schlachten ein treuer Beistand gewesen war. Er war durch fast alle Commandograde der kaiserlichen Garde passirt, und einer der Tapfersten der Armee. Von Allen geschätzt und geliebt, ward er aufrichtig bedauert. Besonders aber den Kaiser betrübte die Nachricht von seinem Tode sehr. „Ein sehr großer Verlust,“ sagte er. „Bessières verdiente, den Tod eines Türenne zu sterben .. Meine Herren, ein beneidenswerthes Ende!“

„Nur wenige Wochen später sollte noch ein tieferer Schmerz an seinem Herzen nagen. Wir kamen am 10. Mai nach Dresden, wo der gute, edle König von Sachsen am andern Morgen mit dem Kaiser zusammentraf. Der Character dieses Fürsten war das Ideal der höchsten Tugenden; er kannte die Laster der Menschheit nicht. Auch hier hat der Parteigeist die Bewunderung zu mindern versucht, welche sein schönes Benehmen gegen Napoleon einflößt, und ihn als einen höchst mittelmäßigen Mann geschildert. Das ist aber ein kleinliches Mittel, das nur Glauben finden kann unter Menschen, die ihn nicht gekannt haben. Der König von Sachsen war durchaus unterrichtet und geistreich, und erfreute sich vor Allem eines scharfen, klaren Verstandes. In seiner ritterlichen Loyalität begriff er nicht, wie das Interesse den Sieg davon tragen könne über die Ehre, und ein gegebenes Wort bedingt werden dürfe durch die Umstände. Von ihm hörte ich zum ersten Male die trefflichen Worte: „die beste der Finessen in politischer Hinsicht ist Redlichkeit, ist Wahrheit.“ Seitdem wiederholte der Kaiser, der den König von Sachsen wie einen Vater ehrte diese Worte sehr oft, vielleicht ohne selbst daran zu glauben, aber als Huldigung eines schönen, großen Gedankens.

„In unsern Conferenzen mit dem Könige von Sachsen sprachen wir ganz offenherzig über unsere Hoffnungen, unsere Furcht und über den wahrscheinlichen Ausgang der eröffneten Unterhandlungen, die ich sowohl mit Hrn. von Bubna, als auch mit dem Kaiser Alexander zu führen den Auftrag hatte. Von Seiten Oesterreichs hegte ich, das muß ich bekennen, noch einige Hoffnungen; von Rußland und Preußen aber hoffte ich

nichts mehr . . . und, glauben Sie es mir, es ist ein entsetzlicher Zustand, hinter anscheinendem Vertrauen die tiefe Ueberzeugung zu haben von der Vergeblichkeit aller Bemühungen, aller Mittel, den Blitzstrahl abzuwenden. Ich sah ihn, den unvermeidlich sichern Sturm, als ich unter des Kaisers Dictat jene Seiten schrieb, die ein ewiges Denkmal von Napoleon's aufrichtigem Wunsche nach einem durch vernünftige Bedingungen begründeten Frieden bleiben werden. Allein da Alles schon im Voraus entschieden war, so mußten auch alle unsere Hoffnungen und Anstrengungen an Englands Machinationen zertrümmern. England war unser unversöhnlicher, ewiger Feind! Fünf Mächte hatten sich gegen eine einzige verbunden! Vergebens thaten Frankreichs tapfere Söhne Wunder auf dem Schlachtfelde, tränkten sie es mit ihrem Blute; es half nichts und erschöpfte nur des Vaterlandes Quellen; früh oder spät mußte es unterliegen in diesem ungleichen Kampfe.

„Als wir bei Lützen gesiegt, trug ich Rußland und Preußen im Namen des Kaisers den Frieden an; er ward verworfen! und einige Tage später wieder vergebens. Sieger bei Bautzen besiegelten wir unsern Ruhm mit dem Blute der Elite der Französischen Armee; Bruyères, Kirgener und Duroc waren die beklagenswerthen Trophäen der Niederlage des Feindes.

„Vier Tage vor der Schlacht bei Bautzen, am Abend des 1. Mai, während einer langen Conferenz des Hrn. von Bubna, den Kaiser Franz an seinen Schwiegersohn gesendet, gingen Duroc und ich im eifrigen Gespräche im Vorsaale vor dem Cabinet des Kaisers auf und ab. Seit 10 Uhr war Hr. v. Bubna in des Kaisers Cabinet. Die lange Dauer dieser Unterredung beunruhigte uns. Es war dieß ganz gegen des Kaisers Gewohnheit. Die Mitternachtsstunde ertönte von der großen Thurmuhr Dresdens; tiefe Stille herrschte in der mit Truppen angefüllten, am Tage so lebendigen Stadt die Lichter brannten zu Ende und warfen nur noch einen unsichern Schimmer auf die düstern Tapeten des Saals; traurig erschien Alles rings um uns. Wir sprachen über die Ereignisse dieses Feldzugs. Plötzlich nimmt Duroc meinen Arm unter den seinigen, drückt ihn convulsivisch an sich und spricht in einem Tone, der sich nicht beschreiben läßt, langsam folgende Worte: „Mein Freund, da drinnen dauert es zu lange! Wir Alle müssen hinüber, auch er! . . Eine geheime Stimme sagt es mir, ich sehe Frankreich nicht wieder . . .“ Es waren die prophetischen Worte eines Sterbenden.

„Ich habe nie begreifen können, wie der Kaiser die moralischen Leiden und die materiellen Beschwerden dieses Feldzugs auszuhalten vermogte. Die Tage waren zwischen Gefechten und Märschen getheilt. Diese Märsche und Gegenmärsche erschöpften Menschen und Pferde. Die Hospitäler waren angefüllt mit Verwundeten und Kranken. Der Kaiser war den ganzen Tag zu Pferde, und arbeitete dann des Nachts noch in seinem Cabinete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeit = Blicke.

Wir spüren bekanntlich seit einiger Zeit in unsrer Literatur einen Hang zum Gräßlichen; der ist uns neuerdings von den Franzosen eingeimpft, der geht der Menge eigentlich nicht so tief in die Sinne, daß man nicht glauben könnte, sie würde sich einer andern Richtung bald bequemen und sich zu einer gesunderen Unterhaltung wenden lassen, obwohl solche Mord = und Blut = Scenen immer nur die Rohheit kultiviren, von der noch ein arger Ueberfluß vorhanden. Viel gefährlicher ist aber dennoch die Wiedererweckung des Glaubens

an Ahnungen, Wiederkehr nach dem Tode, an geheimnißvolles Begegnen der oft auf tausend Meilen von einander Getrennten u. s. w., dergleichen jetzt in mancherlei Schriften gefunden wird, ja ein gesuchtes Thema zu werden scheint; im besten Falle als Folge mißverstandener Pietät, im schlimmern eben nur als Köder für kopflose Leser. Die Deutschen haben eine Vorliebe zu solchen, meist aus dem Selbstbetruge hervorgegangenen angeblichen Thatsachen und deshalb halten wir diese Richtung für eine, dem klaren Charakter und der tieferen Moral nachtheiligere als jene zum Gräßlichen; widerwärtig sind sie aber alle beide. Das Schlimmste ist, wir sehen von dieser Deutschen Schwäche (wir wollen damit nicht sagen, daß nicht auch andere Völker einstimmen) selbst sehr geistreiche, immer aber in ihrer Kraft und Pflicht krankhafte Schriftsteller befallen.

Eine Englische, kürzlich erschienene Länder-Beschreibung sagt unter Anderem von Berlin: es erscheine daselbst, was sehr merkwürdig sey, eine „Englische Kirchenzeitung". Das wäre freilich merkwürdig genug, indeß wird sich die Sache wohl damit erklären, daß man das Wort „Evangelische" irgendwo abrevirt gefunden und nun in nationellem Hochgefühl die Nachricht freudig aufgenommen hat.

Die Stadt Königsee in Schwarzburg-Rudolstadt war in kurzen Zeiträumen acht Mal von Brand-Unglück betroffen worden, so daß die armen Einwohner, die wohl ahnten, es sey dieß eines Brandstifters ruchloses Werk, in steter Angst schwebten. Nun kam neuerlich ein Schuhmachergeselle, Namens Brödel, in Untersuchung und gestand endlich, alle acht Brände angelegt zu haben. Die Einwohner von Königsee, durch die Haft dieses Bösewichts nun ihrer Angst ledig, haben am 10. August dieses Jahres, als dem Gedächtniß-Tage eines großen Brandes, ein Dankfest angeordnet, das in religiöser Weise begangen wurde. Eine Schrift darüber, welche die Thatsachen näher berichtet, soll den Nachkommen die Erinnerung an die überstandene Furcht und an diese von allen Einwohnern jener Stadt aus vollem Herzen begangene Feier bewahren. Wir glauben, daß dergleichen Dankfeste, welche die Andacht mit den nächsten Sorgen verknüpfen, am geeignetsten sind zu festerer Begründung des Glaubens an eine allwaltende Vorsehung.

Fr. Wendel.

Bad und Quelle.

In einer Abhandlung über den jetzt Mode gewordenen Besuch der Bäder liest man unter Anderem: „Die höheren Stände haben Mittel dazu, obwohl auch hier mitunter ein Spar-System nützlich seyn könnte; dem Mittelstand aber, der meist weniger Mittel hat trotz des Namens, wäre zu rathen, den Großvätern nachzuahmen, die ohne Bade-Saisons gesünder und reicher, züchtiger und froher waren, und eine Ehre darein setzten, etwas mehr zu hinterlassen als — Schulden. Fast jede Familie von gutem Ton — Schulden zu bezahlen gehört nicht mehr recht zum guten Ton — glaubt jährlich eine kleine Badefahrt nothwendig, und die Weise der Väter, vierzig Tage zu fasten, hat sich umgewandelt in vierzig Tage zu baden, und dann allenfalls nachher, zu Hause, nothgedrungen und zum Schaden-Ersatz etwas zu fasten, wenn man's überhaupt noch einigermaßen mit der Solidität in seinen Hausrechnungen hält. Daheim ordentlich leben, sich täglich der Luft und Bewegung auf kurze Zeit wenigstens erfreuen, seine Angelegenheiten in Ordnung bewahren, das erhält die Quelle der Heiterkeit im Gange und die ist heilsamer als

jede andere; sie giebt das Wasser des Lebens, das milde Blut des Herzens und die Frische des Geistes".

Fr. Lange.

Nordwestliche Durchfahrt.

Ein Blatt aus Hull enthält Folgendes: „Man glaubt ziemlich allgemein, die Regierung werde im künftigen Frühjahr eine Expedition aussenden, um die nordwestliche Durchfahrt im kommenden Sommer zu versuchen. Sollte dieß nicht der Fall seyn, so ist es keineswegs unwahrscheinlich, daß die Vereinigten Staaten oder Rußland, welche Beide insgeheim denselben Zweck im Auge haben, sich der bisher von den Engländern gemachten Entdeckungen bedienen, um die Reise zuerst zu vollenden. Es wäre doch in der That zu beklagen, wenn der schon beinahe gewonnene Siegeskranz uns noch entrissen werden sollte."

* Perlen.

Die Eiche bricht der Sturm, so groß und stark sie ist;
Du trotze nicht auf Kraft, da du weit schwächer bist.

Das Herz schlägt seinen Schlag und du bewegst es nicht;
Meinst du, daß ohne dich die Welt zusammenbricht?

Dem Schlaf vertraust du dich und fürchtest keinen Harm;
Getrost! Am Tage hüllt dich gleichfalls Gottes Arm.

In Wolken siehst du nur des Regenbogens Pracht;
Der Himmel glänzt erst recht inmitten dunkler Nacht.

Es kann dein Auge nicht vor Glanz die Sonne sehen,
Dein Geist den weisen Gott vor Weisheit nicht verstehen.

Die Erde küsse Mensch, die Erde, die dich nährt!
Was hättest du wohl je, wenn sie es nicht gewährt?

Ich fühlte mich zu sehr ein Glied aus höhern Reih'n:
Gott gab mir Leidenschaft, da lernt' ich Mensch zu seyn.

Es offenbart sich selbst die Sonne durch ihr Licht;
Ein weiser, edler Mann bleibt im Verborgnen nicht.

Der Landmann kann die Saat vor Frost und Reif nicht schützen;
Doch säet er getrost, und fragt nicht: Wird es nützen.

Vorzüge hat der Mann an hohen Geistesgaben;
Im Lieben ist das Weib weit über ihn erhaben.

Willst deinen Vater du im Grabe noch recht ehren;
So suche seinen Ruhm durch deinen noch zu mehren.

Da er dir angeerbt, halt deinen Namen werth;
Wer seinen Namen giebt, hat seinen Stamm entehrt.

Um Menschenkenntniß brauchst du nicht gar weit zu wandern;
Wenn du dich selber kennst, so kennst du auch die andern.

Wer je gelitten, weiß des Lebens lange Dauer.
O, macht es euch doch süß! o, macht es euch nicht sauer!

Wenn du die Menschen liebst, hast du dich selbst geehrt:
Denn deine Liebe zeigt, du bist des Menschseyns werth.

H. Kotzenberg.

Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen der Stadt Bremen").

A. Dacves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöhnen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 90.

Bremen, Donnerstag den 10. November 1836.

Gestorben:

Nro. 1052. Den 4. Novb. Des Arb. Joh. Hinr. Warnken Sohn, 11 Jahr; Buntenthorssteinweg N. 198.

— 1053. Den 4. — Meta Kuhlmann, 30 Jahr; große Sortillenstraße Nro. 9.

— 1054. Den 4. — Des Stuhlmachers Heinrich Diedrich Cordes Sohn (todtgeb.); Buntenthorssteinweg.

— 1055. Den 4. — Der Unterlehrer Diedr. Döhle, zu Hastedt; 28 Jahr.

— 1056. Den 5. — Des verst. Matrosen Joh. Heinrich Gehle Wittwe, geb. Greve, 83 Jahr; Wittwenhaus Nro. 61, Buchtstraße.

— 1057. Den 5. — Des Arb. Joh. Friedr. Wilh. Sievers Ehefrau, geb. Jürgens, 36 Jahr; kl. Krummenstraße Nro. 16.

Nro. 1058. Den 6. Novb. Des Branntweinbrenners Heinrich Behr Sohn, 8 Wochen; gr. St. Johannisstraße Nro. 23.

— 1059. Den 6. — Der Tischler Wilh. Gottfried Zahn, 32 Jahr; Ansgariithorswall Nro. 16.

— 1060. Den 6. — Des verst. Strumpfwebermeisters Joh. Riedebusch Wittwe, geb. Meynen, 80 Jahr; Faulenstraße Nro. 31.

— 1061. Den 7. — Des Hökers Henr. Wilh. Lippoldt Ehefrau, geb. Barlach, 43 Jahr; Stavendamm Nro. 9.

— 1062. Den 7. — Des verst. Consumtionsgehülfen Joh. Hinr. Volkmann Tochter, 7 Monat; Addenthorswallstraße Nro. 63.

Geboren:

Nro. 1321. Den 2. Novb. Des Cigarrenmachers Joh. Diedr. Herm. Zincke Ehef., geb. Brockmann, Paulsberg Nro. 22; von einem Knaben.

— 1322. Den 3. — Des Landvogts Friederich Eduard Reckoirenzky, genannt Recka, Ehefrau, geborne Lotz, Buchtstraße Nro. 74; von einem Mädchen.

— 1323. Den 3. — Ein Mädchen.

— 1324. Den 3. — Des Schneidermeisters Christian Georg Gottfried Schultz Ehefrau, geborne Fildert, große Fuhrleutestraße Nro. 15; von einem Mädchen.

— 1325. Den 3. — Des Küpers Joh. Heinrich Jacobsen Ehef., geb. Henseler, Grafenstraße Nro. 16; von einem Knaben.

Nro. 1326. Den 3. Novb. Des Branntweinbrenners Gerhard Stellmann Ehef., geb. Poppe, Hankenstraße Nro. 9; von einem Mädchen.

— 1327. Den 4. — Des Kaufmanns Joh. Friedr. Gotte Ehef., geb. Wessels, Westerstr. Nr. 87; von einem Mädchen.

— 1328. Den 4. — Des Stuhlmachers Heinrich Diedrich Cordes Ehefrau, geb. Aschen, Buntenthorssteinweg; von einem todten Knaben.

— 1329. Den 4. — Des Arb. Arnold Frese Ehefr., geb. Soltmeyer, Buntenthorssteinweg Nro. 58; von einem Knaben.

— 1330. Den 5. — Des Wattenfabrikanten Cord Hinrich Duensing Ehef., geb. Schnadhorst, Schnoor Nro. 39; von einem Knaben.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 91.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 13. November 1836.

Geh unter! geh unter, Stadt Gottes!
In Kriegsschrei'n! in Rauchdampf! und Glutstrom!
Versink', ach! die des Herrn Arm von sich wegstieß!
Sey Trümmer, Stadt Gottes! Klopstock.

* Der alte Jude in Palästina.

So bin ich endlich gekommen
Ins Land der Väter nun,
Und kann auf heil'gen Boden
Mein Haupt hinlegen und ruh'n.

Dieß ist Israel's Erde,
Wo Milch und Honig fließt,
Dieß ist das Land, wo Segen
Aus jedem Halme sprießt.

Dort stehn die Zedernwälder,
Die Palmenhügel hier,
Dort Oel- und Feigenbäume
In ew'ger Frühlingszier.

Dort windet sich der Jordan
In silberheller Fluth,
Und ringsum steigen Düfte
Aus Blumen und Blüthengluth.

Dort weiden fette Heerden
Auf fetten Angern sich satt;
Der Fruchtbaum senkt die Arme,
Die schwerbeladenen, matt.

Du bist noch immer dasselbe,
Du altes, heiliges Land;
Du liegst vor meinen Blicken,
Wie dich die Väter gekannt.

Doch meiner Väter Werke,
Die herrliche Gottesstadt —
Wo ist die heilige Zion,
Die David gebauet hat?

Wo ist der prächtige Tempel?
Wo ist das Volk des Herrn?
Wo ziehen gen Zion zum Feste
Die Schaaren von nah und von fern?

Nach deinen Kindern frag' ich
Vergebens, göttliches Land:
Ein Fremder hauf't in der Wohnung,
Hat Söhn' und Töchter verbannt.

Zerbrochen ist der Tempel,
Das hohe Königshaus;
Aus Schutt und Trümmerhaufen
Wuchs wild das Gras heraus.

Dein Volk irrt ohne Behausung
In aller Welt umher,
Und seine Kinder kennen
Dich, Muttererde, nicht mehr.

Sie haben ihm Alles genommen,
Den Acker, die Früchte, das Dach;
Sie haben ihm einzig gelassen
Des Namens zeichnende Schmach.

Ich hab' eine furchtbare Deutung
Dem, was Gott Abram verhieß:
»Dein Saame soll seyn wie die Sterne
»Und wie am Meere der Kies«.

Die Sterne sind zerstreuet,
Der Meersand ist verweht:
So liegt der zertret'ne Saame
Weit über die Erde gesä't.

Mein Volk! Mein Volk! — Wo berg' ich
Vor meinem Kummer das Herz!
Mir will die Brust nicht halten
Vor meines Volkes Schmerz;

Du bist nicht mehr zu retten,
An Felsen bist du zerschellt!
Und ich, eine alte Trümmer,
Was soll ich noch auf der Welt?

Hier unter dieser Palme,
Hier ruhe, altes Haupt!
Ich habe mein Land gesehen,
Es war seiner Kinder beraubt!

H. Kotzenberg.

Die Belagerung von Jerusalem.

(Fortsetzung.)

15.

Nachdem Jose Ben Manasse diejenigen, welche er aus Jerusalem geleitete, von dem Streite mit der Wache Veranlassung nehmend, schändlich genug verlassen hatte, wußte der verdutzte Römer anfangs nicht, was er zu thun habe, wohl einsehend, daß Jose ihn überlistete. Er ließ nun seinen Unmuth an den Gefangenen aus, die zurückgeblieben waren, schimpfte sie und drohte ihnen. Da aber den beiden Alten sowohl als dem jungen Weibe die Sprache des Römers unverständlich war, so erreichte er seinen Zweck nicht ganz. Unsere Freunde merkten wohl, daß der Römer nichts Gutes gegen sie beabsichtige; da aber Jose fortgekommen war und vermuthlich seinen mächtigen Gönner aufsuchte, so beruhigte sie dieß einigermaßen. Erinnerten sie sich aber der Lüge, die Jose, um sie zur Flucht zu bewegen, rücksichtlich Nathan's und Judith's gemacht hatte, so flößte ihnen dieß Mißtrauen auch gegen ihren Führer ein, und wenn sie dieser betrog, so waren sie allerdings aufgegebene Menschen.

In so banger Lage verblieben die Flüchtlinge bis die Runde erschien. Ein Hauptmann befehligte sie und der Römer ward von seinem Posten abgelöst. Bei der Uebergabe seiner Gefangenen erwähnte er Jose's gar nicht und der Befehlshaber der Wache ließ die Ueberläufer in die Mitte der fünften Legion bringen, die, wie schon gesagt wurde, hinter Skopos lagerte. Hier waren von der Menschlichkeit des Titus besondere Anstalten zu ihrer Aufnahme gemacht worden. Denn seit der Zeit der Belagerung, wo die Hungersnoth ausgebrochen war, kamen täglich Flüchtlinge aus Jerusalem und oft zu Hunderten herbei, weßhalb Titus besondere Verfügungen getroffen hatte, um

Unschuldige zu retten und Mißhandlungen zu verhüten.

Ein großes Zelt nahm die Ueberläufer auf, welches von einigen Posten bewacht wurde, weniger um die Flucht der Juden zu verhindern, als dem Andrange habgieriger und grausamer Soldaten zu wehren. Hierher brachte man die beiden Alten und die Mutter mit ihren Kindern. Das Zelt hatte schon zahlreiche Gäste. Aber sein Inneres gewährte einen traurigen Anblick, den erst der Morgen vollständig enthüllte. Ausgehungerte, abgezehrte Menschen, welche die Nahrungsmittel, die ihnen gereicht wurden, so gierig hinabschlangen, daß sie oft kurz nach dem Genusse derselben ihren Geist aufgaben. Aeltern, die um eines oder das andere ihrer Kinder weinten, welches sie auf der Flucht verloren hatten, Freunde neben dem Leichnam ihres Freundes, Frauen, deren Gatten in tödtlichen Krämpfen lagen; — Bilder des Jammers und des Entsetzens, Seufzen und Töne des Schmerzes.

Wenige Gruppen waren ruhiger und minder beklagenswerth. Manche sogar freudig. Der Vater fand hier den Sohn, die Gattinn den Mann wieder. Oder das verständige Oberhaupt der Familie, welches die Seinen glücklich hierher gerettet hatte, theilte selbst Speisen unter sie aus und wehrte dem vorschnellen Genusse.

Der Greis mit seiner betagten Gattinn, der Tochter und den Enkeln setzte sich ruhig in die Ecke des Zeltes. Hunger war ihnen nicht fühlbar, sie erwarteten geduldig ihr Schicksal.

Als es Morgen wurde, erregten gerade die Ueberläufer, welche Jose geführt hatte, das besondere Interesse der Soldaten. Die beiden Alten wurden mit Achtung, das Weib sammt den Kindern mit einigem Mitleide betrachtet. Kein Kriegsheer ist aus lauter grausamen Männern zusammengesetzt, viele reißt auch nur die Wildheit des Augenblicks und der Menge mit fort. Daher nahmen viele der Römer großen Antheil an der jungen Mutter. Einige boten ihr Nahrung, Andere sogar kleine Leckereien für die Kinder und der ältere Knabe schloß bald eine zärtliche Freundschaft mit einem bärtigen Celtiberier, der ihn sogar mit hinwegnahm, um ihm sein Pferd zu zeigen, denn darnach ließ der Junge großes Verlangen merken.

Wäre nicht Titus durch den Ausfall der Juden in der letzten Nacht, so wie am Tage darauf durch den Angriff am Oelberge dringender beschäftigt gewesen, als daß er die Ueberläufer besuchen und für ihr Wohl sorgen konnte, so würde er vermuthlich längst erschienen seyn, um persönlich Anordnungen über sie zu treffen. Die erwähnten Umstände aber hielten den Oberfeldherrn eine Zeit lang fern, der indessen dem Procurator von Judäa Marcus Antonius Julianus den Auftrag ertheilte, sich der Hierosolymitanischen Flüchtlinge anzunehmen.

Marcus Antonius kam und eine große Menge der flüchtigen Juden verließen auf seine Weisung das Zelt, um in die Städte, die ihnen als Wohnort dienen sollten, gebracht zu werden. Aber die Freunde Jose's wollten doch noch einige Zeit der Rückkehr des Dieners harren und von dem hohen Gönner, den ihr Führer bei den Römern hatte, die Bestimmung ihres Schicksals abhängig machen, daher blieben sie vorläufig im Zelte zurück.

16.

Keine Gegend in ganz Palästina glich der vom See Genesareth. Alles, was das gelobte Land nur hervorbringt, blühte und reifte hier in höchster Vollkommenheit. Ueppige Auen umgaben den freundlichen Wasserspiegel. Die Gräser waren fett und von tausenderlei Blumen durchwebt, auf den sanften Hügeln aber wuchsen die herrlichsten Kräuter, standen die schönsten Fruchtbäume. Die Feigen, welche dieser Boden hervorbrachte

waren von außerordentlichem Wohlgeschmack und von ausnehmender Größe; daneben standen dichtlaubige Oelbäume, Terebinthen mit feingeschnittenen Blättern, Palmen, Cedern und zahllose Weinreben.

Der Jordan strömte durch den See und so wie die Ufer desselben das fruchtbarste Land von ganz Palästina bildeten, so war das Gewässer erfüllt mit allen Fischarten, die nur in Landseen aufgefunden werden.

Hierher war Aemilius mit einer Abtheilung Reiterei geschickt worden, um Futter für die Rosse zu holen: denn in der Nähe Jerusalems war jeder Halm abgemäht und man konnte einen weiten Weg machen, um nur eine Hand voll Gras zu finden.

Mehrere hundert Kameele, welche den Zug des Aemilius begleitet hatten, wurden mit den abgemähten Gräsern und Kräutern beladen, die Aemilius erst mußte trocknen lassen, ehe sie sich zum Hinwegschaffen eigneten.

Mehrere Tage hatte der Quästor daher an den reizenden Ufern des Genesareth zugebracht. Nachdem die Heuerndte vollendet und die Lastthiere mit derselben beladen waren, setzte sich der Zug gleich einer Karavane in Bewegung. Reiter deckten die Vor- und Nachhut, in der Mitte gingen die Kameele von ihren Führern und von einer Kohorte geleitet.

Der Zug mußte mit kriegerischer Vorsicht geführt werden, denn auch außerhalb Jerusalems in den Bergen und vorzüglich jenseits des Jordans befanden sich noch einzelne versprengte Corps feindlicher Schaaren. Diese machten nicht selten auf Römische Truppen, die Futter oder Zufuhr zu holen abgesandt waren, wirksame Angriffe. Allerdings wurden sie jetzt dabei nicht wie ehedem durch die Besatzung von Jerusalem unterstützt; ehe aber diese Stadt noch so eng eingeschlossen war, kamen häufig die Reiter ohne Pferde, die Fußsoldaten ohne Lastthiere ins Lager zurück; oft wurde sogar auch die Mannschaft von den Juden niedergehauen.

Der Quästor hatte es daher nöthig gehalten, gerüstet und zum Angriffe bereit vorwärts zu ziehen; denn die Guerillas, wie man sie heut' nennen würde, hatten durch die mehrthätige Anwesenheit der Römer Gelegenheit gehabt, sich zu sammeln; auch war der Boden Palästinas bergig und geschickt genug, um einen Angriff, selbst gegen eine übermächtige Feindeszahl, wagen zu dürfen.

Die Reiter schirmten daher die Stirn des Zuges und den Rücken. Die Kohorte blieb zum Schutze der Mitte. An der Spitze des Zuges ritt Aemilius mit dem Hauptmann Cessius, demselben, den wir auf Golgatha Wachtdienste thun sahen.

Die beiden Männer unterhielten sich von sehr gleichgültigen Gegenständen. Aemilius fragte den Hauptmann, ob auch die frischen Früchte, die sie für ihre Freunde ins Lager mitbringen wollten, gehörig bei der Beladung der Kameele heute Morgen berücksichtigt worden seyen. Cessius beschrieb darauf dem Quästor die Art, wie er die Datteln und Trauben verpackt habe, und das Gespräch kam nun auf einige Tonnen lebendiger Aale, die den Marsch ins Lager mitmachten. Die Juden nämlich haben nach dem mosaischen Gesetze die Erlaubniß, alle Fische zu essen; allein die Aale zu genießen, ist ihnen verboten. Wenn daher schon alle übrigen Fischarten im See Genesareth durch zahlreiche Inwohner repräsentirt wurden, so gab es besonders eine Masse von Aalen hier, weil diese von den Eingebornen verschmäht wurden. Die Römer hingegen verhinderte keine religiöse Bedenklichkeit, den Aal für einen schmackhaften Fisch zu halten, und Aemilius war bemüht gewesen, so viele nur zu bekommen waren, fangen zu lassen.

Nachdem die Führer des Zuges diese Angelegenheiten gehörig abgehandelt hatten, veranlaßte der weit jüngere Aemilius den an Jahren höher vorgerückten Cessius von seinen Feldzügen, Abenteuern und Gefahren zu erzählen, deren der tapfere Hauptmann in der That viele erlebt hatte. Während nun Cessius bald die Haine Britanniens, bald die Wüsten Syriens, jetzt die Alpen Europas, dann die Höhen des felsigen Cilicien durchirrte, hing Aemilius ungestört seinen Gedanken nach und versenkte sich in die Träumereien, die seinem Herzen Bedürfniß geworden waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon und der Herzog von Vicenza.

(Fortsetzung.)

„Die merkwürdige Schlacht von Bautzen dauerte 34 Stunden. Während dieser Zeit gönnte sich der Kaiser keinen Augenblick Ruhe. Am zweiten Tage erst stieg er, von Ermüdung und Schlaf überwältigt, vom Pferde, legte sich an den Abhang eines Hohlweges, mitten unter die Batterien des Corps vom Marschall Marmont, und schlief beim Donner einer furchtbaren Kanonade ein . . Eine Stunde nachher weckte ich ihn mit der Botschaft die Schlacht sey gewonnen. „Da sieht man recht, wie einem das Glück im Schlafe kommt," und augenblicklich war er wieder zu Pferde; denn obwohl die Schlacht entschieden war, so kämpfte man theilweise doch noch bis 5 Uhr Abends.

„Wunderbare Waffenthaten bezeichneten noch diesen Sieg. Die aus den Trümmern der unglücklichen Expedition nach Rußland, aus neuen Recruten, aus ungeschickten, mit dem Kriegshandwerk noch nicht vertrauten Knaben bestehende Armee that Wunder der Tapferkeit und Kühnheit. Zu wiederholten Malen hörte ich den Kaiser während der Schlacht ausrufen: „Gestern Kinder, heut' Soldaten! O die Franzosen! die Franzosen!"

„Das kaiserliche Zelt stand auf dem Schlachtfelde neben einem isolirten Wirthshause, das dem Kaiser Alexander die beiden vorangehenden Tage zum Hauptquartier gedient hatte.

„Ich muß Ihnen jetzt eine Scene erzählen, die einen Ihnen wohlbekannten Mann wo möglich noch höher in Ihrer Achtung stellt, nämlich unsern guten, vortrefflichen Larrey. Nicht weit vom Hauptquartier war eine große Ambulanz. Am Abend begab sich der Kaiser dahin, um den Eifer der Chirurgen, deren Zahl für so viele Verwundete nicht hinreichte, anzuregen. Da er bei dieser Gelegenheit bemerkte, daß vielen der jungen Conscribirten an der rechten Hand zwei Finger fehlten, so glaubte er, die Leute hätten sich selbst zu dem Zweck verstümmelt, um vom Dienste dispensirt zu werden. Kräftig lehnte sich Larrey gegen eine solche Annahme auf. Der Kaiser aber, mit gerunzelter Stirn und flammenden Augen, blieb bei seiner Behauptung, und erklärte, er werde alle die füsiliren lassen, die sich eine so infame Feigheit zu Schulden kommen ließen.

„Die Sache war von Bedeutung. Larrey schöpfte die Vertheidigung aus seinem edlen Herzen, vermochte sie aber nicht durch überzeugende Gründe zu unterstützen. Der Kaiser setzte mit seiner gewöhnlichen Beharrlichkeit die Untersuchung fort, und unglücklicherweise trug diese Prüfung zur Bestätigung seiner Ansicht, daß diese alle insgesammt gleichmäßigen Verwundungen keine natürlichen seyen, bei. Da entschlüpfte Larrey das Wort: „Ungerechtigkeit!" Bleich ward der Kaiser und seine Augen sprühten Funken; doch hielt er an sich. Plötzlich kam in diesem critischen Moment Larrey ein glücklicher Gedanke in den Sinn; er ruft einem armen Teufel, der um die Ambulanz her

umschlenderte, mit seiner starken Stimme zu: „Hierher, Conscribirter!“ Ich muß noch lachen, wenn ich mir Larrey denke, wie er mit wüthendem Blick, bis an die Ellbogen zurückgestreiften Aermeln, eine Lanzette in der rechten Hand, auf den Soldaten zurannte, der ihm ganz bestürzt entgegenrief: „Ich bin nicht blessirt, Major!“ Larrey aber verfolgte ihn, und ihn beim Arme fassend, schrie er ihm zu: „Hierher, du dickes Vieh! lade dein Gewehr . . . schieß auf den Topf da, hörst du! Schieß, oder ich schneide dir beide Ohren ab. Merken Sie auf, Sire!“ Wie es knallte, lag der Unglückliche auf der Erde, und schrie fürchterlich. An seiner rechten Hand fehlten zwei Finger. „Nun, Sire?“ fragte Larrey mit triumphirendem Ton. Dann eilte er zu dem armen, jungen Menschen: „Es ist nichts, Junge! Komm her, armes Kind, komm . . . ich will dich selbst verbinden. Morgen siehst du nichts mehr, du Schreihals!“

„Der Beweis war geliefert. Diese gleichförmigen Verwundungen hatten ihren Grund alle in der übermäßigen Eile, mit welcher diese jungen Soldaten ihr Gewehr, das sie noch nicht zu handhaben verstanden, ladeten und losschossen. — „Larrey,“ sagte der Kaiser, „Sie sind ein vortrefflicher Mann! Ich bin glücklich, unrecht gegen Sie zu haben; allein kommt . . .“ — „Das kommt, Sire,“ antwortete Larrey im grämlichem Tone, „weil es gut ist, wenn Jeder thut, was seines Amtes ist.“ — Der Kaiser lachte.

„Den Morgen nach dieser characteristischen Scene erlitt der Kaiser den unersetzlichen Verlust eines Freundes, eines jener Menschen, die zu vollkommen sind für uns're alte Civilisation. Duroc war ein Musterbild, dessen Erscheinen mit dem Menschengeschlecht wieder aussöhnte. In den hohen Amtsverrichtungen, zu denen ihn des Kaisers Scharfsinn berief, bewahrte der Großmarschall alle Eigenschaften des Privatmanns, alle Tugenden des Bürgers. Duroc blieb einfach, natürlich, unabhändig, ein guter, großherziger, gerechter und unbescholtner Freund. Ich bin überzeugt, Niemand wird mir bei diesen Lobeserhebungen, die ich hiermit dem besten Menschen gebe, widersprechen. Sein Tod verbreitete Bestürzung in der Armee und in Paris; der Kaiser war von der Nachricht tief erschüttert.

„Man muß Augenzeuge jenes unglücklichen Feldzugs von 1813, gewesen seyn, um sich vollkommen mit unserer verwickelten Lage zu identificiren. Jeder Tag brachte neue Kämpfe mit, neue Siege ohne Resultat! Der Kaiser setzte der Russischen Arrieregarde fast den Degen ins Genick, und dennoch entwischte sie ihm stets. Dann erschienen die Preußen wieder; wir verjagten sie, um immer wieder von Neuem anzufangen. Dresden war unser Hauptquartier, Hauptmagazin, Haupthospital, und die Heerstraßen unser beständiger Aufenthalt!

(Der Beschluß folgt.)

---

* Klänge aus der Zeit.

In einer, am 10. August d. J. stattgefundenen Versammlung homöopathischer Aerzte sind „achtzehn Thesen für Freunde und Feinde der Homöopathik“ entworfen und als Glaubensbekenntniß gedruckt worden. Diese achtzehn Thesen sind aus ehrenwerthem Sinne entstanden und gaben Zeugniß davon, daß die Extravaganzen bei den Homöopathen nachlassen, wodurch ein Resultat entstehen kann, wie es die vernünftigen Anhänger der einen und der andern Heilart schon längst angegeben haben nach dem Spruche: Prüfet Alles und das Gute behaltet. Jene Thesen sind mit einem Worte eine Convention, ein Vorschlag zu einer Art von Friedensschluß zwischen Allöopathik und Homöopathik; die letztere thut

sogar einige starke Behauptungen Hahnemann's von sich, nimmt in gewissen seltenen Fällen das Verfahren der ältern medizinischen Schule an, hofft aber, daß man ihr Gutes mit gleicher Offenheit und billiger Nachgiebigkeit anerkennen werde, was gewiß auch die Laien wünschen. So berichtet der Gesellschafter aus Berlin, und die Menschheit kann nur wünschen daß es mit dem gegenseitigen Entgegenkommen Ernst sey, damit gemeinschaftliche Prüfung und Erfahrung beide Methoden läutere von Ueberspanntheiten und Ueberflüssigkeiten.

Ein Docter Viale aus Rom will ein, einer bis jetzt unbekannten Gattung angehörendes Insect entdeckt haben, von welchem er mit Hülfe des Microscops eine Zeichnung entworfen hat, und welches er in Rapport mit der asiatischen Brechuhr bringt. Bis jetzt hat er aber noch nicht angegeben, auf welche Art dieses Thierchen die Ursache oder der Verbreiter der Krankheit ist. Ob er auch wohl bedacht hat, daß die Seuche in Orenburg bei 28 Grad Kälte — einem Stande, dem ein so zart organisirtes Leben unterliegen müßte — am stärksten um sich griff? —

Der schnellste Richter seiner Zeit.

Auf diesen Titel kann Hadschi Christo, jetzt Kreis-Oberster in Athen, mit vollem Rechte Anspruch machen. Als vor zwei Jahren der Aufruhr in Messenien war, stand Hadschi Christo eines Tages bei Tripoliza vor seinem Zelte, auf die Schulter eines Deutschen Hauptmanns gelehnt, welchem er besonders zugethan war und schmauchte, im heitern Gespräche begriffen, behaglich seine lange Pfeife. Da brachten zwei Palikaren einen Arrestanten, der ihnen des Spionirens verdächtig schien. Kaum bekam ihn Hadschi Christo zu Gesicht, so rief er dem Wachtposten zu, den Arrestanten niederzuschießen. Der Posten that, wie ihm befohlen, fehlte aber. Da schritt Christo ergrimmt auf den Gefangenen zu und befahl ihm, zu knieen; dann ersuchte er den Hauptmann, seine Pfeife einen Augenblick zu halten, zog seinen Hanschar (eine türkische Waffe) und hieb dem Unglücklichen den Kopf vom Rumpfe. Ich danke Ihnen, sprach er, nachdem er das blutige Schwert in die Scheide geschoben, und seine Pfeife wieder nahm, sich freuend, daß das Feuer derselben noch nicht ausgegangen. Er blies eine dicke Rauchwolke vor sich hin, gleichsam die ganze Scene zu verhüllen, und setzte das frühere Gespräch fort. Beim Entkleiden des Unglücklichen fand man mehrere Briefe in dessen Schuhen verborgen. Hadschi Christo hat nie Jurisprudenz studirt.

Bäder in Stockholm.

(Aus einem Privatschreiben von C. v. H.)

Eine ganz eigenthümliche Einrichtung Stockholms sind die Bäder, welche man in süßem oder Salzwasser, je nach ihrer Lage diesseits oder jenseits des Schlosses, nehmen kann. Die Einrichtung ist sehr niedlich und elegant, ein Bekleidezimmer mit allen Requisiten neben dem Badezimmer, in beiden Rechauds in den Oefen, um Tücher und Leibwäsche zu wärmen. Eine Frau ist zum Dienste des Zimmers da und verläßt es nicht. Ich mochte protestiren wie ich konnte, diese Schwedische Wlasta ergriff mich mit Riesengewalt und behandelte mich wie ein kleines Kind. Sie rieb mich mit Bürste und Seife, legte mich dann trocken und that endlich alle Dienste einer ehrlichen braven Kindsmagd. Als ich sah, daß meine ohnehin unverständlichen Deklamationen hier ganz fruchtlos waren, ergab ich mich in mein Schicksal, wobei ich mich sehr gut befand. Diese Orientalische Prozedur empfehle ich jedem Reisenden.

---

* Wasserlauf.

Wenn man quer über eine Gosse, die Andrang von Wasser hat, einen Strohhalm legt, daß er nicht mit fortschwimmen kann, so hemmt dieser den Abfluß und das Wasser wird oberhalb desselben höher; ferner, legt man kleine Schiffchen, die man leicht aus Papier formen kann, in die Gosse, und befestigt sie, daß sie nicht fort können, so halten diese den Fluß des Wassers gleichfalls auf. Wer dieses nicht begreift, kann leicht bei einem Regengusse die Probe machen.

Wir wissen nicht, wo Sachverständige des Wasserlaufes den Beweis, daß die Wassermühlen an der großen Weserbrücke den Strom nicht aufhalten, hernehmen wollen.

Könnten bei hohem Wasser alle Schiffe, Flöße u. dgl., die innerhalb der Stadt auf der Weser liegen, bei Seite, etwa in einen Hafen, geschafft werden, so würde die Aufstauung der Weser gewiß einen halben Fuß, wenn nicht mehr, weniger seyn.

Miscellen.

Herr De Villiers hat auf seinem Landsitze einige Jahre durch die Beobachtung gemacht, daß im Frühjahr sich eine Menge Kröten in den Theil ihres Gewässers begeben, der besonders reich an Karpfen ist, und daselbst unter diesen Fischen eine große Verheerung anrichten: sie klammern sich nämlich mit ihren Füßen an dem Kopf der Fische an, indem sie die warzigen Vorderzehen in die Augen eingraben, lassen sich so von den Fischen fortschleppen, die zuletzt ihr Gesicht verlieren und sterben. Trotz aller Anstrengung kann sich der Fisch der tödtlichen Last nicht entledigen, denn die Kröte hängt so fest an dem Fisch, daß man sie nur dann von demselben losmachen kann, wenn man ihr mit einem Messer die Tatzen abschneidet. Herr De Villiers vermuthet, daß die Kröten, welche schlecht schwimmen, sich der Fische auf die angegebene Art zum schnellern Fortkommen bedienen, zum Zweck der Begattung oder der Befruchtung der Eier.

Damit die Französischen Kupfer- und Silbermünzen bei den Kabylen, Hadschuten und andern Stämmen des Innern cirkuliren möchten, verändern sie die Araber auf eigenthümliche Weise. Auf einem Sousstück, das einem Franzosen wieder in die Hände fiel, liest man auf einer Seite „Sultan Mahmud," auf der andern „geschlagen zu Algier" in Arabischer Schrift.

Gottesdienst.

Sonntag, den 13. November.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Pastor Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Pastor Capelle.....	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Prediger Müller.....	St. Ansgarii	9 „
Hr. Dr. Krummacher.....	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Pastor Mallet.....	— — —	1 „
Hr. Pastor v. Hanffstengel	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor Iken.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Toel.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Kein Gottesdienst.	Armenkirche	
Hr. Pastor Probst.....	St. Johannis	7 „ Messe
Hr. Pastor Wemer.....	— — —	9 „ Hochamt
Hr. Pastor Probst.....	— — —	10 „ Predigt
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8 „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen").

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 91.

Bremen, Sonntag den 13. November 1836.

Gestorben:

Nro. 1063. Den 8. Novb. Der Reepschlägergesell Alb. Warnken, 77 Jahr; Muggenburg Nro. 25.

— 1064. Den 8. — Des Trödlers Friedrich Ulrich Ehef., geb. Kramer, 38 Jahr; Heerdenthorssteinweg Nro. 25.

— 1065. Den 8. — Des Gastwirths Segelke Mühlenstedt Tochter, 1 Jahr 10 Monat; Buntenthorssteinweg Nro. 22.

— 1066. Den 8. — Des Gärtners Joh. Westphal Sohn, 17 Wochen; Bauernstraße Nro. 7.

— 1067. Den 9. — Des Kaufmanns Johann Henrich Voigt Ehefrau, geb. Duckwitz 37¾ Jahr; Rembertistraße Nro. 34.

— 1068. Den 9. — Des Schuhmachermeisters Joh. Friedr. Seidler Ehefrau, geb. Kühlken, 67 Jahr; Grafenstraße Nro. 29.

Nro. 1069. Den 9. Novb. Die Dienstmagd Beta Behnken, 29 Jahr; Coorßen-Gang Nro. 21.

— 1070. Den 9. — Des Feilenhauers Samuel Kunstmann Tochter, 8 Wochen; Süderstraße Nro. 12.

— 1071. Den 9. — Der Zimmergesell Peter Lampe, 48 Jahr; Bleicherstraße Nro. 16.

— 1072. Den 10. — Des Gerders Joh. Christ. Schneider Sohn, 3¼ Jahr; Gerberhof Nro. 16.

— 1073. Den 10. — Maria Hogen, 24 Jahr; Schweinestraße Nro. 64.

— 1074. Den 10. — Des Malers Christ. Friedr. Ziesenis Sohn, 1 Jahr; hinterm Abdenthorswall Nro. 65.

— 1075. Den 10. — Die Dienstmagd Anna Maria Schröder, 16½ Jahr; Neustadtsdeich Nr. 59

Geboren:

Nro. 1331. Den 6. Novb. Des Tonnenmachermeisters Joh. Stephan Fincke Ehefr., geb. Bunsteck, Stavendamm Nro. 17; von einem Mädchen.

— 1332. Den 6. — Des Maurergesellen Arnold Pohlmann Ehefr., geb. Holscher, Weerder Nro. 43; von einem Mädchen.

— 1333. Den 6. — Des Küpermeisters Heinrich Diedrich Martens Ehefr., geb. Helmers, Buchtstraße Nro. 19; von einem Mädchen.

— 1334. Den 6. — Des Schuhmachers Heinr. Christian Schultze Ehefr., geb. Ziegler, alten Steinweg Nro. 44; von einem Mädchen.

— 1335. Den 7. — Des Kaufmanns Joh. Chr. Carl Keitel Ehef., geb. Lankenau, Großenstr. Nr. 8; von einem Knaben.

— 1336. Den 7. — Des Kaufmanns Hermann Heinrich Sengstack Ehef., geb. Stockmeyer, Martinistraße Nro. 46; von einem Knaben.

Nro. 1337. Den 8. Novb. Des Arb. Johann Friedr. Meyer Ehefrau, geb. Rauers, Beehrmanns-Gang Nro. 4; von einem Knaben.

— 1338. Den 9. — Des Kaufmanns Joh. Georg Poggenburg Ehefr., geb. Meydohm, Tiefer N. 27; von einem Knaben.

— 1339. Den 9. — Des Todtengräbers Johann Friedrich Osmers Ehefrau, geborne Schaub, auf dem Heerdenthorskirchhof; von einem Knaben.

— 1340. Den 9. — Des Schuhmachermeisters Alert Meinken Ehef., geb. Evers, Mühlenstraße Nr. 2; von einem Mädchen.

— 1341. Den 9. — Ein Knabe.

— 1342. Den 10. — Des Schullehrers Werner Kohlmann Ehefrau, geborne Silkenstädt; Hutfilterstraße Nro. 17; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 445. Der Sänger am hiesigen Stadt-Theater Friedr. August Schumann und Antonia Burghardt aus Presburg.

— 446. Der Schuhmacher Joh. Friedr. Evers hies. und Gesche Margar. Steneck aus Scharmbeck.

— 447. Der Maurergesell Christoph Rosenbohm und Maria Elisabeth Wieping, oder Wiedking, Beide von hier.

— 448. Der Steuermann Harmen Runge und Gesina Runge, Beide von hier.

— 449. Der Küper Nicolaus Ficke und Anna Rebecka Hackmann, Beide von hier.

Nro. 450. Der Cigarrenmacher Hinrich Mey, oder Meyn, hieselbst und Lucia Mengeler aus Vegesack.

— 451. Der Kaufmann Joh. Christ. Theodor Tienemann und Johanna Rebecka Franke, Beide von hier.

— 452. Der Handlungs-Reisender Bernhard Diedr. Ehlers hies. und des verst. Gastwirths zu Hameln Gottlieb Günter Wittwe, Sophie Antoinette Ernestine, geborne Schumacher.

— 453. Der Schuhmacher Heinr. Wilh. Finke hies. und Maria Thomasia Lange aus Lemwerder.

— 454. Der Landmann Joh. Nustedt zu Thedinghausen und Anna Sophia Königs zu Hakenburg.

Eilfundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 92.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 17. November 1836.

Sanft wie Philomelens Melodieen,
Schmelzend schön, wie Geisterharmonieen,
Wie der Harfe hoher Silberklang
Ist der Ton, der Deinem Hauch' entfließet
Süße Schauer, Wonn' und Wehmuth gießet
Liebe, in die Seele Dein Gesang.

Das „Du" der Liebe.

1794. Essenrode.

Erstes »Du« aus der Geliebten Munde!
Heil'ges Losungswort im Herzensbunde —
»Du« dem Ohr der reinste Silberlaut,
Wie in deinem zauberischen Tone
Götterkraft und Himmelswohllust wohne,
Hat Apoll mir Horchendem vertraut.

Als sich, mit der gold'nen Unschuld, Freude
Heim zum Himmel schwang, dem Gram und Neide
Zum Besitz ihr Eden überließ,
Brachten Engel uns mit zarter Liebe,
Daß nicht jeder hier sein Grab sich grübe,
Diesen Nachhall aus dem Paradies.

Holdes Wort, auf deinen Zauberschwingen
Kann allmächtig Seel' in Seele dringen,
Nächtlich Dunkel weicht dem Mittagsstrahl:
Du, mein Trauter — Ich für Dich geboren —
Jugendlich umtanzen gold'ne Horen
Ihren Pfad durchs blumenvolle Thal.

Auf der Wahrheit Rollen, fest versiegelt,
Starrt, von heißem Wissensdurst geflügelt,
Dort der Jüngling, mit bethränktem Blick;
Ihm erglüh'n im Busen neue Triebe —
In des Mädchens erstem »Du der Liebe«
Wird ihm bald ein volles Götterglück.

Von des heißen Tages Last ermattet,
Sinkt, vom breiten Eichenschirm beschattet,
In das Gras, der hartgeplagte Mann:
»Nimm, du Trauter« tönt ihm sanft zu Ohren;
Und zu Lust und Liebe neu geboren,
Nimmt er Milch und Früchte dankend an.

Bei der Liebe »Du« aus reiner Seele,
Fragst du nicht, was Ihr an Reizen fehle,
Liebe darf des Gold's, der Ehren nicht;

Wonnen spendet sie dem Hirtensohne,
Und dem Herrscher lastet schwer die Krone,
Weil ihm Liebe keine Kränze flicht!

Mir auch war von hoher Lust am Leben
Lang' ein matter Schimmer nur gegeben,
Weil in mir der Liebe Keim noch schlief —
Als »das erste Du« aus Lotte'ns Munde
Mir ertönte, schlug die gold'ne Stunde,
Welche mich ins Götter-Leben rief!

Weihe. G. F. Nöldeke.

Die Belagerung von Jerusalem.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir von der Augusta Vindelicorum ausgerückt waren und am Rheine hinabzogen, begab es sich eines Abends, — erzählte Cessius — daß ich mit meiner Kohorte den rechten Flügel deckte und ziemlich getrennt von der Hauptmacht durch einen Eichenwald schritt. Es war nicht mehr früh am Tage, die Nacht nahe und hierzu kam noch das ewige Dunkel, was nimmer aus jenen uralten Forsten weicht, selbst nicht am hohen Mittage. Wir suchten ein altes Lager des Tiberius zu erreichen, was östlich liegen und uns aufnehmen sollte. Fanden indessen unsere Reiter das Lager nicht auf, oder hatten es die Deutschen zerstört, oder leitete uns irgend ein Gott der Unterwelt fehl — der Lagerplatz des Tiberius wurde von keinem Römer gesehen. Die Nacht machte sich schon bemerklich, die Soldaten waren ermüdet und die Kälte ward fühlbar, die in Deutschland mit der Nacht einbricht. Plötzlich erscholl die ganze Waldung von furchtbarem Geschrei. Jeder Baum, jeder Stein, jeder Strauch schien eine Stimme geworden zu seyn — das Schrecken lähmte uns, und die Kohorten standen ohne Befehl an den Boden gewurzelt. Damals sah ich es mit eigenen Augen wie die Germanen von der Erde geboren wurden. Diese Barbaren krochen aus der Rinde der Bäume, den Spalten des Bodens, aus den Felsen hervor und traten daher — Riesenleiber, mächtigen Armes, und Keulen in der Hand wie Herkules auf unsern Bildwerken.

Beim Jupiter, wir waren rings umzingelt und der Kampf begann. Der waldbewachsene und unebene Boden erlaubte uns nicht, in geordneten Linien zu streiten. So wie Jeden der Zufall hingestellt hatte, mußte er das Schwert ziehen und sich vertheidigen — Aber wenn ich mich nicht täusche, Aemilius, so zeigt sich ein Reiter auf der Spitze jenes kahlen Berges.

Ich glaube es ist ein Hirsch oder eine Gazelle! — antwortete der Quästor — Schade, daß der Philosoph Timoleon nicht bei uns ist, damit er sofort auf das Thier Jagd machen könnte. Jetzt siehst Du es deutlich — es ist kein Reiter.

Es scheint mir als flöhe das Wild ängstlich, gleich als würde es gehetzt! — bemerkte der Centurio — Wird es von einem Jäger verfolgt —

Oder ist es nicht vielleicht von einem feindlichen Corps, welches im Anzuge ist, aufgescheucht worden? Die Sprünge der Gazelle waren allzurasch, als daß dieß nicht eine besondere Veranlassung haben sollte.

Cessius gebot sogleich einigen Reitern ihm zu folgen. Er wollte auf die Höhe hin, um von dort die Gegend zu überblicken. Kaum aber war er einige Speerlängen vorwärts gesprengt, als sich ein feindlicher Trupp zeigte, der das Thal besetzte, durch welches der Marsch der Römer gehen mußte. Der Hauptmann Cessius wandte sich zurück und ging an die Spitze seiner Kohorte.

Der Tubabläser stieß in das Horn, und Aemilius ordnete das Gefecht. Die Gegend bot jetzt das Bild eines lebhaften Kampfes dar. Der Vortrab der Juden, der aus Reiterei bestand, wurde mit den Römern handgemein, indem er von fern seine Pfeile abschoß und alsdann mit der Lanze angriff. Unterdeß breiteten sich die feind-

lichen Fußsoldaten, ehe Aemilius noch Etwas dagegen thun konnte, in dem Thale aus, durch dessen Vertiefungen die Karavane, wenn sie weiter vorwärts wollte, gehen mußte.

Da die Juden nicht, wie Aemilius, einen langen Zug von Lastthieren zu beschützen hatten, konnten sie den Boden besser auswählen, hier ansprengen, dort sich zurückziehen, den Kampf auf dem einen Punkte aufgeben auf dem Anderen ihn wieder annehmen, und so errangen sie anfangs einige Vortheile über die Römer.

Indessen hatten die Kameeltreiber alle Thiere in der Mitte zusammengebracht, daß sie so wenig als möglich Raum wegnahmen, die Reiterei, welche die Nachhut gebildet hatte, war angekommen und nahm am Gefechte so wirksamen Antheil, daß die Juden auf ihre Fußsoldaten zurückgeworfen und gezwungen wurden in das Thal zu fliehen. Hier hatten sie freilich den Vortheil des Bodens abermals für sich. Allein indem Aemilius den Hauptmann Cessius mit hundert Reitern beim Zuge zurück ließ, führte er die übrige berittene Mannschaft in der Tiefe des Thales gegen die Feinde, während die Kohorte die Anhöhe zu nehmen befehligt wurde.

Die Römer sprengten im Fluge gegen das Thal, der Quästor war der Erste, der auf die Juden traf, und in geschlossenen Reihen drängte sich hinter ihm sein Geschwader nach. Nichts ist anmuthiger zu sehen als einen kräftigen Mann zu Rosse in einen Reiterkampf verwickelt, zugleich erfordert auch kein Truppe ein so sorgfältiges Exercitium als die Reiterei, wenn sie wirksam seyn soll. Durch Uebung und Geschicklichkeit waren die Römer ihren Gegnern bei Weitem überlegen. Indem Aemilius an der Spitze der Seinen im Thale vordrang, wurde die Höhe von der Kohorte erstürmt und bald sahen die Juden ein, daß sie unterliegen mußten. Ihre leichte Bewaffnung und die Schnelligkeit ihrer Rosse rettete sie. In wenig Augenblicken waren ihre Reiter aus dem Thale verschwunden und die Fußsoldaten flüchteten sich über die Anhöhen. Sie ließen im Ganzen etwa zwanzig Todte im Thale zurück, von denen Aemilius allein drei oder vier mit der Lanze niedergestochen hatte.

Nachdem der Paß wieder frei geworden war, setzten die Römer ihren Marsch fort, der ungefähr eine Stunde mit vieler Schwierigkeit verknüpft blieb, die in der Unebenheit des Bodens und der Enge des Thals ihren Grund hatte. Als dieses im Rücken lag, ordnete sich der Zug ganz wie zuvor und Cessius ritt zu Aemilius hin, um die Erzählung aus dem Germanischen Kriege unerläßlich fortzusetzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon und der Herzog von Vicenza.

(Beschluß.)

„An seinem Todestage hatte der Großmarschall den Kaiser keinen Augenblick verlassen. Zum zehntenmal vielleicht seit dem Morgen entwischten uns die Russen, nachdem sie uns viele Mannschaft getödtet. Dieß Gefecht, denn eine Schlacht war es nicht, war höchst mörderisch für beide Parteien, wegen der ungeheuren Erbitterung. Zwei bis drei Kanonenkugeln kamen in Prallsprüngen in die unmittelbare Nähe des Kaisers, und wühlten sich zu seinen Füßen in die Erde. Lebhaft wendete er sich rückwärts zu Duroc und mir: „Ein solches Geschlachte, und doch kein Resultat! es ist ja, als ob die Menschen wieder aus ihrer Asche emporstiegen . . . Wann soll das enden?“ und in seinen Augen blitzte zurückgehaltene Wuth. In diesem Augenblick riß eine zerplatzte Haubitze drei Reiter vom Pferde, traf einen Officier der Escorte und warf ihn zwischen die Beine des Pferdes, welches der Kaiser ritt. Voll Wuth riß er

am Zaum des Thieres, daß es sich bäumte. — „Sire,“ meldete in diesem Augenblicke ein Adjudant, der im Galopp herangesprengt kam, „so eben war General Bruyères getödtet.“ — „Auch das noch!“ sagte der Kaiser, und fügte nach kurzer Pause hinzu, „das ist ja ein heilloser Tag!“ Hierauf gab er seinem Pferde die Sporen und jagte im schnellsten Galopp auf eine Anhöhe, welche Makersdorf beherrschte, wo man sich noch hitzig schlug. Marschall Mortier, Duroc, Kirgener, und ich folgten ihm auf dem Fuße; allein der Wind trieb so viel Rauch und Staub umher, daß man sich kaum sah. Eine Kanonenkugel zerschmetterte einen Baum ganz in der Nähe des Kaisers; ich trieb mein Pferd an, und gelangte zu gleicher Zeit mit dem Kaiser auf das Plateau. — „Mein Fernglas!“ Ich drehte mich um, wir waren allein! Bleich und athemlos kam jetzt Charles de Plaisance und flüsterte mir zu: „General Kirgener ist todt; der Herzog von Friaul . . .“ „Was giebts,“ fragte der Kaiser; „schnell, mein Herr, was giebts?“ — „Sire, der General Kirgener und . . . der Großmarschall sind getödtet.“ — „Duroc! das ist ein Irrthum . . das ist nicht möglich! Es ist unmöglich, Caulaincourt! Er ritt ja eben noch an meiner Seite . . .

„Mehrere Adjudanten kamen und bestätigten die unglückselige Nachricht. Der Unglückliche war tödtlich verwundet, der Schuß hatte die Eingeweide zerrissen. Die Kugel, welche den Baum neben dem Kaiser zerschmettert, hatte im Prallschuß erst den General Kirgener und dann den Herzog von Friaul getroffen. In tiefem Schweigen vernahm der Kaiser die Details; dann aber entschlüpfte ihm der Ausruf: „Duroc! Duroc! o, mein Gott! Meine Ahnungen täuschen nie . . . welch ein Tag!“ Langsam ritt er vom Plateau ins Lager. In seinem Zelte angelangt, durchschritt er es schweigend eine geraume Zeit. Dann und wann blieb er vor mir stehen: „Wann endlich wird mein böses Schicksal ermüden! . . . wann wird dieß enden? . . Caulaincourt, noch triumphiren meine Adler, aber das Glück, das sie begleitete, ist entflohen . .“

„Der Fürst von Neufschâtel trat ein, und meldete, daß die Russen abermals zurückgeschlagen seyen. — „Es ist an der Zeit!“ sagte mit Bitterkeit der Kaiser; „zwei so tapfere Generäle und Duroc in einem elenden Scharmützel!“ — „Sire,“ fragte Berthier, „welche Befehle gedenken Eure Majestät zu ertheilen?“ — „Alles auf morgen . . . wo hat man ihn hingeschafft? Wo ist er? Wie geht es ihm, Berthier?“ — „Sire, er liegt in einem Hause von Makersdorf; Joan und Larrey sind bei ihm . . . Es ist keine Hoffnung . . .“ — „Ich muß ihn sehen . . . armer, armer Duroc!“ Am Abend begleiteten Berthier und ich den Kaiser. Auf einem Feldbett lag Duroc, eine Beute der furchtbarsten Schmerzen. Sein Gesicht war ganz entstellt und unkenntlich. Als wir eintraten, wendete er den Kopf nach uns zu; sein Blick heftete sich auf den Kaiser, entsetzlich starr, wie es bei Sterbenden zu seyn pflegt. In diesem Blicke aber malte sich ein unbeschreiblicher Ausdruck des Vorwurfs und der Liebe . . . Der Kaiser vermochte ihn nicht zu ertragen und entfernte sich vom Bett. Ich ergriff die Hand des lieben, mit dem Tode kämpfenden Freundes, und meine Thränen flossen auf sie herab: zu sprechen vermochte ich nicht in diesem Augenblick . . . Mit Mühe stammelte er die Worte: „Ich habe dir's in Dresden gesagt . . . die geheime Stimme . . . hat mich nicht getäuscht . . ach! noch ist nicht Alles vorüber!“ Er wurde sehr schwach; der Kaiser näherte sich, und schloß ihn verschiedene Male in seine Arme; jetzt traten die Aerzte wieder ins Zimmer. — „Ist keine Hoffnung?“ fragte der Kaiser. — „Keine,“ antwortete

ten sie. — Der Unglückliche kam wieder zum Bewußtseyn, suchte den Kaiser mit den Augen und flehte: »Um Gottes willen, Opium . . .« Noch ein Mal trat der Kaiser zu ihm, faßte Duroc's Hand, drückte sie leise, erfaßte dann meinen Arm, und verließ schwankend das Todtenzimmer. — »O, es ist furchtbar! mein guter, lieber Duroc!« Heiße Thränen flossen über seine Wangen; schweigend kehrten wir ins Lager zurück.

»Um 5 Uhr Morgens trat Ivan ins kaiserliche Zelt; der Kaiser wußte, was das bedeuten solle! »So hat er endlich ausgelitten,« sagte er; »er ist glücklicher als ich!«

»Der Kaiser kaufte in Makersdorf ein Stück Land, befahl die Errichtung eines Monuments, und schrieb dazu eigenhändig Folgendes:

»Hier starb General Duroc, Herzog von Friaul, Großmarschall des kaiserlichen Palastes, ruhmreich von einer Kugel getroffen, in den Armen des Kaisers, seines Freundes.« Ohne ein Wort zu sprechen, übergab er Berthier das Papier.

»Dieß war der Vorgang in der rührenden, letzten Zusammenkunft. Alles, was man über die Vorwürfe, die Duroc dem Kaiser gemacht, gefabelt hat, ist eine Lüge. Weder Duroc, noch irgend einer von uns konnte so erbärmlich seyn, dem Kaiser, der am Bette des sterbenden Freundes weinte, Vorwürfe zu machen. Wenn wirklich im Herzen Duroc's ein Gefühl der Verzweiflung und des Kummers lebendig wurde, so hat er wenigstens den Ausdruck desselben mitgenommen ins Grab!!«

---

* Mittel, Bremen gegen hohes Wasser zu schützen.

Der Wasserstand in der Weser nimmt jährlich an Höhe zu und setzt einen Theil der Stadt unter Wasser. Man ist bedacht gewesen Mittel zu finden, diesem Uebel so viel als möglich abzuhelfen. Sachverständige sind vermogt worden, zu untersuchen, auf welche Weise dieses am besten ins Werk zu richten sey. Die Herren C. Burmester, J. C. Callenius, Bindoff, van Ronzelen und C. Klüver, haben das Terrain geprüft und ein Gutachten abgegeben, aus dem wir uns wegen des allgemeinen Interesses erlauben, einen gedrängten Auszug zu geben, da es nicht Jeder haben kann. Es ist zwar auf Kosten der Generalkasse gedruckt, indeß auf Ansuchen der den Bürger-Convent besuchenden Bürger beliebt worden, es nur an Convents-Fähige zu verkaufen. Wäre es für Jeden feil, so könnten die Druckkosten wohl gedeckt werden.

Aus diesem Gutachten haben wir gesehen, daß wir uns seither in einem großen Irrthum befunden haben. Wir waren nämlich der Meinung, daß schon jeder einzelne Schwimmvogel, wenn er sich auf einem Flusse befände, den Lauf desselben nach Verhältniß seiner Größe aufhielte, daß, wenn man eine Menge derselben auf einen Fluß setzte, man deutlich die Wirkung sehen könnte. Wir glaubten ferner, daß die queer über der Weser an der Brücke liegenden Wassermühlen dem Laufe derselben ein beträchtliches Hinderniß würden. Wir dachten uns, wenn es möglich sey, die Mühlen schwebend über dem Wasser zu halten, und nur die Räder derselben, so viel zu ihrem Umlaufe nöthig, in das Wasser zu tauchen, würde der Strom desselben so viel an seiner Geschwindigkeit verlieren als er Kraft anwenden müßte die Räder zu treiben und dieß eine Aufstauung geben, die dadurch erhöhet würde, daß die Körper der Mühlen im Wasser lägen. Wir bildeten uns sogar ein, Holz, das sich in einem Strom befände, hielte den Fluß desselben weniger oder mehr auf, und es sey dabei gleichgültig, ob solches grün oder dürre sey. Das Gutachten der Kunstverständigen belehrt uns eines Andern. Es heißt darin

Seite 10: „Eine besondere Erwähnung verdienen „aber allerdings noch die, im untern Gebiete der „Stadt, auf mehreren Werdern und Außendeichs-„Flächen vorkommenden, sehr ausgebreiteten Wei-„denpflanzungen, in sofern man dieselben vielfäl-„tig hoch genug aufwachsen läßt, um dem Abzuge „des Hochwassers und Eises hinderlich zu werden. „Die Wassermühlen an der großen Weserbrücke „sind dagegen von einem Einflusse auf die dortige „Wasserhöhe, welchen man zu verschiedenen Zeiten „sehr geneigt gewesen ist, denselben zuzuschreiben, „gänzlich frei zu sprechen." Ob nun das dürre Holz der Mühlen dem Flusse keinen Widerstand zu leisten vermag sondern nur das grüne der Weiden, oder ob der Unterschied darin zu suchen ist, daß das dürre Holz queer über dem Strome liegt und das grüne an den Seiten steht, geht aus dem Angeführten nicht hervor.

Wenn die Weser 12 Fuß Höhe an der Brücke erreicht, so trifft sie besonders innerhalb der Stadt Hindernisse an, welche ihren Lauf hemmen und eine Aufstauung veranlassen, die, wenn sie 18 Fuß hoch ist, beinahe 2½ Fuß beträgt. Diese lassen sich wegschaffen, wenn die Hindernisse entfernt werden, oder wenn ein Abfluß der Weser oberhalb der Stadt angebracht wird. Hierzu ist vorgeschlagen: 1) Ableitung der Weser mittelst Ueberfalls bei Arsten nach der Mündung der Ochtum zu. Sie würde 343,775 Rt. kosten. 2) Ableitung aus der kleinen Weser beim Steinwege, auf die Ochtum beim Wahrthurm, würde 148,810 Rt. betragen, ohne in Anschlag zu bringen, wenn eine Bedeichung zwischen der Varlermühle und der Delme gemacht werden müßte. 3) Ableitung aus der kleinen Weser durch das Viehland auf die Mündung der Ochtum, für 540,188 Rt. kann sie beschafft werden. 4) Ableitung aus der Weser bei Achim, durch das Holler-Außendeichs-Land, u. s. w. nach der Wumme. Man würde diese Ableitung für 143,460 Rt. haben. 5) Eine Ableitung durch Erweiterung des Neustadtsgrabens, kommt auf 345,000 Rt. zu stehen. Endlich 6) die Stadt gänzlich gegen hohes Wasser zu schützen, könne die Weser durch ein neues Strombette an die Stelle des Neustadtsgrabens um die Stadt geleitet werden. Sie würde alsdann nahe der Stadt ihren Weg über den Werder nehmen und außerhalb des Hohenthors bei den neuen Ziegeleien wieder in ihr altes Bett treten. Dieses würde im Werder und beim Windwams zugedeichet und mit Schleusen zur Durchfahrt der Schiffe versehen. Das jetzige Weserbette, innerhalb der Ringmauern, wäre dadurch gleichsam zu einem Hafen umgeschaffen, derselbe müßte indeß von Zeit zu Zeit ausgebaggert werden. Wir fügen hinzu, daß über die Schleusen zwischen der Alt- und Neustadt neue Wege entständen. Diese Umleitung ist zwar radikal, erfordert indeß ein Kapital von 1,008,251 Rt.

B.

---

* Wechsel-Stempel.

Es ist die Rede davon gewesen, ob nicht bei der nächsten Erneuerung der Steuer-Verordnung, die auf den Wechsel-Stempel bezügliche Abtheilung so abgefaßt werden könnte, daß unsre Kaufleute sich dadurch veranlaßt sehen möchten, hinfort mehr Waaren-Wechsel in runden Summen auszustellen und nicht wie bisher so viele mit 90 bis 99 Rt., — ohne daß dem Staate Etwas an der Gebühr entginge, noch der Aussteller mehr auszugeben habe wie bisher. Ein reeller Nutzen würde dadurch freilich nicht erreicht, aber eine Annehmlichkeit, eine Bequemlichkeit für Alle, die viel mit solchen Wechseln zu verkehren haben. Da sich solches leicht bewerkstelligen läßt, erlaubt sich Einsender Dieses hiermit darauf aufmerksam zu machen.

Nach der bisherigen Weise war an Stempelgeld zu erlegen:

bis zu 100 Rt. . . . . 3 Gr.,
von 100 Rt. bis ausschließlich 200 Rt. 4 —
von 200 Rt. bis ausschließlich 300 Rt. 8 —
und so fort für jede 100 Rt. 4 Gr. mehr.

Wenn nun der Staat in der Kapital-Bestimmung nur um einen einzigen Thaler weiter ginge, wenn er nur das ausschließlich in einschließlich verwandelte, so wäre der angegebene Zweck vollständig erreicht. Dann würde es nämlich heißen:

bis einschließlich 100 Rt. . . . . 3 Gr.,
über 100 Rt. bis einschließlich 200 Rt. 4 —
über 200 Rt. bis einschließlich 300 Rt. 8 —
und so fort für jede 100 Rt. 4 Gr. mehr.

Würde diese Bestimmung erlassen, so bliebe, genau genommen, die bisherige Abgabe ganz dieselbe, mit alleiniger Ausnahme der auf runde 200, 300, 400, 500, 600 ꝛc. ꝛc. lautenden Wechsel, für deren jeden für 100 Rt. weniger Stempelgeld zu erlegen wäre als nach bisheriger Erhebungsweise. Da nach dieser Letztern aber bisher dem Aussteller 99 Rt. freigegeben waren, so daß man für 499 Rt. nicht mehr Stempelgeld zu erlegen brauchte als für 400 Rt.; so ist es augenfällig, daß dem Staate durch die Erweiterung von 99 auf 100 Rt. so gut wie gar nichts entgehen würde. Und daher möchte sich wohl diese kleine Abänderung empfehlen.

Holzpflasterung.

In den größern Städten der Vereinigten Staaten ist die Aufmerksamkeit jetzt sehr auf die zu New-York gemachte Probe der Straßenpflasterung mit Holz gerichtet. Der Preis der Holzpflasterung betrug etwa 2¼ Dollars für das Quadratyard; jeder Block, die alle sechsseitig zugehauen waren, kostete 7 Cents (oder etwa 11 kr.), und man brauchte 24 Stücke, um einen Quadratyard zu pflastern. Man glaubt indeß, zukünftig die Sache wohlfeiler bestreiten zu können. Der mit diesem Geschäft beauftragte Kommissär hat sich vorgenommen, zwei Arten dieser Pflasterung zu probiren: 1) Die Erde hinreichend tief aufzugraben und eine fußdicke Schichte von Kies zu legen, dieselbe wohl zu ebnen und mit zweizölligen Brettern zu decken, diese endlich mit Pech und Harz zu überziehen und darauf die Blöcke zu stellen, die am Ende, um die Fugen auszufüllen, mit einer Lage von Pech überzogen werden sollen. 2) Ganz wie oben zu verfahren, nur die Bretter wegzulassen und die Blöcke auf den Kies zu stellen. Die Vortheile, die man daraus zu ziehen hofft, sind, eine gleichere Oberfläche, und in den belebtern Straßen eine größere Dauer. Das Pflastern mit Steinen verlangt fortdauernde Reparaturen, die nicht nur sehr kostspielig, sondern auch für die Cirkulation der Wagen sehr hinderlich sind. So viel die bisher zu New-York gemachte Erfahrung zeigt, sind diese Nachtheile durch die Holzpflasterung gehoben, da die Blöcke sich nicht verschieben und in keiner Weise leiden. Die einzige bedenkliche Frage ist, wie lange dauert das Holz? nur die Zeit kann sie lösen, man glaubt indeß, daß es sich zum Mindesten acht Jahre halten werde. Ein Holzpflaster ist so eben, wie ein Fußboden; die Wagen fahren darüber ohne viel Fraktion und ohne das mindeste Geräusch.

Lafayette's letzte Leidenschaft.

Der General Lafayette hatte sich, bei allem Einfügen in die modernen Ansichten, aus der vorrevolutionairen doch etwas bewahrt, nämlich den Gebrauch, bis in sein spätestes Alter verliebt zu seyn. Der fast Achtzigjährige soll noch kurz vor seinem Tode der Madame Maria Felicitas Garcia-Malibran versichert haben: „Maria, die letzte Lei-

denschaft meines Herzens sind Sie!" Zu der Herzoginn von Abrantes hat er wohl Aehnliches nie gesagt, denn sie behandelt ihn in ihren Memoiren keineswegs wie einen Geliebten, sondern sagt ziemlich geradezu: er habe eigentlich nie recht gewußt was er wolle. Vielleicht war dieß bei der Aeusserung an Mad. Malibran auch der Fall: er folgte dem Moment und der allgemeinen Neigung für die schöne Sängerinn. Lafayette war ein ritterlicher Franzose, aber auch so inconsequent wie sein Volk, obwohl er sich selber mit wohlklingenden Reden manchmal die Consequenz zu beweisen suchte.

A. Roussel.

Miscellen.

Da man seit einiger Zeit in London sich so sehr mit den Taubenposten beschäftigte, so machte neulich ein Londoner Blatt nachstehendes Schreiben bekannt, das man einer in der Nähe von Folkeston getödteten Taube abgenommen hatte. Das Original ist Französisch und lautet wie folgt: „London 2ten August. Pzey, pzig, pkim, pkky. 35152316 Ky n — gg a gz im. Vergessen Sie nicht 2534, 242131. Es fand eine Fluktuation zu Amsterdam statt, die man der Krankheit Herrn Rothschild's zuschreibt. Man sagt hier, er sey todt, welchem Umstand man 2215 35 152316161634 zuschreibt. Die Preise von Paris waren wie hier zu $1\frac{1}{4}$, aber ich glaube, daß die Entlassung Cordova's einen stärkeren Eindruck verhindert hat. Vielleicht sind die Coupons oder 311112127241035, 1235 3424172617."

Herr Saunders in England hat folgende Verbesserung in dem Verfahren, durch das der Zuckersyrup geklärt werden soll, angebracht: Ehe man den Syrup einer hohen Temperatur aussetzt, vermengt man ihn mit gesiebter und wohlangefeuchteter Erde, die bei ihrer Zersetzung allen Schleim und Extraktivstoff herauszieht. Will man den Syrup zugleich die Farbe nehmen, so setzt man zugleich thierische Kohle zu. Das Verfahren läßt sich eben so wohl bei dem Syrup aus Runkelrüben, wie bei dem Zuckerrohr anwenden.

Die kaiserliche Bibliothek zu St. Petersburg, die dritte Bibliothek in Europa, ist dem öffentlichen Gebrauche geöffnet worden: sie enthält 396,155 gedruckte Bände und 16,944 Manuscripte. Sie ist sehr reich in der Literatur Centralasiens, und die früher dem Baron Schilling gehörigen Werke sind hier, so wie 73 Manuscripte Obrist Stuarts, die sich auf die wichtigsten Theile der Sanskritliteratur beschränken. Es finden sich in dieser Bibliothek auch 43 mongolische und tübetanische Werke, die zu Peking gesammelt wurden, und diese bilden im Verein mit den übrigen die schönste Sammlung Orientalischer Werke in der Welt. Außer der von St. Petersburg hat die Regierung noch andere Bibliotheken zu Archangel, Wladimir, Wologda und achtzehn andern Städten gebildet.

Vaterhand.

Vaterhand, dich bet' ich an;
Schmücktest freundlich meine Bahn;
Führtest mich am Liebesband
Durch der Kindheit Blumenland.

Vaterhand, dich halt' ich fest;
Selig, wer von dir nicht läßt;
Ob ihn Nacht und Sturm umweh'n:
Muthig wird er zielwärts geh'n.

Vaterhand, durch Nacht zum Licht
Führst du, wenn mein Auge bricht;
Zeigst mir oben hell und klar,
Was auf Erden dunkel war.

R. Köhler.

Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen der Stadt Bremen").

A. Donges, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöhnen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 92.

Bremen, Donnerstag den 17. November 1836.

Gestorben:

Nro. 1076. Den 11. Novb. Des Küpers Joh. Hinrich Adler Sohn, 9 Monat; kl Krummenstr. Nro. 17.

— 1077. Den 11. — Des verst. Schullehrers Christoph Friedrich Kühtmann Wittwe, geb. Huntemann, 60 Jahr; große St. Johannisstr. Nro. 59.

— 1078. Den 12. — Des verst. Tischlers Joh. Heinrich Eickhoff Wittwe, geborne Meyer, 50 Jahr; Neuenstraße Nro. 64.

— 1079. Den 12. — Des Arb. Wilh. Grimbo Tochter, 12 Wochen; Buntenthorssteinweg Nro. 63.

Nro. 1080. Den 13. November. Des Kappenmachers Albert Ahrens Sohn, 1¼ Jahr; alten Steinweg Nro. 63.

— 1081. Den 13. — Des verstorbenen Arbeitsmanns Johann Arend Brenner Wittwe, geborne Wiegel, 59 Jahr; Osterthorssteinweg Nr. 110.

— 1082. Den 14. — Des verstorbenen Maurergesellen Johann Heinrich Bredhorst Wittwe, geborne Lipping, 60 Jahr; Punkendeich Nro. 18.

Geboren:

Nro. 1343. Den 8. Novb. Des Zimmergesellen Heinr. Lampe Ehefr., geb. Jockel, Runken Nro. 42; von einem Knaben.

— 1344. Den 9. — Des Branntweinbrenners Friedrich August Bomhoff Ehefr., geb. Stellmann, Brautstraße Nro. 7; von einem Knaben.

— 1345. Den 9. — Des Polizeidragoners Carl Ahrens Ehefr., geb. Tauche, Dechanatstraße Nr. 6; von einem Mädchen.

— 1346. Den 9. — Des Goldschmieds Diedrich Christian Reinh. Fillmer Ehefr., geb. Schulz, Wegesende Nr. 23; von einem Mädchen.

— 1347. Den 11. — Des Arb. Joh. Hinr. Anton Kühne Ehefrau, geborne Wierenberg, Düsternstraße Nro. 16; von einem Mädchen.

— 1348. Den 12. — Des Lohndieners Christian Heinr. Müller Ehefr., geb. Söltern, Ellhornstraße Nro. 31; von einem Mädchen.

— 1349. Den 12. — Ein Knabe.

— 1350. Den 12. — Des Arb. Joh. Friedrich Kummer Ehefrau, geb. Goosmann, Kupferschlägers-Gang Nro. 9; von einem Mädchen.

Nro. 1351. Den 12. Novb. Des Arb. Hinr. Depken Ehefr., geb. von Bremen, Pauliner-Marsch; von einem Mädchen.

— 1352. Den 12. — Des Schneiders Heinr. Friedr. Gottl. Linkugel Ehefr., geb. Schultz, Buntenthorssteinweg; von einem Mädchen.

— 1353. Den 13. — Ein Mädchen.

— 1354. Den 13. — Des Arb. Johannes Evers Ehefr., geb. Weidemann, Punkendeich Nro. 3; von einem Knaben.

— 1355. Den 14. — Des Schneiders Christian Gevers Ehefrau, geborne Falkenburg, Bleicherstraße Nro. 19; von einem Knaben.

— 1356. Den 14. — Des Lohgärbers Joh. Achelis Ehef., geb. Zieme, Osterstraße Nro. 13; von einem Knaben.

— 1357. Den 14. — Des Schmiedeamtsmeisters Joh. Rabba Ehefr., geb. Geerken, Osterthorsstraße Nro. 12; von einem Knaben.

— 1358. Den 15. — Des Arb. Joh. Diedr. Weber Ehefr., geborne Springhorn, gr. St. Annenstraße Nro. 87; von einem Mädchen.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 93.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 20. November 1836.

Hilf mir das Wort
Des Meisters zu verstehen,
Daß auch durch mich die Geistigblinden sehen,
Und Licht erschein' am dunklen Ort!

* Morgenlied des Predigers am Sonntage.

(Mel. „Gott ist mein Lied" ꝛc.)

Auf, mein Gesang,
Den Ew'gen zu erheben,
Deß' Allmachtsruf zu neuem, frohem Leben
Mein Wesen schöpferisch durchdrang!

Gehüllt in Nacht,
An Leib und Geist ermattet,
Von dunklem Grau'n des Todes überschattet,
Schlief ich; du, Vater, hast gewacht!

Die Sonne stieg —
Du sandtest uns sie wieder —
Sie grüßten laut der muntern Lerche Lieder,
Und jeder Ton der Klage schwieg.

Auch meinem Ohr'
Erklangen frohe Töne;
Dem Auge winkt der Schöpfung Wunderschöne;
Zerrissen ist des Nebels Flor.

Der Geist, umschwebt
Von irren Traumgestalten,
Sieht neu das Licht aus Dunkel sich entfalten —
Er denkt; er ahnet dich; er lebt.

Dir, Gott, sey Preis;
Dir rinnt des Dankes Zähre —
Geweiht sey Dir, geheiligt deiner Ehre,
Was ich vermag und bin und weiß!

Der Brüder Schaar
Zu dir empor zu leiten,
Zu Wahrheitstempeln Seelen zu bereiten,
Und Herzen dir zum Dankaltar,

Berieft du mich —
O wunderseel'ge Weihe!
Von Neuem tret' ich in der Jünger Reihe,
Die deinen Sohn verklärt und dich.

Hilf mir das Wort
Des Meisters zu verstehen,
Daß auch durch mich die Geistigblinden sehen,
Und Licht erschein' am dunklen Ort!

Auf ebner Bahn
Erhalte meine Schritte;
Daß, wo ich geh' in meiner Brüder Mitte,
Von mir sie Trost und Kraft empfahn.

Stets unerschlafft,
Zu thun nach deinen Winken,
Und, kommt die Nacht, getrost hinabzusinken,
Dazu gieb mir, o Vater, Kraft.

Weihe. G. F. Nöldeke.

Die Belagerung von Jerusalem.

(Fortsetzung.)

17.

Am Abende desselben Tages, an welchem Aemilius das Gefecht bestand, gingen zwei Männer an einer verödeten Stadt vorüber, die in der Linie zwischen Jerusalem und dem See Genesareth lag.

Der Eine von Beiden bepackt und belastet wie gewöhnlich, Jose Ben Manasse, trug die Lebensmittel zur Reise bei sich, der Andere, ohne Beladung, Gallio, der Sclave des Quästors Sextus Aemilius Rufus.

Das Gespräch war ins Stocken gerathen; denn Gallio war nicht nur zu stolz, um sich mit Jose viel zu unterhalten, sondern auch durch die Reise nicht wenig ermüdet. Dennoch nahm er stets beim Vorwärtsschreiten eine würdige, seinem Herrn abgelernte Haltung an und blickte oft mit vielem Wohlgefallen auf das Schwert an seiner Seite. Wenn er auch im Hause des Vaters von Aemilius zu Rom geboren und vor vielen anderen Dienern bevorzugt war, so hatte er bis jetzt doch noch niemals eine Waffe getragen, weil dieß einem Sclaven nicht gestattet wurde. Um so mehr war er jetzt eitel auf sein Schwert, und im Gange und den Geberden einen Römischen Feldherrn nicht übel nachäffend, wandelte er neben Jose, der des Gehens gar sehr gewohnt, leicht unter seinem Sacke über den Sand Palästinas hineilte.

Höre, lieber Freund, — unterbrach Jose das Schweigen — Da liegt wieder eine Stadt ganz verwüstet und ausgestorben. Du mußt doch zugeben, daß Ihr in unserm Lande nicht gut gewirthschaftet habt.

Gallio war lange ungewiß mit sich selbst, ob er Jose antworten solle oder nicht. Das „lieber Freund“ war gar zu zutraulich ausgesprochen worden und war überhaupt eine gar zu familiere Benennung, als daß sie den Haushofmeister eines Römischen Patriziers nicht hätte beleidigen sollen. Der Antheil aber, welcher ihm durch den Ausdruck: „Ihr habt gewirthschaftet“ an dem Feldzuge zugeschrieben wurde, schmeichelte hier wiederum der Eitelkeit des Sklaven, so daß er sich endlich herabließ zu sagen:

Hättet Ihr uns gehorcht, Euch stets nach den Befehlen der Statthalter gerichtet und wäret Ihr dem Römischen Staate in allen Stücken folgsam, treu und dienstbar gewesen, so hätten wir Euer Land nicht verwüstet.

Was habt Ihr, oder vielmehr, was hat denn der Römische Staat eigentlich hier zu befehlen? Was berechtigt denn diese Italienischen Herrscher, sich um Palästina zu bekümmern? — fuhr Jose heraus.

Gallio antwortete: Den Römern gehört der ganze Erdkreis und überall gelten ihre Gesetze. Sobald man sie übertritt, sobald man eine Stimme, oder gar die Waffen gegen unsere Anordnungen erhebt, so fliegen unsere Adler herbei und unter sie beugt sich das empörte Land.

Dieser Satz erschien dem Sklaven zu wichtig und mußte auch viel zu würdig gesprochen wer-

den, als daß dieß hätte im Gehen geschehen können. Gallio blieb still stehen, indem er obige Worte vortrug. Jose legte indeß ein gutes Stück Weges zurück.

Nun, Jose, — fuhr Gallio auf, als er dieß bemerkte, denn er hatte beim Sprechen die Augen geschlossen, wie er das von großen Rednern gesehen hatte — willst Du Deinen Weg ohne mich finden, soll ich Dich schutzlos wie einen aufgegebenen Wurm in dieser Einsamkeit verlassen, Du undankbarer Mensch! Beim Herkules, Du bist ein Mann, der wenig Rücksicht nimmt.

Jose beruhigte seinen Begleiter und sie gingen wieder einträchtig neben einander fort, als die Dämmerung einbrach und die Nacht nicht mehr fern zu seyn schien.

Der jüdische Diener fing nach gerade an, Bedenklichkeiten zu fühlen. Das Einzige, woran er auf der Welt mit Liebe hing, seinen Herrn und dessen Familie zu retten aus Jerusalem, war das Ziel gewesen, auf das er, seit er den unglücklichen Ausgang der Belagerung ahnte, hingearbeitet hatte. Allein durch die Abwesenheit Aemil's schien der Plan zu scheitern.

Der Mann, auf den Jose alle Hoffnung gegründet hatte, war eben jetzt fern von dem Schauplatze, wo man seiner am nöthigsten und schnellsten bedurft hätte, während Jose ihm nachging, konnte sich in Jerusalem allerlei begeben, und nur das Eine zu erwähnen: Wie sollte Jose zurück passiren? Wer sollte ihm so viele Nächte nach einander die Pforte offen lassen?

Dieß erfüllte Jose mit allerlei Sorgen, und indem er äußerlich roh und unverschämt erschien, erwog er im Herzen, wie er Nathan und sein Weib sammt der Tochter den Gefahren entreißen und sie glücklich aus dem Untergange ziehen wolle, vergaß keine Schwierigkeit dabei und brachte jedes Hinderniß in Anschlag.

Vornehmlich beunruhigte ihn Judith. Jose war verständig genug, einzusehen, daß Nathan alle Schätze aufopfern müsse, wenn es galt, Freiheit und Leben damit zu erkaufen. Die Jungfrau aber war der Schatz, der weder verborgen noch aufgeopfert werden konnte und ihretwegen hauptsächlich mußte der Quästor bei der Rettung thätig mitwirken.

Gallio konnte vor Müdigkeit beinahe nicht mehr vorwärts schreiten. Die Hausskaven der Römer waren oft verwöhnter als ihre Herren. Gallio war ein Muster von Faulheit. Als er einen Busch wilder Rosen erreicht hatte, lagerte er sich bei demselben und erklärte Jose, daß er keinen Fuß mehr fortsetzen werde. Der Jude ermunterte ihn dringend, noch eine Strecke Weges mit zu gehen, allein Gallio blieb unbeweglich.

Gieb mir den wollenen Mantel, den Du mit im Bündel hast und mein Abendbrot! — erklärte Gallio — Ich gedenke meine Nachtruhe hier zu genießen.

Du wirst weder den Mantel noch das Abendbrot erhalten, — entgegnete Jose — dafern Du Dich nicht entschließest weiter mit zu gehen.

Ohne Umstände, Schlingel! — erwiderte der Sklave — Ich trage das Schwert nicht zum Scherz an meiner Seite.

Nach Belieben! — antwortete der unbeugsame Jude — Versprichst Du, weiter mit zu kommen, so magst Du Dich hier eine Weile erholen und ich will Dir ein Stück Waizenbrod auf Abschlag geben. Bleibst Du bei Deinem Vorsatze, hier die Nacht zuzubringen, so nehme ich Mantel und Speise mit mir und gehe allein.

Gallio sprang auf, zog sein Schwert und zückte es gegen Jose, der ganz ruhig in der Dunkelheit vorwärts eilte. Ihm folgte der Sklave wüthend und vor Müdigkeit stolpernd. Von Zeit zu Zeit nahm er einen Anlauf, um des Juden

habhaft zu werden, doch dieser bog jedes Mal durch eine Seitenwendung aus. Da riß Gallio die Geduld gänzlich aus, er brüllte laut:

Du nichtswürdiger Schurke, wirst Du gehorchen und warten? Ich werfe Dir das Schwert in die Hasenfüße, daß Dir das Davonlaufen vergehen soll!

Sey still, Gallio, ganz still, — erinnerte Jose — damit man Dich nicht hört. In diesen Bergen liegt noch manche Bande meiner Landsleute versteckt und Du könntest durch ihr Zuthun in dieser Nacht so fest einschlafen, daß Du am Morgen das Aufstehen vergäßest.

Diese Worte thaten eine außerordentliche Wirkung. Der Sclave ging unter leisem Aechzen hinter Jose her und drohte mit keiner Silbe weiter. Endlich flüsterte er:

Lieber Freund, ich bemerke Lichter und Feuer an jenem dunkeln Hügel. Wollen wir die Bahn nicht lieber seitab nehmen? Leicht könnte dort eine Schaar Deiner günstigen Brüder und Landsleute lagern.

Der Jude antwortete nicht, sondern schritt gerade auf die Feuerstätte zu. Nach einer Stunde erreichten unsere Wanderer ein Lager. Es war die Karavane des Aemilius.

(Die Fortsetzung folgt.)

Arrowsmith,

eine Englische Kriminalgeschichte von Wilhelm von Chézy.

In einer kleinen Stadt Englands drängte sich eines Tages das Volk mehr als gewöhnlich zu der Sitzung des Gerichtshofs, vor dem heute ein Verbrecher stand, der mit unerhörter Frechheit eine Frevelthat ganz in der Nähe des lebhaften Ortes vollbracht hatte. Mit Schauder und Neugier suchte die zahlreiche Versammlung der Züge des Mörders ansichtig zu werden, dessen Urtheil die Stimme des Volkes schon im Voraus gesprochen hatte, und obschon das glatte Antlitz des Mannes das friedliche Gepräge vollkommener Ruhe trug, so zögerte doch Niemand, diesen gelassenen Ausdruck der Mienen und der Haltung für die Gleichgültigkeit eines verhärteten Bösewichts zu erklären. Ja, diese vorgefaßte Meinung der Zuschauer ging so weit, daß sie in Zischen und Murren ausbrachen, als der Angeklagte auf die erste Frage nach Stand und Namen sich mit der Benennung bezeichnete, welche dem Ermordeten zukam: Jonathan Arrowsmith, aus Jameshill in Pensylvanien.

Mit Mühe gelang es dem Gerichtshof, die geziemende Ruhe wieder herzustellen, worauf der Lord Oberrichter sprach: „Ihr habt unstreitig Beweise für Eure Behauptung?“ — „Gewiß, Mylord,“ entgegnete der Angeklagte, „insofern Ihr mir nur Zeit gönnen wolltet, sie herbeizuschaffen.“ — „Wir haben Euch alle nothwendige Zeit vergönnt,“ fiel des Königs Anwalt ein; „länger aber vermögen wir nicht zu zögern, besonders da die Gesandschaft der Nordamerikanischen Freistaaten erklärt hat, ihr sey kein Ort mit Namen Jameshill in Pensylvanien bekannt.“ — „Ei,“ meinte der Angeklagte, „die Gesandtschaft mag wohl besser in der Geographie Londons bewandert seyn, als in der der heimischen Wälder, und es ist grausam von Euch, daß Ihr mir nicht einmal Zeit laßt, die Antwort auf meine Briefe nach der Heimath abzuwarten.“ — „Die Antwort könnte längst da seyn,“ warf der Kronanwalt ein, „und der Gerichtshof sieht wohl ein, daß Ihr ihn nur mit leeren Vorwänden hinhalten wollt. Wo habt Ihr Euern Paß?“ — „Den habe ich am Tage vor meiner Verhaftung verloren.“

Der Oberrichter gebot dem Kläger, seine Klage vorzubringen, und der Anwalt las die Akte

ab, deren wesentlicher Inhalt folgender war: „Es war im Februar dieses Jahrs, als eines Abends in einem Wirthshause, eine kleine Tagereise von hier, ein einzelner Reiter auf einem Schecken einkehrte, und auf die Frage des Wirths erklärte, er heiße Jonathan Arrowsmith, komme aus Nordamerika und bereise England zu seinem Vergnügen. Da der Fremde nicht viel Worte zu lieben schien, und außerdem noch viele Gäste da waren, ließ der Wirth von dem einsylbigen Gesellschafter ab und beschäftigte sich, wie manche Andere, vielfach mit einem gewissen Saunders, der aus Irland, seiner Heimath, zu kommen vorgab, und die versammelten Zecher mit allerhand Lügen und Schwänken unterhielt, augenscheinlich um mit der Lustigkeit zugleich die Freigebigkeit seiner Zuhörer zu erregen und zu benutzen, was ihm denn auch trefflich gelang, so daß der Wirth zu seinem großen Vergnügen die Stunde des Schlafengehens weiter als gewöhnlich, hinausgeschoben sah, und sich bewogen fand, dem muntern Gaste jegliche Bezahlung zu erlassen. Dieser aber setzte, nach kurzer Ruhe, um drei Uhr nach Mitternacht, beim Schein des letzten Mondviertels, seinen Stab weiter, der Amerikaner dagegen brach einige Stunden später auf. — Am folgenden Abend nun kam ein Mann, der sich Arrowsmith nannte, auf einem Schecken reitend, in unserer Stadt an, stieg im Ankerwirthshaus ab und verlangte alsbald ein eigenes Zimmer und einen Wundarzt. Dieser kam und fand eine Verletzung, die einem Streifschuß glich, der, hinten auf der Achsel, in schräger Richtung von oben nach unten gegangen war. Der Verwundete behauptete, er habe sich durch Unvorsichtigkeit mit seiner eigenen Pistole verletzt, und könne keine rechte Auskunft geben, wie dieß eigentlich zugegangen, da er von vielem und starkem Rum etwas erhitzt gewesen sey. Der Wundarzt beruhigte sich bei dieser Auskunft, so unwahrscheinlich sie ihm auch vorkam, und behandelte den Kranken mit all der Sorgfalt, die nun nöthig wurde, da die anscheinend so leichte Wunde demselben ein äußerst hitziges Fieber zuzog, das ihn vierzehn Tage lang auf seinem Lager festhielt. — Unterdessen wurde es bekannt, daß in der Nähe der Stadt der Leichnam eines ermordeten Mannes gefunden worden, der, wahrscheinlich von Thieren zerfressen, ganz unkenntlich sey, und der Ueberrest eines Fremden seyn dürfte, da aus der Stadt und Umgegend Niemand vermißt werde; zugleich hieß es, der Leichnam habe noch Reitstiefeln mit schweren Sporen an den Füßen gehabt, was zu beweisen schien, daß der Verunglückte beritten gewesen. Dieser letztere Umstand fiel dem Wundarzt auf, da es ihm plötzlich klar wurde, die Wunde seines Kranken könne wohl von einem Schusse herrühren, den ein Reiter vom Sattel aus gegen einen Fußgänger abgefeuert; und so sah er sich bewogen, seine Vermuthungen dem königlichen Anwalt mitzutheilen, worauf denn die Verhaftung des Verdächtigen und die Einleitung einer Untersuchung erfolgte." — „Das Ergebniß dieser Untersuchung," schloß der öffentliche Ankläger, „ist nun, daß ich gegenwärtigen Mann, der sich einmal Saunders genannt hat, und dessen übrige Verhältnisse nicht zu ermitteln waren, auf Leib und Leben anklage, den Nordamerikaner Jonathan Arrowsmith auf des Königs Heerweg ermordet und seiner Habseligkeiten beraubt zu haben."

Das Zeugenverhör begann. Da der Weg, auf welchem der Ermordete gekommen, nicht hatte ausgemacht werden können, so war der Wirth jenes Hauses, dessen die Anklageakte in der Einleitung erwähnt hatte, der erste Zeuge, welcher auch den Angeklagten für den muntern Irländer Saunders erkannte, der in seinem Wirthshause die Gäste so sehr zum Lachen und Trin-

ken gereizt habe. Nun öffnete sich auf des Oberrichters Wink die Flügelthür, und in den Saal wurde ein aufgezäumtes und gesatteltes Roß geführt. „Angeklagter, kennt Ihr dieses Thier?“ fragte der Richter. Der Angeklagte erhob sich alsbald und ging auf das Pferd zu, dem er auf den Hals klatschte, wobei er sagte: „Armer Scheck, du mußt jetzt seit so vielen Monden im Stalle stehen und wirst ganz steif werden, wie dein unglückseliger Reiter auch. Aber ich hoffe zu Gott, dem Beschützer der Unschuld, daß wir morgenden Tages frank und frei mitsammen von dannen ziehen werden.“ — „Ihr und der Scheck?“ sagte der Wirth; „beim Himmel, Ihr zwei gehört mit Recht nicht zusammen, denn auf diesem Thier ist der Nordamerikaner aus meinem Haus von dannen geritten.“ Der Oberrichter winkte, und das lebende Ueberführungsstück, dessen Erscheinen die Zuschauer des ernsten Auftritts nicht wenig belustigt hatte, ward hinausgebracht. „Was habt Ihr gegen das Zeugniß dieses Mannes einzuwenden?“ fragte der Richter. „Nur eine Kleinigkeit,“ hieß die Antwort; „er verwechselt die Personen und hält mich für einen Irländer, statt für einen Amerikaner, der ich wirklich bin.“ — „Und wer wäre denn der Ermordete?“ — „Habt ihr ihn mir vorgeführt?“

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Wasserstand.

Die betreffende Behörde wird ersucht, bei Moorlosen Kirchen, Hasenbühren, Lankenau, St. Stephani, Siel, Habenhausen, Dreye und Bollen, wo sich Wassermarken befinden, möglichst genaue Beobachtungen über die Wasserstände, sowohl bei niedrigem als auch bei höherm Wasser anstellen zu lassen.

Aehnliche Beobachtungen werden auch jetzt im Oldenburgischen vorgenommen, und sind dieserhalb an mehreren Orten gedruckte Listen niedergelegt, worauf zu verschiedenen Tageszeiten die Wasserstände sowohl als auch das Eintreten der Ebbe und Fluth und Wind und Wetter bemerkt werden.

Sollten hier die Vorkehrungen dazu noch nicht getroffen seyn, so wäre es zu wünschen, daß dieselben recht bald eingerichtet würden, indem die Weser bis jetzt nicht viel über 2 Fuß Höhe erreicht hat, und mithin die Beobachtungen noch ziemlich vollständig gemacht werden können.

Expectans.

Die philosophischen Trinker.

„Sag' mir nur, wie du so den ganzen Tag trinken kannst, das ist ja nicht auszuhalten! Siehst du, ich mache am Tage meine Geschäfte ab, und nun trink' ich Abends und bis tief in die Nacht hinein, da versäum' ich nichts!“ so sprach ein Trinker, der eben nach der vollen Flasche griff, zu einem, der, wie gewöhnlich, schon viele Flaschen geleert hatte. „Bruder“, antwortete dieser, „du weißt doch gar nichts von einer ordentlichen Philosophie und Zeit-Eintheilung! Das Trinken ist mein Geschäft, und das mach' ich vom Morgen bis zum Abend rechtschaffen ab. Hat man aber am Tage das Seine gethan, darf man für die Nacht gehörigen Schlaf fordern, und den lass' ich mir dann auch nicht nehmen! Ordnung muß seyn; adieu, Brüderchen.“

A. Bode.

Das Klima des Kaps.

In einem neuerlichen Briefe Sir John Herrschel's, der voll astronomischer Untersuchungen ist, bemerkt derselbe: Sie können sich eine Vorstellung von diesem Klima machen, wenigstens was die Klar-

heit des Himmels betrifft, wenn ich Ihnen aus dem Munde des Obristen Bell wiederhole, daß er in zwei und vierzig auf einander folgenden Tagen nur dreimal die Venus im hellen Sonnenschein mit unbewaffnetem Auge nicht sehen konnte. Vor Kurzem las ich um 9 Uhr Abends den enggeschriebenen Brief einer Dame bei dem Licht eines verfinsterten Mondes, der gerade beinahe im Zenith stand.

Lügen.

Alles lügt in unserer Zeit und sucht sich mit seinen vermeintlichen Vorzügen ins möglichst hellste Licht zu setzen. Der Diplomat rühmt seine Macht, der Künstler seine Geschicklichkeit, der Geistliche seine Züchtigkeit, der Finanzier seine Rechenkunst, der Fat sein Glück bei dem schönen Geschlecht, der Schauspieler sein Talent, der Kaufmann seinen Credit, der Wucherer seine Uneigennützigkeit, der Schuldner seine Mittel zur Rückzahlung, der Reiche seinen Wohlthätigkeitssinn, der Arme sein Elend, der Zeitungsschreiber seine Abonnenten-Zahl. Der Liebhaber verstellt sich, seine Dame zu gewinnen, die Frau belügt ihren Mann, der Mann die Frau mit ihrer großen Treue. Das Kind belügt die Eltern, der Dienstbote die Herrschaft. Der Wüstling wird alle Tage gesetzter und züchtiger, kein junges Mädchen mag heirathen; der Arzt heilt alle seine Patienten. Der Freund ist ohne alles Interesse, der Mann ist höchst beständig, die Frau unveränderlich; der Pferdehändler verkauft nur fehlerfreie Pferde, der Gutsverkäufer verliert an dem Gute, daß er uns so anpreiset, der Kaufmann hat theurer eingekauft, als er verkauft; der Handwerker bietet uns Altes für Neues an, kurz, Alles scherzt (!!!), wie man sich modern ausdrückt, mit der Wahrheit!

Seifenblasen.

Man geht jetzt allenthalben darauf aus, das Leben zu versüßen. Ein einziger, freilich bedeutender Gutsbesitzer Schlesiens, hat für 1836 an 2000 Morgen mit Runkelrüben bebaut, und in Kurhessen gedenkt man in zwei Jahren den ganzen Bedarf des Landes an Zucker, d. h. 36000 Centner auf 4000 Morgen zu produziren. — Nun schneide einer noch ein Gesicht über die Säure des Lebens!

Wie oft kann ein Zeitungsschreiber unschuldig in einen Injurien-Proceß kommen! In der Schweiz nahm der Redakteur eines Unterhaltungsblattes zum Ausfüllen seines Journales das Gedicht des verstorbenen Weiße: „Laß doch die alte Marthe ruh'n ꝛc." Zufällig starb einem Weinwirth dort seine bejahrte Frau, die auch Marthe hieß, einen Tag vor Erscheinen des Blattes, und der Wittwer klagt nun auf Satisfaction, indem er glaubt, das Gedicht, in welchem alle weiblichen Untugenden aufgezählt werden, gehe seine verstorbene Frau an.

Miscellen.

Sehr treffend sagt Volney: „Wo giebt es wohl einen edleren Gegenstand des Ehrgeizes, als den, zahlreiche Völker vom Joche des Fanatismus und der Tyranney zu befreien, die Künste und Wissenschaften in ihr Geburtsland zurückzurufen, der Gesetzgebung, dem Handel und dem Gewerbfleiße eine neue Laufbahn zu eröffnen!" Volney meint die Griechen, seine Worte, welche er 1788 niederschrieb, gelten bis auf diese Stunde. —

Eine feine Beobachtungsgabe verräth Montesquieu, wenn er sagt: „Das Türkische Reich ist gegenwärtig fast in dem nämlichen Zustande der Schwäche, worin sich ehemals das Griechische

befand; allein es wird lange bestehen, denn wenn irgend ein Monarch im Laufe seiner Eroberungen dieß Reich gefährdete, so verstehen die drei handelnden Mächte Europa's ihren Vortheil zu gut, um nicht auf der Stelle zu dessen Vertheidigung die Waffen zu ergreifen!" — Die neueste Zeit legt Zeugniß ab. —

In einer Revolution — heißt es irgendwo — hängt Alles (Vieles ganz gewiß!) von einer ersten Weigerung und von einem ersten Kampfe ab. Soll eine Neuerung ohne Störung erfolgen, so darf sie nicht bestritten werden. Wird sie es, so bricht der Krieg aus und die Revolution greift um sich, weil das ganze Volk zu ihrer Vertheidigung in Bewegung geräth. — Die erste Französische Revolution zeigt dieß klar. —

---

* Perlen.

Im Zeitenstrome wogt das All' beständig fort.
Nicht widerspänstig sey, du mußt doch mit vom Ort.

Ein liebevolles Herz ist ein lebend'ger Quell'
Kaum hast du ihn getrübt, so fließt er wieder hell.

Ich machte sonst mir Sorg' um was ich werden wollte,
Da eigentlich ich schon was war, und leben sollte.
Gott gab das Leben uns, daß wir uns seiner freuen,
Und ziemlich gleich ist es, auf welchem Feld wir heuen.

Der erste Fehl entspringt aus Schwäch' und Unverstand,
Um dich zu retten reichst dem Zweiten du die Hand,
Die Noth wird größer, du ergreifst den Dritten blind,
Und so geräthst du ganz ins Sündenlabyrinth.
Drum trage, bist du klug, des ersten Noth, die kleine,
Das Rechte schreitet fort und bringt's gewiß ins Reine.

Bestechen las dich nicht durch jedes Glanzes Blitzen!
Was Glück dem Menschen ist, kann jeder Mensch besitzen:
Ein guter Nahrungszweig, Gesundheit, Liebe, Frieden —
Mensch, wenn du diese hast, so ist dir Glück beschieden.

Der Reichthum ist ein Ding von argem Anschein fast,
Was mehr ist als genug, das macht nur Sorg' und Last.
Im Herzen forsch' ich still und mache viel Erfahrung,
Hier wiederholt mir Gott die ew'ge Offenbarung.

Zwei Dinge gieb mir Gott: den Geist, der tief ergründet,
Und das allmächt'ge Wort, das nie vergeblich kündet.

Das, was man heftig liebt, kann man auch heftig hassen,
Wollt, Liebende, euch dieß zur Warnung sagen lassen.

Der Himmel trägt ein blau', die Erd' ein grün' Gewand.
Die Treue reicht von dort der Hoffnung hier die Hand.

H. Kotzenberg.

Gottesdienst.

Sonntag, den 20. November.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Pastor Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Pastor Pauli.....	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Dr. Krummacher.....	St. Ansgarii	9 „
Hr. Prediger Müller.....	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Candidat Pralle.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Iken.....	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor v. Hauffstengel	— — —	1 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Toel.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
	Kein Gottesdienst. Armenkirche	
Hr. Pastor Wemer.....	St. Johannis	7 „ Messe
Hr. Vicarius Driver.....	— — —	9 „ Hochamt
Hr. Pastor Wemer.....	— — —	10 „ Predigt
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8 „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen".

A. Daevel, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 93.

Bremen, Sonntag den 20. November 1836.

Gestorben:

Nro. 1083. Den 14. Novb. Der Zimmergesell Nicolaus Carl Gerlach, 52 Jahr; Walldammstr. Nro. 12.

— 1084. Den 16. — Des verst. Arb. Gerh. Hinr. Mau Wittwe, geb. Niedermüller, 71 Jahr; hint. Stephanikirchhof Nro. 39.

Nro. 1085. Den 17. Novb. Des verst. Arb. Johann Heinr. Specht Wittwe, geborne Brede, 36 Jahr; Ahlers-Gang Nro. 2.

— 1086. Den 17. — Desselben Tochter (todtgeboren).

Geburten:

Nro. 1359. Den 12. Novb. Des Cigarrenmachers Christian Heinr. Surland Ehefr., geb. Lotz, Neustadtswall; von einem Knaben.

— 1360. Den 12. — Des Mäklergehülfen Joh. Heinrich Jansen Ehefr., geb. Dieckert, am Wall Nro. 29 B; von einem Mädchen.

— 1361. Den 13. — Des Arb. Simon Bohne Ehefr., geb. Klenker, Hastedt Nro. 77; v. e. Mädchen.

— 1362. Den 15. — Des Schuhmachermeisters Christian Hinr. Nobbe Ehefr., geb. Nenstiel; hinterm Abbenthorswall Nro. 11; von einem Knaben.

— 1363. Den 15. — Des Schiffskapitäns Nicol. Heinr. Wunnenberg Ehefr., geb. Ellbrecht, Großenstraße Nro. 6; von einem Knaben.

— 1364. Den 15. — Des Hökers Friedrich Wilh. Pelkemeyer Ehefrau, geborne Elmers, Schlachte Nro. 34; von einem Mädchen.

— 1365. Den 16. — Des Seifenfabrikanten Elard Kohl Ehefr., geb. Grau, Hastedt Nro. 1; von einem Mädchen.

Nro. 1366. Den 16. Novb. Des Arb. Wilh. Fuchs Ehefrau, geborne Mardfeld, hinter der Balge Nro. 1; von einem Knaben.

— 1367. Den 16. — Des Weinküpers Gerh. Hinr. Windels Ehefr., geb. Thielke, Osterthorswallstraße Nro. 79; von einem Mädchen.

— 1368. Den 17. — Des Arbeitsmanns Johann Heinrich Specht Ehefrau, geborne Brede, Ahlers-Gang Nro. 2 (Neustadt); von einem todten Mädchen.

— 1369. Den 17. — Des Arb. Joh. Hinr. Bohlmann Ehefr., geb. Bammann, gr. St. Annenstraße Nro. 83; von einem Knaben.

— 1370. Den 17. — Des Küpermeisters Johann Hinrich Wessels Ehefr., geb. Schoffer, hint. Stephanikirchhof Nro. 2; von einem Knaben.

— 1371. Den 17. — Des Kaufmanns Johann Friedrich Arens Ehefrau, geborne Bähr, Gartenstraße Nro. 4; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 455. Der Tabacksfabrikant Gerd Heinr. Hüsener, gen. Backmeyer, und Gesche Margar. Hagemeister hieselbst.

— 456. Der Landmann Hermann Coorsen zu Leeste und Dorothea Castens zu Barrien.

— 457. Der Mäklergehülfe Joh. Christ. Petersen hieselbst und Johanna Sophia Elisabeth Wesselhöft zu Meienburg.

Nro. 458. Der Buchholter Johann Heinrich Schmidt und Margaretha Schröer, oder Schröder, Beide von hier.

— 459. Der Detaillist Michel Johann Röber und des verstorb. Trödlers Georg Heinrich Ferdinand Bartling Wittwe, Gretje, geborne Lohmüller, hieselbst.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 94.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 24. November 1836.

Und holde Bilder ferner Wonnezeiten
Zieh'n vor des Sängers still bewegten Sinn,
Berühren leis' des Geistes zarte Saiten
Und tragen ihn in's Land der Dichtung hin. D.

Dichten.

Bei stummem, flimmerndem Lampenschein,
Da sit' ich sinnend und dichte:
Doch wähnt nur nicht, ich sey allein,
Ich habe die schönsten Gesichte.

Ein Rosengarten erhebt sich am Ort
Mit einer Myrthenlaube,
D'rin rieselt ein Bächlein fort und fort,
D'rin duftet's von Blüthenstaube.

Und Vögel erscheinen auf mein Gebot
Von wunderbarem Gefieder,
Grün, blau und weiß und golden und roth,
Die pfeifen und singen mir Lieder.

Die schönsten Mädchen dann schweben herein
Noch schöner als alle die Rosen,
Die schimmern von Perlen und Edelgestein
Und wissen gar artig zu kosen.

Da nun in so guter Gesellschaft ich bin,
Verfliegen mir lustig die Stunden.
Ihr stört mich auch grade mitten darin
Und nun ist Alles verschwunden.

H. Kotzenberg.

Die Belagerung von Jerusalem.

(Fortsetzung.)

18.

Beim Marsche des folgenden Tages nahm Jose die Stelle des Hauptmanns Cessius neben Aemilius ein und der Quästor schenkte dem Geschwätz des Juden eine bei Weitem größere Aufmerksamkeit als gestern den kriegerischen Erzählungen seines Untergebenen. Mit inniger Freude vernahm er, daß die Aeltern Judith's endlich zur Flucht entschlossen und bereit seyen. Er beeilte

sich, seinen Zug ins Lager vor Jerusalem zurückzuführen, damit dem Vorhaben wenigstens seinerseits kein Hinderniß entgegenstünde, und beredete mit Jose alle mögliche Fälle und Umstände, die bei ihrem Unternehmen von Einfluß seyn konnten.

Gegen den Mittag erreichte die Karavane wohlbehalten das Römische Lager. Obschon Jose beim Einzug in dasselbe nicht, wie er wohl gewünscht hätte, an Aemilius Seite ritt, was bisher auf der Reise geschehen war, betrachtete er dennoch mit seltener und bewundernder Aufmerksamkeit den jungen Quästor, wie er an der Spitze seiner Reiterei den Zug anführte. Keine geschickte Lenkung des Rosses, kein anmuthsvoller Gruß entging dem Juden, noch weniger war er gegen Aemilius übrige körperliche und geistige Vorzüge blind; denn seit der Zeit, wo der Römer ihn gegen die, welche ihn hinrichten wollten, vertheidigt hatte, war Jose von unwillkürlicher und starker Zuneigung gegen seinen Beschützer beseelt. Je seltener er einem zarteren Gefühle Raum gab, desto sicherere Wurzel faßte ein solches, hatte er es einmal in sich aufgenommen. Daher war er gegen seinen Herren und dessen Familie von der treuesten Anhänglichkeit, und vielleicht trug die Liebe Judith's zum Quästor mit dazu bei, Jose noch mehr an den jungen Mann zu fesseln. Doch mit keiner Miene verrieth der jüdische Diener irgend eine edlere Bewegung seines Innern. Theilnahmlosigkeit und Verschlagenheit waren der Grundausdruck seines Gesichts. Seine Art zu reden blieb die anmaßende und kecke, keine Sylbe entschlüpfte dem unschönen Munde, die darauf hätte deuten können, daß Jose für irgend wen eine zärtliche Neigung fühle. Sein Egoismus war ohne Gränzen, für die Erreichung seines Zwecks war ihm kein Mittel zu unedel oder zu grausam. Allein seine Ichsucht war von der Art, daß er die wenigen Personen, die er liebte, mit zu seinem Ich rechnete, ja wohl gar seine Interessen den ihrigen bei weitem unterordnete.

Als er daher einige Stunden nach Aemilius Ankunft im Lager mit ihm im Zelte saß, fiel ihm nur zufällig ein, daß er in jener Nacht nicht allein aus Jerusalem gegangen sey, sondern eine Familie mit sich geführt habe. Er fragte den Quästor um das muthmaßliche Schicksal derselben und fügte hinzu: Wenn die Soldaten, woran ich gar nicht zweifle, die Personen, von denen ich Dir erzählte, noch nicht hingerichtet haben, so möchte ich sie wohl aufsuchen. Judith war immer sehr besorgt für sie und deßhalb möchte ich genauer unterrichtet seyn, was aus ihnen geworden ist. Doch, hoffe ich, sie haben schon alle irdischen Leiden überstanden.

Judith kannte die Unglücklichen, die mit Dir aus der Stadt flohen? fragte der Quästor.

Allerdings! — entgegnete Jose — Sie versorgte sie täglich mit Nahrung und ich habe deßhalb öfters harten Streit mit ihr gehabt, daß sie unsere wenigen Speisen an sie austheilte. Dieß bestimmte mich auch hauptsächlich dazu, unsere Kostgänger mit aus Jerusalem zu führen!

Der Römer ward von Bewunderung erfüllt wegen dieser Handlung seiner Geliebten. Er wollte dem Mädchen nicht nachstehen und ging daher sogleich mit Jose in jenes Zelt, das für die Aufnahme der Ueberläufer bestimmt war. Jose trat an der Seite Aemilius ein und überblickte die Anwesenden, allein seine Freunde waren nicht zugegen. Durch Nachfragen erfuhr man, daß Titus heute das Zelt besucht, Theil an dem jungen Weibe genommen und für dasselbe, so wie für ihre Angehörigen gesorgt habe.

Jose lachte und unterließ nicht, sich in hämischen Aeußerungen zu ergießen. Die Schönheit — sagte er — bedarf unsers Schutzes nicht, sie findet überall Freunde. Es ist in der That

recht gut, daß der liebe Gatte der Frau gestorben ist, denn dieser wäre am Ende das einzige Hinderniß gewesen, sie im Römischen Lager anständig unterzubringen.

Traue dem Oberfeldherrn keine niedrige Gesinnung zu, wenn er sich des Weibes angenommen hat! — erwiderte der Quästor — Wenn Judith kommt, hoffe ich ihr selbst Auskunft über ihre Freunde zu geben.

Jose beachtete diese Bemerkung nicht weiter, sondern meinte: Was aber der Alte und die Großmutter und die jungen Sprößlinge anlangt, so möchte ich doch wissen, wo sie hingekommen sind, denn sie gehörten nicht gerade zu den Umständen, die die Reize des Weibes erhöhten. Gegen mich war besonders der eine Knabe beständig trotzig und unangemessen. Ich hoffe, Eure Truppen werden ihn Sitte lehren.

Aemilius leitete das Gespräch auf einen andern Gegenstand, der ihm theurer war, er fragte nach allen kleinen Angelegenheiten, die mit Judith in Beziehung standen, und Jose gab Auskunft nach seiner Art. Endlich traf Aemilius Anstalt, zu Titus zu gehen, und wies Jose an den Centurio Cessius, der ihn an die Stadt führen solle.

Beinahe hätte ich vergessen, mich eines Auftrags zu entledigen, den mir Judith gab, — sagte Jose, indem er einen einfachen, goldenen Ring, den er heimlich von dem Tische des Mädchens weggenommen hatte, ehe er Nathan's Haus verließ, aus dem Busen zog. — Hier schickt Dir Judith ein Angedenken ihrer Liebe, den Ring, den sie gewöhnlich am rechten Zeigefinger trug und bittet Dich, Du mögest Dich dabei ihrer erinnern.

So spät erst giebst Du mir den Ring? — schalt Aemilius, indem er die vermeintliche Liebesgabe entzückt hinnahm, — So spät erst besinnst Du Dich darauf, mir das zuzustellen, was die holde Jungfrau mir sendet. Du bist ein böser Mensch — doch dank' ihr tausend Mal und verdoppele alle die Grüße, die ich Dir schon aufgetragen habe. Aber morgen und alle folgenden Nächte erwarte ich Eure Ankunft. Beschleunige sie, so viel Du kannst.

Der getäuschte Römer verweilte nun noch eine geraume Zeit bei Jose, ehe er der Ladung des Titus folgte.

19.

Bist Du endlich zurückgekehrt? rief der Imperator dem Quästor entgegen — Daß Deine Mannschaft vollständig wieder eingetroffen, und der Zweck Deiner Expedition gelungen ist, hat man mir schon gemeldet.

Ganz recht! — antwortete Aemilius und fügte hinzu: Aber von wohl eingepackten Trauben und von einigen geheimnißvollen Tonnen hat man Dir wohl noch nichts gemeldet?

Nein, mein Freund, aber daß ein Jude Dich zu Genesareth aufgesucht hat, wurde mir erzählt.

Wußte man die Ursache seines Aufsuchens? — fragte Aemilius, von Schaamröthe übergossen, den Sohn des Kaisers.

Das Lager weiß sie nicht, — erwiderte Titus — ich weiß es aber; denn jetzt, wo Du so verlegen und erröthend da standst, wollte ich darauf schwören, daß es Deine Angelegenheit mit der Damascenerinn betrifft.

Ich habe Dir schon von meinen geheimnißvollen Tonnen gesprochen! — unterbrach der Quästor den Oberfeldherrn — Willst Du denn gar nicht wissen, was darin enthalten ist?

Nein, so lange ich das Bessere und Bedeutendere noch nicht erfahren habe, — antwortete Titus — mag ich von Deinen Tonnen nichts wissen. Uebrigens will ich Dir sagen: Du wirst frische Fische darin haben. Allein verzeihe, daß

ich bei der Neckerei über Deine Liebessache es vergesse, Dich um den Kampf zu befragen, den Du auf dem Rückmarsche zu bestehen hattest. Theile mir Alles genau mit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Arrowsmith.

(Fortsetzung.)

„Noch einige Zeugen kamen an die Reihe und erkannten den Beklagten für den Spaßmacher Saunders; dieser wandte die Blicke himmelwärts und berief sich mit dem Ton der festesten Zuversicht auf das Zeugniß des Allwissenden, der sein Herz kenne. Diese Verstocktheit empörte die Zuhörer und schien auch auf die Geschworenen einen höchst ungünstigen Eindruck zu machen. Nun fragte der Kronanwalt nach den allenfallsigen Entlastungszeugen. „Ich kann keine aufbringen, da ich wildfremd im Lande bin." — „So könnt Ihr doch wenigstens angeben, welchen Weges Ihr gekommen seyd?" — „Ich hatte kein Ziel, als nur, durch Bewegung mich zu erheitern, und fragte nicht nach den Namen der Städte und Dörfer. Auch würden wohl die Wirthe sich schwerlich eines so bescheidenen Reisenden erinnern, wie ich Euch früher schon bemerkte, und was gewiß begründet ist; denn gesetzt auch, ich wäre nicht ich, hat Euch auf Eure Nachfragen irgend Jemand Auskunft über den andern Arrowsmith auf dem Schecken gegeben?" Kopfschüttelnd wandte sich der Kronanwalt von dem Angeklagten ab und dem Gericht zu, vor dem er seine Anklage wiederholte und sich auf alle die Zeugnisse berief, welche den Thatbestand unwiderleglich zu beweisen schienen, wobei die Aussage des Wundarztes noch das letzte entscheidende Gewicht in die Schale legte. Ueber diesen Punkt schlüpfte die Vertheidigung leicht hinweg, kaum die angebliche Betrunkenheit hervorhebend, die als Ursache der Verwundung angegeben worden, denn der Wirth hatte bezeugt, daß der Amerikaner sich als Mitglied eines Mäßigkeitvereines angekündigt und gezeigt hatte. Dagegen stützte sie sich auf zwei Umstände: erstens war es nicht ausgemacht, daß der Ermordete eine und dieselbe Person mit dem oft erwähnten Arrowsmith sey, zweitens hatte man dem Angeklagten nicht die gehörige Zeit vergönnt, die nöthige Rechtfertigung vorzubereiten, unter dem Vorgeben, daß dieser nur mit eitlen Ausflüchten Zeit gewinnen wolle.

So gedieh endlich die Sache zum Spruch, als auf die letzte Frage, ob er noch etwas vorzubringen habe, der Angeklagte mit einer unerklärlichen Zuversicht entgegnete: „Ich vertraue auf Gott und meine gute Sache, und bin sicher, daß die Macht der Wahrheit die Herzen meiner Richter zum Besten lenken wird." — „Eure Sache scheint nicht günstig für Euch zu stehen," meinte der Kronanwalt, „und Ihr hättet, wenn Ihr unschuldig wäret, in der That das höchste Unrecht, so unthätig von einem Wunder Eure Rettung zu erwarten." Ein verzücktes, stilles Lächeln war die ganze Erwiderung des Angeklagten, ohne daß es irgend einen Eindruck zu machen schien, denn so überzeugt waren die Zuhörer von dem Thatbestand des Verbrechens, daß ihre Aufmerksamkeit bereits nachzulassen begann und es ihnen däuchte, die Förmlichkeiten, welche der Stellung der verhängnißvollen Fragen vorhergingen, seyen dießmal wohl überflüssig, da die Entscheidung nicht länger zweifelhaft seyn könne. Endlich erhob sich der Oberrichter, um an die Geschworenen drei Fragen zu stellen. Sie lauteten: Erstens, hat gegenwärtiger Saunders den reisenden Nordamerikaner Jonathan Arrowsmith am 12ten Februar dieses Jahrs auf offener Straße mit Gefährte angegriffen und den-

selben ermordet? Zweitens, hat benannter Saunders den besagten Arrowsmith an dem bezeichneten Tage auf offener Straße mit Gefährte angegriffen und denselben so verwundet, daß der Tod nicht unmittelbar durch die Verletzungen, sondern durch später hinzugetretene Umstände erfolgte? Drittens, hat dieser Saunders den Arrowsmith mit offener Gewalt angefallen, um ihn zu berauben? und hat er dieß vollführt?"

Als der Vorsitzer der Geschworenen eben den Zettel mit den Fragen in Empfang nehmen wollte, drängte sich ein Mann an der Thüre durch die Wachen und schrie mit starker Stimme: „Ich rufe des Königs Recht an für Wittwen und Waisen!" Der Oberrichter winkte dem Mann vorzutreten und sagte: „Mein Freund, Ihr beschwört uns bei heiligen Namen, und deßhalb kann ich Euch nicht mit derjenigen Strenge abweisen, welche sich hier wohl ziemte, und will Euch nur bemerken, daß Ihr, um das Recht anzurufen, den gehörigen Weg unter der Leitung eines Sachwalters einzuschlagen habt. Gott befohlen!" — „Mylord," entgegnete der Fremde, „vergönnt mir nur einige Worte, und Ihr werdet sehen, daß ich hier am rechten Platze bin." — „So sprecht, aber kurz." — „Ich heiße Philipps und wohne in London, wo ich einem Privatgeschäftsbüreau vorstehe. In dieses mein Büreau kam vor Kurzem eine Dame aus Jameshill in Pensylvanien, Mistreß Arrowsmith —"— „Verdammte Lüge!" schrie der Angeklagte; „wie käme meine Frau nach London? Das ist eine Verschwörung, um mich durch falsches Zeugniß zu verderben, mich armen Mann!" — Der Oberrichter gebot Stille, und Philipps fuhr in seinem Bericht fort: „Die Dame verlangte Auskunft über Jonathan Arrowsmith, ihren Mann, der seit acht Monaten bereits in England angelangt sey und seit der Zeit keine Nachricht mehr gegeben habe. Da sey sie nun, von bösen Träumen erschreckt, mit ihren Kindern aufgebrochen, um ihn zu suchen. Ich versprach der Frau, mich zu erkundigen, brachte auch bald das traurige Schicksal ihres Gatten in Erfahrung, und daß der Mörder vor Gericht stehe. Nun eilten wir wie auf Sturmesflügeln hieher, um, wo möglich, das Unsere beizutragen, daß der Verbrecher nicht der verdienten Strafe entgehe." — Die bereits schon abgespannten Zuhörer waren bei dieser Erzählung wieder aufmerksam geworden, und erwarteten mit großer Neugier, dem Mörder die Wittwe und die Waisen des Schlachtopfers gegenüber zu sehen; der aber sprach: „Ich widersetze mich der Erscheinung der vorgeblichen Frau Arrowsmith, denn obschon die Verhandlungen geschlossen sind und die Fragen gestellt, so könnten doch die Weiberthränen einen für mich ungünstigen Eindruck auf die Jury machen, die bisher noch immer an meine Unschuld glaubt." — Ein allgemeines Hohngelächter von der Gallerie beantwortete diese mit großer Gelassenheit gesprochenen Worte, auf die der Kronanwalt entgegnete: er erkenne zwar das Verfahren als beendet an, glaube aber, daß trotz dem nichts ausgeschlossen werden dürfe, was auf die Ueberzeugung der Geschworenen wirken könnte, und darum bestehe er auf dem Erscheinen der Wittwe. Die Gründe des öffentlichen Anklägers schienen unabweisbar, und bald darauf wurde eine ältliche, aber immer noch gut aussehende Frau, begleitet von einem hochaufgeschossenen Knaben und einer sehr hübschen Jungfrau, alle drei in tiefe Trauer gehüllt, vor die Schranken geführt.

(Der Beschluß folgt.)

Was bedeutet die Inschrift über dem Eingange des Hauses Seefahrt:

Navigare necesse est, vivere non necesse est

(Die Schifffahrt ist nothwendig, nicht das Leben)?

Von

Senator Dr. Deneken.

Die Deutung, welche dieser Inschrift in dem neuen Bremischen Haushaltungskalender auf das Jahr 1837 gegeben wird, ist sehr sinnreich; allein die Sache verhält sich ganz einfach folgendermaßen:

Die Worte Navigare necesse est, vivere non necesse est sind aus dem Satyricon des Petronius genommen und folgende Geschichte liegt ihnen zum Grunde:

Ein begüterter Mann erfuhr, daß auf einer Insel eine große Hungersnoth herrsche. Er ließ zwei mit Proviant beladene Schiffe ausrüsten, und als die Schiffer zögerten, sich der, bei dem heftigen Sturme ihrem Leben drohenden Gefahr auszusetzen, so sprach er hierüber aufgebracht jene Worte zu ihnen, um dadurch anzudeuten, daß die Beschleunigung ihrer Reise zur Rettung der unglücklichen Insulaner dringend nothwendig sey und daß der Gedanke an die Gefahr ihres Lebens jener zurückstehen müsse. Er wollte damit sagen: Eilet, eilet! bringt den Hülfsbedürftigen Insulanern ungesäumt Rettung und denkt dabei nicht an die Gefahr Eures Lebens!

Passend ist diese Inschrift über dem Eingange des Hauses Seefahrt; insofern für Bremen die Schifffahrt unentbehrlich ist und deswegen nothwendig betrieben werden muß, ohne daß auf die damit verbundene Lebensgefahr der Schiffer Rücksicht genommen werden darf.

Inzwischen bleibt es auffallend, daß diese Inschrift bei einer Anstalt gewählt ist, worin gerade für die Erhaltung des Lebens alter Schiffer und deren Wittwen Sorge getragen wird; wobei sich also keine Veranlassung findet, an das vivere non necesse est zu denken.

Schicklicher, dünkt mich, würde diese Inschrift bei einer Navigations-Schule angebracht werden können, um Diejenigen, welche sich der Schifffahrtskunde widmen wollen, darauf aufmerksam zu machen, daß ihr künftiger Beruf ihnen die Pflicht auferlege, ihr Leben oft drohenden Gefahren auszusetzen und es in gewissen Fällen sogar aufzuopfern.

Probatum est!

In B. lebt ein Mann, der eine sehr hübsche, junge Frau hat. In seinem Hause ging ein junger, hübscher Mann aus und ein, dessen Besuche ihm nicht recht waren, denn er glaubte, Ursache zur Eifersucht auf ihn zu haben. Wie sich überzeugen, ob seine Befürchtung gegründet sey oder nicht? Er fiel auf ein ganz besonderes Mittel, steckte nämlich in eine Westentasche — Ruß. Als nun der junge Mann wieder zum Besuch da war und sie alle drei plaudernd auf dem Sopha saßen, putzte der Ehemann, absichtlich das Licht aus. Schnell griff er dann in die Westentasche, machte den Daumen und Zeigefinger damit schwarz, streichelte liebkosend die junge Frau am Kinne und unter dem Näschen, bat wegen seiner Ungeschicklichkeit um Verzeihung und ging hinaus, um das Licht wieder anzuzünden. Als er zurückkam, sah er, daß seine Hausfrau unterdeß den jungen Hausfreund geküßt hatte, denn auch dessen Mund war — schwarz, und der Ehemann hatte somit den sichern Beweis von der „schwarzen" Untreue seiner Gattinn.

---

* Vermischtes.

Früher ist in diesen Blättern vorgeschlagen, einen Versuch zu machen, die Straßen mit Holzklötzen zu pflastern. Gegenwärtig sind die Vereinigten Staaten von Nordamerika uns darin zuvorgekommen, und haben einen Versuch damit in Neujork gemacht. Wenn er sich bewährt und erst die ganze Stadt damit gepflastert ist, wird es nöthig werden, an Wagen, oder deren Pferden, Geläute anzubringen, damit man sie hören und aus dem Wege gehen kann.

In Brüssel geht das Gerücht, eine Gesellschaft wolle auf Aktien ein ambulantes Theater erbauen, das täglich seinen Weg auf der Eisenbahn nach Antwerpen, und von da zurück gehen solle. Der Gedanke ist so übel nicht, die Reisenden würden unterwegs angenehm unterhalten, und die zu gebenden Stücke könnten so eingerichtet werden, daß sie genau so lange wie die Fahrt, dauerten.

Don Carlos scheint Spanien nicht zu lieben, sonst würde er es nicht von Parteigängern ruiniren lassen und die Bergwerke ersäufen.

Ein Jünger der höheren Mathematik behauptete: Wenn ein Hinderniß einem Flusse in den Weg träte, das seinen freien Lauf hemmte, entstände oberhalb des Hindernisses eine Aufstauung. Nun aber bewirke der Druck des Wassers der Aufstauung, den er sehr weitläuftig nach Kubikzollen berechnete, unterhalb der Aufstauung einen schnellern Fluß, und gleiche dadurch die Aufstauung aus, daß das Hinderniß als Null anzusehen sey.

Dat verstah ick nig, sagte ein Landbewohner, dat is mi to hoch, aber dat weet ick, wenn dat Water in mine Grabens dör etwas upgeholen wart, de Anstau nig ehr uphöret, bit ick dat Hinderniß wegnehme, oder de Tofluß uphört.

Miscellen.

Ein Herr Tschiffely hat von Blois aus an die Französische Akademie der Wissenschaften geschrieben, und ihr angezeigt, daß er während seines Aufenthalts in Brasilien vierzehn von giftigen Schlangen gebissene Neger durch äußerliche Anwendung von Terpenthinessenz geheilt habe. Er setzte die Anwendung eine Stunde lang fort, und es zeigte sich auch dann ein Erfolg, wenn die Wunde 48 Stunden zuvor beigebracht worden war. Er hat Skorpionenstiche u. dgl. auf ähnliche Weise geheilt, und glaubt, das Mittel könne auch gegen den Biß toller Hunde dienen.

Die Zahl der Englischen Kauffahrer beträgt 24,280. Die Trächtigkeit dieser Schiffe beträgt zusammengenommen 2,553,685 Tonnen, und zur Bemannung sind 166,583 Personen nöthig. Außerdem besitzt England in den Kolonien 3579 Schiffe von 214,878 Tonnen Trächtigkeit und 15,059 Mann Equipage.

New-Yorker Nachrichten vom September zufolge waren im verflossenen Sommer nicht weniger als 60,000 Auswanderer aus Europa, meistens aus Großbritannien, daselbst angekommen, und nahezu 30,000 waren in Canada gelandet.

Eines Tages kehrte der König von Frankreich, Ludwig VII., auf der Rückkehr nach Paris, von der Nacht überrascht, in Creteil ein, und wurde von den Einwohnern gratis bewirthet. Dieß nahmen die Mönche von Notre Dame in Paris, denen dieser Ort gehörte, sehr übel auf,

und schlossen dem Könige, als er die Messe in der Kirche Notre Dame hören wollte, die Thür vor der Nase zu, und erklärten ihm trotzig, wenn er nicht bezahle, was er in Ereteil verzehrt, bleibe er aus der Kirche ausgeschlossen. Der unmuthige König war vor Schrecken außer sich, bat, flehte entschuldigte sich, daß man ihn freiwillig bewirthete, und berief sich auf das Zeugniß des Bischofs Thibaud, und des Dechant Clement, aber vergeblich war deren Verwendung, bis der Bischof, als Gewähr der Versprechung des Königs, jede Genugthuung zu geben, zwei silberne Leuchter opferte. Erst dann öffnete sich die Kirchenthür.

Man vergleiche damit den Einzug und die Krönung Napoleon's in der Kirche Notre Dame!

Die Braminen in Ostindien sind, hinsichtlich ihres Ranges, jedem andern Stande weit bevorzugt, so zwar, daß, was eben diesen ihren Rang betrifft, sie sich entehrt glauben würden, wenn sie mit einem Könige an einem Tische speisen sollten, ja sie würden selbst den Tod vorziehen, ehe sie einem Monarchen eine ihrer Töchter zur Ehe geben möchten. Dieß wäre eine der allertiefsten Erniedrigungen. — So schreibt Robertson, und die neuesten Reisenden bestätigen diesen Bericht.

Die Indier haben das Kastensystem erfunden, und die Erfinder, Brahminen, waren natürlich so klug, sich die Oberstelle vorzubehalten, da sie sahen, wie dumm die übrigen Menschen waren, sich eine solche empörende Bevorrechtung gefallen zu lassen. Unter Englischer Herrschaft, bei Zunahme der Aufklärung, fängt jedoch das unnatürliche System der Braminen an zusammenzufallen, und nur noch die Einfältigen wagen es nicht, seine Abscheulichkeit mit Füßen zu treten, und so kann es zum Theile noch ein Jahrhundert sich erhalten. Das Zauberwort: Reform, dämmert erst in einigen Köpfen. Es heißt noch nicht allgemein: Und es ward Licht!

Alte Sprüche und Sprüchwörter.

(Aus „Paroemiologia germanica" v. Joh. Olorinus Variscus. Magdeburg. 1606.)

Red' wenig, mach' es Alles wahr,
Borg' nicht zuviel, und zahl es baar,
Viel wisse, doch nicht alles sag'.
Nicht Antwort gieb auf alle Frag',
Merk' eben, was deine Rente sey,
Halt' dich in Ehren, fromm dabei,
Und sieh' dich für, trau wohl mit Maße:
So gehst du sicher deine Straße.

Drei Dinge sind gesund
Wenig ess' dein Mund,
Beweg' dich alle Stund',
Lauf' nicht, wie ein Hund!

Sieh' recht, hör' recht, red' recht!
So geht's in aller Welt recht,

Halte dich rein,
Achte dich klein,
Sey gern allein,
Mach dich nicht gemein!
So wirst du werth gehalten seyn.

Leide, meid' und vertrag's
Dein Leiden Niemand klag's
An Gott nicht verzag'!

Begehrst du Fried' und gute Tag',
So sieh' und hör', schweig' und vertrag'!

Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen der Stadt Bremen").

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 94.

Bremen, Donnerstag den 24. November 1836.

Gestorben:

Nro. 1087. Den 18. Novb. Der Maurergesell Johann Ludolph Brüggemann, 35 Jahr; Paulsberg Nro. 64.

— 1088. Den 19. — Der Schweineschlachter Arnold Koch, 42 Jahr; Ansgariithorsstraße Nro. 8.

— 1089. Den 19. — Des Arb. Arnold Frese Ehefr., geb. Selmeyer, 37 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 47.

Nro. 1090. Den 19. Novb. Der Schneider Joh. Heinr. Friedr. Mohrhoff, 71 Jahr; Punkendeich Nro. 50.

— 1091. Den 22. — Des Hökers Herm. Heinr. Ehlers Sohn, 2¾ Jahr; Schwanenstraße Nro. 28.

— 1092. Den 22. — Des Vergolders Christian Heinrich Holste Sohn, 4 Wochen; Hülsberg Nro. 2.

— 1093. Den 22. — Der Höker Hinr. Sieriacks, 56 Jahr, am Neuenmarkt Nro. 9.

Geburten:

Nro. 1372. Den 15. Novb. Des Schiffskapitäns Ratje Siedenburg Ehefr., geb. Holtzmann, am Wall; von einem Knaben.

— 1373. Den 15. — Des Schneidermeisters Wilh. Hepcke Ehefr., geb. Kellner, Schnoor Nro. 2; von einem Knaben.

— 1374. Den 19. — Des Cigarrenmachers Chr. Diedrich Henning Murcken Ehef., geb. Kleen, große St. Annenstr. Nr. 54; von einem Knaben.

— 1375. Den 19. — Des Aufladers Johannes Flöricke Ehef., geb. Haacke, gr. St. Annenstr. N. 194; von einem Knaben.

— 1376. Den 19. — Des Schneidermeisters Heinr. Friedr. Oppermann Ehefr., geb. Meyerricks, große Hundestraße Nro. 6; von einem Mädchen.

Nro. 1377. Den 20. Novb. Des Uhrmachers Carl Friedrich Stadtlander Ehefrau, geborne Menke, Faulenstraße Nro. 34; von einem Knaben.

— 1378. Den 20. — Des Tabacksfabrikanten Heinrich Kannengießer Ehefrau, geborne Rulach, Hohenthorsstraße Nro. 40; von einem Mädchen.

— 1379. Den 20. — Des Arbeitsmanns Johann Harm Seekamp Ehefrau, geborne Struckmeyer, kleine Waagestraße Nro. 2; von einem Mädchen.

— 1380. Den 21. — Des Kaufmanns Albrecht Nicolaus Schütte Ehefrau, geborne Walte, Ansgariikirchhof Nro. 17; von einem Knaben.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 95.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 27. November 1836.

Doch wenn gemach die Hüllen sich entfalten,
Und sich mit Gold des Busens Tiefe füllt,
Blickt heller stets durch seines Kerkers Spalten
Mit frischer Lust das hochverschämte Bild,
Und freut sich still der wechselnden Gestalten,
Die bunt umher die neue Welt enthüllt,
Ihr frühster Duft, des Athems erstes Weben
Ist Liebe schon, und wähnt, er sey nur Leben

C. Schulze.

* Die Rose.

Spielend mit der zarten Rose
Treibt der Zephyr sein Gekose,
Wiegt sie auf den weichen Armen,
Küßt sie mit dem Mund, dem warmen,
Flüstert leis' in süßen Tönen
Liebesseufzer seiner Schönen.

Und mit sanftem, trautem Neigen
Giebt sie sich ihm ganz zu eigen.
Neugeborner Liebe Fülle
Hebt des Busens schöne Hülle.
Und mit holder Schaam entbrennend
Spricht sie, Lieb' und Huld bekennend.

Liebeglühend Mund an Munde
Küssen sie sich Stund' um Stunde.
In der Liebe Lustgekose
Blüht vollendet auf die Rose.
In der Anmuth holdem Glanze
Steht sie da im Hochzeitskranze.

Rose mit den weichen Wangen!
Rose mit der Sonne Prangen!
Ach! in diesem Liebesglühen
Könntest du so ewig blühen.
Aber tröste dich! Vergänglich
War dein Glück, doch überschwänglich.

H. Kotzenberg.

Die Belagerung von Jerusalem.

(Fortsetzung.)

Diese letzten Worte redete Titus in einem so gewinnenden, traulichen Tone, daß sich Aemilius bewogen fühlte, dem lieben Freunde sogleich

alle seine Pläne und Unternehmungen vollständig anzuvertrauen. Die beiden Jünglinge flüsterten und beriethen mit einander. Der Oberfeldherr, der die Schicksale des Heeres mit seinem überwiegenden Verstande zu leiten hatte, erwog mit dem Quästor bedächtig alle Umstände, welche die Flucht der Damascener verhindern oder begünstigen konnten, und brachte endlich den Josephus, einen vornehmen Juden, der sich in dem Gefolge des Titus befand, als den Mann in Vorschlag, bei welchem Nathan sammt Frau und Tochter vorläufig untergebracht werden solle. Es war derselbe Josephus, welcher den jüdischen Krieg und die Zerstörung Jerusalems als Augenzeuge sah und beschrieben hat. Die Freunde hatten sich noch nicht über Alles verständigt, als Savonius eintrat, dem Gallio auf dem Fuße folgte:

Seyd Beide herzlich gegrüßt! — rief Gallio und drängte den Savonius mit drolligem Scherze auf die Seite — Seyd gegrüßt und sey Du willkommen geheißen, lieber Aemilius. Mein edler Kamerad, Cessius, hat mir eine Eröffnung gemacht, die mich sogleich hierher führte, da ich Dich in Deinem Zelte nicht fand. Ihr habt Weintrauben von vorzüglicher Größe mitgebracht — aber glaubt nicht, daß ich Eure Mahlzeit durch mein Zuthun schmälern will. Ich liebe den Wein nicht früher, bis er gekeltert ist. Man verdirbt sich den Magen und macht sich die Zähne stumpf, wenn man rohe, ungepreßte Trauben ißt, wie ein Fuchs, oder ein Spatz. Es liegt gar nichts Menschliches in der Kost. Doch sollst Du vortreffliche Aale gefangen haben, wackerer Aemilius, um die ich und Savonius so eben einen Wettlauf hielten — Aale von unendlicher Länge, von fettem, süßem Fleische und jeder anderen Vorzüglichkeit. Wir haben die zweite Mauer während Deiner Abwesenheit zwei Mal gestürmt, wir hatten sie auch schon ein Mal genommen, heute oder morgen gehen wir nochmals und vermuthlich zum letzten Male an diese Arbeit. Solche Anstrengungen machen eine ordentliche Mahlzeit wünschenswerth. Liefere Deine Aale dazu.

Nachdem Gallio diese treffliche Rede gehalten hatte, schallte ihm ein allgemeines Beifallsgelächter, in welches auch der eben eintretende Philosoph Timoleon einstimmte. Aemilius erklärte, daß er von seinem Reichthume jedem der Freunde einen guten Antheil in die Küche liefern werde, und Gallio machte die Bemerkung, daß die Juden schon allein um deßwillen, weil sie die Aale nicht essen möchten, ein hassenswerthes und lächerliches Volk seyen.

Das Lieblingsthema des letzten Redners, die Küche, wurde endlich verlassen und man sprach von der Belagerung, die jetzt einen glücklicheren Fortgang zu nehmen schien. In der That war die zweite Mauer schon in den Händen der Römer gewesen, Titus traf Anstalt sich in den festen Besitz dieser Werke zu bringen, und für den nächsten Tag waren die Legionen schon bestimmt, welche das Treffen erneuern sollten.

Die Macedonier haben indeß eine Niederlage erlitten! — sprach Titus zu Aemilius — Die Phalanx griff an, allein der junge König, der sie muthig genug anführte, hatte wohl die Tapferkeit, nicht aber das Glück eines Alexander.

Die Macedonier waren Kerntruppen eines Königs von Hülfsvölkern, die den Römern im jüdischen Kriege beistanden. Sie waren geübt und bewaffnet wie jene Soldaten, von denen sie den Namen führten, jedoch hatten sie ein ganz anderes Vaterland als Macedonien.

Auch einen Zweikampf hat es gegeben! — sagte Savonius — Unter den Juden finden sich Einzelne, die das verhaßt gewordene Leben mit einem gewissen Ruhme beschließen wollen. Ein solcher trat vor und forderte die Unsern heraus.

Aber was uns so oft in der Masse schadet, das wirkte auch hier im Einzelnen nachtheilig. Verzweiflung kämpft mit anderen Waffen als bloßer Muth. Der Jude erschlug den Römer, der sich ihm stellte und ein Pfeilschütze erschoß den Sieger.

Diese und andere Vorfälle des Krieges unterhielten die Gesellschaft, bis Titus sie verlassen und hinwegreiten mußte. Aemilius begleitete ihn.

Der Monat Julius neigte sich seinem Ende zu. Die Idus, der Tag, der ungefähr der mittelste des Römischen Monates war, waren vorige Woche schon gefeiert worden, seit dem jüdischen Feste der Ostern währte die Belagerung. Titus ritt mit seinem Freunde vom Oelberge hinab jener Hügelreihe zu, welche Golgatha mit in sich faßt. Die Stadt war seit langer Zeit schon so hart eingeschlossen, daß jede Verbindung nach Aussen unmöglich gemacht war.

Die Masse des Volks hungerte schon seit eben dieser Zeit, nur die Tyrannen hatten Lebensmittel und Speisen für sich und ihre nähere Umgebung.

Die zweite Mauer, die sich von Gennath bis zur Antonia erstreckte, konnte sich nicht mehr halten. War sie genommen, so entschied sich endlich der Kampf, denn die Antonia lag alsdann dem Angriffe bloß gegeben, und war diese Burg in den Händen der Römer, so konnte man von ihr aus auch den Tempel bekämpfen.

Diese Umstände waren es, mit denen der Oberfeldherr den Quästor unterhielt, als er mit ihm durch die Lagerstätten und Wachtposten seines Heeres ritt. Aemilius nahm Gelegenheit nach den Begleitern Jose's sich zu erkundigen. Titus besann sich auf die Personen, welche der Quästor meinte und sagte ihm, daß er sie untergebracht habe. Sie waren dem Haufen der Gefangenen entnommen und in eine der Städte versetzt worden, die der gegenwärtige Krieg nicht zerstört hatte.

Indeß war es Nacht geworden, es entzündeten sich die Feuer des Lagers. Golgatha, woran die beiden Römer so eben vorüber ritten, lag öde und verlassen, es war, seit Jerusalems dritte Mauer genommen war, nicht mehr von Wachen besetzt, sondern lag dem Heere im Rücken. Unsere Reiter erinnerten sich des seltsamen Greises, mit dem sie eine Nacht daselbst zugebracht hatten und seiner ergreifenden Reden.

Während Beide schweigend am Hügel vorüber trabten, dünkte es ihnen, als ob auf derselben Stelle, auf welcher sie damals mit dem Alten gesessen hatten, eine Gestalt sichtbar sey. Titus lenkte sein Roß dahin, Aemilius folgte. Als sie die Spitze des Hügels erreicht hatten, erkannten sie deutlich jenen Greis und redeten ihn an.

Steigt ab und setzt Euch neben mich! — sprach er, nachdem er sie mit dem alten Gruße: Friede sey mit Euch, bewillkommt hatte — Ich will Euch für die kurze Verzögerung reichlich entschädigen durch Worte himmlischer Ermahnung. Sie gehen nicht von mir aus, sie haben keine irdische Quelle, noch sind sie im Haupte irgend eines Weibes entsprungen. Es sind Offenbarungen des einzigen, wahrhaften Gottes.

Titus und Aemilius mehr durch das Geheimnißvolle, was die Sache für sie hatte, gereizt, als daß sie sich wirklich hätten wollen bekehren lassen, stiegen von den Pferden und setzten sich zu den Füßen des Greises nieder.

Sohn des Kaisers Vespasianus, — redete der Unbekannte — Du wirst einst den ganzen Umkreis der gebildeten Erde beherrschen, in Deiner Hand wird das Heil von tausend Völkern

liegen, höre, was ich Dir verkünde: Es giebt nur einen einzigen Gott, der Himmel und Erde gemacht hat und sein Gebot ist Liebe. Glaube an die Lehre, die ich Dir predigen will, laß ab vom Wahne, der Dich umfangen hält, reiße Dich los von der Thorheit Deines Götzendienstes und wende Dein Herz dem Einen zu, dem Schöpfer der Welt, dem Erhalter, dem Vater der Menschen. Umfange alle Völker, alle Menschen mit gleicher Liebe, sieh in Allen Deine Brüder, werde nicht müde, ihnen wohlzuthun, vergiß den Undank, vergilt Härte mit Milde und Du wirst eingehen zur Herrlichkeit des einzigen Gottes.

Titus hörte diese Worte ruhig an, deren Inhalt mit den Bewegungen seiner Seele recht gut harmonirte. Allein, gebildet durch Griechische Philosophen, aufgewachsen in dem Glauben des Heidenthums, war ihm die Idee einer einzigen Gottheit allzu neu, als daß er im Stande gewesen wäre mit ihr sich zu befreunden. Er schwieg und Aemilius antwortete statt seiner:

Du verkündetest uns einst auf diesem Hügel hier die Einnahme von Jerusalem. Sage uns, wird der Tag bald erscheinen und wir Deine Verheißungen erfüllt sehen?

Dieser Tag — erwiederte der Greis — ist näher denn je. Die Stadt wird zerstört werden, der Tempel eingeäschert werden, kein Stein auf dem Andern bleiben.

Der Tempel wird erhalten, von der Stadt so viel gerettet werden als die Wuth meiner Feinde mir erlauben wird! — sagte Titus.

Der Tempel wird verbrennen, die Stadt ein Schutthaufen werden! antwortete der Greis mit festem Tone.

Und als ob dieß die Worte des Sehers bestätigen solle, so ertönten in diesem Augenblicke die Schlachthörner rund um die Stadt. Die Römer setzten sich eilig zu Rosse und sprengten hinweg.

Der Greis saß noch lange auf Golgatha bis die kühlere Luft des Morgens zu wehen begann. Da verließ auch er den Hügel, auf welchem sein Meister gestorben war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Arrowsmith.

(Beschluß.)

Mit Erstaunen sahen die Zuschauer, daß der Verbrecher, statt zu erbleichen, mit freundlichem Lächeln den Eintretenden entgegenschaute, die gesenkten Blickes vorwärts schritten. Aber dieß Staunen verwandelte sich im nächsten Augenblick in eine sonderbare Ueberraschung: die Frau in Trauerkleidern blickte auf, stieß einen Schrei aus und sank in Ohnmacht, die Kinder aber, ohne ihrer zu achten, flogen mit dem Ausruf: „Vater!“ in die Arme des Angeklagten. Unbeschreiblich war die Verwirrung der nächsten Viertelstunde: die Kinder und die von ihrer Ohnmacht sich erholende Frau in den Armen des Todtgeglaubten, der, wie sie, in einem Athem weinte und lachte, auf den Gallerien das tobende Volk, dessen Gesinnungen urplötzlich umgewandelt waren, hinter den Schranken Richter und Geschworene gleich starren Bildsäulen.

Endlich kehrte die der Würde des Orts angemessene Ordnung zurück, und der öffentliche Ankläger nahm das Wort. „Unendlich freut es mich,“ sagte er, „wenn die Erscheinung dieser unvermutheten Zeugen dazu führen kann, den Angeklagten von dem Verdacht zu befreien, der auf ihm so schwer lastet, und den immer noch zu vertreten meine traurige Pflicht mich zwingt. Darum bitte ich die Ankömmlinge dringend, vor allen Dingen zu beweisen, daß sie in der That diejenigen sind, für welche sie gelten wollen.“ Philipps und die Frau sahen mit großer Bestür-

zung einander an, und es ergab sich, daß sie in der Eile alle Urkunden mitzunehmen vergessen hatten; der Oberrichter fand sich nun, auf des Kronanwalds Verlangen, genöthigt, zu erklären, daß der Gang der Verhandlung seinen gesetzlichen Verlauf haben müsse, da kein gültiger Grund da sey, ihn zu unterbrechen. Frau und Kinder umklammerten schreiend die Knie des Angeklagten, der wiederum ruhig und ergeben gen Himmel blickte, während die Geschworenen sich zurückzogen, um die vorgelegten Fragen in Erwägung zu ziehen.

Unterdessen war die an diesem Tage schon mehr als einmal gestörte Ruhe wiederum bedroht; aber der Oberrichter beschwichtigte die murrenden Zuhörer, so wie die jammernde Familie mit der Versicherung, daß, wenn auch die Geschworenen die Fragen mit „Ja!" beantworteten, der Irrthum in der Person hinreichen werde, den Spruch umzustoßen. Bald darauf kehrte die Jury aus dem Berathungszimmer zurück und erklärte auf alle drei Klagepunkte: nicht schuldig. Die Zuhörer klatschten Beifall, der Losgesprochene lachte hell auf, die Seinen jubelten und wollten ihn fortziehen. Der Kronanwalt aber erhob seine Stimme, verlangte Stille und sprach dann: „Ich verlange die Verhaftung des gegenwärtigen Mannes, der, wenn auch nicht an dem Nordamerikaner Arrowsmith, doch an irgend einem andern Individuum ein Verbrechen begangen hat, dessen ich ihn vor einem späteren Gericht anklagen werde." Diese Verhaftung bestätigte der Richter, und der aufs Neue Angeklagte sagte zu den Seinen: „Eilt nach London, meine Lieben, sorgt für die Beweise meines Namens und Standes und für gute Leumundszeugnisse." Worauf Frau und Kinder von dannen eilten — und nichts mehr von sich vernehmen ließen.

Als der nächste Gerichtstag erschien, hatte der königliche Anwalt keine neuen Beweise über die Identität der Personen, ausgenommen den Umstand, daß er den Weg, welchen der Reiter auf dem Schecken gekommen, um ein paar Tagereisen weiter erkundet hatte, und seine Anklage lautete dahin, daß ein Unbekannter einen andern Unbekannten ermordet habe. Der Beklagte aber berief sich auf eine peremtorische Einrede gegen den Beginn alles Verfahrens, indem er erklärte und durch Zeugen erwies, daß der Ermordete in der That ein gewisser Jonathan Arrowsmith gewesen, er selbst aber der Irländer Saunders sey, woraus folge daß er nicht mehr um eines Verbrechen willen vor Gericht stehen könne, von dem er einmal freigesprochen worden. Da die Zeugnisse unwiderleglich waren und die Thatsache der früheren Freisprechung dem Gericht nur zu gut bekannt, so mußte die Einrede des Angeklagten für gültig anerkannt werden nach dem Wortlaut des Rechtsgrundsatzes: „Dasselbe nicht zweimal." Die fernere Untersuchung wegen Täuschung des Gerichts hatte auch keinen Erfolg, indem Saunders nicht überwiesen werden konnte, die Scene, die ihn rettete, herbeigeführt zu haben. Dabei konnte man des sogenannten Philipps und seiner Begleitung nicht habhaft werden, und sah sich genöthigt, den Mörder ganz frei zu lassen, der bei der Erklärung blieb, er habe von dem ihm vorher nicht angekündigten Erscheinen der Frau und ihrer Kinder nur denjenigen Vortheil gezogen, der ihm, beim unbeschränkten heiligen Rechte der Vertheidigung, nicht als Vergehen angerechnet werden dürfe, besonders da ja das Gericht dem betrüglichen Vorgeben der Fremden keine amtliche Folge gegeben habe. Allen weiteren polizeilichen Beobachtungen wußte Saunders mit leichter Mühe im Gewühle Londons sich zu entziehen, und die Verbindungen, durch welche ihm seine eben so

freche als listige Rettung möglich ward, werden wohl vor dem Auge der irdischen Gerechtigkeit immerdar verschleiert bleiben.

---

* Die Luther's Waisen.

Die einzigen, in gerader Linie von dem großen Glaubenshelden abstammenden Nachkommen, fünf theils noch unmündige Geschwister, befinden sich jetzt in Erfurt, und mehrere Deutsche Blätter enthalten dringende Aufforderungen an die Verehrer ihres großen Ahns um Beiträge, die dazu verwandt werden sollen, diesen verkümmerten Kindern eine Bildung zu geben, die ihres Namens und ihrer Abkunft würdig.

Herr Doctor Martin Luther hinterließ bei seinem Ableben seine Hausfrau und fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter. Die Wittwe starb in kümmerlichen Umständen in Torgau und die Kinder wurden hie und dahin zerstreut. Mehrere ihrer Zweige grünten noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, aber unberühmt; da schien mit dem Erlöschen der Dresdener Linie von Paulus, Luther's drittem Sohne auf einmal das ganze Geschlecht des Mannes Gottes erloschen. Inzwischen hatte in Erfurt der letzte Schößling aus Luther's Wurzel in Armuth und Dürftigkeit noch lange nachher geblüht. Als das Martins-Stift zu Luther's Gedächtniß errichtet war, erhielt dasselbe im Jahre 1825 von dem Uhrmacher Ulrich zu Erfurt, dem zweiten Manne der Wittwe des 1793 verstorbenen Dr. med. Leonhard M. L. Luther, einen alten, bis auf diesen und seine vier Geschwister gehenden Stammbaum der Erfurter Luther-Familie zum Geschenk. Dem Vorsteher des Stifts, Reinthaler, war es immer ein Lieblingsgedanke gewesen, einen ächten Sprößling des großen Kirchenhelden aufzufinden und ihm eine Bildung theilhaftig werden zu lassen, die ihn befähigte, als Diener der Religion die geläuterte Lehre seines berühmten Ahns zu verkündigen, und siehe da! tief in Böhmen welkte der letzte Zweig jener Familie.

Joseph Carl Luther, geboren zu Erfurt den 11ten November 1792, einziger noch übriger Sohn des 1763 den 20sten August geborenen und seit 1801 ausgewanderten Dr. med. Johannes Michael Luther, fand sich seßhaft in Böhmen, Hausvater, Familienvater, in bitterster Armuth, und — in gerader Linie von Martin Luther abstammend — in den Schooß der katholischen Kirche zurückgekehrt. Noth und Trübsal, häusliches und Unterthans-Verhältniß hatte den eingewanderten Fremdling dahin gebracht. Fünf lebende Kinder, deren Erziehung durchaus vernachlässigt war, erhöheten die Sorge des Vaters.

Gern entschloß sich dieser, seinen ältesten Sohn, Anton Luther, geboren 1821 den 13ten Januar, dem Martins-Stifte zur Erziehung zu übergeben, und so zog denn am 16ten Mai 1830, dreihundert und fünfundzwanzig Jahre nach seinem großen Ahn, das arme Lutherkind durch die Pforte des ehemaligen Augustiner-Klosters ein, um neben Luther's Klosterzelle eine sittliche Erziehung zu erhalten.

„In dem elterlichen Hause" — schreibt der Berichterstatter, „lagen, halb nur mit Lumpen bedeckt, die kleinen Lutherkinder auf dem ungeheuren Ofen der schwarzangerauchten Stube, wie in einem Neste zusammen. Das war ihre Schlafstätte, ihr Tisch und Stuhl, zugleich ihr Reich und der Tummelplatz ihrer ärmlichen Spiele.

Der junge Anton Luther wurde in Reinthaler's eigenem Familienkreise aufgenommen und schnell fand er sich einheimisch. Aber sein Lehrer fand keine, seiner Absicht entsprechenden Anlagen bei ihm und der flinke, rüstige Knabe wählte sich das Tischler-Handwerk zum künftigen Berufe.

Inzwischen starb am 26sten October 1834 der Vater dieses Knaben, Joseph Carl Luther in Böhmen und hinterließ, außer der Wittwe, noch vier lebende Kinder im größten Elende, nämlich die Zwillinge Maria und Anna, geb. 1819 den 2ten März, Johannes Luther, geb. 1826 den 20sten Mai, und Therese, geb. 1831.

Die Wittwe Luther's wandte sich an den Vorsteher Reinthaler und bat, das Martins-Stift wolle sich um Gotteswillen auch dieser vier armen Luther's Waisen erbarmen und sie gleich Anton zur Erziehung und Versorgung übernehmen."

Eine solche Bitte durfte in dem Hause, das kein eisernes aber ein lebendiges Ehren-Denkmal Luther's ist, nicht überhört werden: die vier Kinder wurden aufgenommen. Es war am Alexiustage, den 17ten Juli, an welchem auch ihr Stammvater vor 330 Jahren, den sie noch rettenden Schritt hinein gethan hat.

Auffallend ist die Aehnlichkeit, die in den Gesichtszügen der Kinder, mit den Cranachischen Gemälden Doctor Martin Luther's, vorherrscht.

Der Vorsteher hofft, daß es Johannes zum Studiren bringen werde, und die übrigen Geschwister in der bürgerlichen Gesellschaft würdige Mitglieder abgeben würden; aber er hofft auch, daß sich die Herzen der Christen Deutschlands im Gefühle dessen, was Luther den Deutschen einst gewesen und noch in seinen Schriften ist, willig finden lassen werden für das Luther-Völklein aufzutreten. Bis jetzt sind erst von Leipzig und Frankfurt a. M. einige wenige Beiträge eingegangen, eine größere Verbreitung dieser Aufforderung wird jedoch gewiß noch manche Hand zu kleinen Gaben willig machen, zu deren Empfangnahme und Beförderung sich für ihren Lesekreis erbietet

die Redaction
des Bürgerfreundes

---

* Recht dringende Bitte an alle Menschenfreunde.

Unser Mitbürger der Cigarrenmacher Hoffmann, ein moralisch guter Mensch, fleißiger, thätiger Arbeiter und sorgsamer Ernährer seiner zahlreichen Familie, wurde derselben nach einem kurzen Krankenlager in dem blühenden Mannesalter von 39 Jahren durch den Tod entrissen. Er hinterließ sechs unmündige Kinder und eine Wittwe, welche ihre Niederkunft entgegen sieht; in der traurigsten, nothdürftigsten Lage, bei der schlimmsten Jahreszeit. Mit dem größten Vertrauen wenden wir uns an alle Menschenfreunde mit der dringenden Bitte, um einige Unterstützung für diese trostlose, beklagenswerthe Wittwe. Auch die kleinsten Gaben und Kleidungsstücke für die Kinder werden uns angenehm seyn, und wir werden gerne für die zweckmäßige Verwendung Sorge tragen.

Bremen, d. 24. Novb. 1836.

Töpken, Dr. med.
Wermuth, Hauptmann.

Der Ursprung des Hauses Metternich.

Einer Sage zufolge, welche D. Binder *) mittheilt, ist der Ursprung des Hauses Metternich uralt. Es schrieb sich früher Metternicht, und zwar in Folge eines Ereignisses, das ihm zuerst seinen Namen gab. Ein Hauptmann Met-

*) Binder's »Fürst Clemens von Metternich«. Ludwigsburg, 1836. S. 9.

ter in der Leibwache des letzten Sächsischen Kaisers, Heinrich's des Heiligen, stand bei diesem durch Treue und Ergebenheit in hoher Gnade. Einige Große aber, von Neid und Eifersucht gereizt, suchten ihn zu verderben und schrieben, seine Handschrift nachahmend, einen hochverrätherischen Brief, den sie dem Kaiser in die Hände spielten. Dieser aber wankte nicht im Glauben an die Treue seines Dieners, sondern brach nur in die Worte aus: „Solche schwarze Unthat hat Metter nicht begangen." — Und Metter wußte keinen bessern Lohn für sich und seine Nachkommen, als daß er diesen Zusatz seinem Namen beifügte.

Anekdote.

Aus dem Leben.

In einer Gesellschaft machte sich ein christlicher Licentiat über die Religion der Hebräer lustig, und setzte sie endlich tief unter die Dogmen der christlichen herab. Ein Jude, der dem Raisonneur eine Zeit lang stillschweigend zugehört hatte, nahm endlich das Wort und sprach: „Sie erlauben, daß ich über diesen Gegenstand auch meine Meinung abgebe; Unser guter König hat wohl an hundert Regimenter, und ein jedes Regiment hat andere Aufschläge. Kann man nun sagen, ob der grüne, blaue, rothe, gelbe u. s. w. besser sey, und Einer mehr werth als der Andere in den Augen des Königs? Und haben diese Regimenter mit so vielerlei farbigen Aufschlägen nicht alle dennoch nur einen König? — So haben auch alle Religionen nur einen Gott, welche Farbe sie immer zur Schau tragen."

„Bravo," rief ein Lieutenant, „und ob ich gleich zum Freicorps gehöre, so habe ich doch auch den nämlichen König!" —

Miscellen.

Die meisten Häuser sind in Constantinopel bemalt, doch ist die rothe, gelbe und weiße Farbe nur den Osmanlis gestattet. Die christlichen und israelitischen Bewohner dürfen ihre Wohnungen nur grau und dunkelbraun bemalen lassen, denn der Prophet hat gesagt: „Wenn die Wohnungen der Christen oder Juden einigen Glanz hätten, die gläubigen, vorüberwandelnden Muselmänner auf dieselben die Segnungen des Islams ausströmen könnten, was ein gotteslästerliches Vergehen wäre." — Schon in dieser Lehre liegt die Verdammung der Menschlichkeit. Die christliche dagegen gebietet, sogar seine Feinde zu lieben, und nur diese ist human, wo sie rein besteht.

Gottesdienst.

Sonntag, den 27. November.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Pastor Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Pastor Capelle.....	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Prediger Müller.....	St. Ansgarii	9 „
Hr. Dr. Krummacher.....	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Pastor Mallet.....	— — —	1 „
Hr. Pastor v. Hanffstengel	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor Iken.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Toel.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Kein Gottesdienst.	Armenkirche	
Hr. Vicarius Driver.....	St. Johannis	7 „ Messe
Hr. Pastor Probst.....	— — —	9 „ Hochamt
Hr. Vicarius Driver.....	— — —	10 „ Predigt
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8 „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen").

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 95.

Bremen, Sonntag den 27. November 1836.

Gestorben:

Nro. 1094. Den 21. Novb. Des verst. Amtmanns August Wilhelm Stelling Wittwe, geborne Hohen, 64 Jahr; Düsternstraße Nro. 18.

— 1095. Den 21. — Des verst. Lohndieners Heinr. Ludwig Schröder Wittwe, geb. Siemering, 41 Jahr; große St. Johannisstraße Nro. 235.

— 1096. Den 23. — Der Cigarrenmacher Carsten Hoffmann, 43 Jahr; Grünenstraße Nro. 52.

Nro. 1097. Den 23. Novb. Des Schneiders Nicol. Heinrich Marlmann Ehefrau, geborne von Haseln, 65 Jahr; Reeperbahn Nro. 21.

— 1098. Den 24. — Friederike Schilling, 24 Jahr; Langenstraße Nro. 86.

— 1099. Den 25. — Des Arb. Johann Friedrich Kummer Tochter, 11 Tage; Kupferschlägers-Gang Nro. 9.

Geburten:

Nro. 1381. Den 20. Novb. Des Schneidermeisters Heinrich Friedrich Oppermann Ehef., geb. Meyerricks, gr. Hundestraße Nro. 6; von einem Mädchen.

— 1382. Den 20. — Des Schneidermeisters Friedrich Herbst Ehefr., geb. Heinemeyer, gr. Fischerstraße Nro. 5; von einem Mädchen.

— 1383. Den 20. — Des Schneidermeisters Christ. Heinr. Lindner Ehefr., geb. Breitenbach, Piperstraße Nro. 16; von einem Knaben.

— 1384. Den 20. — Des Arb. Diedr. Ahlers Ehefrau, geb. Ripke, Schwachhausen Nro. 9; von einem Knaben.

— 1385. Den 21. — Des Arb. Joh. Heinr. Schoppmeyer Ehefr., geb. Knoop, Fetten-Gang Nro. 6; von einem Knaben.

— 1386. Den 21. — Des Arb. Joh. Hinr. Menke Ehefr., geb. Paradies, Hastedt; von einem Mädchen.

Nro. 1387. Den 21. Novb. Des Arb. Christ. Ludewig Waltemath Ehefr., geb. Blumroth Schleifmühle Nro. 7; von einem Knaben.

— 1388. Den 21. — Ein Knabe.

— 1389. Den 22. — Des Schuhmachers Moritz Werner Geise Ehefr., geb. Schultze am alten Wall Nro. 11; von einem Mädchen.

— 1390. Den 22. — Des Handelsmanns Johann Heinrich Christ. Schlüter Ehefr., geb. Wiese, außerm Steinthor Nro. 55; von einem Knaben.

— 1391. Den 22. — Ein Knabe.

— 1392. Den 23. — Des Leinewebers Gottfried Beyer Ehefr., geb. Elmers Hastedt Nro. 88; von einem Knaben.

— 1393. Den 23. — Des Glasers Heinr. Wilh. Neddermann Ehefr., geb. Heyermann, gr. Krankenstraße Nro. 8; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 460. Der Pastor Jacob Freerichs zu Dieckhausen und Meta Happach zu Norden.

— 461. Der Kaufmann Johann Wilckens und Gecka Tidemann, Beide von hier.

— 462. Der Leineweber Johann Tietjen zu Hastedt und Margar. Dede aus Hemelingen.

— 463. Der Arb. Otto Christoph Bernhard hieselbst und (Anne) Cathar. Helle aus Hechthausen.

Nro. 464. Der Schneider Friedrich Wilh. Riensch und des verst. Schneiders Joh. Heinrich Siegmann Wittwe, Gesina, geb. Butelmann, hieselbst.

— 465. Der Küper Heinr. Westermann zu Bremerhaven und Elisabeth Christiane Vier zu Worpswede.

— 466. Der Tischlergesell Ernst Christ. Gromann hieselbst und Gesche Adelheid Kreye aus Thedinghausen.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 96.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 1. Dezember 1836.

Der Himmel, der dem Volk' in Nöthen
Verlieh die heil'ge Gottesmacht,
Will nur für uns vor Schaam erröthen,
Daß Wen'ge mehr daran gedacht.

Das Nordlicht am 18. Oktober 1836.

Vor seiner Hütte saß ein greiser Krieger;
Er blickte sinnend übers dunkle Land
Und in den herbstlich bleichen Abendhimmel:
Schon drängt' der Schatten Heer mit schwarzen Schwingen
Den letzten Schein der früh gesunk'nen Sonne,
Und einsam seufzt' der Nachtwind seine Klagen.
»Warum, mein Vater, blickst du in das Dunkel,
Und horchst des Windes schauerlicher Weise
So trüb' und ernst? Schon weht die Nachtluft schneidend
Und weckt den Schmerz in Deinen alten Wunden.
Komm, drinnen harrt am wärmenden Kamin
Der weiche Lehnstuhl deiner müden Glieder!«
So sprach sein Sohn, ein blondgelockter Knabe,
Sich traulich schmiegend an des Alten Seite.
Laß mich, mein Sohn, noch schau'n in diese Schatten,
Ein Schwarm von Bildern sammelt sich um mich;
Der Herbstwind saust mir wohlbekannte Lieder,
Wie Schlachtmusik tönt's um mein lauschend Ohr,
Und weckt sein Weh'n auch in vernarbten Wunden
Den alten Schmerz, — verdrießt's mich heute nicht!
Wohl ziemt es sich, daß sie sich mahnend melden,
Sie feiern heut' ihr blut'ges Wiegenfest.
Denn wisse, Sohn, es ist der Tag des Ruhmes,
Da Leipzigs Fluren Kriegsgetös' erfüllt,
Als Deutschlands Freiheit aus dem Meer des Blutes
Wie eine Sonne strahlend auferstand. —
Mir ist's, als seh' ich dort, wo sich von Tannen
Der Waldrand zieht, das stolze Leipzig liegen,
Von Krieg und Angst und Feindes Last umdroht,
Wie dort der Wald von schweren Wolkenzügen;
Als jagte hier, wo auf dem weiten Blachfeld
Der Sturm die welken Blätter vor sich treibt,
Der tapfre York den Herzog von Ragusa,
Und wie der schlanken Birken stolze Kronen

Da drüben weh'n, so flatterten die Banner
Des Schwedenprinzen: — aber sieh! mein Sohn,
Dorthin im Norden stieg hoch in die Wolken,
Wie eine mächt'ge Flammensäule leuchtend,
Das helle Feuerzeichen, das Fürst Blücher,
Der jünglingskühne Greis, auf Feindes Trümmer
Als Siegesbotschaft jubelnd aufgesteckt!
Hoch schlug das Herz der Deutschen, als der Himmel
Sich weithin färbte von dem Glanz des Sieges,
Von Deutscher Freiheit glüh'ndem Morgenroth!« —
Und wie der alte Krieger so begeistert
Den Arm erhebt, nach Norden hinzudeuten, —
Da, sieh'! entbrennt der Himmel blutigroth:
Als hätten seine Worte, wie durch Zauber,
Der heißen Völkerschlacht erloschne Flammen
Heraufbeschworen aus dem Grab der Zeiten,
Ergießt ein Flammenmeer sich hin gen Westen,
Die dunkle Nacht ist plötzlich tageshell.
Und staunend wie ein Wunder schaut's der Alte,
Der Knabe schmiegt sich bebend nun ihm an:
»O Vater! sieh', entsetzlich strahlt der Himmel,
In lichten Flammen steht die ferne Stadt!
Wie, oder ist's ein Widerschein der Feuer,
Die zur Erinnrung an den großen Tag« —?
»Nein, lieber Sohn, die Stadt liegt tief in Schatten
Und Freudenfeuer lodern jetzt nicht mehr!«
»So haben wohl die tapfern Krieger alle,
Die in der Schlacht gefallen, jetzt im Himmel
Das große Freudenfeuer angefacht?«
»Du wunderbarer Knab' mit deinen Träumen! —
Ein Himmelszeichen schaust du, ernst bedeutsam,
Das Gottes Hand zur Mahnung ausgesteckt,
Die Feuerschrift des allgewalt'gen Geistes,
Vor der das nächt'ge Dunkel scheu entweicht.
Wach soll es rütteln das Geschlecht der Menschen
Aus trägem Schlummer, aus des Kaltsinns Banden!
Vor dieses Lichtes wunderbaren Strahlen
Wird die Erinnrung jener großen Zeit
Lebendig aufgehn in dem Geist der Deutschen;
Die Söhne, die in leichtem Uebermuth
Des großen Tags Bedeutung kaum begreifen,
Wird ernst es mahnen an der Väter Kämpfen,
An jenes Hochgefühl, das Blut und Leben
Fürs Vaterland zu opfern sie begeistert! —
Schau hin, mein Sohn, in dieses Nordscheins
Leuchten
Und präge seinen Glanz in dein Gemüth!
O! möchte lange noch ein Widerschein
Von diesen deutungsvollen heil'gen Strahlen
Lebendig glüh'n in deinem treuen Herzen!« —
Und tief ergriffen saß der alte Krieger,
Das ernste Antlitz von dem blut'gen Scheine
Gar wunderbar verklärt; sein greises Haupt
Entblößt' er schweigend, faltete die Hände
Und betend sprach er einen frommen Spruch.

Eduard Reichenau.

Die Belagerung von Jerusalem.

(Fortsetzung.)

20.

Nathan Ben Ruben wurde von Stunde zu Stunde bekümmerter und unruhiger, denn Jose kehrte aus dem Römischen Lager nicht zurück. Obgleich heute schon der dritte Tag verflossen war, seit er Jerusalem verließ. Der Damascener Kaufmann ging aus dem Gemache seiner Frau in das seiner Tochter, von hier in den Hof und Garten — aber seine Aengstlichkeit stieg, anstatt daß sie sich vermindert hätte. Es ward Mittag, endlich nahte schon der Abend und Jose ließ sich nicht blicken. Debora widmete sich dem Gebete. Seit sie mit ihrem Manne und Judith im Tempel gewesen war, hatte ihr Entschluß, mit den Ihrigen zu fliehen, eine große Wandelbarkeit erhalten. Entweder der Gottesdienst oder der Anblick so vieler rüstiger Krieger, oder die Begegnung des Tyrannen Simon, der mit einem so stolzen Gefolge an ihr vorüber geschritten war, hatte ihren Muth in dem Maße gestärkt, daß sie an dem Siege der Juden wiederum weniger als je zweifelte. Judith hingegen — war es Besorgniß der Gefahr, welche ihr und ihren Aeltern in der Stadt drohte, oder die Sehnsucht, zu Aemilius zu kommen — erwartete Jose mit Ungeduld.

Der Diener hatte sich nicht getäuscht, wenn er glaubte, Judith werde sich des Hundes wäh-

rend seiner Abwesenheit annehmen. Als es kühler geworden war, ging sie in den Garten, nachdem sie zuvor Löwen von der Kette im Hofe losgebunden hatte. Sie ging unter den blätterlosen Bäumen spaziren, Löwe sprang lustig um sie her und fing mit Gewandtheit jedes Stück Brot auf, welches ihm das Mädchen zuwarf. Judith setzte sich endlich auf eine Bank nieder und hing ihren Gedanken nach. Sie erinnerte sich der Zeit, wo sie den geliebten Mann zum ersten Male gesehen hatte, wo sein Blick dem ihrigen zuerst begegnet war. Mit ihren Freundinnen ging sie nicht weit von Damaskus am Ufer des Flusses dahin, als sich einige Reiter zeigten, von denen der Eine durch Geschicklichkeit das Roß zu lenken, durch Schönheit der Gestalt und des Gesichts sogleich ihre Aufmerksamkeit fesselte. Sie schlug das Auge nieder, hob es aber wieder empor, denn so eben sprengte der Römer an dem Mädchen vorüber. Als sie aufblickte, traf sie das Auge Aemilius und sie ward von seltsamen Gefühlen ergriffen, deren rascher Ursprung ihr ein Räthsel blieb. Später trat ihr derselbe Jüngling wieder entgegen und sie erschrak, als sie ihn erkannte. Er suchte sie auf, überraschte sie im Garten, redete ihr von seiner Liebe und sie gab ihm endlich ihr Herz hin. Judith liebte mit aller Gluth der Zone, unter welcher sie geboren war, Ihre Seele war nur ein Gedanke, der an Aemilius. Nichts in der Welt konnte sie außerdem reizen, nichts gab es, worin sie ein Glück gesetzt hätte als in den einzigen Mann. Allein diese Gefühle wurden niedergehalten durch ihre Jungfräulichkeit und den Gehorsam gegen ihre Aeltern. Niemals hatte sie dem Quästor ganz gestanden, wie unaussprechlich theuer er ihr war. Denn die Achtung gegen den Vater vermochte sie, ihre Empfindungen zu bekämpfen — Aemilius war ein Römer. Freilich hebt die Liebe den Unterschied der Religion bald auf, freilich hätte Judith keinen Anstoß daran genommen, daß der Mann ihres Herzens einen andern Altar und andere Gottheiten hatte als sie — aber Nathan, ihr Vater, und Debora, ihre Mutter, würden vor Gram gestorben seyn, würden ihr geflucht haben, wollte sie einem Heiden angehören. Und Judith war ein treues Kind.

Je mehr Hindernisse der Liebe entgegenstehen, desto stärker wird sie. Je heimlicher Judith ihre Liebe halten mußte, je hoffnungsloser sie war, desto inniger klammerte sich das Mädchen an sie. Löwe bemerkte, daß seine Herrinn auf der Bank saß, ohne auf ihn zu achten; er kam deshalb an sie heran und schob ihr die Schnauze in die kleine Hand. Judith drückte den Hund zurück, allein dieser wollte durchaus geliebkost seyn; er erneute seine Versuche, bis sie ihm den Hals klatschte und einige Worte zu ihm sprach. Plötzlich fuhr das Thier auf und rannte nach der Gartenthür hin. Jose kommt! flüsterte das Mädchen und ging ihm entgegen. Allein er mußte den Schlüssel vergessen haben, denn trotz seiner Bemühungen, die Thür zu öffnen, blieb sie verschlossen. Judith eröffnete sie von innen, der Hund fuhr bellend hinaus.

Nathan hatte sich bis jetzt mit seiner frommen Ehegattinn über allerlei längst vergangene Vorfälle unterhalten, wie gerade das Unglück die Geschichte früherer besserer Tage am lebhaftesten in uns erweckt. Er trat ans Fenster und sagte: Die Nacht bricht ein: weshalb mag Judith so lange im Garten verweilen?

Debora antwortete: Laß das arme Mädchen. Mag sie sich ein wenig erholen; wenn sie kommt, so soll sie uns eines ihrer Lieder singen. Ich höre ihre Stimme gar zu gern.

Es ist ein liebes, gutes Kind unsere Judith! — sprach Nathan — Wir haben nur das Eine

aber dieses ersetzt uns reichlich eine Mehrzahl von Söhnen und Töchtern.

Und schön ist sie wie eine Perle in lauteres Gold gefaßt, — setzte die Mutter mit verzeihlicher Eitelkeit hinzu. — Ich habe sie oft mit den Töchtern anderer Aeltern verglichen, aber noch Keine fand ich, die ich an glücklicher Bildung der Gestalt und des Antlitzes unserm Kinde vorgezogen hätte.

Der Vater schwieg zu diesem Lobe, welches in der Wahrheit beruhte. Jedoch enthielt er sich der Bemerkung nicht: Sie ist Dir ähnlich, Debora.

Die beiden Aeltern harrten noch eine gute Weile der Rückkehr ihrer Tochter. Allein als es immer dunkler geworden und Judith noch nicht zurückgekehrt war, ging Nathan sie aufzusuchen. Nach einer Weile kehrte er ins Gemach zu Debora zurück, und hätte die Finsterniß des Abends es nicht verhindert, so hätte die Mutter die Unglücksbotschaft auf dem Angesichte des Mannes lesen müssen.

Setze Dich nieder, liebes Weib! — sprach er — ich kann mich täuschen, kleine Dinge sind oft Veranlassung zu großem Schreckniß. Setze Dich nieder. Vielleicht ein zufälliges Zusammentreffen der Umstände — Judith ist verschwunden und die Gartenthür steht offen.

Was sagst Du? — rief Debora — und Judith ist verschwunden? So ist sie uns mit Gewalt entführt worden, denn das Mädchen verläßt uns freiwillig nicht einen Augenblick.

Was thun wir? wohin wenden wir uns? — klagte Nathan — Wäre nur Jose zugegen!

Debora ward aber durch den Schrecken weniger niedergeschlagen als vielmehr zu kräftigen Handlungen auferweckt. Sie ergoß sich nicht in leeres Jammern, starrte nicht vor sich nieder wie Nathan, sondern vermochte ihren Mann, Garten und Haus mit ihr zu durchsuchen, um das Mädchen oder eine Spur, wohin sie gekommen sey, aufzufinden.

Zuerst gingen die Aeltern in den Garten. Im Hofe fehlte der Hund. Löwe schien also seine Herrinn begleitet zu haben, seine Hütte war leer, die Kette lag daneben. Im Garten war nichts zu entdecken, was zu irgend einer Vermuthung über das Schicksal Judith's hätte Veranlassung geben können. Die hintere Thür aber stand offen. Alles dieß schien zu beweisen, daß man das Mädchen plötzlich und mit Gewalt fortgeschleppt habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Archäologie der Erde.

Der Ichtyosaurus.

Nach Buckland.

Wenn noch im vorigen Jahrhundert die Knochen gewaltiger Landthiere, welche der Spaten und der Pflug in Stromthälern und Ebenen aller Orten zu Tage fördert, für Ueberreste riesiger Adamiten galten, so war dieß dem Standpunkt einer Naturforschung ganz angemessen, welche erst angefangen hatte, die charakteristischen äußern Umrisse der Thierwelt besser zu beobachten, welche den durch die ganze organische Schöpfung durchgehenden allgemeinen Bildungsplan kaum ahnete, und nur mit steter Rücksicht auf die in zu beschränktem Sinn aufgefaßte Mosaische Urkunde im Buche der Natur zu blättern wagte. Als die im Stromgebiet des Po entdeckten Mammouthsknochen von den Alterthumsforschern als Zeugen des Uebergangs Hannibals über die Alpen in Anspruch genommen wurden, gab es noch keine „Antiquare der Natur," und die damalige Naturforschung konnte gegen diese Ansicht nicht viel mehr als die Menge der gefundenen Knochen geltend

machen. Mit der Fortbildung aller Wissenschaften schwanden die Vorstellungen, welche früher allen Versuchen, das Problem der Bildung der Erdoberfläche zu lösen, hemmend entgegengetreten waren; aber erst als man sich überzeugt hatte, daß die zahllosen versteinerten Thier- und Pflanzenformen, welche in allen Flötzen sich finden, von den tiefsten bis zu den oberflächlichsten herauf, wirklich Reste von Wesen seyn müßten, welche einst in Luft und Wasser gelebt, und mit der Mosaischen Fluth nichts zu schaffen haben könnten, war die Bahn geöffnet, auf der wir rasch vorwärts gekommen sind. Jetzt entstand auch eine ganz neue Wissenschaft, die der vergleichenden Anatomie. Ihr gelang es nicht nur, die gegenwärtige thierische und vegetabilische Schöpfung nach den Verwandtschaften des innern und äußern Baus zu gruppiren, sie zog geradezu alle jene Zeugen früherer Zustände der Erde in ihren Bereich, sie bewies, daß von jeher, seit das Leben an der Erdoberfläche erwacht, dieselben Gesetze gewaltet, welche noch jetzt die Welt der Organismen regieren, sie wurde der eigentliche Schlüssel zur Bestimmung des Alters der verschiedenen Erdgebilde, sie baute die versteinerten Skelette urweltlicher Ungeheuer zusammen, sie erschreckte die Phantasie und verherrlichte den menschlichen Scharfsinn.

Nicht alle Leser wissen aus eigener Anschauung, wie wunderbar erhalten häufig die fossilen Reste, namentlich größerer Thiere sind, noch wenigeren erlauben es die Verhältnisse, sich von der Schärfe und Untrüglichkeit der Resultate jener Wissenschaft zu überzeugen, und so mag mancher einen Theil der Wunder auf Rechnung der Phantasie der Forscher geschoben haben, wenn er von so gar riesenhaften und seltsamen Thieren erzählen hörte, welche, an mythische Ungeheuer erinnernd, die Meere und Sümpfe einer frühern Welt bewohnt haben sollen.

Es scheint uns wohl der Mühe werth, diese Vorstellungen zu berichtigen und an einem Beispiele zu zeigen, wie weit die Kräfte des restaurirenden Zoologie reichen. Wir beschreiben daher genauer, jedoch ohne in Details einzugehen, welche nicht gemeinverständlich sind, eines der Thiere, welche als die wahren Urbilder der, Seedrachen und Lindwürmer schaffenden, Phantasie des Menschen erscheinen. Wir wählen hiezu, nach Anleitung von Buckland's neuestem Werk, den Ichthyosaurus oder die Fischeidechse, zwar eines der merkwürdigsten, aber noch keineswegs das seltsamste der untergegangenen Thiergeschlechter.

Diejenigen Abtheilungen des Flötzgebirgs, welche man Lias und Jurakalk nennt, sind vorzüglich ausgezeichnet durch zahlreiche versteinerte Knochen von ausgestorbenen Reptilien, deren manche die größten jetztlebenden Arten um das fünf- und mehrfache übertroffen haben müssen. Diese Reste weisen theils auf eigentliche Krokodille hin, dem jetzigen Gavial oder Gangeskrokodill am nächsten verwandt, theils auf Thiere, welche sich, von der Größe abgesehen, mehr unsern eigentlichen Eidechsen näherten. Neben diesen nun, häufig in denselben Flötzen, sind seit einer Reihe von Jahren zwei Reptiliengeschlechter entdeckt worden, welche beim allgemeinen Eidechsentypus Charaktere der verschiedensten Thierarten aufs Seltsamste in sich vereinigen. Sie haben im System die Namen Plesiosaurus und Ichthyosaurus erhalten. Nur mit dem Letztern haben wir es im Folgenden zu thun.

Die Knochen des Ichthyosaurus finden sich in zahllosen einzelnen Resten, nicht selten aber auch in mehr oder weniger vollständigen Skeletten, besonders häufig im Lias und Jurakalk; sie scheinen aber bereits mit dem Muschelkalk aufzutreten und sich bis in die Kreideformation herauf zu erstrecken. In den jüngern Bildungen dagegen ist nie

mehr eine Spur derselben entdeckt worden. Betrachten wir ein ganzes Skelett dieses Thiers mit Rücksicht auf die Art, wie es sich bewegt haben muß, auf seine Mittel zum Angriff und zur Vertheidigung, so treten uns Formen und mechanische Vorrichtungen entgegen, wie wir sie hin und wieder in verschiedenen Classen und Ordnungen lebender Thiere zerstreut, nirgends aber bei demselben Geschlechte beisammen finden. In einem und demselben Geschöpfe sehen wir hier die Schnautze des Delphins mit den Zähnen des Krokodills, den Kopf einer Eidechse mit den Wirbeln eines Fisches, die Brustknochen des Neuholländischen Schnabelthiers mit den Flossen des Wallfisches vereinigt. Im Umriß mag der Ichthyosaurus dem heutigen Delphin noch am nächsten gekommen seyn; er hatte vier breite Flossen oder Ruder und sein Körper lief in einen langen gewaltigen Schwanz aus. Man kennt bereits sieben bis acht Arten dieses Geschlechts, und die größten müssen dreißig und mehr Fuß lang gewesen seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Audienz bei dem Papste.

Aus dem Reisebericht von Eduard Habel.

„Die Stunde zu der mir bewilligten Audienz bei dem Papste kam, ich eilte durch die mit allen Reizen der Kunst und Natur geschmückten Gärten des Vatikans jenem Pavillon zu, welcher als zur Vorstellung bestimmt angezeigt worden.

Hier fand ich den k. k. Botschafter in vollem Staate mit noch einigen Damen und Herren im Erdgeschoße. Ein wohlthuendes Feuer flackerte im Kamin und auf Glasschränken voll Mineralien standen antike Büsten Griechischer Weisen. Bald wurde gemeldet, daß der Papst in den oberen Gemächern des Pavillons der Gäste gewärtig sey und nachdem, einer angenommenen Sitte gemäß, Alle ihre Handschuhe auszogen, wurden wir unter dem Vortritte des k. k. Botschafters durch eine Antichambre geführt, in der ein zahlreicher Hofstaat uns empfing und begrüßte; die Flügelthüren thaten sich auf und Gregor XVI. war vor uns.

Der Papst trug das weiße, einfache Ordenskleid der Kamaldulenser und hatte, außer dem Fischerringe und rothsammtnen Schuhen, kein äußerliches Zeichen der Souverainität. Nachdem die Vorstellung vorüber und der Fußkuß von Seiten Sr. Heiligkeit, ich möchte sagen mit bescheidener doch feierlicher Demuth, entgegen genommen war, nahmen Sie Platz auf einem mit Purpur überhangenen Thronsessel und wiesen Ihren Gästen auf jenen Stühlen, die zu beiden Seiten aufgestellt waren, Plätze an; die Thüren des Salons wurden, auf einen Wink von Ihnen, geschlossen und mit Ihren Gästen nun ganz allein, machten Sie von Minute zu Minute die Kluft vergessen, die zwischen Ihnen und Jenen, die Sie empfangen. Der Empfangssaal war einfach und die blauen Wände bloß mit einer heiligen Familie von einem Meister neuerer Zeit und der Büste Canovas, von kararischem Marmor, geschmückt.

Der Papst richtete an jeden der Anwesenden einige Worte und besonders gegenwärtig ist mir noch der Antheil, welchen Sie, bekanntlich selbst Schriftsteller, an Deutscher Literatur nahmen, indem Sie mit Freimüthigkeit hinzusetzten: daß Sie zwar der Deutschen wie mehrerer anderer Sprachen nicht mächtig seyen, durch Ihren Bibliothekar Mezofante aber, der alle Zungen spricht, genau von jedem wichtigen Ereignisse, Streben und Fortgange der Kunst und Wissenschaft fremder Nationen überhaupt, unterrichtet würden.

Zufällig lenkte sich das Gespräch auf die politischen Verhältnisse Spaniens und Portugals und bei diesem Anlasse sprach der Papst folgende denkwürdige Worte: „Die Lösung solcher Uebel ist wie gewisse Gebrechen des Körpers durchaus nur den wohlthätigen Wirkungen der Zeit zu überlassen, und in solchen Fällen frommt nur die Sorge, daß andere Theile des Körpers von der gefährlichen Krankheit nicht ergriffen werden. Die Unglücklichen sind nicht mehr im vollen Besitze ihres Bewußtseyns und sie haben darum Anspruch auf unser Mitleid, wir aber kein Recht zur Strenge." Diese freimüthige Aeußerung so liebevoller Gesinnung konnten kindliche Verehrung und Ehrfurcht nur aufs Höchste steigern.

Nachdem die Audienz etwa eine halbe Stunde gewährt haben mochte, erhob sich der heilige Vater und gab das Zeichen zum Aufbruche. Die Thüren öffneten sich und so wie man gekommen entfernte man sich wieder, nur mit dem Unterschiede, daß der Papst Jeden mit lauter Stimme segnete.

Was die Persönlichkeit Gregor XVI. betrifft, so möchte man Ihnen, im vollen Besitze Ihrer Kraft, das Alter von neun und sechzig Jahren nimmermehr zumuthen. Das Haupt ist noch nicht völlig ergraut und die Gesichtszüge tragen das Gepräge der Gutmüthigkeit, ohne markirt zu seyn. Sie sprechen mit voller, vernehmlicher Stimme, während muntere rasche und ungezwungene Bewegung die Italienische Abkunft nicht verleugnen."

Buntes.

Warren, ein Londoner Stiefelwichsfabrikant, der alle möglichen Wendungen ersinnet, um sein Fabrikat an den Mann zu bringen, empfahl dasselbe neulich auf folgende Weise: „Vor einiger Zeit litt ein Schiff der Ostindischen Gesellschaft an einem Malaiischen Felsen Schiffbruch, und fast die ganze Mannschaft kam um, mit Ausnahme eines Dutzends armer Teufel, die das Glück oder vielmehr das Unglück hatten, an eine dürre Küste geworfen zu werden, wo sie nur Hunger und Tod erwarten mußten, zumal die Eingebornen Menschenfresser waren. Den Schreck der armen Matrosen kann man sich denken, als sie von den Wilden umringt wurden, die sie gierig ergriffen und bereits alle Anstalten zu dem grauenhaften Gelage machten. Ehe sie die Unglücklichen verzehrten, führten sie dieselben vor ihren Götzen Mumhojumbo, vor dem die armen Christen niederknieen mußten. Schon war der Scheiterhaufen angezündet und das Messer bereit, als die Wilden mit einem Male bei dem Anblicke der Stiefeln des Zahlmeisters vom Schiffe vom höchsten Erstaunen ergriffen wurden; denn in dem glänzenden Spiegel derselben sahen sie das Bild ihres Gottes und Alle fielen zu den Füßen des Offiziers nieder. Die überraschten Matrosen wurden schnell von ihren Fesseln befreit, während die Wilden fortwährend vor dem Bilde des Gottes in den Stiefeln auf den Knien lagen. Dann schickten sie die Verunglückten gesund und wohlbehalten nach Bengalen, denn sie wagten nicht, Hand an Männer zu legen, an denen sie das Bild ihres Gottes gesehen hatten. Diese Wunderwichse ist einzig ächt zu haben bei Warren, London, Strand 33." — Gewiß ein Meisterstück von Beredsamkeit eines Charlatans.

In einer Versammlung, wo ein berühmter Professor Vorträge aus der Naturgeschichte hielt, ließ er sich eben von den beiden Menschengeschlechtern vernehmen, als ihn ein Zuhörer mit den Worten unterbrach:

„Excusiren der Herr Professor, daß ich die Bemerkung mache, daß es nicht zwei, sondern

drei Menschengeschlechter giebt. Nämlich das dritte ist das Adelsgeschlecht, welches nicht allein naturgemäß sich fortpflanzt, sondern auch durch Papier und Pergament vervielfältigt wird.«

In Java sind eine Menge faullenzender Priester, die nichts thun, fast bei allen Volksunruhen dahinterstecken und das Volk aufhetzen. Indeß giebt es doch Etwas, wo sie wirklich daran arbeiten müssen: die Tempel dürfen nur durch Priester erbaut werden. Als daher in mehreren Regentschaften die Priester sich zu sehr vermehrten, ließ der Holländische Regent heimlich den größten Tempel anzünden und verbrennen. Ein Theil der Geistlichen verlief sich hierauf in die benachbarten Lande, und die Andern, welche nun arbeiten mußten, hatten keine Zeit mehr, das Volk zu bearbeiten, welches nun wieder ruhig und zufrieden seinen Geschäften nachging. Javanische Staatsmänner nannten die Tempelverbrennung eine kluge Maßregel, die auch den Erwartungen vollkommen entsprach — Javanische Priester aber erklärten es für Ruchlosigkeit, Tempelschändung, Gotteslästerung.

Wären solche Maßregeln schon vor 100 Jahren in Spanien und Portugal beliebt worden, würden diese beiden Staaten nicht so unsäglich durch wechselseitige Revolutionen gelitten, und die Völker durch Erhaltung in der grassesten Unwissenheit, nicht ihr zeitliches Wohl um einer Chimäre willen geopfert haben.

Miscellen.

Englands Eisen. England liefert, im Vergleich zu allen andern Staaten, das meiste Eisen; es beschafft jährlich vierzehn Millionen Centner Roh-Eisen. Da ist's denn begreiflich, daß dort die Eisenbahnen sich am raschesten fördern, obwohl im Allgemeinen nicht geleugnet werden kann, daß Alles, was zu höherer Belebung der Industrie dient, sich in England am geläufigsten ins Werk setzt.

Der Nordpol. England will im nächsten Frühjahr noch eine Expedition nach dem Nordpol senden, da sich angeblich doch Spuren einer möglichen Durchfahrt gezeigt haben. Die Britten wollen ihren Zweck durchaus erreichen, entweder diese Durchfahrt auffinden oder gewiß seyn, daß sie nicht vorhanden, mithin auch kein Seefahrer andrer Völker ihnen einen Ruhm abgewinnt, nach welchem sie ohne Furcht vor Kosten und Gefahren so lange schon trachteten.

Die Gondelfahrt.

In einer Gondel saßen
Wir Jung und Alt.
Ich wollt' mit Laura spaßen,
Doch sie war kalt.
Sie spielt, ihr Arbeitsbeutel
Fiel in den See,
Und ich — ich war so eitel,
Sprang nach, o weh!
Die Mädchen lachten helle,
Ich war beschämt
Und stieg aus meiner Welle
Ganz wie gelähmt.
D'rauf lege ihr zu Füßen
Den Beutel ich geschwind,
Nun, dacht' ich, wird mich küssen
Das schöne Kind.
Doch sie nimmt schnell den Beutel
Und wirft ihn über Bord,
Klopft mich dann auf den Scheitel
Und spricht: »apporto!«

Bernhard.

Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen der Stadt Bremen").

A. Daves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 96.

Bremen, Donnerstag den 1. Dezember 1836.

Gestorben:

Nro. 1100. Den 24. Novb. Köster (todtgeb. Mädchen); Weilbergs-Hof.

— 1101. Den 25. — Des Hautboisten Carl Heinr. Casdorff Sohn, 9 Wochen; Papenstraße Nr. 13.

— 1102. Den 25. — Adeline Marie Dorothea Roever, 25 Jahr; Theerhof.

— 1103. Den 26. — Des Arb. Hinr. Bothmer Tochter, 10 Monat; Schnoor Nro. 41.

— 1104. Den 27. — Anna Margaretha Grote, 76 Jahr; hinterm Heerdenthorswall Nro. 20.

— 1105. Den 27. — Der Fuhrmann Joh. Wilh. Neuhauß, 56 Jahr; Rolandsstraße Nro. 7.

Nro. 1106. Den 27. Novb. Der Schneidermeister Mathias Diedr. Eiders, 60 Jahr; hint. Abdenthorswall Nro. 18.

— 1107. Den 27. — Der Arb. Peter Weiß, gen. Hein, 55 Jahr; Töpken-Gang Nro. 1.

— 1108. Den 28. — Des verst. Landmanns Lüder Blanke Wittwe, geb. Prigge, 61 Jahr; Düsternstraße Nro. 62.

— 1109. Den 29. — Des verst. Schiffskapitäns Diedrich Wilh. Wiechmann Wittwe, geb. Kramer, 52 Jahr; Gröplingerbaum Nro. 3.

Geburten:

Nro. 1394. Den 23. Novb. Des Malers Ernst Friedr. Hörmann Ehefr., geborne Ernsting, Marterburg Nro. 37; von einem Mädchen.

— 1395. Den 24. — Des Arb. Hinrich Hashagen Ehef., geb. Schmalhausen, Muggenburg Nro. 54; von einem Mädchen.

— 1396. Den 24. — Des Schuhmachermeisters Hinr. Bensen Ehefr., geb. Lemmermann, Faulenstraße Nro. 63; von einem Knaben.

— 1397. Den 24. — Ein Mädchen.

— 1398. Den 25. — Des Arb. Joh. Gerd Windeler Ehefrau, geb. Dunkracke, Uthdremerstr. Nr. 4; von einem Mädchen.

— 1399. Den 25. — Ein Knabe.

— 1400. Den 25. — Des Küpers Herm. Ahlers Ehefrau, geb. Schreiner, Uthdremerstr. Nro. 10; von einem Knaben.

— 1401. Den 25. — Des Cigarrenmachers Cord Heinrich Meyer Ehef., geb. Krullhagen, kl. St. Annenstraße Nro. 22; von einem Mädchen.

— 1402. Den 25. — Des Steinhauers Reinhard Rancke Ehefrau, geb. Kohlwey, hinterm Paulsberg Nro. 28 E; von einem Knaben.

— 1403. Den 25. — Des Kaufmanns Herm. Döhle Ehefrau, geb. Meyer, Obernstr. Nro. 25; von einem Mädchen.

Nro. 1404. Den 26. Novb. Des Küpermeisters Joh. Diederich Anton Hellweg Ehefr., geb. Löhr, am alten Weg Nro. 7; von einem Knaben.

— 1405. Den 26. — Des Kaufmanns Wilhelm Ludwig Barth Ehef., geb. Müller, Jakobistr. N. 27; von einem Knaben.

— 1406. Den 26. — Des Rittmeisters Philipp von der Borch Ehef., geb. Engelken, Hastedt; v. e. Mädchen.

— 1407 und 1408. Den 26. — Des Arb. Simon Basmer Ehef., geb. Coors, Schmiedestr. N. 39; von Zwillings-Töchtern.

— 1409. Den 26. — Des Küpers Johann Mathias Ellebrecht Ehefr., geb. Martens, Jakobikirchhof Nro. 5; von einem Mädchen.

— 1410. Den 27. — Des Cigarrenmachers Carsten Hoffmann Ehefr., geb. Comelsen, Grünenstraße Nro. 52; von einem Knaben.

— 1411. Den 27. — Des Malers August Wilh. Wedeking Ehefr., geb. Hein, Neuenstraße Nro. 78; von einem Knaben.

— 1412. Den 28. — Des Cigarrenmachers Herm. Sanders Ehefr., geb. Rosenbrock, Kohlwegs-Hof Nro. 2; von einem Knaben.

— 1413. Den 28. — Des Rademachers Johann Heinrich Hagemeister Ehefrau, geborne Gerken, Tiefer Nro. 15; von einem Knaben.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 97.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 4. Dezember 1836.

Und wenn der Himmel sich umziehet,
Blick' auf, der Stern der Hoffnung glühet
Durch Sturm und Nacht;
Wenn Zweifel dir die Ruhe rauben,
O, halte fest den schönen Glauben:
Die Treue wacht?

D.

* Abendlied.

Die Sonne sank; es dunkelt
Von Osten her nicht fern,
Und auf die Erde funkelt
Voll Huld der Abendstern.
Es athmet sanfte Milde
Die Nacht auf die Natur,
Und weit auf dem Gefilde
Liegt heil'ger Friede nur.

Der Mensch, der seine Kräfte
Zu ernster That verwandt,
Ruht aus vom Tagsgeschäfte,
Und lässig wird die Hand.
Ein ungetäuscht Vertrauen
Begleitet ihn zur Ruh';
Er legt sich ohne Grauen,
Ihn deckt die Liebe zu.

Getrost nur bis zum Morgen
Durchschlaft die heil'ge Nacht!
Mit lieben, zarten Sorgen
Ein großer Vater wacht.
Jetzt giebt er euren Werken
Des Segens jungen Keim;
Ihr sollt es nicht bemerken,
Er thut es gern geheim.

H. Kotzenberg.

Die Belagerung von Jerusalem.

(Fortsetzung.)

Während der Untersuchung dieser Umstände blieb Debora besonnen und ruhig, und Nathan, den die doppelte Sorge quälte, die um die verlorene Tochter und die Angst wie sein Weib diesen Unglücksfall ertragen würde, ward durch ihr

Benehmen ermuthigt und aufgerichtet. Man durchging alle Zimmer des Hauses, aber nichts zeigte irgend einen Wink, wohin das Mädchen gebracht worden sey. Nichts fehlte, was zu dem kleinen Besitzthume der Jungfrau gehörte, Alles lag in der gewohnten Ordnung, jedes Ding fand sich an seiner richtigen Stelle, und so wurde es denn völlig klar, daß Judith, wenn sie nicht bald wiederkehrte, mit Gewalt entführt seyn müsse.

Jedes Geräusch gab den Aeltern Hoffnung. Sie horchten auf alle Stimmen, auf jeden Laut, der sich vernehmen ließ. Es ward Mitternacht, die Tochter kam nicht. Da weinten die beiden Alten in ihrer hülflosen Lage. Sie setzten sich in das Zimmer Judith's und versenkten sich ganz in ihren Gram. Es währte lange, ehe es Morgen wurde, denn der Schlaf nimmt die Nacht wohl rasch hinweg, dem trostlos Wachenden aber hinkt sie auf bleiernen Füßen dahin. Auch am Morgen erschien Judith nicht.

Wo sollte man sie suchen? Bei wem nach ihr fragen? Und Jose fehlte, der für Alles Auskunft und Abhülfe hatte!

Die Mutter nahm endlich, wie man wohl bei Verstorbenen thut, eine traurige Durchmusterung der Sachen vor, die dem lieben Kinde gehört hatten. In diesem Schranke lagen ihre Kleider, sie dufteten von Lawendel und Rosen. Jedes Gewand, wohl zusammengelegt, fand sich. In jenem kleinen Kästchen hatte die Tochter ihre Kostbarkeiten aufbewahrt: Armbänder, Gürtel, Perlenschnüre, Haarnadeln und Ringe. Daneben aber stand ein schwarzes Kästchen, das die Aeltern nicht kannten. Auf der kleinen goldenen Platte las man die Buchstaben:

Aemilius Judithae,

deren Sinn Nathan seinem Weibe erklärte. Der Schlüssel, der das Kästchen öffnete, war unter den Schmucksachen Judith's und die Aeltern schlossen es auf. Sie zogen jene Rolle hervor, deren Inhalt wir längst kennen. Nathan und Debora erstaunten. Dem Vater fiel ein, was vom Quästor Aemilius Rufus zwischen ihm, seiner Tochter und Jose verhandelt worden war und wie lobend Judith von dem Römer gesprochen hatte. Dieser hatte längere Zeit in Damask zugebracht, jetzt war er unter den Belagerern, war der Beschützer Jose's — Alles dieß führte die Aeltern auf die Vermuthung hin — daß Judith wohl aus der Stadt und am Ende auf Veranlassung des Aemilius hinweggebracht worden sey. Unglückliche geben sich leicht den unwahrscheinlichsten Schlüssen hin. Nathan und Debora sahen nun erst ihr Kind für auf immer verloren an. Sie begriffen nicht, wie es dem Mädchen möglich gewesen war, sie so bitter zu täuschen, dem Mädchen, das immer so treu, so schmiegsam und liebend gewesen war. Vermuthlich hatte Jose bei der Entführung mitgewirkt. Wie Alles gekommen war, durchschauten sie nicht, allein sie glaubten, ihre Tochter sey nicht mehr in Jerusalem zu suchen.

Der ganze Tag verfloß in Traurigkeit. Die unglücklichen Aeltern klagten und weinten mit einander, bald über die Entführung, wenn sie glaubten, sie sey mit Gewalt vollbracht worden, bald über den Undank ihres Kindes, wenn sie dachten, Judith habe sie freiwillig verlassen.

So sank die vierte Nacht, seit Jose hinweggangen und die zweite, seit Judith verschwunden war, dunkel und unheimlich herab.

21.

Als Jose von Cessius, so bald die Dunkelheit etwa seit einer Stunde eingebrochen war, an die Mauern Jerusalems und durch die Wachtposten der Römer gebracht worden, schritt er dem Pförtchen zu, welches so manch Mal für ihn offen gestanden hatte.

Je näher der Jude an die Stadt kam, desto banger ward ihm, denn Karesch, der drei Nächte vergeblich die Rückkehr des Freundes erwartet haben mochte, hatte gewiß nun die Hoffnung aufgegeben, daß Jose sich je wieder einstelle, und den Riegel nicht zurückgeschoben. Der Diener Nathan's überlegte, wie es ihm wohl möglich werden solle, auf andere Weise durch die Mauern zu kommen. Ueber dieselben zu steigen, erschien von Außen unmöglich und war auch wegen der Wachen, die oben einhergingen zu gefährlich. Die übrigen Ausgänge der Festungswerke waren Jose, als einem Fremdling, nicht bekannt genug, als daß er dieß hätte wagen können. Er schlich daher mit großer Unruhe dem Pförtchen zu, um da den ersten Versuch zu machen. Bald hatte er es erreicht und drückte gegen die Thür an — allein, sie war in der That nicht zu eröffnen. Jose, obschon er dieß vermuthet hatte, schrak zusammen, als er seine Befürchtung Gewißheit werden sah. Er stand still und drückte wieder, die Angeln und das Schloß knarrten, aber sie gaben nicht nach.

Noch immer gab Jose die Hoffnung, hier eingehen zu können, nicht auf, oder verweilte vielmehr, weil er an einem andern Punkte eben so wenig Aussicht hatte in die Stadt zu kommen. Nach einer Pause stieß er abermals gegen die Pforte an, der Erfolg war kein Anderer als vorher. Schon wollte er fort gehen, als er Fußtritte von innen hörte. Er stand unbeweglich und lautlos. Die Schritte näherten sich, endlich flüsterte eine bekannte Stimme:

Jose, bist Du vielleicht draußen?

Allerdings, Karesch! — antwortete der Hocherfreute — Laß mich nicht lange warten und öffne.

Es war schwer zu unterscheiden, wer von den beiden Freunden durch die Gegenwart des Andern mehr beglückt ward, ob der Hauptmann oder der verschlagene Diener. Jener war im Stande seinen nagenden Hunger endlich wieder stillen zu können, dieser sah sich einer Verlegenheit entrissen, die von unabsehbaren Folgen war.

Niemals wurde Karesch von Jose bereitwilliger gespeist als dießmal. Er legte ihm vor, pries ihm die Güte der einzelnen Bissen an, nöthigte ihn zum trinken, kurz, Jose spielte den gefälligen Wirth ganz vollkommen, während der Andere einen wenig leckern Gast, der sich's mit Behagen gefallen läßt, nicht uneben darstellte. Auch für die Zukunft wurde gesorgt, der Hauptmann erhielt für die nächsten Tage von den Nahrungsmitteln zugetheilt, der Wein wirkte nebenbei auf den so lange Nüchterngewesenen und eine Fröhlichkeit bemächtigte sich des Soldaten, wie er sie nie wieder zu empfinden gedacht hatte. Nachdem das Mahl vorüber war, begleitete er Jose treulich bis an die Ecke der Winkelgasse, dort nahm er unter dem Versprechen Alles, was von ihm gefordert würde, selbst mit Gefahr seines Lebens, zu thun, von dem Diener Nathan's Abschied.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Archäologie der Erde.

(Fortsetzung.)

Der Kopf, bei allen Thieren der wichtigste, charakteristischste Theil, zeigt auf den ersten Blick, daß die Ichthyosauren weder Fische, noch Wallfische, sondern Reptilien waren; er hat Manches von dem Kopf der jetzigen Krokodille, nähert sich aber noch mehr dem der eigentlichen Eidechsen. In Form und Anordnung der Zähne ist er den Krokodillen am verwandtesten, aber die Nasenlöcher sind nicht, wie bei den Krokodillen, an der Spitze der Schnautze, sondern wie bei den Eidechsen, ganz nahe ans Auge gerückt. Das Auffallendste am Kopfe ist aber das ungeheuer große Auge, deß-

gleichen kein lebendes Thier auch nur annähernd eines besitzt. An einem Schädel beträgt der längere Durchmesser der Augenhöhle vierzehn Zoll. Der Rachen des Thiers muß furchtbar weit gespalten gewesen seyn; bei den größern Arten sind die Kiefer zuweilen mehr als sechs Fuß lang. Seine Gefräßigkeit stand ohne Zweifel mit diesen Mitteln der Zerstörung im Verhältniß. Der Hals war kurz, wie bei den Fischen. Die Zähne sind kegelförmig, wie beim Krokodill, aber weit zahlreicher; oft sind ihrer gegen hundert und achtzig.

Zu den interessantesten Punkten im Bau dieses außerordentlichen Thiers gehört sein riesenhaftes Auge. Nach der Masse von Licht, die es aufnehmen konnte, muß es ausnehmende Sehkraft besessen habe, und wir sehen noch deutliche Spuren, daß es als Mikroscop wie als Telescop diente. Man findet nämlich vorne an der Augenhöhle einen Kranz von versteinerten dünnen Knochenblättchen, die in der Mitte ein Loch lassen, wo einst die Pupille lag; diese Blätter gleichen nach Form und Dicke ganz denen einer Artischoke. Ein solcher gegliederter Knochenring kommt bei den Fischen nicht vor, wohl aber bei vielen Vögeln und bei Schildkröten und Eidechsen. Bei lebenden Thieren hängen diese Knochenplatten mit der äußern Augenhaut zusammen, und ihre Bestimmung ist, die Hornhaut bald flacher, bald gewölbter zu machen und dadurch die Sehweite zu verändern. Werden sie durch an sie befestigten Muskeln einwärts gezogen, so pressen sie den vordern Theil des Auges vorwärts, machen es gewölbter und verwandeln es somit in ein Mikroscop; lassen sie wieder nach, wodurch der Augapfel wieder in seine natürliche Lage zurücktritt, so ist das Auge ein Telescop. Die weichen Augentheile der Ichthyosauren sind natürlich gänzlich verschwunden, aber dieser merkwürdig gebaute Knochenring, der sich erhalten hat, weist uns streng darauf hin, daß das ungeheure Auge, welches er vorn umschließt, ein optisches Werkzeug von ungemeiner und veränderlicher Kraft war, daß der Ichthyosaurus damit seine Beute in großer und in kleiner Entfernung, bei Nacht und in den Tiefen des Meers gewahrte. Dieser merkwürdige Apparat von Knochen diente überdem dazu, einen Augapfel, der nicht selten größer war als ein Menschenkopf, außen zu verstärken, damit er dem Druck in tiefem Wasser, dem er wohl häufig ausgesetzt war, besser widerstehen konnte; er schützte ferner das wichtige Organ gegen den Stoß der Wellen, wenn das Thier herauskommen mußte, um Luft zu schöpfen; da die Naslöcher beim Ichthyosaurus dicht am vordern Augenwinkel liegen, so konnte er nicht athmen, ohne das Auge an die Wasserfläche zu erheben, während die Krokodille nur die Spitze der Schnauze herauszustrecken brauchen.

Die Kiefer des Ichthyosaurus bestehen, wie bei Krokodillen und Eidechsen, bei welchen sie auch in mehr oder minder lange Schnäbel auslaufen, aus mehreren dünnen Knochenplatten, und auf diese Weise ward Stärke neben Elastizität und Leichtigkeit in weit höherem Maße erzielt, als bei einem einzigen Knochen, dergleichen die Säugethiere haben, möglich gewesen wäre. Es springt in die Augen, daß ein so dünner, langer Unterkiefer, wie der eines Krokodills oder Ichthyosaurus, mit dem sie doch die großen, kräftigen Thiere, welche ihnen zur Nahrung dienen, packen und festhalten, verhältnißmäßig schwach und zerbrechlich gewesen wäre, wenn er nur aus Einem Knochen bestanden hätte. Daher ist jede Seite des Unterkiefers aus sechs besondern Stücken zusammengesetzt, und hiemit wird die größte Elastizität und Stärke beim kleinsten Gewicht ganz auf dieselbe Weise erzielt, wie wenn wir aus verschiedenen Stücken elastischen Holzes den Bogen einer Armbrust, oder aus dünnen Stahlplatten Kutschenfedern machen. Wie

bei diesen Werkzeugen, so sind auch beim zusammengesetzten Kiefer des Ichthyosaurus die Platten an den Stellen, wo die größte Kraft auszuüben ist, am zahlreichsten und stärksten; gegen die Enden, wo sie weniger in Anspruch genommen sind, brechen Einige ab und die Andern werden dünner. Wenn man schon gesehen hat, mit welcher Gewalt ein Krokodill seine langen, dünnen Kiefer zusammenschlägt, so weiß man, wie leicht der Unterkiefer brechen müßte, bestände er nur aus Einem Knochen zu jeder Seite; ganz dasselbe gilt nun vom Ichthyosaurus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Bild aus den Wildnissen Nordamerikas.

Wir entlehnen aus einem neuerschienenen Werke Washington Irving's, Astoria betitelt, nachstehende gewiß aus dem Leben gegriffene Skizze aus dem wunderlichen Treiben der Indianer, Halbindianer und Jäger in Nordamerikas Wildnissen. Dieß Buch, das manche reizende auf Thatsachen begründete Schilderungen enthält, wird uns vielleicht noch manches Bruchstück an die Hand bieten.

„Es ist der Stamm des Omahas, von dessen Häuptling, dem berüchtigten Waschingguhda-ba oder „schwarzen Vogel" so wildromantische Geschichten erzählt werden. Er war ungefähr zehn Jahre vor der Ankunft des Herrn Hunt's, mit seiner Gesellschaft gestorben, allein sein Name wurde von seinen Leuten noch immer mit Ehrfurcht genannt. Er war einer der Ersten unter den Indianischen Häuptlingen am Missouri, welche mit den weißen Handelsleuten verkehrten, und benahm sich bei Erhebung seiner königlichen Zölle mit vielem Scharfsinn. Kam ein Handelsmann in sein Dorf, so ließ er ihn alle seine Waare in seiner Behausung auslegen, und wählte dann was ihm gefiel: Teppiche, Tabak, Branntwein, Pulver, Kugeln, Korallen, rothe Farbe, und legte dann die Waare bei Seite, ohne ihm Etwas dafür zu geben. Dann ließ er seinen Herold oder Ausrufer kommen, und befahl ihm, auf die Zinne seines Hauses zu steigen und den ganzen Stamm zusammen zu rufen, damit Jeder sein Pelzwerk herbeibringe, um mit dem weißen Manne Handel zu treiben. Bald füllte sich das Haus mit Indianern, welche Bären-, Biber-, Otter- und andere Felle brachten. Keiner durfte von den Preisen, welche der weiße Mann für seine Waare forderte, Etwas abhandeln, und so suchte dieser sich natürlich für die von dem Häuptling ausgenommenen Artikel zu entschädigen. Auf diese Weise bereicherte der „schwarze Vogel" sich und die Weißen Männer, und wurde bei den Handelsleuten am Missouri sehr beliebt. Seine Leute waren jedoch mit dieser Handelsweise, die so sehr gegen ihren Vortheil stritt, nicht eben so zufrieden, und zeigten sich bald sehr mißvergnügt. Ein verschlagener und gewissenloser Handelsmann entdeckte nun dem „schwarzen Vogel" ein Geheimniß, wie er sich die unumschränkteste Herrschaft über seine abergläubischen und unwissenden Unterthanen verschaffen könne. Er machte ihn nämlich mit den giftigen Eigenschaften des Arseniks bekannt, und lieferte ihm einen hinreichenden Vorrath von diesem verderblichen Artikel. Von dieser Zeit an schien der „schwarze Vogel" mit übernatürlichen Kräften und der Gabe der Weissagung ausgerüstet, denn er verfügte über Tod und Leben. Wehe dem, der seine Herrschaft nicht anerkannte, oder sich seinen Befehlen widersetzte! der „schwarze Vogel" prophezeite seinen Tod binnen einer bestimmten Zeit, und hatte die Mittel in den Händen, seine Weissagung wahr zu machen. Zur angegebenen Zeit ward der Schuldige von einer seltsamen und plötzlichen Krankheit befallen und

starb. Jedermann stand erschrocken über so zahlreiche Beispiele der übernatürlichen Macht des Häuptlings, und scheute sich ein so allmächtiges und rachsüchtiges Wesen zu beleidigen, das nun natürlich mit der größten Willkür herrschte.

„Er bewahrte sein unheilvolles Geheimniß und mit ihm seine furchtbare Macht, allein, obschon er es durch dasselbe in seiner Gewalt hatte, seinen Feinden den Tod zu schenken, so konnte er ihn doch nicht weder von sich, noch von seinen Freunden abwenden. Im Jahre 1802 brachen die Pocken, welche unter den Bewohnern des Landes gleich einem Feuer auf den Prairien wütheten, auch im Dorfe der Omahas aus. Die armen Wilden sahen mit Schrecken die Verwüstungen, welche die Pest unter ihnen anrichtete, gegen die alle Geschicklichkeit und Erfahrung ihrer Aerzte und Beschwörer nichts auszurichten vermochten. Binnen kurzer Zeit waren zwei Drittheile ihrer Bevölkerung dahingerafft, und das Geschick der Uebrigen schien gleichfalls bestimmt zu seyn. Der Stoicismus der Krieger hatte sein Ende erreicht, sie geriethen in Verzweiflung. Einige zündeten das Dorf an, als das letzte Mittel der Pest Einhalt zu thun, Andere ermordeten in ihrem Wahnsinne Weib und Kind, um ihnen die Qualen der Krankheit zu ersparen, und sie in ein besseres Land zu befördern.

(Der Beschluß folgt.)

---

* Auszug aus meinem Tagebuche

vom 29sten November 1836.

Ich habe schon Vieles auf der Erde erlebt, — bedeutende Naturereignisse zur See und auf dem Lande, allein ein Wetter, wie das am Abend des 29sten Novembers, erlebte ich nie zuvor. Viele, die dieses lesen, waren vielleicht in jenen Augenblicken unter einem sicheren Dache, zwischen festen Mauern geborgen und erbebten dennoch, ohne die furchtbare Kraft des Unwetters in ihrer Größe zu kennen.

Mich nöthigte ein Berufsgeschäft gegen fünf Uhr Abends zu einem Besuche in einem am Markte belegenem Hause. Schon war der Sturmwind heftig und neue Ankömmlinge, die dort eine Zuflucht suchten, brachten die Nachricht von seinem Zunehmen und von den Verwüstungen die er unter den Ziegeln der Dächer und unter den Schornsteinen anrichtete.

Eine bange Ahnung überfiel meine Seele, es war als stände mir ein Unglück bevor. Lange kämpfte ich mit mir selbst, ob ich es wagen solle fortzugehen, endlich, gegen 6 Uhr, als der Sturm eine verführerische Pause machte, trat ich — im Vertrauen auf meine körperliche Kraft, meine Wanderung an; kaum aber zwischen Dom und Stadthaus angelangt, hob mich der entsetzliche Sturm wie einen Federball von der Erde und schleuderte mich, während ich nur vier oder fünf Mal kaum auf Momente den Boden berührte bis an die Hauptthür des Doms, wo ich wie ein Sack niederfiel. Ich trug mehrere kleine Beschädigungen an Kopf, Brust und Beinen aus dieser unfreiwilligen Luftfahrt, und wiederhole, daß ich nie das Element in solcher Wuth und Kraft sah.

---

* Wasserableitung.

In dem kürzlich erschienenen Gutachten über die Mittel, die Stadt Bremen gegen die nachtheiligen Wirkungen der hohen Anschwellungen der Weser sicher zu stellen, wird behauptet, daß die Umleitung durch den Neustadtsgraben den

Wasserstand von 18 Fuß auf 15½ herabbringen würde. Um diesen noch immer sehr lästigen Wasserstand zu entfernen, sey es wünschenswerth, daß der obigen Umleitung noch eine Ableitung zu Hülfe komme, und wird hierzu eine bei Achim projectirte Ableitung empfohlen. Für sich allein bestehend würde diese Ableitung einen Wasserstand von 18 Fuß um 1½ Fuß verringern. Durch die Zusammenwirkung beider Leitungen würde endlich der Wasserstand bei Bremen von 18 Fuß auf 14 Fuß 9 Zoll und von 17 Fuß auf 14 Fuß 4 Zoll u. s. w. reducirt werden. Worin diese letztern Angaben ihre Begründung finden wird nicht gesagt, und wäre es zur bessern Beurtheilung zu wünschen, daß hierüber in diesen Blättern einige Aufklärung gegeben würde.

---

* Mauromichalis.

Wie, von dem Mordstahl ereilt, in der Seinigen Mitte dahinsank
Dieser, und Jenen der Tod in der tapfern Genossen Begleitung;
Dort, wo im Kampfe für Ehre und Ruhm und des Vaterlands Rettung
Ringend er strebt', ausduldend und harrend, und nicht der Gestaltung
Schreckniß, die Gräuel des Todes, den Muth des Gewaltigen wandten:
Hart, nicht schonend des Helden, ereilt: — so sank vor der Krankheit
Giftigem Hauche ein Andrer dahin in der Blüthe der Jugend;
Fern von dem Alter des Greises, den mild die Schleier des Todes
Decken, gelagert die welkenden Glieder, wo oft, wenn des Tages
Glänzende Helle gebleicht, ihm leuchtend zu rüstiger Arbeit,
Ruh' ihn freundlich und lieblicher Schlummer umfing, von Neuem
Stärkte zum Kampfe des Lebens; zum Schlummer des Todes sich neigend
Ruht er da, bis die Gruft ihn umfängt zum neuen Erwachen.
Edle und Niedrige sanken dahin, sie deckte des Grabes
Nacht; denn gleich macht Alle der Tod; dem edle Empfindung
Lebte im Busen, der muthig durchstrebte die Bahnen des Lebens,
Oder, der niemals geachtet die heiligen Kräfte, der Gottheit
Eigenthum, und sie verachtend getödtet hat, oder in wildem
Treiben gemordet, dem Wahne, der finstern Begierde gehorchend.
Doch nicht gleich macht Einen dem Andern des neuen Erwachens
Augenblick; schwarz steht, drohend, vergangener Tage Erinnrung
Oftmals in Schreckensgestalt vor dem Blick', doch wo die Erinnrung
Edleren Geistes Erschaffenes aufdeckt, schlinget sich freundlich
Schöner als feuriger Schimmer der Abende oder das Frühroth,
Haftend und hebend, der Kranz des Vollbrachten in heitrer Verklärung
Sanft um den Busen, zu edlerem Daseyn die Kräfte belebend.

Gleich wie ein Löwe, den niemals die Wehre des rüstigen Jägers
Aufschreckt, vor der gewaltigen Kraft und des funkelnden Auges
Glühn, wenn wild von Zorn durchwühlt und die Mähne sich sträubend
Drängte, erbebt; so warst du den Feinden ein Schrecken des Todes.
Länger wohl hättest du, schützend dein muthiges Volk und des Königs
Macht, ihm zur Seite gestanden, noch stark und entfernt von des Alters
Sinkender Kraft, auch wäre ein Grab gleich Ilion's Siegern,
Die, von den Mächten des Todes ereilt, hinsanken noch kämpfend,
Würdig des Helden, doch nicht wie Achilleus dem Phöbus Apollon
Hinsank, (es lenkte der fernhintreffende Gott des Geschosses
Erz,) sankst du, da ein Weib, wie du wähntest, besiegte, der niemals
Bebte vor starrenden Waffen, den Herrlichen unter den Helden. —
Macht schirmt oft und Stärke des Arms vor den Schrecken des Kampfes,

Dennoch zwinget der Tod mit dem giftigen Hauche der Krankheit
Starke, und wäre so fest wie das Erz, aushaltend und kraftvoll,
Von des Allmächtigen Händen gefügt das Gebilde, und wär' auch
Leichter der Schritt, als die Schwingen des Aars hintragen zu Himmels
Wolkenbedeckten und wolkenenthüllten Höhen, wo niemals
Andere Vögel sich zeigen, geringer an Kraft und an Schönheit;
Schwänge ein Held auch leichter noch, als auf Gebirgen der Gemsbock,
Weit sich mit'mächtiger Spannkraft der Glieder von Felsblock zu Felsblock,
Hart an die Ränder der drohenden Tiefe, wo furchtbar der Abgrund
Bietet ein Grab, voll starrender Zacken des harten Gesteines.

Mauromichalis ein Weib nicht schlug dich Gewaltigen, wo auch
Wäre ein Weib, so gewaltiger Kraft und erhebender Kühnheit?
Nein, dich schlug des Allmächtigen Hand, machtvoll und gewaltig!
Krankheit, den Schwachen und Starken der Menschen besiegend, ist Schreckniß
Seiner Gewalt, die noch nie sich gebeugt; denn wie er des Donners
Macht trägt in der allmächtigen Hand, so sendet er Krankheit,
Unüberwunden, wenn drohend sie hat schnell tödtenden Anhauch.
Mauromichalis, ein Weib nicht tödtete dich, der die Meer'sfluth
Aufwallt, schäumende Wogen erhebt, den zerstörenden Sturmwind,
Felsen zertrümmernd und weit hinschleudernd den mächtigen Felsblock,
Trägt in der Hand, er nahm dir den Hauch des erfreuenden Lebens.
Doch er belebt dich wieder zu besserem, edlerem Daseyn.
Nimmer vermag die Gewalt, auch des Löwen zerstörende Kühnheit
Ihm zu entgehen dem Tod', auch wenn an dem Rande des Tages
Brüllend er strebt, zu entgehen der Nacht, die nahe bevorsteht;
Dennoch umfängt ihn die Nacht, still liebend und sorgsam beschützend.
Mauromichalis den Hauch des erfreuenden, wirkenden Lebens
Nahm des Allmächtigen Hand, stets siegend und nimmer besiegbar.
Furchtloser Krieger! der nimmer Besiegbare ist's, der besiegt hat,
Dich den Gewaltigen unter den Helden, und dir dein Grabmal
Baute durch Sterblicher Hand, dein ehrendes, schützendes Grabmal!
Dort nun ruh', bis er dich erweckt zum edleren Daseyn,
Unter dem Volk', einst unüberwunden den Völkergebietern.

Gottesdienst.

Sonntag, den 4. Dezember.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Pastor Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Pastor Pauli.....	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Candidat Pralle.....	St. Ansgarii	9 „
Hr. Prediger Müller.....	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Pastor Menken.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Iken.....	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor v. Hanffstengel	— — —	1 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Toel.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Kein Gottesdienst.	Armenkirche	
Hr. Pastor Probst.....	St. Johannis	7 „ Messe
Hr. Pastor Wemer.....	— — —	9 „ Hochamt
Hr. Pastor Probst.....	— — —	10 „ Predigt
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8 „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen".

A. Daves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönzen, Catharinenstraße № 30.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 97.

Bremen, Sonntag den 4. Dezember 1836.

Gestorben:

Nro. 1110. Den 29. Novb. Des Vergolders Wilh. Heinrich Hoffmann Ehefr., geb. Dettmer, 55 Jahr; kleine Helle Nro. 21.

— 1111. Den 30. — Des Arb. Herm. Siemers Ehefrau, geb. Osmers, 44 Jahr; Hastedt Nro. 94.

— 1112. Den 30. — Des Arb. Burchard Lindemeyer Ehefrau, geb. Behrens, 53 Jahr; Ellhornstraße Nro. 15.

— 1113. Den 30. — Des verst. Arb. Friedrich Andreas Mey Wittwe, geb. Bonn, 81 Jahr; Huzzings-Gang Nro. 1.

Nro. 1114. Den 30. Novb. Der Fischer Herm. Steinkamp, 24 Jahr; Laves-Gang Nro. 1.

— 1115. Den 1. Dezember. Der Arb. Jacob Sprathoff, 81 Jahr; Armenhaus.

— 1116. Den 1. — Catharina Maria Elisabeth Riemenschneider, 50 Jahr; Michaeliskirchhof Nr. 20.

— 1117. Den 1. — Des Küpers Hinr. Teschmacher Sohn, 7 Monat; Haverkamp Nro. 4.

— 1118. Den 2. — Des verst. Kaufmanns Dethard Kalckmann Wittwe, geborne Sander, 80 Jahr; Fedelhören.

Berichtigung. In der Sterbeliste Nro. 95 lese man „August Wilhelm Stelling Ehefrau", statt Wittwe.

Geburten:

Nro. 1413. Den 26. Novb. Des Arb. Diedr. Wienken Ehefr., geb. Rosemeyer, Paulsberg Nro. 32; von einem Mädchen.

— 1414. Den 26. — Des Arb. Friedr. Aumann Ehefr., geb. Bensen, außerm Steinthor Nro. 101; von einem Mädchen.

— 1415. Den 28. — Des Kaufmanns Melchior Lorentz Ehefr., geb. von der Horst, Geeren Nr. 29; von einem Mädchen.

— 1416. Den 28. — Des Schullehrers Nicolaus Ehnholt Ehefr., geb. Brandes, Hastedt; v. e. Knaben.

— 1417. Den 28. — Des Arb. Friedrich Wilhelm Quesse Ehefrau, geb. Knoop, Neuenstraße Nr. 22; von einem Mädchen.

— 1418. Den 28. — Des Kaufmanns Friedrich August Gildemeister Ehefr., geb. Förstner, Weerder Nro. 66; von einem Mädchen.

Nro. 1419. Den 29. November. Des Kohlhökers Johann Hinrich Wendt Ehefrau, geborne Warnken, Klitzenburg Nro. 5; von einem Mädchen.

— 1420. Den 29. — Des Küpers Friedrich Nicolaus Petersen Ehefrau, geborne Ibe, am neuen Markt Nro. 11; von einem Knaben.

— 1421. Den 30. — Des Küpermeisters Carsten Steffens Ehefrau, geborne Rieckers, alten Steinweg Nro. 2; von einem Knaben.

— 1422. Den 30. — Des Kaufmanns Ludwig Otto Hoffmann Ehefr., geb. Horn, am Wall Nr. 90; von einem Mädchen.

— 1423. Den 1. Dezember. Des Kramers Johann Heinrich Frentzel Ehefrau, geborne Gibon, Doventhorsstraße Nro. 20; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 467. Der Professor zu Athen Heinr. Nicolaus Ulrichs und Marie Christine Amalie Gildemeister hieselbst.

— 468. Der Landmann Alerd Meyer zu Neuenlande und Metta Meier zu Habenhausen.

— 469. Der Schneidergesell Joh. Conrad Storck und Gesina Friedrichsen, Beide von hier.

— 470. Der Schlossermeister Joh. Friedr. Homann zu Neuenkirchen, bei Melle, und Anna Maria Vollers hieselbst.

Nro. 471. Der Landmann Diedr. Lürßen und Anna Barber, Beide von hier.

— 472. Der Kleiderseller Georg Wilh. Barkhausen und Johanne Charlotte Sophie Meyer hieselbst.

— 473. Der Kaufmann Joh. Jacob Bornemann hieselbst und Sophie Höpker zu Bünde.

— 474. Der Schirmmacher Christopher Manns, gen. Maas, auch Hedderich, und Anna Friederike Stackmann, Beide von hier.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 98.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 8. Dezember 1836.

Mit kindlichem Vertrauen
Nimm, Mensch, was Er dir giebt,
Du mögtest gern ihn schauen
Den Vater, der so liebt. D.

* Dankespflicht.

Für jede Gabe danke,
Mensch, welche sie auch sey!
Du, danke für die Schranke;
Du, danke, daß Du frei!

Du kannst es nicht ermessen,
Was Dir gerade frommt:
So trau der Fügung dessen
Von dem Dir Alles kommt.

Ein Bestes nur giebt's, eines,
Vor Gottes ew'gem Blick;
Und wollen kann er keines
Als dieß; es ist Geschick.

Sträubst Du Dich übermüthig
Der Dinge weisem Lauf,
So zwingt Gott übergütig
Dein wahres Heil Dir auf.

Drum dank Du für die Schranke;
Du, danke, daß Du frei,
Für jede Gabe danke,
Mensch, welche sie auch sey!

H. Kotzenberg.

Die Belagerung von Jerusalem.

(Fortsetzung.)

Als Jose den Gärten erreichte und im Begriff war, durch die Thür zu schreiten, hielt er den Fuß zurück, um nochmals sich recht herzlich über das Gelingen seiner Unternehmung zu freuen. Er küßte sich die eine Hand, welche er frei hatte, denn mit der Andern hielt er, wie immer, den Sack auf den Schultern fest, pries im Stillen seine Gewandheit und sein gutes Glück und nun trat er ein.

Es ist wunderbar, — flüsterte er — daß mich Löwe noch nicht bemerkt; der muß auf beiden Ohren liegen. Der Hund wird vor Freuden heulen, wenn er mich wegkriegt.

Als aber Löwe sich selbst dann, als er in den Hof kam, noch nicht hören ließ, währte es Jose zu lang; er ging zur Hütte hin und rief. Aber der Hund antwortete nicht und die Hütte war leer. Das fiel ihm auf. Er begriff nicht, wohin das Thier gekommen seyn solle, trat ins Haus und legte seine Last ab. Weil es zu spät in der Nacht war und Jose Niemanden im Schlafe stören wollte, war er im Begriffe, sich auf sein Bett zu werfen und den Morgen zu erwarten, als Nathan, eine Ampel in der Hand, bleich und mit einem Gesichte, welchem man ein betroffenes Unheil ansehen konnte, herzutrat. Herr und Diener erschraken vor einander.

Jose, Du bist es? sprach Nathan.

Was ist Dir geschehen? Wie siehst Du so blaß und entsetzt aus? fragte der Diener.

Weißt Du es nicht? — antwortete der Herr — Nein, ich glaubte nie daran, daß Du mich betrogen hättest, Du weißt es nicht. Komm zu Debora.

Jose folgte ihm in das Gemach, wo sich die Mutter Judith's befand. Sie lag halb, halb saß sie auf dem Polster und starrte die Eintretenden an.

Bringt er Kunde? Wirst Du mir Nachricht geben von meinem Kinde?

Ist Judith Etwas zugestoßen? Was ist ihr begegnet? Wo ist sie? rief Jose mit dem Ausdrucke des größten Schreckens.

Seit gestern Abend ist sie verschwunden. Sie ging in den Garten, als die Dämmerung eingebrochen war, und kehrte nicht zurück. Wir riefen ihr, wir suchten sie — nirgends war sie zu finden, keine Spur zu entdecken, welche uns auf irgend eine Vermuthung gebracht hätte, als ein Kästchen aus Ebenholz gefertigt und mit goldenen Ecken geziert, welches wir heut' unter Judith's Sachen hervorzogen. Auf ihm stehen Aemilius und Judith's Namen mit Griechischen Buchstaben geschrieben —

Ich kenne das Kästchen; auch den Inhalt! — unterbrach Jose Nathan's Mittheilungen — Es ist vom Quästor Sextus Aemilius Rufus; allein dieser ist unschuldig an dem Verbrechen, ich komme von ihm. Wie wäre es auch möglich! Nein, der Römer weiß nichts von dieser That. Man hat Judith mit Gewalt fortgerissen, der Hund wird ihr gefolgt seyn — wenn ich nur den zu sehen bekäme.

Aber was hat meine Tochter mit dem heidnischen Krieger zu thun, mit dem Feinde ihres Volkes und Glaubens? — eiferte die Mutter trotz ihres Grames — Wie lernte sie den Mann kennen? warum schwieg sie gegen mich? warum blieb sie nicht mein gutes, aufrichtiges Mädchen?

Ich weiß nicht, — entgegnete Jose — warum Judith Dich nicht von ihrer Liebe zum Quästor unterrichtet hat; sie hat mich eigentlich auch nicht gerade mit ihren Willen zum Vertrauten gemacht; kurz, sie muß doch gedacht haben, Deine Ansichten würden nicht völlig mit den ihrigen übereinstimmen. Doch das ist jetzt Nebensache; wenn sie wieder in Eurer Mitte ist, dann scheltet oder scheltet lieber nicht, denn es ist zu spät; jetzt aber laßt uns überlegen, was wir thun!

So bestraft der Herr das Verbrechen, einen Heiden mit andern Augen als denen der Verachtung und des Abscheues betrachtet zu haben. Der Zorn des Himmels ist's, der sie traf. Mein Kind, mein böses, verlorenes Kind! Also der Römer hat ihre Entweichung nicht veranlaßt? Dann ist sie von irgend wem in der Stadt geraubt worden! sagte Debora.

Wer kannte sie, wer hat sie erblickt? — fragte Jose — Gegen wen dürfen wir Verdacht hegen? wer war in diesen Tagen bei Euch? wo waret Ihr?

Niemand hat dieß Haus betreten, Niemanden haben wir in diesem öden Winkel der Stadt gesehen! — sprach Nathan — Wir sind nur einmal hinweggegangen, um im Tempel zu beten.

In den Tempel? — erwiderte Jose — Wen traft Ihr dort? Waret Ihr im Hofe der Weiber? In den Hallen der Kaufleute? Begegnete Euch Jemand? Hat Euch irgend Einer nachgeblickt oder angeredet.

Wir sind vielen Leuten begegnet! — antwortete Debora — Priestern, Leviten, Galliläern, Idumäern, Mäklern, Kriegern. Zwei der Letztern, junge, geputzte Männer, redeten uns an, als wir über die Brücke in den Vorhof kamen und erboten sich, uns zu geleiten oder uns Auskunft zu geben, dafern wir ein Geschäft dort hätten.

Zu wessen Anhange gehörten sie? befragte Jose weiter.

Zum Gefolge Simon's! — antwortete Nathan — Dieser kam alsbald selber aus dem Tempel und die beiden Jünglinge traten unter die Hauptleute dieses Heerführers.

Wie alt schienen die Krieger?

Achtzehn Jahre oder neunzehn, entgegnete der Herr dem Diener.

Diese hätten ihre Liebesbewerbung nicht mit einer Entführung begonnen. Das muß ein Größerer, Mächtigerer gewesen seyn, dem Leute gehorchen, Paläste zu Gebote stehen, den die Noth der Stadt nicht erreicht, der älter und niederträchtiger ist. Sah Euch Simon, sah Euch Johannes oder ein anderer Häuptling von Rang und Ansehen?

Simon kam; allein ob er uns bemerkt hat, weiß ich nicht! sagte Nathan.

Ich habe dem Streiter Zions ins Auge geschaut und der Held Jerusalems blickte wohlwollend auf meine Tochter und auf mich. Allein sein Haupt ist anderer Sorgen voll, als daß er Mädchen rauben sollte. Er bedarf der Gewalt nicht; der Herrscher kann unter den Jungfrauen Jerusalems wählen, und wird sich nicht mit dem Raube eines fremden Mädchens befassen!

Jose schwieg dazu. Ich werde versuchen, ob ich Löwen irgend wo finde. Wenn mir kein Mensch Auskunft zu geben vermag, so wird mich mein kluger Hund führen. Wenn sie den nur bei sich behalten hat! Wenn die Jungfrauenräuber den Hund nicht etwa getödtet haben.

In der Nacht konnte Jose keine Erörterungen anstellen, denn die Dunkelheit hinderte Wahrnehmungen; auch hätte er durch die ungewöhnliche Zeit Verdacht erweckt und die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, wenn er sofort hätte wollen ans Werk gehen. Der Tag mußte erwartet werden. Die drei Personen blieben beisammen und klagten gemeinschaftlich, bald machten sie Pläne, bald sprachen sie über die Liebe Aemilius zu Judith, welche vornämlich der Mutter ein Gräuel war. So verblieben sie bis der Morgen aufleuchtete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Archäologie der Erde.

(Fortsetzung.)

Die Wirbelsäule des Ichthyosaurus besteht aus mehr als hundert Stücken, und obgleich ein Eidechsenkopf darauf sitzt, so kommen doch die Wirbel in der Hauptsache mit denen der Fische überein. Jeder Fischesser weiß, daß die Wirbel der Fische an beiden Flächen kegelförmig ausgehöhlt sind, und daß je zwischen zwei Wirbeln eine weiche, biegsame, zähe Substanz liegt. Der ganze

Bau des Ichthyosaurus weist darauf hin, daß er sich sehr rasch im Meere bewegte, und so waren dergleichen hohle Wirbel, denen die Fische ihre Beweglichkeit im Wasser verdanken, ihm ungleich angemessener als solide Wirbel, wie Eidechsen und Krokodille sie haben. Reptilien aber, welche, wie das Krokodill, wenigstens zum Theil auf dem Lande leben, konnten keine solche hohlen Wirbel haben; denn da ihr Rücken fast einen rechten Winkel mit den Beinen bildet, so üben die Wirbel einen sehr bedeutenden Druck auf einander aus, und müssen daher mit breiten, ganzen Flächen aneinander liegen. Es ist somit völlig ausgemacht, daß ein großes, schweres Thier mit Fischwirbeln, wie der Ichthyosaurus, wäre es mit Füßen statt mit Flossen versehen gewesen, sich nicht ohne Gefahr für sein Rückgrat auf dem Lande hätte bewegen können.

Ein Seethier, das die atmosphärische Luft athmete, mußte eine Vorrichtung besitzen, mittelst welcher es im Wasser sich leicht auf und ab bewegen konnte, und wir finden sie auch in den ungemein starken Vordertatzen des Ichthyosaurus und in dem merkwürdigen Knochenapparat, an welchem diese Tatzen vorne an der Brust sitzen. Es ist nun äußerst interessant, daß sich eine ähnliche Vorrichtung, wie die Letztgenannte, bei dem merkwürdigen Neuholländischen Säugethier, dem Ornithorhynchus oder Schnabelthier, findet, das auf dem Boden von Seen und Flüssen seine Nahrung sucht, und wie der Ichthyosaurus beständig an die Wasserfläche herauf muß, um Luft zu schöpfen. Eine wunderbare Meereidechse, deren Geschlecht mit der Bildung der Flötzgebirge erlosch, zeigt somit eine Reihe von Organen, welche sich, nach demselben Prinzip gebaut und zum selben Zwecke, bei einem der sonderbarsten Wassersäugethiere der jetzigen Schöpfung wiederholt, und so sehen wir in zwei, durch eine unermeßliche Kluft getrennten Zeitpunkten dieselben Zwecke durch Werkzeuge erreicht, deren Uebereinstimmung streng auf die Einheit des Planes hinweist, nach dem sie gebildet worden.

In der Bildung der Extremitäten entfernt sich der Ichthyosaurus von den Eidechsen ganz und nähert sich den Wallfischen. Bei einer gewaltigen Eidechse, welche sich, wie die Wallfische, im Meere tummelte und Luft athmete, mußte der Vorderfuß und die Tatze der Eidechse große Modifikationen erleiden, und so sind hier aus den Extremitäten, statt Füßen, Flossen geworden. Diese Flossen oder Ruder waren aus einer Menge vieleckiger Knochen — oft sind ihrer über hundert — zusammengefügt, und sie mochten, mit der Haut überzogen, so ziemlich dem Ruder eines Delphins oder Wallfisches gleichen, nur daß sie noch weit stärker und elastischer waren. Dazu kamen auch hinten ähnliche, nur kleinere Flossen, die bekanntlich dem Wallfisch fehlen.

Hinsichtlich der äußern Bekleidung des Thiers ist man bis jetzt noch nicht ganz im Reinen. Natürlich wäre der Gedanke, ihm Schuppen oder Hornplatten zuzuschreiben, wie Fische, Eidechsen und Krokodille sie haben; aber die Schuppen und Platten dieser Thiere haben sich mit ihren Gebeinen in denselben Flötzen, wie die Gebeine des Ichthyosaurus, erhalten, und so müßte man wohl in dem so emsig durchsuchten Liaskalk auch Reste von der Hauptbekleidung des Ichthyosaurus gefunden haben. Nicht selten sieht man aber schwarze Fetzen versteinerter Oberhaut an den Skeletten hängen, zum Beweis, das zwischen dem Tod des Thiers und der Versenkung desselben in die schlammigte Masse, aus welcher der Liaskalk sich bildete, nur kurze Zeit verfloß. Unter den lebenden Reptilien ist ja auch bei einer ganzen Familie die Haut nackt, unbewehrt, nämlich bei den Fröschen. Bei Eidechsen und Krokodillen schützen die Schup-

pen und Hornplatten den Körper gegen die Reibung harter Substanzen, mit denen er auf dem Lande in Berührung kommt; aber unsere Fischeidechse, die ausschließlich im Wasser lebte, bedurfte wohl so wenig eines Panzers als die Wallfische, deren Haut auch nackt ist.

Bisher haben wir nur das Skelet des Thiers beschrieben, wie es, mehr oder weniger erhalten, in den Flötzen eingeschlossen vorkommt, und daraus, nach Analogie der verwandten lebenden Geschöpfe, seine Lebensweise und die Art seiner Bewegung abgeleitet. Wir kommen aber jetzt zu noch überraschenderen Entdeckungen der neuesten Zeit, nämlich zu den Produkten der Verdauung dieser vorweltlichen Ungeheuer, den sogenannten Coprolithen oder Kothsteinen. Die Marmorhärte dieser Körper muß auch den Empfindlichsten beruhigen, und so können wir wohl ohne Scheu auf diesen Gegenstand eingehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Bild aus den Wildnissen Nordamerikas.

(Beschluß.)

„Als der allgemeine Schrecken seinen Gipfelpunkt erreicht hatte, wurde der „schwarze Vogel“ selbst von der Krankheit befallen. Als die armen Wilden ihren Häuptling in Gefahr sahen, vergaßen sie ihr eigenes Elend, und umringten sein Sterbelager. Sein herrschsüchtiger Geist und seine Neigung zu den weißen Männern gaben sich auch in seinen letzten Augenblicken noch kund, denn er verordnete, daß man ihn auf jenem mehr als 200 Fuß hohen Hügel oder Vorgebirge begrabe, von welchem man den Missouri auf eine große Strecke überblickt, und wo er im Leben gewohnt war, sich nach den Barken der weißen Männer umzusehen. Der Missouri bespült den Fuß dieses Vorgebirges, und kehrt nach mannigfachen Wendungen in der Ebene, bis auf eine Entfernung von etwa 900 Schritten wieder zu demselben zurück, so daß man sich nach einer Fahrt von 30 Engl. Meilen, mit Segel und Ruder, wieder bei dem seltsamen Vorgebirge befindet, als wäre man dahin gebannt.

„Der letzte Befehl des „schwarzen Vogels“ war, sein Grab auf der Spitze jenes Hügels zu bereiten, und ihn dort auf seinem Lieblingspferd sitzend zu beerdigen, damit er sein vormaliges Gebiet überblicken, und die Barken der weißen Männer schauen könne, wenn sie den Fluß heraufkommen, um mit seinen Leuten zu handeln.

„Man that pünktlich wie der verschiedene Häuptling befohlen. Der Leichnam wurde auf sein Kriegspferd gesetzt, und ein Hügel über ihn gewölbt, auf dem man eine Stange aufrichtete, von welcher das Banner des schwarzen Vogels und die Skalps herabflatterten, die er im Leben erbeutet. Als die Expedition unter Herrn Hunt jene Gegend besuchte, stand die Stange mit den Fragmenten des Banners noch, und der abergläubische Gebrauch, Lebensmittel für den Verschiedenen auf den Grabhügel zu legen, ward noch immer von den Omahas gewissenhaft befolgt.“

Ein Berliner Figaro im Jahre 1760.

Aus den Papieren eines alten, kürzlich verstorbenen Kriegsrathes geben wir folgende, in mehrfacher Hinsicht interessante Mittheilung:

Im Jahre 1760 war ich als Sekretär beim Kriegs-Commissariatsbureau in Berlin angestellt. Es war im Oktobermonat, wo ich unter dem Altan eines großen, hölzernen Hauses eine tragikomische Scene erlebte, die mir nie wieder aus dem Gedächtniß gekommen ist. Sogar dieses Haus, unter den Linden, welches jetzt einem eigenthümlichen Pallaste hat weichen müssen, dieses

Haus mit seinen wunderlich geformten Puppen, seiner alterthümlichen Bauart, diese Herberge und Versammlungsstube verschiedener Gewerke wär' ich zu zeichnen im Stande, obgleich schon ein halbes Jahrhundert darüber enteilt ist.

Es war also im Oktobermonat. Der große Friedrich verweilte siegreich in Schlesien. Das unbefestigte Berlin erlitt einen Ueberfall von den vereinigten Russen und Oestreichern. Es wurde stark gebrandschatzt und manche Unbill geschah. Hatte damals jeder Angestellte ohnehin schon vom frühen Morgen bis zum späten Abend Kopf und Hände voll Beschäftigung, so wurde durch die Ankunft der ungestümen Gäste der Dienst noch doppelt erschwert. Beim Eintreten dieses Ereignisses hatte ich Befehl erhalten, mich gleich mit Anbruch des folgenden Tages bei meinem Director einzufinden. Ich hatte damals kaum das zwanzigste Lebensjahr zurückgelegt, war aber schon mit dem, für Geschäftsmänner unangenehmen, Naturgeschenk, mit dem Barthaar reichlich versehen. Daher war es mir peinlich, mich heute von meinem Barbier versäumt zu wissen. Doch sein Ausbleiben fand schon in dem allgemeinen Schrecken der Residenzbewohner Entschuldigung, und ich machte mich demnach, als sich der junge Tag eben lichtete, mit Resignation und unrasirtem Kinn auf den Weg. Auf allen Marktplätzen und Straßen fand ich Russen gelagert, die während der Nachtzeit noch nachgekommen waren. — Bis zu vorgenanntem alten Gebäude war ich bereits gelangt, als ich plötzlich meinen, wegen seiner Gewandheit und Beredsamkeit vielbeschäftigten Barbier erblickte. Ich wünschte, dem Versäumniß noch abgeholfen zu sehen; Beide hatten wir indeß keine Minute Zeit zu verlieren. Zudem waren alle Hausthüren sorgfältig verschlossen und nirgends ein Eintritt zu ermitteln. Durch einen raschen Entschluß wußten wir uns aber zu helfen; ich setzte mich auf eine unter dem Altan befindliche Bank, mein Figaro schlug den Schaum, und nach wenigen Minuten war ich der incommodirenden Sprößlinge entledigt.

Als ich mir die Serviette abnahm und sie meinem Barbier zurückgeben wollte, reichte von hinten, mir über den Kopf, eine fremde Hand darnach, deren Größe und kühner Griff mich erschrecken ließ. Sie gehörte einem Russischen Soldaten mit ungeheurem Schnurrbarte und lange nicht rasirtem Kinn. Mit phlegmatischer Gebärde nahm er, als befände er sich in einer Barbierstube, den von mir geräumten Platz ein, und steckte sich die Serviette vor. Mein Figaro trat verdutzt einige Schritte zurück, sich mit Erstaunen seinen Mann betrachtend. Allein ein gellendes Ckoptoo (skorje!), welches der Rufende mit einem verständlich machenden Schwunge seiner Karbatsche begleitete, machte es dem Ritter vom Scheerbeutel deutlich, daß es hier mit der Zeit der Ueberlegung ein Ende habe. Er seifte demnach geduldig ein, während ich meinen Weg eiligst fortsetzte.

Als ich um die Mittagszeit, mich zu Tische begebend, dem alten Gewerks- und Herbergshause wieder vorüberkam, sah ich vor demselben eine große Anzahl Menschen versammelt. Neugierde trieb mich hinzu. Da fand ich einen Kreis von etwa 200 Russen, in ihrer Mitte aber Einen von ihnen unter dem Scheermesser meines Barbiers auf dem nämlichen Platze sitzen, wo ich frühmorgens gesessen hatte. So wie dieser Mann rasirt war, nahm gleich ein Anderer seine Stelle ein. Der geringste Versuch des armen Barbiers, sich eine Erholung zu gönnen, wurde mit Ckoptoo und Kantschuhhieben belohnt. So war es vom frühen Morgen an ununterbrochen fortgegangen, und noch standen einige hundert Mann mit unrasirten Kinnbacken erwartungsvoll da. Sie hatten auch für das nöthige Material gesorgt, denn

ich erblickte neben der Bank einen großen Korb voll Seifenstücken, so wie einige Eimer mit Wasser. Obgleich mir der arme Bartscheerer herzlich leid war, so konnte ich mich doch nicht bezwingen, in das Lachen der gaffenden Menge beim Fortgehen einzustimmen.

Als der Abend schon heranbrach, passirte ich noch einmal denselben Weg. Wie war ich erstaunt, noch immer dieselbe Scene vorzufinden! Erst, als es völlig dunkel geworden, sah sich der, einer Ohnmacht und der Verzweiflung nahe Figaro von seiner neuen Kundschaft erlöst. Schwerathmend rollte er seinen Scheerbeutel zusammen und trat den Nachhauseweg an. Ich gesellte mich zu ihm und sprach Worte des Bedauerns. Doch zornglühende Blicke leuchteten mir entgegen.

„Sie, Herr Secretär," sprach der Ergrimmte, „sind es eben, der mir dieses Unglück auf den Hals geschafft! Ich habe recht gut gesehen, wie Sie am Mittag dastanden und lachten, während ich mit hungrigem Magen mich und mein Barbierzeug opfern mußte! O, Schande für ganz Berlin! Sie haben sich einen Witz machen wollen! Pfui, ein schöner Witz! Alle meine kostbaren Messer haben ihren Ruin gefunden! Ich bedanke mich für Ihre Kundschaft!"

Vergebens war ich bemüht, den Irrthum zu zu beseitigen. Der erzürnte Barbier, der ein Tagewerk bestehen mußte, wie es schwerlich einer seiner Collegen in ganz Europa jemals bestanden hat, ließ sich nie mehr für meinen Bart gewinnen.

Wissen muß der Leser noch, daß der famöse Barbier ein nachmals hochgestellter Arzt in der Residenz geworden.

L.

---

* Klänge aus der Zeit.

Die Gelehrten — namentlich die jüngeren, waren seit einiger Zeit mit einer wichtigen (!) Forschung beschäftigt: ob nämlich die alten Griechen das „η" gleichlautend mit dem deutschen i, oder mit dem ü ausgesprochen haben. Jede Behauptung fand Vertheidiger und Nachäffer unter den Laien, die gern anders sprechen wollen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Nun entdeckte es sich, daß beide Meinungen auf dem Holzwege sind. In einem Altgriechischen Classiker befindet sich eine Stelle, wo das Blöcken der Schafe durch *Βη, βη* angedeutet wird; da nun bei diesen Thieren wahrscheinlich schon sehr früh die jetzige Sprache im Gebrauch war, und sich nicht durch Versetzungen, Völkerwanderungen und Invasionen veränderte, so werden sie damals wohl nicht Bi bi, oder Bü bü, sondern stets Bä, bä geschrien haben, und also auch die Griechen „η" früher wie „ä" ausgesprochen haben! —

Aus meinem Merkbuche.

Die Menschen zeigen sich in der Regel bedeutsamer im Unglück als im Glück. Nun ist zwar das Unglück überhaupt eine schöne Gelegenheit, einen tüchtigen Charakter zu entwickeln, aber auch dann noch hat es sich leider oft gezeigt, daß Männer, die sich im Unglück zur Größe hinauf schwangen, im Glück ihre Größe wieder los wurden, und aufhörten, große Männer zu seyn, als sie große Herren geworden wären.

Ein junger Pfiffikus lieh sich von einem gutmüthigen Bekannten Geld und gab darüber einen Schein, wonach er die erhaltene Summe acht Tage nach dem Feste des heiligen Lucian zurückzahlen wolle. Der Darleiher, als er selbst auf mehrmaliges Befragen nichts erhielt, sah endlich im Kalender nach, fand keinen solchen Heiligen und merkte nun wohl, woran er war. Die Angelegenheit kam zum Prozeß und der Schuldner behauptete keck genug, er habe offenbar das Geld

niemals zu zahlen, es vielmehr durch einen Scherz gewonnen; das Erkenntniß aber lautete: „Da der Lucian, nach des Schuldners schriftlicher Bescheinigung ein Heiliger, im Kalender nicht zu finden ist, hat man ihn unter allen Heiligen zu suchen, und demnach ist Beklagter schuldig, acht Tage nach dem Feste aller Heiligen Capital und Zinsen zu bezahlen; die Kosten des Prozesses aber von jetzt ab in acht Tagen, bei Vermeidung der Execution."

In einem Kriegsbuche aus dem Jahre 1598 wird in der Vorrede erzählt: „Es hat zwar der Mönch Berthold Schwarz das erste Pulver zusammengesetzt und gemacht, die Erfindung aber stammet nicht von ihm. Das Recept dazu schrieb Satanas, ließ sich aber von dem Mönch über den Gänsdreck führen. Satanas hatte den Pakt und das Recept geschrieben auf ein Pergament, dessen andere Seit von dem Berthold mit einer Anrufung Gottes und der Heiligen beschrieben war, wodurch des Satanas Recht alle Gültigkeit verlor, also daß der Mönch das Pulver hatte und dennoch nicht zur Höllen gestoßen werden konnte. Des Satanas Geruch aber wird noch heute im Pulver aufzuspüren seyn." — Daraus ersieht man, daß Berthold Schwarz auch ein guter Diplomat war, der Teufel aber von Glück sagen kann, wenn er heut zu Tage gar keine Existenz mehr hat, statt einer solchen, die ihn so dumm erscheinen läßt als zur Zeit jenes Mönchs.

A. Münde.

Miscellen.

Grog. Woher der Name „Grog" bei dem Getränk aus einer Mischung von Wasser, Rum und Zucker? Er stammt von dem Englischen Admiral Vernon, der in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts lebte. Dieser zuerst ließ an die Matrosen den Rum nicht in seiner vollen Kraft reichen, er mußte mit Wasser verdünnt werden, was den Seeleuten überaus mißfiel. Weil nun der Admiral gewöhnlich einen Rock von Grogram (einem Zeuge aus Kameelhaar) trug, gab man ihm den Spottnamen Grog, und als Vernon und sein Flausrock längst vor der Menschen Angesicht verschwunden waren, blieb jener Spottname dem Getränk, das jener Admiral einführte.

Alte Sprüche und Sprüchwörter.

(Aus »Paroemiologia germanica« von Joh. Olorinus Variscus. Magdeburg. 1606.)

Nicht Alle seyn, (sehn aus) wie sie wirklich sind,
Der Teufel hat mancherlei Kind',
Eine sind an Gebärden keusch,
Und haben sonst mancherlei Getäusch;
An den Augen Täublein,
Und in dem Herzen Teuflein.

Ein jeglich' Orden auf Erden ist gut,
In dem man Gottes Willen thut.

Wo man verwirft der Weisen Lehr',
Da wächst Untugend immer mehr.

Mancher Mann der sieht mich gern,
Mag ich und kann seiner Hülf' entbehr'n;
Kommt's aber, daß ich ihn bitten muß,
So verlier' ich mit der Hülf' seinen Gruß.

Dunkle Wolken ohn' allen Regen
Sind Leute, die man heut' sieht pflegen
Viel zu geloben und nichts zu geben.

Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen der Stadt Bremen").

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönhen, Catharinenstraße № 30.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 98.

Bremen, Donnerstag den 8. Dezember 1836.

Gestorben:

Nro. 1119. Den 1. Dezember. Ein Mädchen — Schwachhausen.
— 1120. Den 1. — Des Schuhmachers Joh. Kastendieck Tochter, 4 Jahr; Hastedt Nro. 2.
— 1121. Den 2. — Des Armenvoigts Carl Kauschel Tochter (todtgeb.); Meyers-Gang Nro. 1.
— 1122. Den 2. — Des Schneiders Bernhard Friedrich Schröder Sohn, 8¼ Jahr; Papenstraße Nr. 2.
— 1123. Den 2. — Hermanna Maria Schultze, 14 Jahr; Heerdenthorssteinweg Nro. 12.
— 1124. Den 2. — Des verst. Kaufmanns Joh. Georg Conrads Wittwe, geb. Kreitziger, 72 Jahr; Kaufmanns-Mühlenkamp Nro. 5 B.
— 1125. Den 2. — Der Hautboist Georg Casdorff, 41 Jahr; Grützmacherstraße Nro. 23.
— 1126. Den 3. — Des Schuhmachers Joh. Meyerholtz Sohn, 1 Jahr 4 Monat; Heißenbüttels-Gang Nro. 2.
— 1127. Den 3. — Des Lohnmanns Gerhard Bollmann Ehefr., geb. Budden, 50 Jahr; Buntenthorssteinweg.
Nro. 1128. Den 4. Dezember. Der Schuhmachermeister Friedr. Anton Plumer, 57 Jahr; Schwanenstraße Nro. 29.
— 1129. Den 4. — Des verst. Ard. Christian Schierenbeck Wittwe, geb. Dreyer, 69 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 138.
— 1130. Den 4. — Der Ard. Joh. Friedrich Wilh. Uphoff, 76 Jahr; Buntenthorssteinweg Nr. 24.
— 1131. Den 4. — Der Maurer Joh. Windeler, 29 Jahr; hinterm Stephanikirchhof Nro. 7.
— 1132. Den 5. — Der Tabacksfabrikant Bernh. Müller, 58 Jahr; Sögestraße Nro. 9.
— 1133. Den 5. — Der Handlungsdiener Franz Diedr. Carl Heinr. Praeger, 20¾ Jahr; am Wall Nro. 39 G.
— 1134. Den 5. — Der Bereiter Caspar Sowersby 34 Jahr; Schweinestraße Nro. 32.
— 1135. Den 6. — Der Ard. Heinr. Amels, 41 Jahr; Dragen-Gang.

Geburten:

Nro. 1424. Den 29. Novb. Des Ard. Johann Diedr. Ficke Ehef., geb. Kräder, gr. St. Johannisstraße Nro. 155; von einem Mädchen.
— 1425. Den 30. — Des Ausladers Hinr. Dormeier Ehefrau, geb. Dickhut, Webers-Hof Nro. 9; von einem Mädchen.
— 1426. Den 30. — Des Schuhmachers Carl Vincent Neumann Ehef., geb. Petersen, hint. Heerdenthorswall Nro. 61; von einem Mädchen.
— 1427. Den 30. — Des Malers Diedrich Pezoldt Ehefrau, geb. Müschen, vor dem Stephanikirchhof Nro. 14; von einem Mädchen.
— 1428. Den 1. Dezember: Des Cigarrenmachers Georg Michael Hansing Ehefrau, geb. Schnedden, Dreckort Nro. 11 A; von einem Knaben.
— 1429. Den 1. — Des Schuhmachers Joh. Cord Warnken Ehef., geb. Schlüter, hinterm Paulsberg Nro. 28 D; von einem Mädchen.
— 1430. Den 1. — Des Ard. Wilhelm Gerling Ehefrau, geborne Ruräde, Schnoor Nro. 11; von einem Knaben.
— 1431. Den 1. — Des Lohndieners Chr. Gottfr. Kloster Ehefrau, geborne Waßmann, Grünenstraße Nro. 49; von einem Knaben.
— 1432. Den 1. — Des Schneidermeisters Johannes Franziscus Windolph Ehefr., geborne Heitmann, Schlachte Nro. 12; von einem Knaben.
Nro. 1433. Den 2. Dezb. Des Armenvoigts Carl Friedr. Wilh. Kauschel Ehef., geb. Thomas, Meyers-Gang Nro. 1; von einem todten Mädchen.
— 1434. Den 2. — Des Ard. Johann Wöltje Bohlmann Ehefr., geb. Lebrün, gr. St. Johannisstraße Nro. 108; von einem Mädchen.
— 1435. Den 2. — Ein Mädchen.
— 1436. Den 3. — Ein Mädchen.
— 1437. Den 3. — Des Ard. Engelbert Uppenbahl Ehefrau, geb. Schumacher, Doernstr. Nro. 42; von einem Knaben.
— 1438. Den 3. — Des Branntweinbrenners Herm. Hinr. Graffstedt Ehefrau, geb. Schröder, hinterm Stephanithorswall Nro. 1; v. e. Mädchen.
— 1439. Den 3. — Des Tuchfabrikanten Bernh. Hansen Ehef., geb. Brünings, kleine Fuhrleutestraße Nro. 2; von einem Knaben.
— 1440. Den 4. — Des Mascopsträgers Joh. Diedrich Gries Ehefrau, geb. Seghorn, Süderstraße Nro. 13; von einem Mädchen.
— 1441. Den 4. — Ein Knabe.
— 1442. Den 5. — Des Blechenschlägermeisters Diedrich Huntemann Ehefr., geb. Berk, Knoopstraße Nro. 19; von einem Mädchen.
— 1443. Den 5. — Des Schuhmachermeisters Joh. Bartels Ehefr., geb. Schneider, Kiefstr. Nr. 1; von einem Knaben.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 99.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 11. Dezember 1836.

Jeder thierischen Bildung entblühen Beispiel und Warnung,
Lehr' und Stärkung und Trost, Liebling der Götter, für dich.

Die wilden Thiere im Zwinger.

1826.

Von G. F. Noeldeke.

Die ihr, kühnlich entrissen der fern euch zeugenden Wildniß,
Hieraus Süden und Ost, Westen und Norden gesellt,
Hadert mit eurem Geschick, das euch, mit stürmischen Trieben
Ringen nach Freiheit, gelehrt, und in den Kerker geführt —
Zürnet dem gaffenden Schwarme; doch nicht dem sinnigen Sänger,
Der mitfühlend, auf euch heftet den menschlichen Blick:
Ehrend die Kraft und Schönheit und jegliche große Gestaltung,
Hasser jegliches Zwangs, nah't er dir, rauhere Welt!
Hier, in lieblichen Farben, mit Meisterhänden getüpfel,
Laden die Pardel zur Schau; aber im glühenden Blick,
Nimmer Frieden verkündend dem tückischen Menschengeschlechte,
Droht dem Kerkernden Tod größlicher Rache Gelüst.
Hüte dich, freundlicher Wärter, hier Dankgefühle zu träumen,
Schwellt nicht die Adern auch dir, Thörichter menschliches Blut?
Seht im streifigen Königsmantel, dem Menschengewirke,
Strahlend im Tempel der Kunst, weichet, wie Schatten dem Licht,
Prangen den herrlichen Tiger: Wie schlank die stattlichen Glieder!
Lockt nicht, freundlich zu nahn, schmeichelnd die holde Gestalt?
Merke die Bildung des Kopfs; ist da die Würde des Königs?

Ach, er verräth das Geschlecht, das dich mit Schmeicheln umschleicht,
Und in nächtlicher Ruh' erwürget für tägliches Wohlthun —
Mordlust blinzelt im Aug', welches so spähend uns faßt!
Zwiefach empörst du das Herz mir im Feiergewande der Schönheit,
Dessen tückischer Kunst sicher die Unschuld erliegt.

(Der Beschluß folgt.)

Die Belagerung von Jerusalem.

(Fortsetzung.)

22.

In der Antonia befand sich ein Zimmer, welches abgelegen und jetzt einem Mädchen zur Wohnung angewiesen war, das sich nicht freiwillig in dieß Gemach hatte bringen lassen. Das Zimmer war prächtig getäfelt und geschmückt. Nach Römischer Sitte waren die Wände bemalt und erglänzten in hellem Farbenschmucke. Die Polster, welche an den Wänden umher aufgerichtet waren, gehörten der Art des Morgenlandes an, die übrigen Geräthe aber waren wiederum in Römischem oder, was jener Zeit gleichviel war, in Griechischem Geschmacke.

Die Thür, welche in dieses Gemach führte, war von Außen verriegelt. Die Fenster bedurften keiner Sicherung, denn wer hinausblickte, schaute mehrere hundert Fuß tief hinab, der Thurm, dem das Zimmer angehörte, lag als äußerstes Werk an der Schlucht, die durch Natur und Kunst gemeinsam gebildet, die Mauern der Antonia von dem benachbarten Stadttheile trennte.

Hier verweilte jetzt Judith, Nathan's Tochter. Sie war in den Händen des Tyrannen Simon, der sich durch einen Gewaltstreich des Mädchens bemächtigt hatte und sie hier verwahrte.

Die schöne Jungfrau sah bekümmert und tief betrübt aus. Ihre dunkeln Augen füllten sich häufig mit Thränen, wenn sie der Aeltern oder des geliebten Aemilius gedachte. Sie stützte das Haupt mit der einen, mit der andern Hand liebkoste sie jenen Hund, den wir unter dem Namen: Löwe, kennen. Man hatte ihr auf ihre Bitte verstattet, dieses Thier bei sich zu behalten, und es leistete ihr in ihrer Einsamkeit treulich Gesellschaft.

Es war der dritte Tag, den Judith hier zubrachte. Schon zwei Mal war Simon heute erschienen, um seine angemaßten Rechte geltend zu machen, sie hatte ihn von sich gestoßen, allein, der Tyrann war im Herzen des künftigen Sieges allzu gewiß, als daß er das Mädchen wieder hätte frei geben sollen, was er so glücklich in seine Gewalt bekommen und dessen Besitz einen so hohen Reiz für ihn hatte.

Für den Unglücklichen ist der Abend die traurigste Zeit des Tages. Mit dem Hinabsinken der Sonne sieht er seine Hoffnungen verschwinden, seine Entwürfe zu nichts werden, und so wie sich nach und nach die Dämmerung über die Erde ausbreitet, wird es auch immer düsterer in seinem Innern.

Der Liebe aber soll die Dämmerung günstig und erwünscht kommen. Das Herz soll dann zärtlicher schlagen, die Geliebte sich inniger an den Geliebten anschließen, denn es wird Nacht und sie bedarf des Schutzes. In der Dämmerung redet der verzagte Mund kühner, denn das Erröthen der Wange wird nicht sichtbar, für Liebende hat die Dämmerung etwas Heimliches, Trauliches und Sicheres.

In der Dämmerung war Aemilius zu Damaskus so oft erschienen, um Judith im Garten zu sprechen, ihr seine Eidschwüre zu erneuern und tausend Liebesworte mit ihr zu wechseln. Das

Mädchen saß daher in ihrem Kerker und gedachte des Mannes, dessen Besitz ihr als das Höchste der irdischen Glückseligkeit erschien. Da dröhnten Schritte die Treppen herauf und der Riegel vor der Thür wurde zurückgeschoben. Simon trat herein und schloß den Eingang wieder hinter sich zu.

Bist Du noch immer so traurig, meine Freundinn, wie am Morgen und am Nachmittage? — redete der Tyrann — Fasse Dich und sey vergnügt, denn Dir ist ein großes Heil widerfahren. Ich will Dich zur Königinn machen über die Töchter unseres Volkes, Du sollst meine Herrlichkeit theilen und im Glanze meines Thrones sitzen. Wirf den Harm hinweg und neige mir Dein Herz zu. So bald Du mir Deine Arme öffnest, so bald ich den Born der Seligkeit von Deinen Lippen getrunken habe, bist Du frei. Deine Aeltern kommen zu Dir und sollen hochgeehrt werden. Nach Deinem Willen sollen Tausende sich richten und auf den Wink Deines Fingers sieben Mal siebzig Trabanten herbeieilen, Deine Befehle zu empfahen.

Das Rohe, was Simon eigen war, lag nicht gerade in seinen Worten, auch nicht allein im Ausdruck und in der Art der Rede; sondern in der Haltung, in den Gebärden und auf dem Angesichte. So sehen wir, daß Emporkömmlinge ihre Sprache gar bald nach ihren neuen Standesgenossen bilden, aber selten können sie alles Frühere so sehr verläugnen, daß nicht in ihrem Benehmen ihre Niedrigkeit hier und da durchblickte. Simon ließ sich durch die Schweigsamkeit seiner Gefangenen nicht abhalten fortzufahren:

Mein Herz hat Dich gewählt, Du Perle Zions. Ich liebe Dich so wie die Blumen die Sonne lieben, ich würde nach Dir suchen, wenn ich Dich verlöre, wie das Kameel in der Wüste nach der Quelle. Seit ich Dich sah, waren meine Gedanken immer bei Dir. Du raubest mir den Stolz meines Geistes am Tage, Du nimmst mir die Ruhe meiner Nächte. Laß mich an Deiner Brust schlummern, laß mich Deine Augen küssen, die bösen Augen, die mich entzündet haben. Schlinge Deinen Arm um meinen Nacken, werde mein Weib und gebäre mir Kinder, würdig über die Enkel David's zu herrschen.

Simon näherte sich der Jungfrau und ergriff ihre Hand. Er wollte einen Arm um ihre Hüfte legen. Da brach Judith in Zorn aus:

Weiche zurück, Du Abscheulicher, und zwinge mich nicht zur Gegenwehr. Wirbt man so in Jerusalem um ein Mädchen, daß man sie den Aeltern raubt, in entlegenen Gemächern verschließt, zu Zärtlichkeiten zwingt, die ihr Herz verweigern, die ihre Ehre verbieten muß. Laß mich frei, gieb mich frei, gieb mich den Meinen zurück und ich will Dich hoch verehren, ich will versuchen, ob ich Dich dann auch lieben lerne. Aber nimmermehr gewinnst Du meine Neigung, wenn Du sie erzwingen willst.

Ich habe Dich — antwortete der Mann und wurde dringender — und kann Dich nicht wieder von mir lassen. Ich muß Dich besitzen, Du mußt mir gehören, und kann ich mich Deiner nicht bemeistern durch Bitten und Flehen, so werde ich Gewalt brauchen. Denn die Stadt ist mir unterthan und das Volk Israel's gehorcht mir. Ich bin Dein König und befehle Dir mein Lager mit mir zu theilen. Wenn Du Dich sträubest, so werde ich Diener haben, die Dich nöthigen, meinen Willen zu thun.

O, Du frecher, erbärmlicher Mensch! — sagte Judith und schluchzte laut — Die Stadt ist voller Wehklagen und Jammer. Leichen bedecken die Straßen; Sterbende liegen an den Ecken der Häuser, und auf den Märkten wanken Schatten ähnlich, die kranken, hungernden Bewohner. Vor den Thoren stehen die Römer und bedrohen schon

dieses Schloß, in welchem Du mich gefangen hältst. Indeß befleckest Du Deine Hände mit dem Blute unschuldiger Glaubensgenossen, raubest den Aeltern ihre Töchter und wirbst nicht wie ein Mann, sondern wie ein wildes Thier um die Liebe eines Mädchens, das Dich haßt. Horch, der Hof erdröhnt von Waffen. Man läßt Kriegsgeschrei erschallen und Fackeln leuchten. Die Männer ziehen ins Treffen. Und täusche ich mich nicht, so schallet von der andern Seite auch tausendstimmig schon die Tuba der Römer. Thue, was Dir als Heerführer zukommt, und laß ab, mich zu quälen.

Nicht die Ermahnungen Judith's, wohl aber die Nothwendigkeit bestimmte Simon, an die Spitze seines Heeres sich zu stellen. Denn die Römer stürmten den Theil der Stadt, der zunächst dem Tempel und an der Antonia lag. Der Tyrann eilte aus dem Gemache, vergaß aber nicht den Riegel wieder vorzulegen, der dem Mädchen den Ausgang versagte.

Als er hinweggegangen war, blickte Judith durchs Fenster und suchte durch die Nacht zu erkennen wie der Kampf sich wende. Es war ihr seltsam zu Muthe, als sie das Getöse des Gefechtes hörte. Sollte sie den Untergang ihrer Landsleute und Glaubensgenossen wünschen? Oder um die Niederlage der Römer beten, in deren Reihen ihr Geliebter focht?

Die Dunkelheit erlaubte es nicht weit in die Ferne hinauszublicken, und die Mauern und die Häuser der Stadt verdeckten ohnedieß dem Auge den Kampfplatz. Daher war nur das Geräusch der Schlacht aus der Ferne vernehmbar. Manchmal sah man Flammen emporleuchten oder auch Brände sich entzünden. Oft schwieg das Geschrei und nur dumpf dröhnte das Waffengetöse, plötzlich aber erscholl wieder Gebrüll aus tausend Kehlen, wenn eine neue Erscheinung oder ein unverhoffter Erfolg, Weichen hier, Vordringen dort es veranlaßte.

Während Judith, von Bangigkeit niedergedrückt, das Brausen des Getümmels von fern beobachtete und oft erschrocken auffuhr, wenn es näher zu ertönen oder gewaltiger auszubrechen schien, lag der Hund zu ihren Füßen und hob nur dann und wann das Haupt empor, wenn eine einzelne Stimme das allgemeine Getöse durchdrang und der Ruf eines Befehlshabers, ein Schrei des Entsetzens, der Verzweiflung oder wilder Lust aus dem Meere der Töne deutlicher emportauchte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Archäologie der Erde.

(Beschluß.)

Wenn man je bei einem Organe der untergegangenen fossilen Thiere zum Voraus die Hoffnung aufgab, hinsichtlich des Baus desselben etwas Gewisses zu erfahren, so waren es die Eingeweide; denn da diese weichen, für die thierische Oekonomie höchst wichtigen Theile frei in der Körperhöhle hängen und mit dem Skelet in gar keiner Verbindung stehen, so konnten sie auf den versteinerten Knochen lediglich keine Spuren hinterlassen. Man durfte indessen nur die furchtbaren Zahnreihen und mächtigen Kiefer des Ichthyosaurus betrachten, um sich überzeugt zu halten, daß Thiere mit so gewaltigen Werkzeugen der Zerstörung sich derselben gegen die wimmelnde Bevölkerung der alten Meere in vollem Maße bedient haben werden; und dieß hat sich auch aufs Ueberraschendste bestätigt, indem in der neuesten Zeit nicht nur innerhalb ihrer Skelette halb verdaute Reste von Fischen und Reptilien, sondern auch, zerstreut in denselben Flötzen, wo ihre Knochen begraben liegen, Coprolithen, d. h. ihre versteinerten Excremente gefunden wurden.

Diese merkwürdigen Körper sind jetzt so hart, daß sie sich aufs Feinste poliren lassen, und durch die darin eingeschlossenen Schuppen, Zähne und Knochen von Fischen und Reptilien erhalten sie ein marmorähnliches Ansehen. Ihre Erhaltung und Versteinerung rührt von der Unvergänglichkeit des phosphorsauren Kalks her, aus dem sowohl Knochen als verdaute Knochen bestehen. Neuerdings sind ähnliche Coprolithen von fossilen Fischen entdeckt worden, namentlich bei Edinburg, bei Newcastle, bei Leith. Die Edinburger Steinschneider verarbeiten diese Steine, die sich geschliffen sehr niedlich ausnehmen, zu Tischplatten und allerlei Damenschmuck, unter dem Namen von Käfersteinen, weil man meinte, sie rühren von Insekten her. Im Liaskalk an der Mündung der Severn bilden Coprolithen und, vermischt mit ihnen, Zähne und abgerollte Knochenstücke von Reptilien und Fischen auf viele Meilen weit förmliche Schichten, zum Beweis, daß in diesem Strich, als er noch Meeresgrund war, in unendlich langer Zeit die Knochen und der Unrath der Seethiere sich aufhäuften. Indessen sind dergleichen Entdeckungen nicht allein in England gemacht worden; Aehnliches kommt in Flötzen jedes Alters, welche Reste fleischfressender Reptilien bergen, in Amerika wie in Europa vor. So hat Professor Jäger kürzlich viele Coprolithen im Alaunschiefer bei Gaildorf in Würtemberg entdeckt.

Die merkwürdige Erhaltung dieser Körper läßt nicht nur auf die Nahrung der Thiere, von welchem sie herrühren, sondern auch auf Bau und Dimensionen ihres Magens und Darmkanals schließen. Daß sie aber, um wieder von dem Thier zu sprechen, das uns hier zunächst beschäftigt, wirklich vom Ichthyosaurus herrühren, das beweist der Umstand, daß sie häufig innerhalb der Skelette, noch von den Rippen bedeckt, in der Gegend des Unterleibs gefunden werden. Ihre Masse unter diesen Umständen ist im Verhältniß zur Größe des Thiers wirklich ungeheuer, und wüßten wir nicht, wie gefräßig Reptilien und Fische sind, und wie sie Thiere von sehr bedeutender Größe verschlingen, so müßte der gewaltige Futterklumpen in manchen fossilen Skeletten von Ichthyosauren unerklärlich erscheinen. Man sieht deutlich, der Magen war fast so lang als der ganze Rumpf. So ungeheure Mägen finden wir nun aber auch bei den noch lebenden gefräßigen Reptilien, und wir wissen, daß im Magen großer Krokodille ganze menschliche Leichname gefunden wurden. Wir ersehen ferner aus der Bildung der Zähne, daß der Ichthyosaurus, wie das Krokodill, seine Beute ganz verschlingen mußte; nun findet man aber in Coprolithen von größern Ichthyosauren Knochen von kleinern Ichthyosauren, deren Dimensionen schließen lassen, daß die Letztern mehrere Fuß lang waren; und so gelangen wir zur Ueberzeugung, daß der Magen dieser Thiere einen ungeheuren Sack bildete, der sich fast durch die ganze Körperhöhle erstreckte und mit den furchtbaren Kiefern und Zähnen hinsichtlich der Capacität in richtigem Verhältniß stand.

Auf diese Weise hat ein Stoff, von dem sich in nicht wissenschaftlichen Blättern kaum anders als in seinem versteinerten Zustande ausführlich reden läßt, unsere Kenntniß vom Bau und der Lebensweise eines ehemaligen Bewohners unseres Planeten aufs Interessanteste vermehrt. Manchem, der gar keinen Begriff von Anatomie hat, mag es vorkommen, als wenn es vollkommen gleichgültig wäre, ob wir über etwas so fern Liegendes, scheinbar so Unerreichbares, wie die Eingeweide einer untergegangenen Eidechse, etwas in Erfahrung bringen oder nicht; es ist aber von höchster Bedeutung für die Geschichte der Erde, es wird dadurch jener Kette, welche die vor dem Auftreten des Menschen untergegangenen Geschlech-

ter mit den Thieren verknüpft, die unsere Zeitgenossen sind, ein neues Glied zugefügt. Daß bei Thieren, die in der Zeit so ungeheuer weit auseinander liegen, dieselben mechanischen Vorrichtungen zu ähnlichem Zwecke so ganz planmäßig sich wiederholen, zeigt unwidersprechlich, daß sie alle Ausflüsse einer und derselben Intelligenz sind. Wenn wir im Leibe eines Ichthyosaurus noch das Futter finden, das er kurz vor seinem Tode verschlungen, wenn wir seine Rippen noch die Reste von Fischen umschließen sehen, die er vor zehntausend, ja wohl vor mehr als zehnmal zehntausend Jahren zu sich genommen, so ist es, als ob die Zeit völlig verschwände, und ein Begebniß, seit dem unermeßliche Zeiträume verflossen, ist uns fast so nahe, als was gestern geschah.

Blicke geradaus und zur Seite.

In dem Garten des ehemaligen Jesuiten-Klosters zu Prag sieht man die Statue eines Königs von Böhmen, dessen Herrschaft so weithin reicht in die Vergangenheit, daß seine Geschichte nur in der Mährchenwelt zu finden ist. Unter Anderem soll er ein Schwert gehabt haben, das auf seinen Ruf: „Hau' d'rauf zu ohne Rast und Ruh!“ sich in Bewegung setzte und die Lebenden aller Welt nieder gemetzelt hätte, wenn es nicht sein Herr zuweilen genirte mit dem Ruf: „Jetzt komm' nach Haus und ruh' dich aus!“ Zu der Zeit, als so viele Französische Carlisten nach Prag reiseten, sollen sie besonders nach diesem Schwert gesucht, aber nur die Bestätigung gefunden haben, daß es wirklich mitsammt der Mährchen-Zeit verschwunden sey.

Das Wildbad in Baiern hat angeblich seine Gründung einem Pferde zu verdanken; damit man die Geschichte glaubt, geht sie bis ins zwölfte Jahrhundert zurück. Zu der Zeit lebte auf der Rothenburg ein sehr wohlhabender Ritter, dessen Leibroß wurde alt und dienstunfähig. Nun hielt man es damals nicht für besonders menschlich, ein unbrauchbar Roß sogleich todt zu schlagen, um von seinem Leichnam noch ein kleines Profitchen zu haben; denn in jenem Jahrhundert spekulirte man mehr ins Große, hielt am Alten und an schlechtem oder gutem Recht, gleichviel welches man ererbt hatte; denn hierin lag die Gültigkeit. Sonach hatte denn das Roß auch ein Recht, seine alten Tage auszuleben, und der Ritter von Rothenburg ließ seinen Leibgaul frei in die dichte Waldung hinein, damit er versuche, wieder zu guter Constitution zu gelangen. Und es begab sich, daß der Ritter nach etwa einem Jahre jagte; siehe da begegnete er seinem ehemaligen Grauschimmel, der flüchtiger dahin jagte wie sonst und so nett aussah, als ob er den Stein der Weisen, der nebenher auch Verjüngung verleihen soll, gefunden hätte. „Ho ho!“ sprach der Ritter, „wie ist mir das? Wo ein absterbender Grauschimmel sein Alter los werden kann, vermöch' es ja ein Mensch wohl auch!“ Alsbald ließ er nachforschen, wie das Pferd lebe und was es treibe; und nach fortgesetzter Beobachtung kam's heraus, daß es sich täglich bade, und bei der Untersuchung fand sich, dieß geschehe nur in dem Wasser einer mineralischen Quelle, die damit entdeckt war und bald weit und breit zu Ruf kam. Da dieser, weil der Bäder gar viele wurden, nach und nach abgenommen hat, wäre den Bewohnern der Gegend bei Wildbad zu rathen, daß sie in diesen Tagen, wo jeder Flecken sich etwas Berühmtes sucht, um möglichst auch mit einem Denkmal vorzurücken, ein solches dem Pferde des Ritters von Rothenburg setzten, um das Bad wieder lebhafter in die Conversation zu bringen — denn darauf, liebe Zeitgenossen, kommt's ja jetzt hauptsächlich an. Das könnt ihr euch selbst beweisen, wenn ihr bei

euch anfragt: wie oft ihr wohl durch das heutige unabreißliche Gerede euch zu Diesem und Jenem habt hinreißen lassen? Hattet ihr zuvor die Redenden nicht gehörig betrachtet, wird euch wohl manchmal die Erfahrung klüger gemacht haben; — aber bei der Menge kommt's, wie gesagt, doch meist darauf an, daß recht viel und unablässig von einer Sache geredet wird, auf das Prüfen läßt sie sich nicht ein — „denn wer das „Wer“ und was vom „Was“ versteht, der gesondert schon von den Vielen geht, die immerdar verschwelgten und verschliefen des Lebens Höhen und der Seele Tiefen.“

Im Jahre 1733 erschien (in Cordova) ein Buch von einem Jesuiten, dem „Pater Pedro Lozano, von der Gesellschaft Jesu, Chronikenschreiber der Provinz Tucuman“, welches viel Wunderliches enthält. Unter Anderem erzählt er: „Der Tiger sucht sich, wenn er nach Beute jagt, immer das Schlechteste aus; trifft er einen Spanier, einen Indianer und einen Neger zusammen, wird er sich zuerst auf Letzteren stürzen, als zweiten Fang den Indianer angreifen und zuletzt auf den Spanier losgehen. So lebet in dem unvernünftigen Thiere doch ein Respekt vor der bessern Erleuchtung und zumal vor dem Christenthume.“ Demnach würde der Tiger wahrscheinlich vor einem Jesuiten sich demüthigst niedergelegt und seine Mordlust ganz vergessen haben; der gute Pater ließ jedoch, um seinen Satz geltend zu machen, völlig außer Acht, daß farbige Menschen stark ausdünsten, mithin für das Raubthier bei ihnen mehr Anziehungskraft vorhanden ist als bei Europäern; wahrscheinlicher noch ignorirte er den natürlichen Grund mit Willen, um sich und seine Landsleute erhabener zu stellen — der Dummheit gegenüber wird jede kecke Behauptung ein Stückchen Klugheit. Diese zu üben, läßt der Jesuit in seinem Werke den Teufel erscheinen, wie er allen Indianern den Rath giebt, schleunigst vor den Spaniern das Land zu räumen, damit sie nicht unterdrückt und bekehrt würden. „Dem Teufel“ — spricht Pator Lozano — „war es eine Angst, daß die Indianer sich zum Christenthum wenden und so seinem Reiche entzogen werden könnten; deßhalb trat er selbst auf und wurde vielmals gesehen, wie er die Indianer antrieb, neue Wohnorte zu bevölkern, und so geschah es denn auch, daß alle diese Stämme, die nicht auf uns hörten, fortan den Teufel anbeteten.“ Und scheint es, die Indianer hatten schon guten Grund, von dannen zu ziehen, wenn sie dadurch von solchen Patern befreit wurden. A. Roussel.

---

* Zur Beherzigung.

Unterzeichneter, ein alter Seefahrer, welcher seit längeren Jahren den Zustand unserer Weser mehrfach geprüft hat, erlaubt sich jetzt, da doch gegenwärtig ein projectirter Abzug des zu hohen Wassers in unserm Weserstrom beabsichtigt wird; auch seine Meinung darüber zu sagen.

Seines Dafürhaltens nach, darf auf keinen Fall das Wasser der Weser durch einen Abzugskanal außerhalb der Stadt, oder rund um dieselbe, bei einem höheren Wasserstande abgeleitet werden; denn geschieht dieses, so kommt natürlich kein Strom mehr durch das eigentlich jetzige Flußbett, und wird dieses dann mehr und mehr versanden, wodurch am Ende weder ein Dielenschiff noch eine Jölle und noch vielweniger ein Kahn vermögend seyn wird, an die Stadt zu kommen.

Er glaubt, daß nur dadurch diesem Uebelstande abzuhelfen ist, wenn erstlich vom sogenannten Schneider gerade nach der Lankenau hin die jetzt dort vorhandene Sandbank durchgegraben würde und zwar in einer Weite von circa 40 bis 50 Fuß, jedoch müßte dieses natürlich mit dem

Bette der Weser egalisiren; dann zweitens zwischen einem Paar sogenannter alter Böcke (welche natürlich ganz abgenutzt seyn können) müßten Räder angebracht werden, um den Sand in Bewegung zu setzen und ihn von oben weg nach unten — nämlich Vegesack vorbei — hinzuarbeiten; diese Räder müßten so eingerichtet werden, daß sie hoch und niedrig, je nachdem es erforderlich ist, gestellt werden können. Lägen nun ein Paar dieser Böcke hier zum Schneider, fingen dort an und arbeiteten weg; und fände man, daß sich der damit unternommene Versuch bewährte, so könnten ja noch ein Paar andere Fahrzeuge von derselben Qualität angeschafft werden, die denn in der Vegesacker Bucht (bis wohin die beiden Ersten von hier abgehenden arbeiten) lägen, und weiter hinunterwärts trieben, um so sich immer einander in die Hand zu arbeiten. Wäre, wie gesagt, der Versuch probat, so fielen mit der Zeit alle Schlengen weg und würde dadurch alsdann ein Bedeutendes erspart.

Drittens müßte seiner Meinung nach, ein sogenannter Dassum, (?) oder Deich, vom Werderthor bis an den Buntenthorsdeich geschlagen werden, um zu verhüten, daß der Strom nicht über den Werder ginge, sondern nur in seinem eigenen Bette bliebe; dieser Deich müßte natürlich mit einigen Schleusen versehen seyn, damit, wenn der Wasserstand zu hoch würde, diese aufgezogen und dann, wie man zu sagen pflegt, gezüchtigt und losgelassen werden könnte. Wäre dieses der Fall und geschähe es mit dem Deiche, so würde viertens die kleine Weser im Winter einen sichern Hafen für alle Arten Fahrzeuge bilden.

F.

---

* Zur Warnung

für die Herren Pfarrer, damit sie die heilige Taufe nicht so leicht wegwerfen.

Der Prediger Fr. in W. traf auf einer Reise im Wirthshause zu L. ein, und forderte eine Portion Kaffee, welche ihm auch sofort gebracht wurde. Beim Trinken erschien die Tochter des Hauses um zu fragen ob ihm noch Etwas gefällig sey.

Nein, mein Kind erwiderte der Pastor, aber ich glaube die Milch da ist getauft; das Mädchen erwiderte sogleich: Ei Herr Pastor wie is dat mögelk dat Se de heilige Döpe so licht wegschmieten könt. Der Pastor erwiderte nichts, berichtigte seine Rechnung und ritt weiter.

U. T. F.

Gottesdienst.

Sonntag, den 11. Dezember.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfangs. Predigt.
Hr. Pastor Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Pastor Capelle.....	— — —	1 »
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 »
Hr. Prediger Müller.....	St. Ansgarii	9 »
Hr. Dr. Krummacher.....	— — —	12 »
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 »
Hr. Pastor Mallet.....	— — —	1 »
Hr. Pastor v. Hanffstengel	St. Pauli	9 »
Hr. Pastor Iken.....	— — —	1 »
Hr. Pastor Toel.....	St. Remberti	9 »
Hr. Candid. Menken....	— — —	1 »
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 »
Kein Gottesdienst.	Armenkirche	
Hr. Pastor Wemer.....	St. Johannis	7 » Messe
Hr. Vicarius Driver.....	— — —	9 » Hochamt
Hr. Pastor Wemer.....	— — —	10 » Predigt
	St. Petri Dom	6 »
	— — —	8 »
	— — —	12 »
	— — —	2 »

Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen").

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 26.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 99.

Bremen, Sonntag den 11. Dezember 1836.

Gestorben:

Nro. 1136. Den 6. Dezember. Die Dienstmagd Gesche Bargfried, 46 Jahr; St. Willhadi Nro. 2.

— 1137. Den 6. — Des Arb. Heinr. Grabau Tochter, 4 Jahr; Hastedt.

— 1138. Den 7. — Des Branntweinbrenners Friedrich Stalhuth Sohn, 2 Jahr; Stavendamm N. 21.

— 1139. Den 7. — Der Stellmacher Peter Biskanter, 29 Jahr; Kupferschlägers-Gang Nro. 1.

— 1140. Den 7. — Marg. Ahrens, 68 Jahr; Kohlhökerstraße Nro. 3.

— 1141. Den 7. — Des Küpers Carsten Steffens Sohn, 8 Tage; Doventhorssteinweg Nro. 2.

Nro. 1142. Den 7. Dezb. Des Kutschers Joh. Heinr. Knochwiedel Sohn, 2 Jahr; a. d. Stephanikirchhof Nro. 11.

— 1143. Den 7. — Des verst. Schiffskapitäns Caspar Strömer Wittwe, geb. Frerichs, 84 Jahr; Theerhof Nro. 14.

— 1144. Den 8. — Des Arb. Diedr. Oemers Tochter (todtgeb.); außerm Steinthor Nro. 94.

— 1145. Den 8. — Des Zinngießers Joh. Chr. Gottfr. Schütt Sohn (todtgeb.); Wachtstraße Nr. 7.

— 1146. Den 8. — Der Tabacksfabrikant Joh. Christ. Buse, 29 Jahr; Wachtstraße Nro. 8.

Geburten:

Nro. 1444. Den 4. Dezember. Des Arb. Wilh. Rotermund Ehefr., geb. Roselius, Schwachhausen Nro. 19; von einem Mädchen.

— 1445. Den 5. — Des Arb. Johann Hinrich Wilhelm Schrage Ehefr., geb. Farrelmann, Marterburg Nro. 43; von einem Knaben.

— 1446. Den 5. — Ein Knabe.

— 1447. Den 6. — Ein Mädchen.

— 1448. Den 6. — Des Arb. Christ. Hagedorn Ehefrau, geb. Fahrenholtz, Hastedt Nro. 42; von einem Knaben.

— 1449. Den 6. — Des Branntweinbrenners Johann Diederich Kohlwey Ehefrau, geborne Tebelmann, große St. Johannisstraße Nro. 43; von einem Knaben.

— 1450. Den 7. — Des Arb. Ludwig Rose Ehefr., geb. Bathmann, Buntenthorssteinweg Nro. 244; von einem Mädchen.

Nro. 1451. Den 8. Dezemb. Des Arb. Diedr. Oemers Ehef., geb. von de Wall, außerm Steinthor; von einem todten Mädchen.

— 1452. Den 8. — Des Kaufmanns August Wilh. Ludolph Brauer Ehef., geb. Boyes, am Markt N. 4; von einem Knaben.

— 1453. Den 8. — Des Zinngießers Joh. Chr. Gottfr. Schütt Ehefr., geb. Eggers, Wachtstraße Nro. 7; von einem todten Knaben.

— 1454. Den 8. — Des Kaufmanns Joh. Helfrich Adami Ehefrau, geborne Alders, Schützenwallstraße Nro. 8; von einem Mädchen.

— 1455. Den 9. — Des Schiffszimmermanns Christian Wöhlers Ehefr., geb. Lindemann, am Bollwerk Nro. 17; von einem Knaben.

— 1456. Den 9. — Des Buchhalters Lorenz Jung Ehef., geb. Künken, Schützenwall Nro. 1; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 475. Der Blechenschlägeramtsmeister Peter Friederich Heintz und des verst. Blechenschlägeramtsmeisters Ernst Jeremias Großmann Wittwe, Margaretha, geb. Meier, hieselbst.

— 476. Der Cigarrenmacher Franz Hase und Anna Rebecka Mencke, Beide von hier.

— 477. Der Arb. Joh. Friedrich Anton Lambrecht hieselbst und Margar. Eggers vom Horn.

— 478. Der Mühlenbauer August Ludewig Nolte und Marie Magdalena Andrich hieselbst.

— 479. Der Landmann Diedr. Heinrich Strangmann zu Hassel und Debke Hagen zu Steckenhausen.

Nro. 480. Der Tabacksfabrikant Joh. Hinr. Meierdierks und Henriette Dorothea Elisabeth Hanna Waßmann, Beide von hier.

— 481. Der Arb. Johann Wilh. Nordenhold und Anna Behrmann, gen. Janitz, Beide von hier.

— 482. Der Arb. Joh. Hinrich Donklef hies. und Marie Ilsabe Schwartjes aus Walle.

— 483. Der Schneideramtsmeister Joh. Hermann Arens und Adelheid Danitz, gen. Bernhardt, hies.

— 484. Der Tischleramtsmeister Hinr. Wätjen und Anna Christina Wähmann, Beide von hier.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 100.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen. Donnerstag den 15. December 1836.

Sieh auf die niedern Genossen des Lebens mit menschlicher Würde:
Mild're mit menschlicher Huld sorgend, ihr rauhes Geschick.

Die wilden Thiere im Zwinger.

(Beschluß.)

Kraft, mit Schönheit umkleidet, dir huldigt die staunende Muse;
Doch nur Weisheit und Huld hebt dich zur Majestät.
Unter den Söhnen der Wildniß, entrissen der gastlichen Höhle,
Schließet der Zwinger auch dich, König der Wälder, mit ein?
Wenn mit wüthenden Blicken, die Enge des eisernen Kerkes
Rastlos Alles durchrennet, stehest in Ruhe nur du.
Zwar es zeiget dein Zürnen des mächtigen Schweifes Geringel;
Aber die siegende Kraft bändigt im Auge den Grimm.
Stattlich umschließet den Nacken des Herrschers die schirmende Mähne,
Bräunlich gelb, das Gewand, höhnend den farbigen Prunk,
Sehet in jeder Muskel des wohlgebauten Leibes
Schwellen die Fülle der Kraft, welche den König erhebt.
Horch, es donnert Gebrüll aus dampfendem Rachen zum Himmel,
Der ins knechtische Joch bannte den edleren Sohn.
Jetzt voll Würde gelagert, umblickt er mit fürstlichem Stolze
Rings den gaffenden Kreis, winket Verachtung ihm zu.
Spielend zerrt an der Mähne das Hündchen, ihm traulich gesellet;
Sanft nur schüttelt er sie, schreckt den Verwegenen nicht.
Zeigt nicht die Haltung des Herrschers im furchtbar engenden Zwinger,
Daß im Kerker auch frei thronet ein edles Gemüth?

Höhe des reineren Geist's, von Leidenschaft nimmer umnebelt,
Großmuth, dem Schwächern erzeigt, spiegelt das thierische Bild.

Ihm zur Seite dort stürmet, mit ungleich trabendem Laufe,
Wilden, schielenden Blick's, grimmig der röthliche Wolf.
Ewig hager, doch stark. Das Schrecken der Hürden und Weiden,
Wo er würgte mit Lust, brachte die Grube zum Fall'
Unersättliche Gier in diesen funkelnden Augen,
Die von der Weichsel zum Rhein spornte den streifenden Lauf,
Wird hier kärglich gestillt; deß grollt die gefräßige Raubsucht,
Heulend, klagt er sein Leid furchtbar, und rühret uns nicht.
Thörichter hungert der menschliche Geiz, wo Fülle der Güter
Gab das Geschick, und Genuß rasende Leidenschaft wehrt.

Doch was schließet daneben die dichter vergitterte Klause?
Die nicht edle Gestalt kleidet ein schmutziges Weiß;
Dunkel gefleckt, und verwaschen die ungefällige Zeichnung;
Unstät, düster und scheu blickend, und unruh'voll,
Rennt es dichter, und streift an Ecken und Stäbe des Kerkers.
Heimliches Grauen erfaßt, nahst du dem Scheußlichen, dich —
Athm' ich wirklich so nahe der nimmersatten Hyäne,
Die an blutiger Gier über den Tiger sich hebt?
Ha, vom Leichengefilde den schlachtnachhallenden Grabwolf
Brachtest du, Führer, hierher aus dem verderblichen Süd?
Eil', eh' dich es erwürgt, im Käficht zu tödten das Unthier!
Laß nicht Lebende mehr zittern dem tödtenden Blick.
Weg mit ihm in die Gruft zu jenen gefeierten Helden,
Die Eroberungssucht ihm zu Genossen geweiht!

Dicht dem scheußlichen Anblick erschallet ein lautes Gelächter —
Sprecht, was sehet ihr dort? Affen in buntem Gemisch,
Buhlen, sich seltsam gebärdend, und lache des schauenden Pöbels.
O wie widert mich's an, dieses verworf'ne Geschlecht!
Menschen, kann es euch freun, zu sehn im Spiegel verzerret,
Roher Spottlust ein Ziel, euer gesunk'nes Geschlecht?
Was den Menschen entwürdigt zu weihen dem tieferen Abscheu,
Stellte der Schöpfer euch dar Menschen, in Thiere sgestalt:
Hier erkennet euch selbst, ihr Sclaven gebietrischer Laune
Die, wo Beifall erschallt, selbst die Verachtung entzückt.
Wie es, Witzling, dich kleide, wenn, selbst dir Huldigung grinzend,
Du das Heilige schmähst, schau' es im Affengesicht.
Hieher wende den Blick, du süßlich lächelnder Versler!
Nimmer erkannt vom Apoll, Musen und Grazien fremd,
G'nügst du, wie diese, dir selbst in seltsam lustiger Geberdung;
Und aus Lachen des Hohn's athmest du Weihrauch dir ein.
Die ihr euch schwinget und schmieget und blähet im Kreise des Fürsten,
Eure Geschmeidigkeit stellt hier sich dem Pöbel zur Schau.

Wo die Menschheit im Affen so tief erniedrigt sich spiegelt,
Schwör' es feierlich ab, was dich der Menschlichkeit fernt!
Jeder thierischen Bildung entblühen Beispiel und Warnung,
Lehr' und Stärkung und Trost, Liebling der Götter, für dich.
Sieh auf die niedern Genossen des Lebens mit menschlicher Würde:
Mild're mit menschlicher Huld sorgend, ihr rauhes Geschick.

Weihe. G. F. Rockels.

Die Belagerung von Jerusalem.

(Fortsetzung.)

Nach einer Weile aber richtete er sich auf und schaute nach der Thür des Zimmers hin, denn das feinere Gehör des Hundes unterschied, trotz des Lärmens von Außen, Schritte, die die Treppe herauf, dem Gemache sich näherten. Der Riegel der Thür bewegte sich, der Glanz einer Ampel fiel ins Zimmer Judith's und ein schönes Weib trat ein, prachtvoll geschmückt, von stolzer Haltung und Gebärde, im Auge aber einen geheimen Ausdruck, der dem gefangenen Mädchen Grauen erweckte.

Es war Susanna. Sie schloß die Thür sorgfältig hinter sich ab, setzte die Ampel weg und stand eine Weile still, während welcher sie ihre Nebenbuhlerinn zu mustern schien. Als sie Judith vom Kopf bis zu den Füßen mit ihren Blicken gemessen hatte, warf sie das Haupt stolz zurück und schien den Eingang ihres Gesprächs zu suchen. Endlich sagte sie: Fürchte nichts von mir; ich komme nicht, um Dir ein Leid zuzufügen. Du bist mit Gewalt hierher geschleppt worden?

So ist es! — antwortete Judith, die des Grauens, welches sie empfand, nicht Herr werden konnte.

Ich bedaure Dich, Dein Schicksal geht mir nahe! — sprach Susanna; der Ton aber, in welchem sie diese Worte sprach, klangen weder wie Mitleid, noch flößten sie Vertrauen ein. Das Weib fuhr fort: — Liebst Du Simon?

Wie kannst Du also fragen? — erwiderte Judith — Wie könnte ich den Mann lieben, den ich früher kaum einmal sah und dem ich auf eine so gewaltsame Art kennen lernte.

Möchtest Du Deiner Haft wohl gern entfliehen? — fragte Susanna.

O, wenn Du dieß möglich machen könntest, mit Thränen, auf meinen Knieen wollt' ich Dir danken! — schluchzte Judith — Hilf mir, nimm Dich meiner an, rette mich und ich werde Dich als meinen Engel betrachten.

Susanna wurde durch diese Worte, noch mehr durch die Art, wie Judith sie sprach, überrascht. Sie war der Meinung gewesen, daß, wenn das Mädchen auch gewaltsam, wie sie erfahren hatte, hierhergebracht worden sey, dennoch Eitelkeit, Prunksucht, Liebe zu Macht und Reichthum gar bald die Neigung in dem jungen Herzen erweckt haben würden, die Simon heischte. Susanna sah, daß Judith in der That nichts sehnlicher wünschte, als zu entkommen. Der Haß, den sie anfänglich gegen die Jungfrau gehegt hatte, schwand zum Theil; ganz konnte er nicht verschwinden, denn Judith war zu schön und zu reizend, das mußte selbst die Feindinn anerkennen.

Wenn Du klug und verschwiegen bist, so will ich Dich retten. Wann kommt Simon zu Dir? Zu welcher Zeit des Tages besucht er Dich?

Er war heut' zweimal, am Vormittage und am Nachmittage, gestern nur des Abends bei mir. Vorgestern wurde ich erst hierher gebracht! — antwortete Judith.

Bringt er Dir Speisen mit? — fragte Susanna — Hat er Dir nicht Wein gegeben? Forderte er Dich nicht auf, mit ihm das Mahl einzunehmen, ihm Bescheid zu thun aus dem Becher?

Ich war vor Traurigkeit krank, ich habe weder gegessen, noch weniger getrunken, entgegnete Judith.

Susanna legte die Hand an die Stirn und schien nachzusinnen. Sie faßte Judith am Arme und sprach, indeß ihre Augen leuchteten: — Hast Du den Muth, eine kühne That zu vollbringen? Um Dich zu retten, wirst Du Etwas wagen?

Alles, was Du willst, liebe Frau, Alles. Das Leben lieber verlieren als diesem Manne angehören, dessen Hände vom Blute triefen, dessen

Antlitz wie das eines Tigers ist. Was Du befiehlst, ich werde es getreulich ausrichten, wenn Du mir Hoffnung machst, meine Freiheit zu gewinnen! — versicherte Judith.

Gut! — antwortete Susanna — die That ist leicht, die Gefahr gering. Du sollst morgen am Abende aus diesem Kerker gehen, sollst frei seyn. Höre mich: Weißt Du, wer ich bin?

Nein, ich weiß es nicht! — antwortete das Mädchen und ihr wurde wieder bang' ums Herz.

Ich heiße Susanna.

Wohnst Du im Schlosse hier? Bist Du vielleicht eine Verwandte Simon's? — fragte Judith.

Auf Susanna's Wangen entzündete sich eine brennende Röthe. War es Scham oder Stolz, weil das Mädchen nicht wissen wollte, wer sie sey, sie sagte nach einer kurzen Pause: — Ich bin Simon's Geliebte, sein Weib.

Nathan's Tochter fuhr zusammen bei den Worten und ihr natürlicher Verstand sagte ihr, daß sie bei der Geliebten Simon's auf Liebe nicht rechnen dürfe. Nur Eifersucht konnte vielleicht bewirken, daß die beiden Frauen ein gemeinschaftliches Interesse verfolgten, doch das war ein zweifelhafter und Gefahr bringender Bewegungsgrund.

Er hat mich verrathen, mich weggeworfen um — — um Deinetwillen! — sagte Susanna — Mag es immerhin seyn, ich will mich rächen und Dich zugleich befreien. Das Mittel ist einfach. Simon wird Dich morgen wieder sprechen. Sey freundlicher als bis jetzt, gieb ihm Hoffnung. Er wird sein Mahl bei Dir halten, oder Wein bei Dir genießen wollen, gestatte ihm dieß. Daß wir uns verständigten, verschweigst Du natürlich. Hier ist eine Phiole —

Um unsers Herrgotts Willen! — rief Judith — doch nicht Gift?

Nein, — sagte Susanna lächelnd — nein, nicht Gift, nichts Schädliches, ein Schlaftrunk.

Das Mädchen konnte trotz dem ihres Entsetzens nicht Herr werden. Sie scheute sich vor den bösen, unheimlichen Augen des Weibes, das vor ihr stand.

Nun, was starrst Du mich an? Es ist ein Schlaftrunk; diesen giebst Du ihm in den Wein; er entschlummert, ich eröffne Dir die Thür, ich habe Freunde in der Burg, Vertraute, Du entfliehst und bist frei. Hier nimm und sey klug und kühn!

Noch ehe Judith zu einem Entschlusse gekommen war, entfernte sich Susanna, die Thür war verriegelt und das Mädchen stand in der Mitte des Gemachs, die Phiole in der Hand.

(Die Fortsetzung folgt)

---

* Aus meinem Tagebuche

am 30sten November 1836.

(Eine Münchhausiade.)

Gestern Vormittag nahm der gewöhnliche Luftzug schnell an Geschwindigkeit zu, so daß er in kurzer Zeit zu einem heftigen Sturme wurde. Er kam aus Südwest und zog nach Nordost. Wenn der Wind 60 Fuß in einer Sekunde zurücklegt, wird er Sturm genannt. Die größte Geschwindigkeit eines Wettrennens ist nur 58 Fuß in der Sekunde, dagegen der Wind es auf 160 in demselben Zeitraum bringen kann. Wir können auf zweierlei Art Luftzug oder Wind erregen, erstlich, wenn wir durch Feuer die Luft verdünnen, so wird, um das gestörte Gleichgewicht herzustellen, die dem Feuer am nächsten befindliche Luft angezogen und es entsteht Zug, wie man denn deutlich an einem geheizten Windofen wahrnehmen kann. Zweitens, wenn wir durch

einen Blasebalg Luft fangen, sie zusammendrücken und aus einer engen Oeffnung ausströmen lassen. Auf letztere Art wird die Luft nicht gezogen, sondern geschoben. Wie der Luftzug in der Atmosphäre entsteht, weiß ich nicht. Der Gestrige schien durch Druck hervorgebracht. *) Ich war neugierig zu wissen, welche Geschwindigkeit der Wind hatte, und nahm mir vor, sie zu messen. Versehen mit einem rüstigen Körper, von Land-, See- und Luftreisen, Letztere auf Bomben, abgehärtet, wagte ich mich ins Freie. Daselbst angekommen, packte ich mein Geräthe aus, allein in einem Nu wurde ich ungeachtet meines Sträubens hoch in die Luft erhoben und fortgeführt. Etwa in der Höhe von 400 Fuß fuhr ich über Meklenburg, Preußen, bis nach Königsberg. Die Reise war für mich recht angenehm; denn über den großen Städten schwebte ich nur eben über den Häusern und wurde von vielen Einwohnern begrüßt. Es that mir leid, daß meine Schreibtafel beim Auffahren zurück geblieben war, ich hätte sonst meine Reise genau aufgeschrieben und demnächst drucken lassen.

Als ich zu Königsberg ankam, wurde ich einem hohen Thurm entgegengeführt, und ich befürchtete, an demselben zu zerschmettern. Allein 12 Fuß von der Erde und 6 Fuß von dem Thurme wurde ich kerzengrade 800 Fuß in die Luft gehoben und trat in dieser Höhe meinen Rückweg an. Ich beobachtete auf meiner Reise, daß die Zurückfahrt langsamer ging. Hin hatte der Wind die Geschwindigkeit von 130 Fuß und her 70 in der Sekunde. Er bewegte sich stoßweise, grade wie die Luft, die man aus einem Blasebalge treibt, so daß ich schloß, es müsse sich in Schottland ein Erdblasebalg gebildet haben, dessen Ausströmung meine Hinreise bewirkte und die Lufteinsaugung durch dessen Ventil meine Heimreise bewirke. Ich wurde hoch über London weggetragen und befürchtete, in den Blasebalg zu kommen, um noch einmal eine Zurückreise zu machen. Als ich mich mit den Gedanken beschäftigte, auf welche Weise ich mich frei davon machen könne, erhielt ich unvermerkt einen Stoß in die Seite. Ich wollte mich umsehen, hörte indessen die Stimme meiner Frau, welche sagte: „Lieber Mann, was träumst Du?" — „Ich!" antwortete ich ihr, und sank in ihre Arme.

Von Münchhausen jun.

*) Daß der Sturm am 29sten Novb. durch Schieben hervorgebracht seyn muß, scheint sich dadurch zu bestätigen, daß er, der die Richtung von Südwest nach Nordost hatte, des Vormittags in London, Mittags in Holland und Nachmittags hier war. Wäre er gezogen, so hätte der Fall umgekehrt seyn müssen.

Der Einsender.

Eisen und Eisenbahnen.

In England war seit dem August 1835 bis zum Juni 1836 der Preis des Eisens um mehr als das Doppelte gestiegen. In erstgenannter Zeit kostete die Tonne 5 Pf. 10 Schill.; in diesem Jahre mußte man sie mit 12 Pf. bezahlen. Den Hüttenwerksbesitzern selbst ist dieses gewaltige Steigen unangenehm; sie fürchten, die Arbeiter möchten sich verbinden und mehr Lohn verlangen, was sich für den Augenblick wohl gewähren ließe; fällt nun aber der Preis wieder, dann sind die Arbeiter den höhern Lohn gewohnt und werden sich ohne Lärm nicht zu einem ermäßigten verstehen wollen. Das ist auch allerdings zu erwarten; denn die gewöhnlichen Arbeiter nehmen Notiz von den Vortheilen, die ein Prinzipal hat, die Nachtheile aber gehören nicht in ihr Calcül, gehen sie gar nichts an. Für eine Weile halten sich jene hohen Preise wohl noch, wenn aber erst die Nachrichten, daß hier und dort an den Eisen-

bahnen Verlust gemacht wird, sich mehren, steht es vielleicht plötzlich ganz anders! — Bei den Eisenbahnen unternimmt man es jetzt, den Dampf zu sparen; auf der Durham-Sunderlander versuchte man das Segel auf den Wagen mit günstigem Erfolge, erst an einem Wagen und dann mit noch fünf angehängten, die Kohlen geladen hatten. Ob's aber da nicht auch contraire Winde giebt? In dem Falle wird man's mit dem Winde ohne, und gegen den Wind mit Dampf zwingen; man sparte dann immer die Hälfte an Feuerung. P.

Wasserhosen.

Am 12ten November sah man in der Nähe der Dünen von Dover mehrere Wasserhosen, die mit reißender Schnelligkeit gegen Süden fortzogen. Eine dieser Wassersäulen, obwohl mehrere (Englische) Meilen entfernt, schien ausnehmend groß, und erhob sich majestätisch in die Wolken, wobei der obere Theil einen weit größern Durchmesser, als der untere zeigte. Der Wind gab ihr eine oscillirende Bewegung, und den Wogen, über welche sie hinstrich, den Anschein eines kochenden Kessels. Blitze zuckten von Zeit zu Zeit aus den Wolken hervor, und ließen keinen Zweifel, daß das elektrische Fluidum, verbunden mit dem Winde, die Hauptursache dieser Erscheinung sey.

Bemerkung.

Man wundert sich über die von der Vorzeit abweichende Witterung der Gegenwart, und schiebt solche verschiedenen naturgewaltigen Ursachen zu, aber vielleicht hat noch Niemand daran gedacht, welche Veränderung in der Atmosphäre die zahlreichere Bewohnung unserer Erde und die Menge Dampffabriken hervorbringen, die von allen Seiten Gas und Dämpfe in die Wolkenschichten mischen, und durch solche Stoffe ihre sonstige Wirkung verändern und modificiren?

Miscellen.

London's kleine Diebe. In London sind die kleinen Diebereien so im Gange, daß neulich ein Mann vom „Gewerbe des Griffes" zu einem Kaufmann sagte: er würde sehr wohl thun, ein Auge zuzudrücken, wenn ihm hier und da Etwas fehle und er zufällig bemerke, wer es habe; denn in diesem Fall mache er sich seiner Innung angenehm und könne versichert seyn, er und seine Kollegen würden bei ihm immer eine gewisse Bescheidenheit im Stehlen beobachten, ja man werde eine solche Rücksicht auf ihn nehmen, daß man nur in Stunden gänzlichen Mangels sich bei ihm Etwas aneignen, und ihn gleichsam als letzte Ressource betrachten würde. Der Kaufmann hatte nicht so viel Muth, den freimüthigen Dieb fest zu halten.

* An den Pegasus.

Glücklicher Pegasus, wie wirst Du jetzt geritten,
Wie wird um Deinen Zügel sich gestritten!
Du kannst jetzt ganz nach Herzenslust den Weltenraum durcheilen
Und brauchst nicht lässig mehr, auf Reiter wartend, zu verweilen.
Die träge, alte Zeit, wo nur des Meisters Hand,
Und dieser selbst nicht ohne Beben, sich dazu verstand,
Auf Deinen stolzen Nacken sich zu schwingen,
Sie ist nicht mehr! — Zu Tausenden umringen,
Mit ungeduld'ger Hast und Streit um Vortritt Dich die Jünger;
Sie sammeln sich wie Fliegenschwarm um einen Haufen Dünger.

Wo irgend nur sich bietet eine Feier, ein Fest,
sogar zu einer Weihe
Fühlt sich berufen, Dich zu satteln, jeder Laie.
Sieh nur das Selbstgefühl in seinen sel'gen Mienen,
Den Dünkel, welcher wähnt, Du könnt'st nicht
besser dienen;
Sieh ihren ganzen Schwarm, ein Jeder glaubt
sich Meister,
An Glauben sind sie stark, die kleinen Affengeister.

† † z.

---

* Korrespondenz-Nachricht. *)

Armagh, beim Hafenorte Falmouth auf Jamaika den 23. Juni 1836.

Liebster Bruder!

Gesund und munter sind wir, Gott Dank, noch Alle; nicht allein wir, so wir von dort weggezogen, sondern noch Einer mehr; nämlich unser am 22sten Januar geborner kleiner Knabe, Namens Charles, welchem unser Herr (Master) Miller Pathe ist. Jetzt meine Reise und übrigen Verhältnisse.

Hast Du meinen Brief von Bremen aus erhalten, so wirst Du daraus ersehen haben, daß wir dort am 18ten Oktober v. J. von dort glücklich anlangten. Wir wurden Tags darauf in einen Kahn geladen und bestiegen am 20sten desselben Monats das große Schiff Olbers im Bremerhaven; dieses Schiff ist ein ungeheures Gebäude von 225 Fuß Länge, 36 Fuß Breite und 32 Fuß Höhe. Ich erhielt die Koje Nro. 1, nämlich die beste, für mich und meine Familie. Stolte, Wigard und Lehrer Bierbüsse aus Godelheim die Koje Nro. 2; wir erhielten daher unsere Lebensmittel per Compagnie. Wegen Mangel an gutem Winde mußten wir hier bis zum 2ten November liegen, wo alsdann das Schiff in Bewegung gesetzt wurde und die Abfuhr begann. Am andern Morgen waren wir bereits mit der Seekrankheit, welche in Schwindel und Erbrechen besteht, behaftet; allein so höchst widrig diese Krankheit auch ist, so ist solche keineswegs gefährlich und hält höchstens nur 2 bis 3 Tage an. Am 2ten Tage waren wir schon im Kanal zwischen England und Frankreich, am 7ten und 8ten Tage gegen Spanien und Portugal. An Lebensmitteln hatten wir während der Seereise solchen Ueberfluß, daß wir mehrere Male das übrig gebliebene Fleisch über Bord warfen. Auswanderer waren unserer 536 Personen; Du kannst denken, daß sich unter einer solchen Menge auch wohl Schlechte befinden konnten. Unter den Passagieren befanden sich Musikanten mit Instrumenten versehen, daher fast jeden Abend bis in die späteste Nacht Ball. Hieran hatten denn besonders unser Herr Entrepreneur, Hauptmann Lemonius, der Herr Schiffskapitän Exter und die übrigen 47 Schiffsmatrosen ihre Freude, wenn durch die Bewegung des Schiffes die tanzende Menge über den Haufen stürzte; kurz Du kannst Dir keinen Begriff von den Ausgelassenheiten machen, welche hier getrieben wurden, und doch führte uns Gott, der barmherzige Beschützer, ohne allen, auch den mindesten Vorfall, welcher hätte Schrecken erregen können, am 10ten Dezember glücklich in den Hafen zu Rio-Bonne an der Nordseite von Jamaika. Gestorben sind auf dem Schiffe 10 Kinder, theils bereits früher kränklich, theils durch Schuld der Eltern, welche kein Maß, besonders im Fleischessen, zu beobachten wußten. Weiter sind Keine auf dem Schiffe gestorben oder hauptsächlich krank gewesen; vielmehr hat mancher an Gicht ꝛc. ꝛc. Leidender seine vorige Gesundheit wieder erhalten. Meines Bernard's Beine sind völlig durch Wirkung der See geheilt. Im Hafen zu Rio-Bonne blieben wir, nachdem Hr. Lemonius einige Familien zu seiner eigenen Arbeit hatte ans Land bringen lassen, bis zum 17ten Dezember. Da segelten wir ab und das Schiff lief an demselben Tage des Nachmittags im Hafen vor Montago-Bai ein. Hier campirt bis zum 19ten Dezember, wo ich mit meiner Familie mit noch ungefähr 10 Anderen, worunter Hr. Bierbüsse und Barkhausen, das Schiff verließen und nach einem an der See stehenden Packhofe gebracht, von wo aus wir den Tag vor Christ durch Wagen abgeholt und nach dem Gute (Place) Montepolier gebracht wurden. Aus der in Bremen mir gekauften Englisch-Deutschen Gramatik hatte ich während der Schiffsreise so viel profitirt, daß ich mit den auf besagtem Place stationirten 6 Verwaltern (Buschers) in Etwas fertig werden konnte.

---

*) Im Widerspruche mit den verbreiteten nachtheiligen Gerüchten und Schilderungen über die Lage der nach Jamaika Ausgewanderten, äußert sich der folgende Brief, von welchem die Unterzeichnete das Original besitzt und nach demselben den buchstäblichen Abdruck besorgen ließ.
Die Red.

Unserer waren dort 82 Teutsche. Es begann jetzt die Christtagfeier, wo es Keinem und besonders mir mit meiner Familie, welche in etwas propre gekleidet waren, worauf der Engländer zu sehr hält, an Etwas mangelte. Wein, Porter, (Bier) Rum, Liqueure, Westphälischer Schinken, feinen Käse, Butter, Bisquit ꝛc. ꝛc., Alles hatten wir da in Ueberfluß. Die 3 Nächte durch wurde getanzt, mit einem Worte die Lustbarkeiten welche hier herrschten, wurden Einem, der zukünftigen Erwartung wegen, am Ende zum Ekel. Am 2ten Christtag wurde ich durch Herrn Lemonius zu meinem Herrn (Englisch Master genannt) Miller, Oberrentmeister von 34 Gütern berufen, mit der Frage: ob ich Lust hätte, dessen Dienste anzutreten; ich stellte, der Unbekanntschaft wegen, dieß Herrn Lemonius, um dessen Wohlwollen ich bat, anheim; dieser, so wie die Buschers von Montepolier, worüber mein Herr ebenfalls Ober-Rentmeister ist, versicherten mir alles Beste, welches ich dann auch, Gott Dank, so gefunden habe. Mein Master ist, wie ich ihn noch nicht anders kenne, der redlichste Mann von der Welt, er besitzt Charakter; wenn wir nur propre gekleidet sind, so ist er sehr zufrieden.

Am 31ten Dezbr. wurde mir zu meinen Sachen ein Wagen gegeben und meiner Frau und Kindern ein besonderes Fuhrwerk. Jetzt reiseten wir ab, den Weg an der See wieder 45 Meilen rückwärts, kamen des Abends auf einem von unsers Masters Gütern, Rice-Hall, an; da wurden wir, vermittelst eines Briefes von meinem Master an den Oberbuscher, aufs Herrlichste bewirthet. Den andern Tag, als am Neujahrstage 1836, kamen wir glücklich hier zu meinem bestimmten Stationsorte Armagh an. Mein Master folgte und kam des Abends ebenfalls hier an. Es wurde mir gleich des andern Tages die Wohnung des hier bis zum 15. Febr. stationirten Hausbuschers eingeräumt. Tische, Stühle, Bänke, Bettstellen, Erstere von Mahagoni-Holz, wurden mir gegeben. Ich habe ein, zwar nicht großes, aber niedliches Haus, unten Küche mit 2 Kammern, oben Wohnstube, Schlafkammer mit Entree, Stallung für mein Vieh, welches jetzt erst in einer Kuh und 3 Schweinen besteht. Die Kuh ist mir von meinem Master zur Benutzung gegeben. Zudem habe ich zwei Gärten, einen cultivirten und einen andern, meines Masters Küchengarten, 5 bis 6 Morgen haltend. Letzterer wurde mir für mein contractmäßiges Gemüse, jedoch zur 5jährigen Benutzung gegeben. Beide gränzen aneinander und sind mit Ringmauern versehen. Ferner erhalte ich, wöchentlich an Lohn: 2½ Dollar (ein Dollar kostet 2 Gulden Gold oder 1½ Rthlr. Courant) — das kleinste Geld sind hier 5 Pence-Stücke, deren 16 zu 1 Dollar, jedoch sind voriges Jahr halbe 5 Pens-Stücke geprägt — an Lebensmitteln: 20½ Pfd., halb Schwein- und halb frisches Rindfleisch, 17 Quart feines Waizenmehl, statt Brot, welches wir selbst backen, 4½ Pfd. Zucker, 3 Pfd. Salz, 1¼ Quart Rum. Passage-Kosten sind allen Einwanderern geschenkt. Dafür haben wir Arbeit. Ich arbeite, nicht für meinen Master, sondern für mich selbst in meinem Garten; meine Frau versieht unsern eigenen Haushalt, hilft mir auch zuweilen, wenn's die häuslichen Arbeiten erlauben, des Nachmittags im Garten, wo unser Wilhelm den kleinen Charles im Gartenhäuschen so lange verwahrt. Bernard reiset mit unserm Master auf seinen Places herum und reitet oder fährt mit selben in der Chaise. Mein Master ist alle 3 bis 4 Wochen höchstens 2 bis 4 Tage zu Hause, und der Junge darf ihm nicht von der Seite kommen. Du solltest jetzt ihn sehen: einen Kopf gewachsen, im Gesicht roth wie Feuer und in der propresten Kleidung hergehend. Fränzchen, Dina und Lisetta dürfen nicht in der Sonne arbeiten, sondern müssen alle Morgen, propre gekleidet, aufs Haus kommen und haben dort ihre Arbeit im Nähen ꝛc., jedoch in der geringsten Quantität. Dieß Armagh ist keine Zucker oder Kaffee-Plantage, sondern nur Hauptwohnung unsers Masters, daher hier keine Arbeit; hat er hier Arbeit in seinem neu angelegten Garten, so wird solche von Schwarzen (Negern) verrichtet. Die übrigen meisten Einwanderer kamen nach Sivorttown, einer neuen, jedoch erst in 20 Häusern bestehenden, angelegten Stadt. Der Arbeit oder im wahren Sinne zu sprechen, der Faulheit wegen, sind die Meisten dort weggegangen und haben bei der Polize Dienste genommen, wo sie, außer ½ Stunde zu exerciren, des Tags keine Arbeit haben und ½ Dollar per Tag erhalten. Uebrigens wer eine zahlreiche Familie hat, für den ist solches nichts; denn die Lebensmittel sind hier sehr theuer.

(Der Beschluß folgt.)

Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen der Stadt Bremen").

A. Doeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 100.

Bremen, Donnerstag den 15. Dezember 1836.

Gestorben:

Nro. 1147. Den 9. Dezember. Des Stuhlmachers Thomas Christelmann Sohn, 6 Jahr; außerm Steinthor Nro. 55.

— 1148. Den 9. — Des Hökers Geth. Friedr. Anton Siekmann Tochter, 3 Jahr; gr. St. Johannisstraße Nro. 241.

— 1149. Den 9. — Die Näherinn Doris Loening, 31 Jahr; Herrdenthorswallstraße Nro. 56.

— 1150. Den 9. — Der Steindrucker Johann Friedrich Gröning, 24 Jahr; Ellhornstraße Nro. 9.

— 1151. Den 10. — Des Rademachermeisters Joh. Diedr. Grede Ehefr., geb. Speckmann, 56 Jahr; Schüsselkorb Nro. 23.

Nro. 1152. Den 10. Dezb. Auguste Helene Lucia Schmalbruch, 27 Jahr; gr. St. Johannisstraße Nro. 88.

— 1153. Den 11. — Des verst. Schiffskapitäns Johann Hinrich Schriever Wittwe, geb. Hamstede, 81 Jahr; Langenstraße Nro. 39.

— 1154. Den 12. — Des Küpers Nicolaus Friedr. Petersen Sohn, 13 Tage; am Neuenmarkt Nro. 11.

— 1155. Den 12. — Der Arb. Ernst Händel, 39 Jahr; Sofats-Gang Nro. 1.

— 1156. Den 12. — Der Cigarrenmacher Joh. Heinrich Chr. Müller, 53 Jahr; gr. St. Annenstraße Nro. 17.

Geburten:

Nro. 1457. Den 7. Dezember. Des Pastors zu St. Remberti Friedr. Adolph Toel Ehef., geb. Haas, St. Rembertikirchhof; von einem Knaben.

— 1458. Den 7. — Des Detaillisten Ludewig Vogt Ehefrau, geb. Schultz, Schlachte Nro. 17; von einem Mädchen.

— 1459. Den 8. — Des Tischlermeisters Joh. Hinr. Murcken Ehef., geb. Bode, Tiefer Nr. 15; v. e. M.

— 1460. Den 8. — Des Malers Conr. Chr. Baorcke Ehefrau, geb. Hencke, Schnoor Nro. 16; von einem Knaben.

— 1461. Den 8. — Des Cigarrenmachers Eimrich Rudolph Wessels Ehef., geb. Bente, Walldammstraße Nro. 1; von einem Knaben.

— 1462. Den 8. — Des Landmanns Joh. Meier Ehefr., geb. Lussen, Ortfeld Nr. 9; v. e. Knaben.

— 1463. Den 8. — Des Schneidermeisters Conr. Heinr. August Biermann Ehef., geb. Löhr, Buchtstraße Nro. 44; von einem Mädchen.

Nro. 1464. Den 9. Dezember. Des Kimkers Eberhard Hinr. Himbeck Ehef., geb. Rothhand, Walldammstraße Nro. 10; von einem Knaben.

— 1465. Den 9. — Des Cigarrenmachers Gottlieb Gottlob Adolph Meyer Ehefrau, geb. Wittorff, Punkendeich Nro. 4; von einem Knaben.

— 1466. Den 9. — Des Cigarrenmachers Cord Heinrich Feise Ehefrau, geborne Gloistein, große St. Johannisstraße Nro. 28; von einem Knaben.

— 1467. Den 9. — Des Kaufmanns Herm. Imhorst Ehefrau, geb. Söhlmann, Langenstraße Nr. 29; von einem Knaben.

— 1468. Den 10. — Des Cigarrenmachers Tillmann Fien Ehef., geb. Vogt, alten Steinweg Nro. 11; von einem Mädchen.

— 1469. Den 11. — Des Mäklergehülfen Daniel August Diedrich Köhler Ehef., geb. Jöntzen, Langenwieren Nro. 13; von einem Knaben.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 101.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 18. Dezember 1836.

— — —
Der nur ist weise, der dem wirren Treiben
Nur höchstens ein bedauernd Lächeln zollt;
Der froh die Blumen, die der Flur entsprießen,
Die goldnen Früchte, die sie bietet, pflückt,
Der zu entbehren weiß und zu genießen,
Und wo er kann auch Andrer Pfade schmückt.
D.

Epistel an einen Freund.

Wie, Freund, du könntest Großes hoffen
Vom Leben, das doch ewig schwankt,
Das ewig sich bewegt im Schroffen
Und stets an gleichen Suchten krankt?
Du könntest wirklich Großes hoffen —
Du zählest drei Jahrzehnte schon
Und wär'st noch nicht so hart getroffen,
Daß dir der schöne Traum entfloh'n?
O wahrlich, Freund, du bist zu neiden,
Doch droht dir eine bitt're Kur,
Willst du nicht selber dich bescheiden:
Solch Hoffen wohnt in Sagen nur! — —

Wohl kann ein Mädchen treu dich lieben,
Ein Freund betrügt vielleicht dich nicht;
Manch Kind ist dankbar auch geblieben,
Und wenn ein hoher Herr verspricht,
Du sollst, was dir gebühret, haben,
So mag's einmal nicht Täuschung seyn;
Das große Loos kann dich begaben,
Auch sonst manch Selt'nes trifft noch ein —
Das ist wohl viel, wenn's heut geschehen,
Doch Großes ist's nicht, wenn's geschieht;
Die Erde bleibt im Wirbeldrehen
Und lullt sich ein mit kind'schem Lied. —

Am kleinen Ort den Frieden bannen,
Der Wahrheit dienen so fürs Haus,
Das kannst du, Freund; doch wirk'st von dannen
Drei Schritt du, geht der Boden aus.
Der Mensch will Wahn, gefällt im Wahne,
Jahrhunderte vermögen's kaum,
Daß er den kleinsten Steg sich bahne
Zum Bessern; macht es kühn sich Raum,
Erschrecken ihn die ersten Strahlen —
Er taumelt schnell noch mehr zurück,

Um auf bemoostem Schutt zu prahlen:
Jetzt trägt mich doch das rechte Glück!
Den Drang nach Vorwärts möcht' er achten,
Er spricht dem edlen Geist das Wort —
Doch wenn wir dessen Sinn betrachten,
So schwöht es edlen Geist nur fort;
Die Wahrheit scheint der Mensch zu rufen
Er zeigt von fern ihr einen Thron,
Und endlich steht an dessen Stufen
Krummrückig nur — Spekulation.
Noch ist sie Triebrad aller Tage;
Beschränkt nicht auf ihr Zinspapier,
Ist Alles Cours, ist Alles Frage
Und Makleret so dort wie hier.
Die prunkenden Humanitäten
Sind fern noch von Humanität;
Ein wenig darfst du dich verspäten,
O weh, ihr Feld ist abgemäht!
Die Hoffnung wandelt nun auf Stoppeln
Und stöhnet ihr Victoria,
Sieht sie nur Uebel nicht verdoppeln,
Ist nur der Schein vom Ehmals da! — —

Wohl ist's ein All des tiefsten Leidens,
Was durch das Mark des Lebens geht,
Wenn Einer an der Bahn des Scheidens
Vom langen Kindesglauben steht;
Zu Fesseln muß er sich verdammen,
Aus eig'ner Seel' ist er verbannt,
Bis endlich seines Grames Flammen
Wie den Vulkan ihn ausgebrannt;
Bis er nur karge Wünsche heget,
Entfliehend dem verwirrten Nichts,
Und was sich mild ans Herz ihm leget
Als Bürgschaft nimmt des künft'gen Lichts! —

Nicht kühner kann der Geist dich tragen,
Als er einst mich in Gluthen trug; —
Mir ist mein Luftschloß längst zerschlagen,
Was ich erbaut im Selbstbetrug —
Drum, Freund, lehn' an die stillste Hütte
Ich meinen irrthumsmüden Stab,
Bin gern des kleinsten Kreises Mitte
Und weit're nur ihn mit dem Grab.

F. W. Gubitz.

Die Belagerung von Jerusalem.

(Fortsetzung.)

23.

Susanne ging auf ihre Zimmer zurück. Sie wurde von einem Manne geleitet, der sie zu Judith geführt und die Unterredung außerhalb des Gemachs auf der Treppe mit angehört hatte. Es war ihr Vertrauter, Ananus von Callirhoe, einer Stadt jenseit des todten Meeres. Seine Gestalt war weder schlank noch gedrungen. Sie ging nicht über die mittlere Größe hinaus, der Kopf war ziemlich dick, von buschigen Haaren bedeckt und zeigte ein Gesicht, an welchem nichts schön, der Mund aber das Häßlichste war.

Der Mann wollte jetzt mit in Susanna's Gemach treten, allein die Geliebte Simon's lehnte dieß ab. Du könntest von Deinem Herrn vermißt werden und Alles wäre verloren. Das einfältige Mädchen hat mein Gift genommen, aber wer steht uns dafür, daß sie bei der That ertappt wird, wenn sie Simon den Todestrank zu kredenzen gedenkt? Du mußt zum Gefecht, mußt in die Nähe Simon's gehen, damit wir nicht verrathen werden, wenn der Plan fehl schlägt.

Soll ich die Gelegenheit abermals ungenützt vorüber lassen, für meine vielfachen und treuen Dienste endlich den Lohn zu empfangen? sprach der Mann.

Hier ist Gold! — antwortete Susanna — Nimm und gehe ins Treffen.

Was hilft mir Dein Gold? Dich selbst will ich besitzen, Dich, schönes Weib! — sagte Ananus und wurde dringender — Der nächste Pfeil vielleicht tödtet mich und ich muß von dieser Erde scheiden, ohne das genossen zu haben, was mir als das Höchste galt, Deine Liebe. Laß mich bei Dir, ich will mich Deiner Liebe freuen und dann ins Treffen eilen.

Die Häßlichkeit des Mannes schien noch hervorstechender zu werden, als er solcher Gestalt Ansprüche machte, die zu erfüllen auch ein minder schönes und stolzes Weib als Susanna sich gesträubt haben würde.

Ananus, willst Du mich verderben? Willst Du durch unzeitige Zögerung mich und Dich vernichten? Schlägt mein Herz nicht eben so sehr als das Deine der Minute entgegen, in welcher wir uns angehören werden? — sagte Susanna mit schmelzender Stimme und fuhr fort: — Um Dich als Gemahl zu umarmen, um Dich zum Ersten Deines Volkes zu erheben, thue ich Alles und Du willst durch ungezähmte Gluth plötzlich einreißen, was ich langsam und mühvoll baute. Eile in die Schlacht und morgen schon schlingst Du Deine Arme um mich als um Dein Weib.

Der Mann ging, jedoch nicht ohne einen Kuß auf das Antlitz des Weibes gepreßt zu haben. Kaum war er hinweg, so weinte Susanna vor Wuth.

Der eine Elende verräth mich, der Andere, den ich bis zum Ekel verabscheue, quält mich durch seine Begier. O, ich armes unglückseliges Weib, wie weit ist es mit mir gekommen? Königinn von Jerusalem! das war der Traum, für den ich glühte — was hab'ich erreicht? Der erbärmliche Mensch, dem ich mich opferte, um seines Glanzes und seiner Macht theilhaftig zu werden, stößt mich von sich, ist mein überdrüssig, tritt mich zu Boden, das Weib, um dessen Blicke die schönsten Jünglinge des Landes buhlten, muß einem scheußlichen Zwerge schmeicheln, weil sie seiner Schlüssel bedarf, und muß sich seine Liebkosungen gefallen lassen. Für hundert Tage meiner Herrlichkeit eine Stunde, eine Minute meiner Unschuld zurück, und ich könnte noch einmal ruhig athmen! Mich verzehrt die Gluth des Hasses, ich könnte rasen vor Wuth. Daß die That gelänge, daß ihm das Mädchen das Gift darbieten möchte! Sterben will ich ihn sehen, zuckend soll er vor mir liegen und ich will ihm ins Ohr flüstern: den Trank habe ich Dir gekocht. Du nahmst mich hin, meine Ruhe, meine Ehre, meine heitere Unbefangenheit, mein ganzes Glück — sieh, es gleicht sich aus — ich nehme Dein Leben dafür. Ich hätte Dir das Gift selbst reichen können, meine Hand hätte nicht gezittert, ich hätte Dich auf Deinem Lager morden können, mein Arm hätte nicht gewankt! Aber das wäre eine gewöhnliche Rache gewesen. Die soll Dich umbringen, durch die sollst Du sterben, um derentwillen Du mir treulos wurdest.

Susanna knüpfte die Perlenschnur ab, die sie sich ins Haar geflochten hatte, riß die Spangen von den Armen, warf die goldene Halskette hin und ließ das Ueberkleid herabfallen. Dann schob sie die Vorhänge des Schlafgemachs zurück und trat da hinein, um sich zum Schlummer niederzulegen.

Indessen kam das Kampfgetöse näher heran. Titus Frugi mit der funfzehnten Legion, der Quästor Aemilius und Aeternius Phronton, so wie Pollio, Savonius und Titus Vespasianus selbst hatten die Mauer überstiegen und drangen durch die Reihen der Straßen vor. Allein, überall, wo sich die Gelegenheit darbot, setzten sich die Juden wieder fest und ein wiederholtes Treffen mußte sie erst schlagen, ehe die Römer weiter vorwärts schreiten konnten. Alle Gassen waren Zeugen der blutigen Gefechte.

Aemilius drang mit seiner Legion die Straße hinauf, die wegen der vielen Getraidehändler, welche da wohnten, den Namen der Koragasse führte. Sie war eng und krumm gebaut und eben dieß erleichterte den Juden die Gegenwehr, erschwerte den Römern den Sieg. Savonius und Pollio waren mit Aemilius, und Pollio führte den Beweis, daß er nicht allein bei der Tafel, sondern

auch im Kampfe ein Held sey. Jedes Haus mußte einzeln erobert werden, und jeder Schritt des Sieges war mit Blut benetzt.

Nimm Dich in Acht! — sagte Pollio, der neben dem Quästor an der Spitze der ersten Kohorte stritt und von Schweiß, Blut und Staub bedeckt war — Nimm Dich in Acht, Aemilius, und halte Dich auf der Mitte der Straße. Die Häuser haben die Flüchtlinge aufgenommen und von ihnen herab werfen sie mit Quaderstücken und Gesimsen, wenn die Pfeile im Köcher fehlen.

Aemilius war eben beschäftigt einen Juden aus dem Wege zu räumen, der sich ihm schon mehrmals entgegengestellt hatte, und der mit einem kleinen Häuflein die zahlreicheren Schaaren der Römer aufzuhalten bemüht war. Wüthend war der Jude an Aemilius herangesprungen und führte blitzesschnelle Hiebe gegen das Haupt seines Feindes. Indeß Aemilius dieses mit dem Schilde deckte und ebenfalls das Schwert wider den Gegner zu brauchen suchte, sammelten sich die Gefährten des Juden und warfen sich der Kohorte entgegen. Steinwürfe, Pfeilschüsse, Lanzenstöße von beiden Seiten, dazu das Geschrei der Anführer „vorwärts!“ hier, „haltet Stand!“ dort. Die Juden schienen unterstützt zu werden und ihre Menge zu wachsen, als endlich Aemil's Gegner stürzte. Ob von einem Schwertstreiche getroffen, oder durch einen Speerstich getödtet, ob von Aemil's oder eines Andern Hand, das ließ die Nacht nicht unterscheiden.

Schließt fest aneinander! — befahl Aemilius — Vorwärts!

Zündet doch eins dieser Häuser an, — rief Pollio — damit wir Licht bekommen. Man sieht weder auf wen man haut, noch von wem man getroffen wird.

Vorwärts! Fest angeschlossen, vorwärts! — erklang die Stimme des Quästors.

Eine steinerne Säule stürzte unter die Kämpfenden von einem Hause hoch herabgewälzt und zerschmetterte wen sie traf. Eine augenblickliche Pause des Gefechts bezeichnete das Schrecken, welches der gewaltige Wurf hervorgebracht hatte. Die, welche er erreicht hatte, lagen winselnd, oder todt am Boden.

Vorwärts! Angegriffen! — schrieen die Hauptleute beider Völker und das Kampfgetöse erstickte die Stimmen der Verwundeten. Pollio suchte aus dem Gedränge in ein Haus zu kommen, um es in Brand zu stecken. Er fand eine offene Thür: Folgt mir! — rief er einigen Römern in der Nähe zu und trat ein. Allein das Haus war noch nicht verlassen von seinen Bewohnern. Auf der Treppe stürzten sich dem Pollio vier oder fünf Krieger entgegen. Das Gefecht war kurz und entscheidend. Als die Römer auf das Dach kamen fanden sie keinen Widerstand, aber wehrlose Frauen, Kinder und Greise hatten sich hierher geflüchtet. Die Soldaten stürzten diese ohne Barmherzigkeit von der Zinne des Hauses herab. In einem Kamine entdeckten sie glühende Kohlen, auf dem Herde etwas Holz und so gelang es das Gebäude anzubrennen. In Kurzem loderte die Flamme hoch auf und leuchtete dem Gefecht in dieser und den übrigen Straßen.

(Die Fortsetzung folgt)

---

* Mondfinsternisse im Jahre 1837.

Es begeben sich im Jahre 1837 zwei große und totale Mondfinsternisse, die Erste den 20sten April, die Andere den 13ten Oktober, die Beide, wenn es die Witterung erlaubt, in unsern Gegenden in ihrer ganzen Dauer sichtbar seyn werden.

Durch ein sonderbares Versehen sind die Zeitmomente dieser beiden Finsternisse in dem sonst

so vortrefflichen Berliner Jahrbuche ganz falsch angegeben. Es scheint, man hat die ganze Dauer, sowohl der Finsternisse überhaupt, als auch der totalen Verdunkelungen richtig berechnet, nachher aber diese ganze Dauer mit der halben Dauer verwechselt, und sie ganz von der Zeit der Mitte der Finsterniß abgezogen und dazu addirt, da man doch nur die halbe Dauer hätte abziehen und addiren sollen. Dadurch ist der Anfang der Finsterniß am 20sten April um 1 Stunde 51′, der totalen Verdunkelung um 50 Minuten zu früh und das Ende um eben so viel zu spät angegeben worden. Bei der Finsterniß am 13ten Oktober sind eben diese Fehler 1 Stunde 46 Minuten, und 46 Minuten.

So große Fehler müßten eigentlich Jedem, der nur etwas von Sternkunde versteht, bei einiger Aufmerksamkeit gleich auffallen; denn bekanntlich kann die Dauer einer Mondfinsterniß nie 4 Stunden erreichen, die nach Diesem doch über 7 Stunden betragen würde. Allein es scheint, daß Diejenigen, die unsere Bremer Kalender einrichten, in dem übrigens sehr gerechten Vertrauen auf das immer so genau, scharf und zuverlässig berechnete Berliner Jahrbuch, auch dießmal demselben, gleichsam blindlings gefolgt sind. Wenigstens finden sich in allen unsern Kalendern diese falschen Angaben, und man hat dabei bloß die Berliner Zeit auf Bremer Zeit reducirt.

Ich habe es deßwegen für zweckmäßig gehalten, diese beiden Mondfinsternisse für Bremer mittlere Zeit in hinreichender Schärfe zu berechnen, und setze die Resultate hier her, denen ich die Angaben des Hauskalenders gegenüber stelle, von denen die der übrigen Bremischen Kalender höchstens nur um eine Minute verschieden sind.

Mondfinsterniß vom 20sten April 1837.

	Wahre Zeitmomente.	Angaben der Kalender.
Anfang der Finsterniß	7 Uhr 24 Minut. 28 Sekund.	5 Uhr 35 Min.
— der totalen Verdunkelung	8 — 25 — 35 —	7 — 37 —
Vollmond	9 — 14 — 40 —	9 — 15 —
Mitte der Finsterniß	9 — 15 — 44 —	9 — 17 —
Ende der totalen Verdunkelung	10 — 5 — 53 —	10 — 58 —
— der ganzen Finsterniß . . .	11 — 7 — 0 —	1 — 0 — Morg. d. 21. April.

Mondfinsterniß vom 13ten Oktober 1837.

	Wahre Zeitmomente.	Angaben der Kalender.
Anfang der Finsterniß	10 Uhr 5 Min. 30 Sek.	8 Uhr 22 Min.
— der totalen Verdunkelung	11 — 5 — 45 —	10 — 22 —
Vollmond	11 — 49 — 56 —	11 — 50 —
Mitte der Finsterniß	11 — 51 — 53 —	11 — 54 —
Ende der totalen Verdunkelung	12 — 38 — 1 —	1 — 26 — } d. 14. Okt. Mg.
— der ganzen Finsterniß . . .	1 — 38 — 16 — d. 14. Mg.	3 — 27 — } d. 14. Okt. Mg.

Die Thurm-Uhren der Stadt Bremen werden jetzt nach mittlerer Zeit gestellt. Insofern also diese und unsere Haus- und Taschen-Uhren richtig gestellt sind, wird man auch nach ihnen die verschiedenen Erscheinungen dieser Mondfinsternisse zu den für sie berechneten Zeiten eintreten sehen.

Wilh. Olbers Dr.

Schlagbaum.

Vor allen Bäumen habe ich immer die Schlagbäume am wenigsten leiden mögen. Im Ganzen ist der Schlagbaum ein Baum, wie ein Anderer; aber man hat ihm die grünen Aeste abgehauen, die saftige Rinde abgeschält und sein Herz ist vertrocknet. Da läßt er sich nun, aus seinen Ketten, auf den rasch daher eilenden Reisenden herab, und hemmt ihm seinen Lauf. — Sie streichen ihn weiß, roth und auch wohl grün an, um ihm ein freundlicheres Ansehen zu geben; aber freundlich wird er doch nicht, und wenn sie ihn auch roth, blau und weiß zugleich anstrichen; unter dem bunten Rocke ist Alles trocken. Ihn weckt kein Frühlingsstrahl, ihn erfrischt kein Sommerregen; er trägt das ganze Jahr keine andere Frucht, als die Groschen, die er dem Reisenden durch seine drohenden Schläge erpreßt. O, wenn es doch keine Schlagbäume mehr gäbe! Alle Straßen im Leben sind, leider! damit gesperrt und wo Dich der frische Muth auch hinausführt, legt sich Dir so ein Schlagbaum in den Weg. Du mußt Halt machen, und hast Du keinen Chausseegroschen, so kommst Du nicht weiter. Ueberall guckt so ein Straßenwächter aus seinem Ochsenauge hervor, und läßt die Kette herab, wenn Du Deinem Renner den Zügel schießen läßt. Nur dort oben, auf der gewölbten Milchstraße, da giebt es keine Schlagbäume mehr. Hat die wandernde Seele erst auf dieser Erdenbahn ihren letzten Wegzoll bezahlt, so eilt sie, ungehemmt, von Stern zu Stern, befährt mit den Kometen-Eilwagen die Elliptischen Aetherbahnen des Himmels, und nur der dunstige Schweif erinnert sie noch an die Eisenbahnen der Erde.

---

* An den

Verfasser des Gedichts „Die wilden Thiere im Zwinger"

in Nro. 99 und 100 dieser Blätter.

Nimm unsern herzlichen Gruß, nimm ihn frommwandelnder Sänger,
Oftmals schon schufest Du uns manch' schönes, gelungenes Bildniß,
Edel und lieblich geformt, wie Deine Weise es heischt und
Gießest uns oft uns ergötzen der Farben verschmelzende Mischung,
Doch vor Allen gebührt Dir für Jenes ein freundlicher Dank;
Er sey Dir hiermit gezollt, denn herrlich ist Dir es gelungen
Kürzlich, die Söhne des Waldes in ihrer vergitterten Hausung,
Einzig in Gleichniß und Wahrheit, so treffend als trefflich, zu schildern.

---

* An Herrn St... nach dem Brande am 14. Dezember.

Freund, Gott sey Dank, daß Nichts von Zunder,
Auch keiner Art, heut' an Dir war;
Du wärest mit dem Mode-Plunder
Verbrannt sammt Haus im alten Jahr!
Und Deine Freunde? Alle schliefen,
Gelähmt und krank hielt Morpheus sie;
Denn, die im Hause rannten, liefen,
Hält Gotha frei bis auf das Knie!
Du warest nicht assecurirt,
Als Phönix hast Du triumphirt!

r.

---

* Korrespondenz-Nachricht.

(Beschluß.)

Koko, Jams ꝛc. ꝛc. kann Einer mit einer Familie von 4 bis 5 Personen recht gut per Tag für ¼ Dollar (9 Ggr.) verzehren; das Pfd. Fleisch kostet ⅛ Dollar, Butter per Pfd. ⅛ Dollar, Brod per Pfd. 5 Pences, oder nach Euerm Gelde 3 Albus. Ich wohne circa eine Stunde von der Hafenstadt Falmouth und werde, habe ich erst meinen Garten im Stande, recht viel Geld machen können; denn hier nimmt man den Koko und Jams aus dem Höfter und pflanzt ihn sofort wieder. Ersterer hat 10 und Jams 8 Monate zu wachsen. Mais, oder der Euch bekannte türkische Waizen wird hier viel gebaut; ich habe bereits einen Morgen bald reif, er wächst 3 Monate. Kartoffeln habe ich gepflanzt, welche ich vom Schiffe erhielt; die ersten reifen aß ich schon Palmsonntag. Gurken, Bizebohnen und Kohlraben habe ich schon in meinem neuen Garten im Ueberfluß. Hier ist es immer Sommer, jedoch nicht so heiß wie es einige Teutsche Geographen äußerten; es ist hier recht gut auszuhalten und lange zu leben, wer sich danach hält. Es sind freilich schon viele Einwanderer hier auf der Insel gestorben; erkundigt man sich aber nach ihrer Lebensweise, so ist solche auch von der Art gewesen, welche kein langes Leben zugeben konnte, und zwar nicht unter der gemäßigten Zone. Ich habe wohl selbst Teutsche betrunken am Wege schlafend liegen gefunden. Der Rum ist hier stark und darf nur mit Wasser vermischt getrunken werden. Uebrigens ist es hier recht gut und es gefällt mir, meiner Frau und Kindern hier sehr gut; Letztere äußern mehrere Male, wenn wir von Teutschland sprechen: geht ihr nur wieder hin, wir gehen nie wieder nach Teutschland. — Ich kann sagen, es gefällt mir hier sehr gut, wir leben hier ohne Sorgen. Ist die Woche zu Ende so erhalte ich Geld ꝛc. ꝛc., will ich ausreiten so steht mir ein feines Maulthier, oder Pferd, zu Dienste. Arbeiten könnte ich nach meinem Vergnügen, aber ich arbeite um so mehr sehr fleißig, da hier mein eigenes Interesse zum Grunde liegt und ich mache, was Ihr wohl denken könnt, meinem Master Freude, wenn er in Begleitung seiner Freunde zu meinem Garten geht und sieht daß dieser die Jamaikaner-Gärten weit übertrifft und er sagen kann: „Dieses arbeitet mein German (Teutscher), davon hat er Freude, und ich Lob.“ Mein Herr achtet mich sehr, er nennt mich nicht anders als Master Schreder; nur immer reinlich gekleidet und in meinem Hause Alles sehr ordentlich. Ich habe schon mehr geschenkt erhalten als dort ein Tagelöhner in dieser Zeit bei der besten Arbeit verdient. Ich habe es von den Einwanderern wohl vielleicht am besten; allein wer hier arbeiten will und kann und dabei einen nüchternen Lebenswandel führt, der hat hier sein gutes Fortkommen; auch wer hier nicht arbeiten will, geht bei die Polizei und verdient, oder erhält vielmehr sein Geld. Ich wohne auf einer Anhöhe sehr gesund und kann aus meinem Fenster in die See schauen. — Spanischtown ist von hier 130 Meilen (jedoch Englische) entfernt und ich werde recht baldigst Mal meine dortigen Freunde aufsuchen. Kingston und Spanischtown liegen an der Südseite, wo die vorigen Einwanderer anlandeten; daher ist es dort viel wärmer als hier an der Nordseite. Hier giebt es nur wenig Städte aber auf jede viertel Stunde ein Place. Ich habe hier um mich herum viele der Places, wo ich mit meiner Frau und Kindern zuweilen des Sonntags Visiten mache auch eingeladen und dann aufs Herrlichste bewirthet werde. Mein Master hat auf seinen ganzen Places weiter keine Teutsche als mich hier zu Armagh. Es geht, wie gesagt, hier Allen wohl, wer es danach machte; Keiner aber, wenn hier wieder Einwanderer, wie wir aus Teutschland eingeführt werden, trete die Auswanderung an, ehe er sich zuvor geprüft hat, ob er gesund und einen nüchternen Lebenswandel bestehen kann. Schuhmacher und Schneider können hier ein unmenschliches Geld verdienen; ein Paar schlechte Schuhe kosten 2½ Dollar; für eine Weste und Hose Machelohn ⅞ Dollar. Wer hierher kommt versorge sich daher recht wohl mit Schuhen und Leinenzeug. Hosen und Kamisölen von Leinen werden hier sehr viel weiß getragen, auch selbst von den Reichsten. — Glaube nur, was ich geschrieben habe ist die grümdliche Wahrheit; übrigens kann hier jedoch Jeder herausschreiben, was er will. Hier gehen die Briefe sicher ab, wenn sie nur in Teutschland an die Adressen abgegeben werden. Hier auf der Insel sind blos zwei katholische Priester (Missionärs), in Kingston wohnend, daher kann der Gottesdienst nicht von uns nach Wunsche gehalten werden. Betet daher für uns mit und denkt in der heil. Messe öfters an uns. Habe ich Glück, so werde ich meine alten Tage, wenn mich mein Gott gesund läßt, wo nicht in Euerer Mitte, doch in Euerer Nähe verleben, um Alles nachholen zu können; übrigens sey versichert, daß wir nie unsern Gott aus den

Augen gesetzt haben oder setzen werden, wir halten für uns jeden Tag Andacht, auch werde ich durch Hülfe meines lieben Masters es dahin zu bringen suchen, daß der Missionär jährlich ein oder zwei Mal hier in der Gegend, wo viele Katholiken sind, sein Amt verrichten muß. Nun, liebster Bruder, muß ich schließen, schreibe mir recht bald und vieles Neues wieder. Deinen Brief sendest Du über Bremen (portofrei) und London oder England.

Anton Schroeder.

Nachschrift.

Alles, liebster Bruder, was ich in meinem Briefe geschrieben habe, ist Wahrheit; freilich, daß die Tageswärme anfänglich einem Europäer etwas beschwerlicher ist als dort, ist wohl zu denken, allein bis jetzt ist es hier noch nicht wärmer wie um diese Zeit bei Euch; aber deßhalb weil es hier immer und immer warm ist, ist es anfänglich unser Einem etwas zur Last, bis wir's erst hier gewohnt sind; jedoch sind hier sehr kühle Nächte, so daß man recht gut die Bettdecke benutzen kann. Hier ist es immerwährend grün. Ich habe in meinen Gärten Orangenbäume, Birnbäume, (feigenartig), worauf sich allezeit reife, unreife und Blüthen befinden. Citronen, ꝛc. ꝛc. wachsen hier wild. Ananas haben wir in Menge wie auch Apfelsinen.

Gottesdienst.

Sonntag, den 18. Dezember.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Pastor Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Pastor Pauli.....	— — —	1 »
Hr. Past. Prim. Trevisanus	St. Martini	9 »
Hr. Candidat Pralle.....	St. Ansgarii	9 »
Hr. Dr. Krummacher.....	— — —	12 »
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 »
Hr. Dr. Plehr.....	— — —	1 »
Hr. Pastor Iken.....	St. Pauli	9 »
Hr. Pastor v. Hanffstengel	— — —	1 »
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 »
Hr. Pastor Toel.....	— — —	1 »
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 »
Kein Gottesdienst.	Armenkirche	
Hr. Vicarius Driver.....	St. Johannis	7 » Messe
Hr. Pastor Probst.....	— — —	9 » Hochamt
Hr. Vicarius Driver.....	— — —	10 » Predigt
	St. Petri Dom	6 »
	— — —	8 »
	— — —	12 »
	— — —	2 »

Anzeige.

Das hanseatische Taschenbuch für das Jahr 1837 hat die Presse verlassen. Es sind noch einige Exemplare im saubern Einband zu verschiedenen Preisen bei mir zu haben, welche zu Weihnachts- und Neujahrsgeschenken sich vorzüglich passen.

Zu dem kommenden Neuenjahre 1837 empfehle ich zur gütigen Abnahme meinen nützlichen und richtigen **Hausbedarf** mit Elsflether und Bremerhavener Fluth und Ebbe. So wie auch den kleinen **richtigen Sedezkalender**, gleichfalls mit Elsflether und Bremerhavener Fluth und Ebbe, bitte ich nicht unbeacht zu lassen.

Zu dem bevorstehenden Neuenjahr biete ich zur gütigen Abnahme meine große Auswahl von **Formularen** zu Rechnungen zu sehr billigen Preisen an.

Georg Jöntzen,
Catharinenstraße Nro. 36.

Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen").

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 101.

Bremen, Sonntag den 18. Dezember 1836.

Gestorben:

Nro. 1157. Den 12. Dezember. Der Landmann Franz Lüder Pilster, 76 Jahr; Hastedt Nro. 55.

— 1158. Den 13. — Des verstorbenen Schuhmachers Johann Friedrich Schneppel Wittwe, geborne Eckhoff, 80 Jahr; alten Steinweg Nro. 26.

— 1159. Den 13. — Des Galanteriehändlers Hans Heinr. Rancke Sohn, 8 Wochen; Sögestr. Nr. 5.

Nro. 1160. Den 14. Dezember. Des Arb. Arnold Frese Sohn, 4 Wochen; Buntenthorssteinweg Nro. 78.

— 1161. Den 14. — Der Schuhmachermeister Johann Friedrich Zissing, 49 Jahr; Obernstr. N. 35 (Vorstadt).

— 1162. Den 15. — Des verst. Arb. Diedrich Wiebken Wittwe, geb. Klemens, 72 Jahr; große St. Johannesstraße Nro. 28.

Geburten:

Nro. 1470. Den 11. Dezember. Des Schneidermeisters Heinr. Friedr. Krumm Ehef., g. Schierenbeck, Geeren Nro. 9; von einem Knaben.

— 1471. Den 11. — Des Blechenschlägermeist. Joh. Geb. Mardfeld Ehefr., geb. Hoot, Marterburg Nro. 35; von einem Mädchen.

— 1472. Den 11. — Ein Mädchen.

— 1473. Den 12. — Des Arb. Ludwig Arend Starke Ehefr., geb. Hesse, Großenstraße Nro. 22; von einem Mädchen.

— 1474. Den 12. — Ein Knabe.

— 1475 und 1476. Den 13. — Den Schneiders Ferdinand Redde Ehefr., geb. Kettler, Doventhorsdeich Nro. 23; von Zwillingen, einem Knaben und einem Mädchen.

Nro. 1477. Den 13. Dezember. Des Schullehrers Conrad Bärchen Ehefr., geb. Hellweg, Neuenstraße Nro. 1; von einem Mädchen.

— 1478. Den 13. — Des Detaillisten Joh. Heinr. Behrens Ehefr., geb. Wollens, Kirchenstraße Nr. 2; von einem Knaben.

— 1479. Den 13. — Des Lantmanns Gottlieb Becker Ehefr., geb. Hashagen, Obernstraße Nr. 49 (Vorstadt); von einem Knaben.

— 1480. Den 14. — Des Canzlei-Pedellen Lüder Jürgen Bischoff Ehefr., geb. Meyer, U. L. Fr. Kirchhof Nro. 1; von einem Knaben.

— 1481. Den 14. — Des Schiffszimmermanns Hans Hinr. Bolte Ehefr., geb. Wischhusen, Muggenburg Nro. 17; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 485. Der Buchhalter Paul Rickmers hies. und Sophia Euphrosine Ibbeken aus Blexen.

— 486. Der Vergolder Joh. Georg Schmidt hies. und Sophia Adelheid Osterkamp, gen. Plander, aus Sulingen.

— 487. Der Cigarrenmacher Wilhelm Gerhard Kühtmann hieselbst und Anne Friederike Lohmann aus Diepholz.

Nro. 488. Der Handlungsgehülfe Joh. Georg Phil. Erhard u. des verst. Branntweinbrenners Heinr. Bultmann Wittwe, Anna Margar., geb. Buschmann, hieselbst.

— 489. Der Hautboist beim hiesigen Infanterie-Bataillon Ferdinand Constantin Klier und Anna Friederike Arnold hieselbst.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 102.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 22. Dezember 1836.

Auch ich bin Licht!
Mein Geist, geläutert durch die Wahrheit
Ringt aus dem Kerker sich zu ew'ger Klarheit;
Es täuscht mich nicht!

Licht.

Gott, du bist Licht!
Das All ist dir nur Harmonie und Klarheit,
Die Kreatur zeigt sich in nackter Wahrheit;
Dich täuscht sie nicht.

Die Welt ist Licht!
In schwere, dunk'le Massen zwar geronnen
Erscheint es uns — die Form, die es gewonnen,
Behält es nicht.

Frei ist das Licht!
Verwandelt sehn wir ewig die Gestalten:
Was Form hat, muß verwelken und veralten,
Es kehrt zum Licht!

Gedank' ist Licht!
Wenn Nervenmark sich mit dem Blut verbindet,
Was ist's, das diese Masse hell entzündet?
Sie wird zu Licht.

Auch ich bin Licht!
Die Nacht entweicht, bald ist der Kerker offen:
Unsterblichkeit, mein Sehnen und mein Hoffen,
Es täuscht mich nicht!

Neumann.

Die Belagerung von Jerusalem.

(Fortsetzung.)

24.

Während nach Eroberung der zweiten Mauer auch der Stadttheil genommen wurde, der nun offen da lag und sich die verschiedenen Kämpfe durch alle Gassen zerstreuten, dennoch aber in einem Mittelpunkte wieder vereinigten, nämlich an der Antonia, wurde Judith von tausenderlei Gefühlen bewegt. Die Erscheinung Susanna's hatte einen

Eindruck auf das Mädchen gemacht, der noch lange nach dem Hinweggange des Weibes fortwirkte.

Bald sah die Gefangene ihre Retterin in Susannen, in ihr das einzige Wesen, das ihr in ihrer trostlosen Lage Hülfe bringen konnte. Und wenn sie auch die Geliebte Simon's war, mußte ihr dann nicht gerade daran gelegen seyn, den Gegenstand wieder zu entfernen, der ihr das Herz des Mannes abwendig gemacht hatte? Bald aber fühlte sich Judith wieder von Grauen ergriffen, wenn sie des Weibes gedachte, das vorhin mit ihr unterhandelt hatte. Sie konnte die Augen, das Unheimliche, was aus ihnen hervorgeblickt hatte, nicht vergessen. Es kam dem Mädchen vor, als habe ein böser Dämon aus dem Antlitze herausgeschaut, eine verderbliche Macht, der sie dienen würde, wenn sie die Befehle Susanna's vollzöge. Aber, was Anderes als einen Schlaftrunk sollte die Phiole enthalten? „Gift!" schienen die Wände des Zimmers zu flüstern: „Gift!" Warum? Nein, Gift enthielt das kleine Gefäß nicht, denn was konnte Susanna gedient seyn, wenn Simon starb?

Eine Ahnung von der Rache der Eifersucht, ein leises, aber nicht unverständliches Gefühl von der Größe des Hasses, der nur durch den Untergang des Treulosen gesättigt werden kann, stahl sich in die Brust des Mädchens. Es schauderte, sich als Werkzeug eines Mordes zu denken und beschloß die Phiole wegzuwerfen.

Eiskalt lag sie in den Händen Judith's. Schauder überlief die Jungfrau bei der Idee, Mörderinn seyn zu sollen. Das Schlachtgetöse drang näher, ein Brand leuchtete von draußen durch die Fenster ins Gemach, an den Wänden bewegten sich lichte und dunkle Gestalten, auch ein muthiger Mann wäre in solch einem Augenblicke aufgeregt, vielleicht gar bang' gewesen, das schüchterne Mädchen kämpfte mit Furcht und unendlicher Angst.

Sie rief den Hund, sprach mit ihm und suchte sich glauben zu machen, daß sie nicht einsam und verlassen sey, indem sie mit Löwen wie mit einem Freunde redete. Indeß nahm das Getümmel zu, das Geschrei verdoppelte sich, die Feuersbrunst leuchtete heller und deutlicher vernahm Judith die Stimmen der Kämpfer und das Dröhnen der Waffen. Sie stand auf und blickte auf die Stadt hinab. Ein unabsehbarer Zug von Flüchtigen suchte sich durch die Thore herein zu retten. Wehrlose waren es, die die Wohnungen inne gehabt hatten, welche jetzt von den Römern erstürmt wurden, Weiber, Kinder, Alte, Kranke und Verwundete. Sie suchten Schutz in dem Theile von Jerusalem, der von der dritten Mauer eingeschlossen ward und unnehmbar schien. Hier lag ja der Tempel, den Jehovah schirmte. Zwar hatte die Belagerung schon unsägliches Elend und traurige Erfolge gebracht, allein, wenn die Heiden erst Hand an das Heiligthum legten, dann mußte Gott unmittelbare Hülfe senden.

Die Unglücklichen, Einer an den Andern sich drängend, zogen ohne Habe, ohne Obdach, ohne Speise in die ausgehungerte Stadt. Glücklich, wer nicht erdrückt wurde, ehe er die Mauern hinter sich sah. Glücklich, wer nicht in die Hände der Feinde fiel. National-, noch mehr aber Religionshaß kennt kein Erbarmen. Wenige wurden gerettet durch die Menschlichkeit der Sieger. Wer den Römern nicht entkommen konnte, stürzte sich in die Flammen, oder herab von dem Dache des Hauses, denn die Meisten wollten viel lieber sterben, als Gefangene der Römer seyn, sie gaben sich verzweiflungsvoll den Tod.

Mit unbezwingbarer Ausdauer kämpften die Juden. Gegenseitige Verachtung und eingeätzter Haß gaben den Streitenden Riesenkräfte. Verwundete setzten, am Boden liegend, das Gefecht fort und kaum schien der Tod im Stande zu

seyn das Rachegefühl endlich zu ersticken, das in der Brust gelodert hatte. Aber Roms Legionen erdrückten durch ihre Uebermacht die Schaaren der Juden, eine Straße nach der Andern wurde verloren und unter den Zinnen der Antonia wurde um den Besitz der Burg gekämpft, denn schon schickten sich die Belagerer an, diese zu stürmen.

Judith sah den Ausgang der Schlacht, denn nun lag der Schauplatz der Gefechte unter ihren Füßen. Sie gewahrte, wie sich ihre Landsleute mit der letzten Kraft der Wuth gegen die Angriffe der Feinde stämmten, wie sie, das Leben verachtend, sich dem gewissen Tode entgegen warfen, damit nur hier endlich den Fortschritten der Sieger ein Damm entgegengesetzt würde. Da überwand das Gefühl der Vaterlandsliebe jeden andern Gedanken in dem Herzen des Mädchens. Sie sah mit Schrecken wie ihre Glaubensbrüder unter den Schwertern der Römer fielen, sie hörte mit Entsetzen das Geschrei der Verzweiflung und das Klirren der aneinander prallenden Waffen. So viele Menschen gewürgt vor ihren Augen, so viel Elend und Blutvergießen, beleuchtet von dem Brande Jerusalems! Das Herz klopfte der Jungfrau, die Pulse fieberten, ihre Blicke starrten in die Tiefe hinab. Plötzlich weckte sie ein trauter, bekannter Ton aus ihrer Betäubung. Diese Stimme war ihr theuer, schallte ihr lieblich ins Ohr. Aber dieß Mal waren es nicht Schmeichelworte, Scherze oder erwünschte Eidschwüre, die sie von ihr vernahm, es war der Ruf eines Befehlshabers, der seine Geschwader ordnet und ihnen Halt gebietet. Sie hätte aus dem Toben des Weltmeeres den ersten Laut ihres Aemil's heraus erkannt, sie täuschte sich auch jetzt nicht. Er war zugegen und ahnte nicht, daß er unter den Augen seiner Geliebten focht. Seine Legion stand und bildete feste Reihen, dann führte er sie gegen das Thor, um den zurückgebliebenen Feinden den Rückzug abzuschneiden.

Als es Morgen ward und das Licht der Feuersbrunst vor der aufgehenden Sonne erbleichte wurde Jerusalem nur noch von einer Mauer, der ältesten, vertheidigt, und die Römer waren Herren von zwei Theilen der Stadt. Eine mäßige Ballista konnte ihr Geschoß bis in die Gemächer des Tempels werfen.

Judith aber schwebte in namenloser Angst wegen ihrer Aeltern. Denn sie wußte nicht wie viel von der Stadt verloren und von welcher Bedeutung der gestrige Sieg der Feinde sey. Sie sah der Ankunft Simon's selbst mit Sehnsucht entgegen, um nur Jemand zu sprechen, der ihr Kunde gäbe und ihr sagte, ob die Straße, wo Nathan Ben Ruben wohnte, in den Händen der Römer sey.

Indessen schleiften die Feinde die eingenommene Stadt, rissen die Mauern nieder und zerstörten die Thürme derselben. Die Juden aber schleppten ihre Wurfgeschütze, über dreihundert an der Zahl, herbei und richteten sie auf die Stellen, wo die Feinde Wälle aufwarfen und den Festungswerken der Stadt Gräben, Schutzdächer, Angriffsmaschinen aller Art entgegenzusetzen suchten.

Die Theile von Jerusalem aber, die sich noch innerhalb der unbezwungenen Mauern befanden, wimmelten nun von Menschen. Hierhinein hatten sich alle Flüchtlinge gerettet. Dazu die Krieger, die Räuberschaaren und Banden, die Gäste des Paschafestes — eine solche Ueberzahl in einem ausgehungerten Platze!

Auch die entlegene Straße Nathan Ben Ruben's blieb nicht einsam. So Vielen mangelte Wohnung und Obdach, sie waren gezwungen es bis an den Enden der Stadt zu suchen. Daher

drangen sie bei Nathan ein und verlangten Aufnahme in den geräumigen Gemächern des Hauses.

Jose empfing die Gäste. Er war freundlich und öffnete freiwillig die Zimmer.

Ziehet ein, betrachtet diese Zellen als Euer Eigenthum! — sprach er — Sie sind öde und verlassen, bald werden sie ganz menschenleer seyn. Die Pest hat alle Bewohner, Einen nach dem Andern aufgerieben, — noch vor wenig Tagen gingen zahlreiche Diener hier umher, um der Herrschaft, dem Vater, der Mutter, den Söhnen und Töchtern zur Hand zu seyn. — Als ob der Tod in jedem Winkel lauere, starben sie hin. Seht, das ist Nathan, der Damascener. Die giftige Seuche schleicht schon durch seine Gebeine — jene Alte ist sein Weib — Beide sind bleich und hohläugig — das kommt von der Pest — ziehet ein, bald werden wir Euch Platz machen, denn auch ich, obgleich seit wenig Stunden erst in diesen Hallen, fühle die Krankheit schon.

Auch das fürchterlichste Elend unterdrückt die Liebe zum Leben niemals so sehr, daß Jemand ohne weitere Veranlassuug den gewissen Tod erwählte. Diejenigen, die Einlaß begehrten, gingen hinweg, verließen das Haus wieder, wohl gar die Straße auch — denn sie mochten nicht mit der Pest unter einem Dache schlafen. Jose's List bewirkte, daß Nathan's Wohnung frei von allen Gästen blieb, so sehr es übrigens an Wohnungen mangelte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Sandinsel.

Das größte Hinderniß, und so zu sagen das Einzige, welches sich der freien Schifffahrt auf dem Ocean zwischen Europa und Amerika entgegensetzt, ist die Sandinsel, deren sehr gefährliche Barren sich nach verschiedenen Richtungen hin ausdehnen. Diese Insel liegt unter 44 Grad nördlicher Breite und ungefähr 60 Grad westlicher Länge zwischen der großen Bank von Neufundland auf der einen und der Küste von Neuschottland auf der andern Seite, und zwar mitten in der Region der ewigen Nebel, weßhalb man sich über die hier oft statt findenden Schiffbrüche eben nicht wundern darf. Während der letzten 30 Jahre sind 60 Schiffe mit Mann und Maus an dieser Insel untergegangen, und die Zahl derer, welche auf die Barren aufliefen, ohne jedoch bedeutenden Schaden zu leiden, ist noch weit größer. Da die wahre Lage dieser Insel und die eigentliche Art der Gefahren, von denen sie umlagert wird, noch nicht allgemein bekannt sind, so dürfte eine kurzgefaßte Schilderung dieses Eilandes und der Riffe, von denen es umgeben ist, nicht ohne Interesse seyn.

Die Sandinsel dehnt sich in einer Richtung, welche wenig von Ostnordost nach Westsüdwest abweicht, und in einer Länge von 27 Meilen aus; ihre Breite beträgt 1 bis 2 Meilen. Sie besteht fast ganz aus weißem, mit kleinen durchsichtigen Kieseln gemischtem Sande. Aus einer Menge von Hügeln zusammengesetzt, von denen Einige beinahe 150 Fuß hoch sind, bietet sie, von ferne gesehen, eine sehr unregelmäßige Horizontlinie. Man findet keine Bäume auf derselben; doch ist sie mit verschiedenartigem Gesträuch bedeckt. Die Heidelbeerbüsche und Wachholdersträuche, welche nebst vielem Gras und Kräutern am Meeresufer wachsen, dienen den in großer Anzahl hier wild lebenden Pferden, Hornvieh, Schweinen u. s. w. zur Nahrung. Ein mit dem Meere in Verbindung stehender Salzwasserteich dehnt sich bei 15 bis 20 Meilen weit auf der Insel aus. Kleine Teiche von süßem Wasser finden sich zwischen einigen der Hügel und trinkbares Wasser wird leicht ge-

wonnen, wenn man in den Thälern den Boden aufgräbt.

Die Schiffe können, ohne Gefahr zu laufen, im Norden und Süden der Insel ganz nahe am Lande hinfahren, besonders im Süden, wo man bis auf 10 Meilen von der Küste 10 Faden Tiefe hat. Gegen Norden ist die Küste steiler, und die Tiefe des Wassers bis ebenfalls auf 10 Meilen weit vom Ufer 15 Faden; die Seefahrer müssen daher, wenn sie sich der Küste nähern, vorsichtig seyn, besonders wenn starker Nebel fällt. Die größten Gefahren aber drohen die Barren, welche sich von jedem äußersten Ende der Insel bis auf eine bedeutende Entfernung ausdehnen. Die gegen Nordost wird von den Sandbänken gebildet, welche von der nordöstlichen Spitze der Insel bis auf 28 Meilen nach Ostnordost fortlaufen; bis auf 12 oder 15 Meilen findet man hier nicht mehr als 5 Faden Wasser, und bei stürmischem Wetter reicht die Brandung beinahe doppelt so weit. Es läßt sich mit Grund vermuthen, daß an dieser Barre viele Schiffe zu Grunde gegangen sind, von denen man nie erfahren wo sie hingekommen. Die Barre gegen Nordwest erstreckt sich in gleicher Richtung etwa 16 Meilen weit, und ist ungefähr 2 Meilen breit. Während der schönen Jahreszeit sind Einige etwa 6 bis 8 Meilen von der Insel entfernte Theile dieser Barre oft ganz vom Wasser frei.

Aus dem bereits Gesagten ergiebt sich, daß die Sandinsel und die von ihr auslaufenden gefährlichen Untiefen sich bis auf nahe an 70 Meilen ausdehnen. Bedenkt man, daß während gewisser Monate des Jahres in diesen Strichen die Südwestwinde herrschen, und daß die nach Amerika segelnden Schiffe zuweilen mehrere Wochen zwischen dem Sand-Kap und den Bänken von Neufundland aufgehalten werden, während die dicken Nebel nicht zulassen, die Höhe zu nehmen, und der Lauf des von unbekannten Strömungen getriebenen Schiffs nur annäherungsweise bestimmt werden kann; bedenkt man ferner, daß die Strömungen in diesem Meere sehr unregelmäßig sind, und meist von der Stärke des Windes abhängen, so muß man bekennen, daß es ein wahres Wunder ist, daß die Schiffbrüche hier nicht häufiger vorkommen. Man muß demnach in diesen Meeren das große Senkblei häufig gebrauchen, besonders wenn man nicht genau weiß, wo man sich befindet.

Auf der Sandinsel stehen jetzt drei Häuser; Eines an jedem Ende und Eines in der Mitte, in denen Leute wohnen, welche von der Regierung von Neuschottland hierher gesetzt sind, um verunglückten Schiffen zu Hülfe zu kommen. Das Haus am Westende hat einen Garten und einige Felder — das einzige angebaute Land auf der Insel — auf denen Gemüse und Viehfutter wachsen.

Die Breite des südlichen Theils der Insel ist 43 Gr. 53 Min. und die des nordöstlichen 44 Gr. 1 Min. Die Länge (Meridian von Greenwich) des Mittelpunkts der Insel ist 60 Gr. Aeußerstes Ende der nordöstlichen Barre 44 Gr. 10 Min. nördliche Breite und 59 Gr. 10 Min. westliche Länge. Aeußerstes Ende der nordwestlichen Barre 44 Gr. n. Br. und 60 Gr. 25 Min. westlicher Länge. Die Fluth tritt bei Voll- und Neumond um 8½ Uhr ein.

Die Luftfahrt des Herrn Green.

Das Wagniß, welches Hr. Green unternahm, ist eigentlich nicht etwas so Unerhörtes, wie man's glauben machen wollte; nur das Gelingen ist das Seltene dabei und deßhalb können wir nicht umhin, Hrn. Green in unserer Achtung Gerechtigkeit

widerfahren zu lassen, indem das Gelingen dieses Unternehmens Folge der Erfindungskraft Green's war. Er erfand nämlich ein bisher noch unbekanntes Medium, mit welchem er seinen Ballon überzog, so daß (nach seiner Versicherung) nur bei ganz außerordentlichen Zufällen ein Verunglücken möglich ist. — Sein Ballon hat im Flächen-Inhalt mehr als 8000 Quadratfuß und enthielt beim Aufsteigen mehr als 80,000 Kubikfuß Gas. Die Befestigung der Gondel ist sicher und fest angelegt, und ein Etwas von willkürlicher Bewegung des Ballons steht in so fern in der Hand der Luftschiffer, als sie von der Gondel aus vermittelst einer Schnur eine Klappe am obern Ende des Ballons öffnen können, um Gas hinausströmen zu lassen, wodurch sich natürlich der Ballon von selber senkt. Dadurch aber wird auch der Gang des Ballons zurückgehalten und diese einigermaßen zu bestimmende, und der Willkür unterworfene Bewegung macht die Reise zum großen Theil ohne Gefahr. Oben über der Gondel ist eine Lampe angebracht, mit eigends von Hrn. Green erfundenem elastischem Gase gefüllt, so daß das Verlöschen gleichfalls nur bei den ungünstigsten Zufällen möglich ist. Eben so befindet sich um beim plötzlichen Aufsteigen ein Unglück zu verhüten, eine von Green erfundene Widerkraft (durch Haken) am Ballon, so daß dieser vor der gänzlichen Füllung durchaus nicht steigen kann, dann aber um so schneller aufsteigt, und das Wanken in der untern Atmosphäre verhindert, das schon vielen Luftschiffern Gefahr gebracht. Green's Luftschiff, bis jetzt das größte, hat bereits zwei Reisen gemacht, vor dieser berühmten Reise, über die sämmtliche Journale berichten. Am meisten aber sind die Rettungsmittel für einen Unglücksfall geistreich und geschickt angebracht; Luftkissen jeglicher Art, welche den Menschen ruhig durch die Luft schwimmen lassen, und die hier zur Hand sind, gewähren ohne Ballon in ihrer Einrichtung ein großartiges Vergnügen im Gebrauch, und wenn wir diese bewundern, und den Berichten trauen dürfen, so hätte man in denselben, ein sicheres Rettungsmittel in Feuersbrünsten, worüber man jetzt so Vieles in allen Zeitungen liest. In jedem Falle scheint uns diese Sache einer nähern Untersuchung werth.

—n.

Ausfuhr des Tabacks in Nord-Amerika.

Die Philadelphia Zeitung vom 12ten Oktober enthält einige lange, und wie es scheint, offizielle Details über den Anbau, den Verbrauch und die Ausfuhr des Tabacks seit den letzten 30 Jahren. Diese Nachrichten von der großen Stapelwaare der südlichen Staaten werden jetzt bekannt gemacht, und dessen große Wichtigkeit für das Land und die Nothwendigkeit zu zeigen, dem Handel jede mögliche Erleichterung zu verschaffen. Aus diesen Berichten geht hervor, daß Nord-Amerika schon vor dem Unabhängigkeitskriege ganz Europa mit Taback in dessen verschiedenen Formen versah, und daß, obwohl später der Tabacksbau in Europa, namentlich in Frankreich, sich hob, die Ausfuhr von Rauch- und Schnupftaback doch seit dem Jahre 1791 auf das Vierundvierzigfache und seit 1817 um mehr als das Dreifache stieg. Im Jahre 1835 wurden 94,353 Fäßer zu 7¼ Pence per Pfund, Werth 8,250,577 Dollar, 3,817,854 Pfd. zubereiteten Rauchtaback und 36,471 Pfd. zubereiteten Schnupftaback zum Werth von 357,611 Dollars ausgeführt. Die Ausfuhr nach England allein, mit Ausschluß von Schottland und Irland, betrug 27,563 Fäßer zu einem Werthe von 3,397,415 Dollars.

---

* Oeffentlicher Dank.

Das in der hiesigen Zeitung vom 20sten dieses zur öffentlichen Kunde gebrachte Resultat, des am 14ten dieses, zum Besten mehrer Hülfsbedürftigen in unserm Gebiete, veranstalteten Concerts, wird jeden Menschenfreund mit Freude erfüllt haben, und einer von diesen — der Schreiber dieser Zeilen, — macht es sich zur süßen Pflicht, Allen denen, die dabei mitgewirkt haben, als Organ vielseitiger Anerkennung, öffentlich Dank zu sagen.

Madame Mattys, Herr Nissen, Herr Musikdirektor Riem, Herr Concertmeister Mühlenbrock, Herr A. Schernal, und Herr Ernst Rackmann, ließen es sich, im Geiste des Zwecks, auf die uneigennützigste Art, mit achtungswerthem Eifer angelegen seyn, dieses Concert würdig auszustatten.

Die Union gab in ihrer — längst schon durch gerechte Anerkennung gekrönten Weise — den Saal unentgeldlich her, und der Oeconom derselben, Herr Kriphäne erließ nicht allein ein Drittel der gewöhnlichen Erleuchtungskosten, sondern machte sich außerdem bei dem Absatz der Billets höchst verdient.

Möge man es dem Einsender zu Gute halten, wenn er diese Gelegenheit benutzt, seine geehrten Mitbürger auf das bevorstehende Benefiz des Herrn Nissen aufmerksam zu machen, und möge dem wackern Künstler, der durch seine schöne Tenorstimme außer jenem Abende, schon vielfach zur Erhöhung unserer Kunstgenüsse beitrug, durch einen mehr als gewöhnlichen Besuch, die Aufmunterung und die Anerkennung werden, die das mehr als gewöhnliche Talent verdient.

Unzerstörbare Dinte.

Ein Herr Boutigny d'Evreux, welcher bereits Resultate über die von selbst vorgehende Veränderung der Schrift mit Jodfarbe bekannt gemacht, hat nun bewiesen, daß es nach achtzehn Monaten unmöglich ist, die mindeste Spur davon wieder erscheinen zu lassen. Er machte zugleich der Akademie die Anzeige, daß er eine eben so unauslöschliche, aber leichter anwendbare Dinte als den chinesischen Tusch zusammengesetzt habe. Er läßt eine Unze Gummi, eine halbe Unze Zucker und eine halbe Unze essigsaures Blei in zwei Pfund reines Wasser auflösen; er läßt hierauf einen Strom von Schwefelwasserstoffgas durchgehen, um das ganze Acetat zu dekomponiren; nachdem es eine Minute lang gekocht hat, läßt er sorgfältig zwei Quent. Kienruß in der ganzen Flüssigkeit zergehen, und vermischt endlich eine gleiche Quantität gewöhnliche Dinte damit. — Die Akademie hat diese Anzeige sehr günstig aufgenommen, da frühere angeblich unauflösliche Dinten sich nicht erprobt hatten.

* Guter Rath.

Geh' und baue still Dein Haus!
Das ist aller Weisheit Ende.
Trage nicht Dein Glück hinaus,
Denn Dir sichern's nur vier Wände.

Nur so lang' Du's da beschränkest,
Ist es Glück und bleibt es Dein.
Wenn Du größern Raum ihm schenkest,
Flieht's und nimmer holst Du's ein.

H. Kotzenberg.

* Korrespondenz-Nachricht.

Der nachstehende Bericht wurde uns von einem hiesigen, achtungswerthen Handlungshause mitgetheilt. Wir wünschen, daß es dem geehrten Korrespondenten gefallen möge, die nähern Details dieser fast wunderbaren Rettung in einem folgenden Berichte ausführlicher mitzutheilen.

Die Redaktion.

Hammerfest, den 5. Oktober 1836.

Gestern Abend 10 Uhr kam eine Russische Lodje von Spitzbergen, worauf sich die Leute der beiden hiesigen, im Eise verunglückten Schiffe, Wettrenner, Kapt. Eschels und Falken, Kapt. P. Westin befanden.

Die Mannschaft dieser beiden Fahrzeuge ist auf eine merkwürdige Art gerettet. Vom Anfang Juli lagen sie neben einander eingefroren, aber immer hatten sie die Hoffnung, daß das Eis bald aufbrechen sollte, was aber nicht der Fall wurde. — Am 18. August mußten sie die Schiffe verlassen, beluden zwei Böte mit Proviant und Kleidern und begaben sich Alle, 26 an der Zahl, auf die Reise, in der Erwartung, vielleicht ein Hammerfester oder irgend ein anderes Schiff anzutreffen, mit welchem sie segeln könnten. — Da sie einige Tage die Böte mitgezogen hatten, ohne offenes Wasser zu sehen, wurden sie von dem Schleppen so müde, daß sie beschlossen, die Böte zurück zu lassen und lieber zu Fuße auf dem Eise ihre Rettung zu suchen. — So lange sie die Böte mitzogen, hatten sie Proviant genug, da sie aber diese verlassen mußten, konnten sie wenig mitnehmen. — Nachdem sie mehrere Tage gegangen waren, brach das Eis unter ihren Füßen, so daß sie auf verschiedenen Eisstücken von einander getrennt wurden. — Nach Verlauf von 18 Tagen waren vier von den Matrosen so glücklich, ans Land getrieben zu werden, und das gerade nach einer Russischen Kolonie, wo sie aber die ganze Russische Besatzung, 18 Mann, einer daliegenden Lodje, welche daselbst überwintert hatten, todt fanden, davon 16 in Matten eingenäht vor dem Hause lagen und 2 in ihren Betten. — Die 4 ans Land gekommenen Matrosen nahmen sogleich ein Boot, um wo möglich die übrigen 22 Mann aufzusuchen. Da aber der Wind das Eis, auf welchem diese sich befanden, zur See getrieben hatte, mußten sie unverrichteter Sache und in der Meinung ihre Kameraden nie wieder zu sehen, zurückkehren. — Zwei Tage nachher veränderte der Wind sich so, daß sie Alle bis auf einen Matrosen, der den Tag nachher ankam, den 9. September auf verschiedenen Eisschollen ans Land getrieben wurden. — Die letzten 3 bis 4 Tage hatten sie nur einige Zwiebäcke und etwas Wallroßfleisch, wovon sie lebten. Glücklicherweise lag die ausgestorbene Russische Lodje da, die aber halb voll Wasser und auch sehr nahe daran war, zertrümmert zu werden. Nachdem sie beinahe 3 Wochen gearbeitet hatten, die Lodje zu repariren, gingen sie an Bord, und kamen nach einer Ueberfahrt von 8 Tagen gestern hier an. — Sie fanden Proviant genug bei den Russen, so daß sie keinen Mangel unterwegs hatten. — Der Winterfang der Russen, 17 Fäßer Speck und 40 blau und weiße Füchse soll hier in Auktion verkauft werden. Die Galeasse Fortuna, welche in Bell Sound eingefroren lag, ist noch nicht angekommen und wird höchst wahrscheinlich ... nicht eintreffen; der Kapitän ist gestorben und unter den Leuten, 21 an der Zahl, 10 Russen von einer verunglückten Lodje einbegriffen, soll große Uneinigkeit herrschen.

Anzeige.

Das hanseatische Taschenbuch für das Jahr 1837 hat die Presse verlassen. Es sind noch einige Exemplare im saubern Einband zu verschiedenen Preisen bei mir zu haben, welche zu Weihnachts- und Neujahrsgeschenken sich vorzüglich passen.

Zu dem kommenden Neujahr 1837 empfehle ich zur gütigen Abnahme meinen nützlichen und richtigen **Hausbedarf** mit Elsflether und Bremerhavener Fluth und Ebbe. So wie auch den kleinen richtigen **Sedezkalender**, gleichfalls mit Elsflether und Bremerhavener Fluth und Ebbe, bitte ich nicht unbeacht zu lassen.

Zu dem bevorstehenden Neujahr biete ich zur gütigen Abnahme meine große Auswahl von **Formularen** zu Rechnungen zu sehr billigen Preisen an.

Georg Jöntzen,
Catharinenstraße Nro. 36.

Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen der Stadt Bremen").

A. Daves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 102.

Bremen, Donnerstag den 22. Dezember 1836.

Gestorben:

Nro. 1163. Den 6. Dezember. Der Freischlachter Friedrich August Boedecker, 20 Jahr; Westerstraße Nro. 49.

— 1164. Den 16. — Der Wasserschout Diederich Graue, 85 Jahr; neuen Steinweg Nro. 16.

— 1165. Den 16. — Des Cigarrenmachers Tillmann Fien Tochter, 6 Tage; alten Steinweg Nro. 11.

— 1166. Den 17. — Des verst. Soldaten Joh. Friedrich Bornemann Wittwe, geb. Jacobs, 73 Jahr; von Bremen-Gang Nro. 3.

— 1167. Den 17. — Des Schuhmachermeisters Christian Ludwig Kortkamp Sohn, 5¼ Jahr; Pelzerstraße Nro. 26.

— 1168. Den 17. — Wobeta Buchhagen, 83 Jahr; Armenhaus.

— 1169. Den 18. — Des Kaufmanns Eduard Möller Tochter, 2½ Jahr; am Wall Nro. 70.

— 1170. Den 18. — Christina Elisabeth Vogeler, 20 J.; am alten Steinwege Nro. 22.

— 1171. Den 18. — Des Tambour-Majors Jacob Prokop Persina Tochter, 9 Monat; Caserne.

Nro. 1172. Den 18. Dezb. Des verst. Arb. Chr. Heinr. Warnken Wittwe, geborne Eggers, 55 Jahr; Arbeitshaus.

— 1173. Den 18. — Des Malers Joh. Heinrich Gabriel Sassenberg Sohn, 22 Woch.; kl. Krankenstr.

— 1174. Den 18. — Des Schneiders Joh. Carl Ludwig Weydemann Ehefr., geb. Vasmers, 44 J.; Meyersgang Nro. 1 (Neustadt).

— 1175. Den 18. — Der Arb. Ernst Heinrich Wessels, 55 Jahr; am Bollwerk Nro. 19.

— 1176. Den 18. — Der Kahnschiffer Hinrich Frage, 35 Jahr; Knoopstraße Nro. 26.

— 1177. Den 18. — Des Wilh. Klug Ehefr., geb. Heckelmann, 66 Jahr; Armenhaus.

— 1178. Den 19. — Der Kaufmann Johannes Jacob Vasmer, 31 Jahr; Westerstraße Nro. 94.

— 1179. Den 19. — Der Wagemeister Heinrich Wilh. Mertens, 47 Jahr; Violenstraße.

— 1180. Den 20. — Johanna Almers, 64 Jahr; Sandersdeich Nro. 3.

Geburten:

Nro. 1482. Den 10 Dezember. Des Kahnschiffers Diedrich Gottfried Hein Ehefr., geb. Glade, Uthbremerstraße Nro. 2; von einem Knaben.

— 1483. Den 15. — Des Landmanns Jacob Nauers Ehefrau, geb. Jacobs, Obernstr. Nr. 29 (Vorstadt); von einem Knaben.

— 1484. Den 15. — Ein Knabe.

— 1485. Den 15. — Des Landmanns Hinrich Bischoff Ehefrau, geborne Kliesing, Gödkamp Nr. 1; von einem Mädchen.

— 1486. Den 15. — Des Cigarrenmachers Georg Stiering Ehefrau, geborne Vette, kl. St. Annenstraße Nro. 19 B; von einem Knaben.

— 1487. Den 15. — Des Kaufmanns Engelbert von Duisburg Ehefrau, geb. Straat, Doventhorssteinweg Nro. 8; von einem Knaben.

— 1488. Den 16. — Ein Knabe.

— 1489. Den 16. — Des Schuhmachermeisters Heinrich Friedrich Brockmann Ehefrau, geborne Welter, kleine Waagestraße Nro. 2; von einem Knaben.

— 1490. Den 16. — Des Küpers Friedrich Wilhelm Edler Ehefrau, geborne Falck, Kirchenstraße Nro. 7 (Neustadt); von einem Mädchen.

Nro. 1491. Den 16. Dezember. Des Arb. Johann Diedrich Helmken Ehefrau, geb. Isern, Düsternstraße Nro. 93; von einem Mädchen.

— 1492. Den 16. — Des Polizeidieners Johann Hinrich Eickworth Ehefrau, geborne Hopmann, Schwarzpott Nro. 12; von einem Mädchen.

— 1493. Den 16. — Des Kahnschiffers Arend Lüdders Ehefrau geb. Beckers, Sandersdeich Nr. 3; von einem Knaben.

— 1494. Den 17. — Des Maurergesellen Gerhard Meyer Ehefrau, geb. Dunckhase, Sielwall Nro. 6; von einem Mädchen.

— 1495 und 1496. Den 17. — Des Schullehrers Daniel Christoph Asmann Ehefrau, geborne Elstermann, U. L. Fr. Kirchhof Nro. 28; von Zwillings-Knaben.

— 1497. Den 17. — Des Schuhmachers Joh. Liborius Klinge Ehefr., geb. Bätjer, gr. Sortillenstr. Nro. 15; von einem Mädchen.

— 1498. Den 18. — Des Schuhmachers Joh. Diedrich Rust Ehef., geb. Stürmann, Sielwall N. 10; von einem Knaben.

— 1499. Den 18. — Des Schneidermeisters Joh. Heinr. Adeling Ehef., geb. Kahrweg, kurze Wallfahrt Nro. 7; von einem Knaben.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

N°. 103.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 25. Dezember 1836.

Anzeige.

Mit dem ersten Januar 1837 beginnt der Bürgerfreund seinen zweiundzwanzigsten Jahrgang und die Unterzeichnete fühlt sich zum lebhaften Danke verpflichtet, einmal gegen ihre Abonnenten, die auch dem bald beendigten Jahrgange Nachsicht und Theilnahme schenkten, und zum Andern gegen die geehrten Gelehrten und Geschäftsmänner, die sie mit Beiträgen unterstützten.

Die Nachsicht der Ersteren weiß sie doppelt zu würdigen, wenn sie sich selbst sagen muß, wie sehr arm die gegenwärtige Zeit an Stoff ist, gegen die jüngst vergangene, wie die Verbreitung aller Arten Magazine mit den Localblättern in Concurrenz treten, und wie noch so manches Andere hindernd auf freie literarische Bewegung einwirkt.

Um diese Nachsicht und Theilnahme bittet sie — namentlich ihre lieben Mitbürger — auch bei dem nächsten Jahrgange und glaubt — gestützt auf die Zusagen vieler würdiger und gediegener Mitarbeiter und im frühzeitigen Besitz geachteter Journale des In- und Auslands auch diesen zweiundzwanzigsten Jahrgang würdig und befriedigend ausstatten zu können.

Der Preis bleibt wie bisher, praenumerando 36 Grote per Quartal, oder 2 Rthlr. für den Jahrgang; die Beilagen der Geburts- Proclamations- und Sterbelisten 8 Grote per Quartal.

Auswärtige wollen Bestellungen auf den Bürgerfreund bei ihren resp. Postämtern oder Buchhandlungen abgeben.

Die Redaktion.

— — —
Daß das Herz Dir größer werde,
Blicke von der kleinen Erde
Zu dem ew'gen Glanz empor.

Nachtlied.

Quellende, schwellende Nacht,
Voll von Lichtern und Sternen,
In den ewigen Fernen,
Sage, was ist da erwacht?

Herz in der Brust wird beengt;
Steigendes, neigendes Leben,

Riesenhaft fühle ich's weben,
Welches das meine verdrängt.

Schlaf, da nahst du dich leis',
Wie dem Kinde die Amme,
Und um die dürftige Flamme
Ziehst du den schützenden Kreis.

K. F. Hebbel.

Die Belagerung von Jerusalem.

(Fortsetzung.)

Jose mischte sich am Morgen unter das Gedränge derer, die um den Tempel und durch die Antonia schwärmten, und suchte irgend Etwas zu entdecken, wodurch ihm Judith's Aufenthalt offenbar würde. Schon gestern und vorgestern war er vergebens unter den Leuten gewesen, die entweder die Burg besuchten und nach Brote schrieen oder den Tempel, um da zu beten, oder die ein Gewerbe hierher führte: Krieger, Kaufleute, Priester, Fremde. Heute hatte sich das Getümmel vermehrt durch die Flüchtlinge, die sich hereingerettet hatten, das Geschäft eines Spähers wurde dadurch einer Seits erleichtert und anderer Seits erschwert. Erleichtert, denn er konnte, ohne Verdacht zu erregen, sich füglich in der Menge verbergen; erschwert, denn die Gegenstände der Beobachtung vermehrten sich und die Aufmerksamkeit mußte höher gespannt werden.

Allein alle Forschungen waren eben so vergeblich als am gestrigen Tage und als vorher. Nichts hatte sich verändert als die Anzahl der Leute, die die Höfe erfüllten. Schaaren von Soldaten, Chöre von Priestern, Bandenanführer, unter sich hadernd wegen des jüngsten Raubes, Diener der Tyrannen, welche stolz und prahlend auf die Menge herabschauten, — nirgends Etwas, woraus man eine Vermuthung hätte ableiten können. Schon war der Mittag vorüber und der Abend nicht viele Stunden fern.

Nach der Seite hin, wo die Antonia jetzt dem Angriffe bloßgegeben war, traf man auf den Zinnen derselben wirksame Anstalten zur Gegenwehr. Steinschleudern und Speergeschütze wurden aufgestellt. Oeffnungen durch Mauern verschlossen, die Ausgänge verrammt und alle Gänge für die Vertheidiger eingerichtet, mit Luken versehen und überdeckt. Dabei gab es fortwährende Streitigkeiten zwischen des Johannes und Simon's Partei. Johannes, im Besitz des Tempels, hatte auch bei Weitem den größten Theil von Geschütz in seinen Händen, die Lage des Heiligthums, seine steilen Mauern sicherten es von selbst, während die Burg leicht anzugreifen war. Allein die Eifersucht zwischen beiden Volksführern war durch die gemeinschaftliche Noth keineswegs so ganz erloschen, daß sie sich ehrlich genug unterstützt hätten.

Jose sah neugierig mit an, wie man eine Wurfmaschine aus dem Tempel in die Antonia brachte und berechnete bei sich selbst die Größe der Steine, die wohl durch dieß Geschütz geschleudert werden könnten. Aufmerksam folgte er den Bewegungen der Soldaten mit dem Auge, welche die einzelnen Theile der Maschine fortschafften und überlegte die Bestimmung der verschiedenen Stücke und ihre Brauchbarkeit. Der Werkmeister gewahrte des Müßigen, machte ihn den Kriegern bemerklich und Jose wurde von einem derselben aufgefordert, Theil an der Arbeit zu nehmen.

Greif zu, hier, an der Handhabe, und hilf mir diesen Klotz tragen, der zum Fußgestell gehört. Deine Schultern scheinen ganz dazu gemacht zu seyn, hundert und einige Pfund ohne Beschwerde aufzunehmen.

Du hast ganz Recht, lieber Freund! — antwortete Jose und kam der Aufforderung nach — Ich will Dir Deine Last fortschleppen helfen, das heißt: hier die Treppen hinauf, denn weiter wird mir die Zeit es nicht gestatten.

Der Soldat meinte: Deine Stunden werden Dir so knapp nicht zugemessen seyn. Uebrigens siehst Du wohlgenährt und frisch aus. Wo kaufst Du denn Dein Brot?

Brot? Brot? — Nein, wackerer Held, Brot aß ich schon lange nicht mehr. Das wäre in diesen Tagen eine allzu kostbare Speise! — antwortete Jose — Aber in den Winkeln des Tyropöums giebt es eine Gattung von Wild, die man früher freilich nicht so sehr beachtete, deren Werth aber die jetzige Zeit ans Licht gebracht hat. Mit Hülfe meines Hundes — ich vermisse ihn eben und auf ihn warte ich, denn er könnte leicht weggefangen und für ein Mittagsbrot zubereitet werden, halte ich im Tyropöum täglich eine ganz einträgliche Rattenjagd.

Der Soldat ließ sich eine genauere Beschreibung von dieser Jagd geben und bezeigte nicht übel Lust, sie gelegentlich selbst anzustellen. Unterdessen waren Beide mit der Last auf der Zinne eines niedrigen Thurmes angekommen, wo die Ballíste aufgestellt werden sollte.

Jose wollte sich entfernen. Warte nur — sprach der Soldat — bis wir sie gehörig zusammen gesetzt haben; dann sollst Du sehen, wie trefflich diese Maschine ihre Schuldigkeit thun wird.

Der Diener trug keine Begierde in sich, einem Gefechte beizuwohnen, denn schon richteten die Römer ihre Pfeile gegen den Thurm und Speere und Steine prallten an die Brustwehr.

Höre, — bat Jose — lieber Kriegsmann, Du bist vermuthlich besser daran gewöhnt als ich, auf einem Punkte auszuhalten, der vom Feinde beschossen wird. Ich habe mich niemals mit Blutvergießen abgegeben, laß mich nun hinweg gehen, Du siehst, ich habe Dir Deinen Willen gethan.

Behüte! — antwortete der Soldat — Du bleibst und reichst mir die Steine aus dem Kasten, damit ich die Maschine spielen lassen kann.

Mit Hülfe seiner Kameraden spannte der Krieger die Sehne, das Geschoß wurde aufgelegt und der Stein flog unter einen Schwarm Römischer Krieger, welche an einem Belagerungsthurme arbeiteten. Zwei oder drei schienen vom Wurf getödtet. Jose war über diesen Erfolg mehr bestürzt als erfreut. Er langte einen zweiten Stein aus dem Kasten und die Soldaten schickten sich an, das Seil abermals zu spannen.

Sie Sehne war straff angezogen. Die, welche beim Geschütz beschäftigt waren, stritten sich um die Richtung des Wurfes.

Etwas tiefer oder wir fehlen! — sagte der Soldat, der vorhin den Zieler gemacht hatte — Ihr saht, daß ich's so eben vortrefflich berechnet hatte. Schiebt den Stein etwas tiefer.

Nein, — meinte ein zweiter Krieger — das Geschoß hat ganz die rechte Lage. Verlaßt Euch darauf, der Wurf kann nicht besser ausfallen, wenn Ihr noch Etwas verändert.

In diesem Augenblicke traf ein Pfeilschuß den Sprecher, diesem folgte ein Hagel von Steinen; von welchem Punkte die Geschosse ausflogen, konnte man nicht sogleich erkennen und die Juden stoben auseinander. Jose lief auf der Zinne hin, bis ihm eine Galerie zur Linken lag, die in die Antonia führte. Dorthin nahm er seinen Weg. Weil er fürchtete, verfolgt zu werden, bog er auch aus der Galerie aus, fand ein offenes Pförtchen und erstieg die Treppe, die von hier aus nach einem höheren Thurme hin gelegt war.

Jose gelangte aber von der Treppe auf keinen offenen Gang, nirgends führte eine Thür nach einer andern Richtung als der einmal eingeschlagenen abwärts, der Diener war genöthigt in die Höhe zu steigen, wenn er nicht stehen bleiben wollte.

Er erreichte ein Plateau, welches ziemlich erhaben über die andern Zinnen der Burg empor

ragte und die Aussicht auf mehrere Theile der Antonia darbot. Jose bückte sich hinter die Mauerbrüstung, um den Soldaten, denen er so eben entlaufen war, seinen Aufenthalt nicht zu verrathen und schaute in einen Hof hinab, der an den Thurm gränzte. Nach einer Weile öffnete sich dort unten eine Thür und zwei Männer erschienen, von denen der eine ein Schlüsselbund trug. In dem zweiten erkannte Jose Simon den Tyrannen.

Beide gingen über den Hof hinweg, öffneten eine Pforte und verschwanden durch dieselbe.

Unser Späher hatte kein anderes Geschäft vor, verweilen mußte er noch, wenn er nicht den Kriegern wieder in die Hände laufen wollte, er beobachtete also die Männer und erwartete, ob sie zurückkommen würden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Was hieß zu Ludwig XVI. Zeit in Paris eine herrliche Rouerie *)?

Unter den Generalpächtern standen die Brüder d'Aucourt's, wegen ihres Reichthumes und Einflusses, oben an. Sie machten sich die Leute mit ziemlicher Grazie verbindlich, und ohne sie durch gierigen Wucher zu ruiniren, wie einige ihrer Genossen thaten, die ich aus christlicher Liebe nicht nennen mag.

Die zwei Brüder d'Aucourt hatten aber mit einander einen Prozeß, was sie wechselseitig so erbitterte, daß der ältere d'Aucourt eines Tages seinem jüngsten Sohne Vorwürfe über seine Gleichgültigkeit machte, und sich endlich die Aeußerung Heinrich's II. von England erlaubte, welche Becket das Leben kostete:

„Ist Niemand, der mich von diesem Elenden befreit!"

Herr d'Aucourt, der Vater, meinte seinen Bruder.

Der Sohn suchte den Vater zu besänftigen; allein vergebens.

Tags darauf, um 8 Uhr, trat der jüngste Sohn in das Kabinet seines Vaters, der ihn fragte, warum er so verstört aussehe.

„Sie verlangten gestern von uns, Sie an unserm Onkel zu rächen."

„Ich?"

„Ja, mein Vater, Sie sagten: ist denn Niemand, der mich von diesem Elenden befreit?"

„Ich besinne mich in der That darauf, allein das war eine Uebereilung."

„Ich aber habe Ihrer Aufforderung Genüge geleistet."

„Wie?"

„Diesen Morgen."

„Mein Bruder . . ."

„Ist nicht mehr!"

„Ach! was hast Du gethan? Deinen Onkel gemordet! denn zuverlässig hat er sich nicht mit Dir geschlagen. — Hier, nimm dieß Gold, diese Kassenbillets, und mache Dich schnell davon!"

Der Sohn erhielt so gegen 1000 Louisd'ors, umarmte seinen Vater, wollte gehen, kehrte aber wieder um und begann:

„Dürfte ich's wagen, zu gestehen, daß ich Schulden habe."

„Die will ich bezahlen!"

„Das müßte aber vor meiner Abreise geschehen. Außerdem könnte man Lärm machen, und unter den gegenwärtigen Umständen . . . . ."

„Ja doch — — reise nur; wenn man Dich verfolgte . . Bist Du viel schuldig?"

„Nein, höchstens 60,000 Franken!"

*) Aus dem im Buchhandel noch nicht erschienenen dritten Bande der vielfach anziehenden »Denkwürdigkeiten der Erzherzoginn Marie Antoinette, Königinn von Frankreich«.

Die Red.

Der Finanzmann ging an seine Schatulle, nahm 60,000 Franken in Kassenbillets heraus und übergab sie seufzend seinem Sohne.

„Deine Tollheit," sprach er, „kostet mich hunderttausend Livres; aber Du bist ein guter Sohn!"

Der junge d'Aucourt umarmte seinen Vater aufs Neue, und entfernte sich endlich, ging aber nicht nach England, sondern gerades Wegs zu seinem Onkel, der, statt von seinem Neffen getödtet zu seyn, ihn nicht einmal gesehen hatte, und nichts weniger, als dessen Besuch erwartete.

„Bester Onkel!" rief er beim Eintreten, „mein Vater, des Streits müde, will sich mit Ihnen versöhnen!"

„Was Du sagst?"

„Die Wahrheit, und ich kann versichern, daß ich nur durch meine standhaften Bemühungen dieß Resultat herbeigeführt. Mein Vater läßt Sie für heute Mittag zu Tische bitten, und ich werde Sie dahin begleiten; nicht wahr, bester Onkel?"

D'Aucourt, über diese Versöhnung erfreut, fragte seinen Neffen weiter aus, und dieser äußerte gelegentlich: er wäre sehr unglücklich.

„Wie das?"

„Ich habe Schulden, und mein Vater, verdrießlich über die Wärme, mit der ich Sie vertheidigt habe, will mir nicht aushelfen."

„Und Du bist schuldig?"

„Eine Kleinigkeit!"

„Wie viel denn?"

„Achtzigtausend Livres!"

„Alle Teufel! davon kann man honett leben. Da hier, Bursche, gieb das den Wucherern auf Abschlag; mit dem Uebrigen mögen sie sich gedulden!"

Zwanzig Billets, jedes zu tausend Franken, vergrößerten die Baarschaft des jungen Mannes, der den Onkel mit Danksagungen überhäufte. Die Zeit des Mittagsmahles kam heran; der Finanzmann ließ anspannen, zog sein bestes Kleid an, und kam so ins Hotel seines Bruders, wo sich schon dreißig andere Gäste befanden. Er stieg aus und ließ sich melden. — Herr d'Aucourt der Aeltere that einen Ausruf des Erstaunens und begann zu vermuthen, daß man ihn zum Besten gehabt. Unterdessen näherte sich ihm der Bruder begrüßte ihn und äußerte seine Freude darüber, daß er endlich sein Unrecht eingesehen habe.

„Mein Unrecht! Was wollen Sie damit sagen?"

„Ja, mein Vater," rief der Sohn, „mein Onkel weiß von mir, wie viel Werth Sie auf seine Freundschaft legen!"

„Wirst Du ihm auch gesagt haben, daß Du mich bestohlen hast?"

„Umarmen Sie einander, das ist besser, als Beschuldigungen, Prozesse, Injurien und Duelle!"

Die Anwesenden stimmten dem Redner bei; die beiden Brüder wurden am Ende gerührt, und in einer Anwandlung von Offenherzigkeit erzählte der ältere d'Aucourt die Mystifikation, deren Gegenstand er gewesen. Sein Sohn hörte mit unwandelbarer Ruhe zu, und begann, als der Vater geendigt:

„Diese Spekulation ist so gut, wie jede Andere, und man gewinnt sogar doppelt dabei; denn mein Onkel, nicht weniger großmüthig —."

Der junge Mann erzählte nun unter allgemeinem Beifall und Gelächter Alles, was vorgegangen war.

(Der Beschluß folgt.)

Der gereimte Taufschein.

Wer wissen will, wie viele Jahre Mad. Neumann-Haizinger zählt, der kann es aus folgenden, ihr am 6. Mai 1836, ihrem Geburts-

tage, in Carlsruhe überreichten, von Polenz componirten Versen ersehen:

»Blumen bringt der Mai
Und ein Fest dabei;
Dieß, o Liebliche, preis ich —
Sechs mal sechs ist sechsunddreißig.

War'st ein lustig Blut,
Voller Lebensgluth,
Aber sittsam und fleißig —
Sechs mal sechs ist sechsunddreißig.

Kehrtest Alles um,
Machtest Weise dumm,
Fromm den lockersten Zeisig —
Sechs mal sechs ist sechsunddreißig.

Welche Zauberei!
Einmal kommt der Mai —
Ewig Dir, das weiß ich,
Sechs mal sechs ist sechsunddreißig.«

Ob die gefeierte Dame es gar zu gern gehört hat, daß man in sechszehn Reimzeilen sie vier Mal — in der längsten Zeile obenein! — an das nahe Entschwinden ihres vierten Dezenniums erinnerte, wollen wir nicht behaupten. Indessen, die Künstlerinn ist bekanntlich mit der feinsten Anmuth begabt und hörte demnach gewiß das Lied von ihrem Alter singen, ohne die freundlichste Miene zu wechseln. In ihrem Köpfchen konnte dabei immer folgende Randglosse stehen:

Ein Gedicht vom Einmaleins? —
Ei, da wünsch' ich ein Mal kein'e.
Doch was jetzt ich thun muß, weiß ich,
Meinen Zorn, ihr Herr'n, verbeiß' ich,
Wiederholt ihr gar zu fleißig:
Sechs mal sechs ist — eben dreißig!

Daß es einer schönen Dame nicht zuzumuthen wäre, die durch öftere Wiederholung schon mißbrauchte Zahl nochmals zu wiederholen, wenn auch nur im Stillen, versteht sich von selbst.

Fr. Lange.

---

* Gemälde.

In der Casselschen Bildergalerie befindet sich von Gillis, oder Egidius de Houde Kötter, geboren zu Utrecht 1583, gestorben 1623, ein Gemälde auf Leinwand 4 Fuß 10 Zoll hoch, und 6 Fuß 2 Zoll breit, ein Konzert vorgetragen von wilden- und Hausvögeln. Die Eule steht auf einem Notenblatt und tritt den Takt. Leute, welche dieß Gemälde gesehen haben, sagen, es sey trefflich gearbeitet, sämmtliche Vögel hätten die Eule im Gesichte, und dieser schienen die Augen im Kopfe zu rollen, und sich dahin zu richten, wo in der vorgeschriebenen Bahn gefehlet werde. Durch starke Flügelbewegung scheine sie die Viertel anzudeuten. Sie versichern, daß ihnen nun ein Konzert viel mehr Vergnügen mache als früher, indem ihnen das Gemälde vor die Augen der Erinnerung träte, und ihnen den schönsten Stoff zur Vergleichung darböte. Hierbei fallen uns Gemälde ein, welche die Musen in gigantischer Größe darstellen. Der, oder die Maler hatten den Zustand derselben im Gesegneten gewählet, und dadurch die Vermehrung der Musensöhne zur Anschauung gebracht.

---

* Die Jagd.

Daß während der Hegezeit (laut obrigkeitlicher Verordnung vom 26. Novb. 1836) keine Hasen und Hühner in die Stadt gebracht werden dürfen, daüber haben sich hiesige und benachbarte Wildschützen sehr gefreut, — betrübend aber ist es gewesen zu vernehmen, daß Enten und Schnepfen in der Hegezeit vom 1. März bis Ende Mai geschossen werden dürfen.

Mehrere Wildschützen.

---

* Moor = Kanal.

Das Großherzogthum Oldenburg könnte sich eine ergiebige Hülfsquelle durch Ziehung eines Kanals durch seine Torfmoore in die Hunte eröffnen. Der Kanal würde wenig oder nichts kosten, da er größtentheils durch den Torfstich gebildet werden könnte, wie schon früher in diesen Blättern gesagt ist. Ist er geschaffen, dann könnte Torf nach Bremen aus und ein gut Stückgeld eingeführet werden.

L.

Miscellen.

Als im Jahre 1061 in China eine Sonnenfinsterniß einzutreten hatte, benachrichtigten die Astronomen, daß sechs Zehntheile der Sonnenscheibe verdunkelt werden würden. Dieß geschah aber nur bei vier Zehntheilen. — Die Höflinge kamen nun in Staatskleidern heran, um den Kaiser zu beglückwünschen, indem der Himmel eine förmliche Abweichung von den Gesetzen der Bewegung zugelassen habe, und dieß der Weisheit der Regierung zur Ehre gereiche.

So weit haben wir es in der Schmeichelei noch nicht gebracht, und müssen noch von den Chinesen lernen. —

---

* Tagen baren Bremer Schnack.

Nurleßens konn ick mie nich länger dwingen,
ick moß in Plattdietscht Rätsel maken,
na Bremer Wiese ett so rut to bringen
dar glov'd ick woll mit klar to raken.
Wen man de Mäkelpeter mie nich kriegt;
se heet em upp Luttiensch in Recensent.
Datt ist den vacken gnog in ganz verdreiten Vent,
ett iß in rechten kiek um'n Ohrt,
de em goth schmärt, de kann upp em ok räken,
den helpt he mid datt dummste Tieg woll vohrt
unn lett em nich ganz lichte stäcken,
Watt geit mie awer de Krackehler ann:
um diße Fahsele ward he sick nich bemeien
de iß datt Schmärend jo nich wehrt,
unn fangt he denn doch an to kreien,
datt lat em dohn, he wart nich hört.
Wen he kien tagen baren Bremer iß
kann he mie ok nich mäkeln,
den wurdt, datt glov ick ganz gewiß,
sien ganze Schnack man Käkeln;
nu, lat ett dreien aß ett breit,
ick will so schnacken aß de Mund mie steit.
Dre Silven gäf' ick nu denn upp to rahn,
forr den, de Bremer Schnäcke kennt unn kann,
de kann et lesen unn ok recht verstahn,
den kummt dat Rahend denn ok nich suhr an.
Mien Ehrste Silve iß in allen Hiesern
unn vaken ock noch mehr aß ehn,
nm mie to rahn bruckst Du nich to Cullmisern
gah mann Trepp upp, wullt Du mie sehn.
Mien twed' und drudde iß kien grotet Dinck
ett loppt die aver ganz verdiewelt flink,
wult du emm watt, denn mak geschwind
he iß die annerst ahne Weg' unn Stäge,
die ut den Ogen aß de Wind,
datt glow mie, datt iß kiene Läge.
Mien Ganzet sinst du litjet unn ok grot,
unn läst du't denn man still gewehren,
denn hett bie em datt Kopen kiene Noth,
unn schall die ok kien Kind vertehren.
Harr ick datt nu upp Hodietsch seggt,
jawoll, datt harr woll ok konnt gahn.
Dar wart ett man ganz annerst denn uthlegt
unn wehr ok so nich to verstahn.

B.

Alte Sprüche und Sprüchwörter.

Aus „Paroe germanica" von Joh. Olorinus Variscus Magdeburg. 1606.)

Wir bauen Alle feste,
Und sind doch fremde Gäste,
Und wo wir sollen ewig seyn,
Da bauen wir gar selten ein.

Ein gesunder Leib,
Ein freundlich Weib,

Freund', einander gleich,
Sind ein Stück vom Himmelreich.

Vielmehr ersaufen im Becher, denn im Bache.

Trau' Gott, dir nicht, thu' dein's, bet' recht;
Hab' wenig Freund', fleuch Hohes, sey schlecht (schlicht);
Höre viel, red' kurz, schweig Heimlichkeit;
Weich' aus den Größern, die Gleichen leid';
Säum' nicht, lass' Kummer, Stolz veracht';
Duld' Böses, lob' Gott, dein End' betracht'!

Räthsel.

Die sieben Brüder.

Erster.

Der wahre Lutheraner, kann
Nichs ohne mich bestehn.

Zweiter.

Mich trifft Du bei den Juden an
Dort kann mich Jeder sehn.

Dritter.

Dem Catholiken nütze ich
Jedoch zur linken Hand.

Vierter.

Und ich vom Heiden niemals wich
Wie's allgemein bekannt.

Fünfter.

Den Türken nütz' ich, wie ihr wißt,
Da ward ich stets gewählt.

Sechster.

Bei dem, was evangelisch ist,
Hab' ich niemals gefehlt.

Siebenter.

Beim Reformirten trifft man wol
Mich an, zu allen Zeiten.
Das Ganze glänzt heut' wundervoll
Im Bäumchen, kannst Du's deuten?

K.

Gottesdienst.

Am ersten Weihnachtstage.

Namen der Herren Prediger.	Namen der Kirchen.	Anfang d. Predigt.
Hr. Pastor Prim. Passavant	U. L. Frauen	9 Uhr
Hr. Pastor Pauli.....	— — —	1 „
Hr. Past. Prim. Treviranus	St. Martini	9 „
unbestimmt.	— — —	12 „
Hr. Prediger Müller.....	St. Ansgarii	9 „
Hr. Dr. Krummacher.....	— — —	12 „
Hr. Pastor Primr. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Pastor Mallet.....	— — —	1 „
Hr. Pastor v. Hanffstengel	St. Pauli	9 „
Hr. Cand. Averdick.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Toel.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Hr. Pastor Meinerzhagen	Armenkirche	8 „
Hr. Pastor Probst.....	St. Johannis	7 „ Messe
Hr. Pastor Wemer.....	— — —	9 „ Hochamt
Hr. Pastor Probst.....	— — —	10 „ Predigt
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	8½ „
	— — —	12 „
	— — —	2 „

Am zweiten Weihnachtstage.

Hr. Pastor Capelle.....	U. L. Frauen	9 Uhr.
Hr. Pastor Pauli.....	— — —	1 „
Hr. Past. Prim Treviranus	St. Martini	9 „
Hr. Dr. Krummacher....	St. Ansgarii	9 „
Hr. Prediger Müller...	— — —	12 „
Hr. Pastor Prim. Müller	St. Stephani	9 „
Hr. Dr. Pleyer.....	— — —	1 „
unbestimmt	St. Pauli	9 „
Hr. Pastor v. Hanffstengel	— — —	1 „
Hr. Pastor Ulrichs.....	St. Remberti	9 „
Hr. Pastor Toel.....	— — —	1 „
Hr. Pastor Loose.....	St. Michaelis	9 „
Hr. Pastor Meinerzhagen	Armenkirche	8 „
Hr. Pastor Wemer.....	St. Johannis	10 „
	St. Petri Dom	6 „
	— — —	9 „
	— — —	1 „

Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen").

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönzen, Catharinenstraße № 36.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 103.

Bremen, Sonntag den 25. Dezember 1836.

Gestorben:

Nro. 1181. Den 18. Dez. Anna Kremers, 69 Jahr; Bleicherstraße Nro. 22.

— 1182. Den 20. — Des Schneidermeist. Ferdin. Rebbe Sohn, 8 Tage; Doventhorsdeich Nro. 23.

— 1183. Den 20. — Des verst. Matros. Joh. Frage Wwe., g. Söthus, 75 Jahr; Klosterstr. Nro. 16.

Nro. 1184. Den 21. Dezbr. Des Arb. Hinrich Gerhard Pape Tochter, 1¼ Jahr; gr. Fuhrleutestraße Nro. 31.

— 1185. Den 22. — Der Küper Hermann Heinr. Hartmann, 40 Jahr; Punkendeich Nro. 60.

Geburten:

Nro. 1500. Den 18. Dezbr. Ein Knabe.

— 1501. Den 20. — Des Landmanns Johann Theodor Klatte Ehefr., geb. Sanders, im Barkhof Nro. 1; von einem Knaben.

— 1502 u. 1503. Den 20. — Des Arb. Adolph Nolting Ehef., geb. Bredenkamp, Deneken-Gang Nro. 2 A; von Zwilling. (einem Knab. u. einem Mädch.

Nro. 1504. Den 21. Dezbr. Des Tischlers Gerhard Deneys Ehefr., geb. Schröder, hinterm Osterthorswall Nro. 56; von einem Knaben.

— 1505. Den 21. Dezbr. Des Küpers Burchard Tiemann Ehefr., geb. Meyhohm, Fedelhören; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 490. Der Maurergesell Hermann Reiners und Johanna von Bremen, Beide von hier.

— 491. Der Schirmfabrik. Aug. Jos. Gibon und Anna Christina Schmaal, Beide von hier.

Nro. 492. Der Cigarrenfabrikant Ernst Heinrich Bradtmöller hieselbst und Elisabeth Adelheid Welldrock aus Osterholz.

Einundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

Nro. 104.

Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 29. Dezember 1836.

Anzeige.

Mit dem ersten Januar 1837 beginnt der Bürgerfreund seinen zweiundzwanzigsten Jahrgang und die Unterzeichnete fühlt sich zum lebhaften Danke verpflichtet, einmal gegen ihre Abonnenten, die auch dem bald beendigten Jahrgange Nachsicht und Theilnahme schenkten, und zum Andern gegen die geehrten Gelehrten und Geschäftsmänner, die sie mit Beiträgen unterstützten.

Die Nachsicht der Ersteren weiß sie doppelt zu würdigen, wenn sie sich selbst sagen muß, wie sehr arm die gegenwärtige Zeit an Stoff ist, gegen die jüngst vergangene, wie die Verbreitung aller Arten Magazine mit den Localblättern in Concurrenz tritt, und wie noch so manches Andere hindernd auf freie literarische Bewegung einwirkt.

Um diese Nachsicht und Theilnahme bittet sie — namentlich ihre lieben Mitbürger — auch bei dem nächsten Jahrgange und glaubt — gestützt auf die Zusagen vieler würdiger und gediegener Mitarbeiter und im frühzeitigen Besitz geachteter Journale des In- und Auslands auch diesen zweiundzwanzigsten Jahrgang würdig und befriedigend ausstatten zu können.

Der Preis bleibt wie bisher, praenumerando 36 Grote per Quartal, oder 2 Rthlr. für den Jahrgang; die Beilagen der Geburts- Proclamations- und Sterbelisten 8 Grote per Quartal.

Auswärtige wollen Bestellungen auf den Bürgerfreund bei ihren resp. Postämtern oder Buchhandlungen abgeben.

Die Redaktion.

Nach Worten bebend meine Lippen suchen,
Ich möchte sprechen und ich kann es nicht!
Das schlimme Wort, bereit schon Dir zu fluchen,
Stirbt auf den Lippen! — Eine Thräne bricht
Aus meinen Augen glühend heiß sich wieder,
Und Segen fleh' ich auf Dein Haupt hernieder.

Hugo Hagendorf.

Ihr Sieg.

Dich sah ich nur, und gleich war ich gefangen,
Gefesselt ganz von Deiner Huldgestalt!
Ach, auf der Stirn, auf Lippen und auf Wangen,
Im dunkeln Auge, welche Allgewalt!
Ich liege hier in all' den holden Ketten,
Und darf und kann und will mich nicht erretten!

Du aber kannst's, Du kannst mir Rettung geben,
Doch nur, um fester mir das Band zu zieh'n!
Denn, seit ich Dich gesehen, kann mein Leben,
Und gält' es Tod, von Deinem nimmer flieh'n!
Drum, holdes Weib, Du kannst mich nur erretten,
Um fester mich, um ewig mich zu ketten!

Doch willst Du nicht der Sehnsucht Blick verstehen,
Und achtest Du Nichts der reinsten Liebe Schmerz,
Drang nimmer noch des Mitleids süßes Wehen,
In Dein geliebtes, in Dein grausam Herz,
O dann, o dann, so sieh mich still vergehen,
Doch meine Liebe selbst im Tod bestehen!

Ich feire Dich mit meiner höchsten Gabe,
Begeistert Dich im hochberauschten Lied,
Ich weihe Dir, was ich nur Schönstes habe,
Ich opfre Dir, was mir ein Gott beschied,
Ja, holdes Weib, und selbst, willst Du mich hassen,
Ich will für Dich im herbsten Tod erblassen.

Otto v. Deppen.

Die Belagerung von Jerusalem.

(Fortsetzung.)

Wäre das Geschrei der Kämpfer, das Getöse der Waffen nicht unmittelbar am Schlosse und allzu lebhaft gewesen, so würde er durch das Gehör haben urtheilen können, in welches von den tiefer liegenden Gemächern Simon und sein Begleiter getreten seyen. Allein, durch das Getümmel der Belagerung war dieß unmöglich gemacht.

Die Neugier Jose's wurde nicht vermindert, als nach einer längern Pause der Schließer allein zurückkehrte, und wie es schien, ohne sein Schlüsselbund. Er ging über den Hof und ließ die Thür offen, durch welche er vorhin mit Simon hineingetreten war.

Von nun an aber zeigte sich nichts mehr, was Anlaß zu Vermuthungen hätte geben können. Eine Stunde mochte verronnen seyn, wenigstens hatte der Diener bei der Wasseruhr, einem Römischen Zeitmesser, der in dem Haupthofe stand, schon zwei Mal gerufen, und die Dämmerung wollte einbrechen. Jose war im Begriff seine Warte zu verlassen, um wo möglich nach Hause zu gehen, wenn er beim Rückwege den Kriegern, die ihn zur Arbeit genöthigt hatten, ausweichen konnte, als sich ein Thier unten zeigte, dessen Ankunft unsern Freund unwiderstehlich festhielt. Die braune Farbe, die Größe, die kurze Ruthe und die abgeschnittenen Ohren, die Manieren des Hundes, der sich im Hofe zeigte, stimmten ganz mit dem Aeußern und den Gewohnheiten Löwe's überein. Er senkte den Kopf und ging auf drei Beinen, das vierte in die Höh' haltend, bis an die geöffnete Thür, besann sich dort und hinkte wie vorher zurück, ganz wie Löwe zu thun pflegte, wenn er auf einen engen Raum beschränkt war. Jose wollte dennoch Gewißheit haben, ob dieß sein Hund sey oder nicht. Er wollte ihn rufen. Allein, glücklicherweise unterließ er dieß, denn Löwe würde den Thurm angeheult oder angebellt haben — und in diesem Augenblicke kam Simon zurück. Den Hund aber schien Jemand zu locken, denn er rannte an dem Tyrannen vorüber und wieder in dieß Gebäude. Simon schloß dann die Thür ab, durchschritt den Hof und schlug die zweite Pforte gleichfalls hinter sich zu. Jose hegte keinen Zweifel, daß er den Aufenthalt Judith's entdeckt habe. Er wußte wenigstens den Flügel des Schlosses, in dem sie gefangen gehalten wurde, und sah, daß er sich nicht geirrt hatte, wenn er Simon den Raub des Mädchens zuschrieb. Es galt jetzt, zu erfahren in welchem Gemache die Jungfrau war, und sich mit ihr auf irgend eine Weise in Verbindung zu setzen.

Es wurde dunkel, und sie müsse doch Licht anzünden, meinte Jose — allein, die Nacht kam und keins der Fenster ward erleuchtet. Draußen auf den Mauern und um dieselben wurde Alles

ruhig, Wachtfeuer leuchteten, Soldaten riefen einander von Zeit zu Zeit an, auf der Zinne hatte sich Jose emporgerichtet, denn von unten konnte ihn Niemand mehr erkennen — aber noch immer blieb er in Ungewißheit in welchem Zimmer sich Judith befinden möge. Endlich suchte er ihre Aufmerksamkeit durch einen Gesang auf sich zu ziehen, den sie oft von ihm gehört hatte. Dringt meine Stimme an ihr Ohr, dachte er, so muß sie wissen, wer ihr nahe ist und mir ein Zeichen geben. Er fing an ein Lied vorzutragen, dessen Verse also lauteten:

So lang' hab' ich um Dich geworben,
Du schöne Idumäerinn,
Ich weihte Blumen Dir und Wünsche,
Doch nimmer beugt' ich Deinen Sinn.

Ich weihte Wünsche Dir und Blumen,
Du zogst in meines Feindes Haus,
Und trostlos floh ich in die Wüste
Und übern Jordanstrom hinaus.

Rings um mich liegt das Felsgebirge
Und unter mir das todte Meer,
Mit gift'gem Athem dräut das Wasser,
Der Araber mit blut'gem Speer.

Und in der Nacht durchirrt die Wüste
Der Ungeheuer zahllos Heer,
Ich sitz' am Schwefelsee und blicke
Trostlos hinab ins todte Meer.

Nach jeder Strophe lauschte Jose, doch nichts ließ sich vernehmen. Entweder hörte ihn Judith nicht, oder sie dachte auch einem Andern könnte das Lied bekannt seyn. Um sich völlig erkennbar zu machen, pfiff er dem Hunde und that dieß ebenfalls mit einer besondern und ihm eigenthümlichen Art.

Es erfolgte keine Antwort.

26.

Judith blieb bis gegen den Abend in ihrem Gemache, von Sorgen erfüllt, wie wir erzählten wegen des Schicksals ihrer Aeltern. Niemand kam, auch nur um ihr Speise zu bringen, es schien als habe man ihrer bei den neuesten Ereignissen gänzlich vergessen. Endlich, als der Einbruch der Nacht nicht mehr fern war, erschien Simon mit seinem Vertrauten und führte das Mädchen aus dem Zimmer hinweg, einige Gänge des Schlosses hindurch, einer Treppe zu, die er der Jungfrau hinab zu steigen gebot.

Willst Du mich endlich wieder in Freiheit setzen? — fragte Judith von eben so viel Hoffnung als Furcht erfaßt — Oder willst Du mir nicht wenigstens sagen, ob die Straße, wo meine Aeltern wohnen, von den Römern gestern eingenommen wurde?

Undankbares Mädchen, — entgegnete Simon — Deiner Sicherheit wegen bringe ich Dich in einen Theil der Burg, der dem feindlichen Wurfgeschütze unzugänglich ist. Sicher und unverletzt will ich Dein theures Leben erhalten, ohne mich wärst auch Du umgekommen, wie hunderte am gestrigen Tage und durch die Schrecken der letzten Nacht!

So ist das Haus meiner Aeltern, die Gasse, wo sie wohnten, erobert? schrie Judith auf.

Verbrannt sogar! — entgegnete der Tyrann — Preise Dich glücklich, daß Du dem Verderben durch meine Fürsorge entronnen bist. Die Deinen traf das Schicksal.

Simon beabsichtigte durch diese grausame Lüge, die Jungfrau fügsam zu machen. Und in der That schien es, als ob von dem Augenblicke an, wo ihr die Schreckensnachricht wurde, jede Kraft aus ihr gewichen sey. Ohnmächtig ließ sie sich von den Männern fortbringen bis in das Gemach, das ihr angewiesen wurde. Hier stürzte sie sich nieder und reichliche Thränen und Wehklagen ergossen sich. Selber der Hund schien etwas von ihrem Schmerze zu begreifen und schmei-

chelte unruhig und unbeachtet der Herrinn. Simon aber schickte den Schließer hinweg und blieb allein bei dem Mädchen, dessen Schmerzensausbrüche er eine Weile hindurch ansah, dann versuchte er zu trösten.

Aber Judith vernahm kein Wort. Sie rang die Hände und rief: — Mein Vater, meine liebe, treue Mutter!

Gieb Dich zufrieden, — sprach Simon — ich will Dir Vater und Mutter seyn. Mein Herz liebt Dich mehr als Vater und Mutter jemals Dich lieben konnten. Richte Dich empor, fasse Muth. Es ist das Gesetz der Natur, daß Aeltern vor den Kindern dahinsterben, ich will Dir Ersatz seyn für ihre Sorgfalt und Treue.

Das Mädchen beachtete diese Worte aber so wenig als frühere Reden. Sie weinte und schluchzte. Endlich sprach sie: — Weißt Du es denn so gewiß, daß sie todt sind? Können sie nicht gerettet seyn durch die Flucht oder durch die Menschlichkeit der Sieger?

Simon lachte: — Ich weiß es bestimmt. Nathan Ben Ruben sammt seinem Weibe wurde unter den Trümmern seines brennenden Hauses begraben. Aber wär' er auch dem Feinde lebendig in die Hände gefallen — ich muß lachen, wenn Du die Menschlichkeit der Sieger erwähnst — so wäre er nur der einen Todesart, nicht dem Tode entgangen.

Das Mädchen antwortete nur durch Ausrufe des innigsten Herzleides. Simon fuhr fort: — Darum ermanne Dich. Vergiß die Todten und schließe Dich an den Lebendigen. Zeige Dich endlich meinem Wunsche geneigt, vergilt Liebe nicht ferner mit Haß und Dein Herz soll nicht einsam seyn in der Welt. Größer und heiliger ist die Liebe, die freiwillig dargebracht wird als jene, die wir mit den Thieren gemein haben; denn auch das Rebhuhn liebt seine Jungen und der Pelikan rupft sich die Federn von der Brust, damit er seine Brut sanft bette. Ich will Dich groß machen vor Deinen Gespielen, Du sollst die Erste seyn des Reiches, welches Gott durch mich auf Erden begründen will. Laß ab vom Grame und schließe Deinen Busen für süßere Regungen auf.

Simon beugte sich zu dem geängstigten Mädchen herab und umfaßte sie. Judith konnte ihm nicht widerstehen, er hob sie zu sich empor und versuchte brennende Küsse auf das bleiche Antlitz zu pressen. Da sprach sie: — Ich will Dein seyn, freiwillig und ungezwungen, denn was nützte mir der Widerstand. Ich will Dein Weib werden. Allein laß mich diese Nacht hindurch um meine Aeltern trauern, damit ich mich sättige an meinem Grame. Wenn Du morgen kommst, so will ich Dich gern und freundlich empfangen.

Hold erklang Simon diese Rede und entzückt verschlang sein Ohr jede Sylbe. Er ordnete sorgfältig die Geräthe des Gemaches, stellte Speisen und Wein zu recht, glättete den Teppich und zündete die Lampe an, gefüllt mit wohlriechendem Oele. Alle Gegenstände, die Judith in der vorigen Wohnung zurückgelassen hatte, holte er herbei. Als er sich entfernen wollte, fragte das Mädchen: — Wo ist der Hund?

Im Hofe auf der andern Seite des Gebäudes. Entferne das Thier, es wird Dir lästig werden.

Nur diese Nacht noch soll es bei mir bleiben, — sprach Judith — dann bedarf ich des Hundes nicht mehr.

Simon ging. Die Jungfrau rief Löwen zu sich zurück. Die Thüren des Hofes, über welchen Simon schritt, verschloß der Tyrann, Judith's Gemach blieb offen.

(Die Fortsetzung folgt)

Was hieß zu Ludwig XVI. Zeit in Paris eine herrliche Rouerie?

(Beschluß.)

Unsre Eleganzs jener Zeit wendeten übrigens noch schlechtere Mittel an, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen.

Ein Herr, bekannt genug durch seine Thorheiten und Epigramme, den ich aber nicht nennen will, kam eines Tages mit blassem Gesicht und ängstlicher Miene zu seiner Frau.

„Sind Sie krank?"

„Nein!"

„So haben Sie Verdruß?"

„Wer hat den nicht?"

„Dann will ich denselben mit Ihnen theilen!"

„Warum das? Indessen . . . . wahrhaftig! ich hätte Ihnen gern einen heftigen Schmerz erspart; allein die Nothwendigkeit — —."

„Was ist Ihnen begegnet?"

„Mir ist nichts begegnet, wohl aber Ihrem Bruder!"

„Dem Grafen B . . .! Was hat er denn gemacht?"

„Was wir Alle machen, Schulden und Thorheiten. Darunter befinden sich aber so seltsame — —."

„Verschweigen Sie mir nichts; ich beschwöre Sie darum!"

„Nun," fuhr der Marquis von P . . . fort, „Ihr Bruder hat vorgestern zu Marly 100,000 Franken verloren!"

„Großer Gott!"

„Es ist ihm noch schlimmer gegangen!"

„Hat er gestohlen, gemordet?"

„Gemordet, nein. — Er begab sich zu Herrn Colin de Saint-Mark, einem reichen Finanzmanne, dessen Bekanntschaft von Nutzen ist. Man führte ihn in dessen Kabinet, wo der Sekretär offen stand, und Ihr Bruder erblickte darin ein Packet Kassenbillets mit „100,000 Franken" etikettirt. In Betracht der häufig von Herrn Colin gemachten Erbieten, ihm zu dienen, nahm der Graf das Packet und ließ dafür eine Schuldverschreibung zurück. Der Graf glaubte nichts Unregelmäßiges gethan zu haben: allein der Finanzmann schrieb ihm in Ausdrücken . . . . drohte, kurz, wenn ihm Ihr Bruder die 100,000 Franken im Laufe des Tags nicht wiedergiebt, so ist er im Stande, nach Versailles zu laufen, und dort den Inhalt seines insolenten Briefs zu wiederholen. Ihr Bruder hat 40,000 Franken zusammengebracht, wozu ich noch 10,000 Andere gelegt habe; allein der Rest konnte nicht aufgetrieben werden!"

„Würde es Ihnen mißfallen, wenn ich meine Diamanten aufopferte?"

„Da kennen Sie mich schlecht; ich wollte Ihnen eben dasselbe vorschlagen!"

„Hier sind sie; verpfänden Sie dieselben. Sie können leicht 50,000 Thaler werth seyn."

„Ich nehme nicht mehr, als nöthig ist!"

Der Marquis von P... entfernte sich mit dem Schmucke, den er in zwei Hälften theilte, wovon die Eine der Wucherer und die Andere eine Schauspielerinn bekam. Kaum war er aber fort, als der Graf von B... mit heiterer Miene zu seiner Schwester eintrat, die sich über seine Lustigkeit wunderte und ihm deßhalb Vorwürfe machte.

„Haben Sie nicht," sprach sie, „eine sehr schmachvolle Handlung auf Ihrem Gewissen?"

Herr von B . . . verlangte wegen dieser Worte eine Erklärung, welche ihm seine Schwester gab.

„Madame," begann der Graf im gerechten Zorn, nicht ich, sondern Ihr Gatte ist ein Gauner. Zuverlässig hat er die Kassenbillets bei Colin genommen und ihre Diamanten gestohlen!"

Diese Vermuthungen bestätigten sich wirklich; der Marquis weigerte sich aber, dem Grafen Rechenschaft zu geben, und machte aus der Sache einen Scherz. Zur Schande unserer Sitten muß ich gestehen, daß man diesen Schwindel allgemein köstlich fand.

Im Schlosse herrschte jedoch eine andere Meinung; der König ließ dem Marquis den Hof verbieten und befahl, die Diamanten der jungen Frau wieder zu geben. Die Schauspielerinn sandte aber schon früher, sobald sie die Schändlichkeit erfuhr, sogleich die Steine zurück, und verschloß dem Marquis ihre Thür. — Ich spreche wenig von den Schauspielerinnen, will aber bei dieser Gelegenheit doch ein Abenteuer der göttlichen Contat mit dem Marquis von G . . . erzählen.

Die schöne Schauspielerinn liebte ihn außerordentlich, wie es hieß. Eines Tags sah sie den glücklichen Marquis mit einer fast weinerlichen Miene zu sich kommen. Mademoiselle Contat fragte ihn nach seinen Leiden, er schwieg, und sie drang desto mehr auf Antwort. Endlich gestand er, daß er am vorigen Tage sein ganzes Eigenthum und außerdem zehntausend Livres verloren habe. Die Strenge der Spielgesetze verlangte aber, daß Jedermann seine Schuld in 24 Stunden bezahlen muß, wenn er nicht für ehrlos gelten wollte.

„Wenn's weiter nichts ist," begann die Schauspielerinn, „so kann ich sie leicht retten. Hier sind meine Juwelen; lassen Sie sie taxiren und geben Sie mir davon wieder, was Sie nicht brauchen!"

Der Marquis fiel vor seiner Dulcinea auf die Kniee, nahm ihr Erbieten an, ging zu einem Juden, der ihm 23,000 Franken gab, und schrieb hierauf an Fräulein Contat:

„Meine Schönste, der Ungläubige, der noch am honnetesten unter dieser Canaille ist, hat mir nur 14,000 Franken für ihr Geschmeide gegeben. Ich sende Ihnen also nichts zurück, da ich wenigstens 18,000 Livres brauche. Nehmen Sie mein Herz dafür, ein Pfand, auf dessen Zurückgabe ich verzichte."

Die letzte Wendung gefiel und machte das Undelicate des Verfahrens vergessen. Unterdessen eilte der Marquis zu einer Frau, deren Name meine Feder nicht besudeln soll, und kaufte von ihr für 2000 Thaler ein junges Mädchen. Hierauf begab er sich wieder zur Contat und sagte ihr, daß einer seiner Freunde, der von einer Art Bauermädchen sehr eingenommen sey, diese ein wenig nach der Welt gebildet zu sehen wünsche. „Würden Sie die Erziehung wohl übernehmen?"

Mademoiselle Contat ließ sich abermals täuschen und nahm den Vorschlag an. Man brachte ihr die Dirne, welche, von der Schauspielerinn unterrichtet, eine allerliebste Tournüre bekam. Als die Sachen so weit gediehen waren, näherte sich eines Tags die alte Kupplerinn in den Tuillerien der Contat und fragte sie, was Aspasia mache.

„Welche Aspasia?"

„Die neueste Mätresse des Marquis von G . . ., die er bei Ihnen in Pension gegeben."

„Ja so; aber die gehört dem Herzoge von Fronsac."

„O lieber gar! ich weiß Alles; ich habe ja dem Marquis das Mädchen verkauft, und weil er nicht bei Gelde war, so hat ihm die alte Mätresse ihre Diamanten dazu geben müssen, in der Meinung, sie bezahle für ihn eine Spielschuld."

Die Hölle schien sich unter den Füßen der Schauspielerinn zu öffnen; sie wäre fast vor Entrüstung gestorben. Sobald sie sich wieder zu Hause befand, wies sie der Aspasia die Thür und schrieb einen so kräftigen Brief an den Marquis, daß er ihr Tags darauf eine Schuldverschreibung schickte, die dem Werthe der Diamanten gleichkam. Ma-

demoiselle Contat legte diese auf den Sims ihres Kamins in ihrem Salon, wo ihre zahlreichen Besucher dieselbe täglich sehen konnten, und der Marquis wurde auch dadurch gezwungen, sie einzulösen.

Solche Geschichten könnte ich in Ueberfluß erzählen; denn die Verderbniß am Hofe war sonder Gleichen.

---

* Um Aufklärung wird gebeten.

Ein Buch betitelt: „Cythere'ns Zaubergürtel" tritt in blauer Druckfarbe, um groß zu scheinen, auf die Almanache, Taschenbücher, Stahlstiche ꝛc. ꝛc., und kündiget sich als: Fest-Schmuck für Bremens edle Frauen an. Was ist solches für edle Frauen, die nicht in Bremen wohnen, und für unedle Damen. Zu Letztern zählt das Buch doch nicht Diejenigen, die ohne auf Stahlstiche zu klettern, schon höher stehen, als daß sie den Zaubergürtel bedürften!

Warum bezieht unsere Kavallerie noch keine Thorwachen? Und könnte den Armenvögten nicht auch die Aufsicht über die Straßenpolizei übertragen werden, da sie doch stets die Bettelei zu hindern auf den Straßen seyn müssen? Letzteres würde bei der neu zu errichtenden Polizei eine Ersparung bewirken.

Wenn in unserm Adreßbuche über die Spalten deren Inhalt, wie es bei den Diktionairen geschieht, gesetzt würde, so gewährte dieses eine Erleichterung beim Aufsuchen.

---

* Man lese.

Zeitungs-Redakteure thun wohl, die Artikel, welche sie aufnehmen wollen, selber zu lesen; sie können sonst leicht in Verdrießlichkeiten verwickelt werden, besonders wenn sie einen solchen Artikel widerlegen. Sie sehen sich dann genöthiget, eine Widerlegung zu geben, wie wir neulich wegen der Einschiffung von 12,000 bis 15,000 Soldaten zu Bremerhaven gesehen haben, welche die Dorfzeitung bekannt machte, indeß einige Zeilen weiter die Einschiffung bestätigte, und hinzufügte: ein Kunsthändler aus Leipzig habe solche auf Bilderbogen einschiffen lassen. Ob der Dorfzeitungs-Redakteur etwas über die doppelte Widerlegung sagen wird, haben wir zu erwarten.

Die Nordamerikaner in den vereinigten Staaten, welche einen König haben wollen, werden ersucht, vorab den 4. bis 18. Vers des ersten Buches Samuelis zu lesen.

---

* Dem Einsender, „Lesefrüchte" Nr. 101.

Dem Fliegenschwarm ist's gleich, so haben wir gesagt,
Wie er ohn' Unterschied keck jeden Stoff benagt;
Er fliegt zum Pegasus wie zu der todten Mähre,
Daher auch widerlich, das Summsen solcher Chöre.
Verstanden hast Du's nicht, das leuchtet uns wol ein,
Du frägst nicht nach dem Sinn, nur ob die Wort' im Reim.
Quäl' nicht umsonst Dich ab, und such' den rechten Fleck,
Dein Fliegen-Naturell wählt doch zum Sitz den Dreck.
Mit solchem Lärm wie Du gehn wir zwar nicht im Schritt,
Doch stolpern wir dafür auch nicht bei jedem Tritt.
Längst hat, Du warst es werth, Dich Pegasus zertreten
Der Vorzug bleibe Dir, Du hast ihn auch vonnöthen.
Solch nachgeäfftes Werk, das magst Du hiermit wissen,
Wird von dem Pegasus im Wege Rechts — begriffen.

Eile mit Weile.
X † Z.

---

* An den Herrn B., de den tagen baren Bremer Snack makt hett.

Dat hett mi ganz verdiewelt freit,
Dat 't anner Minschen ok so geit:

Dat se mal Plattdütsch snacken mäht,
Un ok en Word to schriewen weht.
Drum rahd' ick die gliek mit Pleisehr
Dien Word, dat dat Bönhase wehr. —

Kannst Du wat upgew'n, kannst Du ok
Wat rahn, Du bist forwahr so klok;
Wenn Du man wullt: drum nu mal liß,
Un segg mi, wat dit Word woll is.

It is in Mann, de 's lange boot,
De was bi sien Läwdage goht,
He leht vort Beste gern sien Läwen,
Drum is he 'n Hilgen wurn in'n Häwen.
Ok nah sien Dood' he 't noch verfteiht,
Dat he veel Go's den Kinnern deit.
Du meenst, dat wuß man em woll Dank;
In Bremen awerst mon mit Stank:
Den halwen Namen nehm wi 'n baar
Un makt em to'n Verbräker gar!

Nu segg mi: wat is dit for'n Mann;
Krakehlers gaht us gar nich an. —

Baurmeister.

Alte Sprüche und Sprüchwörter.

(Aus „Paroe germanica" von Joh. Olorinus Variscus Magdeburg. 1606.)

Wenn dich deine Feinde ergrimmet hohn,
So rede mit Niemand davon,
Das Reden macht dein Groll noch größer,
Dein Feind bleibt Feind und wird nicht besser.

Pfennigsalbe *) Wunder thut,
Hellet manchen trüben Muth.

Singen und Sagen und — Kalbeshäut'
Nähren gar viel dummer Leut.

Welcher Mann den Frauen dienen will,
Der gelob' ihnen wenig und halt ihnen viel.

Wenn der Reiche dem Armen längt,
Und wenn der Weise dem Narren sein Gut abdrängt,
Und der Volle dem Hungrigen nicht will speisen,
Und wenn die Gelehrten und Schriftweisen
Den Laien böse Ebenbild vortragen,
Und wenn der Vater über das Kind wird klagen,
Und der Herr nicht befried't seinen Bauersmann:
So hebt sich der Christen Unglück an. **)

Nichts Unnützeres auf dieser Welt
Denn Einer, der sich an die Thüre stellt,
Die Arme schläget in einander,
Und sieht die Leute vorüber wandern,
Und steht also den ganzen Tag;
Solchen Faullenzer St. Veit erschlag'!

Hätt' Jeder seine Augen auf sich,
Und thät' seine Arbeit emsiglich,
Und dächte zu Zeiten an sein End',
Viel besser es auf Erden ständ'.

Es sey der Alt', es sey der Jung',
Wessen Leben ist ohne Ordenung,
Der verliert auch die Gerechtigkeit,
Und geräth in Zaghaftigkeit.

Sey guten Muths, hemm' deine Klag';
Gott giebt noch aus dem ersten Sack.

Böse bei Guten thut Gott leiden;
Wir finden Kohlen bei weißer Kreiden,
Werg und Bast bei linder Seiden,
Feigenbaum bei bittern Weiden.

---

*) Scherzhaft statt Gold.

**) Das heißt also immer. Das Ganze ist eine grelle Schilderung des Weltlaufs.

Hierbei als Beilage: „Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen der Stadt Bremen").

A. Daeves, Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße № 26.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 104.

Bremen, Donnerstag den 29. Dezember 1836.

Gestorben:

Nro. 1186. Den 22. Dezember. Des verst. Weinküpers Joh. Christ. Bolte Wittwe, geb. Frölken, 82 Jahr; Pröven.

— 1187. Den 22. — Meyer todtes Mädchen.

— 1188. Den 23. — Des verst. Joh. Friedr. Lunsemann Wittwe, geb. Kleemeyer, 74 Jahr; Armenhaus.

— 1189. Den 23. — Des Arb. Joh. Evangelist Schnabel Tochter, 3 Jahr; Lahrmanns-Hof Nro. 3.

— 1190. Den 24. — Der Landmann Herm. Brockwehl, 86 Jahr; Rosenkranz Nro 22.

— 1191. Den 25. — Des Consumtions-Einnehmers Joh. Herm. Wilh. Gehle Ehefrau, geb. Schaffmeyer, 55 Jahr; am Doventhor.

Nro. 1192. Den 25. Dezb. Des verst. Schneiders Albert Cordes Wittwe, geb. Bernhardt, 76 Jahr; gr. St. Johannisstraße Nro. 6.

— 1193. Den 26. — Des Arb. Heinr. Wilhelm Landre Sohn (todtgeboren); Buntenthorssteinweg Nro. 251.

— 1194. Den 26. — Des Cigarrenmachers Friedr. August Geiken Ehefr., geb. Ficken, 29 Jahr; Brüggemanns-Gang Nro. 3.

— 1195. Den 27. — Des Arb. Adolph Nolting Tochter, 7 Tage; Dencken-Gang.

Geburten:

Nro. 1506. Den 21. Dezember. Des Instrumentenmachers Caspar Huber Ehef., geb. Everding, hinterm Paulsberg Nro. 23; von einem Knaben.

— 1507. Den 21. — Ein Mädchen.

— 1508 und 1509. Den 21. — Des Dr. juris und Obergerichts-Anwalds Heinrich Gerhard Heincken Ehef., geb. Poll, Wegesende Nro. 20; von Zwillingen, einem Knaben und einem Mädchen.

— 1510. Den 22. — Ein Knabe.

— 1511. Den 22. — Des Arb. Joh. Ald. Eggers Ehef., geb. Schumacher, Buntenthorssteinweg N. 24; von einem Knaben.

— 1512. Den 23. — Des Kupferschmiedeamtsmeisters Hermann Johnßen Ehefrau, geb. Forster, Osterstraße Nro. 42; von einem Mädchen.

— 1513. Den 23. — Des Waarenagenten Ludewig Wilkens Ehef., geb. Herkloß, Contrescarpe N. 4; von einem Mädchen.

— 1514. Den 23. — Des Cigarrenmachers Conrad Ludewig Hoppe Ehef., geb. Runge, Löschen-Hof Nro. 12; von einem Knaben.

Nro. 1515 und 1516. Den 23. Dez. Des Seilers Joh. Heinr. Diedrichs Ehefrau, geb. Howe, Hastedt; von Zwillings-Töchtern.

— 1517. Den 23. — Des Stuhlmachers Johann Hinr. Meyer Ehefrau, geborne Hanefeld, Buntenthorssteinweg Nro. 175; von einem Mädchen.

— 1518. Den 23. — Des Stuhlmachers Conrad Schulenburg Ehefrau, geborne Meyer, kl. Helle Nro. 30; von einem Knaben.

— 1519. Den 25. — Des Malers Gustav Christoph Bleidorn Ehefrau, geb. Möller, alten Steinweg Nro. 88; von einem Mädchen.

— 1520. Den 25. — Des Arb. Franz Carl Hartmann Ehefrau, geb. Harting, Götz-Hof Nr. 1; von einem Mädchen.

— 1521. Den 26. — Des Hökers Johann Hinr. Sachse Ehefrau, geborne Ahlers, gr. St. Johannisstraße Nro. 35; von einem Knaben.

— 1522. Den 26. — Des Arb. Heinr. Wilh. Landre Ehefrau, geborne Krumme, Buntenthorssteinweg Nro. 251; von einem todten Knaben.